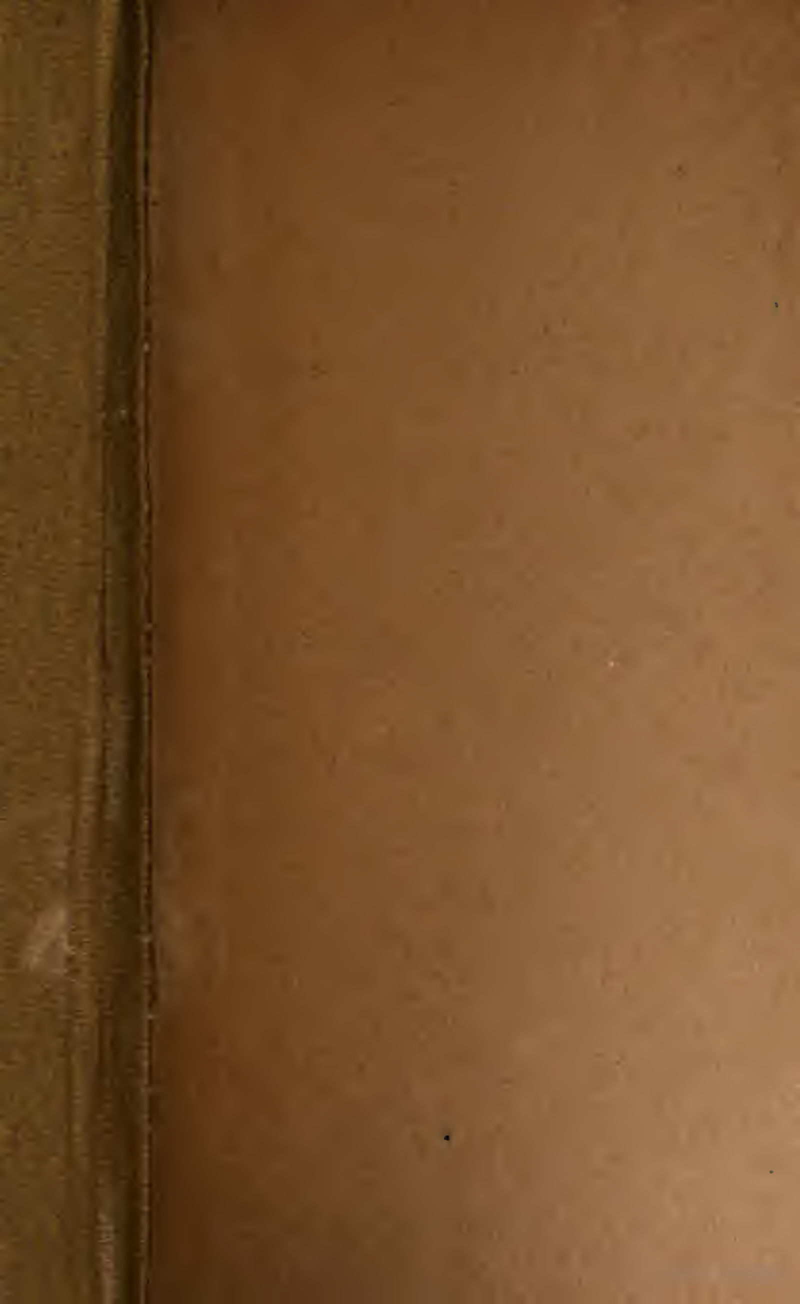
AUS DREI JAHRHUNDERTEN: VORTRÄGE AUS DE NEUEREN DEUTSCHEN...

Karl Theodor von Heigel





Aus drei Jahrhunderten.

Vorträge aus der neueren deutschen Geschichte

von

Dr. Karl Theodor Heigel
a. o. Professor der Geschichte an der k. Universität München.

Wien, 1881.
Wilhelm Braumüller
k. k. Hof- und Universitätsbuchhändler.

Vorwort.

Die hier vereinigten Vorträge hatten die Bestimmung, ein gebildetes Publikum mit einigen und anderen bemerkenswerten Ergebnissen der neuesten Forschung bekannt zu machen. Da die Abhängigkeit des Vortragenden von Zeit und Zuhörern sowohl auf die Wahl des Stoffes, wie auf Form und Colorit der Darstellung Einfluß übt, lassen sich vom Standpunkt des Gelehrten gegen diese Art historischer Erzählung Bedenken erheben, um so gewichtigere, wenn das Gesprochene durch den Druck der vollen Oeffentlichkeit übergeben und für eine größere Spanne Zeit erhalten wird. Andererseits bin ich mir des streng wissenschaftlichen Strebens bewußt, das mich bei den Vorstudien, bei Sammlung, Sichtung und Bearbeitung des Materials geleitet hat. Während der Maler bei aller Rücksicht auf die Aehnlichkeit eines Porträts doch in erster Linie sein künstlerisches Gewissen zufriedenstellt, wird der Historiker über dem Wunsche, die Theilnahme für seinen Vorwurf zu erwecken und zu fesseln, nun und nimmer die Wahrhaftigkeit verletzen dürfen. Er legt die allgemeinen Zustände dar und zeigt, was der Mann bei solchen Verhältnissen

aus sich zum Vortheil oder Nachtheil des Allgemeinen zu machen wußte. Um es mit dem unübertrefflichen Worte Ranke's auszudrücken: „Der Historiker versucht, die Biographie zur Geschichte zu erweitern". Ob mir die Lösung einer so ernsten Aufgabe in gefälliger Form gelungen ist, muß ich dem Urtheil der Leser überlassen. Mein Wille war's!

Der Verfasser.

Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg.

Nicht in der Geschichte der Genesis unserer Erde allein, auch in der Völkergeschichte ist die „Katastrophen-Theorie" unhaltbar geworden. Die moderne Naturwissenschaft begnügt sich nicht mehr mit der Erklärung, daß nur die Laune einer übernatürlichen Macht an gewissen Wendepunkten die lebenden Organismen vernichte und Festes und Flüssiges nach einer anderen Ordnung scheide, auf daß eine völlig neue Schöpfung beginne. Und wie die Geologie, sucht auch die wissenschaftliche Historie, d. h. die historische Kritik, in allen überlieferten Thatsachen Ursache und Wirkung. Ueberraschungen gibt es nur für die Zeitgenossen — natürlich mit Ausnahme der Diplomaten! Dem nachgeborenen Geschlecht zeigt sich die von langer Hand vorbereitete Intrigue, das Triebwerk der gewollten Mittel und mechanischen Gewalten, Ursache und Wirkung. Solch ein Blick hinter die Coulissen des Welttheaters ist für das Gemüth oft schmerzlich, aber heilsam. Denn die Wunden, welche die Wahrheit schlägt, sind nicht Verlust, sondern Gewinn an Lebenskraft. Ja, nur indem wir uns von der wahren Natur der wirkenden Kräfte in der Weltgeschichte überzeugen, können wir uns mit der Erfahrung aussöhnen, daß der Erfolg oft hinter berechtigten Erwartungen zurückbleibt, daß der Vortheil des Einen der Nachtheil des Andern, daß kein Fortschritt ohne Opfer möglich ist.

Mit dieser allgemeinen Betrachtung rechtfertigt sich mein Wagniß, ein Bild ohne Licht zu entrollen. Mögen Andere glänzend

glänzende „Werke und Tage" schildern, auch die Betrachtung über Entwickelungsepochen ist für die Enkel von kathartischem Werth.

Kein Fortschritt ohne Opfer!

Spanien erschöpfte um der Entdeckung der neuen Welt willen die ganze Fülle seiner Kraft, Frankreich blutete für eine einförmigere und einfachere politische und gesellschaftliche Ordnung in der Revolution, Deutschland für die Befreiung des Geistes von der kirchlichen Autorität in den Religionskriegen. Wie einfach und klar und berechtigt erscheinen diese Forderungen und wie barbarisch war der Kampf um sie! Man ruft nicht ungestraft für Ideen die Erinnyen auf!

In den hier absolutistischen, dort ständischen Neigungen der Katholiken und Protestanten lag auch ein politischer Gegensatz von Anfang an; in der Folge, in der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges bildete sich dieser immer schärfer aus, das religiöse Princip wurde vom dynastischen Sonderinteresse verdrängt. Selbstsucht und Uneinigkeit der Fürsten schaden gleich sehr ihrer Sache und kommen nur dem Fremden zu gute. Das furchtbare Wort Mazarin's: „La guerre purge la France de ses mauvaises humeurs" galt schon für Richelieu, und Frankreich konnte in seiner in sich geschlossenen einheitlichen Stärke von vornherein mit großer Ueberlegenheit dem zerrissenen Nachbarreich entgegentreten. Ebenso hatte Schwedens Politik, obwohl ihr mit dem Tode Gustav Adolfs die großen Ziele und die Energie verloren gingen, noch immer genug traditioneller Wirkungsfähigkeit, um in Deutschland ihre Rechnung zu finden. Während das Volk den Himmel um Frieden anflehte, verfolgten die fremden und einheimischen Gewalthaber unerbittlich ihre ehr- und habgierigen Pläne, der „heilige Krieg" ist des Blutes und der Opfer unersättlich. Wohl wurden wiederholt Friedensunterhandlungen angeknüpft, sie nahmen aber nicht besseren Fortgang, als das Gewebe der Penelope. Während Hunderte von Städte in Asche sanken und ganze Länder zur Wüste wurden, debattirten die Herren Botschafter in Münster und Osnabrück über die barocksten Titel- und Etiquettefragen, wurden Bände geschrieben um des Streits willen, ob die leeren Kutschen höherer Gesandten

vor denjenigen, worin niedrigere Gesandte in persona befindlich, den Vorrang hätten. Nicht die männermordende Schlacht kostete die meisten Opfer, die zehnfache Zahl Menschen wurde von der entsetzlichen Nachhut der Armeen, durch Hunger, Pest und Raubmord dahingerafft. Nicht nur der Soldat, Kroat und Schwede, Franzose und Bayer plünderte, die Bauern selbst waren müde geworden, hungernd im Winkel der halbverbrannten Hütte zu kauern, sie begleiteten rudelweise, wie die Wölfe, die streifende Soldateska. Pestartige Seuchen verödeten ganze Städte, und zu welchen Verbrechen der Hunger stachelte, wage ich kaum anzudeuten — mußten doch nicht bloß in Worms die Kirchhöfe mit Wachen umstellt werden! Magdeburgs Schicksal erregte nur deshalb so allgemeines Aufsehen, weil die Katastrophe noch in die Anfänge des großen Würgens gefallen war!

Doch ich will das teuflische Treiben der Kriegshorden nicht weiter ausmalen. Schlage man die Chroniken aller Städte und Dörfer und Burgen auf, — die Blätter, die vom großen Krieg erzählen, triefen von Blut. Die Kirchenbücher sind Jahre lang nur durch Schweigen beredt oder erzählen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, wie viel Feuer man jeden Tag in der Ortsumgebung sehen konnte. Für die Frevel, die im Namen Christi verübt wurden, gibt es keine Worte. „Es ist mir nicht möglich, Alles zu beschreiben", sagte ein Zeitgenosse in einem Bericht über die Zwangsmittel, um Böhmen wieder zu katholisiren, „wenn ich nur an diese Actionen denke, muß ich bitterlich weinen." Wer nicht das Leben verlor, verlor doch alle Lebensfreudigkeit. „So kamen gar Viele in Verzweiflung," berichtet ein anderer Zeitgenosse, der das Wüthen der Franzosen im Baden'schen schildert, „daß sie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel sei, vermeinend, wenn einer lebte, müßte er Alles mit Donner und Blitz in die Erde schlagen."

Endlich zwang die allgemeine Ohnmacht die widerstrebenden Herren der Erde zur Unterzeichnung des erlösenden Worts. Gerade als das schon so furchtbar heimgesuchte Prag nochmals von der Kriegsfurie in Brand gesteckt werden sollte, scholl das Wort:

„Friede" durch die Lande. Der Abschluß wäre auch jetzt kaum erfolgt, wenn die Franzosen und Schweden ihrer Heere noch sicher gewesen wären, denn sogar über ihre Horden, die überwiegend aus Deutschen bestanden, oder vielmehr aus vaterlandslosen Kindern des Lagers, war ein Gefühl der Ermattung und Abspannung gekommen, so daß sich ganze Rotten weigerten, länger noch Waffendienst zu leisten.

„Wohlauf, so nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, singe Lieder
Im hohen, vollen Chor!"

So frohlockt Paul Gerhard, und das war damals sicherlich aus dem Herzen des Volkes gesungen. Wir fühlen jetzt die Schmach jenes Friedens, der in den westphälischen Städten dem deutschen Volke abgerungen wurde, — damals lag des Krieges Noth und Qual so drückend auf Allen und Jedem, daß das eine Gefühl, Leben und Sicherheit wieder zu haben, alle anderen Rücksichten verdrängte.

„Ich fürchte," heißt es in der Flugschrift „Deutscher Brutus", „Frankreich sei uns Deutschen der zerbrochene Rohrstab Aegypti, welcher Dem, so sich darauf lehnet, die Hand durchbohret, — und Schweden war vor diesem Krieg hölzern und mit Stroh gedeckt, jetzt ist's steinern und prächtig hergerichtet." Rist's Drama „Das Friede wünschende Deutschland" ist ein charakteristisches Stimmungsbild: durch Mars und seine vier fremden Gesellen wird Germania bis zum Tod gefoltert und mißhandelt, bis sie endlich ausruft: „Herr, erbarme dich und verleihe mir wieder den Glauben an mich selbst, ansonst ich elendiglich verschmachten muß!"

Der Friede brachte aber nicht Ermannen und Kräftigung, sondern alle deutschen Interessen wurden preisgegeben, das deutsche Volk, das hundert Jahre früher der Weltgeschichte die Bahn vorzeichnete, war im Herzen getroffen, nur schwache Pulsschläge bekundeten, daß es politisch noch nicht todt.

An Umfang zwar übertraf das Reich, obwohl Frankreich das Elsaß an sich gerissen und an den Nord- und Ostseeküsten der Schwede sich eingenistet hatte, noch immer alle übrigen Staaten des

Abendlands, aber die übrig gebliebenen Reichskreise bildeten nicht mehr ein Reich. Der Auflösungsproceß datirte übrigens nicht erst aus der Kriegszeit, schon vorher hatten sich deutsche Fürsten wiederholt unbedenklich mit dem Auslande gegen Kaiser und Reich verbündet; das Gefühl der Einheit der Nation war ihnen verloren gegangen, ohne Scheu sahen sie spanische oder schwedische oder französische Truppen gegen ihre Landsleute fechten. Der westphälische Friede war nur der Schlußact, die feierliche Sanction der allgemeinen Zersplitterung. Das Kaiserthum blieb zwar erhalten, nach wie vor hüllte man den Neugewählten im ehrwürdigen Römer in die Gewänder des großen Karl, und Viele mögen noch immer wie Leibnitz von einer gewissen religiösen Ehrfurcht vor der Autorität des Reichsoberhauptes beseelt gewesen sein. Da aber Leibnitz selbst diese traditionelle Scheu nur aus der Stellung des Kaisers als Schirmherrn der Christenheit und obersten Richters aller hohen Häupter der Erde erklärt, so sehen wir, daß sogar auch die Besten die Bedeutung des Kaiserthums in Vorstellungen sahen, denen der reale Boden fehlte. Die wirklichen Befugnisse der Krone beschränkten sich nach den einschnürenden Bestimmungen der Friedensacte und der nächsten Wahlcapitulationen fast nur auf Verleihung von Adelstiteln und ein Jahreseinkommen von etwa 8000 Thalern. Dagegen hatte der westphälische Friede die „germanische Freiheit“ besiegelt, d. h. die Zerstückelung in mehr als 300 Territorien, deren Souveräne freilich oft nur ein paar Quadratmeilen besaßen. Namentlich Franken und Schwaben boten ein burleskes Bild der Zerrissenheit, eine bunte Mosaik lebensunfähiger Staatskörper, — zerfielen ja doch oft in einem Dorfe die Bewohner wieder in Unterthanen von Aebten und Rittern, Fürsten und Städten. In Allem, was auf Zusammensetzung und Verfassung des Reiches Bezug hatte, schien nur Willkür das einzig maßgebende Princip.

Trotz der Nachtheile jedoch, welche diese Vielheit der Interessen nicht bloß für Verwaltung und Verkehr, sondern noch mehr für die Fortentwicklung des nationalen Gedankens haben mußte, trotz der Stumpfheit der reichsständischen Gewissen hätten die habsburgischen

Kaiser vermöge ihrer Hausmacht die Würde und Autorität des Kaiserthums aufrechterhalten gekonnt, aber sie verlegten selbst nicht den Schwerpunkt ihrer Gewalt nach Deutschland; die ungeheuren Erwerbungen an slavischen, magyarischen und welschen Gebieten verdrängten aus ihrer Politik die Reichsidee, das Kaiserthum galt ihnen nur als Zugabe, es wurde nicht peinlich empfunden, sondern schien sogar wünschenswerth, daß „Kaiser" nur ein prangender Titel.

Reichshofrath und Reichskammergericht überfluteten nach wie vor das Reich mit Mandaten und Beschlüssen, aber dieselben genossen kein Ansehen, denn es fand sich kein starker Arm, um ihnen in schwierigen Fällen Geltung zu erzwingen, und es gab hundert Wege, sich ihnen zu entziehen.

Der Reichstag endlich, der die festeste Stütze der Reichseinheit hätte sein sollen, welch klägliches Bild gewährt er in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts! Er hatte in den letzten Jahrhunderten seine Bedeutung namentlich dem Collegium der freien Städte verdankt, die sich mehr als einmal als starke Stütze deutscher Macht erwiesen, wenn die kaiserliche Gewalt nicht mehr zu steuern vermochte, wo sich neben dem Freiheitssinn der Gemeinsinn am stärksten entwickelt hatte. Ihre politische Wirksamkeit war aber durch die westphälische Friedensacte fast gänzlich gebrochen. Und seit nur noch Diplomaten und Gelehrte als Vertreter der Reichsstände in Regensburg tagten, trat man überhaupt selten mehr in's Stadium wirklich bedeutungsvoller Verhandlungen, wenigstens kamen große nationale Fragen niemals vor dieses Forum. Elende Formalien und jämmerliche Ceremoniellstreitigkeiten gaben den Herren in der Allonge vollauf zu thun. Was war das für ein herrlicher Triumph der fürstlichen über die kurfürstlichen Gesandten, als die ersteren durchsetzten, daß wenigstens die vorderen Füße ihrer Stühle auf den Fransen des Teppichs im Conferenzsaal stehen durften! Solcher Mummenschanz konnte doch im Volke nur die Lachlust rege machen!

Kann es bei solchem Siechthum der Reichsvertretung befremden, daß auch im Volk, wie Leibnitz im Essai über die Securität Deutschlands klagt, an Indifferentismus „cum in fidei,

tum in moralibus et politicis rebus“ krankte, daß vor allem das politische Leben wie abgestorben, daß gerade die Besseren, dem deutschen Volke jede politische Mission absprechend, gegen alle Dinge des öffentlichen Lebens überhaupt theilnahmslos blieben?

So sah es aus um Kaiser und Reich! Der schwedische Kanzler hatte gewiß nicht Unrecht, wenn er die deutsche Verfassung eine confusio divinitus conservata nannte, ein Wirrsal, das nur durch göttliche Vorsehung aufrecht gehalten werde. Ein Kaiser ohne kaiserliche Macht, Fürsten, die unbekannt mit deutscher Fürstenpflicht und dem deutschen Volksthum gänzlich entfremdet, eine nationale Wehrkraft und einheitliche Politik höchstens auf geduldigen Reichstagsdocumenten, das Volk ohne Vaterlandsgefühl, — in einer Zeit, da auf Richelieu's starken Widerlagen das Siècle Louis XIV. sich erhebt, da Frankreich als ein im Innern geeinigtes, nach Außen mächtig erweitertes Reich in imposanter Größe sich aufrichtet. So kann man sich nur erklären, wie der Raub Straßburgs geschehen konnte, ohne daß man an Donau und Elbe den Schimpf empfand!

Der Zerrüttung des Staatsorganismus entsprach allgemeiner materieller Bankerott. Die Friedenssonne beschien ein verarmtes, menschenleeres, zu Grunde gerichtetes Land. Wenn W. Menzel annimmt, daß Deutschland im großen Krieg die Hälfte oder gar zwei Drittheile der ganzen Bevölkerung verloren habe, sind wir versucht, die erschreckende Berechnung für falsch zu halten, aber ihr Ergebniß scheint uns kaum zu hoch gegriffen, wenn wir den einzelnen Spuren nachgehen und in so vielen Kirchspielen auf die Thatsache stoßen, daß von einer Bevölkerung von mehreren Hunderten kaum ein paar Dutzend den Krieg überlebten. Die Städte, im Mittelalter die gesegnetsten Sitze der Kultur, hatten fast ohne Ausnahme durch den Krieg furchtbar gelitten. Schutt, zerschossene Mauern, zerfallene Häuser, ausgebrannte Kirchthürme, — so bot sich das Aeußere von hundert Städten dar. Die Bürgerschaft war an vielen Orten so decimirt, daß die öffentlichen Aemter nicht mehr besetzt werden konnten. Die Hansestädte, einst der Ruhm und Stolz des deutschen Namens, deren Handel

die ganze Welt umspannte, hatten schon vor dem Krieg an Wohlstand und Bedeutung eingebüßt. Durch die Entdeckung neuer Verkehrswege waren die am offenen Ocean gelegenen Stapelplätze, die früher der Einfluß der Hansa beherrscht hatte, zu raschem wirthschaftlichem Aufschwung gelangt; dagegen waren namentlich für die Brennpunkte des Binnenhandels die Handelsconjuncturen so ungünstig geworden, daß ein Sinken der alten Städte-Herrlichkeit schon im sechzehnten Jahrhundert erkennbar wird. Der Krieg vollends und religiös-politische Unruhen drückten sie zur Ohnmacht herab. Augsburg z. B., das vor dem Krieg 80,000 Einwohner hatte, zählte schon im Jahr 1632 nur noch 16,000. Langsam nur konnte sich die gebeugte Generation wieder aufrichten, langsam nur gelang es der deutschen bürgerlichen Kraft und Strebsamkeit, durch neue Producte und neue Absatzweige wieder zu Wohlstand und Reichthum zu gelangen, — ohne jedoch die alte geschichtliche Bedeutung je wieder erreichen zu können.

Noch schlimmer als in den Städten sah es auf dem Lande aus, kann ja doch das Werk des Landmannes nur im Frieden gedeihen! Jetzt aber hatte der Krieg nicht blos ganze Dörfer vernichtet, auch in den besser erhaltenen fehlte es an fleißigen Händen, so daß die Felder wüst und brach lagen. Der Simplicissimus malt mit fürchterlichem Realismus die Schrecken des Krieges in Dorf und Flur. Was dem Schwert und der Raubgier der Soldaten entging, fiel der Erpressung der Freibeuter oder der Hinterlist der vacirenden Gauner zur Beute. „Der helle Haufen," so schildert eine bald nach dem Krieg erschienene Geschichte der Landschaft Thüringen die Apathie der Landleute, „litt wie das Vieh, das sich schlagen und raufen läßt, und sieht nicht einmal um nach dem, der schlägt, sondern geht in seinem Sinne also fort, wie von Pressuren trunkene Leute." Nicht blos fehlte es an Betriebscapital, die wenigen Kräftigen wurden zum Militärdienst weggenommen, denn der Krieg zog in allen Staaten Vermehrung der stehenden Heere nach sich, und nach der einseitigen Heeresorganisation jener Zeit hatte fast ausschließlich der Bauernstand die Last zu tragen. Ueberdies stiegen noch die Steuern und Abgaben, die Frohndienste, die der Unfreie den kleinen

Tyrannen zu leisten hatte. Aus dem Lande ob der Enns wird berichtet, daß „etliche Unterthanen so großen Trayd-, Weitz- und Haberdienst geben müssen, daß sie manchmal kaum so viel bauen können". Der unfreie Bauer war ja so gut wie rechtlos, die Gesetzgebung selbst entnahm Bestimmungen, die den härtesten Frohndienst und die unerträglichste Bedrückung straflos machten, dem römischen Recht, Grundsätzen aus der Zeit der Sclaverei oder doch eines halbsclavischen Colonats. So erklärt sich die klägliche Entwerthung aller Grundstücke. In Hessen konnte man für 50 Gulden ein ansehnliches Hofgut kaufen, im Braunschweigischen für 1 Schilling ein Stück Acker pachten, in Altenburg wurden häufig herrenlos gewordene Güter unentgeltlich vergeben, unter der Bedingung, daß die rückständigen Abgaben entrichtet würden. In Sachsen hatten sich, da ganze Landstriche verödet waren, die Wölfe so vermehrt, daß sie in großen Rudeln sogar kleine Städte überfielen und 1656 eine eigene „Wolfsordnung" zur Ausrottung der Bestien erlassen werden mußte.

Und wie das Land, so war auch der Volksgeist verwildert. Im sechzehnten Jahrhundert hatte sich die Landwirthschaft in Deutschland, angeregt durch das Beispiel der besser entwickelten westlichen Nachbarländer, erheblich aufgeschwungen, jetzt dachte Niemand mehr an rationelle Cultur, der Bauer kümmerte sich wieder nur um abergläubische Constellationen, nicht um nützliche Kenntnisse. Auch in den Städten war der durch den Krieg gesäete Samen der Zügellosigkeit und Rohheit aufgegangen. „Dahin führt," schreibt 1635 Hülsemann an Schmid, „dieser Bürgerkrieg, daß er nicht nur unser Land um Geld und Leute bringt, sondern durch seinen hinschleppenden Charakter jedes Alter abstumpft, daß er auf die Erziehung der Kinder seinen Einfluß äußert, Sinn und Streben der Erwachsenen verderbt, die Hoffnung der Greise ermüdet." Und Rector Rabener in Meissen vergleicht die Wenigen, die nicht von den schlechten Sitten der Zeit angesteckt wurden, mit den drei Knaben, die im Feuerofen ohne Brandmal blieben. Nicht die Hyperbeln der Kanzelchrien wollen wir als historisches Zeugniß für die Entsittlichung des Volkes gelten lassen, auch sonst verräth so Vieles den verderblichen Einfluß

des Krieges auf die socialen Verhältnisse. Zu keiner Zeit waren mehr Mandate gegen zunehmenden Luxus, potencirten Sinnengenuß und Schwindelgeist nöthig, als damals, da noch allerorten die Ruinen rauchten. „Kaum gibt es ein widerlicheres Schauspiel," sagt Biedermann, „als den Anblick des ausschweifenden Luxus, dem sich mitten in der Zeit der ärgsten Noth wetteifernd fast alle Stände des Volks, natürlich mit vielen ehrenwerthen Ausnahmen, aber doch in ihrer großen Masse ergaben." Wie selten wirkt die Schule des Unglücks läuternd und veredelnd! In jener Zeit erst schlich sich in die deutsche Industrie jener schlimme Geist, der den Credit des deutschen Namens bei den Nachbarvölkern untergrub: aus den Zunftordnungen ist zu ersehen, daß jetzt bei Fabrication und Handtirung aller Art viel häufiger gewissenlos und nachlässig zu Werk gegangen wurde. Nichts zeugt eindringlicher von der geistigen Verwilderung jener Generationen, als die Thatsache, daß gerade damals das Hexenwesen seinen Höhepunkt erreichte, jener Spuk, der bedrohte, was den alten Deutschen das Heiligste war, das Weib und das Alter. Was sind die Christenverfolgungen der Diocletiane gegen die tausend Scheiterhaufen, die jener ruchlose fromme Wahn entzündete! Ließ doch der Bischof Philipp Adolf von Würzburg allein in den Jahren 1627—1629 900 „Hexenleut" zum Tode führen! Freilich war dies nicht blos ein Akt der Tyrannei, der Teufelsglaube hatte die Volksseele so umnachtet, daß Hunderte, von melancholischer Stimmung übermannt, sich selbst als Schuldige bezeichneten und dem gräßlichen Tode als Opfer überlieferten.

Die Heilung dieser socialen, moralischen und intellectuellen Krankheiten wurde durch Nichts mehr erschwert, als durch den radicalen Umschwung, den damals das Verhältniß zwischen Regenten und Regierten erfuhr.

Wie sich in den Einzelstaaten die Souveränetät nach außen ausgebildet, so im Innern das unbedingte Recht des Gebietens, die unbedingte Pflicht des Gehorchens; die Kluft zwischen Fürst und Volk erweiterte sich mehr und mehr, die Bürgschaften und Schutzwehren des Rechts und der Freiheit der Bürger brachen vor der Uebermacht des absolutistischen Princips zusammen, das sich von

Frankreich und Spanien an die deutschen Höfe verpflanzte. Die herrschenden Kreise waren jetzt Alles, das Volk nur der Stoff, der nach Belieben geknetet werden konnte, die Idee eines Staatsinteresses war noch ein unbekannter Begriff. Nur nach äußerer Ausdehnung, nicht nach Entwickelung der inneren Kräfte wurden Größe und Glück eines Staates bemessen, demgemäß blieb in Entfaltung kriegerischer Macht und Beschaffung der Mittel für Militär und Hofhalt die Summe der Regierungsthätigkeit concentrirt. Es fehlte zwar auch in jener Periode nicht an Fürsten, die ihren öffentlichen Pflichten treu blieben. Vor Allen zeichnete sich Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, durch Ernst und Thatkraft, der brandenburgische Hof überhaupt durch eine gewisse solide, wenn auch nüchterne Größe aus. Ferdinand Maria von Bayern lebte inmitten eines prunkvollen Hofes wie ein einfacher Privatmann, Johann Georg von Sachsen, Ernst von Gotha und manche andere Fürsten, wenn schon dem fürstlichen Absolutismus huldigend, hielten es für ihren Beruf, für das Beste des Volkes zu sorgen. Ueberhaupt empfanden die größeren deutschen Staaten die Unbeschränktheit und Unverantwortlichkeit ihrer Regenten weniger als Last, die größeren Verhältnisse schon bedingten hier größere Gesichtspunkte der Regierungen als in den kleineren und kleinsten Ländern, wo die Beamten nur als Dienerschaft einer Domäne angesehen wurden und selbst angesehen sein wollten.

Gerade an den Höfen der Duodezstaaten zog es auch die schlimmsten Folgen nach sich, daß sie ganz der deutschen Sitte entfremdet und nach französischem Muster umgemodelt wurden. An und für sich sind ja rege Wechselbeziehungen der Völker unter einander durchaus nicht zu beklagen, sie wirken befruchtend auf das geistige und sittliche Leben. So war der Einfluß, den Frankreich schon im Mittelalter auf die deutsche Culturentwickelung ausübte, fast nur heilsam gewesen, denn an höfischer wie wissenschaftlicher Bildung war Frankreich mit seinen hohen Schulen von Montpellier und Paris dem kriegerischen Nachbarreich weit voraus. Was deutscher Geist an französischem Vorbild lernen, wie ein Dichtergenius fremden Stoff zu deutschem Nationaleigenthum machen konnte, zeigen Wolfram

von Eschinbach und Gottfried von Straßburg. Auch der Einfluß, den französisches Wesen im sechzehnten Jahrhundert namentlich auf die reformirten Höfe Deutschlands übte, förderte den Aufschwung der Civilisation. Vom deutschen Hofleben der früheren Zeit werden uns in Memoiren und Correspondenzen wahrhaft erschreckende Beispiele barbarischer Derbheit geschildert. Jagdlust, die das Vergnügen nur nach der Zahl des zu Tode gehetzten Wildes bemißt, Kunstliebhaberei, die sich fast nur auf mechanische Spielwerke und gedrechselte Curiositäten erstreckt, allerwege und alleweile aber Durst und Lust zu einem Trinkgelage waren die Grundlage der höfischen Vergnügungen. Erst, nachdem Fürsten und Cavaliere, die mit den Protestanten Frankreichs in enge Beziehungen traten, in Paris feinere Lebensweise kennen gelernt hatten, begannen sie eifriger Künste und Wissenschaften zu pflegen.

Im siebzehnten Jahrhundert wurde nun, gefördert durch das Wachsthum der französischen Macht, auch die Vorliebe für das französische Wesen allgemein, und Lebensweise und Sprache des Nachbarlandes dienten nicht mehr als Vorbild, sondern wurden, so wie sie waren, auf den deutschen Boden verpflanzt. Schon 1620 klagt Opitz: „Wir schämen uns unseres Vaterlandes und trachten danach, daß wir nichts weniger als die deutsche Sprache zu verstehen scheinen. Aus dieser Quelle strömt das Verderben auf Vaterland und Volk, wir verachten uns selbst und werden deßhalb verachtet." Deutsche Eigenart wurde vollends erstickt, als der schöne und geistvolle Ludwig XIV. den französischen Thron bestieg, der, wie wenige Regenten, zu glänzen, zu imponiren, zu bezaubern verstand. Nicht die Thatsache war von Unheil, daß sein Hof, der ja die gefeiertsten Staatsmänner und Kriegshelden, Künstler und Gelehrten aufzuweisen hatte, den Ton angab für alle deutschen Höfe, — wie viel Rühmliches und Herrliches hatte man von Versailles zu lernen! Aber es fehlte schon an der nötigen materiellen Grundlage. Umsonst nahm man an den geistlichen und weltlichen Höfen seine Zuflucht zu jenen italienischen Abenteurern, die durch alchymistische Kunststücke oder gewagte Geldoperationen

gut machen sollten, was Verschwendung und verkehrte Finanzwirthschaft verschuldet hatten. Noch ungünstiger aber wirkt der Vergleich zwischen dem Original und den Copien, wenn wir die geistigen Elemente ins Auge fassen. Höflinge und Maitressen gab es auch in Deutschland in Menge, aber wo sind jene Colbert und Louvois, Corneille und Bossuet, Fenelon und Molière? Mit dem Kleid stellte sich nicht zugleich der Geist ein; weil man das Gute nicht haben konnte, gefiel man sich in der Uebertreibung des Schlechten, man wurde nur, wie Logau's Epigramm höhnt, der Bediente, der des Herrn Livrée trägt. In beleidigendem Contrast mit der Armuth der ringsum gelagerten Hütten entstanden prunkvolle Lustschlösser mit grotesk zugeschnittenen Parkanlagen, da gab es Irrgärten mit versteckten Liebestempeln, Schäferhüttchen und Eremitagen, — aber die Menschen, die hier Versailles und Marly spielten, besaßen weder geistigen Schwung noch feines Empfinden. An die Stelle der lateinisch-theologischen Erziehung der Fürstensöhne des sechzehnten Jahrhunderts tritt eine französisch-weltliche; sicherlich wirkte der französische Hofmeister nicht unvortheilhafter als der geistliche Magister, aber es wurde nicht an Stelle der gravitätischen Gelehrsamkeit der französische Esprit eingetauscht, sondern nur die französische Genußsucht. Für höchste Weisheit galt die Kunst, den gesteigerten Luxus bestreiten zu können. „Es ist leicht zu erachten," schreibt Elisabeth Charlotte, diese echt deutsche Seele, „wie der luxe die Treuherzigkeit verjagt; man kann nicht magnifique sein ohne Geld, und wenn man so sehr nach Geld fragt, sucht man die Mittel hervor, was zu bekommen, wodurch dann die Falschheit, Lügen und Betrügen einreißt, welches dann Treue, Glauben und Aufrichtigkeit ganz verjagt." Natürlich gilt diese Schilderung nur im allgemeinen vom deutschen Hofleben, bei einzelnen Höfen traten andere Einflüsse, so am bayerischen die italienische Mode, bei einzelnen auch eigenartige Vorzüge hervor, namentlich an manchen lutherischen Höfen blieb eine gewisse ehrliche altväterliche Derbheit erhalten.

Verderblich wirkte diese Umgestaltung vor Allem auf den Adel. Viele adelige Gutsherren hatten ihren Besitz verloren und

drängten sich nun zum Hofdienste, hier Bereicherung und Auszeichnung suchend und sich vom Volke, mit dem sie vorher oft in patriarchalischem Verhältniß gelebt, ängstlich absondernd. In diesen Kreisen insbesondere wird es Princip, daß Sittenstrenge nicht mit freierer Geistesrichtung vereinbar, wird äußerlicher Glanz der Endzweck des Lebens. Welch' kernige Gestalten weist der deutsche Adel im Reformationszeitalter auf, und was wurde er hundert Jahre später! Zierlich zu Roß auf der Stechbahn den Speer zu führen, für Schäferspiel und Mummenschanz mythisch-allegorische Devisen zu inveniren, französisch mit der Dame des Herzens zu parliren — das waren die einzig erforderlichen Künste der spanisch-französischen Chevalerie.

Das à la mode wurde in ganz Deutschland das Alles beherrschende Zauberwort, und der im deutschen Charakter liegende Zug aristokratischer Ausschließlichkeit, der deutsche Kastenhochmut bewirkte, daß man hier in lächerlicher Geschmacklosigkeit Frankreichs Sitten weit überbot. Dem Modeteufel zu Liebe bequemte man sich zu jeder Monstrosität. Wäre es denn überhaupt denkbar gewesen, daß ein solcher Monsieur à la mode, wie sie Moscherosch geißelt, umflattert von Bändern und Spitzen und Nesteln, durch männlichen Muth im Rath wie in der Schlacht sich ausgezeichnet hätte? Die Unnatur gipfelte in der „Perruque". Was Ludwig XIV. sich gefallen ließ, weil natürlicher Mangel es zum Bedürfniß machte, und was die Umgebung des Königs begreiflicherweise adoptirte, wurde alsbald von der vornehmen Lakaienwelt in ganz Europa mit Stolz getragen. Die Frauen durften natürlich nicht zurückbleiben, sie griffen zu dem ungeheuren Haargebäude der „Fontange", nach einer Gunstdame des Königs so genannt, die steife Robe folgte, die Mouches und was sonst das gebieterische à la mode erheischte. Und, wie Logau sagt:

„A la mode Kleider, à la mode Sinnen,
Wie sich's wandelt außen, wandelt's sich auch innen!"

Der Unnatur in der Tracht entsprach die Unnatur aller Umgangsformen, der ganzen Denk- und Redeweise. Je schimpflicher das

Weib in jenen Kreisen erniedrigt wurde, desto tiefer das Compliment, desto graziöser der Handkuß, desto gezierter die Anrede.

Am widerlichsten zeigt sich die Vermischung mit dem Fremden in der Sprache und Literatur unserer Periode. Was war aus der Sprache Luther's geworden? „Ich kann nicht glauben," sagt Leibnitz, „daß möglich sei, die Heilige Schrift in einiger Sprache zierlicher zu dolmetschen, als wir sie in Teutsch haben; so oft ich die Offenbarung in Teutsch lese, werde ich gleichsam entzückt." Welche Sprache wäre eine so reiche Fundgrube, wo für alles menschliche Sinnen und Dichten, Denken und Thun der rechte Ausdruck zu finden? Aber auch die Sprache blieb bei der allgemeinen Verwelschung nicht unberührt, auch dieses unser tiefinnerstes National-Eigenthum wurde durch à la mode-Geschmack in jenes Kauderwelsch verwandelt, das uns beim Lesen z. B. eines Decrets des Reichskammergerichts aus jenen Tagen wahrhaft Grauen einflößt. Umsonst suchte ein an der slavisch-deutschen Sprachgrenzscheide gebildeter Bund, die Fruchtbringende Gesellschaft, die freilich in ihrem Purismus hinwider über das Ziel hinausschoß, dem Eindringen der fremden Elemente in das Hochdeutsch entgegenzuwirken, umsonst geißelte Gryphius in seinem Horribilicribrifax den lächerlichen Bombast, umsonst rief Moscherosch den Sprachverbesserern zu: „Hast Du je einen Vogel plärren, eine Kuh pfeiffen hören? — und ihr wollt die edle Sprache, die euch angeboren, so gar nicht in Obacht nehmen in unserm Vaterland. Pfui dich der Schand!"

Und wie aus der Sprache, so entschwand auch aus der Literatur alle Natürlichkeit. Freilich, was sollte die Poesie feiern? Ein Vaterland? Die Idee war untergegangen! Gott und Religion? Das gab nur Stoff zu haßtriefender Polemik! Liebe und Sitte? Könnte die abgeschmackte Zierbengelei einen Dichter finden? — Nur da, wo die Noth und das Elend und die Verkommenheit des Zeitalters mit naturalistischer Treue geschildert wird, zeigt die Literatur einen kräftigen, ehrenhaften Charakter. Der muthige Freibeuter Simplex des Grimmelshausen ist die ansprechendste Schöpfung der ganzen poetischen Literatur des Jahrhunderts. Er

ist für dessen Verwilderung charakteristisch, und doch verleugnet sich auch in ihm der gute Kern des deutschen Volksgeistes nicht, selbst im wildesten Strudel läßt ihn ein gewisser Adel der Seele nicht gänzlich untergehen. Was bietet aber sonst noch das Zeitalter nach dem Krieg? Hohen poetischen Werth werden wir auch den Leistungen eines Opitz und Flemming nicht nachrühmen, aber doch sind diese Dichter der ersten schlesischen Schule noch von sittlichem Ernst und würdevollem Streben getragen — wie niedrig und geschmacklos und frostig erscheinen uns aber die Lohenstein und Hoffmanswaldau! Nichts kennzeichnet trauriger den verderbten poetischen Geschmack, als daß die armseligen Carmina einer gar dunklen Dichterexistenz, des Jacob Vogel, seines Zeichens Bader zu Stößen bei Naumburg an der Saale, damals wirklich aufrichtige Bewunderer fanden. In einem Gedichte klagt er, daß Deutschland zwar einen Lutherum, aber noch keinen Homerum hervorgebracht, schließt aber mit der bescheidenen Anspielung:

„Doch nun thut Gott erwecken frey
Einen Vogel, der ohne Scheu
Zum teutschen Poeten gekrönet ist
Von hohen Leuten dieser Frist!"

Erst die Nachwelt erfand für dieses saft- und kraftlose Gewäsch das angemessene Wort: Saalbaderei!

Nur wenige Dichter leihen der wahren Empfindung Ausdruck, Paul Gerhard schlägt im geistlichen Lied ungekünstelten Ton an, — die Vielgelesenen und Vielbewunderten aber kehrten sich vom wahren Gefühl ebenso hochmüthig ab, wie vom volksthümlichen Leben, ergingen sich in schwulstiger Schilderung hinterindischer Herrlichkeiten oder eines erlogenen Germanenthums, oder fabricirten in Marini's Geschmack taffetne Schäferromane und Liebesallegorien, die uns um so frostiger anmuten, je mehr vom Feuer geredet wird. Das Herz hat bei diesen Liebesworten nicht mitgesprochen. Nirgendwo in unserer Literatur tritt der Uebergang vom Pathetischen in's Triviale, vom Gekünstelten in's

Banale so unvermittelt auf, ist so charakteristisch, wie für die A la mode-Dichter in Schlesien.

Daß auch die bildende Kunst — vereinzelte Triumphe des Grabstichels ausgenommen — von der Höhe der Dürer, Holbein, Vischer ꝛc. tief herabgesunken, kann nicht befremden, da sie frei und selbständig nur aus einem gesund und kräftig entwickelten Gesammtleben der Nation hervorquellen kann, da ihr die Herrschaft des fremden Modeeinflusses nach dem Kriege ebenso verderblich sein mußte, wie die Verwüstung und Verwirrung in den Kriegsjahren.

Nur eine Kunst fand selbst im Schiffbruch aller Dinge noch liebevolle Pflege. Mitten in den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs legte Heinrich Schütz den Grund zu einer neuen Musik, und auch in den Jahren der Gefangenschaft des deutschen Genius blieb der Tonsprache die gesunde Empfindungsweise erhalten, die der Literatur abhanden gekommen war. Wenn auch dann die Musik fremdes Gewand anlegte, im Tiefinnersten blieb sie immer deutsch, — und bald füllt ein Geistesriese aus diesem Reich, Händel, die Welt mit seinem Ruhme, während vorerst in beschränkterem Kreise, aber nicht minder epochemachend, wie ein anderer Luther, strebt und schafft Sebastian Bach.

Vor ihnen schon wirkte ein noch in höherem Maße universell zu nennender Genius für die Erlösung der deutschen Geistesbildung, Leibnitz. Er ist vor Allen als der Erste zu nennen, wenn wir uns zur Frage wenden: Wie war es möglich, daß wieder eine neue, bessere Zeit für Deutschland anbrach?

„Die Thaten schlechter Menschen,“ sagt Buckle, „bringen nur zeitweilig Uebel hervor, die Thaten guter nur zeitweilig Gutes, und endlich sinkt Gut und Uebel völlig zu Boden, wird aufgehoben durch nachfolgende Generationen und geht in die unaufhörliche Bewegung folgender Jahrhunderte auf: aber die wissenschaftlichen Entdeckungen großer Männer verlassen uns nie, sie sind unsterblich!“ Wir müßten die uns gesteckten Gränzen weit überschreiten, wollten wir auf das Leben dieses Mannes näher eingehen, ein Leben so reich, wie kaum jemals eines gelebt wurde. Wir können nur flüchtig hinstreifen an die Thaten dieses Geistes, der auf allen

Gebieten, politisch wie kirchlich, nicht bloß in die Verhältnisse Deutschlands, sondern ganz Europa's eingriff und in jeder Wissenschaft anregend und befruchtend wirkte.

Das Deutschland des sechzehnten Jahrhunderts nimmt in der Geschichte der Wissenschaften einen Ehrenplatz ein, aber alle diese Bestrebungen, des Alterthums Sprache und Geschichte aufzuhellen, den Gesetzen der Zahlen nachzuspüren, die Kräfte der Natur und ihren Ursprung zu erforschen, all dieses Sinnen und Wägen wurde durch den großen Krieg unterbrochen, die Bahn geistigen Fortschritts gleichsam verschüttet, — wie konnte beim Elend der Verwüstung, bei der erschlaffenden Wirkung des Elends noch wissenschaftliches Interesse lebendig bleiben! Während Italien noch einen Galilei, einen Toricelli sein eigen nennt, die kleinen Niederlande ein Brennpunkt philologischer Bildung werden und Frankreich durch seine Akademie die wissenschaftliche Bewegung ganz Europa's befehligt, ist Deutschland, was Selbständigkeit der Forschung und Originalität der Erfindung betrifft, auf allen Gebieten überflügelt, — erst mit Leibnitz tritt es wieder stimmberechtigt in den edlen Wettstreit der Nationen ein. Getragen von der Ueberzeugung, daß das Princip des Materialismus unhaltbar sei, denkt er den großen Gedanken: Die Natur ist ein Organismus, von dem auch der kleinste Theil wieder ein selbständiges Leben hat! Ihm ist das Niedrigste wie das Höchste vergeistigt. Die Kühnheit seiner Rechtstheorien erfüllt gerade in unseren Tagen mit Staunen. Er ist der Erste, der die Berechtigung der socialistischen Idee — im edlen Sinne des Wortes — erkannte. In den Wiener Denkschriften: „Zur Stellung der Armen in Arbeit" und „Was eine Obrigkeit zur Wohlfahrt ihrer Unterthanen thun soll," vertritt er die Forderung, daß die Besserstellung der niedersten Volksclassen eine Aufgabe des Staates, der Arbeitsgelegenheit und Arbeitsverdienst, wenn nicht beschaffen, so doch regeln müsse. Er verliert sich nie in die Nebel der Abstraction; gemeinnützig, im Sinne der Humanität zu wirken, ist stets das Ziel seines rastlosen Strebens. Wenn seine Vorschläge damals der unmittelbaren Einwirkung auf das praktische Leben verlustig gingen, so können wir die Schuld nur der Schwer-

fälligkeit und Unzugänglichkeit der leitenden Kreise, nicht aber dem pfadfindenden Idealisten aufbürden. Auf alle denkbaren, scheinbar unbedeutendsten volkswirthschaftlichen Fragen geht er ein, die große Idee einer Vereinigung aller Völker durch die Bande der Civilisation ergreift er zuerst, das Fernste wie das Nächste umfaßt sein universeller Geist.

Mit Leibnitz an der Spitze wagen nun auch die Deutschen wieder Eroberungszüge auf dem Gebiete der Naturforschung, und die Princip- und Systemlosigkeit der Beobachtung einzelner Materien und Erscheinungen macht einer festen Methodik Platz. Indem dem fallenden Apfel ebenso wie der im fernsten Aetherraume rollenden Sternenwelt wissenschaftliche Beobachtung zugewendet wird und daraus die Kräfte und Gesetze der allgemeinen Körperbewegung festgestellt werden, indem man die Vorgänge im menschlichen wie im thierischen Organismus planmäßig verfolgt, indem aus den Experimenten der an den Höfen irrlichternden Alchymisten das lautere Gold einer neuen Wissenschaft gesondert wird, öffnet sich dem Menschenauge der Blick in eine neue Welt. Wenn die Civilisation dem Wägen und Wagen anderer Nationen die wichtigsten ethnographischen Errungenschaften verdankt, kann die deutsche das stillere, aber nicht unwichtigere Verdienst beanspruchen, durch Durchforschung des Menschen- und Erdenlebens eine Menge Schranken der Erkenntniß gebrochen und die Bahn zur Feststellung der obersten Gesetze alles Seins geöffnet zu haben.

Befreiung des Menschengeistes aus jeglicher Unfreiheit, das ist das Endziel, dem die neu erwachte Wissenschaft entgegenarbeitet.

Zum nämlichen Ziele auf ganz anderem Wege steuerten auch zwei unter sich wieder verschiedene Richtungen auf religiösem Gebiet. Wenn wir von Fortschritten in dieser Sphäre reden, können wir überhaupt nur den Protestantismus im Auge haben. Die katholische Kirche verpönt ja nicht bloß die Reform, sondern überhaupt schon die Bewegung, sie sucht ihre Stärke in Beharrlichkeit und Unveränderlichkeit. Daß diese Stabilität, wie sie durch die Jesuiten fast in ganz Süddeutschland herrschend geblieben war, nicht von heilsamem Einfluß auf die Volkscultur, beweist das Zurückbleiben der katho-

lischen Ländet in geistiger und sittlicher Beziehung im nächsten Jahrhundert, zur reichen Entfaltung des deutschen Geisteslebens in der classischen Literatur-Epoche haben sie soviel wie nichts beigetragen und haben daraus erst verspätet Gewinn gezogen. Der kirchlichen Gewalt dagegen kam die Einheit und Unwandelbarkeit ihres Organismus natürlich sehr zu Statten. Die Hierarchie erlitt daher durch den dreißigjährigen Krieg keine Einbuße, sie steht nach wie vor als ein festgeschlossenes Ganzes da, während die Vielbewegtheit und Vielgestaltigkeit des Protestantismus nur Zwist und Streit zu wecken schienen. Die Versuche, Eintracht und Vereinigung unter den verwandten Religionsparteien zu erzielen, blieben erfolglos, der Kampf zwischen dem Lutherthum und dem reformirten Bekenntniß dauerte fort. Bei den häufig wiederholten Religionsdisputationen herrschte selten ein milder, versöhnlicher Geist, das in den Kriegszeiten verwilderte Predigeramt hatte die Streitlust des sechzehnten Jahrhunderts nicht abgelegt. Aber die Vorkämpfer jenes Fanatismus, der jederzeit, wo er die Macht hatte, Schwert und Scheiterhaufen für den Gegner rüstete, hatten sich nicht mehr, wie ehedem, der regen Empfänglichkeit des Volkes zu erfreuen.

Es trat nach den Stürmen des Kriegs eine eigenthümliche religiöse Erregtheit der Gemüther zu Tage, aber oppositionell gegen jedes bestimmte kirchliche Bekenntniß, mit schwärmerischer Begeisterung verlangend nach einer von Formen nicht beengten Gottesverehrung. Das geistige Haupt dieser in weitesten Kreisen verbreiteten „Erweckten" wird Spener. Er lenkt zurück zur urchristlichen Idee vom allgemeinen Priesterthum und betont gegenüber der Buchstabengläubigkeit die Berechtigung des Gefühls und zugleich die praktische Aufgabe des Christenthums, das ja auf Herzensbefriedigung und Herzensbesserung abzielen soll. Auch Leibnitz kam dieser pietistischen Bewegung — die erst später zu engherzigem Conventikelwesen ausartete — wohlwollend entgegen, denn auch er hatte gegen die Herrschsucht der Orthodoxie zu kämpfen. „Das ist nicht die wahre Liebe zu Gott," schreibt er an Marie de Brinon, „wenn man seinen Nächsten nicht liebt, und man liebt ihn nicht, wenn man mit vorschnellem Urtheil ihn zum Teufel in die Hölle schickt, um dort ewig auf Gott zu

lästern. Es ist ein Gräuel und eine Schande, wenn man diese Lieblosigkeit erwägt." Während Spener die Reaction des Gefühls gegen die Abstraction vertritt, steht Leibnitz auf dem Standpunkt des feingebildeten Geistes, er verlangt Uebereinstimmung der Vernunft mit dem Glauben.

Darin nähert sich ihm eine andere Richtung von Gegnern der streitenden Kirche, Thomasius, der Vertreter des sogenannten gesunden Menschenverstandes, des Aufklärungsprincips. Ohne dem Franzosen an Schärfe und Leuchtkraft des Geistes gleichzukommen, übt er doch nicht minder wichtigen Einfluß wie Bayle; er selbst entbehrt der Tiefe, aber sein und seiner Schüler Skepticismus regt mächtig zu freier, selbständiger Forschung an. „Die Natur ist Gottes Buch, nicht Gottes Feindin!" so lautet das Grunddogma des neuen Glaubens. „Un siècle philosophique va naître!" ruft 1671 Leibnitz prophetisch aus.

Die Gefahr lag nahe, daß diese Siege der Vernunft gerade erst recht den ohnehin im deutschen Charakter steckenden endemischen Geist nähren, das Zurückziehen gerade der Besten und Erleuchtetsten in sich selbst fördern würde. Sollten sie nicht blos den Gelehrten zu Gute kommen, sollten sie Gemeingut der Nation werden, so war die Mitwirkung der Schule nötig.

Das Volksschulwesen war durch den langen Krieg fast gänzlich ausgerottet und auch die höheren Schulen waren einer wüsten Verwilderung verfallen. Moscherosch's Satyre: „Die Höllenkinder" gibt ein erschreckendes Bild des deutschen Studententhums. Es war keine leichte Aufgabe, den Pennalismus und andere Mißstände einzudämmen, aber der ehrlich strebenden deutschen Schulmeisternatur gelang auch das Schwere: dem Humanismus neue Heimstätten zu bereiten. Wohl steckt etwas Komisches in dieser akademischen Aristokratie, die auf ihre Gradus nicht weniger stolz, wie die Vollbluttories auf ihre Ahnen, aber die pedantische Tugendhaftigkeit dieser Kreise war eine starke Schutzwehr gegen die Frivolität des höfischen Treibens, und sogar im wilden Gebaren der Jugend blieb ein gesunder Kern deutscher Sitte erhalten. So stellen sich die hohen Schulen zwar nicht als Leuchten, aber doch als Warten des deutschen Volks-

geistes dar, sie waren ein wichtiges Element der nationalen Neubelebung.

Allmälig vollzieht sich Annäherung der Wissenschaft an das Leben: ein gebildeter Mittelstand wird erzogen, der eine selbständige Stellung behauptet gegenüber der höfischen Sitte in welschem Stil, wie gegenüber den Uebergriffen der geistlichen Gewalt.

Dieser Kampf konnte aber mit Sieg nur enden, weil dem deutschen Volk inmitten aller Fremdländerei und Entartung Eins heilig geblieben war: die Familie.

Auch die bürgerlichen Stände waren von den schädlichen Einflüssen des Kriegs und seiner Folgen nicht unberührt geblieben, aber im bürgerlichen Haushalt hatte sich doch im Ganzen und Großen die alte Einfachheit der Sitte erhalten, steif und spießbürgerlich, wie die höheren Kreise spotteten, aber gesund. In Briefen und Memoiren sind uns Hunderte von anziehenden Beispielen erhalten, die uns beweisen, daß auch in jenen Tagen, da die Nation ihre Kraft und ihre Ehre verloren hatte, das deutsche Familienleben nicht der Innigkeit und Sinnigkeit entbehrte. Treu und streng walteten hier Eheherr und Hausfrau, Ehrfurcht beseelte die Kinder, und treu und willig wirkte auch, da das Dienstverhältniß noch nicht gelockert, das Gesinde zum Wohl des kleinen Staates.

Aus dem Haus, dem Mittelpunkt der rein menschlichen Interessen, geht die geistliche und sittliche Wiedererhebung Deutschlands hervor. Weder Staat noch Kirche boten hilfreichen Arm, — durch eigene Kraft hat sich der bessere Theil des Volkes, der wahrhafte Adel, eine neue, bessere Zeit erkämpft. Während die vom Ausland erlernte Leichtfertigkeit noch immer die Höfe beherrscht, während der bedrückte Bauernstand noch in Rohheit des Glaubens und der Sitte versunken, sehen wir ein Säculum nach dem Vernichtungskrieg im Mittelstand den glücklichsten Umschwung sich vollziehen. Moses Mendelssohn, das rührende Beispiel eines in seiner Bescheidenheit großen Gelehrten, — Klopstock, ein Dichter von frischester Eigenart und seltenstem Seelenadel, — Lessing, der hellrufende Wächter des Tages, — Frau Rath Goethe, das edelste Bild deutscher Weiblichkeit, — so reiht sich Bild an Bild von Männern und Frauen,

die das Vaterland mit Stolz die Seinen nennt. Ein König spricht das große Wort: Der Fürst ist der erste Diener des Staates, der Staat ist eine selbständige sittliche Macht, — und wieder arbeiten Tausende von Geistern, bis als Markstein einer neuen Epoche das Wort Geltung erringt: Das Volk ist die bewegende Kraft des Staates. Und damit ist, wie schon vorher vom geistigen, auch vom politischen Leben der Bann der Erstarrung genommen, der Gemeinsinn erwacht wieder im deutschen Bürgerthum. Mit verjüngter Kraft, mit veredelter Sitte, mit wärmerer patriotischer Empfindung erfaßt das Volk wieder große, gemeinsame Ziele, und mit dem neu erwachten Gemeinbewußtsein ersteht auch wieder das todt geglaubte Reich.

Prinz Eugen von Savoyen.

„Prinz Eugen, der edle Ritter!“ — wer kennt nicht das Lied, das — Wort und Weise — ein schlichter Kriegskamerad des Prinzen erfand und das zum erstenmal wohl mag gesungen worden sein, wie Freiligrath's farbiges Gedicht es schildert, in einer „lustigen Nacht am Donau-Ufer“, während das österreichische Piquet um's Wachtfeuer lagerte.

Daß ein Historiker die Schilderung seines Helden mit poetischen Citaten beginnt, dürfte manchen eine bedenkliche captatio benevolentiae dünken, aber unser Held ist wahrhaft eine Gestalt, wie sie sonst nur im Liede lebt, Eugen von Savoyen ein Name ohne Makel, eine Erinnerung ohne Schatten!

Er gehört zu den Unsterblichen. Ihr Denkmal wird, wie die Meschâhid, die Steinzeugen in der Sahara, von den folgenden Geschlechtern Stein um Stein weiter gebaut. Nach der epochemachenden Biographie Eugens von Arneth erhalten wir eben jetzt in einer Reihe stattlicher Bände ein musterhaft gearbeitetes Werk, wodurch die kriegsgeschichtliche Abtheilung des österreichischen Generalstabs das Andenken des größten österreichischen Feldherrn zu ehren unternommen hat. Nicht nur das rein militärische Element wurde darin berücksichtigt, sondern auch die politischen Ursachen der Kriege, wie die ethnographischen und socialen Verhältnisse der kriegführenden Staaten, so daß Welle für Welle die Geschichte jener ereignißschweren Jahre an uns vorüberzieht.

Das Unternehmen ist um so dankbarer zu begrüßen, als im Allgemeinen noch immer die Klage Wolfgang Menzels berechtigt ist: daß keine Periode deutscher Geschichte so auffällig vernachlässigt wird, wie das sogenannte „undankbare“ Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Krieg. Wir werden bald Facsimile-Ausgaben von allen mittelalterlichen Urkunden über fromme Schenkungen und Stiftungen haben, aber der Briefwechsel Eugens mit den berühmtesten Männern seiner Zeit ist noch ungedruckt.

Freilich zeigen sich trübe, traurige Zustände, wenn wir Eugens Zeitgenossen vom nationalen Standpunkte beurtheilen. Man kann schwerlich der in jenem officiellen Werk ausgesprochenen Behauptung beistimmen, daß die Habsburgischen Kaiser stets so unermüdlich und uneigennützig bestrebt gewesen seien, des Deutschen Reiches Sicherheit und Wohlfahrt zu schirmen. Das Kaiserhaus war mehr und mehr seinem deutschen Beruf entfremdet worden, und nicht weniger entartet war das deutsche Volk. Der große Kurfürst von Brandenburg hatte zwar Kraft und Muth, wenigstens zeitweise gegen fremde Gewalthaber aufzutreten, aber auch er war abhängig von Sonderinteressen; auch er verkaufte, wie die rückengeschmeidigen Kirchenfürsten von Mainz und Köln, seine Kurstimme an Frankreich. Und noch weit unbedenklicher opferten andere Standesgenossen das Reichswohl den Forderungen der Hauspolitik, — das Reichsgebäude ging in Trümmer, während im Osten ein Volk, das von den Karpathen bis zur Sahara und zu den Katarakten des Nil herrschte, mit Einfall drohte, und im Westen ein König, der über alle Kräfte eines reichen Landes und hochbegabten Volkes uneingeschränkt verfügte, — nec pluribus impar! — die Weltherrschaft anstrebte. Der französischen Diplomatie war es schon gelungen, in die Habsburgische Familienpolitik Zwiespalt zu tragen, Oesterreich mit Spanien zu entzweien, Holland war politisch und militärisch gedemüthigt, die Stuart in England waren ganz in französisches Interesse verflochten. Da konnte nur ein genialer und glücklicher Feldherr das Schlimmste abwenden, und in der That ist es nur Eugen zu verdanken, daß der Aufschwung Frankreichs zur Weltmonarchie verhütet und türkische Barbarei in ihre Schranken zurückgedrängt wurde. Nicht durch den Degen allein

gelang das Befreiungswerk, es wäre im Gegentheil eine schwer zu entscheidende Frage, ob der Heerführer oder der Staatsmann Eugen größeres Verdienst beanspruchen könne, und wie ließe sich erst der wichtige Einfluß abwägen, den der hohe sittliche Werth des seltenen Mannes ausübte, in einer Zeit, da sich die Bildung des Geistes in rohe Empirie oder unfruchtbare Pedanterie verlor, für Bildung des Herzens vollends keine Stätte war, wo nur Genußsucht und Frivolität herrschten.

Wahrlich, es handelt sich bei Eugens Thaten nicht bloß um Veränderung der Gränzpfähle, sondern um eine großartige Culturmission, — im Leben dieses Mannes schlägt der Pulsschlag der Weltgeschichte!

Schon von den zeitgenössischen Biographen wird auf die eigenthümliche Erscheinung aufmerksam gemacht, wie Eugen, von Abstammung Italiener, von Geburt Franzose, so ganz ein Deutscher wurde, indem er sich nicht bloß das Heimatsrecht mit seinem Blut erkaufte, sondern sich auch in Sitte und Anschauungsweise eines Sohnes deutscher Erde völlig einlebte. Lassen Sie uns die Blätter seiner Lebensgeschichte aufrollen!

Am glänzenden Hofe zu Versailles verlebte Eugen, vor dessen Muth und Glück später das Lilienbanner so oft in den Staub sank, seine Jugendzeit. War er ja doch der Sohn jener geistvollen Olympia, der Nichte Mazarin's, die sich rühmen konnte, zuerst des vielumworbenen Ludwig Herz gewonnen zu haben. Auch nach ihrer Vermählung mit dem Grafen von Soissons aus dem Hause Savoyen-Carignan sah ihr Palast noch manches rauschende Fest, dessen Mittelpunkt der vergötterte Fürst und die ehrgeizige Italienerin bildeten. Wenn Ludwig für sich das Sinnbild der von leuchtenden Planeten umkreisten Sonne wählte, so entsprach dieses Selbstbewußtsein den thatsächlichen Verhältnissen: nur die Gunst des Monarchen spendete in Versailles Licht und Wärme. Um sie zu behaupten und dadurch die erste Rolle im effectreichen Schauspiel zu behalten, scheute Olympia vor keiner Intrigue zurück. Der Haß der aufstrebenden Montespan stürzte sie aber aus stolzer Höhe; klagend und grollend mußte sie sich, verbannt vom Hofe, nach

Brüssel zurückziehen. Die Söhne blieben in Versailles. Während sich nun hier dem Aeltesten, einem Jüngling von einnehmender, ritterlicher Erscheinung, hoffnungsvolle Aussichten boten, blieb Eugenio, der jüngste Sohn Olympia's, das Aschenputtel in der Königshalle. Er war von unansehnlicher Gestalt und unregelmäßigen Gesichtszügen. „Prinz Eugen", so schildert ihn 1709 Elisabeth Charlotte, „ist klein und heßlich von person, hat die oberleffzen so kurtz, daß er den Mund nie zuthun kann, man sieht also allezeit zwey große breitte Zähn, die Naß hatt er ein wenig aufgeschnupft und ziemlich weitte Naßlöcher, aber die Augen nicht heßlich und lebhafft." Mit dieser Schilderung stimmen im Allgemeinen die uns erhaltenen Porträte überein: er hatte die Gestalt eines Thersites, aber die Augen eines Achill. Für den geistlichen Stand bestimmt, mußte er schon als Knabe die Soutane tragen, obwohl schon damals sein Sinn nur auf Waffenübungen und militärische Studien gerichtet war. Als er endlich, um der verhaßten Zukunft zu entgehen, an den König die Bitte um eine Stelle im Heer zu richten wagte, wurde „le petit abbé" nur höhnisch abgewiesen. In den unechten Memoiren Eugens, die angeblich aus dem Nachlaß des Grafen von Canales veröffentlicht wurden, ist erzählt: der kleine Prinz, im Zorn über die erlittene Schmach und in Erinnerung an die Verbannung seines Vaters und an die schmerzlichen Klagen seiner Mutter, habe damals das Gelübde gethan: „Ich werde nur mit den Waffen in der Hand nach Frankreich zurückkehren." Die Worte sind vermuthlich Erfindung, aber die Empfindung, die solch ein prophetisches Wort gebiert, wird ohne Zweifel den Jüngling erfüllt und geleitet haben.

Von Versailles nach Wien. Für einen Villeroy oder Lauzun wäre dieser Wechsel unerträgliche Pein gewesen, für Eugen bezeichnet er den Beginn eines glücklicheren Lebens, ihm war ja Streben und Schaffen identisch mit Leben.

Eugen fand in Wien die herzlichste Aufnahme. Man sah es hier gern, wenn fremde Prinzen in kaiserlichen Dienst traten, und Oesterreich hatte es wahrlich nicht zu beklagen. Die berühmtesten und verdientesten Generale waren Ausländer, wie sich dies merk-

würdigerweise in der preußischen Armee wiederholte. Mag sein, daß Kaiser Leopold auch deshalb, weil er selbst in seiner Jugend für den geistlichen Stand bestimmt war, dem kleinen Abbé um so bereitwilliger sein Wohlwollen zuwandte. Ueberdies mußte gerade in jenen Tagen jeder Degen dem kaiserlichen Heere hoch willkommen sein; denn Oesterreich stand — die Sturmzeichen waren nicht zu verkennen — vor einer gefährlichen Katastrophe. Das Verhältniß zu Frankreich war so gespannt, daß jeder Augenblick den Waffengang zwischen den Nebenbuhlern bringen konnte. Noch lauter aber pochte der Türke an die Thore des Reichs. Es dauerte auch gar nicht lange, so waren die Lande bis Wien von Spahis und Janitscharen überschwemmt. Nur der Beutegier des Großwessiers, der noch lieber plündern als zerstören wollte, verdankte die Hauptstadt ihre Erhaltung, bis endlich das christliche Heer zum Entsatz anrückte. In der großen Befreiungsschlacht fand Eugen zum erstenmal Gelegenheit, seine persönliche Bravour zu zeigen. Todverachtende Unerschrockenheit war damals noch ein wichtigerer Vorzug des Feldherrn als heute. In jener Zeit, da noch nicht Telegraphen und Eisenbahnen und alle die Hilfsmittel zur Hand waren, welche heute die Wissenschaft den Kriegführenden zur Verfügung stellt, als es noch nicht möglich war, in weite Fernen die Netzfäden künstlich zu schlingen, um den Gegner zu Fall zu bringen, gab noch weit häufiger kühne, schlagfertige Benützung des günstigen Augenblicks den Ausschlag; den Führer, der mitten im wilden Getümmel die Blöße des Gegners zu erspähen wußte und dort die Schlachtlinie durchbrach, lohnte der Sieg.

An Muth und Geschick hatte in jenen Türkenkämpfen Herzog Karl von Lothringen nicht seines Gleichen. An diesen Meister schloß sich Eugen am innigsten an, und der Dienst unter seiner Leitung wurde für ihn eine nutzbringende Schule. Während seine Standesgenossen den kaiserlichen Heeresdienst nur als eine Stufe zu Aemtern und Auszeichnungen betrachteten, waren ihm Pflichteifer und Pflichttreue nicht nur Ehren-, sondern auch Herzenssache. Dieser Unterschied zwischen ihm und den Anderen zeigte sich nicht blos im Feldlager und auf der Walstatt. Wenn zur Winterszeit die Truppen

ihre Standquartiere bezogen, gingen die Prinzen gewöhnlich nach Venedig, wo der Carneval — il Re Carnovale — die Blüthe des europäischen Adels versammelte. Während sich nun seine Freunde den Faschingsfreuden hingaben, verwandte er, unbeirrt vom bacchischen Treiben, seine Zeit auf diplomatische Geschäfte für seinen Herrn, den Kaiser, und benützte die Gelegenheit, ihm Bundesgenossen und tüchtige Officiere zu werben. Häufig war er als Gast im Arsenal beim Gießen der Geschütze zu finden, selten in den maskengefüllten Sälen des Dogenpalastes. Wohl mochten die hier versammelten Schönen auf den jungen Helden, der so unerhört rasch die höchsten militärischen Ehren errang, mit Interesse blicken; aber Eugen, obwohl immer freundlich und ritterlich, bewies sich auch hier unbesieglich. „Mars ohne Venus!“ flüsterte man mehr bewundernd als spöttisch.

Schon in jener Zeit gab der Prinz Proben eines ungewöhnlichen staatsmännischen Scharfblicks. Ludwig XIV. hätte sich wohl kaum des Besitzes der schönen Elsaß-Städte lange erfreut, hätte der Kaiser nach Eugens Rath beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich den von der Pforte angebotenen günstigen Frieden angenommen. So aber wurde auf Wunsch des Papstes auch der Kampf mit den Ungläubigen fortgesetzt. Bei dieser Theilung der Streitmacht, bei der natürlichen Unentschlossenheit Leopolds, der Lahmheit seines Kriegsrats und der lauen Betheiligung der Bundesgenossen konnte der Feldzug keinen erfreulichen Fortgang haben. Es war keine geringe Geduldprobe für einen von redlichem Willen und unermüdlicher Thatenlust beseelten General, unter dem Oberbefehl von Fürsten, denen ihre Stellung nur aus politischen Gründen übertragen war, die selbst nur zu oft von Sonderinteressen sich leiten ließen, die erste Soldatenpflicht: „Gehorsam“ zu erfüllen.

Endlich gewann Eugen 1697, indem man ihn mit dem Oberbefehl im Türkenkriege betraute, volle Selbständigkeit. Jetzt erst konnte sich der Genius entfalten, man hört aus seinen im Allgemeinen nüchternen, rein sachlichen Berichten an den Kaiser heraus, wie jetzt so recht der frische, freudige Soldatenmuth zum Durchbruch kommt. Vom trockenen Curialstil geht er zu dramatisch lebhafter Darstellung

über, wo er zu schildern hat, wie er, um die Coruzzen und Tartaren zurückzudrängen, seine Cürassiere scharmuziren und aus den schweren Karthaunen „ein gar erschröckliches Feuer“ eröffnen läßt. Sogleich den Beginn seiner Feldherrnlaufbahn bezeichnet ein herrlicher Markstein, der Sieg bei Zenta. Wie schoß der kaiserliche Adler jach hernieder, als die Türken in langem Zug die Theiß passiren wollten, welch blutiges Ringen gab es auf den Ufern und in den tief gerötheten Wogen des Stroms! Die Türken kämpften verzweiflungsvoll für ihr Leben, aber tapferer noch stritten Eugen und die Seinigen um die Ehre. Als die Nacht niedersank, gab es keine türkische Armee mehr. Hunderte von Fahnen und Roßschweifen, Geschütze, Kameele, Brückenschiffe, unermeßliche orientalische Kostbarkeiten waren die Beute des „kleinen Abbé“. Aus seinem Schlachtbericht spricht nur die helle Siegesfreude; kein Wort über seine eigene Leistung, nur ungetheiltes Lob für die Kühnheit und Festigkeit seiner Krieger. Wohl hatte der Kaiser vollauf Grund, des Prinzen „vernünftige Conduite“ zu loben und sich selbst zum Besitz eines solchen Dieners Glück zu wünschen.

Um so mehr befremdet es uns, wenn wir aus den Briefen Eugens ersehen, daß auch nach dieser glorreichen That von Wien aus Nichts geschah, um seinen billigen Wünschen gerecht zu werden, um sein Heer in den Stand zu setzen, die Früchte des Sieges zu ernten. Jetzt eine energische Verfolgung der zersprengten türkischen Streitmacht und ganz Ungarn wäre befreit gewesen! Es fehlte aber den Siegern am Nötigsten, an Geld, Schießbedarf und Lebensmitteln. Man durchgehe die ganze, von Heller veröffentlichte militärische Correspondenz Eugens, und man wird fast auf jedem Blatte die Klage über die „unglaubliche Miseria“ der Armee finden. Eugens Feldherrngenie läßt sich erst gerecht würdigen, wenn man die unzureichenden Kräfte mißt, mit denen er das Große leistete. Auch im officiellen Werk über jene Feldzüge wird aufrichtig zugestanden, wie kläglich für die Bedürfnisse der Sieger von Zenta gesorgt worden. Es fehlte in Wien nicht bloß an den Mitteln, sondern häufiger noch an gutem Willen. In der Hofburg sahen viele nur mit Neid und Mißtrauen auf die seltenen Erfolge des fremden Prinzen; andere

hatten nicht die nöthige Spannkraft, um dem herkömmlichen Schlendrian zu entsagen. So schleppend war der Geschäftsgang des Hofkriegsraths, daß sogar Leopold sich einmal beklagte: „Es scheint wohl aller Orten eine Lethargie zu sein.“

Um so unermüdlicher war Eugen selbst für seine Waffenbrüder besorgt, deren Strapazen und Gefahren er wie ein einfacher Pikenträger theilte. Sein ganzes Trachten ging dahin, die Armee, so gut es ging, schlagfertig zu erhalten und durch kluge Ausnützung aller Kräfte für Lücken und Mängel Ersatz zu schaffen. Seine Thätigkeit ist geradezu epochemachend in der Geschichte des Kriegswesens. Vor allem reformirte er das Heer selbst. Aus Söldlingen schuf er Soldaten, die sich mit Hingebung um ihren Führer schaarten. Während im dreißigjährigen Kriege nur ein wildes Freibeuterwesen aufgewuchert war, erwachte jetzt wieder ein soldatisches Standesbewußtsein, der Grenadier und der Dragoner folgten opferwillig der Fahne, aber diese Fahne adelte sie auch. Während in jenem unseligen, langjährigen Vernichtungskampf eine leitende Idee in einem Feldzug oder im einzelnen Treffen kaum wahrzunehmen ist, lenkte Eugen die Bewegungen seiner Truppen wie ein erfahrener Schachspieler. Nie ließ er sich zu unbedachten Schritten fortreißen, und da er nur über geringere Streitkräfte verfügte, suchte er durch engste Concentrirung der eigenen Kräfte die größere Operationsfreiheit der Feinde zu paralysiren. Auch behielt er stets die Individualität, die Eigenart seines Gegners im Auge. Daraus namentlich erklären sich seine staunenswerthen Erfolge gegen die Türken, die weniger nach strategischen oder taktischen Maximen als nach der Eingebung des Augenblicks handelnd stets geneigt waren, Alles auf eine Karte zu setzen.

Der Friede von Carlowitz brachte dem Haus Oesterreich reichen Gewinn, aber sein Schwert konnte nicht lange in der Scheide rasten. Ludwig XIV., dessen Stern noch in hellstem Lichte strahlte, und der die Kraft in sich fühlte, seinen Fuß auf den Nacken Europa's zu setzen, rief, indem er Spanien für seinen Enkel forderte, die deutschen Habsburger, die ihr Anrecht auf das erledigte Erbe nicht aufgeben konnten, zum Zweikampf heraus. In den ersten Jahren hatte das

Kaiserhaus fast allein die schwere Last des Kriegs gegen das überlegene Frankreich zu tragen. Ueberdies hatte Ludwig, wie in London an den Tories, im Haag an den Vertretern einer kurzsichtigen Interessen-Politik, so auch in Wien Bundesgenossen an einer Partei des Friedens oder vielmehr der politischen Trägheit. Viel beklagt und gebrandmarkt wird die laue Theilnahme des Reichs, aber es war innerhalb der schwarzgelben Gränzpfähle kaum besser. Man traut seinen Augen kaum, wenn man aus den officiellen Actenstücken ersieht, wie z. B. der Landtag von Oberösterreich damals die Forderung erhob: das Land möge doch von den beschwerlichen Truppendurchzügen verschont bleiben! Sogar einflußreiche Würdenträger am Hofe sahen im Krieg, den nicht bloß ein dynastisches Specialinteresse, sondern die Nationalehre forderte, ein unerlaubtes Wagniß. Allerdings stand es um die Finanzen kläglich, und das Geschäftsgebaren der leitenden Behörden macht keinen erfreulichen Eindruck. Oesterreich hatte aber einen Feldherrn, dem auch das Schwierigste angesonnen werden durfte, dessen Name schon Officieren wie Soldaten Gewähr künftiger Siege war!

Achtunddreißig Jahre alt, übernahm Eugen den Oberbefehl der für den Feldzug in Italien bestimmten Armee. Hatte er sich bisher in den weitgestreckten Niederungen an Theiß und Donau geschlagen, wo die breiten Ströme fast wellenlos durch endloses Sumpfgras und ödes Kieselgeröll dahingleiten, wo der Ausbreitung der Truppen geringe Hindernisse sich boten, so war jetzt die Lage weit schwieriger, die Aufgabe weit gefährlicher. Aber auch hier zeigte er sich als Meister, auch diesen Feldzug eröffnete er mit einer ans Märchenhafte streifenden That.

Die Franzosen hatten alle Pässe besetzt, die aus Tirol nach Italien führen; unzugängliche Höhen und unangreifbare Schanzen bildeten nach Aussage der Einwohner unüberwindliche Hindernisse. Eugen aber, von Roveredo aus den Blick auf die Dolomiten richtend, beschloß der unwirthlichen Natur zu trotzen und sein Heer über die Höhen hinweg zu führen. Nun wurden Felsen gesprengt, aus Baumstämmen Stützwände hergestellt, mittelst Faschinen Rinnsale und Abgründe überbrückt, und alle diese Vorbereitungen blieben

in das Dunkel des Geheimnisses gehüllt, so daß in der That, Dank der Verschwiegenheit der treuen Bergbewohner, keine Kunde zu den jenseits lagernden Gegnern drang. Noch waren die Gipfel um Val Fredda und Val Arsa weithin mit Schnee bedeckt, als Eugens Heer an den Felsenhängen, wo kaum ein sicherer Pfad für das vorsichtig schreitende Saumthier war, hinanzuklimmen begann. Diese classischen Märsche, wie einfach und schlicht beschreibt sie Eugen selbst in dem Tagebuch, das 1808 die österreichische Militärzeitschrift veröffentlicht hat. Pünktlich in der vom Obercommandanten vorgeschriebenen Weise ging der Uebergang vor sich, ohne daß ein Pferd oder eines der auf Schleifen und Schlitten fortgeschleppten Geschütze verloren gegangen wäre. Es war eine Musterleistung, die nur von einem Heere verlangt werden konnte, das, wie Eugen selbst sich einmal ausdrückt, vollkommen „auf den Ton zusammengestimmt" war.

Die Franzosen wurden überrascht, Eugen stand auf italienischem Boden, ehe sich Catinat, der am Monte Baldo den Angriff erwartete, dessen versah. Dem kühnen Marsch folgte ein kühner Kampf, der Sieg blieb bei Carpi den kaiserlichen Truppen. Ihn auszubeuten fehlte es geradezu an allem. Umsonst flehte Eugen vom Schmerzenslager aus — denn er war, unter den Ersten vordringend, verwundet worden — um Verstärkung und Geldsendung. Abgesehen von andren hindernden Einflüssen, zeigte sich, wie im österreichischen Generalstabswerk bitter beklagt wird, „auch damals eine Eigenthümlichkeit des Volkscharakters, daß man nämlich in Wien nicht genug Uebles von der eigenen braven Armee zu erzählen wußte". Trotz eines zweiten Sieges bei Chiari war die Armee Eugens in weit schlimmerer Lage als die Besiegten. Daß diese daraus nicht besseren Vortheil zogen, läßt sich nur aus dem bannenden Einfluß der Persönlichkeit Eugens auch auf den Gegner erklären. Wo er nicht große Erfolge erzielen konnte, benützte er das wenig übersichtliche, stark coupirte Terrain mit den überall zerstreuten Häusern und dichten Reis- und Maulbeerpflanzungen zu vorsichtiger Defensive und für den kleinen Krieg. Seine glänzende Haltung war von weittragender Bedeutung; erst jetzt, da sich erkennen ließ, daß der Kampf unter Eugens Auspicien Ruhm und Gewinn verheiße, gewann der Kaiser

Holland und England zu Bundesgenossen, und kleinere deutsche Staaten folgten diesem Beispiel.

Sollte man es für möglich halten, daß ein Kriegsheld von so unantastbarer Pflichttreue unausgesetzt mit kleinlichen Intriguen zu kämpfen hatte und sich für sein selbstloses Streben und Wirken nur durch Undank belohnt sah? Nicht auf dem Schlachtfelde waren die gefährlichsten Gegner zu überwinden, sondern in den Kanzleistuben Wiens und sogar in der nächsten Umgebung des Thrones. Eugens Bitten und Vorstellungen stießen nur auf eine superkluge Kritik und wurden schließlich ad acta gelegt. Leopold selbst versenkte sich mehr und mehr in Andachtsübungen und vergaß seine darbende brave Armee. Nur um das Aeußerste abzuwenden, schrieb endlich Eugen — wie charakteristisch für die Zeitverhältnisse! — an den Beichtvater des Kaisers, den Jesuiten Pater Bischoff, und beschwor ihn, seinen Einfluß aufzuwenden, damit nicht das Heer der Untergang ereile. Er wisse recht gut, wie man in Wien über ihn spreche. „Man leget mir Alles übl aus, man taxieret mich und nennet meine operationes Crobatheuritt, wo doch die ganze Weldt, ja der Feind selbsten meinen modum bellandi guett heisset.“ Ohne Geld und ohne Proviant gelassen, habe er dem Feinde schon zwei Armeen vernichtet, und doch verfüge dieser jetzt über achtzigtausend, er aber nur über achtzehntausend Mann. Wenn man an maßgebender Stelle lieber den Neidern, die ihr heimliches Gift gegen ihn ausspritzen, als seinem ehrlichen Wort Glauben schenken wolle — gut, so sei er bereit, den Dienst des Kaisers aufzugeben. „Ich bin“, schreibt er an Hofkammerrath Palm, „dem Feind in Allen weith undterlegen, principaliter an Infanterie, welche doch hierlandts zum vornembsten erfordert wirde, und also, wann auch alles über hauffen fahlen und zu grundt gehen sollte, so protestire nochmahlen, daran nit die geringste schuldt zu tragen.“ Alles umsonst! Vier Wochen später sieht er sich wieder genötigt, an Pater Bischoff zu schreiben. Man habe auch seine letzten Vorstellungen nur als chimaeram angesehen, oder man betrachte überhaupt Krieg und Armee nur als Bagatelle; ihm liege, dies beteuere er mit heiligem Eide, nichts an seiner eigenen Waffenehre, er sei bereit, diese, wie Leib

und Leben, für den Kaiser zu opfern, aber er müsse die Armee retten, und diese sei verloren, wenn keine Hilfe käme. Wieder wendet er sich an den Kaiser: kein Officier besitze mehr einen Heller Geld, da seit langem schon keine Monatsgelder bezahlt wären, nicht einmal so viel könne aufgetrieben werden, um einen Courier absenden zu können. Fast Tag für Tag schreibt er an die Hofkammer — alles umsonst! „Es blutet mir das Herz," klagt er dem Beichtvater, „wann ich betrachte, daß ich mit diesem jetztmaligen Commando daß unglickh und gefahr auf mir habe, Ihrer Kaiserlichen Majestät und dero unterthänigisten Interessen, Cron, Scepter, Armee, reputation der Waffen, Landt und Leith zu verlieren".

Die Armee war an der Gränze der Actionsfähigkeit angelangt. Im Officierscorps herrschte gerechte Entrüstung über die erlittene Zurücksetzung und Mißachtung. In Brescello starb ein Fähnrich, der sich schämte zu betteln, den Hungertod. Nur das leuchtende Beispiel der Entsagung und ungebrochenen Thatkraft, das der Prinz seinem Heere gab, hielt noch Zucht und Ordnung aufrecht, so daß des Kaisers Fahne sich mit Ehren auf italischem Boden behauptete. Die Ehrfurcht, die alle dem Führer zollten, war das Geheimniß seiner Herrschaft. „So kam es, daß sich die Blicke der düsteren bärtigen Männer in zerrissenen Uniformen, die in den Straßen der Quartiere in klagenden und grollenden Gruppen zusammenstanden, erhellten, daß die erregten Erörterungen der Officiere verstummten und die alte glühende Begeisterung für des Kaisers Majestät und die Bewunderung für das edelste Vorbild, für ihren Feldherrn, in ihren Augen aufblitzte und sie ehrfurchtsvoll die Hüte und die stolzen Stirnen senkten, wenn der kleine schlichte Mann mit den klaren durchdringenden Augen, in einfachem dunklem Kleid, die Straßen von Carbonara hinabritt." Seine treuen Soldaten sahen viel ruhiger dem Kampf entgegen, sie ahnten nicht die tiefe Sorge, die ihren Feldherrn quälte, der des Feindes Ueberlegenheit kannte. „Nur ein Mirael kann uns retten!" schrieb er an Palm. Aber dieses Wunder geschah auch, Dank der zielbewußten Leitung Eugens und der unerschrockenen Ausführung der Befehle durch die Seinigen. Mit einem in Lumpen gekleideten, schlecht bewaffneten, hungernden Heer erfocht er den Sieg bei Luzzara.

Darauf ging er nach Wien, um persönlich seine Forderungen zu betreiben, aber auch jetzt wäre es ihm wohl kaum gelungen, die Ausführung der nötigen Reformen durchzusetzen und die Apathie der leitenden Kreise zu brechen, wenn sich nicht zugleich mit ihm ein anderer Gast in Wien eingestellt hätte: die dringendste Gefahr für Stadt und Land! Eine Zeit lang schien ganz Oesterreich in die Gewalt des Kurfürsten von Bayern gegeben. Hätte sich dieser unmittelbar gegen Wien gewandt, statt nach Tirol zu gehen, um sich mit Vendome zu vereinigen — der Krieg hätte wohl zweifellos eine andere Wendung genommen. Denn auch im Osten stand ein gefährlicher Feind an der Landesgränze, noch nie hatte ein so furchtbarer Aufstand Ungarn erfaßt, wie damals, angefacht durch Racoczy. Jetzt mußte der Kaiser einsehen, wohin eine laue und lahme Kriegführung bringe, wie gut der Rat des Prinzen Eugen war, der stets betonte: Man beginne Krieg nur, wenn er nothwendig geboten ist; sobald man sich aber darauf eingelassen hat, so führe man ihn in großem Stil, denn nur so bringt er bald ehrenvollen Frieden!

Eugen wurde jetzt selbst zum Präsidenten des Hofkriegsrats ernannt, die Leitung des gesammten Kriegswesens in seine Hand gelegt. Die Finanznot war aufs Höchste gestiegen. Wenn man, schrieb Eugen vertraulich an Guido Stahremberg, die ganze Monarchie mit 50,000 Gulden oder noch weniger erretten könnte, so wäre es augenblicklich unmöglich, dem Uebel zu steuern. Eugen entfaltete eine unglaubliche Thätigkeit, Alles geschah, um die Bundesgenossen zu kräftiger Hülfe anzuspornen, in Oesterreich selbst wurde der letzte Mann ausgehoben, der letzte Gulden flüssig gemacht. Mit scharfem Blick erkannte er, wo die Gefahr am dringendsten, die Hülfe am nötigsten. Mit aller Bestimmtheit erklärte er: vom politischen wie vom militärischen Standpunkt aus sei vor allem die Bezwingung des Kurfürsten von Bayern geboten, in Deutschland müsse der Weg zur Rettung zuerst gebahnt werden, in Italien und Ungarn genüge es, die feindlichen Streitkräfte hinzuhalten. Seine Worte fanden jedoch Widerspruch bei manchen Räten des Kaisers, die dafür hielten, daß man gegenüber dem Kurfürsten wohl noch temporisiren dürfe. Da

erleuchtete wie ein jäh niederfahrender Blitz die Niederlage Styrums bei Höchstädt die ganze Lage und zeugte für die Wahrheit der Worte Eugens. Das kaiserliche Heer an der Donau war theils vernichtet, theils demoralisirt. In einem Schreiben an Eugen gesteht Graf Palffy unverhohlen ein, daß nach diesem Siege Max Emanuels auf das kaiserliche Corps schlechterdings nicht mehr zu zählen sei. Nur ein Mann, schreibt er, kann Oesterreich retten: Prinz Eugen!

Nie wurde in einem Feldzuge durch das persönliche Eingreifen eines Heerführers in so kurzer Frist ein so radicaler Umschwung erzielt, wie in jenem entscheidenden Kampf im Herzen Deutschlands. Und im Augenblick der höchsten Gefahr fand sich auch der Freund, der es verdient, genannt und gerühmt zu werden, wenn Eugens Name gefeiert wird. Am 12. Juni 1704 traf der Befehlshaber der englisch-holländischen Truppen, Johann Herzog von Marlborough, mit Prinz Eugen in Großheppach zusammen. Der unansehnliche Eugen, der auf äußere Formen keinen Werth legte, und der Herzog, vom Scheitel bis zur Sohle ein vollkommener Cavalier — welch ein Unterschied! Auch die geistigen Vorzüge des Engländers waren ohne Zweifel blendender und bestechender; Mylord war im Diplomatenrat ein Meister wie auf dem Schlachtfelde. Dagegen gewinnt der Prinz, wenn man auf Kern und Wesen achtet. Hinter seiner äußerlichen Ruhe und Gleichgültigkeit verbarg sich eine geschäftige feurige Seele, stark genug, jeden Wechsel zu ertragen, während der so gewandte Lord in der Stunde der Gefahr gar oft der Spannkraft und der Beharrlichkeit entbehrte. Weit höher aber noch steht Eugen, wenn man die rein menschliche Seite ins Auge faßt. „Als politischer Charakter," sagt Noorden, „als selbstsuchtloser Freund und entsagungsfreudiger Unterthan, kurz, im sittlichen Werthe des Mannes, war Eugen dem englischen Feldherrn weit überlegen. Der Prinz war von ganzem Herzen jenen krummen und schlüpfrigen Pfaden abhold, welche Marlborough so manchesmal gewandelt, und höfischer Intrigue sowohl wie scheinheiliger Selbstgerechtigkeit hatte dieser kaiserliche Feldherr jederzeit voll Abscheu den Rücken gewandt. . . . Unbekümmert um Fürstengunst, gab Eugen, durch schneidige Offenheit den Hohen furchtbar, der Wahrheit unter allen Umständen

die Ehre." Trotz dieser Charakter-Verschiedenheit aber waren Eugen und Marlborough vom ersten Zusammentreffen an Freunde und blieben es trotz aller Drangsale und, was ein noch schärferer Prüfstein ihrer Neigung, trotz der gemeinsam erfochtenen Siege, für welche jeder dem anderen den Lorbeer gönnte. Kleinliche Eifersucht war Eugen fremd, neidlos räumte er oft dem glänzenderen Freunde den Schauplatz rühmlicherer Thätigkeit, da ihm stets nur die Sache, nie die Person, auch nicht die eigene, am Herzen lag.

Wie anders sah es bei ihren Gegnern aus, wo allezeit der Kurfürst von Bayern und die französischen Marschälle in Plänen und Bewegungen einander feindlich entgegenarbeiteten. In einer Zeit, da nur das treueste Zusammenwirken den Sieg bringen konnte, wußte Villars nichts besseres zu thun, als in den Berichten an seinen König sich in Spott und Witzelei über Max Emanuel zu ergehen; es war eben diesen Generalen gerade im Gegensatze zu Eugen nur um ihre eigene Person, nur darum zu thun, die eigenen Verdienste vor den Augen der Herren und Damen von Versailles in helles Licht zu setzen. Auch als es bei Höchstädt zum entscheidenden Zusammenstoße kam, fehlte es in Folge der Uneinigkeit im bayerisch-französischen Kriegsrat an den nötigsten Vorbereitungen und in der Schlacht selbst an einträchtigem Zusammenwirken. Der Kurfürst behauptete sich gegen drei Angriffe Eugens; erst als Tallards Schlachtordnung durch Marlborough durchbrochen war, konnte Eugen durch einen letzten Sturm den glorreichen Erfolg des Tages vervollständigen. Daß dadurch Oesterreich gerettet, der gänzliche Zusammensturz des deutschen Reiches verhütet war, wurde jetzt sogar in der Wiener Hofburg willig anerkannt; großmütig wollte aber jeder der beiden Sieger dem andern den Löwenanteil des Sieges zuschreiben. An das ruhmgekrönte Dioskuren-Paar schloß sich ein bescheidenerer Dritter auf's Innigste an: der holländische Ratspensionär Heinsius, der im Haag der Träger der Politik Wilhelms von Oranien war und unermüdlich die „hochmogenden Herren" beschwor, mit Aufopferung ihrer pfahlbürgerlichen Interessen und ihrer Neigung zu bequemem Stillleben am Kriege gegen den europäischen Friedensstörer thatkräftig theilzunehmen. Man darf sagen,

daß in den nächsten Jahren die drei kriegführenden Mächte Marlborough, Eugen und Heinsius hießen, und zwar hatten sie nicht blos gegen einen Feind mit Waffen zu kämpfen, sondern auch gegen die widerstrebende Trias: Lord Rochester und seine Tories im englischen Parlament, Fürst Salm, den einflußreichen Vertrauten des Kaisers und persönlichen Gegner Eugens, und die allezeit mit dem französischen Hofe liebäugelnden holländischen Mynhers.

Aus dem durch diese Parteiungen verschuldeten Schwanken erklärt sich, daß die Lage der Verbündeten trotz der bisher erfochtenen Erfolge sich eher verschlimmerte als verbesserte. Auch Eugen mußte die Wandelbarkeit des Kriegsglücks erfahren. Bei Cassano mußte er, obwohl er auch diesmal selbst die Stürmenden gegen die feindlichen Batterien führte, die Walstatt räumen, und während seiner Abwesenheit wurde nochmals sein Heer bei Calcinota geschlagen. Aber auch dem geschlagenen und zertrümmerten Heere wußte er wieder solches Selbstvertrauen einzuflößen, daß er den Plan, Turin zu befreien, sofort wieder aufnehmen konnte. Mit weisester Bedachtsamkeit und kühnster Entschlossenheit schritt er zum Angriff, und bald war das Unglaubliche gelungen: das kaiserliche Banner wehte von den Mauerzinnen der geretteten Städt. Mit Begeisterung wurde Eugen als Befreier Italiens in Mailand begrüßt. Von allen Seiten erhielt er Beweise der Sympathie; sogar schlichte Handwerksleute bedachten ihn mit Geschenken und Legaten. Allein auch die Bewunderung von ganz Europa änderte nicht seinen schlichten und bescheidenen Sinn. Als braver Soldat seinem Kaiser zu dienen, war sein höchstes Ziel und Streben. Als sich 1707 für ihn Aussicht eröffnete, durch russischen Einfluß auf den polnischen Königsthron erhoben zu werden, schrieb er an den Kaiser: er werde sich nie durch „eitle Ambition" zu irgend einem Schritte verleiten lassen; der Kaiser möge nie auf ihn, sondern nur auf Oesterreichs Ehre und Vortheil Rücksicht nehmen.

Ein Freund kühnen Entschlusses, wenn Aussicht auf Gelingen geboten war, war er ein entschiedener Gegner abenteuerlicher Unternehmungen. Als England um seiner maritimen Interessen willen darauf bestand, daß der Krieg nach Südfrankreich gespielt und der

Seehafen Toulon belagert werde, verwahrte sich Eugen entschieden gegen so waghalsiges Beginnen. Als dessenungeachtet die englischen Admirale darauf bestanden, wurde ihm bald die traurige Genugthuung zu Theil, daß seine Prophezeiung in Erfüllung ging. Auch in den Niederlanden hatten sich der Kurfürst von Bayern und Marschall Berwick eine so günstige Position erstritten, daß Marlborough schon den Feldzug verloren gab. Da wußte Eugen durchzusetzen, daß er nicht, wie schon beschlossen war, nach Spanien, sondern nach den Niederlanden zur Unterstützung Marlboroughs abgeordnet wurde.

Das Bedeutungsvolle der kriegerischen Thaten Eugens liegt darin, daß er stets im entscheidenden Augenblick Rettung brachte. Wie er Ungarn durch die Vernichtung der Türken bei Zenta, Deutschland durch den Sieg bei Höchstädt, Italien durch die Einnahme von Turin befreit hatte, so war auch der Sieg bei Oudenarde von entscheidender Bedeutung für die Niederlande.

Die unerwartete furchtbare Niederlage bewog Ludwig endlich, zu ernsten Friedensunterhandlungen die Hand zu bieten. Eugen war ein zu guter Patriot, als daß er etwa aus selbstsüchtigen Motiven gegen einen ehrenvollen Frieden gestimmt hätte; doch verwahrte er sich energisch dagegen, daß man die Früchte der Waffenerfolge leichtfertig vergeude und nicht an genügende Sicherung der Grenzen denke. Die Gründe, die er in einem Brief an Graf Sinzendorff entwickelte, haben noch heut ein actuelles Interesse. „Oft habe ich es schon gesagt: Frankreichs Glück besteht darin, daß es, wenn es die Oberhand erhalten, ohne alle Rücksicht seine Eroberungen so weit als nur immer möglich ausdehnt; ist es aber mit unglaublichem Aufwand von Blut und Anstrengung in einen Zustand wie der gegenwärtige versetzt, so fürchten alle oder doch die Mehrzahl seiner Gegner, es zu tief zu erniedrigen, ohne zu bedenken, daß es binnen wenigen Jahren sich ohne allen Zweifel erholen und von Neuem beginnen wird, seine Nachbarn zu quälen." Auch hundertundsechzig Jahre später fehlte es bekanntlich nicht an Stimmen, die es als unbegreifliche Schonungslosigkeit beklagten, daß die siegreichen Deutschen Frankreich durch Wegnahme von Metz und

Straßburg seiner Ausfallthore gegen Deutschland beraubten. Dagegen war Eugen nicht mit dem Ansinnen einverstanden, das die Seemächte an den tiefgebeugten Ludwig richteten: daß er seine eigenen Truppen zur Bekämpfung seines Enkels in Spanien marschiren lasse. Eugen warnte wiederholt: „man möge den Bogen nicht allzu straff anspannen". Wie er richtig geahnt hatte, ging Ludwig auf so demüthigende Bedingung nicht ein und versuchte das Aeußerste. Villars, in dessen Charakter alle Vorzüge und alle Schwächen des französischen Nationalcharakters vereinigt waren, wurde zur rettenden That auserseheh. An die Spitze auserlesener Truppen gestellt, zweifelte er keinen Augenblick an seiner Unüberwindlichkeit. Ihm stand ja ein Heer gegenüber, das aus den verschiedenartigsten Contingenten zusammengesetzt war, ohne Einheit der Bewaffnung, der Felddienstübung, des Commando's. Aber auch diesmal errangen Eugen und Marlborough bei Malplaquet den Sieg, wieder war für des Kaisers Sache ein heißer blutiger Tag gewonnen, was achtete da Eugen auf die eigenen Wunden! Er hatte schon fast so viele Narben am Körper, als er Schlachten geschlagen hatte; nur wie durch ein Wunder war er auch diesmal gerettet worden.

Gerade in dem Augenblicke aber, da für Frankreich der letzte Hoffnungsschimmer erloschen schien, traten jene bekannten Ereignisse ein, die einen raschen Umschwung der Lage Europa's nach sich zogen und das bedrängte Haus Bourbon retteten. Zuerst verdüsterte sich die Sache der Verbündeten durch den Kabinetswechsel in England, dann brachten der Tod Josephs I. und die Berufung des bisherigen spanischen Kronprätendenten Karl auf den Kaiserthron einen unheilbaren Riß in das bisher schon nur mit äußerster Anstrengung erhaltene Gewebe der Allianzen. Wenn bisher Eugen im Allgemeinen nur Gelegenheit gehabt hatte, seine militärischen Tugenden zu zeigen, so bewährte er sich jetzt, da die Krisis von Tag zu Tag gefährlicher wurde, als ebenso hervorragender Staatsmann — nicht als glattzüngiger, geschmeidiger Diplomat, aber als politischer Charakter, in dem sich Energie mit Klugheit paarte. Freilich konnten unter den gegebenen Verhältnissen seine Bemühungen nicht auf die Dauer

von Erfolg belohnt sein. Vergeblich ging er selbst nach London, um einen letzten Versuch zur Umstimmung des englischen Kabinets zu wagen, aber gerade sein Auftreten in jenen Tagen gewinnt unsere ganze Sympathie. Schöner als der Kriegsruhm von Höchstädt und Malplaquet kleidet ihn der Freimut, womit er der Königin Anna auf ihre Klagen über den gestürzten Hofmann Marlborough erwiderte: sie möge sich doch der großen Verdienste dieses Mannes erinnern. Wo immer er bei Banketten und Festen als unvergleichlicher Kriegsheld gefeiert wurde, nahm er das Wort, um den Ruhm des unglücklichen Freundes zu verkünden und ihm für alles zu danken, was er für ihn und das kaiserliche Haus geleistet hatte.

Nur seiner festen Haltung war zu danken, daß nicht sofort alle Bundesgenossen von der Sache Oesterreichs abfielen. Den schwierigsten Stand hatte er mit den Holländern. „Niemand kann glauben," schreibt er an Sinzendorff, „was man mit diesen Leuten auszustehen hat und wie schwer mit ihnen auszukommen ist. Ich aber kehre mich an nichts, und alle diese Verdrießlichkeiten rauben mir weder den Mut, noch die Obsorge, dasjenige nach den Umständen, der Lage des Feindes und der sich ergebenden Gelegenheit wahrzunehmen, was zu des Kaisers Dienst und zur Förderung der gemeinsamen Sache gereichen kann." Als sich Graf Albemarle nach der Niederlage bei Denain den heftigsten Vorwürfen preisgegeben sah, trat Eugen allein für ihn ein und wies darauf hin, wie bei einem Heerführer nicht immer der Erfolg als gerechtes Kriterium für Verdienst oder Schuld anzusehen sei. „Ich würde glauben die Pflicht eines ehrlichen Mannes zu verletzen, wenn ich die Wahrheit nicht bekennen würde."

Allein weder der Pflichteifer, noch die Standhaftigkeit Eugens konnten die natürliche Entwicklung der Dinge aufhalten, alle seine Entwürfe scheiterten am Starrsinn der eingeschüchterten Holländer und an der Unthätigkeit seiner eigenen Regierung. Der Feldzug, welcher Thaten gezeugt hatte, die sich den größten Leistungen der berühmtesten Feldherren aller Zeiten an die Seite stellen lassen, nahm ein armseliges Ende für die kaiserlichen Waffen. Von allen Verbündeten verlassen, mußte sich endlich auch der Kaiser fügen.

Zu Rastatt kam Eugen mit dem glänzendsten Paladin Ludwigs XIV., Villars, zusammen. Bei den Unterhandlungen zeigte er eine Festigkeit, die ihm das Bewußtsein eigener Größe verlieh, und dadurch rettete er wenigstens, was zu retten war. Villars selbst gesteht: er sei oft hingerissen worden von dem schlichten und doch so imponirenden Wesen des Prinzen, der, sonst so ernst und ruhig, plötzlich beredt wurde, wenn es sich um Wohl und Wehe seines neuen Vaterlandes handelte und eine Logik der Beweisführung entwickelte, gegen welche es keinen Widerspruch gab.

Wenn man den Prinzen dafür verantwortlich machen wollte, daß das deutsche Reich die Kosten des Friedens zu tragen hatte, so möge man sich erinnern, daß Villars auf eine Aeußerung des Prinzen, das Reich werde mit ungeschwächter Kraft in den bevorstehenden Feldzug eintreten, höhnisch erwidern konnte: es werde seinem verehrten Gegner wohl nichts anderes übrig bleiben, als die Fürsten des deutschen Reiches an den Haaren in den neuen Krieg zu ziehen. —

Der Friede war geschlossen, Eugen kehrte nach Wien zurück. Er wurde zwar ehrenvoll aufgenommen, — weit größeren Einfluß aber als der Retter Oesterreichs hatten die spanischen Granden, die Karl nach Wien begleitet hatten. Dagegen konnte Villars erzählen, daß in sein Haus zu Paris, wo ein Porträt Eugens, das dieser geschenkt hatte, aufgehängt war, die Pariser „wie in Procession wallfahrten gingen“, um die Züge des unvergleichlichen Helden kennen zu lernen.

Nicht lange jedoch war es dem Prinzen vergönnt, sich seinen Friedensaufgaben, der Reform des Heerwesens und der Verwaltung der Niederlande, zu deren Gouverneur er ernannt war, zu widmen. Gleich als hätte das Geschick Ersatz für den kläglichen Ausgang des letzten Feldzugs bieten wollen, wurde Eugen mit der Aufgabe betraut, die Republik Venedig aus der eisernen Umklammerung durch die Osmanen zu befreien. Er löste sie durch den glänzenden Tag von Peterwardein. Ganz Europa jubelte dem Feldherrn zu, dessen Adlerblick sofort erkannte, was die Lage erheische und dessen Löwenkraft alles Gebotene ausführte. „Entweder“, sagte er, „werde

ich mich Belgrads oder die Türken werden sich meiner bemächtigen." Mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel rückte er vorwärts, und nach blutigem Ringkampf war die Vormauer der christlichen Reiche wieder in seinen Händen. In jenen Tagen entstand das Lied vom Prinz Eugenius, dem edlen Ritter, das sich fort und fort im Munde des deutschen Volkes erhielt und im siebenjährigen Krieg an den Wachtfeuern der Preußen wie der Oesterreicher gesungen wurde. Nicht blos kriegerischer Ruhm und Vertrauen auf seine Leitung gewannen ihm die Herzen seiner Leute, sie fühlten tief und wahr, wie selten eine so lautere Seele sei; Prinz Eugen hatte nicht Maitressen, nicht Nepoten, nur das Verdienst durfte gewiß sein, von ihm erkannt und gewürdigt zu werden.

Wieder brachte der Friede von Passarowitz reichen Zuwachs für Oesterreich. Dennoch fand Eugen nur kühle Aufnahme in der Wiener Hofburg. Den spanischen Günstlingen gelang es sogar, das Mißtrauen und den schnödesten Argwohn im Kaiser wachzurufen, als stehe Eugen mit dem Kurfürsten von Bayern in verräterischer Verbindung. Ja, es fehlte wenig, so wäre der Mann, ohne dessen Degen aller Wahrscheinlichkeit nach die Kaiserkrone nicht mehr auf dem Haupte eines Habsburgers und Wien nicht mehr eine christliche Stadt gewesen wäre, aus kaiserlichen Diensten entlassen und verbannt worden. Dieser Wechsel der Hofgunst war um so empfindlicher, je schmeichelhafter vorher Karl VI. den Prinzen seines höchsten Vertrauens und seiner ewigen Dankbarkeit versichert hatte. „Generale wären ja noch etwa aufzutreiben, aber ein Prinz Eugen, den ich so liebe und schätze und in den ich allein mein ganzes Vertrauen setze, wäre für mich nicht mehr zu finden." Jetzt mußte Eugen von seinem früheren Gegner Villars erfahren, wie in Versailles alles darüber entrüstet sei, daß der Kaiser daran denke, seinen besten Wohlthäter zu verbannen. Die gefährlichste Schlinge aber war ihm von seinem nächsten Verwandten, Victor von Savoyen, gelegt, dessen Heiratspläne Eugen durchkreuzt hatte. Victor miethete förmlich zwei Denuncianten, die mit offener Anklage gegen den Prinzen auftreten sollten. Nur ein Zufall enthüllte diesem das Complott; seine Entschlossenheit rettete ihn auch hier, er forderte rasch und

bestimmt offene Untersuchung, und im Lichte der Wahrheit zerfiel sofort das Gespinnst seiner Feinde in Nichts.

Der Kaiser ließ es nun zwar an Worten des Bedauerns nicht fehlen und zog auch wieder in den nächsten Jahren den Prinzen in manchen Fragen, wie sie der ewige Proceß des Anziehens und Abstoßens zwischen den europäischen Staaten mit sich bringt, zu Rate, aber niemals gewann er jenen Einfluß, den ein Diener von so erprobter Treue und so hervorragenden Verdiensten beanspruchen konnte. Eugen kannte aber keine Leidenschaftlichkeit und keine Empfindlichkeit im Dienste seines Herrn; nach wie vor widmete er ihm alle Kräfte. Als Leiter des Kriegswesens wandte er, wie Tausende von Signaten und Rescripten beweisen, allen Zweigen, auch dem unscheinbarsten, unermüdliche Thätigkeit zu. Als Gouverneur der Niederlande gab er, da er sich selbst dorthin nicht begeben konnte, seinem Stellvertreter über alles und jedes genaueste Instruction.

Erst durch Arneth wurde auch die früher ganz übersehene friedliche Wirksamkeit des Prinzen als Volks- und Staatswirt in die gebührende Beleuchtung gesetzt. Er war mit gutem Erfolge bestrebt, die Wunden, die der langwierige Krieg der Nation geschlagen hatte, zu heilen, den öffentlichen Credit zu heben und den Handel wieder emporzurichten. Nur der eine Zug sei hervorgehoben: wie sich Eugen, unbeirrt von dem Taumel jener classischen Gründerzeit, stets ablehnend gegen jede abenteuerliche Projectenmacherei verhielt, wie sie damals nach dem Vorbilde des Schotten Law in allen Ländern emporwucherte, die Phantasie der Völker erhitzend und unersättliche Begehrlichkeit weckend. Als ein Franzose, Marsean, mit blendenden Verheißungen, den ostindischen Handel wieder nach den Niederlanden zurückführen zu wollen, hervortrat, scheiterte das Project sofort an Eugens nüchternem Urtheil. „Ich habe diesen Menschen“, signirte er, „viele Monat mit allerhandt Gedanken dahier (in Wien) umgehen gesehen und von vielen Millionen reden gehört, da er doch bei seiner Abreise nicht einmal die nottursft und mit harter Mühe 7—800 Gulden Credit gefunden, so auch dem Vernehmen nach mit Gefahr des Creditoris biß anhero ohnbezahlt außstehen,

daß also leicht zu erachten, daß von einem solchen mann keineswegs große sachen können vermuthet werden."

Von seiner scharfen Menschenkenntniß zeugt es auch, daß er den Preußen-König Friedrich Wilhelm richtig beurtheilte, indem er nicht auf die rohe Schale, sondern auf den gesunden tüchtigen Kern sah. Der König bewunderte ihn als großen General, und Eugen fühlte sich durch das ehrliche Streben eines Monarchen für das Wohl seines Staates so angezogen, daß sich fast ein freundschaftliches Verhältniß zwischen beiden bildete. An dem Zustandekommen des Bündnisses zwischen Oesterreich und Preußen hatte Eugen den größten Antheil. Im Conflict zwischen Vater und Sohn nahm Eugen aus Gründen der Politik und der Humanität für den jungen Kronprinzen Friedrich Partei und bot seinen ganzen Einfluß für dessen Begnadigung und Aussöhnung mit dem Vater auf. Die beiden größten Feldherren des vorigen Jahrhunderts traten auch noch in persönliche Berührung. Friedrich Wilhelm schickte, als Eugen noch einmal im polnischen Erbfolgekrieg an die Spitze der Reichsarmee gestellt wurde, seinen Sohn als Schüler in das Lager des alten Kriegsmeisters. Eugen nahm ihn nicht ohne ungünstiges Vorurtheil auf, bei näherer Bekanntschaft wich dieses Mißtrauen einigermaßen, doch äußerte Eugen wiederholt sein Bedauern, daß bei einem deutschen Prinzen das „französische Gift" ziemlich tief eingedrungen sei.

Darunter konnte nur eine seinem geraden Sinne anstößige Frivolität verstanden sein, denn die Neigung zu Kunst und Literatur Frankreichs hatten die beiden erleuchteten Genien mit einander gemein. Eugen fühlte sich ganz als Deutscher, ja er erlaubte sich sogar über französischen und italienischen Nationalcharakter gar wegwerfende Urtheile. In einem Brief an den Kaiser aus Orago nennt er die Italiener ein „feiges" Volk; das „eitle", „prahlerische" Wesen der Franzosen verspottet er an mehr als einer Stelle. Er wäre aber nicht der scharfblickende Mann von Geist gewesen, wenn er nicht erkannt hätte, daß Frankreichs Dichter, Künstler und Gelehrte, trotz der ihnen anklebenden Schwächen, zur Zeit über der Pedanterie und Schwerfälligkeit der deutschen Leistungen hoch erhaben ständen. Nur einem deutschen Gelehrten trat er näher, dem univer-

sellsten Geist aller Jahrhunderte, Leibnitz. Die Monadologie, worin Leibnitz sein philosophisches System entwickelt, ist im Umgang mit dem Prinzen entstanden; das ihm gewidmete Manuscript verwahrte er, wie Graf Bonneval spottete, so sorgfältig, wie die Priester zu Neapel das Blut des hl. Januarius. Die Freundschaft der beiden auf so verschiedenartigen Gebieten hervorragenden Männer erinnert Leibnitzens Biographen, Guhrauer, an jenes gefeierte Verhältniß zwischen Alexander und Aristoteles. Aufs Wärmste befürwortete Eugen den Plan seines gelehrten Freundes, eine Akademie der Wissenschaften in Wien zu errichten, aber der Widerstand der Jesuiten machte vorläufig das Project scheitern.

Kein eifrigerer Sammler lebte in Wien, als der Türkensieger Eugen. In allen Städten Europa's hatte er Vertrauensmänner, die ihn auf die neuesten literarischen und künstlerischen Erscheinungen aufmerksam machten. Namentlich für seltene Buchausgaben, Münzen und Gemmen hatte er Interesse, verlor sich aber nicht in dilettantische Sammelwuth. „Das Merkwürdigste ist," schreibt der Dichter Jean Baptiste Rousseau, „daß sich in der prachtvollen Bibliothek des Prinzen kein einziges Werk findet, das er nicht gelesen oder wenigstens durchgegangen hätte." In diesen stillen Räumen lebte er, der scheinbar Einsame, im innigsten Verkehr mit großen Männern aller Zeiten. Deshalb hatte auch der Gedanke, seine hohen Aemter und Würden zu verlieren, nichts Schreckendes für ihn. Einem Freunde, der in jener kritischen Zeit die Möglichkeit einer Verbannung Eugens vom Hofe beklagte, erwiederte er: „Ich besitze einen ausreichenden Vorrat guter Bücher, um mich nicht zu langweilen." Eben so viel Liebe wandte er der Kunst zu. Mit Hilfe des gediegenen Kunstkenners Mariette und des feingebildeten päpstlichen Nuntius Passionei legte er eine Gemälde- und Kupferstichsammlung an, aus welcher einzelne Stücke heute die schönsten Perlen der Wiener Staatssammlung sind. Die Mittel zur Anschaffung solcher Schätze fand er in den reichen Dotationen, die ihm für seine Dienste zu Theil und durch kluge Sparsamkeit erhalten und vermehrt wurden. Für seine eigene Person kannte der Prinz keine Bedürfnisse. Zu einer Vermählung konnte er nie bewogen werden; darin blieb er der

kleine Abbé. Mag sein, daß auch ihm die Stunde nicht ausblieb, da ihm der Kranz nicht genügte, den ihm die kalte, schwer lastende Hand des Ruhms aufs Haupt gedrückt, daß er Sehnsucht empfand nach jenem zerbrechlichen Glück, das die aus Staub geschaffene Menschenbrust erfreut!

„Solange Prinz Eugen die volle Kraft seines Geistes besaß," schreibt Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit, „war Glück mit den Waffen und Staatsunterhandlungen der Oesterreicher; als ihn aber Alter und Krankheit schwächten, war dieser Kopf, der so lange für das Wohl des kaiserlichen Hauses gearbeitet hatte, nicht mehr fähig, diese Arbeit fortzusetzen und dieselben Dienste zu leisten. Demütigende Betrachtung für unsere Eitelkeit! Ein Condé, ein Eugen, ein Marlborough sehen ihren Geist früher absterben, als ihren Körper, und die größten Geister verfallen in Schwäche!"

Prinz Eugens Theilnahme am polnischen Feldzuge erinnert an jene Episode, da man den todten Cid auf seinem Streitroß in den Kampf mitführte und die Feinde vor dem Gefürchteten scheu zurückwichen. Es kann nur als ein Act von Selbstverleugnung angesehen werden, daß er sich freiwillig erbot, nochmals den Oberbefehl zu übernehmen, denn es ließ sich, wie die Sachlage damals war, leicht voraussehen, daß er in diesem Feldzug keinen Lorbeer um die greise Stirn winden werde. Nie war das Reichsheer in einem kläglicheren Zustand, und es konnte auch, da es sich nur um rein dynastische Interessen des Kaisers handelte, den deutschen Fürsten ihre Unlust zu neuen Opfern nicht verdacht werden. Eugen sah ein, daß er mit so geringen Streitkräften zu energischem Vordringen nicht gelangen werde; ihm gegenüber stand ja sein tüchtigster Gegner aus alter Zeit, mit dem er seit zwanzig Jahren in vertraulichem Briefwechsel stand, Villars. Man hatte, wo ein Eugen befehligte, nicht nötig, Niederlagen zu befürchten, konnte aber auch nicht mehr auf entscheidende Erfolge hoffen.

Die Strapazen des Feldzugs erschütterten die Gesundheit des Prinzen. Solange er im Feldlager stand, bezwang er den Körper durch eiserne Willenskraft; nach der Rückkehr aber brach er zusammen. Ruhig und friedlich war das Ende des so oft vom Schlachten-

lärm umrauschten Kriegsmannes. Am 20. April 1736 spielte er die gewohnte Partie Piquet, in der folgenden Nacht schlummerte er hinüber.

Sein Tod weckte die Erinnerung an das, was er für Oesterreich, für Deutschland gewesen war. Es ehrt Kaiser Karl VI. mehr als Bände von Lobschriften, daß er, als die Glocken in Wien zusammenklangen, um die Einsegnung der Leiche des großen Mannes in St. Stefan zu verkünden, der sonst so hochgehaltenen Etikette zuwider die Hofburg verließ und der ernsten Feier im Dom beiwohnte. —

Wem geht nicht das Herz auf, wenn er Wien betritt, die majestätisch-liebliche Kaiserstadt, die unter allen deutschen Städten die glücklichste Wandlung in eine Metropole der Neuzeit erfuhr! In dämmernden Straßen erzählen prächtige Paläste von vergangenen Jahrhunderten, und noch prunkvollere Bauten, von freundlichem Grün umkränzt, stiegen aus der Tiefe der alten Wallgräben empor. Vor des Kaisers Burg erhebt sich ein Reiter-Standbild des Prinzen Eugen von Savoyen, aber ein schönstes Denkmal hat er sich selbst aufgerichtet. Kein Punkt in Alt- und Neu-Wien kann sich mit dem Belvedere messen, das inmitten weitgedehnter Gärten auch heute noch die herrlichste Aussicht gewährt und in seinem Innern eine Fülle von Kunstschätzen birgt, in allen Theilen ein Denkmal geläuterten Geschmacks. In diesen heiteren Räumen, dem Lieblingsaufenthalt des Prinzen, lernt man so recht den Charakter des seltenen Mannes schätzen und lieben und versteht das Wort Rousseau's über Eugen: „Nie war in einem anderen Manne so viel Einfachheit mit so viel Größe vereinigt."

Maria Theresia und Marie Antoinette.

Ernst ist die Geschichte, und fast ungeziemend möchte es bedünken, für ihre furchtbare Realität die Namen aus der Welt des Scheines zu entlehnen, von einer Tragödie zu sprechen, wo die Handelnden mit ihrem wirklichen warmen rothen Herzblut den Beifall der Corona bezahlten oder für ihren Mißerfolg mit unauslöschlichem Brandmal gezeichnet wurden. Dennoch gibt es Schicksale, die zu jenem Vergleich auch den Widerwilligen zwingen. „Der bedeutsame Inhalt und der vollständig abgeschlossene Verlauf“ lassen sie wie ein Kunstwerk erscheinen, und wie sie selbst mit einem großartigen Pathos sich vollzogen, möchte man sie, um einen Ausdruck des Aristoteles zu gebrauchen, „mit künstlerischer Würze“ erzählen.

In diesem Sinne kann man von einer Tragödie „Marie Antoinette“ sprechen. Marie Antoinette am 10. Mai 1774 Königin von Frankreich, am 16. Oktober 1793 guillotinirt.

Diese Tragödie wird immer theilnehmende Hörer finden. Wenn ich selbst aber dem gewaltigen Stoff rückgreifend weitere Grenzen stecke und im Athemzug einer Stunde von Marie Antoinette und Maria Theresia, von Mutter und Tochter, zu sprechen mich unterfange, geschieht es, weil diese Beziehungen von Mutter und Kind in jüngster Zeit durch neuerschlossene Quellen uns näher gerückt wurden und ein freundliches Element in die Ereignisse tragen, deren pathetische Seite allein zu schildern erdrückend wirken müßte.

Beiden war durch Geburt eine erhabene Stellung angewiesen, beide erfuhren die trübe Kehrseite dieses glänzenden Looses, beide wurden gestählt, geläutert in der Schule des Unglücks. An der Mutter ging das Mißgeschick wie eine Wetterwolke vorüber, ihr war ein friedlicher Abend beschieden, ihr Kind aber zahlte den glänzenden Traum mit ihrer Jugend, ihrer Schönheit, ihrem Leben. Und während Maria Theresia durch ihre gesunde Logik und ihr männlich festes Handeln in den Tagen der Prüfung sich die hohe Achtung der Zeitgenossen erwarb und ihre Regententugenden und ihre sittliche Lauterkeit von der Nachwelt dankbar gepriesen wurden, waren tausend Läster- und Lasterzungen geschäftig, die Ehre der Gattin Ludwigs XVI. zu begeifern, und es gibt keinen Fluch, der ihr nicht ins Grab nachgeschleudert, keine Schmach, die nicht an ihr Andenken geheftet worden wäre.

Nur mit Ekel kann man in der Literatur blättern, die sich vor und nach der Revolution namentlich mit dem Privatleben Marie Antoinetten's beschäftigte; dieser Memoirenklatsch, diese schmutzigen Epopöen, diese Bänkelsängerstrophen sind an Frivolität ohne gleichen. Nicht blos ihre Richter und Mörder stellten sie, um ihre Verurteilung zu rechtfertigen, mit jener Katharina von Medicis, die alle Fehler und nicht eine Tugend ihres Geschlechts besaß, auf eine Stufe — Viel Castel lieferte den Beweis, daß auch Legitimisten das feige Handwerk des tapfern Verleumders nicht verschmähten, daß der Graf von Provence, den einst sein eigener Bruder, der gutmütige Ludwig XVI., einen Tartufe nannte, zuerst den Krieg gegen die Frauenehre seiner Verwandten begann und daß er ihn selbst gegen das Andenken der Todten weiterführte.

Es ist leicht begreiflich, daß jene Zeitgenossen, die ihre Vertheidigung übernahmen, in den entgegengesetzten Fehler verfielen, und eine Apotheose dichteten, wo sie Geschichte schreiben sollten.

Die Nachwelt schuldet ihr nur die Wahrheit.

Durch Nichts wurde aber die Aufgabe, ein lebenswahres Bild von ihr zu zeichnen, mehr erleichtert, als durch die Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter, die wir Arneth verdanken. Die Echtheit dieser Correspondenz ist nicht

anzuzweifeln, während die früher von Feuillet de Conches und Hunolstein veröffentlichten Briefe durch Sybel als Fälschungen gekennzeichnet worden sind. Jene echten Briefe sind von um so größerem Werth, als sie nicht nur Aufklärung über das Verhältniß zwischen Mutter und Kind, sondern auch über das zwischen der Kaiserin Oesterreichs und der Königin Frankreichs geben. Eine überaus wichtige Ergänzung fanden sie durch die in neuester Zeit von Arneth und Geoffroy herausgegebene Correspondenz zwischen Maria Theresia und dem österreichischen Gesandten am Hofe zu Versailles, Grafen Mercy Argenteau. Die Kaiserin, bekümmert über das Loos ihrer Tochter, die, fast noch ein Kind, in die für Sitte und Tugend gefährlichsten Kreise, an den Hof Ludwigs XV., kam, beauftragte den treu ergebenen Mercy, ihr über Thun und Treiben der Dauphine und alles, was auf sie Bezug habe, genaueste Auskunft zu geben. Jeden Monat überbrachte der Mutter ein Courier diese Berichte, deren fortlaufende Reihe ein förmliches Tagebuch über den Aufenthalt der Kaisertochter in Frankreich bildet, durch Mitteilung von tausendfältigem Detail das hellste Licht über alle Vorgänge bei Hofe verbreitet und alle wichtigeren Persönlichkeiten in der Farbe des Lebens vor unsere Augen bringt. Mercy's Darstellung ist unparteiisch und aufrichtig, denn wenn er auch hie und da sich Mühe gibt, Vorfälle zu verheimlichen oder in höfischem Tone zu beschönigen, errät der Scharfblick seiner Gebieterin doch sofort diese Winkelzüge, und strenge Wahrheit wird gefordert und gegeben. Weder Marie Antoinette selbst noch irgend Jemand in Versailles und Wien, den Sohn der Kaiserin, Joseph II., und den Minister Kaunitz ausgenommen, wußten um diese Correspondenz. Wenn die Königin häufig voll Erstaunens gewahr wurde, daß selbst vertrauliche Angelegenheiten der Mutter bekannt waren, schob sie die Schuld auf die Klatschsucht der Spione des „Ungeheuers“, wie sie Friedrich den Großen, den Eroberer Schlesiens, zu nennen pflegte. Daß aber nicht Neugierde die Kaiserin zu diesem Ueberwachungssystem bewog, sondern die edelste Regung eines besorgten Mutterherzens, beweist sie durch die Verwendung ihrer Erfahrungen, indem sie sofort immer entweder brieflich oder durch Vermittlung Mercy's ihre Warnungen

und Ratschläge daran knüpft. Die Correspondenz ist daher auch von hohem Interesse für die Geschichte der Kaiserin. Wäre noch ein Beweis dafür nötig, daß Maria Theresia nicht nur die gute Hausfrau auf dem Throne, sondern ein eminent politisches Talent gewesen, immer opfer- und arbeitswillig und scharfblickend in Beurteilung von Menschen und Verhältnissen, so ist er hier geboten in diesen Briefen, in denen goldene Lebensweisheit die Fülle uns für den weniger gleißenden Stil entschädigt.

Nur in Kürze greife ich auf die früheren Lebenstage der großen Frau zurück.

Obwohl die vielumworbene Tochter des letzten Kaisers aus habsburgischem Stamme, erhielt sie den zum Gatten, zu dem ihr Herz sie hinzog. Vom politischen Gesichtspunkt war es ein Fehler Kaiser Karls VI., daß er die Verbindung seiner Tochter mit Franz von Lothringen billigte. Es machte ihr von vorneherein Frankreich zum Feinde, das als der Räuber der lothringischen Lande im Titel des Gemahls der Erzherzogin beständigen Grund zu Mißtrauen und Mißgunst fand.

Die Anfänge ihrer Regierung waren so düster, wie nur denkbar. Noch war der Vater nicht bestattet, so erhob der Kurfürst von Bayern Anspruch auf Krone und Reich. Ein großer Teil des eigenen Volkes machte kein Hehl aus seinem Wunsche, lieber den Bayerfürsten auf dem Throne zu sehen, als die junge Frau, von der man nicht mehr wußte, als daß sie ein einnehmendes Aeußeres besaß und ihren Gatten herzlich liebte. Gleichzeitig fordert der ehrgeizige König Preußens die schönste Provinz des Reiches und antwortet auf die Ablehnung mit bewaffnetem Einfall in Schlesien. Die Niederlage der Oesterreicher bei Mollwitz gibt das Signal zu einer allgemeinen Schilderhebung ihrer Feinde. Bald stehen Franzosen und Bayern vor den Thoren Wiens, und nur die Eifersucht Fleury's, der auch das verbündete Bayern nicht zu wirklicher Macht gelangen lassen will, rettet die Hauptstadt. Aber Böhmen mit Prag fällt in die Hände der Sieger und die italienischen Provinzen scheinen unrettbar an Spanien verloren. Doch nicht die äußerste Not und Gefahr vermögen den Mut der Herrscherin

zu brechen, energisch weist sie jeden Vermittlungsvorschlag zurück, der von Zerstückelung ihres natürlichen Erbes spricht. Bei den Ungarn sucht sie Schutz für sich und ihr Kind, und dieses Volk, das seinen habsburgischen Königen stets trotzigen Widerstand geleistet hatte, erhebt sich in ritterlicher Aufwallung wie ein Mann für die Königin. Jählings wendet sich das Kriegsglück auf ihre Seite, bald ist alle Gefahr verschwunden, Oesterreich gerettet und in die ehemalige Machtstellung wieder eingesetzt. Auch der Lieblingswunsch Maria Theresia's, ihren Gemal auf dem Kaiserthrone zu sehen, geht nach dem Tode Karls VII. in Erfüllung.

Nach den Kriegsjahren aber schreitet sie zu inneren Reformen und erzielt durch Klugheit und Beharrlichkeit auch auf diesem Gebiet Erfolge, die es rechtfertigen, daß Oesterreich sie seine große Kaiserin nennt. Sie gewinnt eine Fülle absoluter Macht, wie selbst die Ferdinande sie nicht besaßen. Während man noch unter Karl VI. nur von einem „Haus" Oesterreich sprechen konnte, das über viele Staaten ohne jeglichen Zusammenhang die Krone trug, faßt sie alle Provinzen zu einer wesentlichen Einheit zusammen und schafft eine Centralgewalt, die bis in die entferntesten Theile des ungeheuren Reiches wirkt. Ohne Lärm, mit dem leichtesten Zügelspiel, leitet sie die wichtigsten Veränderungen; wo sie aber auf Widerstand stößt, wie in Böhmen, scheut sie sich nicht, ihren Willen auch mit Härte durchzusetzen, denn sie ist von ihrem Recht, von ihrer göttlichen Sendung, felsenfest überzeugt. Dabei hat aber dieses absolute Regiment einen patriarchalisch zu nennenden Zug. Wie zu ihrer Zeit auch das Band, das den Diener an den Brotherrn knüpfte, nicht als Vertrag aufgefaßt wurde, so betrachtet die Kaiserin ihr Verhältniß zu den Unterthanen als das des Hauptes zu den Gliedern einer Familie. Es war eine ganz neue Erscheinung, einen Regenten so vertraulich mit seinen Völkern sprechen zu hören; man war aus der Zeit des spanischen und des französischen Absolutismus gewohnt, stolze Unnahbarkeit als eine von der Majestät unzertrennliche Eigenschaft anzusehen, darum wirkte jetzt der Wahlspruch: „Zum Heile des Ganzen!" wie eine Zauberformel. Fast alle Reformen Joseph's II. führen in ihrer Wurzel auf die Regierungszeit

seiner Mutter zurück. Nur der Kirche steht sie als schwache Frau gegenüber, sie hält für ihre Pflicht, die Unterthanen selbst gegen ihren Willen zur Wahrung ihres Seelenheiles zu zwingen, und dieser Glaubenseifer wurde vom Clerus benützt, um die ungerechtesten Eingriffe in die persönliche Freiheit des Einzelnen in Gesetzgebung und Verwaltung einzuschwärzen. Auf den protestantischen Bürgern lastete unerhörter Druck, und die Folgen des romanischen Systems, mit dem die sonst so Mutige nicht zu brechen wagt, stellen sich unerbittlich ein: Oesterreich bleibt trotz aller guten Anfänge hinter der geistigen Entwicklung des protestantischen Deutschland weit zurück. Dagegen war ihr die großartige Culturaufgabe in den nichtdeutschen Kronländern eine wahre Herzenssorge, für Aufpfropfen der germanischen Cultur geschah dort unter ihrer Regierung mehr als je vorher. Vieles geschah, um die reichen Hilfsquellen des Landes nutzbar zu machen, das Heer alteingewurzelter Mißbräuche wurde vermindert, nützliche Anstalten und Einrichtungen gediehen überall zur Blüthe.

Ganz deutsch bleibt sie auch in ihrem Privatleben. Sie setzt ihre Ehre darein, eine schlichte deutsche Hausfrau, Gattin und Mutter zu sein. Mit einer Derbheit, die an Elisabeth Charlotte erinnert, zeigt sie offen, daß ihr alles Falsche, Gezierte und Gespreizte widerlich ist. Aber die Frau, die im Wiener Burgtheater die Geburt ihres Enkels „gerad' zum Bindband auf den Hochzeitstag“ dem Publikum von ihrer Loge aus selbst ankündigt, erscheint auch wieder, wo es die Gelegenheit erfordert, voll majestätischer Würde, eine geborne Herrscherin.

Nach dem Tod ihres Gatten schloß sie sich mehr und mehr von der Welt ab. Sie ernannte ihren Sohn zum Mitregenten, noch größeren Antheil an der Leitung der wichtigsten Geschäfte hatte aber Minister Kaunitz.

Dieser Staatsmann war es auch, der die Kaiserin für die Idee gewann, daß ein enges Bündniß Oesterreichs mit dem nicht mehr allzu mächtigen Frankreich die sicherste Friedensgarantie biete und daß man daran denken müsse, durch ein natürliches Band, durch Vermählung einer Tochter der Kaiserin mit einem Bourbon,

die beiden Dynastien enger zu vereinigen, deren Reiche auf ein festes Bündniß angewiesen seien.

Die politische Absicht tritt unverkennbar schon in der Erziehung, welche die jüngste Tochter der deutschen Kaiserin erhält, hervor. Ein Franzose leitet sie, die kleine Marie Antoinette weiß alles und schwärmt für alles, was sich auf Frankreich, auf Paris bezieht, wird mit allem umgeben, was ihr den Ton von Versailles geläufig macht. Als sie vierzehn Jahre zählte, wurde ihre Vermählung mit dem Dauphin zwischen den beiden Höfen verabredet und im Mai 1770 trat die Erzherzogin die Reise nach dem neuen Vaterland an. Dieselbe glich einem Triumphzug. In allen Städten empfing sie Glockengeläute, Kanonendonner und der trautere Ton, der Jubelruf des Volkes: „La Dauphine est si belle!“ Und die Schönheit der Unschuld war es! Im fürstlichen Purpur erschien diese dem Volk ein Wunder und es hoffte Wunder von ihr: daß die welkgewordene Lilie in ihren Händen sich wieder aufrichten, daß unter diesen den Himmel spiegelnden Augen das Laster in Versailles sich hinwegkrümmen werde.

Die Mutter hörte von der Begeisterung des Empfangs mit wehmütiger Freude. Das Aufhissen der bunten Wimpel auf dem Schiffe, das die Tochter trug, täuschte sie nicht über den dunklen reissenden Strom. In jedem Wort, womit sie ihr Kind der Liebe des Dauphin, der Obhut Mercy's empfiehlt, verrät sich der bange Schlag des Mutterherzens.

Wohl war sie des Schutzes bedürftig und des Mitleids wert, diese Kaisertochter, im Reize der Jugend prangend, aber auch im Wahne der Jugend befangen, daß Flitter Gold und das Leben mehr Vergnügen als Pflicht sei. Welche Erbschaft trat sie lächelnd an! Das war das „schöne“ Frankreich nicht mehr. Ein Thron ohne Majestät, eine Regierung ohne Kraft, ein Volk ohne Bewußtsein. Die Finanzen sind zerrüttet und die erschöpften Lande scheinen nur noch für Empörung fruchtbar. Von Ludwig XIV. und seiner Zeit ist Nichts geblieben als die Tradition. Ihn hatten Männer und Frauen von Mut und Geist umgeben, die Gesellschaft aber, die seinen Nachfolger umgab, besaß weder den einen noch den andern, sondern war einfach lasterhaft. Unfähig, natürlich zu empfinden,

kannte sie weder die Liebe zum Vaterland, noch den heiligen Zorn für das Recht, selbst zum Verbrechen fehlte ihr der Schwung. Bosheit gilt als Witz, das Leben so angenehm als möglich zu genießen, ist höchste Weisheit und die Gunst von Frauen, die sich schämten, sich zu schämen, gilt als der schönste Erfolg. Ich verweise auf die überaus reichhaltige Memoirenliteratur jener Tage und auf Mercy's erschöpfende Schilderungen. Ludwig XV. selbst war ganz in den Händen der Dubarry, in ihrem Boudoir spielten sich die Geschicke Frankreichs ab, ihre Huld oder ihr Zorn entschieden über Glück und Mißgeschick aller, die mit dem Hofe in Berührung traten. Da waren dann Mesdames die Töchter des Königs, als ihr Haupt der intrigante Blaustrumpf Madame Adélaïde. Sie zeigten sich sämmtlich vom Tage der Ankunft Marie Antoinettens feindselig gegen sie und spannen um ihre jüngere und schönere Rivalin alsbald ein Netz von Kabalen. Da waren dann die Brüder des Dauphin, der Graf von Artois, eine ritterliche glänzende Erscheinung, aber verderbt wie alle andern, und der Graf von Provence, der seine Schwägerin systematisch verfolgte, und eine Schaar von Höflingen, groß nur in der Kleinheit, ebenso ehrlos wie ehrsüchtig, in Parteien gespalten, die einander unermüdlich bekämpften, aber die feindseligen Streiche nur hinterrücks zu führen gewohnt waren.

Kaum war die Dauphine am Hof erschienen, so sah sie den Sturz des mächtigen Choiseul, der ihre Heirat, wie das Bündniß zwischen Oesterreich und Frankreich vermittelt hatte: damit wurde ihr gleich von Anfang der einzige sichere Halt genommen. Denn den siegreichen Gegnern Choiseuls, dem Herzog v. Vauguyon, dem Kanzler Maupeau und den weitverzweigten Rohans war sie nur die „Oesterreicherin".

Dies war die neue Umgebung der Dauphine, nachdem sie ihre strenge, aber zärtliche Mutter, einen weniger glänzenden, aber auch noch gesünderen Hof, ein seinem Fürstenhaus treuherzig ergebenes Volk verlassen hatte. Ihr Gemal aber bot ihr für das Verlorene keinen Ersatz. Er war nicht im Stande, eine Frau sprühenden Geistes und lebhaften Temperaments, wie Marie Antoinette, zu fesseln, geschweige denn zu leiten und zu läutern. Nicht ohne natürliche

Anlagen, besaß er nicht im Geringsten die Gabe, dieselben zu verwerten. Das Geräusch und das gleißnerische Treiben des Hofes waren ihm zwar gründlich zuwider, aber ebenso mied er geistig bedeutende Gesellschaft und ernste Arbeit. Er schwärmte in seiner behäbigen Weise nur für Jagd und — Schlosserei und liebte den häuslichen Herd in Form einer wohlbesetzten Tafel. Den Wert einer anmutigen, witzig plaudernden Gefährtin lernte er erst nach und nach, d. h. in solchen Fällen immer erst zu spät schätzen.

Doch die ersten Nachrichten Mercy's über das „Début" der Dauphine, wie man sich in Versailles auszudrücken beliebte, lauteten aufs Günstigste. „Man könnte nicht unter glücklicheren Auspicien erscheinen!" schreibt er an die Kaiserin. Die Morgenfrische des Mädchens mit den blonden Locken, der edlen Stirn und den munter blickenden blauen Augen, ihr ungekünsteltes Wesen, das durch die Lebhaftigkeit der Bewegungen nicht an Majestät einbüßte, wirkten elektrisch sogar auf den König, doch die Dubarry und ihr Anhang wußten zu verhindern, daß sie ernsteren Einfluß gewann. Antoinette war zu ehrlich, als daß sie ihren Widerwillen gegen die „dümmste und unverschämteste Person, die man sich vorstellen kann", wie sie die Gebieterin von Versailles bei ihrer Mutter einführt, verhehlt hätte. Dieses Verhältniß wurde bald eine Quelle von Verdruß für die Dauphine, von Sorgen für ihre Mutter. Antoinette läßt sich jedoch weder durch die Chicanen der Gunstdame, noch durch die scheue Zurückhaltung ihres jungen Gatten ihre fröhliche Laune verkümmern. Sie plaudert in ihren Briefen an die Mutter wie ein sorglos die Lust des Tages genießendes Kind. Sie erzählt von Jagden und Promenaden, Kammerzofen und neuen Roben, wann sie gebetet, welche Besuche sie empfangen, wie sie sich mit dem Dauphin unterhalten, wie sie ihm wegen ungalanten Benehmens eine Gardinenpredigt gehalten, wie sie den Minister horchend an der Thüre angetroffen, wie sie für den König eine Weste zu sticken angefangen habe, aber nicht die Zeit dazu finden könne, „mit Hülfe Gottes wird sie wohl in einigen Jahren fertig werden." Wenn sie ernstere Angelegenheiten berührt, geschieht es ohne Ernst. Der Sturz Choiseuls kränkt sie nur, weil er einen Triumph der Dubarry be-

deutet. Man wäre versucht, aus dem Ton dieser Briefe auf Oberflächlichkeit der Verfasserin zu schließen, wenn man sich nicht erinnerte, daß sie ja kaum den Kinderschuhen entwachsen war. Besonders verhaßt ist ihr der steife Zwang des Hoflebens, ihre Ehrendame, die Gräfin Noailles, betitelt sie „Madame Etiquette", das Kartenspiel in der Abendgesellschaft des Königs ist ihr ein Greuel — welche Lust gewährt dagegen ein rascher Ritt in Park und Haide, eine fröhliche Jagd in den Forsten! Daß sie diesen Liebhabereien allzu leidenschaftlich nachhänge, ist ein häufig wiederkehrender Gegenstand der Klage Mercy's, sowie ihre Spottsucht auf Kosten aller Vorsicht, ihre Unlust an ernsterer Beschäftigung, die sie immer neue Ausflüchte und Vorwände lehrt, wenn es gilt, den Vorlesungen des Abbé Vermond zu entgehen.

Dieser letzte Punkt namentlich flößt der Mutter Besorgniß ein. „Ich fürchte die Jugend meiner Tochter, die Wirkungen der Schmeichelei, ihre Trägheit und ihre Scheu vor jedem Studium; deshalb lege ich Euch ans Herz, über sie zu wachen, daß sie nicht in schlechte Hände falle, und setze mein ganzes Vertrauen auf Euch." Ihrer Tochter selbst gibt sie über Alles und Jedes Ermahnungen und Vorschriften. Vor Allem soll sie eifrig beten, aber ihre Andachtsübungen, wie überhaupt ihre Beschäftigungen genau der Sitte ihres Hofes anpassen. „Bezüglich der Jesuiten müssen Sie sich jeder Aeußerung für oder wider enthalten." Kein Mittel soll sie unversucht lassen, das Vertrauen ihres Gemals zu gewinnen. „Das Weib ist in Allem untergeordnet dem Mann und darf an kein anderes Thun denken, als was ihm gefällt und Freude macht. Das einzige wahre Glück auf dieser Welt ist eine glückliche Ehe, ich kann davon sprechen, und Alles hängt von der Frau ab, wenn nur sie gefällig, sanft und anregend ist." „Keine Vertraulichkeiten gegen die Umgebung, die schicken sich nicht, aber die Güte ist's, die alle Welt anzieht und Vertrauen einflößt." Nach dem Sturze Choiseuls schreibt sie: „Ich empfehle Ihnen noch dringender, Zurückhaltung bei allen Vorkommnissen zu bewahren, Niemand unvorsichtig zu vertrauen, über Nichts Neugierde zu äußern .... Es ist traurig, zu sagen, aber es muß gesagt sein: selbst Ihren Tanten, die ich

im Uebrigen hochschätze, vertrauen Sie Nichts an, ich weiß, warum ich so spreche!" Gegen die Dubarry soll sie sich kein auffälliges Benehmen zu Schulden kommen lassen. „Sie dürfen in ihr nichts Anderes sehen, als eine Dame vom Hof und der Gesellschaft des Königs. Sie sind seine erste Unterthanin, Sie schulden ihm Gehorsam und Unterwerfung, und dem Hofe das Beispiel, daß der Wille des Gebieters unter allen Umständen zu vollziehen sei. Wenn man von Ihnen niedrige Handlungsweise oder Vertraulichkeit fordern würde, könnte weder ich, noch irgend Jemand anraten, dem Folge zu leisten, aber ein nichtssagendes Wort, gewisse Rücksichten sind nicht ausgeschlossen, nicht für jene Dame, sondern für Ihren Großvater, Ihren Herrn und Wohlthäter."

Nichts erscheint ihr zu kleinlich. Ihre Mahnungsworte und Warnungen erstrecken sich auf Gesundheitspflege und Kleidung, auf Etiquette-Fragen und Orthographie ihrer Briefe, sie warnt vor dem Zuviel in Reiten und Jagen, sie mahnt, die rechte Schulter nicht in die Höhe zu ziehen, sie schickt Bücher und Musikalien und läßt sich von Zeit zu Zeit von ihrem Vorleser Vermond über ihre Lectüre genaueste Rechenschaft geben. „Geben Sie sich nur Mühe, Ihr Köpfchen mit guten Kenntnissen auszutapezieren, die Ihnen noch weit nöthiger sind als andern Frauen." Sie ist nicht blos nicht blind gegen die Fehler Ihrer Tochter, sondern eifert nicht selten gegen ihre verzeihlichen Schwächen mit überraschender Strenge. „Sehen Sie zu, daß Sie die allgemeine Beliebtheit nicht wieder verscherzen, indem Sie vernachlässigen, was sie Ihnen erwarb: weder Ihrer Schönheit, die nicht so glänzend ist, noch Ihren Talenten und Kenntnissen (Sie wissen recht gut, daß davon nichts vorhanden ist) haben Sie sie zu verdanken, sondern der wahren Herzensgüte, Geradheit und Aufmerksamkeit gegen Jedermann, verbunden mit gesundem Urteil." Solchen Rügen fügt sie dann gewöhnlich bei: „Bedenken Sie, daß nur wahre Liebe die harten Worte eingab." Häufig beklagt sich die Mutter, daß sie erfahren habe, daß Antoinette die am französischen Hof anwesenden Deutschen vernachlässige oder gar über ihre Manieren sich lustig mache, den französischen Esprit überschätze und den altfränkisch finde, der nicht durch Witz und Ironie

zu glänzen wisse. „Lassen Sie sich nicht durch fremdes Beispiel einfädeln, nehmen Sie nicht diese französische Leichtfertigkeit an, bleiben Sie eine gute Deutsche und rechnen Sie es sich zur Ehre, eine Deutsche zu sein." Dann nimmt sich Antoinette stets ihres neuen Vaterlandes voll Eifers an. „Lassen doch auch Sie dem wahren Verdienst dieser Nation Gerechtigkeit widerfahren," schreibt sie, „wenn Sie von manchem Lächerlichen in der äußeren Erscheinung und im Benehmen, ihren Frisuren u. s. w. absehen, so werden Sie auch viel praktisches Talent und hohes Verdienst bei ihnen finden." Es gewinnt unser Herz, daß Antoinette, obwohl Gattin des Thronfolgers des mächtigsten Reiches, sogar demütigende Zurechtweisungen ihrer Mutter nur mit Ehrfurcht aufnimmt und über ein spärlich bemessenes Lob in laute Freude ausbricht. Und zu noch größerer Ehre gereicht es ihr in unsern Augen, wenn sie bei all dem Respekt vor der Mutter in einem Punkt unnachgiebig sich erweist, wenn nämlich diese den weltklugen Rat gibt, sich mit der Dubarry auf besseren Fuß zu stellen. „Sie können glauben," erwidert Antoinette auf das Zureden Mercy's, „daß ich jederzeit gern alle Vorurteile und Antipathien zu opfern bereit sei, aber niemals gegen meine Ehre handeln werde."

Die Kaiserin wurde zu diesem mit ihrer eigenen Anschauung contrastirenden Wunsche nur durch politische Gründe bewogen. Es führt uns dies auf die Anklage, welche sowohl von französischer, als von deutscher Seite gegen Maria Theresia erhoben worden: daß sie durch ihre Tochter auf die Politik Frankreichs Einfluß üben wollte. Der Versuch ist nicht in Abrede zu stellen, aber nicht so aufzufassen, als ob sie beabsichtigt hätte, die österreichischen Interessen auf Kosten der französischen zu begünstigen. Ihr politisches Ideal war engstes Bündniß Frankreichs und Oesterreichs. Allerdings mochte ein Gedanke, der fort und fort in ihrer Seele brannte, Wiedergewinn Schlesiens, dazu beitragen, diesen Wunsch lebendig zu erhalten; aber man wird nicht behaupten können, daß dieses Trachten mit den Endzielen der französischen Politik im Widerspruch gestanden hätte.

Daß die Verbindung mit Frankreich durch das Zusammengehen Oesterreichs mit den nordischen Mächten in der polnischen Frage

einen harten Stoß erlitt, verursachte Maria Theresia schwere Sorge. Bekanntlich war sie anfänglich eine Gegnerin des Teilungsplans, und erklärte: „daß sie von den Unfällen einer Nation, die für ihre Freiheit, für das Recht und den Glauben der Väter die Waffen ergriff, keinen Vorteil ziehen wolle“; aber es geschah nicht ohne Mentalreservat, indem sie beifügte: sie wolle sich gern dazu verstehen, „jene Bezirke Polens, die ihr als Königin von Ungarn nicht fremd seien, in der Verwirrung dieser schrecklichen Zeit zu schirmen“. Aber unsicher fühlte sie sich trotz alledem bei diesem Handel, der sie in den Verdacht engerer Beziehungen zu dem gehaßten Preußen brachte, und mit allen Kräften strebte sie, das gute Einvernehmen mit Frankreich wieder herzustellen, und rief dazu auch die Verwendung ihrer Tochter an. Um Ludwig XV. günstig zu stimmen, gab es nur ein Mittel: die Dubarry günstig zu stimmen, die sich unablässig über Zurücksetzung durch die hochmütige Dauphine beklagte. Nach vielem Hin und Wider willigte endlich Antoinette ein, die Gräfin zu empfangen, und da diese in Begleitung der Herzogin von Aiguillon erschien, richtete die Dauphine an die letztere einige Worte, jedoch so, daß sie die Gräfin auch auf sich beziehen konnte. Und Madame la Comtesse Dubarry bezog sie auf sich. Sie war ja schon mit der Audienz überhaupt zufrieden. Mercy kann hocherfreut an die Kaiserin berichten, daß er jetzt täglich bei der Favoritin empfangen werde, während den übrigen Gesandten nur an den Sonntagen Audienz gewährt werde, — der drohende Schlag war abgewendet, die Annäherung Frankreichs an Preußen hintertrieben! Ein Cabinetsstück zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts!

Die Kaiserin wünschte übrigens nicht, daß sich Antoinette in die eigentlichen Staatsgeschäfte mische. In einem Brief an Mercy spricht sie dies auf das Entschiedenste aus: „Ich weiß nur zu gut aus eigener Erfahrung, welche zu Boden drückende Last mit der Leitung eines großen Reiches verbunden ist. Ueberdies ist mir die Jugend und der Leichtsinn meiner Tochter wohlbekannt, ihre Abneigung vor jeder Beschäftigung .... Da also meine Tochter dem zerrütteten Zustand des Regiments nicht aufhelfen könnte, und der Zustand des Reiches sich nur noch mehr verschlimmern würde, so

will ich doch lieber, daß man einem Minister die Schuld beimißt, als meiner Tochter!"

Bald kam eine Zeit, welche diese Besorgniß wohlbegründet erscheinen ließ.

Die Scene wechselt. Am 10. Mai 1774 verkündeten die Glocken von Notre Dame der „ersten und getreuesten Stadt Frankreichs", daß Ludwig XV., „der Vielgeliebte", verschieden sei. In einem Briefe, der von innerster Erregung zeugt, schüttet die neue Königin vor ihrer Mutter ihre Trauer und Freude, ihre Sorgen und Hoffnungen aus. „Wenn mir auch Gott schon bei meiner Geburt den Rang anwies, den ich jetzt einnehme, kann ich doch nicht umhin, die Fügung der Vorsehung zu bewundern, die mich, die jüngste Ihrer Töchter, für den glänzendsten Königsthron Europa's auserkor .... Der neue König scheint die Herzen seiner Völker zu besitzen: ganz über allen Zweifel erhaben ist, daß er an Sparsamkeit und Ordnung Geschmack findet und das lebhafte Verlangen fühlt, seine Völker glücklich zu machen." Mit einer in diesem Augenblick grausam zu nennenden Befriedigung erzählt sie, daß nun die „Kreatur" in ein Kloster wandern müsse und Alles, was mit diesem skandalösen Namen in Verbindung stehe, vom Hof entfernt werde. Maria Theresia fühlt Mitleid mit der Gestürzten und bittet, sie nicht noch tiefer zu demütigen, die durch den Verlust ihrer Macht genug bestraft sei.

Die Nation begrüßte die Thronbesteigung Ludwigs XVI. mit Begeisterung: nicht bloß die Schmeichelei knüpfte an dem Bearner Heinrich an, Alles hoffte auf entschiedene Umkehr vom absolutistischen Regiment, das den Staat an den Rand des Bankerotts geführt hatte. Diese Erwartung wurde auch nicht getäuscht, wohl aber die Zuversicht, daß nun mit einem Schlage der Zerrüttung eine Schranke gesetzt, allem Uebel abgeholfen sei. Maria Theresia sah tiefer. „Ich bin über das Schicksal meiner Tochter tief besorgt," schreibt sie an Mercy; „es wird entweder ein erhabenes oder ein höchst unglückliches werden .... Die Lage des Königs, des Ministeriums, des Landes hat nichts Beruhigendes, und mein Kind ist so jung ..." Der Königin selbst und ihrem Gemal rät sie, im Anfange Nichts

zu überstürzen, sondern zuerst klaren Einblick in alle Verhältnisse zu suchen, überall mit eigenen Augen nachzusehen und keine Intriguen zu dulden, allmälich sodann zu den nöthigen Reformen zu schreiten. „Unsere beiden Staaten haben nichts nötig als Ruhe, um ihre Verwaltung wieder zu ordnen; wenn wir fest und treu zu einander halten, wird Niemand unsere Arbeit stören können, und Europa wird dauernd das Glück des Friedens genießen.“ Mercy, der sich in der Erwartung, daß sein Einfluß durch den Thronwechsel erheblich gesteigert würde, getäuscht sah, klagte, daß die Königin sich so teilnahmslos zeige, wenn er das Gespräch auf Politik bringe, und doch würde es für sie ein Leichtes sein, ihren schwachen Gemal vollständig zu beherrschen. Die Kaiserin verweist ihm diese Rede und erklärt: es genüge durchaus, wenn die Königin sich nur so viel Einfluß wahre, daß kein gegen Oesterreich feindlich gesinntes Ministerium an's Ruder käme. Die ersten Nachrichten, die über das Leben und Wirken des jungen königlichen Paares in die Oeffentlichkeit drangen, gereichen ihr zu hoher Befriedigung. Zum ersten Mal schmeichelt sie sogar ihrer Tochter. „Alle Welt ist voll Bewunderung und wahrlich nicht ohne Grund: ein König von zwanzig und eine Königin von neunzehn Jahren, deren ganze Handlungsweise von Menschenliebe, Großmut, Klugheit und Urteilsschärfe zeugt! Wie liebe ich jetzt die Franzosen, welche Kraft muß in einem Volke stecken, das so lebhaft empfindet!“

Doch der Jubel, der den „Ersehnten“ begrüßte, verhallte rasch, und auf das Hosiannah folgte bald das „Kreuzige!“ Ein großer Teil der Bevölkerung erblickte die Ursache des Verfalls des mächtigen Frankreich schon nicht mehr in den Auswüchsen der monarchischen Verfassung, sondern in der Monarchie selbst. Um den Thron zu erschüttern, wurde vorerst ein unscheinbarer, aber gefährlicher Hebel in Bewegung gesetzt: der Spott. Witzig zugespitzt war jede politische Kühnheit, in Form einer lustigen Schnurre jeder freche Ausfall der Parteileidenschaft des allgemeinen Beifalls sicher. In London gab es eine förmliche Pamphletfabrik, von Franzosen geleitet, mit dem ausgesprochenen Zweck, den französischen Hof, besonders aber die „Oesterreicherin“, allgemein verhaßt zu machen.

Bald drangen Skandalgerüchte als Anekdötchen der frivolsten und gehässigsten Art an den Wiener Hof und riefen Erbitterung wie Furcht im Herzen der Kaiserin wach. Mercy sucht den Eindruck abzuschwächen, indem er den Ursprung der Gerüchte aus der notorischen Klatschsucht der Franzosen erklärt und ihre Wirkung bestreitet, weil, Dank einer zweiten französischen Eigenthümlichkeit, dort zu Lande morgen schon wieder vergessen sei, was das Heute gebracht hat. Auch Antoinette selbst legte diesen Angriffen offenbar zu wenig Bedeutung bei, nicht ahnend, wie dadurch dem Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung vorgearbeitet werde. „Wir haben heutzutag eine Epidemie der Satire," schreibt sie begütigend an die Mutter, „man macht Spottverse auf alle Personen des Hofes, Herren und Damen, ja der Leichtsinn wagt sich selbst an die Person des Königs. Ich bin auch nicht verschont geblieben. Wenn auch solcher Schabernack hier zu Land sehr beliebt ist, so war er doch meistens so plump und taktlos, daß damit kein Erfolg erzielt wurde, weder im großen Publikum noch in der guten Gesellschaft." Bekanntlich war es gerade die Königin, welche die anfänglich verbotene Aufführung von Beaumarchais' „Figaro" veranlaßte, jener Comödie, die so recht zum Bewußtsein brachte, was schon lange die Geister erfüllte:

„Les grands sont si grands,
Parceque nous sommes à genoux;
Levons nous!"

Wie aber kam es, daß sich die Abneigung, ja der Haß des Volkes gerade gegen die Königin wandte? Verdient die schwere Verdächtigung ihrer politischen und sittlichen Führung, wie sie in dieser Pamphletliteratur auftaucht, Glauben?

Ihre Biographen Montjoie, Goncourt, Viel Castel, Lescure u. A. haben mehr wie Anwälte, denn als Historiker, diese Anklagen zu entkräften gesucht. Aus Mercy's Berichten an Maria Theresia wird es uns aber vollends, bei aller Rücksicht auf seine subjective Stimmung, bis zur Evidenz klar, daß Marie Antoinette zuweilen ihre Stellung, nie aber ihre Pflicht vergessen hat.

Es ist wahr, der Glanz des Hofes wirkte berauschend auf sie, sie fand mehr und mehr Gefallen daran, sich zu zeigen, sich

bewundern, sich schmeicheln zu lassen. Sie liebte den Beifall der Menge und ließ sich dadurch verführen, darnach zu haschen. Sie mischte sich gern unter die Spaziergänger in Versailles und unter die fröhlichen Gäste der Opernbälle. Eine Königin von Frankreich, sagte sie, bedarf inmitten ihres Volkes keines Schutzes — und das galante Volk dankte ihr mit Verleumdungen. Sie haßte die Langweile und verachtete die Etikette; das rechnete man einer Königin von Frankreich als Verbrechen an. Ihren lebhaften Gang nannte man anstandswidrig, ihren offenen Blick herausfordernd; trug sie phantastischen Kopfputz, so murmelte man von einer Bacchantin, und lachte sie im Theater, so zischte man von schamloser Koketterie. Sie nahm gern selbst Theil an den kleinen Vaudevilles, die in Klein-Trianon gespielt wurden, und wählte sich, wie es für die geborne Wienerin charakteristisch ist, die Soubrettenrollen; das galt als vollgültiger Beweis von unköniglicher Leichtfertigkeit. Das Medusenhaupt, das im Treppenhaus zu Trianon angebracht war, schreckte die Verleumdung nicht, hier einzutreten; gerade die Vettern und Basen waren als die ersten thätig, die unheimliche Lohe zu schüren. Sie hatten um so leichteres Spiel, als Marie Antoinette auch einen abstracten Begriff zum mächtigen Gegner hatte: die alte Politik des Hauses Bourbon, die im Hause Habsburg den Erbfeind und daher in der Verbindung des Königs mit der Oesterreicherin eine Niederlage erblickte.

Ich wiederhole aber auch: Sie vergaß ihre Stellung.

Mit Recht rügt Mercy unablässig ihre Isolirung von ihrem Gemal. Sie schätzt ihn zwar im Innersten ihres Herzens. „Wenn ich unter den drei Brüdern mir jetzt einen Mann zu wählen hätte,“ schreibt sie an die Mutter, „so würde ich noch immer dem den Vorzug geben, den mir der Himmel bestimmte, denn sein Charakter ist offen und aufrichtig, und wenn er sich auch linkisch benimmt, so erweist er doch mir alle Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit.“ Aber die Nüchternheit, die aus diesen Worten spricht, verrät auch, daß sie wahres Familienglück in dieser Verbindung nicht gefunden hatte. Ja, in einem Briefe an Graf Rosenberg spricht sie sogar mit einer gewissen Frivolität von ihrem Gemal. Sie will sich darin

gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß sie so häufig ohne ihren Gatten gesehen werde. „Sie werden begreifen, daß es mir in einer Eisenschmiede wenig gefallen kann, Vulcan könnte ich dort nicht sein, und wenn ich die Rolle der Venus spielen wollte, könnte ihm dies noch mehr mißfallen als meine Liebhabereien, die er nicht mißbilligt." Dieser Brief kam der Kaiserin vor Augen. In heftigstem Zorn schreibt sie darüber an Mercy. Dieser erwidert: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Königin ihren erhabenen Gemal liebt, daß sie sogar über seinen Ruhm eifersüchtig wacht — doch hie und da tritt dieses Denken und Fühlen hinter Anwandlungen von Leichtsinn zurück. Wenn auch die Moralität und Sittlichkeit der Königin über jeden Tadel erhaben ist, so ist dies nicht so absolut der Fall hinsichtlich ihres Auftretens und Benehmens." Aber der Argwohn der Kaiserin war einmal erwacht, fast jeder folgende Brief an die Tochter enthält bittere Vorwürfe. Immer nur von Bällen und Concerten und Spazierritten zu hören, war ihr, die am Wiener Hofe so einfache, fast bürgerliche Sitte eingeführt hatte, ein Greuel. „Diese verwünschte französische Leichtfertigkeit mit ihrem Schnickschnack! Mein Kind, mein theures Kind, die erste Königin Europa's, möge sie bald wieder zu sich selbst kommen!" Antoinette fühlte sich durch diese Anklagen oft schwer verletzt. „Meine Mutter," sagte sie zu Mercy, „sieht die Verhältnisse nur aus der Entfernung und beurteilt mich viel zu streng; aber sie ist meine Mutter, die ich herzlich liebe, und wenn sie spricht, bleibt mir nichts übrig, als das Haupt zu neigen und sie ehrfurchtsvoll zu küssen." Noch immer jedoch nimmt sie mit Wärme Partei für die Franzosen und für französisches Wesen. „Es ist eine wunderbare Eigenschaft des französischen Charakters, sich von schlimmen Eingebungen leicht hinreißen zu lassen, aber unmittelbar darauf wieder zum Guten zurückzukehren." „Meine theure Mutter hat ganz recht," schreibt sie ein andermal, „leichtsinnig sind die Franzosen, aber ich bin aufrichtig betrübt, daß sie deßhalb Abneigung gegen diese Nation fühlt; der Volkscharakter ist reich an Widersprüchen, aber er ist nicht schlecht, die Feder und die Zunge sagen gar viel, wovon das Herz nichts weiß. Daß sie nicht haßerfüllt sind, beweist, daß sie auch die geringste

Gelegenheit ergreifen, wo es zu loben gibt, und uns weit über Verdienst loben." Und nun erzählt sie vom Applaus, womit man sie im Theater empfange, von dem Lob, das man ihrer Wohlthätigkeit zolle 2c. Aber das beruhigt die Mutter nicht. „Die Zeitungen," klagt sie, „die einst die Freude meiner Tage waren, da sie nur von edlen Zügen und Handlungen meiner Tochter berichteten, sprechen in gänzlich verändertem Tone, man findet jetzt nichts mehr darin berichtet, als von Wettrennen, Hazardspiel und durchschwärmten Nächten!" Da Antoinette ihr Zeichnungen ihrer Coiffüren schicken will, erwidert sie: derlei wolle sie lieber gar nicht sehen, die Königin thäte besser, solche Extravaganzen den petites dames zu überlassen. „Ich hoffe," erwidert dann Antoinette auf solche Vorwürfe, „daß meine gute Mama nicht allzulange „grandig" sein wird." Der wienerische Ausdruck macht der Mutter offenbar Vergnügen, denn sie schlägt milderen Ton an. „Mein Herz stimmt ja immer Ihnen bei und kann nur mit Qual an etwas glauben, was gegen Sie spricht: aber ich habe als Mutter und Freundin die Pflicht, Sie auf das aufmerksam zu machen, was man von Ihnen spricht, um Sie wachsam zu erhalten, was Ihnen so nötig inmitten einer so leichtblütigen und flatterhaften Nation. Sie haben, mein liebes Kind, eine solche Freundin wie mich sehr vonnöten."

Gerechter Tadel wurde auch gegen die Unvorsichtigkeit der Königin bei der Wahl ihrer Umgebung erhoben. „Sie sieht," berichtet Mercy, „Alles den Leuten nach, die sich um ihr Vergnügen verdient machen; dieses Motiv ist fast der einzige Gradmesser für die Verteilung ihrer Gunst." Da ihr Versailles öde und traurig erschien, sammelte sie in ihrem Trianon einen eigenen Hofstaat um sich, Prunk und Etiquette sollten hier verbannt sein, Witz und Frohsinn allein gebieten. Es soll ihr unvergessen bleiben, daß hier ein Gluck herzliche Aufnahme und manches andere Talent Schutz und Förderung fand, aber das waren nur Ausnahmen. Welchen Geistes Kinder die Leute, die ihre gewöhnliche Gesellschaft bildeten, diese Besenval, Lauzun, Coigny, beweisen die Memoiren dieser Ritter, deren dunkler Ruf auch auf die Königin den Schatten warf. Wo die Herrscherin Freiheiten gestattete, gebarten sie sich als Libertins, und unter dem

Namen der Königin wurde complottirt und intriguirt, wie in den Zeiten der Pompadour und Dubarry. Vor Allen verstand es die Gräfin von Polignac, die, wie Mercy schreibt, „weder den Geist, noch das Urteil, ja nicht einmal die Charakter-Eigenschaften besitzt, die sie des Vertrauens einer großen Fürstin würdig machten,“ sich in der Gunst der Königin so zu befestigen, daß diese ungeheure Summen an die Freundin und ihre Familie verschwendete.

Solche Günstlinge nährten auch die Neigung der Königin für hohes Spiel. Umsonst warnte Maria Theresia: „Mit einem Male muß man diese Leidenschaft aus der Seele reißen, Niemand kann Ihnen da besser raten als ich, denn auch ich war einmal in solcher Lage.“ Während das Hazard im übrigen Frankreich verboten war, wurde in den Salons der Prinzessin von Guéménée, wohin die Königin kam, Pharao gespielt. Eine halb scherzhafte Aeußerung des Königs über diese Soiréen, die regelmäßig zu Matinéen wurden, verrät deutlich seinen inneren Mißmut über diese Ausschreitungen. Auch als die Königin ihrem Gemal gestehen mußte, daß sie eine beträchtliche Schuldenlast auf sich geladen, erwiderte er nicht ohne Bitterkeit: es nehme ihn nicht Wunder, da ja seine Gattin so sehr die Diamanten liebe. Man darf aber, um gerecht zu urteilen, nicht vergessen, daß die Leute, die jetzt solche Schwächen der Königin mit den härtesten Worten brandmarkten, es einst ganz in der Ordnung fanden, wenn eine Montespan an einem Weihnachtsabend 700,000 Thaler im Spiel verlor und eine Pompadour die Einnahmen einer reichen Provinz in einer blitzenden Perlenschnur um den Nacken trug.

Der Ruf der Königin litt auch durch die Begünstigung, die sie scheinbar dem Bruder des Königs, dem lockeren Grafen von Artois, zuwandte. Er galt als ihr erklärter Galan. Aber auch dieser Verdacht läßt sich darauf zurückführen, daß Antoinette nicht vorsichtig genug war, den bösen Schein zu meiden. „Ich hege für ihn nur Interesse,“ gestand sie dem Gesandten, „weil er Sinn für Amusement hat, aber seine sonstigen Eigenschaften sind wahrlich nicht dazu angethan, mir tiefere Neigung einzuflößen.“

Doch schädlicher als alle diese nugæ wirkte, daß die Königin ihrem früher ausgesprochenen Grundsatz, sich nicht in die Staats-

geschäfte mischen zu wollen, nicht treu blieb, sondern häufig demonstrativ die Gelegenheit ergriff, ihren entscheidenden Einfluß zu zeigen. Namentlich auf Wiederberufung Choiseul's war ihr Bemühen gerichtet, und in diesem Eifer vergißt sie sich einmal so weit, von ihrem Gemal als pauvre homme zu sprechen. Maria Theresia gerät darüber außer sich. Als Mercy zur Entschuldigung vorbrachte, Antoinette habe nur scherzweise ihren Gatten bon homme genannt, erwiderte die Kaiserin heftig: „Nein, nein, nicht mit dem Beinamen eines guten, sondern eines armen Mannes hat sie den König beehrt! Welche Ausdrucksweise! Dies bestärkt nur allzu sehr meine Unruhe! Sie läuft mit großen Schritten ihrem Verderben zu, und es ist noch ein glücklicher Ausgang zu nennen, wenn sie dabei wenigstens die Tugenden noch bewahrt, die mit ihrer Stellung verbunden sein müssen!"

Die Einmischung Antoinettens in die Staatsgeschäfte wurde noch heftiger von ihren Brüdern Joseph und Leopold getadelt. Einen im Juli 1775 an die Schwester gerichteten Brief, worin sie gewarnt wird, nicht in ernsten Dingen mitreden zu wollen, da sie ja doch nur auf Putz und Vergnügungen sich verstehe und ohne tiefere Kenntniß der Verhältnisse sich nur von der Eingebung des Augenblicks leiten lasse oder gar der Spielball von Günstlingen sei, unterschlug die Mutter; aber auch in anderen Briefen ergeht sich Joseph in Ausdrücken der Entrüstung über das unvorsichtige Betragen der Schwester, die notwendigerweise den Schein auf sich lade, als ob sie das Laster nicht blos dulde, sondern teile.

Aber dieses Urteil war eben nur auf die übertriebenen Gerüchte gebaut, die nach Wien gelangten. Ganz anders urteilt Joseph über die Schwester, nachdem er sie bei seinem Aufenthalt in Paris im Mai 1775 näher kennen gelernt. „Sie ist liebenswürdig, sie ist entzückend; wie viele Stunden habe ich mit ihr verlebt, ohne zu bemerken, wie sie verflogen!" Und auch als der erste bezaubernde Eindruck ruhigerer Ueberlegung Platz gemacht hatte, schrieb er an seinen Bruder Leopold: „Antoinette ist eine Frau von Ehre und von einer seltenen Liebenswürdigkeit, sie ist freilich ein wenig jung, ein wenig unvorsichtig, aber sie besitzt einen Schatz von Ehrbarkeit

und Tugend, der in ihrer Lage wahrhaft Achtung einflößt; dabei gebietet sie über einen Scharfblick, der mich oft verblüffte, ihr erster Eindruck, den sie empfindet, trifft stets das Wahre und Richtige!"

Den Besuch, welchen Kaiser Joseph der Schwester und ihrem Gatten abstattete, hatten vorzugsweise politische Gründe veranlaßt. Maria Theresia, die anfänglich die Reiselust ihres Sohnes mißbilligte, söhnte sich mit dem Plan aus, als ihr Mercy vorstellte, daß davon die Befestigung der Allianz zwischen Oesterreich und Frankreich zu hoffen sei. „Der Kaiser und der König sind beide so jung," schreibt sie daher an die Tochter, „beide haben ein gutes und großes Herz; somit darf man hoffen, daß sie, wenn sie sich persönlich kennen lernen, Vertrauen zu einander fassen, das ihnen beiden so nützlich und nötig wäre für ihre politische Laufbahn, um sowohl selbst glücklich zu werden, als auch ihre Staaten und ganz Europa glücklich zu machen; das sind so die Ideen einer guten, alten Maman und Souveränin!" Joseph II. selbst hatte noch andere Beweggründe. „Hier in Wien," schreibt er an die Schwester, „bin ich doch nur das fünfte Rad am Wagen, ich thue daher wohl daran, mich zu entfernen."

Die Briefe der Kaiserin an den vertrauten Mercy gewähren Einblick in den Conflict, der zwischen ihren und ihres Sohnes politischen und religiösen Anschauungen mehr und mehr zu Tage trat. Maria Theresia, die, selbst strenggläubige Katholikin, auch ihr Volk in strenggläubiger Zucht erziehen wollte, erschrack darüber, daß Joseph die Gemächer des altererbten Hauses eng und dumpf fand und allenthalben niederreißen und nach neuen Plänen aufbauen wollte. „Ich passe nicht mehr in diese Zeit," klagt sie wiederholt. „Ueberall beginnt der Geist der Widerspänstigkeit sich einzunisten," schreibt sie an Antoinette, „das ist eine Errungenschaft unseres aufgeklärten Zeitalters. Es preßt mir viele Seufzer aus. Die allgemeine Sittenverderbniß, die Gleichgültigkeit gegen Alles, was unsere heilige Religion betrifft, der Hang nach Zerstreuung und Vergnügen sind Ursache aller Uebel." Sie ahnte nicht, daß ihr Sohn gerade dadurch, daß er selbst den Ideen der Neuzeit Freiheit und Licht gewährte, die elektrisch gespannten Lüfte entlastete.

Auch die Absichten Joseph's auf Gewinn der bayerischen Lande, durch das Erlöschen der jüngeren Wittelsbachischen Linie unterstützt, waren der Kaiserin nicht sympathisch. In Joseph's Augen war dieser Erwerb eine Lebensfrage für Oesterreich. Die deutschen Elemente dieses Staates hätten durch Einverleibung des einzigen noch unvermischten und unzerstückelten deutschen Stammes eine mächtige Verstärkung gegen die slavischen und die magyarischen Elemente erhalten, und zugleich würde diese Wiedervereinigung Oesterreichs mit dem Mutterlande dem Kaiser auch im deutschen Reich faktisch die Hegemonie gesichert haben. Der Kaiserin dagegen stand der Rechtsstandpunkt höher als solche Gründe der Staatsklugheit. Sie fühlte, daß eine Fürstin, die einst vor ganz Europa aussprach: sie wolle ihr Recht und nur ihr Recht behaupten, diese Principien auch anderen Völkern gegenüber nicht verläugnen dürfe. „Selbst wenn unsere Ansprüche auf Bayern begründeter wären, als sie es in der That sind," schreibt sie an Antoinette, „müßte man Bedenken tragen, eine allgemeine Feuersbrunst anzufachen, ja schon um des gewöhnlichen Anstands willen." Aber Joseph hatte sich so in den Plan hineingelebt, daß er sogar alle Consequenz vergaß und die Schwester, die er wegen ihrer Einmischung in Politik so hart getadelt hatte, nunmehr mit Bitten und Vorstellungen bestürmte, sein Project zu begünstigen. Nur, um zu verhüten, daß Frankreich mit Preußen sich verbinde, wandte sich auch Maria Theresia an die Tochter. „Der Bruch unserer Allianz würde mein Tod sein!" Wer möchte gegen die Königin einen Vorwurf erheben, weil sie, von Mutter und Bruder bestürmt, ihren Gemal flehentlich beschwor, ihrem Vaterland nicht als Feind entgegenzutreten? Sie erlangte auch, daß das französische Cabinet sich begnügte, das Vorgehen seines Verbündeten zu mißbilligen. Damit beruhigte sich Antoinette und auch die Mutter, die nun, um den Frieden wieder herzustellen, sogar mit dem König von Preußen, ohne Wissen ihres Sohnes, Unterhandlungen anknüpfte, die zum Teschener Friedensschluß geführt haben.

Frieden zu stiften, nur diesem Amt glaubte die lebensmüde Matrone noch ihren Einfluß und Eifer nicht versagen zu dürfen.

Sonst zog sie sich vom Treiben des Hofes und der Welt gänzlich zurück. Stundenlang weilte sie oft in der Kapuzinergruft, wo ihr Franzl ruhte, dem sie zärtlichste Liebe und Treue bis an ihr Ende wahrte.

Noch ein Herzensglück sollte ihr beschieden sein. Oft leiht Antoinette in ihren Briefen dem heißen Wunsch, Mutter zu werden, rührende Worte. Im December 1778 wurde ihm Erfüllung, die Königin schenkte ihrem Gatten eine Tochter. Welche Freude für die Kaiserin, und doppelte Freude, da sie sah, wie ihr ganzes Volk ihrem Familienglück Teilnahme schenkte. „Sie hätten den Jubel sehen sollen, den diese große, wichtige Nachricht hier hervorrief," erzählt sie der Tochter, „in Paris kann er nicht größer sein! Man wird dort die Freude mehr zur Schau tragen als unsere guten Deutschen, aber im Herzensgrunde thun wir es ihnen sicherlich zuvor." Die Geburt des Dauphins erlebte sie nicht mehr. Bis zum Sterbetage bewahrte sie sich ihre Geistesfrische. Ihr letzter Brief an Antoinetten, vom 3. November 1780, schließt: „Mein Gliederschmerz trägt die Schuld, daß dieser Brief weniger gut geschrieben ist, als gewöhnlich, und daß ich, Sie meiner herzlichsten Liebe versichernd, hiemit endige."

Sie verschied am 29. November 1780.

Es blieb ihr erspart, Zeugin des Sturmes zu werden, der sich in Frankreich bald gegen die Königin und gegen das Königthum erhob; es blieb ihr erspart, den ersten Zug an der Sturmglocke der Revolution zu vernehmen, wie Feuillet de Conches mit Recht den berüchtigten Halsbandproceß nennt. Wenn es des Beweises noch bedurfte, so ist durch Compardons aktenmäßige Darstellung bewiesen, daß der Proceß nur ein Gewebe von Niederträchtigkeit war, in das die Königin schuldlos verwickelt wurde. Wie von einer Ahnung getrieben, hatte Maria Theresia gegen diesen Rohan, der mit der Ehre ihrer Tochter so schnödes Spiel sich erlaubte, ganz ungewöhnlich heftig ihre Abneigung geäußert. In Wahrheit handelte es sich weniger um einen Proceß, als um einen Skandal; in demonstrativer Weise zogen Hunderte vor das Haus Rohans, der, obwohl des schmählichen Attentats überwiesen, dennoch freigesprochen

war, jubelten ihm zu und verhöhnten die Königin, die den Thron Frankreichs beschimpfe und seine Interessen verrate.

Wie unbegründet dieser Vorwurf, bezeugen nicht blos ihre Briefe an die Mutter, gegen die sie stets, wie wir sahen, Frankreich verteidigt und mit Stolz hervorhebt, daß sie dieses Land von Herzen liebe, sondern auch andere Vorgänge. Als ihr Bruder Joseph im Jahre 1784, um die Mündung der Schelde für sein niederländisches Gebiet zu erwerben, wiederholt die Vermittlung der Schwester beanspruchte, erwiderte sie: „Ich bin jetzt Französin, ehe ich Oesterreicherin bin!“

Es bedurfte aber nur des wohlberechneten Witzwortes Friedrichs des Großen: Frankreich sei nur eine Maierei Oesterreichs, um den Vorwurf des Verrats gegen die Frau, die einst als Erlöserin begrüßt wurde, in Wort und Schrift auf der Tagesordnung zu erhalten. Man klagte sie an, daß sie wieder, wenn auch in veränderter Form, an das ancien régime anknüpfe. Literaten und Volksredner, deren Moralität wahrlich selbst des mitleidigen Mantels bedurfte, verglichen die königliche Frau, an deren Händen kein Blutstropfen klebte, gegen die wohl kaum die Thräne eines Unglücklichen Anklage erhob, mit Brunhild und mit Fredegunde und erfanden für ihr Verhältniß zum König das Schlagwort: Claudius und Messalina!

Leider gewann die Königin gerade in dieser Zeit, da die Revolution schon ihren Schatten warf, erhöhten Einfluß auf ihren Gatten in politischen Dingen. Sie veranlaßte den Sturz der Minister Turgot und Malesherbes, jener Staatsmänner, die vielleicht noch die Monarchie hätten retten können. Sie wurde auch dafür über Gebühr durch ein furchtbares Witzwort gestraft. Man nannte sie „Madame Deficit“. Wohl war für sie in diesen Tagen, da sich der Abgrund vor dem Königthum aufthat, auch die Tradition, unter deren Einfluß sie aufgewachsen war, verderblich: die Tochter der Maria Theresia empfand jedes erzwungene Zugeständniß der Krone doppelt schmerzlich und wie die Mutter wollte sie sich nicht dazu verstehen, die neue Zeit anzuerkennen, da die neue Zeit bereits ihre Herrin war.

Die Oktobertage 1789 waren nur das Vorspiel ernsterer Prüfung.

„Ce ne sont pas les dépenses générales, ce sont les états généraux, qu'il nous faut.“ Dieses Bonmot d'Espremenil's fegt den Hof von Versailles weg.

Die Revolution! Mit Schauder und prometheischem Trotz sieht die Tochter der Cäsaren sie entfesselt.

„Die Zeit ist gekommen, das Wort wird That,
Die Erde erbebt
Und der Donner in dumpf nachhallendem Schlag
Kommt näher, und Blitzesschlangen erglüh'n
Aufflammend umher; es fegen den Staub
Die Wirbel, und aller Winde Gewalt
Springt wider einander kreiselnden Flugs
In des Aufruhrs Grimm. In einander gemischt
Sind Aether und Meer.
Ich erkenn' es wohl, das Gericht des Zeus!
Jetzt bricht es grausig über mich ein.
O Mutter, heilige Mutter, und du,
O Aether, des Weltlichts Träger, o seht,
O seht, wie ich Unrecht leide!“

Jetzt hat sie selbst etwas von dem ernsten Medusengesicht in Trianon. „Der einzige Mann im Rat des Königs,“ sagt Mirabeau von ihr. Während ihr Gatte der dämonischen Macht der Revolution ohne Energie und Selbstvertrauen weicht und den Angriffen des Hasses und der Verblendung nur Gebet und Thränen entgegensetzt, entwickelt sie unermüdliche Thätigkeit, hebt nur noch stolzer das Haupt und ringt mit der steigenden Gefahr. Im Lusthain von Trianon trifft sie die Kunde: das Volk steht auf und ist auf dem Wege nach Versailles! Und nur dem Gebote der Pflicht und der Liebe folgend, eilt sie nach Versailles, wirft sich dem Gatten an die Brust und ruft: „Ich weiß, daß man meinen Kopf verlangt, aber ich habe von meiner Mutter gelernt, den Tod nicht zu fürchten, und werde ihn mit Festigkeit erwarten.“

Und diesen Worten entspricht ihr Handeln, als Schlag auf Schlag den Thron der Lilien trifft. War ihr Leben bis dahin eine Watteau'sche Idylle gewesen — jetzt erhebt sich die Atalante der

Gärten von Marly, die Soubrette der Vaudevilles in Trianon zu übernatürlicher Größe, ein Bild voll tragischer Hoheit, nur des gewaltigen Pinsels eines Delaroche würdig. Sie ist die einzige Stütze ihres Gatten. Wenn dieser stammelt: „Wir müssen überlegen!“ fällt sie ihm ins Wort: „Wir müssen handeln!“ Rastlos schmiedet sie Plane, unterhandelt, beratet, bittet, protestirt. Man macht ihr zum Vorwurf, daß sie mit den Emigranten conspirirte, daß sie die Royalisten zum Widerstand aufmunterte und dadurch die Popularität des Königs schädigte, daß sie zum Fluchtversuch riet und dadurch ihre Sicherheit erst recht gefährdete: Fata trahunt! Ueber ihr war das Verhängniß! Die Flucht mißlang, der Schrecken wurde Frankreichs König und die Revolution baute sich ihr System, wie Bajazet seine Pyramiden, aus Menschenköpfen. In „der ersten und getreuesten Stadt Frankreichs“ irrlichterten jetzt jene gigantischen Bajazzos und genialen Narren, jene Marat, Danton, Hébert, Robespierre. Der Tod des Königs scheint ihnen noch nicht genug Sicherheit zu bieten, sie fordern auch das Blut seines Weibes und es wird eine Comödie vor dem Tribunal aufgeführt, um ihr Leben und Ehre abzusprechen. Mutig steht sie vor ihren Anklägern, die würdige Tochter Maria Theresia's. Ihre Antworten sind kurz und ablehnend, nur als die Verworfenheit der Anklage ihren Höhepunkt erreicht, wendet sie sich an die anwesenden Weiber: „Ich appellire an die Mütter unter euch!“ und selbst die blutigen „Strickerinnen“ Robespierre's fühlten einen Schauer des Mitleids. Den wahren Grund ihrer Verurteilung kennzeichnet Hébert selbst im „Père Duchesne“: „Ich will annehmen, daß sie nicht all' der Verbrechen schuldig sei, deren sie geziehen wird, aber — war sie nicht Königin? Dieses Verbrechen genügt, um sie zu tödten.“ Das schwere Ungemach des Kerkers bricht ihre Seelenstärke nicht, sie weint nicht mehr, mit unbewölkter Stirn, mit dem Auge der Niobe sieht sie der Todesstunde entgegen. Ohne Klage verrichtet sie die niedrigsten Magddienste, arbeitet sie an der letzten Gabe für ihr Kind, einem Knieband, wozu sie die Fäden aus der alten Tapete des Gemachs zieht.

Auch auf dem letzten Gange sinkt ihr Mut nicht, sie schweigt zu den Flüchen der Menge, die den Karren umtobt, sie hebt stolz

das Haupt — nur einmal sinkt es auf die Brust nieder, da ein Kind, von seiner Mutter in die Höhe gehoben, ihr Kußhändchen zuwirft.

Als der Beichtvater am Fuße des Schaffots zu ihr spricht: „Der Tod, den Sie erdulden, wird Ihr Leben von Schuld reinigen!“ erwidert sie: „Von Fehlern und Mißgriffen, ja, nicht von Verbrechen!“

Kalt und besonnen blickt sie auf das im Morgenschimmer auffunkelnde Beil der Guillotine — wenn auch nicht auf dem Scharlach des Throns, so doch auf den blutgetränkten Stufen des Schaffots eine vollkommene Königin.

Welcher Gedanke mochte ihr letzter sein? Einer der letzten flog sicherlich nach der Stadt an der Donau. Dort im prunkenden Silbersarkophag in der Kaisergruft Maria Theresia — hier, dem Morgenwinde, dem Blick des Pöbels und dem Henker frei — Marie Antoinette!

Gluck in Paris.

Selten hat ein Kunststreit so gewaltige und tiefgehende Bewegung der Geister hervorgerufen, als der Kampf für und wider Gluck und seine Opern in Paris. Von Musikern und Laien in heftigster Weise geführt, drängte er Politik, Literatur und Tagesklatsch in den Hintergrund. Und Paris war damals wirklich noch der tonangebende Muttersitz aller Künste, die Metropole des Rococco!

Wir sind darüber wohl unterrichtet, Journale und Briefe schildern anschaulich jene musikalische Revolution.

Was aber ein mit Gluck befreundeter Zeitgenosse darüber erzählt, der während Gluck's Aufenthalt in Paris in vertraulichstem Verkehr mit ihm stand, wird dessenungeachtet neues Interesse bieten. Den Gluck-Biographen Schmid und Marx waren diese Mitteilungen nicht bekannt; nur Rudhart hat, jedoch ohne Nennung seiner Quelle, einen kurzen Auszug veröffentlicht.

Sie sind entnommen den noch ungedruckten, französisch abgefaßten Memoiren des ehemaligen bayerischen Galerie-Directors, Christian von Mannlich, von welchen mir eine Abschrift vorlag, einer reichen Fundgrube für Cultur-, insbesondere Kunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Von Leben und Wirken des originellen deutschen Meisters in der Residenz Ludwig's XV. wird uns ein farbiges, lebendiges Bild geboten.

Mannlich, ein geborener Zweibrückener, befand sich zur kritischen Zeit, im Jahre 1774, in Paris, um dort unter Leitung Boucher's

und Vanloo's seine Kunststudien zu vollenden. Er hatte an seinem Landesherrn, Herzog Christian von Zweibrücken, einen ebenso einsichtsvollen wie freigebigen Gönner gefunden und wohnte zu Paris im Hotel dieses Fürsten.

Es gereicht dem Herzog zu hoher Ehre, daß er trotz ausgesprochener Vorliebe für Frankreich und französisches Wesen bei Ankunft Gluck's, dessen Oper „Iphigenie auf Aulis" in Paris zur Aufführung kommen sollte, sofort sich als wohlwollender Gönner des deutschen Landsmannes annahm. Er lud ihn sogar ein, in seinem Palaste zu wohnen, und Gluck mit Frau und Nichte bezog dort mehrere Zimmer, die unmittelbar an Mannlich's Wohngemächer stießen.

Schon hatten die Proben zur neuen Oper begonnen, schon hatten sie auch zu stürmischen Auftritten Anlaß geboten. In erster Linie war Gluck in Fehde mit seinem Librettisten. Rollet, Bailli des Malteser-Ordens, den Reichardt als einen Mann von feinem Kunstsinn und Geschmack schildert, wollte möglichst wenig von den Versen Racine's opfern, die dem Text als Grundlage dienten, der Componist aber verlangte vor Allem Rücksicht auf die musikalische Behandlung. Ebenso gab es täglich Streit mit Sängern und Orchestermitgliedern. Er warf jenen ohne Scheu vor, sie könnten weder richtig singen noch declamiren, diesen, sie könnten gar nicht ihre Instrumente gebrauchen. Die tief Gekränkten wollten sich aber am allerwenigsten von einem „deutschen Schulmeister" belehren lassen. Madame Gluck begleitete jedesmal mit Zagen den Gatten zur Probe, die man eigentlich Unterrichtsstunde für Gesang und Declamation hätte nennen können. Die Bitten und Vorstellungen der Begleiterin waren gar häufig nötig, um den Dirigenten zur Mäßigung seiner allzu derben deutschen Offenherzigkeit zu bewegen.

Das Publikum hatte bereits im neu auftauchenden musikalischen Streit Partei ergriffen. Natürlich stand die Mehrheit auf Seite Lully's und Rameau's, ihrer Landsleute, deren Opern sie so lange Zeit entzückt hatten und die nun plötzlich durch einen kecken Neuerer in den Hintergrund gedrängt werden sollten. „Man schien sich förmlich das Wort gegeben zu haben, keine andere Geschmacksrichtung als die schon liebgewonnene anerkennen zu wollen."

Mannlich speiste am ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Gluck in Gesellschaft des Componisten bei der Gräfin Forbach, der Gemalin Herzog Christian's. Nach dem Diner zog sich Gluck auf sein Zimmer zurück, wo er, „indem er ohne Stimme, aber mit bewunderungswürdigem Ausdruck sang," an Aenderungen einzelner Opernscenen arbeitete. Es kam ihm beim Einstudiren seiner Werke trefflich zu statten, daß er selbst ein vollendeter Meister des Vortrags war. Auch Burney erzählt: „Mit so wenig Stimme als möglich wußte er die Gesellschaft zu unterhalten, ja sogar in hohem Grade zu ergötzen, denn er ersetzte den Mangel an Stimme durch Reichthum der Begleitung, durch Nachdruck und Heftigkeit in den Allegros und durch so treffenden Ausdruck, daß man den Mangel bald vergaß."

Mannlich scizzirt uns die Persönlichkeit des großen Meisters: „Damals also sah ich Gluck zum ersten Mal, den berühmten Mann, von dem man in Paris so viel redete und so verschiedenartig urteilte. Ich will versuchen, ein Porträt seiner Erscheinung zu entwerfen, wie sie mir noch in der Erinnerung steht. Obwol ich ihn seit fast neunundreißig Jahren aus den Augen verloren, gruben doch der tiefe Eindruck, den er auf mich machte, sowie das herzliche, lebhafte Freundschaftsverhältniß, in das ich zu ihm trat, so mächtig seine Züge und seine Manieren in mein Gedächtniß und in mein Herz, daß ich ihn noch zu sehen, zu hören glaube.

Wer ihn mit seinem Ueberrock und mit seiner runden Perücke gesehen hätte, ohne ihn zu kennen, würde in ihm sicherlich nicht auf den ersten Augenblick den hervorragenden, mit schöpferischem Genie begabten Mann gesucht haben. Seine Figur war der meinen ähnlich. Ohne dick zu sein, war er untersetzt, von derbem und muskulösem Gliederbau, sein Haupt war rund und sein Gesicht breit, roth und blatternarbig, seine Augen klein und tiefliegend, aber leuchtend und ausdrucksvoll.

Da er von freiheitsliebendem, lebhaftem und leicht erregbarem Charakter, konnte er sich in die Regeln des feinen Anstandes und der Convenienz, wie sie in der „guten Gesellschaft" gebräuchlich, nicht finden. Wahrheitsliebend, wie er war, nannte er alle Dinge bei ihrem Namen und setzte so die prüden Pariser, die an

Schmeichelei und an jenen Austausch von Lüge, genannt Politesse, gewöhnt waren, zwanzigmal im Tage in Verzweiflung. Er selbst war unempfindlich gegen Schmeicheleien, wenn sie nicht von Personen, die er schätzte, kamen, und wollte nur den Kennern gefallen. Er liebte seine Frau, seine Adoptivtochter und seine Freunde, ohne sie je zu liebkosen oder ihnen zu schmeicheln.

Er war ein starker Esser und Trinker, jedoch ohne sich je zu betrinken oder sich Indigestion zu holen. Er sah auf Erwerb, liebte das Geld und machte auch kein Hehl daraus; auch zeigte er, beim Licht besehen, eine starke Dosis von Egoismus, besonders bei Tisch, wo er auf die leckersten Bissen ein natürliches Anrecht zu haben glaubte.

So zeigte sich uns ungefähr, ohne daß ich beim Entwurfe seines Porträts geschmälert oder geschmeichelt hätte, der berühmte Ritter Gluck."

Seine Gattin wird von Mannlich als eine Dame von eben so einfachem, als edlem Benehmen geschildert. Sie liebte ihren Mann zärtlich, überwachte jeden seiner Schritte und verstand ihn zu leiten, während es doch niemals den Anschein gewann, als höre sie auf, nur seinem Willen sich zu fügen. Da das Ehepaar kinderlos blieb, adoptirte Gluck die Tochter seiner Schwester, deren Gatte als Offizier in der kaiserlichen Armee diente. Sie wird als ein hübsches Mädchen von sechzehn Jahren geschildert, das sehr gefällige, liebenswürdige Manieren zeigte und im Besitze einer herrlichen, trefflich geschulten Stimme war.

Am nächsten Tage waren Mannlich und ein andrer junger Maler, Fontenet, bei Gluck zu Tische geladen; sie sollten kennen lernen, wie ihr Wirt seine Lieblingsspeise, Sauerkraut, zubereiten lasse. Nach dem Essen wurden die Gemächer besichtigt. Hier waren noch die Arbeiter beschäftigt, weil Gluck nicht länger das Vergnügen, unter Freunden und Deutschen wohnen zu können, entbehren wollte und deshalb so rasch als möglich übergesiedelt war. Es arbeitete dort auch eine junge Tapezierersfrau, deren zierliche Füßchen zu artigem Compliment Anlaß boten. Sie nahm es lächelnd entgegen und sagte zu Gluck, sie habe eine Bitte an ihn zu richten.

In ihrem Hause im vierten Stock wohne ein „Stück von einem Dichter," der sehnsüchtig wünsche, für den gefeierten Componisten zu arbeiten. Gluck ging lachend auf den Vorschlag ein. Wirklich brachte die hübsche Tapeziererin am nächsten Morgen „ihr kleines Stück von einem Dichter," einen Herrn Moline, und hatte die Freude, daß ihrem Schützling die französische Umarbeitung der Oper „Orpheus" übertragen wurde. Dadurch wurde die Zahl der Gegner Gluck's neuerdings vermehrt, denn namhafte Poeten, wie Marmontel, Sedaine u. A. hatten auf diese Ehre gerechnet, und schmähten nun heftig den deutschen Barbaren, der die Schönheit eines französischen Verses zu würdigen unfähig sei.

Als Gluck davon hörte, sagte er lachend: „Für den Operncomponisten sind wohlgefeilte Verse durchaus unnötig, da ihnen der Zuhörer ja doch nicht große Aufmerksamkeit widmen kann. Der Dichter muß ihm schöne Gedanken, packende, interessante, rührende oder furchtbare Situationen bieten. Sache des Musikers ist es dann, sie ebenso gut wieder zu geben und für die Phantasie des Publikums auszumalen, aufzuregen und zu rühren durch Harmonien, die er der Natur abgelauscht. Sie werden nun wohl begreifen, daß die Erfüllung einer solchen Aufgabe, die an und für sich schon schwierig, nicht unmöglich gemacht werden darf durch die Launen eines Dichters, der nur an seine Verse und Reime denkt, ohne sich darum zu bekümmern oder gar ohne zu fühlen, ob sie auch musikalisch sind oder nicht. Lassen Sie also diese Leute, diese großen Phrasenschmiede, sagen, was sie wollen. Ich will von ihrer Hilfe nichts wissen und bin sehr zufrieden mit dem Dichterlein der Tapezierersfrau, da er Alles thut, was ich will."

Gluck hielt täglich von neun Uhr Morgens bis Nachmittag Probe. Wenn er dann gänzlich erschöpft zurückkam, nahm ihm seine Frau die Perücke ab und rieb ihm den Kopf mit einem warmen Tuche, ohne ein Wort dabei zu sprechen, und auch er blieb schweigend bis zur Tafel.

Da Mannlich als Zimmernachbar bald mit der Familie auf vertraulichem Fuße lebte, klagte ihm oft Madame Gluck, daß ihr die Unbeugsamkeit ihres Mannes und die Böswilligkeit der

Musiker täglich bei den Proben die peinlichste Unruhe verursachten. Jeden Augenblick seien heftige Scenen zu befürchten. Auf ihre Bitten begleitete nun Mannlich häufig den Meister in die Probe und übte dort begütigenden Einfluß auf Dirigenten und Darsteller aus. Es ist bekannt, daß vor Allem die Orchestermitglieder gar widerspenstig waren. Gluck verlangte mit Gefühl und Verständniß begabte Künstler und hatte Musiker vor sich, die, wie Castil-Blaze klagt, in ihren Noten nichts Anderes sahen, als ut und re, Viertel- und Achtelnoten. Da gab es nun freilich lange Gesichter, wenn der Dirigent zwanzigmal abklopfte und wieder von vorn anfangen ließ. Als es an das Einstudiren des dritten Actes ging, wurde Gluck durch das gedankenlose Ableiern seiner Musik gänzlich außer Fassung gebracht. Er lief wütend von einem Pult zum andren und sang jedem Musiker seine Passagen vor, indem er den Ausdruck, wie er ihn verlangte, hineinlegte. Dazwischen rief er aus Leibeskräften: Das ist zum Teufelholen! „Ich sah," erzählt Mannlich, „mehrmals den Augenblick bevorstehen, wo ihm alle Geigen und andren Instrumente an den Kopf flögen!" Ein erster Violinist, Namens Canevas, beschwichtigte öfter mit Mühe den Zorn der Aufgeregten. Einmal, da die Contrabässe falsch griffen, wandte sich Gluck so rasch nach ihrer Seite, daß seine runde Perücke dabei zur Erde fiel. In seinem Eifer bemerkte er es nicht, bis Mademoiselle Arnould ihm mit burlesker Würde den verlorenen Hauptschmuck präsentirte.

Das nämliche Fräulein, mit der Partie der Iphigenie betraut, beklagte sich einmal, daß sie zu viel Recitative und zu wenig große Arien habe. Gluck replicirte sehr ungalant: „Um große Arien zu singen, muß man zu singen verstehen. Nun habe ich, liebe Mademoiselle, die Musik für Sie und Ihre Fähigkeiten eingerichtet; versuchen Sie nun richtig zu declamiren, das ist Alles, was ich von Ihnen verlange, und erinnern Sie sich vor Allem daran, daß Schreien nicht Singen ist." „Nun wohl," rief die gereizte Sängerin, „da Sie so wenig auf mich rechnen, so werden Sie nicht überrascht sein, wenn auch ich Ihnen sage, daß ich mir keinen Erfolg von Ihrer Oper verspreche, und daß mir sehr wenig daran liegt, Ihren Ruhm zu teilen und in dieser Oper zu singen!" Unerschüttert erwiderte

Gluck: „Wenn das, was Sie mir da sagten, Ihr Ernst ist, so haben Sie nur die Güte, es zu wiederholen! Ich aber sage Ihnen, daß ich bereits eine Sängerin gefunden, die Sie vollkommen und auf der Stelle ersetzt!“ — Die Künstlerin schmollte, aber sie blieb.

Daß durch so bärenhafte Art des deutschen Eindringlings die Mitglieder des königlichen Theaters bitter beleidigt wurden, kann nicht Wunder nehmen und folgerichtig eben so wenig, daß aus diesen Proben allerlei schlimme Nachrichten über die Novität in das Publikum drangen. Nicht minder intriguirten die treuen Schildknappen Lully's und Rameau's. Dagegen gab es aber auch eine große Zahl Musikverständiger, die sich selbst ein Urteil über das vielbesprochene Werk bilden wollten. So kam es, daß schon die Proben ein zahlreiches und aufgeregtes Publikum fanden, das sich in schroff gegenüberstehende Parteien spaltete. Der musikalische Streit wurde bereits mit solcher Heftigkeit geführt, als ob es sich um das Wohl Frankreichs handelte. Es ist charakteristisch, daß Gluck nicht im Mindesten über dieses Zuströmen von unberufenen Zuhörern ungehalten war, er schien es gar nicht zu bemerken.

Die letzte Probe kam. Gluck war mit der Durchführung seines Werkes nicht zufrieden, zeigte aber nicht die geringste Unruhe über dessen Schicksal.

Als er nach dieser Probe mit Mannlich bei Tische saß, brachte ein Savoyardenknabe einen Brief. Gluck sah zuerst nach der Unterschrift, überlas dann eifrig den Inhalt und wiederholte sodann die Lecture mit sichtlichem Vergnügen. „Endlich einmal ein Lob, das mir wirklich schmeichelt!“ rief er aus; „ich habe also doch nicht meine Mühe verloren! Nehmen Sie, lesen Sie, lesen Sie laut!“ Mannlich las nun den Brief vor, der ungefähr folgendermaßen lautete:

„Mein Herr Ritter! Ich komme eben aus der Probe Ihrer Oper „Iphigenie“. Ich ging hochentzückt fort. Sie haben verwirklicht, was ich bis auf diesen Tag für unmöglich gehalten. Genehmigen Sie gütigst mein aufrichtigstes Compliment und meine ergebenen Glückwünsche.

Paris, den 17. April 1774. J. J. Rousseau.“

Zwei Tage später fand die erste Aufführung der Oper statt. In den Cafés war am letzten Tage mit den Billets um doppelte und dreifache Preise förmlich Handel getrieben worden. Alle Räume waren überfüllt.

Mannlich saß mit Gluck, der die Direction dem Kapellmeister des Theaters überlassen hatte, und seinen beiden Damen in einer Loge. Gluck zeigte seine gewöhnliche Ruhe. Während der Ouverture konnte man aus kleinen unruhigen Bewegungen entnehmen, daß er mit dem Spiel der Musiker nicht zufrieden sei, doch beklagte er sich nicht. Die Ausstattung ließ nichts zu wünschen übrig. Mademoiselle Arnould sang mit viel Geschmack und spielte mit viel Grazie, so daß sie ihrer eigenen Erwartung zuwider reichlichen Beifall erntete. (Marx bezweifelt, daß Gluck mit Rücksicht auf diese Sängerin Umänderungen vorgenommen habe. Mannlich erzählt aber ausdrücklich, daß Arien und Recitative für ihre Stimme vollständig eingerichtet wurden.) Larrivee als Agamemnon sang ziemlich ausdrucksvoll, doch fehlte seinem Spiele die nötige Würde. Le Gros war ein schlimmer Achilles, „er schrie mit sehr schöner Stimme und wütete wie ein Wahnsinniger.“ Auch Mademoiselle Duplan zeigte in der Rolle der Klytemnestra kein hohes Auffassungsvermögen. Trotz dieser Mängel hatte die Aufführung durchschlagenden Erfolg. Der gespendete Beifall übertönte mächtig das Murren der Unzufriedenen.

In die Musikgeschichte schlich sich die Nachricht ein, die Arie Achill's „Calcas d'un trait mortel percé“ habe die anwesenden Offiziere so begeistert, daß sie die Degen aus der Scheide zogen. Davon erwähnt Mannlich Nichts. Es wird wol nur eine Anecdote sein.

Am Tage nach der Aufführung brachte Gluck's „Flickdichter“ Moline einen jungen Freund, der eine Oper componirt hatte, zu seinem Gönner. Gluck blätterte in der Partitur, gab sie aber rasch wieder zurück und sagte: „Das ist nicht den Teufel wert!“ „Aber wie muß ich es denn anstellen, um es besser zu machen?“ fragt schüchtern der Betroffene. Da stellte sich Gluck vor ihn hin und sagte lachend: „Wenn der Maler für das Theater malt, wird er

sich nicht auf kleinlichen Zierrat einlassen, und so muß auch der Musiker, der für das Theater schreibt, Noten machen, die, sehen Sie, wenigstens so groß sind!" Dabei wies er auf seine beiden Fäuste. Der junge Componist dankte mit verblüffter Miene und empfahl sich.

Abends wurde die Oper zum ersten Mal wiederholt. Der Erfolg war diesmal noch vollständiger. Der Componist wurde stürmisch gerufen, war aber nicht mehr im Hause anwesend.

Nun fanden täglich Wiederholungen statt. Das Publikum wollte nichts Andres sehen und hören. Auf Gluck's eigenen Wunsch wurde Rameau's „Castor und Pollux" eingeschoben — das Theater blieb leer.

Die musikalische Revolution hatte den entschiedensten Sieg davongetragen. Sie spukte in allen Köpfen, sie bildete ausschließlich den Gegenstand des Tagesgesprächs. Gretry's und Laharpe's neueste Werke, selbst Beaumarchais' kühne Angriffe gegen das neue Parlament waren in den Hintergrund gedrängt, alle Welt sprach nur von Achill und Klytemnestra, von Accorden und Passagen.

Herzog Christian war über Gluck's Triumphe hoch erfreut und erbot sich selbst, ihn dem Könige vorzustellen, damit er die Partitur der Iphigenie überreichen könne. Somit fuhr Gluck, diesmal in goldgesticktem Rock und prächtiger Perücke, im Wagen des Herzogs nach Versailles.

Gegen 2 Uhr kehrte er nach Paris zurück und begab sich zur Gräfin Forbach, wo er zu Tisch geladen war. Auch der Herzog mit einigen Cavalieren, sowie der junge Mannlich waren bei dem Diner anwesend. Alle waren neugierig, von Gluck zu hören, wie die Audienz verlaufen sei. Unser Meister aber zeigte noch größeren Appetit als gewöhnlich, da er sonst nicht so spät zu tafeln pflegte, ließ sich die aufgesetzten leckeren Bissen trefflich schmecken und erwähnte der Audienz mit keiner Sylbe. Dies machte sogar den Herzog ärgerlich, auch er war neugierig, denn es hatte sich ja etwas Außerordentliches zugetragen! Ludwig XV. ließ sich Fremde, selbst wenn sie hohen Rang einnahmen, nur auf seinem Gang zur Messe, während er die Galerie passirte, vorstellen. Dabei sprach er gewöhnlich kein Wort, sondern grüßte nur mit leichtem Kopfnicken. Mit Gluck aber hatte er mehrere Worte gewechselt! —

Die am Hofe zu Versailles herrschende Etiquette wird von Mannlich an andrer Stelle so pikant geschildert, daß ich es mir nicht versagen kann, diese Episode hier einzuschalten.

„Am Abend“ so erzählt er, „verfehlte ich nicht, mich im Schloß einzufinden, um bei der großen königlichen Tafel zuschauen zu können. Ich fand viele junge hübsche Frauen und Mädchen und auch viele Herren jeden Alters vor, die in den Saal zu kommen trachteten. Der Garde-Offizier, der ein Kenner war und wohl wußte, was die Augen Seiner Majestät ergötzen könne, ließ die schönsten Damen, ungefähr zwölf bis fünfzehn, zum großen Aerger der Uebrigen eintreten. (Ich erfuhr später, daß sich diese Damen bei der großen Tafel nur deshalb vorstellten, um als Rekruten für den Hirschpark, ein für die kleinen Vergnügungen des Königs bestimmtes Asyl, eingereiht zu werden.) Nachdem der Offizier die Auserwählten in den Saal geführt und ihnen Plätze angewiesen hatte, kam er zurück, um den übrigen harrenden Neugierigen zu sagen: „Meine Damen und Herren! Der Speisesaal kann eine größere Zahl von Zuschauern nicht fassen und ich kann für heute nicht das Vergnügen haben, Sie eintreten zu lassen!“ Auf diese Worte hin begann man sich zurückzuziehen, ich blieb jedoch und blickte mit bittender Miene auf den Offizier. Er bemerkte es und sagte ziemlich höflich: „Ich kann Sie nicht eintreten lassen!“ „Ich bin ein Fremder,“ erwiderte ich, „aus Zweibrücken und bin eigens deßhalb nach Versailles gekommen.“ „Kennen Sie den Herzog von Zweibrücken?“ fragte er, „hüten Sie sich aber, er ist hier.“ „Ich weiß es wohl und habe erst diesen Morgen die Ehre gehabt, ihm meine Aufwartung zu machen, ich wohne in Paris in seinem Hotel.“ „In diesem Falle, mein Herr,“ sagte er, „kommen Sie, ich werde Ihnen einen guten Platz anweisen!“ Und wirklich ließ er mich auf einem der rothsammtenen Fauteuils Platz nehmen, die zwar von altmodischer Form, aber reich mit Gold geschmückt waren.

Die Tafel hatte hufeisenförmige Gestalt. Ihre Vertiefung war besetzt von den Haushofmeistern, die in reichen Galakleidern aufwarteten. Es waren nur drei Couverts auf dem Tische, die sehr weit von einander entfernt standen, für den König, die Königin

und die Dauphine. Der Dauphin und seine beiden Schwestern speisten an diesem Tage mit dem Herzog von Zweibrücken in ihren Gemächern.

Als Alles bereit war, meldete man es dem Hofe, und der König kam herein mit seinem glänzenden Gefolge, unter welchem sich sogar ein Cardinal befand.

Der Dauphin überreichte vorerst, wobei er eine aufgerollte Serviette unter dem Arme trug, dem Könige ein silbernes Becken zum Händewaschen. Dann setzten sich der König, die Königin und die Dauphine an die Tafel. Hinter ihnen gruppirten sich die Höflinge, die das tiefste Stillschweigen beobachteten. Ihre Majestäten ebenso. Dieses ehrfurchtsvolle Stillschweigen wurde nur unterbrochen, wenn der König das Glas an den Mund setzte, um zu trinken. Einer von den Haushofmeistern rief dann mit lauter Stimme: Der König trinkt! Dieser Ausruf, der einzig und allein die tiefe Stille unterbrach, machte auf mich, der ich darauf nicht gefaßt war, großen Eindruck, obwohl ich mir nicht erklären konnte, wie eine so einfache und kindische Ankündigung ihn hervorrufen konnte.

Ihre Majestäten aßen mit sehr gutem Appetit und die großen schwarzen Augen des Königs schweiften behaglich über den Kreis der hübschen Frauen und Mädchen, die ihm gegenüber saßen.

Die Katze der Königin war ihr in den Saal gefolgt. Es war eine Angorakatze von grauer Farbe, mit weißen Flecken an den Augen. Sie sprang, um auszuruhen, auf den Fauteuil neben mich und begann mich zu liebkosen, wie wenn wir alte Bekannte wären. Ihr dem Rollen des Spinnrads ähnliches Schnurren, wodurch sie das Gefühl der Befriedigung ausdrückte, ließ sich bei der tiefen Stille im Saale ganz deutlich vernehmen. Die Königin bemerkte die zärtlichen Liebkosungen, womit ihr Liebling mich beehrte, lächelte und sprach leise einige Worte zu einem Höfling, der hinter ihr stand. Dieser betrachtete nun ebenfalls die seltsame Scene und antwortete ihr lachend mit leiser Stimme. Sogleich wandten sich alle Augen auf mich. Die Gunst der Lieblingskatze hatte mir die Ehre verschafft, vom Hofe beachtet zu werden. Eine langjährige Erfahrung belehrte mich in der Folge, daß oft kein anderer Vorzug nötig sei, um bei Hof sein Glück zu machen.“

Bei Gluck's Vorstellung ereignete sich nun das Außerordentliche, daß der König auf ihn zuschritt, selbst die Partitur entgegennahm und mehrere Worte sprach. Alle Höflinge waren darüber in Staunen geraten, und wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde von diesem außergewöhnlichen Act der Gnade sogar schon in Paris verbreitet. Gluck allein schien ihren Wert nicht zu würdigen, er aß und trank mit kaltblütiger Ruhe, bis endlich der Herzog unmittelbar ihn mit der Frage anging, ob er mit dem Empfange zu Versailles zufrieden sei.

„O ja, Monseigneur," erwiderte Gluck, „ich hatte gehört, daß Seine Majestät nur äußerst selten mit Personen, die ihm vorgestellt werden, zu sprechen pflegt. Ich mußte mich also sehr geschmeichelt fühlen, da er vor mir stehen blieb, mit mir sprach und mein Geschenk annahm. Aber wenn ich noch eine Oper in Paris componire, will ich sie lieber einem reichen Pächter widmen, denn ich werde dann ungarische Ducätlein erhalten, statt mit Complimenten abgespeist zu werden."

Diese Antwort verletzte den Herzog in hohem Grade und noch mehr waren die anwesenden Höflinge entrüstet.

„Ich will Gluck hierin nicht gerade entschuldigen," sagt Mannlich, „aber da ich ihn besser kannte, betrachtete ich doch die Aeußerung von einem anderen Standpunkte als jene Herren. Gluck war ein Naturmensch und ein Philosoph, gerade deßhalb, weil er es nicht zu sein glaubte. Der Glorienschein der Gunst bei den Großen der Erde wie bei der Menge galt ihm Nichts. Dieser Weihrauch konnte niemals sein Haupt umnebeln. Jedes zweideutige Lob, d. h. ein Lob, das von solchen ausging, die er nicht für wirklich urteilsfähig hielt, jede Auszeichnung, die nur auf Laune der Großen und des Glücks begründet war, hatte wenig Wert vor seinen Augen. Er war mißtrauisch gegen alle sogenannten Größen und huldigte ihnen nicht, bevor er untersucht, worauf sich ihre Autorität stützte. Ich habe ihn niemals, selbst nicht über seine Gegner böswillig urteilen hören, aber er lobte auch ebenso selten. Wie er selbst Niemand schmeichelte, wollte auch er durch Nichts glänzen, als durch sein eigenes Verdienst. Ein solcher Mann mußte die Unabhängigkeit lieben und folgerichtig jenes Mittel anstreben, das sie uns im Privatleben sichert. So kam

es, daß er das Geld liebte, ohne geizig zu sein, denn er betrachtete es als Symbol der Befreiung von der Sclavenkette, die an die Gebräuche der Gesellschaft fesselt, von der Langeweile der Antichambres, von der Erniedrigung, die selbst mit dem Schutz der Armut untrennbar verbunden ist. Ohne hastig nach Geld, das er erwerben mußte, zu jagen, achtete er sorgfältig auf sein Erworbenes, das ihm als Aegide der Freiheit und Hort der Unabhängigkeit galt, die für einen Mann seines Schlages von unschätzbarem Werte sind."

Als es bekannt wurde, daß selbst der König sich für den deutschen Musiker interessire, drängte sich Besuch an Besuch, doch Alle mußten sich begnügen, von der immer artigen und liebenswürdigen Gemalin Gluck's empfangen zu werden. Er selbst arbeitete, um ungestört zu bleiben, auf Mannlich's Zimmer an seinem „Orpheus".

Die Armut der französischen Sprache, die bekanntlich auch von Rousseau als unbrauchbar zu musikalischer Behandlung bezeichnet wurde, war häufig Gegenstand bitterer Klagen; Gluck behauptete, es mache ihm weniger Mühe, zwei Opern mit deutschem Text, als eine in dieser undankbaren Sprache zu componiren.

Abends arrangirten sich häufig kleine Familienconcerte gleichsam von selbst, doch nur, wenn Gluck bei guter Laune war. Außer Mannlich waren sein Freund Fontenet und eine Mlle. Testard anwesend. Gluck's Pflegetochter sang mit viel Gefühl und Wärme; liefen hie und da kleine Fehler unter, so schalt der accompagnirende Vater in derbster Weise.

Als sich Gluck in Folge übergroßer Anstrengung ein Fieber zuzog, hatten seine Angehörigen und Freunde ihre liebe Not, denn er wollte sich zu der vom Arzt angeordneten Diät schlechterdings nicht verstehen. Die Krankheit war nicht unbedeutend. In der Stadt war bereits das Gerücht von seinem Tode verbreitet. Während er das Bett hüten mußte, lasen ihm abwechselnd seine Tochter und Mannlich Klopstock's Gedichte vor, für welche er sehr eingenommen war.

Endlich erlaubte der Arzt, Dr. Robert, an einem schönen Tage den ersten Ausflug. Der Director der königlichen Oper lud ihn mit den Seinen auf ein nahe bei der Stadt gelegenes Landhaus

ein. Da sich aber dort ein ganzer Schwarm von Verehrern um den gefeierten Componisten drängte, war er in ärgerlichster Stimmung. Die Stirn glättete sich aber, als ein solcher Verehrer, Graf d'Eu, zwölf Flaschen herrlichen normannischen Weines präsentirte. Die Stöpsel flogen in die Luft und Gluck war bald in heiterster Laune. Er willigte sogar ein, daß seine Tochter singe. Sie trug ein einfaches deutsches Lied ihres Vaters vor: „Ich bin ein teutsches Mädchen, mein Aug' ist blau ꝛc.“ und eine Chansonette Rousseau's: „Colin aime Colinette, Colinette aime Colin etc.“ Größere Gesangstücke durfte sie in Gesellschaft niemals singen.

An einem der nächsten Tage promenirte Mannlich mit der Familie Gluck im Boulognerwäldchen. Hier war halb Paris auf den Beinen. Da sich auch allenthalben lärmende Musik hören ließ, wurde Gluck lebhaft an das Treiben im Wiener Prater erinnert. Bald trat noch eine andere Erinnerung an Wien und Oesterreich vor seine Augen. Eine glänzende Cavalcade sprengte heran, an ihrer Spitze eine jugendlich schöne Dame. Es war die Dauphine Marie Antoinette. Im Vorbeireiten erkannte sie Gluck, rief freudig aus: „Mein Gott! Gluck!“ wandte das Pferd und kam auf ihn zu. Nun unterhielt sie sich mit ihm über eine Viertelstunde über den Erfolg der „Iphigenie“, über Wiener Vergnügungen und hauptsächlich über ihren Bruder, Kaiser Joseph. Sie war eine reizende Erscheinung. Eine große Menge sammelte sich und man konnte da und dort hören: Wie ist sie schön! Wie ist sie liebenswürdig! Welche Königin werden wir einst haben! — Endlich reichte sie dem alten Freunde die Hand, grüßte seine Familie mit liebenswürdiger Grazie und setzte ihr Pferd wieder in Galopp. Gluck war so bewegt, wie Mannlich ihn nie gesehen, Thränen standen ihm in den Augen und auf dem Heimwege erschöpfte er sich in dankbaren Lobsprüchen auf Maria Theresia und ihre Familie.

Etwa zwanzig Jahre später, schaltet Mannlich ein, fuhr dieser Liebling der Pariser und aller Welt, die schöne Marie Antoinette, durch die nämlichen Straßen auf dem Henkerwagen zum Blutgerüst.

Noch am nämlichen Tage gab es für Gluck eine neue Ueberraschung. Während die Familie bei Tisch saß, stürzte ein Fremder

in das Zimmer und umarmte stürmisch den erstaunten Hauswirt. Es war der berühmte Sänger Miliko. Er kam geraden Weges von London her, nur um seinen alten Freund wieder zu sehen. Nach London war von Paris aus das Gerücht vom Tode Gluck's gedrungen und hatte Miliko in tiefste Trauer versetzt. Als nun die Nachricht widerrufen wurde, weckte der rasche Wechsel von Trauer und Freude den Gedanken: Ich muß ihn wiedersehen! Er versprach seinen Directoren, in Paris nicht öffentlich zu singen, und eilte nach Paris. Nun blieb er mehrere Tage bei Gluck, und das ausübende Personal für die Abendconcerte war um eine bedeutende Kraft vermehrt.

Inzwischen hatten die Proben zu „Orpheus" begonnen. Sie verliefen bei Weitem ruhiger als die früheren. Die Musiker hatten besser erfassen gelernt, was Gluck intendirte, und auch die Sänger waren durch den großartigen Erfolg der „Iphigenie" kleinlaut gemacht.

Le Gros, der erste Tenorist der Oper, sang den Orpheus. Den Klageruf: Eurydice! im ersten Acte, bevor er schmerzgebeugt zusammensinkt, konnte er dem Componisten nicht naturalistisch genug zum Ausdruck bringen. Gluck rief ungeduldig: „Es ist wirklich unbegreiflich, mein Herr, Sie schreien immer, wenn Sie singen sollen, und wenn es ein einziges Mal darauf ankömmt, zu schreien, können Sie es nicht fertig bringen! Denken Sie jetzt einmal weder an die Musik, noch an den Chor, sondern stoßen Sie nur im betreffenden Augenblick einen Schmerzensschrei aus, wie wenn man Ihnen das Bein abnähme, legen aber, wenn Sie können, doch wieder in diesen Schrei solchen Ausdruck, daß man hört: der Schmerz ist innerlich, er kommt aus dem Herzen!" Le Gros folgte, so gut er vermochte, und der Schrei, der rauh und fremd die rührende Trauermusik unterbrach, machte großen Effect. „Er rührte selbst die gefühlloseste Seele," sagt Mannlich, „und es ist nur für einen Mann von solchem schöpferischen Genie möglich, auf solche Kunstgriffe zu denken, welche die Kunst der Natur näher bringen und ihr doch dabei ihre Reize leihen."

Von den Familien-Concerten bei Gluck redete man bald in den Pariser Kunstkreisen und Viele trachteten, jedoch vergeblich, in den

kleinen Cirkel einzudringen. Ein junger Sänger namentlich bat Gluck's Hausfreunde und endlich auch Madame Gluck inständig, ihm die Ehre einer Einladung zuzuwenden, doch scheiterte auch dieser Versuch an Gluck's Neigung zu häuslicher Bequemlichkeit und an Miliko's Gelöbniß, in Paris nicht öffentlich zu singen. Endlich fand Madame Gluck einen Ausweg, um den jungen Kunstentusiasten unbemerkt einzuschwärzen. Er wurde Abends von ihr als neu angestellter Aufwärter vorgestellt, und es wurde von Seite Gluck's und Miliko's nicht beachtet, daß dieser Diener Champagne gerade während ihrer musikalischen Uebungen sich im Zimmer zu schaffen machte. Man setzte sich zum Souper, und Champagne versah trefflich seinen Dienst. Mannlich, der um den Schabernack wußte, hatte aus dem Keller des Herzogs eine Flasche alten Rheinweins gebracht, der auf Gluck's Laune vortrefflich einwirkte. Als der Braten servirt war, befahl Madame Gluck dem neuen Diener, noch ein Couvert zu bringen und sich an den Tisch zu setzen. Gluck und Miliko sahen erstaunt empor, und nun lüftete die listige Wirtin die Maske Champagne's. Gluck fühlte sich durch die Bescheidenheit und den Eifer des Kunstjüngers, der selbst vor einer Bedientenrolle nicht zurückgeschreckt, sehr geschmeichelt und rief: „Bravo! So muß man seine Kunst lieben, wenn man sich über die Mittelmäßigkeit erheben will!“ Nach dem Souper wurde wieder gesungen, auch der neue Gast ließ sich hören, und die Gesellschaft blieb fröhlich bis nach Mitternacht beisammen. Der junge Sänger war — Mehul, der später so berühmt gewordene Componist „Joseph's in Egypten“.

In einer Allee nahe bei der Stadt promenirte Gluck mit seiner Familie und seinen Freunden häufig in den Abendstunden. Der lebenslustige Miliko nahm einmal seine Mandoline mit und sang nun, nachdem die Nacht schon eingebrochen war, italienische Lieder, und mit Gluck's Tochter auch Duo's. Wagen und Spaziergänger sammelten sich bald um die Gruppe, so daß den Sängern der Zudrang lästig fiel. Nun wurde ein anderes Plätzchen aufgesucht und die nämliche Scene wiederholte sich. An mehreren folgenden Abenden wurden diese musikalischen Promenaden nach römischer Sitte fortgesetzt und belustigten namentlich Gluck in hohem Maße.

Eine mit der Familie bekannt gewordene Dame drang eifrig in den Meister, einige Gedichte Göthe's zu componiren. Gluck aber weigerte sich entschieden. Jetzt finde er, da er für Wien und Paris Opern zu schreiben habe, keine Zeit und einschieben lasse sich solche Arbeit nicht. „Denn ich componire nicht wie die anderen Musiker, die schon die Motive zu ihren Liedern und Arien in den Mappen auf Vorrat liegen haben. Sie brauchen dann nur diesen Melodien einige nichtssagende Worte unterzulegen und so ist eine Oper in kurzer Zeit und ohne Anstrengung fertig gemacht. Was ich schreibe, wird nicht auf solche Weise vollendet. Es sind die Worte, die mich auf meine Motive und Melodien führen, ich gebe mir Mühe, natürlich zu bleiben und mit Tönen naturgetreu zu malen, und das macht mich freilich oft Blut schwitzen!"

In den Theaterproben neuer Aufruhr! Gluck forderte, daß die Tänzer, welche die Furien der Unterwelt vorstellten, dem um Einlaß bittenden Orpheus in verschiedenen Tönen das einfache Non! zurufen sollten. Sie weigerten sich entschieden; dazu seien sie contractlich nicht verpflichtet. Gluck gab aber nicht nach, stellte sich selbst unter sie und schrie, die blechernen Schlangen schwingend, das zornige Non! mit. Allmälig führten die Herren Teufel ihren Part mit großer Präcision durch und wurden darauf so stolz, daß keiner in einer Probe fehlte. Mannlich erzählte Gretry die lustige Geschichte. Gretry meinte lachend: „Nach dem Sieg, den Gluck über die Sänger und Sängerinnen der musikalischen Akademie davongetragen, war ich fest überzeugt, daß er auch mit den Teufeln fertig würde!"

Die Aufführung des Orpheus mußte wegen des Todes Ludwigs XV. verschoben werden. Dem Tronfolger Ludwig XVI. bezeugten die Pariser ihre Sympathie durch entusiastische Demonstrationen, aber es wurden auch damals schon unzufriedene Stimmen laut. Mannlich erzählt ein drastisches Beispiel. An die Statue Heinrich's IV., dem die Franzosen so dankbare Erinnerung bewahren, wurde in jenen Tagen das Wort Resurrexit geschrieben. Am anderen Morgen fand sich darunter der Vers:

„De resurrexit j'aime le bon mot,
Mais n'y croirai qu'ayant la poule au pot."

Am 2. August 1774 fand die erste Aufführung des „Orpheus" Statt. Trotz neuer Kabalen errang auch dieses Werk einen großartigen Erfolg. Namentlich der Gesang des Orpheus beim Eintritt in die Unterwelt mit dem darauf folgenden rauh und düster tönenden Non! der Furien erregte Begeisterung.

Einige Tage nach dieser Aufführung wurde Mannlich von heftigem Fieber befallen und fand an Madame Gluck die treueste und aufmerksamste Pflegerin. Damals wurde das Project einer ehelichen Verbindung Mannlich's mit ihrer Pflegetochter von der Mutter selbst angeregt und Mannlich erklärte freudig seine Bereitwilligkeit.

Als das Unwohlsein gehoben war und der Reconvalescent das Zimmer verlassen durfte, wurde eine Spazierfahrt im Park von St. Cloud veranstaltet und eine frugale ländliche Mahlzeit eingenommen. Die Familie mit ihren nächsten Freunden lagerte sich im Kreise unter einem schattigen Baume und der mitgebrachte alte Rheinwein versetzte Alle, insbesondere Papa Gluck, in die fröhlichste Laune.

„Es lebe das einfache, unabhängige, ungebundene Leben!" rief er, indem er das Glas erhob. „Ich habe immer darnach gestrebt und in meinem langen Leben doch nur vierzehn Tage lang dieses Glück genossen, ich werde sie nie vergessen!"

Er ließ sich nicht lange bitten, Näheres darüber zu erzählen:

„Mein Vater war Fisch- und Forstmeister in einem Dorfe in Böhmen. (Das Geburtsdorf Gluck's, Weidenwang, ist bayrisch, jedoch an der böhmischen Grenze.) In diesem Lande ist Jedermann musikalisch, man lehrt Musik in der Schule, und in den kleinsten Dörfern verstehen die Bauern, zu singen, und spielen verschiedene Instrumente während des Hochamts in den Kirchen. Für diese Kunst begeistert, wie ich war, machte ich rasche Fortschritte. Ich lernte mehrere Instrumente spielen, und der Schullehrer, der mich vor den anderen Schülern auszeichnete, gab mir in den Mußestunden Unterricht. Ich dachte und träumte von Nichts als von Musik, der Forst wurde ganz vernachlässigt. Das war aber nicht nach dem Sinn meines Vaters. Er verdoppelte meine Arbeit und forderte pünktliche

Verrichtung mit aller Strenge, um mich, wie er sagte, abzuziehen von einer Beschäftigung, die mir niemals mein Brot verschaffen könne. Da ich unter Tags nicht mehr üben konnte, wollte ich die Nächte dazu verwenden. Dadurch wurde aber der Schlaf des Vaters und der Hausgenossen gestört und meine Instrumente wurden deßhalb eingesperrt. Ich konnte jedoch meine Neigung für Musik nicht unterdrücken, nahm also meine Zuflucht zur Maultrommel und gewann bald große Fertigkeit auf diesem rein klingenden Instrument. Sonntags in der Kirche war ich stets am Ziel meiner höchsten Wünsche.

Endlich überwältigte mich das Verlangen, mich ganz meiner Neigung hinzugeben, und ich beschwor den Vater, er möge mich nach Wien schicken und dort Musik studiren lassen. Er blieb aber unbeugsam und brachte mich förmlich zur Verzweiflung.

Eines schönen Tages verließ ich das väterliche Haus. Nur blutwenig Geld klimperte in meiner Tasche. Um nicht zurückgeliefert zu werden, schlug ich nicht den kürzesten, sondern einen weiteren Weg nach Wien ein. Weil ich das wenige Geld, das ich bei mir hatte, schonen wollte, so näherte ich mich, als ich Hunger bekam, einem Bauernhofe, wo die Familie gerade bei Tische saß, zog meine Maultrommel aus dem Sack und spielte ein paar Weisen auf. Da sie sahen, daß ich ordentlich gekleidet war, ließen sie mich eintreten und wiesen mir einen Platz am Tische an. Bei Einbruch der Nacht kam ich in ein anderes Dorf. Hier verschaffte mir meine Maultrommel Eier, Brot und Käse, man reichte mir das Alles durch die Fenster der Häuser, vor denen ich mich hören ließ. Bei dem letzten Häuschen bat ich um Aufnahme und man gewährte sie mir gern. Es gab ein gutes Abendessen, wozu ich meine Eier und Brot und Käse gab, und meine Wirtin behandelte mich wie ein Kind des Hauses, so sehr hatten mich meine Maultrommel und meine Lieder in ihrer Gunst befestigt. Am nächsten Tage setzte ich nach einem guten Frühstück wohlgemut meine Wanderschaft fort.

So kam ich, Dank meinem leicht tragbaren Instrument und meiner Stimme überall, wohin ich mich wandte, einer freundlichen Aufnahme sicher, heiter und sorglos bis zur Haupistadt. An Sonn=

und Feiertagen spielte ich in den Dorfkirchen bald dieses, bald jenes Instrument. Ich galt für einen Virtuosen, und die Pfarrer nahmen mich auf und gewährten mir gastliches Obdach. Diese guten Pfarrer waren in der Regel Musikfreunde und behielten mich öfter mehrere Tage in ihren Häusern.

Nun gut, musizirend den ganzen Tag, gern gesehen, gut behandelt, frei und unabhängig, war ich der glücklichste Knabe. Als ich in die Nähe Wiens gelangt war, gab mir der letzte Dorfpfarrer, dem ich mich halb und halb anvertraut hatte, einen Brief an einen Freund in der Hauptstadt mit.

Als ich dort ankam, stellte ich mich dem Manne vertrauensvoll vor. Er nahm mich freundlich auf, verhehlte mir aber nicht, daß es Virtuosen meines Schlages in Wien nach Tausenden gebe und daß ich sammt meinen Talenten dem Hungertod ausgesetzt sei, wenn ich nicht in Stand gesetzt würde, mich in meiner Kunst vollkommener auszubilden. Ich mußte ihm gestehen, wer ich sei und woher ich käme, er interessirte sich für mich, schrieb an meinen Vater und bat ihn, sich nicht länger meinen Wünschen zu widersetzen.

Endlich gab der Vater seine Einwilligung und unterstützte mich fortan. Wenn ich nun einerseits zwar der Unabhängigkeit und der Freuden eines sorglosen Vagabondenlebens verlustig ging, so konnte ich mich andrerseits meiner Neigung ungehindert hingeben, Musik treiben und componiren von früh bis spät.

So wurde ich, was ich heute bin, aber allezeit wünschte ich mir die vierzehn Tage zurück, die ich frei und ungebunden, nur in Begleitung meiner hilfreichen Maultrommel, verlebte!"

Gluck hatte mit sichtlichem Vergnügen seine abenteuerliche Jugendgeschichte erzählt, und jugendliches Feuer glänzte in den Augen des fast siebzig Jahre alten Greises, seine Phantasie hatte ihn wieder ganz und gar in jene Zeit zurückversetzt.

„Wenn ich nur ein Mittel wüßte," fuhr er fort, „um solche Tage zu erneuern! Ich habe das Project noch nicht aufgegeben, wenn auch freilich mein Alter und meine Arbeiten mir viele Schwierigkeiten in den Weg legen!"

Es wurden nun allerlei Pläne zu Tage gefördert. Durch die römischen Promenaden im Boulognerwäldchen kam man schließlich auf den Gedanken: Wir machen gemeinsam eine Reise als wandernde Comödianten, unter falschen Namen ziehen wir von Stadt zu Stadt und führen Operetten auf!

Gluck adoptirte die Idee mit wahrer Begeisterung. Sogleich ging er an das Verteilen der Rollen.

„Ich selbst werde am Clavier sitzen, Dirigent und Orchester in einer Person. Miliko und meine Nichte sind die Hauptacteurs, Fontenet und Mannlich spielen erste und zweite Violine, Mannlich ist außerdem Decorationsmaler unserer Truppe. Es fehlen uns bloß ein Baß und vor Allem ein Grazioso, doch vielleicht finden wir solche Leute in den kleinen Städten selbst, wo wir unsere Künste zum Besten geben werden."

„Ei, das soll uns nicht beunruhigen," rief Mannlich, „unsere Sache ist schon im Reinen! Unser Freund Fauvelet, der auf Brust und Rücken Höcker trägt, außer der komischen Figur aber lebhaften Witz mitbringt, der ist der rechte Mann für uns! Er ließ sich schon einmal in eine Pastete setzen, um die Rolle eines gebratenen Hasen zu spielen, er wird sich ein Vergnügen daraus machen, als Grazioso bei unserer Bande einzutreten. Außerdem ist er ein tüchtiger Musiker, und wenn er vor der Thüre seine Possen gemacht hat, um Leute herbeizuziehen, kann er in das Orchester kommen, um Viola zu streichen! Er wird seine Sache trefflich machen!"

Nun ging es an die Auswahl des Repertoires. Niemand war begeisterter für den Plan eingenommen, als Gluck, der sich wie ein junger Fant schon im Voraus auf die lustige Reise freute.

„Wir können dir nicht helfen," sagte er zu seiner Frau, „du mußt dich auch nützlich machen, und weil du bei der Vorstellung nicht mitwirken kannst, so mußt du vor der Thüre an der Casse sitzen und die Billets verkaufen!"

Dann malte er mit den lebhaftesten, heitersten Farben alle die gefälligen Abenteuer aus, die bei einem solchen Unternehmen gar nicht ausbleiben könnten.

„Den ersten Tag," meinte er, „werden wir nur wenige Zuhörer im Saal sehen. Die hohen Herrschaften der Kleinstadt werden nicht

ihre Würde preisgeben und gewöhnliche Possenreißer mit ihrer Gegenwart beehren wollen. Aber wenn nur die ersten Neugierigen euch einmal gehört haben, so werden sie in die Lärmtrompete stoßen! Am nächsten Tage werden wir mehr Zuhörer bekommen, als unser Theater fassen kann. Die Löwen des Orts werden meiner Nichte die Cour machen, ja, du wirst Eroberungen machen, man wird dich mit Erklärungen bestürmen und wir werden uns beim Schmaus darüber lustig machen! Wir bleiben, so lange es uns gefällt, und wenn die Langeweile anrückt, schnüren wir das Bündelein und verschwinden. Gewinn wollen wir nicht ziehen, wir bezahlen unseren Herbergswirt, und was übrig bleibt, wird für die letzte Vorstellung verwendet, bei der wir unser Publikum regaliren wollen. Der Rest wird dem Magistrat für die Armen geschickt. Das wird den Diplomaten des Städtchens Verlegenheit bereiten, sie werden sich die Köpfe zerbrechen, um ausfindig zu machen, aus welchen Leuten diese seltsame Wandertruppe zusammengesetzt sei. Wir aber, heisah! spielen die nämliche Farçe auf's Neue in einem anderen Städtchen."

Der gute Gluck war in Verzweiflung, daß ihn seine Geschäfte noch in Paris festhielten, daß das Project also erst im nächsten Jahre ausgeführt werden könne. Er ließ es sich aber wenigstens nicht nehmen, den ganzen Tag über von diesem lustigen Vagabondenleben zu phantasiren, er fühlte sich schon ganz als Director und auch die Uebrigen mußten im Charakter der ihnen zugeteilten Rollen an der Unterhaltung theilnehmen.

Ehe Gluck für den kommenden Winter nach Wien übersiedelte, folgte er einer Einladung des Herzogs Christian, ihn in Zweibrücken zu besuchen. Natürlich waren Mannlich und Fontenet als geborene Zweibrückener seine Begleiter und suchten ihm und seiner Familie den Aufenthalt in ihrer Vaterstadt so angenehm als möglich zu machen. Da ihnen ein herzoglicher Wagen zur Verfügung stand, wurden häufig Ausflüge in die reizende Umgebung unternommen. In Zweibrücken hielt man etwas auf die Freuden einer wohlbesetzten Tafel. Das war so recht nach dem Herzen Papa Gluck's. Dabei konnten er und seine Frau wieder nach so langer Zeit deutsch sprechen, ein Genuß, den Beide ungemein hoch schätzten. Schauspiel

und Concerte boten treffliches Amusement; die Nichte sang öfter bei Hofe, Gluck selbst dirigirte die kleine, aber tüchtig geschulte Capelle.

Dagegen fand das Jagdvergnügen keine Gnade vor seinen Augen.

Es war October. Der Herzog, ein passionirter Jäger, hielt große Jagden in der Umgebung seiner Residenz ab, und oft ließ sich während der kleinen Concerte aus kurzer Entfernung vom Schloß das Hallali der Jäger hören.

Wenn die großen Herren eine ausgesprochene Neigung blicken lassen, so gewöhnen sich Alle in ihrer Umgebung an die nämliche Liebhaberei, und so ist es natürlich, daß die Fürsten auch alle Uebrigen zu ehren und zu erfreuen glauben, welche sie des Zutritts zu diesen Vergnügungen würdigen. Auch Gluck und seine Familie wurden also zur Jagd eingeladen. Der Oberststallmeister stellte ihnen einen offenen, sechssitzigen Wagen zur Verfügung, um sich an der Hirschjagd zu beteiligen, da für solche Zuschauer im Forste eigene Fahrwege ausgehauen waren.

Der Wagen hielt vor Gluck's Wohnung. Gluck spielte eben mit Miliko eine Partie Schach. Er zeigte für dieses Spiel großen Eifer, obwol er nicht gar gewandt war. Selten ging eine Partie ohne Streit ab, denn Gluck zog im Eifer des Spiels häufig mit den Figuren seines Partners, die er für die seinen hielt. Diesmal hatte er Aussicht, die Partie zu gewinnen, der Wagen kam also sehr ungelegen. Die Bitten der Frau konnten Gluck nicht zum Aufbruch bewegen, auch die Vorstellungen, daß er durch Nichterscheinen bei der Jagd das Mißfallen des Herzogs erregen werde, blieben fruchtlos, und nur die Versicherung Mannlich's, daß die Jagd nicht von langer Dauer, bewirkte endlich, daß er sich entschloß, eine Pause zu machen. Er nahm alle Anwesenden zu Zeugen, daß der nächste Zug ihn treffe, versperrte das Zimmer, damit ja Niemand das Spiel derangire und ging zu dem Wagen.

Die Gesellschaft kam gerade zu rechter Zeit, als der Hirsch, von der Meute und von den Piqueurs verfolgt, aus dem Dickicht brach. Das Schauspiel gefiel den Damen wohl und ließ sogar Papa Gluck auf einen Augenblick seine Partie Schach vergessen. In der nächsten Minute war aber Alles ihren Blicken entschwunden. Nun

führte der Postillon ihren Wagen im Galopp quer durch die Waldwege, bald dahin, bald dorthin, wie eben die Fanfaren sich hören ließen. Das planlose Hin- und Zurückfahren, ohne daß man die Jäger zu sehen bekam, machte Gluck bald ungeduldig.

E là la caccia? rief er zornig.

Si, signore!

Ah, che gusto, ah che gusto! —

Auf's Neue ging es hin und her in sausendem Galopp. Die Hörner tönten bald scheinbar in der Nähe, bald aus weiter Ferne, der Kutscher wußte nicht mehr, wohin er sich wenden solle.

E là la caccia? rief Gluck wieder und wollte ohne Aufenthalt in die Stadt zurückkehren, um seine Schachpartie zu beendigen. Mit Mühe konnte er beruhigt werden.

Endlich ließ sich das Hallali wieder hören und die Gesellschaft konnte noch das barbarische Schauspiel der Erlegung des gehetzten Wildes genießen. Mademoiselle Gluck brach in Schluchzen aus, und der Vater versicherte zwar kluger Weise dem Herzoge, die Jagd habe ihn sehr interessirt, auf dem Heimwege murmelte er aber wiederholt:

Ah! che gusto, che gusto! —

Zu Hause hatte er die Freude, die unterbrochene Partie glänzend zu gewinnen. Bald darauf begann das Hofconcert, bei welchem er dirigirte, dann folgte ein treffliches Souper im Schlosse. Die Freude über den errungenen Sieg und über das Gelingen des Concerts brachte Gluck in heiterste Laune, die nicht ohne Einfluß auf seinen Appetit blieb. Er nahm von allen Schüsseln und trank dazu zwei Flaschen alten Rheinwein. Als schon das Dessert servirt wurde, nahm er sich noch einmal ein Repphuhn mit einer tüchtigen Portion Salat, um das Souper kräftig zu beschließen. Mannlich erlaubte sich die Bemerkung: „Aber, Papa Gluck, essen Sie nicht zu viel? Ich bange für Ihre Gesundheit!“ Gluck lachte aus Leibeskräften und sagte:

„Ah, darauf schlafe ich besonders gut. Ich weiß nicht, was Indigestion ist! Die Italiener, die von der Luft leben, erstaunten immer höchlich, wenn sie sahen, daß ich ungestraft so essen könne und nannten mich aus purem Neide: il beato porco!“ — —

Endlich traf Gluck Zurüstungen zur Reise nach Wien. Mannlich wurde eingeladen, ihm dahin zu folgen; da er aber fortwährend kränkelte, mußte er das lockende Anerbieten ausschlagen. Jedoch begleiteten er und sein Freund Fontenet die Familie Gluck bis Mannheim.

Weil Mademoiselle Gluck ihrer schönen Stimme wegen eine treffliche Acquisition für den herzoglichen Hof gewesen wäre, waren in Zweibrücken mancherlei Anstrengungen gemacht worden, das Mädchen dort festzuhalten. Insbesondere die Gräfin Forbach interessirte sich dafür. Gluck blieb aber taub gegen diese Wünsche und gab sogar der Gräfin etwas grob zu verstehen, er finde es unbegreiflich, daß sie sich um seine Tochter so bemühe, während sie doch ihre eigenen Kinder nur bezahlten Gouverneurs und Gouvernanten überlasse. Dagegen war er, weil ihm das Leben in Zweibrücken wohl behagte, einem anderen Plane nicht abgeneigt, das Mädchen nämlich dort zu verheiraten. Bei ihr wollte er dann jährlich ein paar Monate zubringen.

Dieses Vermählungsproject bildete den Gegenstand eifriger Debatten in den beiden Postwagen während der Reise nach Mannheim. Mannlich wurde von Madame Gluck geradezu aufgefordert, um die Hand des Mädchens anzuhalten. Seiner leidenden Gesundheit halber verzichtete er jedoch auf eine Heirat, von der er sich eben so viel Ehre als Freude erwarten konnte, und lenkte die Wahl auf seinen Freund Fontenet. Madame und das Mädchen zeigten sich einverstanden und auch Fontenet erklärte sich gern bereit.

In Mannheim blieb die Gesellschaft einen Tag. Galerie, Bibliothek, Schatzkammer und Antikencabinet wurden in Eile besichtigt. Die Stadt gefiel Gluck wegen der Regelmäßigkeit ihrer Bauart und der überall herrschenden Sauberkeit. „Aber“, sagte er, „wer ißt denn die vielen Brote, die hier bei den Bäckerladen ausgestellt sind? Man sieht ja fast keinen Menschen, weder auf der Straße, noch an den Fenstern!“

Die Ankunft des modernen Orpheus wurde bald ruchbar. Nach dem Diner kam eine Einladung des Kurfürsten, Gluck möge am nächsten Tage nach Schwetzingen kommen. Von dorther kamen auch

die Musiker Holtzbauer, Windling und Cannabich, um den berühmten Collegen zu begrüßen.

Der folgende Tag sah Papa Gluck in großer Toilette, zum ersten Mal seit der Audienz bei Ludwig XV. trug er wieder den goldgestickten Rock.

Beim rothen Ochsen in Schwetzingen, wo er mit seiner Familie abstieg, bewillkommte ihn die ganze Musikcapelle. Dann begab er sich in das Schloß.

Kurfürst Karl Theodor nahm ihn sehr gnädig und herablassend auf, denn er liebte die Künste und ehrte deßhalb auch die Künstler. Als Gluck sich verabschiedete, sagte der Kurfürst: „Ich erfuhr zufällig, daß Sie ein Liebhaber unseres Rheinweines sind. Ich nahm mir deshalb die Freiheit, ein Faß guten alten Weines Ihnen zum Geschenk zu bestimmen, das Sie in Wien in Ihrem Keller vorfinden werden!"

Holtzbauer gab zu Ehren Gluck's einen großen Schmaus, dem auch Cannabich, Toeschi, Frenzel und Madame Windlich beiwohnten. Darauf wurde musizirt, und jeder der mitwirkenden Künstler that natürlich sein Bestes, um das Lob des Meisters zu ernten.

Der Theaterintendant ließ ihn benachrichtigen, daß für die heutige Oper Plätze in der ersten Bank des Parterre für ihn und seine Begleiter bestimmt wären. Der Kurfürst traf absichtlich diese Anordnung und nahm selbst Platz in der Nähe der vordersten Reihe, während der Hof sonst hinter den Parterrereihen zu sitzen pflegte; er wollte nämlich beobachten, wie die Mitglieder seines Theaters dem Gaste gefielen.

Man gab eine Oper: „L'amor vincitore." Der Kurfürst drehte sich eifrig nach Gluck um, der in bester Laune das Diner bei Holtzbauer verlassen hatte. Plötzlich flüsterte Madame Gluck dem neben ihr sitzenden Mannlich zu: „Rütteln Sie doch meinen Mann! Ich bitte Sie um Gottes willen!" Siehe, Gluck schlief den Schlaf des Gerechten, sein Kopf war tief auf die Brust herabgesunken. Einige sanfte Stöße weckten ihn zwar, aber der Nachbar hatte seine liebe Not, ihn während der Vorstellung wach zu halten, und das aufrichtige Urteil über die Oper lautete schließlich dahin, daß ihm das Ende am besten gefallen.

Am nächsten Tage reiste Gluck nach Wien ab, Mannlich nach Frankfurt. Das Project der Vermälung der Nichte mit dem Maler Fontenet war auch von Gluck selbst genehmigt worden, jedoch sollte die Ausführung bis zur Zusammenkunft in Paris im nächsten Jahre verschoben werden.

Mademoiselle Gluck starb aber im Laufe des nächsten Jahres, auch Herzog Christian starb, und Mannlich konnte sich, da seine Gesundheit gänzlich zerrüttet war, nicht nach Paris begeben. So wurden die ernsten und heiteren Pläne, die sich an seine Verbindung mit dem großen Componisten knüpften, vereitelt.

Gluck führte 1775 „Cithère assiegée“ und im folgenden Jahre „Alceste“ in Paris auf. Seit der Aufführung des „Orpheus“ war nicht mehr die Rede von „Lully's“ und „Rameaux's“, aber die alten Gegner riefen neue Kräfte gegen ihn zu Felde. Sacchini und Piccini sollten durchführen, was ihnen selbst nicht gelungen war; lieber wollte man in ihren Kreisen italienische Siegeszeichen errichtet sehen, als dem Deutschen den Triumph gönnen. Doch Gluck eroberte Schritt vor Schritt neues Gebiet, und auch die Italienissimi mußten endlich das Feld räumen, obwohl sie niemals durch Intriguen Gluck's beeinträchtigt wurden. —

Es wäre eine interessante Aufgabe, die Geschichte der Deutschen in Paris zu verfolgen und zu untersuchen, welchen Einfluß sie auf die geistige Entwicklung der beiden Nachbarvölker ausübten. Welch wechselreiche Culturbilder von Elisabeth Charlotten's Leben und Leiden am Tuilerienhof bis auf Börne's Tage!

Gluck war einer der merkwürdigsten Vertreter deutscher Art in der Seinestadt.

Seltsamer Weise scheint die idealste aller Künste wenig förderlich auf Sitten und Umgangsformen ihrer Jünger einzuwirken. Ein Vorwurf dieser Art dürfte den deutschen Componisten in Paris ebenso treffen, wie seinen Collegen Händel in London.

Dennoch ist dieser derbe, rauhe, schwerfällige Deutsche inmitten der geistreichen und regsamen Franzosen der Vertreter echter Idealität. Gluck erst bringt den prometheischen Funken in das Opernwesen, indem er diesem Kunstwerke als erstes und letztes Ziel die Wahrheit weist.

Gluck ist aber auch ein Charakter. Sein einfaches, fast kindliches Wesen zwingt trotz aller Schwächen zur Anerkennung, denn auch im heftigen Streit mit den Vertretern feindlicher Richtungen vergaß er nie die Würde der Kunst. Er suchte stets im Sinne jenes weisen Richters, den uns Nathan schildert, auf edle Art die Kraft des echten Ringes zu beweisen.

Kaiser Joseph II.

Der Wert des Mannes, dessen Charakterbild ich Ihnen entwerfen will, überhebt mich der Entschuldigung, daß die Fülle des Stoffes zur Spanne Zeit, die mir zugemessen, die Erhabenheit der Aufgabe zu meinen Kräften in einem Mißverhältniß stünden. Kaiser Joseph II. war nicht nur geistig, sondern auch sittlich bedeutend. Das aber ist der Segen wahrhafter Größe, daß ihr Geschichtschreiber nur wahr zu schildern braucht, um seinem Helden alle Herzen zu gewinnen. Die Lüge hat stets nur überredende, die Tugend immer überzeugende Kraft. Ein Bild Joseph's II., in noch so spärlichen Umrissen, wenn nur mit redlicher Hand entworfen, wird immer zu den Herzen sprechen.

„Aber was ist die Wahrheit von Joseph?" wirft mir der Zweifelsüchtige ein. „Es ist das Schicksal der Fürsten, im Leben getäuscht zu werden und nach dem Tode die Nachwelt über sich zu täuschen."

Es läßt sich leicht der Beweis führen, daß Joseph II. selbständig, von Niemandem beeinflußt, im wahren Sinne des Wortes original gewesen ist.

„Zugegeben," fällt mir der Mißvergnügte in's Wort, „doch was ist von diesem eigenartigen Charakter das Unvergängliche? Was von seinem Werke der bleibende Gewinn? Nicht nur die Menschen ändern sich, auch die Ideale wechseln und wandeln mit der Zeit."

Diesem erwidere ich: daß ich unter der redlichen Hand, von der ich im Eingang sprach, die gewissenhafte Scheidung von Zweck und Absicht verstehe. Die Kritik der Josephinischen Zielpunkte kann von zwei Forschern himmelweit verschieden lauten, über die Rechtschaffenheit und Lauterkeit der Josephinischen Absichten jedoch kann jetzt und alle Zeit nur eine Stimme sein — die Lauterkeit und Objectivität der Forscher selbst vorausgesetzt.

Ob diese Voraussetzung bei den „Historikern" Karl Ritter, Sebastian Brunner u. A., die zu dem mustergiltigen Werk Arneth's über Maria Theresia und Joseph, zu den trefflichen Schriften von Karajan, Wolf, Meynert u. A. die Contraste liefern, zutrifft, sei nicht erörtert. Mir will scheinen, daß weniger das geschichtliche Interesse als vielmehr eine bestimmte Nutzanwendung auf die Gegenwart, die auf Ton und Tendenz nicht ohne Einfluß blieb, gerade in den letzten Jahrzehnten aus clericalem Lager so auffallend zahlreiche Schriften über Joseph und seine Regierungsperiode hervorgerufen habe.

Nicht sowohl den Regenten als vielmehr den Menschen möchte ich Ihnen näher bringen. Wenn man Joseph im Verkehr mit seiner Mutter, seinen Geschwistern und Freunden belauscht, wird man den Herrscher und Reformator Joseph mit dem rechten Maße würdigen. Und diese Kenntniß des innersten Menschen läßt sich schöpfen aus der unmittelbaren Quelle, aus seinen in jüngster Zeit von Arneth und Beer veröffentlichten, sich untereinander ergänzenden und erläuternden Briefen. Sie gestatten uns das lauterste Urteil über die tief und vielseitig angelegte Natur des Fürsten, zuverlässiger noch, als die aus seiner Regierungsperiode stammenden Decrete und Gesetze und selbst als seine eigenen Cabinetsschreiben.

Von besonderem Interesse sind vor Allem die zwischen Maria Theresia und Joseph gewechselten — mit wenigen Ausnahmen französisch geschriebenen — Briefe, weil sie nicht bloß über das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn, sondern auch zwischen Regentin und Mitregenten Aufklärung bieten. Joseph zeigt sich darin stets als gehorsamer, ehrerbietiger und wahrhaft liebender Sohn, der aber seine eigenen Empfindungen und Ansichten nicht mit den-

jenigen der Kaiserin und Mutter in vollem Einklange weiß und deßhalb aus einer gewissen bescheidenen Zurückhaltung selten herausgeht. Ausdrücke der Ergebenheit und des Gehorsams mehren sich nach gewöhnlichen Begriffen fast auffallend häufig; es wäre jedoch ungerecht, deßhalb auf Verstellung oder Berechnung zu schließen, — sie erklären sich einerseits aus der strengen Erziehung, die der Prinz am Hofe der Mutter genossen hatte, andrerseits dem Wunsche, aus den vielen Widersprüchen, die in Denk- und Handlungsweise von Mutter und Sohn zu Tage traten, keine dauernde Entfremdung erwachsen zu lassen. Um so offener gibt er sich in den Briefen an den Bruder Leopold und an die Schwestern, ihnen gegenüber steht er in ähnlichem Verhältniß wie die Mutter zu ihm, hier kommt sein Denken und Trachten noch ungezwungener zum Ausdruck, hier hält er mit seinen Anschauungen von Glauben und Wissen, mit seinen Ideen über das Verhältniß von Staat und Kirche nicht zurück. Vor der Mutter schüttet er sein Herz aus, vor dem Bruder offenbart er, was sein Geist ihn wünschen und hoffen ließ.

Leider besitzen wir keine Briefe Joseph's aus seiner frühesten Jugend, erst mit dem Jahre 1761 — Joseph's zwanzigstem Lebensjahr — beginnt der schriftliche Verkehr mit seiner Mutter. Zahlreicher und ausführlicher werden die Briefe während seiner Reise zur Königswahl und Krönung in Frankfurt 1764.

Im vergangenen Herbst war ihm die Gemalin, Isabella von Parma, gestorben. Er klagt sein Leid über den Verlust, ein ungeheucheltes tiefstes Leid, der Mutter. „Ich kann Sie versichern, daß ich seit meiner Trennung von Ihnen meinen Schmerz bitterer fühle denn je. Welch ein Verlust, welch ein Unterschied für die Reise, welch grausame Rückkehr, wenn man das nicht wieder findet, was man liebt! Alle diese Vorstellungen quälen mich auf's grausamste und ich fürchte, daß der für mich so glückliche Augenblick, wenn ich wieder Ihre liebe Hand werde küssen dürfen, auch zugleich mir einen Dolch in die Brust bohren wird. Wenn es möglich ist, werde ich Stand halten, aber bürgen kann ich für mich nicht.“ Die Mutter schenkt ihm liebevoll Gehör, mahnt ihn aber eindringlich an die Pflichten seines Standes, eine Wiedervermälung scheint ihr uner-

läßliches Gebot. Bald fehlt es auch nicht an vertraulichen Winken, an Fingerzeigen auf diese und jene, und da der Prinz auf der Reise nach Frankreich durch Bayern kommt, weist man ihn ziemlich eindringlich auf die Schwester der Kurfürstin, Prinzessin Josepha. In den Mitteilungen, die er darüber der Kaiserin macht, paart sich Ironie mit Resignation, er lächelt unter Tränen. Da ihm die Gutmütigkeit der Prinzessin gerühmt wird: „man könne sie um den Finger wickeln,“ bemerkt er: sie sei also ein „Schnürl“, wie es die Mutter zu drehen pflege, und da hervorgehoben wird, an Schönheit stehe sie so hoch wie hundert andere, scherzt er: „Da ich mehr als hundert Häßliche und weniger als hundert Hübsche kenne, so glaube ich, sie wird wohl von der Zahl der erstgenannten sein.“ Auch bei der Festtafel zu Straubing wurde auf das Heiratsproject angespielt — nicht von den Damen: ihr Gespräch drehte sich, wie Joseph erzählt, ausschließlich um Dampfnudeln. Ein bayrischer Cavalier warf die Aeußerung hin, daß er sich zum zweitenmale vermält habe, trotzdem er seine erste, verstorbene Frau unendlich geliebt. „Ich machte darauf nur ein ernstes Gesicht, das ihn zum Schweigen bewog.“ Als der Kurfürst selbst nach Straubing zur Begrüßung des Kaisers und seines Sohnes kam, wurde über die heikle Frage kein offenes Wort gesprochen, „aber mein Herz,“ schreibt Joseph, „war nichtsdestoweniger damit beschäftigt, und ein Concert, das man auf dem Violon spielte, hätte mich fast aus aller Fassung gebracht; aber ich hielt tapfer aus, und nur in den Schoß einer so zart empfindenden und mitfühlenden Mutter, der ich so viel Mitleid einflöße, wage ich mein Herz auszuschütten, das, wenn auch betäubt durch hundert verschiedenartige Eindrücke, dennoch seinen grausamen Verlust nicht vergessen kann.“ In Frankfurt angekommen, entwirft er scharf gezeichnete und nicht gerade schmeichelhafte Bilder von den Würdenträgern und Damen, die er kennen lernen muß. Den Erzbischof Emerich Joseph von Mainz, der „viel spricht und trotz seiner Kupfernase ein gar verständiger Herr ist, denn er trinkt zehn Flaschen Rheinwein, ohne daß ihm der Kopf schwirrt,“ den Herzog von Ossuna, „der immer spricht, ohne daß man versteht, was er sagt,“ die Marquise von

Craon, „die immer ihre kleinen Kinder mit sich führt, die sich mit echt französischer Beweglichkeit umherwirbeln,“ den Erzbischof von Trier, der ganz im Gegensatz ein „gar trauriger und mürrischer Herr von wenig Worten ist,“ den Prälaten von Salmansweiler, „dem die Perücke immer schief steht, was ihm ein unsäglich komisches Ansehen gibt“ — alle diese Leute übersieht der aufgeweckte Prinz, ohne Mühe an ihrem schalen Treiben sich ergötzend. Denn sie alle scheinen ihm eigentlich nur zusammengekommen zu sein, um sich durch spitzfindigen Etiquetten-Hader zu quälen. „Für mich, der ich mich schön bei Seite halte, wenn der Streit anfängt hitzig zu werden, ist das eine wahre Comödie, und wenn sie kommen, um mir ihr Leid zu klagen, sage ich, schon ehe sie den Mund öffnen, daß sie vollkommen Recht haben.“

Die leidige „Madame Etiquette“ ist ihm eben so unbequem, wie der Schwester in Versailles. „Man geht hier nicht aus, obwohl es die hübschesten Promenaden gibt, nicht einmal in den Garten. . . . Ich werde Frankfurt verlassen, ohne es gesehen zu haben.“ Da er weiß, daß die Frau Mutter gern davon hört, erzählt er ausführlich von den Damen, die er in Gesellschaft getroffen, schildert ihre Toiletten, ihre Gespräche, ihre Vorzüge und Mängel, er wirft sich absichtlich hie und da, wie er sagt, in den Strudel und ist gegen die Schönen zuvorkommend und galant — aber mitten im scherzhaften und spöttischen Geplauder entsteigt ihm wieder ein Seufzer aus tiefster Brust. „Meine Lage, theuerste Mutter, ist wahrhaft grausam. Während mein Herz von Gram zerfleischt ist, muß ich mir doch den Anschein geben, als sei ich entzückt davon, zu einer Würde zu gelangen, von der ich nur schwere Lasten, aber keine Annehmlichkeit erwarte. Ich, der ich die Einsamkeit liebe und mich Niemand gern anvertraue, den ich nicht gründlich kenne, ich muß mich immer in der Welt bewegen und mit jedem Fremden Gespräche führen. Ich, der ein Mann von wenig Worten, muß schwatzen den ganzen Tag und hübsche Nichtigkeiten im Munde führen. Ich kann Sie versichern, daß mir der Kopf schwirrt, wenn ich zu mir selbst komme, — aber um ihr Wohlgefallen zu verdienen, gibt es nichts Schweres für mich — es muß gehen!“

Am 27. März fällt einstimmig die Königswahl auf Joseph, aber auch dieses Ereigniß ist für ihn ein Erfolg, kein Ersatz. „Das Mitgefühl, dessen Sie mich versichern, mit einem Sohn, der unglücklich ist und seinen Schmerz vor Ihnen ausschüttet, ist der einzige Trost, der mir bleibt; es wird lange Zeit brauchen, bis diese blutige Wunde vernarbt, aber Ihre Ehrfurcht heischenden Befehle werden bewirken, daß Joseph Alles thut, wenn auch mit äußerster Kraftanstrengung.“

Am 29. März ist feierliche Auffahrt des kaiserlichen Vaters und des jungen Königs. „Ich wünsche mehr, als daß ich hoffe, daß der Einzug ohne Eclat ablaufe.“ Denn Verwirrung herrscht allerorten, die nötigen Vorbereitungen sind nicht beendet, die brennenden Etiquette-Fragen nicht gelöst. „Man sagt, daß beim Einzug ein Berg zu passiren ist, wo man das Rad sperren muß, — das kann herrlich werden mit einem Wagen, der sieben Spiegelfenster hat.“ „Was mich betrifft, so lasse ich Sie, liebe Mutter, meinen Seelenzustand beurteilen; was den Körper betrifft, so ist er auf's Aeußerste eingeschnürt durch das große, gestickte Wiener Costüm, das ich am Tage meiner Hochzeit trug. Da ich unglücklicher Weise seit einigen Monaten immer einfache Röcke trug, fühle ich mich durch diese Last noch mehr gedrückt; aber ich werde mein Bestes thun, um mich gerade zu halten, freundlich zu erscheinen und nicht in die Knie zu sinken wie ein Postgaul, womit mich Eure Majestät hie und da zu vergleichen geruhten.“ „Gott sei Dank“, schreibt er um 6 Uhr Abends, „der Einzug ist vorüber und, wie die Leute allgemein sagen, war es eine rechte Pracht.“

Doch die gedrückte Herzensstimmung verhindert ihn eben so wenig, wie der Festtaumel, die Zukunft und ihre staatsmännischen Aufgaben fest in's Auge zu fassen. Als die bevorstehende Ankunft des Prinzen Karl August von Zweibrücken gemeldet wird, schreibt er: „Ich werde ihn aufmerksam beobachten, denn wir werden Zeitgenossen sein, und wenn er ein Mann von Kopf, wird er eines Tages eine große Rolle in Deutschland spielen, an Landbesitz wird er ja so mächtig sein, wie der König von Preußen, — doch ich hoffe, daß er nicht seinen Geist haben wird“.

Obwol er gegenüber der Mutter, deren Treue und Glauben an die Tradition ihm ehrwürdig waren, nicht ganz offen Farbe bekennt, kann man doch zwischen den Zeilen lesen, daß sein Respect vor der Krone, die nun bald sein Haupt schmücken sollte, nicht allzu groß ist. In der classischen Schilderung der Krönungsfeier Joseph's erzählt denn auch Goethe, daß sich der junge König über die seltsame Verkleidung mit den ungeheuren Gewandstücken und den Kleinodien Karl's des Großen von Zeit zu Zeit nicht eines Lächelns erwehren konnte.

Goethe hebt dieses Lächeln als anmutigen Zug hervor, aber anders urteilt Jarcke: „Die alte glorreiche Krone, das alte priesterliche (?), ernste Herrschergewand war dem Sohne der neuen Zeit zu weit und zu schwer, er wußte es nicht mit Ernst und Majestät zu tragen, es fehlte ihm der wahre Sinn für die Hoheit und Würde seiner Stellung!"

Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß ich mich zu Goethe's, nicht zu Herrn Jarcke's Auffassung bekenne. Die symbolische Bedeutung jener Frankfurter Schauspiele sei zugegeben — das römische Kaiserthum selbst aber war verblaßt und veraltet wie der Kaiser-Ornat. Diese Thatsache verhehlte sich der junge König eben so wenig, wie die Unmöglichkeit, das theokratische Element mit der Kaiserwürde auf's Neue zu verbinden. Er sah die Gefahr auf dem Wege der Ottonen und Staufer und beschied sich mit einem weniger romantischen, aber gleich würdigen Ziel: der Schöpfung eines jugendlich kräftigen Oesterreich.

Es wäre irrig, wollte man aus jenem in Joseph's Briefen hervortretenden Hang zu Schwermut und Selbstqual auf einen weichen, nachgiebigen Charakter schließen. Joseph war stolz und eigenwillig und durch Widerstand, den er für unberechtigt hielt, schnell und tief verletzt.

Seine Liebe zum Bruder leuchtet aus allen Briefen hervor, dennoch vergißt Joseph nie, daß er der ältere, der Thronfolger ist. Ueber das väterliche Erbe kam es fast zu ernstem Zwist. Da Leopold in entschiedenen, aber durchaus verbindlichen Worten an seiner Rechtsüberzeugung festhielt, klagte Joseph der Mutter, daß des Bruders

Ausdruckweise so ungebührlich wie sein Betragen sei. Maria Theresia teilt diese Ansicht nicht und gibt dem Grollenden in ungeschminkter Weise zu verstehen, daß er im Unrecht sei. „Einem jungen Fürsten, der ein wenig eitel geworden ist durch den an ihn verschwendeten Weihrauch, der ohnehin dazu Anlage hat, ist eben alles anstößig, auch das geringfügigste, was ihm im Wege steht oder Widerstand leistet".

Fast grausame Härte gibt sich kund, wenn Joseph von seiner zweiten Gemahlin spricht — eben jener Josepha von Bayern, die er der Staatsraison zu Liebe, wie seine Mutter verlangte, zum Altar führte. Es war eine unselige Verbindung. „Sie werden verzeihen", schreibt er einmal an Maria Theresia, „wenn ich gar nicht an meine Gemahlin schreibe; aber über Wind und Wetter allein läßt sich eine Briefseite nicht füllen; wenn ich einmal Stoff finde, werde ich schreiben". Einige Tage später legt er zwar einen Brief an Josepha bei, sieht sich aber vor der Mutter zur Entschuldigung genötigt: „Ich würde lieber und leichter an den Großmogul schreiben, denn sie begnügt sich nicht mit Gefühlen der Achtung und hat mir deßhalb schon Vorwürfe gemacht. Urteilen Sie, liebe Mutter, was kann ich ihr schreiben, woher, zum Teufel, soll ich andere Gefühle fischen!" Die arme Fürstin starb schon am 28. Mai 1767, ohne ihrem Gemahl einen Erben zu hinterlassen.

Auch das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn blieb nicht ungetrübt. Die treue Liebe der Einen, die Ehrfurcht des Anderen konnten nicht die Widersprüche in der Denk- und Empfindungsweise der Beiden ausgleichen. Der Historiker findet zwischen der alten und der neuen Zeit tausendfältige Vermittlungen und sachte Uebergänge; zwischen den *lebenden* Generationen der einen und der anderen gähnt eine Kluft.

Nach dem Tode des Gatten (1765) ernannte Maria Theresia, der Regierung und der Welt müde, ihren Erstgeborenen zum Mitregenten. Aus einem Briefe an den Bruder erhellt, mit welcher Lust und mit welchem Eifer Joseph die neue Aufgabe erfaßte. „Ich bin überhäuft mit Geschäften und Audienzen. Um halb 8 Uhr stehe ich auf, gehe zur Messe, um 8 Uhr setze ich mich an den Tisch und

erledige mit meinem neuen Secretär Röder die Referate und sonstigen Geschäfte. Ich bin mit Röder zufrieden, er ist ganz der Mann, wie ich ihn brauche, denn er sagt mir rund heraus die Wahrheit und nennt jedes Ding bei seinem Namen!" Um 10 Uhr kommen die Cassiere, um 11 Uhr die Minister, um halb 1 Uhr geht er zur Kaiserin, um 1 Uhr kommt Kaunitz — erst am Abend gönnt er sich einen Spaziergang oder ein Plauderstündchen.

Dieser Eifer zwar — Ranke nennt deshalb Joseph einen „gebornen Bureaukraten" — mochte der Kaiserin wohl erwünscht sein, aber mit Tendenz und Zielen seiner Regierungstätigkeit konnte sie sich um so weniger befreunden.

Joseph war, wenn er auch nicht die letzten Consequenzen zog, ein Schüler der Encyclopädisten, wie Friedrich der Große, aber weit entschiedener denn dieser suchte er die philosophischen Lehren als Regent zu verwerten. Er lebte der Ueberzeugung, daß dem patriarchalischen, dem confessionell streng umschriebenen Regiment ein Ende gemacht werden müsse, daß das Staatswesen der Ferdinande keine frischen Säfte mehr treibe, daß die neue Zeit auch ein neues Regierungssystem verlange. Während die Mutter in engster Verbindung von Staat und Kirche das Heil ihrer Unterthanen erblickte, wollte er dieses Band für immer gelöst.

Der Mutter gegenüber führt er zwar in diesen Fragen eine vorsichtige Sprache, dennoch klingt sie ihr so ungewohnt, daß ernste Furcht die fromm ergebene Dienerin der Kirche erfaßt. Nicht minder beunruhigt sie die Neigung ihres Sohnes, nur auf seine eigene Ueberzeugung, nicht auf fremde Ratschläge zu achten. Bestrebt, so weit es möglich, alles selbst kennen zu lernen und auszuführen, hegt er vom Wissen und guten Willen der alten Räte seiner Mutter — Kaunitz ausgenommen — keine besonders hohe Meinung, scheut er sich nicht, ihre Ansichten „altertümlich" zu nennen, trägt seine geistige Ueberlegenheit vielleicht etwas zu selbstbewußt zur Schau. Die Kaiserin hält ihm deßhalb eine eindringliche Strafpredigt. „Ich fürchte, du wirst niemals Freunde finden, du wirst nie Jemand haben, der dem Joseph, auf dessen Rechnung du so viel bürdest, vom Herzen ergeben ist; denn nicht vom Kaiser, nicht vom Mit-

regenten gehen so ironische, boshafte, häßliche Worte aus, sie kommen aus dem Herzen Joseph's — und das ist's, was mich beunruhigt, was einst das Unglück deiner Tage sein wird und das Unglück der Monarchie, von uns allen nach sich ziehen wird. . . . Wie hervorragend auch deine Talente sein mögen, es ist unmöglich, daß du all die Erfahrung hast, Vergangenheit und Gegenwart kennst, um Alles allein thun zu können. . . . Du prahlst immer nur mit „esprit,“ du läufst ihm nach, wo du ihn zu finden glaubst, ohne weitere Ueberlegung. Ein witziges Wort, eine gewählte Redensart, das fesselt dich ganz und gar, mag es nun zu lesen oder zu hören sein; du wendest es dann bei der nächsten besten Gelegenheit an, ohne genügend zu überlegen, ob es hier passe, ungefähr so wie es Elisabeth mit ihrer Schönheit macht, die ohneweiters zufrieden ist, wenn sie gefällt, mag es nun ein Prinz oder ein Thürhüter sein. . . .“ So fährt sie fort, ihre Sorge auszuschütten, und die Vorwürfe, womit sie den Sohn überhäuft, würden uns peinlich berühren, wenn nicht am Schlusse des Briefes das Mutterherz sich wieder so ganz und überwältigend offenbarte. „Und nun zum Schluß nehme ich dich beim Kopf und küsse dich zärtlich und wünsche, du mögest mir verzeihen, daß ich dich mit so schlimmen Worten gelangweilt habe, und du wirst verzeihen, wenn du bedenkst, was sie hervorrief — ich wünsche ja nichts anderes als dich geschätzt und geliebt zu sehen, wie du es verdienst, von aller Welt, und daß du glaubst, daß ich für alle Zeit deine gute alte treue Maman“.

Da war kein Widerstreben möglich, der Sohn gab auf, was den Unwillen der Mutter erregt hatte und küßte in kindlicher Ehrfurcht ihre Hände.

Maria Theresia aber, einmal erschreckt, ließ dem Mitregenten nicht mehr so uneingeschränkt freie Hand. Dieser erklärte endlich gereizt: er könne die Entschließungen der Kaiserin nur noch mit einem Beisatz unterzeichnen, der der Welt klar mache, daß er nur unter dem „nichtigen Titel“ eines Mitregenten an solchen seinen Gesinnungen widersprechenden Regierungshandlungen Theil habe. Unwillig erwidert die Mutter: „Daß du gut reden und schreiben kannst, das weiß ich, ich hoffe sogar noch, daß dein Herz dabei

mitfühlt, aber dein Eigensinn und deine Vorurteile werden dein Unglück sein, wie sie es thatsächlich für mich schon sind." Und wieder gibt Joseph, nicht sowohl durch die Mutter überzeugt, als vom eigenen Herzen überredet, nach.

Sein Einfluß auf die Regierungsgeschäfte blieb beschränkt, so lange Maria Theresia lebte, nur im Militärwesen konnte er etwas selbständiger schalten. Er trachtete, die Armee nach preußischem Muster zu reorganisiren, denn wenn er auch die seinem Hause durch den König von Preußen zugefügte Demütigung eben so schmerzlich empfand wie seine Mutter, ließ er sich doch dadurch die innere Gerechtigkeit nicht verkümmern und zollte dem großen Kriegsmeister und Regenten die verdiente Bewunderung.

Und erstrebten sie nicht Beide das Gleiche? Ein völlig centralisirtes Staatswesen zu schaffen, dessen Oberhaupt mit voller Freiheit sich bewege, aber in Förderung des Gemeinwohls seine erste und ernsteste Pflicht erkenne.

Da lag der Wunsch nahe, das Vorbild näher kennen zu lernen, und als im Sommer 1769 überdies Staatsklugheit heischte, die Ansichten des Königs über die Weltlage zu erforschen, erbat sich Joseph von Friedrich eine Zusammenkunft. Dieser Besuch in Neisse ist eine der denkwürdigsten Episoden des achtzehnten Jahrhunderts. Welch ein Fürstenpaar: der wettererprobte alte König, der seinen kleinen Staat zur europäischen Großmacht umgeschaffen, und der bewundernd zu ihm aufblickende junge Herrscher, der eine nicht minder durchgreifende Regeneration seines Staates plante! Joseph betonte wiederholt: man habe in Oesterreich endgiltig auf Schlesien verzichtet. Friedrich lächelte dazu. Beide Fürsten tauschten ihre Ansichten über Aufgaben und Pflichten und Rechte der Regenten, über Religion und Literatur, über Politik und Heerwesen aus — freilich wollte Keiner dabei den Anderen im innersten Herzen lesen lassen. „Er ist ein Genie", schrieb Joseph an die Mutter, „ein Mann, der bewunderswert spricht, aber bei jedem Worte fühlt man doch heraus, daß er falsch ist". Das äußere Ergebniß der Zusammenkunft war jedoch eine freundschaftliche Annäherung beider Fürsten und das Versprechen, in den Europa damals bewegenden Fragen Hand in Hand gehen zu wollen.

Mag man nun an die Aufrichtigkeit der Versicherungen Joseph's glauben oder nicht, jedenfalls konnte er sich nicht verhehlen, daß für den Augenblick an den Wiedergewinn Schlesiens nicht zu denken sei.

Um so eifriger beschäftigte er sich mit einer Aufgabe, deren glückliche Lösung jenen Verlust reichlich aufwog, mit der Erwerbung bayerischen Landes. Nie war die Gelegenheit dazu günstiger gewesen; schien doch der Eintausch des ganzen Kurfürstenthums gegen die Niederlande kein unmöglicher Ausgang! Nicht bloß Landgewinn hatte er dabei im Auge: Joseph schätzte das deutsche Element als das pulsirende Blut im österreichischen Staatskörper, der Erwerb jener rein deutschen Gaue war für seine Monarchie ein Zuwachs an Lebenskraft, für seine Culturpläne eine Bürgschaft des Gelingens.

Nicht unbillig tadelt Arneth die Historiker, die über Joseph's Absichten auf Bayern zetern, während sie über andere Annectirungspläne nicht so streng zu Gericht sitzen. Doch rechtfertigen läßt sich Joseph's Verfahren schon aus dem einen Grunde nicht, weil er nicht allein österreichischer Regent, sondern auch deutscher Kaiser war. Indem er die Herzoge von Zweibrücken, also deutsche Reichsfürsten, in ihren Rechten schädigte, verletzte er seine Kaiserpflicht, gab er selbst seinem Rivalen Gelegenheit, den Fehderuf: „Schutz der germanischen Freiheit!“ zu erheben.

Daß Preußen die Stunde nützte und sich zum Protector der gefährdeten Reichsfürsten aufwarf, reizte Joseph zur Entschiedenheit. Nun drängte er zur Waffen-Entscheidung trotz aller Einwendungen und Mahnungen der Kaiserin. Als endlich die Heere wieder wie im siebenjährigen Krieg in Böhmen einander gegenüber standen, zeigte sich freilich aus der Langsamkeit der taktischen Bewegungen, wie aus der Neigung zu immer neuen diplomatischen Verhandlungen, daß einerseits Friedrich ungern den erworbenen Kriegsruhm auf's Spiel setzte, andrerseits Joseph nicht der schlagfertige, selbstbewußte Heerführer war wie König Fritz, da er auszog, Schlesien zu erobern. „Des Tages“, schreibt er aus dem Lager bei Ertina an Maria Theresia, „gönnen mir die Fliegen keine Ruhe und Abends quälen mich die Sorgen um unsere Zukunft. Unsere Lage ist höchst

kritisch. Der Feind ist überall stärker als wir und dabei sehr geschickt und kühn, wir werden viel Not haben. Aber wenn wir uns hier nicht halten, müssen wir uns wieder entschließen, dem Könige Böhmen preiszugeben. Nur ein günstiger Augenblick, ein wenig göttliche Gnade könnten allen Uebelständen abhelfen". Das ist nicht die Sprache eines Feldherrn, der den Erfolg an seine Fahnen kettet. Noch düsterer war die Stimmung der Kaiserin, die Sorge um das Leben ihres Sohnes war noch stärker als ihr Stolz, und da sich das kriegerische Vorspiel in die Länge zog, schrieb sie ohne Wissen ihres Mitregenten an den verhaßten Gegner, ihn ihrer Sehnsucht nach Frieden und ihrer Bereitwilligkeit zur Einigung versichernd. Dieser Schritt kränkte die Ehrliebe Joseph's auf's Empfindlichste. „Ich bin in die schrecklichste Lage versetzt", grollt er, „unmöglich kann der König, durch das Vorgehen Eurer Majestät aufgeblasen, andere Bedingungen stellen als lächerliche; die Ehre der Monarchie und meine eigene sind preisgegeben, und will ich beide retten, so bin ich in die traurige Notwendigkeit versetzt, die Welt von der Verschiedenheit unserer Ansichten in Kenntniß zu setzen und von der persönlichen Schwäche Eurer Majestät Zeugniß zu geben". Was aber Joseph vom Fortgang des Feldzugs zu berichten hatte, war nicht geeignet, das Vertrauen der Kaiserin zu stärken. Nach dem fluchtartigen Rückzug Laudon's, des eigentlichen Führers der Armee, läßt Joseph selbst Mut und Hoffnung sinken. „Eines schönen Tages werden wir hinter der Elbe stehen, wenn nicht vorher Friede wird, was, wenn es geschehen sollte, je früher, desto besser käme". Und die Kaiserin betrieb denn auch mit jugendlichem Eifer die Friedensverhandlungen. Wenn dieser Eifer Schwäche sei, nehme sie die Verantwortung getrost auf ihr graues Haupt, das zu nichts Anderem mehr nütze. Indem das Wiener Cabinet sich im voraus mit dem Anfall der fränkischen Markgrafschaften an Preußen einverstanden erklärte, gewann es günstige Friedensbedingungen, die nächstliegenden Marken Bayern's wurden mit Oesterreich vereinigt.

Nichtsdestoweniger empfand Joseph als schwere Demütigung, daß ihn die Mutter in der bayerischen Frage zum Nachgeben genötigt hatte, und immer wieder begab er sich auf Reisen, um

nicht, wie er an Marie Antoinette schrieb, in Wien als fünftes Rad am Wagen figuriren zu müssen.

Der Wunsch nach dem Alleinbesitz der Krone, der Joseph in solchen Stunden des Unmuts beschleichen mochte, ging am 29. November 1780 in Erfüllung, aber um einen Preis, den er selber niemals zugestanden hätte: Maria Theresia wurde in der Kaisergruft bei den Capucinern mit ihrem treu geliebten Gatten vereinigt.

Friedrich II. hatte prophezeit, daß mit dem neuen Regenten in Oesterreich eine neue Ordnung der Dinge beginnen werde, und so traf es ein.

Mit dem Umsturz der alten Hofordnung wurde begonnen. Da gab es nicht mehr die spanische Manteltracht bei ceremonienreichen Galafesten, da gab es nicht mehr die „ehrwürdige" altspanische Etiquette, — im schlichten Militärrock trat dieser Regent vor die Würdenträger des Staates und der Kirche.

Aber nicht wie des Prunks gedachte der Kaiser auch der Gewalt sich zu begeben. Was er in der Jugendzeit einst als „Träumereien" aufgezeichnet hatte, beschloß er jetzt zu verwirklichen. Der Staat sollte fürder in Wahrheit nur ein Haupt haben — der Staat, denn alle die bisher nur so locker mit einander verbundenen, so verschiedenartigen Landestheile Oesterreichs sollten fortan ein festgeschlossenes einheitliches Ganzes bilden.

Uebrigens war diese Idee doch ein Erbe der Mutter, auch sie hatte schon an der Einigung der verschiedenen Nationalitäten unter einem gemeinsamen Staatszweck gearbeitet, nur suchte Joseph mit ungleich feurigerem Eifer aus der Vereinzelung Einheit, aus der Verschiedenheit Gleichheit, aus der Verwirrung Ordnung zu schaffen. Eine absolute, aber aufgeklärte Regierung war sein Staatsideal.

Gewisse Namen haben bösen Klang. Der Absolutismus eines Joseph war aber keine asiatische Despotie, ihm diente die Gewalt nur höheren sittlichen und patriotischen Zwecken, dem Gemeinwohl, der res publica. Das gesammte Volk zur Wahrheit, zur inneren und äußeren Tüchtigkeit, mit einem Worte, zur echten Männlichkeit zu erziehen, hielt Joseph für seinen Beruf, und kein Fürst hat je

die rühmlichste Art der Regierung, durch das Beispiel zu wirken, so erfaßt und festgehalten wie er. „Die Sitten der Fürsten,“ sagt Montesquieu, „tragen eben so viel zur Freiheit bei als die Gesetze“.

Von früh bis spät war sein Denken und Thun auf Beförderung des Staatswohls gerichtet; er war eben so unermüdlich, Verfügungen zu treffen und Instructionen zu erteilen, wie die Ausführung des Angeordneten zu leiten und zu überwachen. Er widmete sich mit gleicher Gewissenhaftigkeit dem scheinbar Unbedeutenden, wie dem entschieden Wichtigen; niemals aber erlag er der Gefahr der Fürsten, über dem Detail das große Ganze zu vergessen. Wie Khevenhüller in seinen interessanten Memoiren sagt, war Joseph unerbittlich gegen sich selbst und verlangte deshalb als Gegenleistung Pflichterfüllung und unbedingte Obedienz von den Anderen. Fremden erschien er hart und stolz, doch überzeugte sich, wer ihm näher trat, bald, daß Milde der Grundzug seines Charakters, idealer Schwung Eigenart seines Geistes sei.

In dieser ernsten Auffassung seines Regentenberufes wurzelte sein Widerwille, den kirchlichen Interessen den Vorrang über die staatlichen einzuräumen.

Die in Oesterreich unerhörte Thatsache, daß ein Regent in diesem Sinne neue, seine eigenen Wege ging, hat Joseph's Regierung mehr als alle anderen Neuerungen den Tadel eingetragen: sie sei revolutionär im Princip, willkürlich in der Handhabung gewesen. Wenn auch objectiv urteilende Historiker diesem Tadel sich anschlossen, so vergassen sie, mit welchem Schutt aufgeräumt werden mußte, um für ein Staatsgebäude in unserem Sinne Platz zu schaffen. Joseph konnte mit Vergil's Dido sagen: „Res dura et regni novitas me talia cogunt moliri. . . .“

Es kann hier nicht auf eine Schilderung der geistigen, oder vielmehr der geistlichen Zustände in Oesterreich vor Joseph eingegangen werden; es genüge, um den herrschenden Druck zu charakterisiren, auf das Patent vom 12. Juli 1752 zu verweisen, das den Unterthanen befahl, alle geistlichen oder philosophischen Bücher, die sie besässen oder erwerben wollten, ihren Seelsorgern vorzulegen. Diese sollten sie prüfen, die verdächtigen an sich nehmen, die un=

gefährlichen aber, mit Unterschrift und Siegel versehen, zurückstellen; für jedes ohne Legitimation eines Geistlichen befundene Buch mußte der Besitzer drei Gulden Strafe zahlen, wovon der dritte Teil dem Angeber zufiel. Sogar die Buchbinder nahm man 1759 in Pflicht, die ihnen zum Einbinden anvertrauten Bücher den Seelsorgern zur Prüfung vorzulegen. Nicht weniger als 60,000 Ordensleute bildeten einen mächtigen Staat im lockeren Staatsgefüge.

Ihren Einfluß zu brechen, erkannte Joseph als Notwendigkeit, und er trug nicht Scheu, das Erkannte zu bekennen.

Joseph konnte in seinem Kampfe auf zahlreiche und bedeutende Bundesgenossen zählen, und zwar im Clerus selbst! Namentlich unter dem höheren Clerus erkannten viele die guten Absichten des Monarchen und ihre Berechtigung.

Aus der Correspondenz zwischen Joseph und dem Fürsten Kaunitz geht hervor, daß dieser, obwohl sein Rat in Fragen der großen Politik oft den Ausschlag gab, auf die innere Regierungstätigkeit geringen Einfluß ausübte; höchstens suchte er hie und da das Tempo der Reform etwas zu mäßigen.

Denn in rascher Reihenfolge erschienen nun alle jene Patente und Signate, welche Einschränkung der Verbindung des Clerus mit Rom, Feststellung der fürstlichen Prärogative in kirchenpolizeilichen Fragen, Reform der geistlichen Bildungsanstalten, Abstellung der mit Gottes- und Kirchendienst verbundenen Mißbräuche und Verminderung der Klöster bezweckten. Die wichtigste That war das Toleranz-Patent, das die bürgerliche Gleichstellung der Akatholiken mit den Katholiken aussprach. Damit trat Oesterreich in die Reihe jener Staaten ein, in denen der Wert des Bürgers nach seiner Pflichterfüllung gegen den Staat, nicht nach seinem Glauben bemessen wird. „Toleranz“, schrieb Joseph an van Swieten, „ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, den Jahrtausende früher die Zoroaster und Confutse gewandelt, und der zum Glück für die Menschheit zur Heerstraße der Monarchen geworden ist“. Sein Bruder Leopold, der später als Regent andere Bahnen einschlug, stimmte damals den Plänen Joseph's begeistert

bei: „Die Religion wird dir verdanken, daß du Europa aufgeklärt und den wahren Gottesdienst von Aberglauben und Mißbräuchen gereinigt hast, die sich darin eingenistet hatten und von Vielen beklagt wurden, ohne daß sie wie du den Mut besaßen, sie Stirn an Stirn und an der Wurzel des Uebels anzugreifen".

Natürlich mußte der Versuch, das hierarchische Institut in Abhängigkeit vom Landesfürstenthum zu bringen und der Gewissensfreiheit aller Bürger Duldung und Achtung zu sichern, bei Allen auf Widerstand stoßen, die aus Gesinnungstreue oder Egoismus an den ehrwürdigen alten Institutionen hingen. Es bildete sich zu Wien und in sämmtlichen Kronländern eine täglich wachsende Partei, welche gegen die „Revolution von oben" Protest erhob und die Auflösung des Kaiserstaates durch Freimaurer und Freigeister nahe sah. Zum Wortführer dieser Partei warf sich der Kurfürst Clemens von Köln auf. Dem Sturm gegen die Altäre wird der Sturz der Throne folgen, rief er dem Kaiser warnend zu. Dieser wies die Einmischung schroff zurück, „nicht als Gesetzgeber, nicht als Moralist, sondern als guter Soldat, der den ehrlichen Köhlerglauben und den gesunden Menschenverstand an der Hand hat".

Da versuchte ein mächtigerer Schutzherr sein persönliches Ansehen zu Gunsten des bedrängten Kirchenthums geltend zu machen. Das Unerhörte wurde Ereigniß: die Welt sah eine Papstreise nach Deutschland. Wenn wir auch nicht durch mancherlei Schriftstücke über die Beweggründe Pius' VI. unterrichtet wären, könnte doch kein Zweifel darüber bestehen: Pius wollte durch seine persönliche Erscheinung den kirchlichen Umsturzmann, wenn nicht zur Umkehr, so doch zum Halt bewegen. Joseph's Briefe an den Bruder verraten, wie unangenehm ihm die zugedachte Ehre oder doch die Absicht des hohen Besuches war. „Die Abreise des Papstes," schreibt er, „ist fürwahr ein unbesonnener Streich, der sich nicht anders rechtfertigen und begreifen läßt, als durch jene ihn beherrschende mysteriöse Sehnsucht, als Retter der Rechte der Kirche zu erscheinen, während man ihr doch durchaus kein Leid zufügt. Wie ungewöhnlich auch hier seine Ankunft berühren mag, und wie wenig man sich auf das vorbereiten kann, was er hier vorschlagen, thun und

verhandeln wird, — er wird in mir, so hoffe ich, einen ehrfurchtsvollen Sohn der Kirche, einen gegen seinen Gast höflichen Wirt, endlich einen guten Katholiken in der vollen Ausdehnung des Wortes, zugleich aber einen Mann finden, der erhaben ist über Phrasen und etwaige tragische Scenen, mit denen man ihn zu födern gedächte, fest, sicher, unerschütterlich in seinen Grundsätzen und ohne jegliche andere Rücksicht nur das Wohl des Staates anstrebend, worüber ihm kein Zweifel erweckt werden kann". Wie aufregend die Kunde vom Herannahen des Papstes auf die Bevölkerung wirkte und welch thörichte Hoffnungen sie weckte, beweist das Erscheinen einer Flugschrift: „Was wäre zu thun, wenn der Kaiser excommunicirt würde?" Joseph verwarf den Antrag seiner Räte auf Unterdrückung des Pamphlets. Doch war auch er nicht frei von Sorge, daß die unerwünschte Zusammenkunft zu ärgerlichen Demonstrationen führen würde. „Eine Allocution des Papstes in voller Kirche", schreibt er an Leopold, „würde eine unglaubliche Scene hervorrufen, denn ich könnte mich nicht enthalten, ihn zu unterbrechen und ihm Stillschweigen zu gebieten". Von seiner Entschlossenheit, die Majestätsrechte zu verteidigen bis zum Aeusserſten, zeugt auch die Antwort an den Wiener Magistrat, der anfragte, ob er in St. Stephan zur Aufwartung erscheinen soll: „Der Magistrat hat mit Ihrer päpstlichen Heiligkeit nichts anderes gemein als alle anderen katholischen Christen. In allen jenen Gelegenheiten, in welchen derselbe bei St. Stephan zu erscheinen im Gebrauche hatte, hat er mit und ohne den Papst sich dahin zu verfügen; in jenen, wo er nicht erschienen, hat er mit und ohne den Papst auszubleiben".

Die Erscheinung des Papstes rief in Oesterreich ungeheure Sensation wach. Wohin er kam, warfen sich die Gläubigen schaarenweise in den Staub. Der ganze Prunk des katholischen Cultus wurde zur Schau getragen, und seinem bestrickenden Zauber konnte sich das Wiener Volk am allerwenigsten entziehen. Hunderttausende strömten täglich zusammen, um den Segen des heiligen Vaters zu erhalten. Joseph versäumte zwar keine Gelegenheit, dem Oberhaupte seiner Kirche die schuldige Ehrfurcht zu bezeugen, blieb aber, was er sonst am allerwenigsten war, ceremoniös und zurückhaltend, so

lange der Kirchenfürst in den Mauern seiner Stadt weilte. In den Verhandlungen mit ihm wich er keinen Finger breit von seiner Ueberzeugung ab. „In fine finali“, schreibt er an Leopold, „werden wir nicht dahin gelangen, etwas zu ändern in unserer beiderseitigen Anschauungsweise“. Zwischen den Gedankenkreisen, in denen jene Beiden gesondert sich bewegten, gab es vorderhand keine Brücke: der Eine vertrat eben so unbeugsam die Autorität der Kirche, wie der Andere die Rechte des Staates. Lange Zeit gab Pius die Hoffnung nicht auf, endlich doch Zugeständnisse zu erreichen, und verschob wiederholt seine Abreise. Da wurde der Kaiser ungeduldig. „La seccatura beginnt nun stärker zu werden.“ Wenn schon er sich überreden durfte, daß das Herandrängen zum päpstlichen Segen nicht gerade als antikaiserliche Demonstration aufzufassen sei, fühlte er doch den Stachel und lieh seinem Mißmut in den Briefen an Leopold scharfe Worte. Der Bruder beruhigt ihn: „Obwohl diese Art von Fanatismus gewöhnlich nur unter den Unwissenden und dem niederen Volke vorherrschend ist, so gibt es doch auf allen Rangstufen der Gesellschaft Leute, welche jener Menschenclasse angehören. . . . Der Papst hat jetzt eigentlich das selbst besiegelt und stillschweigend gutgeheißen, was du gethan, indem er Alles sah, sich von Allem unterrichtete und doch nicht dagegen protestirte“. Endlich verließ Pius Wien; der Kaiser war bis zum letzten Augenblick ebenso artig als unerschütterlich geblieben. Wenn seine Zeitgenossen in dem Umstande, daß in der nächsten Zeit nach dem päpstlichen Besuch keine neuen durchgreifenden Veränderungen auf kirchlichem Gebiete angeordnet wurden, eine Nachwirkung der Papstreise erblicken wollten, so können wir aus den Briefen Joseph's ersehen, daß sein Eifer nicht erkaltet, sein Mut nicht gebrochen war. Für Aufklärung und Bildung unermüdlich thätig, blieb er seinem Wahlspruch treu: Virtute et exemplo!

Während der Kaiser es also mit der curialistischen Partei verdarb, die Nichts unterließ, um, wie Karl Ritter sich ausdrückt, die Sintflut von sich abzuwehren, reizte er auch den Adel gegen sich, indem er Gleichstellung Aller vor dem Gesetze verlangte. Daß das Institut des Adels für eine Monarchie unumgängliches Bedürfniß

und die erste Stütze des Königthums sei, konnte sich Joseph nicht verhehlen; er achtete vornehme Geburt und förderte ihr Ansehen, nur die mannigfachen Aeusserlichkeiten, die sich im Lauf der Zeit dem Wesen anhingen, schätzte er gering. Es ist bekannt, wie er der galizischen Ritterschaft zu führen gestattete „gemalte oder gestochene Greifen, Hörner oder was immer für Thiere und Viecher, wenn sie ihnen Vergnügen schaffen“. Und sobald das Vorrecht des Blutes in Collision mit dem Gesetze geriet, stand er unnachsichtlich, unerbittlich zum Gesetz. Alle Vorstellungen gegen die Bestrafung eines Grafen, der wegen Banknotenfälschung zum öffentlichen Gassenkehren verurteilt worden war, wies er mit den Worten zurück: „Wollte man Lasterhaften ihrer Person wegen Vorzug einräumen und sie nicht ganz die Strafe für ihre Laster empfinden lassen, wo bliebe dann die Gerechtigkeit?“

Eben so fand er heftigen Widerstand in Ungarn. Seinem Streben, einen österreichischen Gesammtstaat zu schaffen, ward hier kein Verständniß und kein guter Wille entgegengebracht. Seine Stellung zu den Magyaren charakterisirt die Weigerung, sich in Preßburg zum König krönen zu lassen; ja, er ließ sogar die Krone des heiligen Stephan nach Wien bringen, denn wo der König, sagte er, da sei auch die Krone.

Um dem deutschen Element ein Uebergewicht zu schaffen, führte er in allen seinen Landen die deutsche Sprache als Amts- und Geschäftssprache ein. „Die deutsche Sprache“, schreibt er an einen ungarischen Magnaten, „ist Universalsprache meines Reiches. . . . Ich bin Kaiser des Deutschen Reiches, demzufolge sind die übrigen Staaten, die ich besitze, Provinzen, die mit dem ganzen Staat in Vereinigung einen Körper bilden, wovon ich das Haupt bin. . . . Wäre das Königreich Ungarn die wichtigste und erste meiner Besitzungen, so würde ich die Sprache desselben zur Hauptsprache meiner Länder machen; so aber verhält es sich anders“. Es läßt sich leicht begreifen, welchen Sturm von Unwillen solche Worte jenseits der Leitha entfesselten. Joseph ließ sich aber nicht aus der Fassung bringen. „Es geht nun einmal nicht ohne Streit ab“, schreibt er an Leopold, „wenn den Ungarn Gutes zu Teil werden soll, aber am Ende werde ich dennoch mein Ziel erreichen“.

Wie im Widerstreit der Nationalitäten, so verfocht der Kaiser das gute Recht der deutschen Sprache auch gegen die gelehrte Pedanterie seiner Zeit. „Die deutsche Sprache ist die wahre Landes- und Muttersprache, in welcher man so gut Recepte schreiben in der Medizin, als Syllogismos und Moralsätze anführen kann in der Philosophie“. Ihr Studium wurde demgemäß an allen hohen und niederen Schulen als obligatorisch eingeführt.

Man fragt sich unwillkürlich: Wie stellte sich der Fürst, der so mannhaft für die vaterländische Sprache eintrat, der mit praktischem Blick die wahren Forderungen der Zeit erkannte, zur literarischen Bewegung im Reich? Es ist bekannt, daß sich Klopstock mit der Hoffnung einer Berufung nach Wien trug, und daß in der That mit ihm Unterhandlungen angeknüpft wurden — aber sie zerschlugen sich, es mußte sich das Geschick der deutschen Literatur erfüllen: keines Mediceers Güte hat ihr gelächelt, ihr hilfreiche Hand gereicht. Welch eine Perspective eröffnet der Gedanke: wenn ein Klopstock mit seinem patriotischen Feuereifer, ein Lessing mit seinem das Jahrhundert überholenden Weitblick in Wien als Bundesgenossen Joseph's gewirkt hätten! Wie anders würde seinen Reformen der Boden geebnet, wie anders ihr Einfluß im ganzen Reiche gekräftigt und actuell geworden sein! Statt der nichtigen, seichten Aufkläricht-Poesie der Blumauer und Pezzl, welche in Wien sich breit machte, ein geistiges Streben und Schaffen, wie es einige Jahrzehnte später das kleine Weimar sah — Wien wäre nicht bloß der Sitz des veralteten Reichshofrates gewesen, sondern wäre in Wahrheit Hauptstadt und Mittelpunkt Deutschlands geworden!

Wie diese Nichtbeachtung geistiger Kraft, rächte sich, daß der Kaiser den Versuch der deutschen Kirchenfürsten, ihre Abhängigkeit von Rom zu lockern, nur schwach unterstützte. Als die Errichtung der Münchener Nuntiatur die deutschen Bischöfe in Aufregung setzte und zu trotziger Opposition gegen den römischen Stuhl vereinigte, begrüßte Leopold enthusiastisch diesen Anlaß zur Schöpfung einer deutschen Nationalkirche; er hielt die Zeit für gekommen, „für immer das eigennützige und despotische Joch des römischen Hofes abzuschütteln“. Joseph dagegen blieb mißtrauisch. „Eine National-

synode", erwiderte er, „würde niemals enden, und man würde sich auf derselben mehr mit anderen Dingen, als mit geistlichen Reformen beschäftigen". Aus Furcht, daß sich eine solche Versammlung zum Gerichtshof über seine kirchlichen Neuerungen in Oesterreich constituiren werde, verzichtete er auf die Unterstützung einer nationalen Bewegung, deren Erfolg wahrscheinlich eben jenen Reformen Halt und Dauer gegeben hätte.

Denn die Hoffnung trog, daß der Widerstand der „alten Schule des Priesterstandes" schon gebrochen sei. Unruhe und Aufregung waren vielmehr im Wachsen begriffen, namentlich in Tirol, wo die geistliche Zucht am strengsten ausgebildet war, und in den Niederlanden, wo Groll über die kaiserlichen Eingriffe in Kirchensachen und Zorn über die Nichtbeachtung ständischer Privilegien in einander lohten. Die vom Kaiser bewilligte Preßfreiheit erwies sich insofern als verhängnißvoll, als sich des großmütigen Geschenkes auch die finsteren Mächte zur Gefährdung von Joseph's Werken bedienten. Häufig kam es zu ärgerlichen Scenen. Als die erste evangelische Kirche in Wien fertig stand, las man auf den Mauern einen Anschlag, der den Kaiser als ruchlosen Verführer der Braut Christi und Gotteslästerer brandmarkte. Joseph ließ das Pasquill drucken und zum Besten der protestantischen Armen öffentlich verkaufen. Was nützte es, daß er zugleich eine Erklärung erließ, er beabsichtige als gehorsamer Sohn der Kirche nicht ihre Schädigung, nur ihre Reinigung, — wer gegen religiöse Ueberzeugungen kämpft, darf nicht an kühle Ueberlegung appelliren. In den Niederlanden blieb es bald nicht bei Pamphleten und Protesten, es kam zu offenem Aufruhr und blutigem Kampf; der österreichische Statthalter mußte Brüssel räumen, die Patrioten erklärten die Unabhängigkeit des Landes.

Die Nachricht von diesen Vorgängen rief bitteren Unmut in der Brust Joseph's wach, aber zugleich den festen Entschluß, nicht zu wanken und zu weichen! Die mattherzige Verteidigung seiner Regentschaft in Belgien verurteilte er auf's schärfste: „Wer mir in solchem Ton zu sprechen wagt", schreibt er an Kaunitz über die aus Brüssel übermittelten Forderungen, „ist weder der Freund

Joseph's, noch derjenige des Kaisers! . . . Nicht auf der Bresche der Stadt Wien würde ich mich zur Unterzeichnung einer so erniedrigenden Sache verstehen!"

„Es ist wohl als der verhängnißvollste Schritt des Kaisers zu betrachten", urteilt Ranke, „daß er inmitten dieser Schwierigkeiten sich dennoch entschloß, am russisch-türkischen Kriege teilzunehmen". In zahlreichen Volkskreisen gährte es, in Ungarn sprach man offen von Auflehnung gegen die Willkür des deutschen Herrschers, in Belgien tobte der Aufstand, — in dieser Zeit ließ sich Joseph in einen gefährlichen Krieg ein, welcher dem oberflächlichen Urteil der Menge als ein Eroberungskrieg galt. Nicht die Freundschaft mit Kaiserin Katharina, wie fest und aufrichtig sie auch war, kann diesen Entschluß erklären, noch weniger bietet die Aussicht auf Gebietserweiterung ein genügendes Motiv. Wohl aber hoffte Joseph durch ein kriegerisches Unternehmen, über dessen Schwierigkeiten er sich täuschte, das Ansehen seines Staates, wie seines Regiments zu steigern und dadurch seiner inneren Politik Indemnität zu schaffen. Wieder, wie vor zehn Jahren im bayerischen Erbfolgekrieg, spielte er gewagtes Spiel, und wieder erwies sich das Vertrauen trügerisch, das er auf Kraft und Ordnung seines Heer- und Finanzwesens setzte. Die Armee war nicht genügend gerüstet, die Generale waren der Aufgabe nicht gewachsen, die Hoffnung auf ein planmäßiges und energisches Eingreifen russischer Streitkräfte schlug fehl.

Als der Feldzug eine schlimme Wendung nahm, trat Joseph selbst an die Spitze der Armee. Wie ungerecht der Tadel Derjenigen ist, welche diesen Schritt aus Joseph's Ruhmsucht und Verlangen, dem Vorbilde Friedrich auch als Feldherr gleichzukommen, erklären wollen, erhellt aus den Briefen an Leopold. Sie beweisen, daß der Kaiser selbst am Feldzuge teilnahm, weil er die Gefahr teilen wollte, die er heraufbeschworen. Er blickt düster in die Zukunft und glaubt und hofft, daß das Ende seiner Tage nahe. Nicht um sein Leben, nur um sein Volk trägt er Sorge. Ehe er sich auf den Kriegsschauplatz begibt, beschwört er Leopold, sobald er von Verwundung oder Krankheit seines kaiserlichen Bruders höre, unverzüglich in die deutsche Heimat aufzubrechen und sich ja nicht durch

Rücksichten irgendwelcher Art zurückhalten zu lassen. „An mir ist Nichts gelegen, nur mein Amt, mein Staat, mein Vaterland liegen mir am Herzen“.

Doch mit Mut und Opferwillen allein gewinnt kein Feldherr günstige Erfolge. Seine Kriegführung, die mit dem Leben der Soldaten geizte, entsprach wohl seiner schönen Menschlichkeit, aber nicht der Kriegskunst. Die Unfähigkeit seiner Generale und die Unthätigkeit der Russen verschuldeten Schlappe auf Schlappe. Der Rückzug war unvermeidlich; die Barbaren, die Joseph nach Asien zu werfen sich vermessen hatte, drohten Oesterreich auf's neue, wie vor hundert Jahren, zu überfluten. Joseph war beschämt, betäubt, erschüttert. „Die Schmach, die durch die Ereignisse auf die Armee und ihre Generale fällt, empfinde ich, obwohl ich persönlich keine Schuld trage, so tief, daß es sich nicht beschreiben läßt“. Der Aufenthalt in dem ungesunden Sumpflande trug nicht wenig dazu bei, seine Lebenskraft zu brechen. Nach der Flucht der Oesterreicher bei Illowa schreibt er: „Ich begreife selbst nicht, wie ich noch Widerstand zu leisten und zu leben vermag; den Schlaf habe ich vollständig verloren, ich schlummere keine halbe Stunde mehr und verbringe die Nächte in peinvollem Nachgrübeln“. Gefährliche Krankheitssymptome zwangen ihn endlich, das Heer zu verlassen und heimzukehren.

Nun saß er Tag für Tag unter den Kastanien des Parkes zu Laxenburg und brütete über das Scheitern seiner alten Pläne und grübelte über neue. Die Aerzte geboten Zerstreuung und Ruhe, und die Geschwister drangen in den Kranken, dieser Mahnung Folge zu leisten. „Du kennst weder mein Amt“, erwidert er der Schwester Marie Christine, „noch die Art, wie es versehen sein will; ich werde mit aller moralischen und physischen Kraft, die mir noch übrig ist, auch ferner thun, was der Dienst und das Wohl meines Vaterlandes erheischen, — um die Folgen, die für mein Leben daraus etwa entspringen könnten, kann ich mich nicht kümmern.“ Hie und da zuckt in seinen Briefen noch einmal ein Flämmchen von Lebensfreude und Hoffnung, aber es ist nur ein letztes Aufflackern der Kräfte.

Und wie hätten Körper und Seele Heilung finden können, da er täglich auf's Neue den Gifttrank düsterer Nachrichten schlürfen mußte!

Nicht bloß vereinzelten Entwürfen, seinem ganzen System drohte furchtbare Niederlage.

Volksaufklärung war das Ziel und Streben seiner Regierung gewesen, das Himmelslicht der Vernunft sollte alle Bürger, Arm und Reich, Hoch und Niedrig, zur Geistesfreiheit leiten, — jetzt zeigten die Dunkelmänner höhnisch auf die Flamme, die den Thron eines mächtigen, eines blutsverwandten Königs ergriff, und bewiesen — allezeit findige Dialektiker —, daß sie von derselben Leuchte Nahrung nehme! Die Revolution, die schon in Belgien den Bürger gegen Krone und Reich in Waffen gerufen hatte, richtete in Frankreich vollends ihr Drachenhaupt empor und drohte alles Bestehende zu zerbrechen.

Den Kaiser überraschten die Pariser Nachrichten nicht. Er hatte die Gefahr, die hinter dem Glanz und Prunk des französischen Hof- und Staatswesens lauerte, früher erkannt als die Bedrohten. Darum die auffallende Strenge gegen seinen Liebling Marie Antoinette, darum die eindringlichen Mahnungen, nicht nur die Pflichten ihres Standes nicht zu verletzen, sondern auch den bösen Schein zu meiden! Er sah über den bunt belebten Gärten von Marly und Trianon den Gewitterhimmel, er hatte während seines Aufenthalts in Frankreich Land und Leute gut studiert!

Nun traf das Alles ein, was er befürchtet, aber die Consequenz war grausamer als die schlimmsten Ahnungen. Joseph erkannte, daß der in Paris geführte Schlag nicht blos den König, sondern das Königthum treffen müsse. Diese Demütigung empfand er nicht minder schmerzlich als das Mißgeschick seiner Heere an der Donau und am Niederrhein. Aus all den prickelnden Scherzworten über die „Oesterreicherin“ war ein Netz geknüpft worden, das sich fest und fester um das unvergleichlich schöne Haupt zusammenzog. Im Juli 1789 zürnt der Kaiser nur über die der Schwester und ihrem Gatten zugefügten Beleidigungen und äussert sich mißtrauisch über Necker, den er für ein Stück Cromwell hält, — im Oktober schon schreibt er an Leopold: „Ich zittere für die Königin!“ und im Dezember muß er zornig zugestehen: „Der Pöbel von Paris ist jetzt der Zwingherr von ganz Frankreich!“

Da schien es um so dringlicher geboten, den Volkskrieg, den Anhänglichkeit an die ständische Verfassung und Widerstand gegen Joseph's kirchliche Neuerungen in Belgien angefacht hatten, mit Aufgebot all seiner Kaisermacht zu bewältigen. Nicht geringere Anstrengungen erforderte der in ganz Oesterreich unpopuläre Türkenkrieg. Die Steuerkraft des Landes mußte auf's Aeusserste angespannt werden; gerade derjenige Fürst, der ein so williges Ohr für den Notschrei der Armut hatte, war genötigt, immer neue Opfer zu fordern. Eine Volksmenge zog vor die Hofburg und schrie empor: „Wir sind bedrückt! Wir gehen zu Grunde!" Umsonst suchte der Kaiser den Aufgeregten begreiflich zu machen, daß das Wohl des Staates die Kriegssteuer erheische — für den Hunger gibt es keine Staatsraison. Die erbitterte Stimmung erhielt sich, der ehedem vergötterte Fürst sah seine besten Absichten verkannt, seine Thaten verlästert und verurteilt.

Und in den Niederlanden fiel Schlag auf Schlag, trat es immer klarer zu Tage, daß die schöne Provinz für Oesterreich verloren sei. Der Gedanke daran war für Joseph die grausamste Marter. „Du kennst", schreibt er an den Bruder, „meinen — fast muß ich sagen — Fanatismus für meinen Staat, dem ich Alles geopfert, das Bischen guten Ruf, den ich besaß, das politische Ansehen, das sich die Monarchie erworben: Alles ist dahin!"

Mit fieberhafter Angst und Aufregung verfolgte Joseph von seinem Krankenbette aus die politischen Vorgänge. Schon war kein Zweifel mehr, daß im bevorstehenden Feldzug auch Preußen mit der Volksbewegung in Ungarn, Polen, Belgien im engsten Bund auf dem Kampfplatz erscheinen werde. Und in den eigenen Landen widerstrebte Alles dem Kaiser, Adel, Clerus, Volk — da brach sein starker Sinn!

Wie einst Karl V., den verschiedenen Gang der Uhren betrachtend, die Folgerung zog, daß noch weit weniger der Menschen Sinnen und Denken unter ein Taktmaß zu bringen sei, so verzweifelte auch Joseph daran, die ungeheuren Schwierigkeiten, die sich seinem Werke entgegenthürmten, zu bemeistern. Die stolze Seele verstand sich zur Resignation, zum Widerruf!

Namentlich zwei Entschließungen aus seinen letzten Tagen gaben davon trauriges Zeugniß. Er widerrief seine Anordnungen für Ungarn und gab die Stephanskrone zurück; er genehmigte die Wiederbelebung der alten Andachtsübungen und religiösen Gebräuche. Er verzichtete also auf Durchführung der Aufgaben, die ihm zeitlebens als die wichtigsten gegolten hatten: Centralisirung seiner Erblande und Reinigung des Glaubens und der Sitte seiner Völker.

Und doch — ich kann in allem dem nicht, wie Häusser, „Mangel an Mut und Beharrlichkeit" erblicken.

Ich sehe nur die Erfüllung eines tragischen Geschickes. „Ich glaube", sagt Macchiavell im Principe, „daß derjenige Fürst glücklich sein wird, dessen Streben und Handeln mit dem Charakter der Zeit übereinstimmt, daß aber derjenige vom Unglück verfolgt sein wird, dessen Streben und Handeln sich mit den Zeitläuften in Widerspruch setzt".

Mit rührenden Worten beklagt der sterbende Kaiser seine Vereinsamung. Der kluge Ratgeber Kaunitz trug eine unüberwindliche Scheu vor Verkehr mit Kranken, weßhalb ihn Joseph selbst um Einstellung seiner Besuche bat. Elisabeth von Württemberg, die Gattin des Erzherzogs Franz, die für Joseph eine schwärmerisch kindliche Zuneigung hegte und ihn mit treuer Sorgfalt pflegte, wurde von schwerer Krankheit befallen, ihr Leben erlosch fast gleichzeitig mit demjenigen des kaiserlichen Freundes. Kein leiblicher Thronerbe, keine zärtliche Tochter stand am Sterbelager Joseph's — nur das Unglück harrte treu aus bis zur letzten Stunde. Auch jetzt trug der Kaiser nur einen einzigen Gedanken in der Seele: den Staat. Er beschwor Leopold, so rasch als möglich nach Wien zu kommen: „Ich kann nur dann ruhig sterben, wenn ich den Staat in den Händen seines Oberhauptes weiß!" Doch auch dieser Trost war ihm nicht beschieden, Leopold ließ sich durch kleinliche Bedenken abhalten, den Wunsch des Sterbenden zu erfüllen.

Am 20. Februar 1790 verschied Joseph II. „Der Dichter hat Unrecht", äusserte er in den letzten Stunden, „wenn er sagt: Du trône au cercueil le passage est terrible! Ich fühle mich ruhig, mich kränkt nur, daß ich durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viel Undankbare gemacht habe!"

Ein Menschenleben voll Größe, Ernst und Schicksal. Dieses Wort Ranke's von Colbert sei das Epitaphium, das wir dem Kaiser widmen. Die Erklärung, warum er dieses Schicksal hatte, ist nicht schwer. Wenn ein Fürst auf Erfolge hofft, sagt Macchiavelli, muß er zugleich Fuchs und Löwe sein. Vom Fuchs lernt er die Schlingen vermeiden, denen der Löwe erliegt, und als Löwe schreckt er die Wölfe zurück, die den Fuchs überwältigen. Will ein Fürst nur Löwe sein, geht er zu Grunde.

Doch Mangel an solch nützlicher Klugheit ist oft ein Zuwachs an Größe, und mit der Begründung des Ausgangs wird nicht die Bedeutung eines Schicksals erschöpft. An den Fels geschmiedet, leidet Prometheus. Der Geier gierige Schaar stürzt sich auf ihn, Einsamkeit und Finsterniß begraben ihn, — aber die Flamme, die er der Menschheit brachte, erlischt nimmermehr, von Geschlecht zu Geschlecht spendet sie Wärme und erhellt die Nacht!

Der Humorist Anton Bucher.

Es war bei einem Ausflug in die Münchener Umgebung. Der heisse Tag drohte mit einem Gewitter und schwärzlichgrau zog es über den Tannen herauf. Im Drang, den „nächsten Weg“ zu meinem Ziel zu finden, war ich auf den Irrweg geraten und endlich froh, ein Dorf zu erreichen, wenn es auch einen von mir noch nie gehörten Namen trug.

Im Gasthaus waren, wie es die ländliche Sonntagsfeier erheischt, alle Räume mit johlenden „biederen Landleuten“ überfüllt. Schon wollte ich mich in einen Winkel drücken, als der Ortspfarrer, der eben die Stube verließ, mich freundlich in sein Pfarrhaus lud.

Dort, in der schlicht behäbigen Studierstube, während ich die kleine Bibliothek musterte, fiel mein Blick auf ein altes, nicht übel gemaltes Miniaturporträt, das ziemlich versteckt in einer Ecke hing. Es war das Bildniß eines Pfarrherrn aus der Zopfzeit. Die Augen blickten freundlich und treuherzig, doch um die Lippen spielte ein satyrischer Zug. Wen es darstellte, erfuhr ich noch nicht, denn sichtlich vor einer Frage verlegen, zog mich mein Gastfreund an den Tisch, wo er mir den herben, aber reinen Wein kredenzte.

Kein Kopfhänger und Zelot, fand der alte Herr seinen Freimut bald. Wir sprachen von den Wahlen und den Wahlumtrieben seiner Amtsgenossen.

„Diese Vermischung von Kirchen- und Staatsinteressen“, sprach er erregt, „kann nur für beide unglücklich ausfallen. Je feindseliger

sich die Vertreter der Kirche gegen den Staat zeigen, desto rascher treiben sie diesen in die Arme einer Philosophie, die ihn zur offenen Intoleranz gegen alles Kirchliche drängen wird."

Heftig sprach er sich gegen die antinationale Färbung der jüngeren Theologen, die Möncherei der Weltgeistlichen und ihren jede freiere Geistesrichtung verdammenden Jesuitismus aus.

„Aber es ist Alles schon einmal dagewesen. Vor hundert Jahren gab es die nämlichen Ränke und die nämlichen Klagen. Das Porträt dort in der Ecke, das Sie vorhin mit solchem Interesse betrachteten, ist das eines Mannes, der damals wohl am wirksamsten gegen solches Eindringen des römischen Elements in unser deutsches Kirchenwesen gearbeitet hat. Zum Dank dafür wurde er von den Oberen verlästert und verfolgt, und ich bin gezwungen, sein Bild in den dunkelsten Winkel zu hängen und seine Bücher zu verstecken. Aber ich habe sie alle, die Schriften unseres Bucher!"

Dabei holte er aus dem untersten Fach des Schrankes einige Octavbände. Da ich nicht länger verweilen konnte, warf ich nur einen flüchtigen Blick hinein, doch was ich las, überraschte und ergötzte mich in solchem Maße, daß ich mich schon in der nächsten Zeit mit diesem originellen Autor bekannt machte. Sein Name wird in der Literaturgeschichte kaum erwähnt — ein Süddeutscher wird ja gewöhnlich im Norden nicht gekannt, im Süden nicht geschätzt, — obwohl Jean Paul einmal Bucher's Witz und Beobachtungsgabe rühmend hervorhebt.

Der Nachruhm ist das Erbe der Edlen. Es erscheint mir daher gewissermaßen als Pflicht, auf das Leben und Wirken dieses Priesters und ganzen Mannes aufmerksam zu machen.

Anton von Bucher, der Sohn eines tüchtigen Miniaturmalers, ist 1746 zu München geboren. Die Stationen seines Bildungsganges sind die humanistische Lehranstalt seiner Vaterstadt und die Hochschule zu Ingolstadt. Nach den Lehrjahren kehrte er als geweihter Priester nach München zurück. Saat und Ernte, Arbeit und Lohn scheinen in diesem curriculum vitae auf den ersten Blick sich zu decken. Denn da die akademische Jugend von Ingolstadt von Jesuiten geleitet wurde, waren Dogmatik und Exegese das wahre

und einzige Tummelfeld der jugendlichen Geister. Doch auch in jene Grüfte, in denen nur der Geist eines Duns Scotus umgieng, drang schließlich ein Strahl des neuen Tages, ein Hauch der verjüngten Welt. Zeugniß unser Bucher, der aus der Jesuitenschule und in den Priesterstand die Kritik der Vernunft rettete.

Unter dem Schutze des milden und aufgeklärten Max Joseph III. entfaltete sich gerade damals jene geistige Regsamkeit im Unterrichts- und Erziehungswesen, der ein neuer Aufschwung des politischen und socialen Lebens des bayerischen Landes zu verdanken ist.

Und es war hohe Zeit. Die bayerischen Lehranstalten standen in Allem tief unter den Schulen Mittel- und Norddeutschlands. Mechanisches Lernen und todtes Wissen boten sie der Jugend. Aber die Schule des Lebens ersetzt nicht das Leben der Schule. Die großen Massen lebten in einem „endlos schwarzen, sternenlosen Luftkreis", wie die Trägen in der Hölle Dante's. In der Stadt München allein gab es über 1150 Personen geistlichen Standes, somit war der dreiunddreißigste Bewohner ein Religiose. Ein Religiose — kein Religiöser. Denn nirgendwo war der Katholicismus so ausschließlich leerer Formendienst geworden, wie hier. „Kein Land ist auf der Welt", pflegte der Bayer zu sagen, „wo die Religion so bequem und die Andacht so lustig ist, wie bei uns". Ein schlimmes Zeugniß für den Wert dieser lustigen Andacht legt aber die Thatsache ab, daß Stagnation des geistigen Lebens und tiefe Entsittlichung des Volkes damit Hand in Hand giengen. In ganz Bayern gab es sechs Buchhandlungen, deren Absatz sich fast nur auf Erbauungsbücher und Räubergeschichten beschränkte, und auf dergleichen Productionen beschränkte sich der Producent. Beinahe wertlos für den Fortschritt der deutschen Geistesbildung ist daher das damalige Schriftthum des katholischen Südens, zu den Schöpfern und Heroen jener großen Literaturepoche stellte Bayern nicht einen Mann. Wenn in den Nicolai'schen Briefen vom Jahre 1762 behauptet ist: „Man kann wohl sagen, daß die katholischen Provinzen in Deutschland, sobald von den schönen Wissenschaften die Rede ist, fast ganz auszuschließen sind", so ist dabei nicht an prahlerischen Particularismus des Berliners zu denken, — aufgeklärte Bayern schildern

eben so düster die Verwahrlosung der Zustände ihres Vaterlandes, wo vor der Jesuiten- und Obscuranten-Herrschaft ein Aventin so hoch alle deutschen Zeitgenossen überragt hatte. Rührend erscheint mir die Klage Westenrieder's, wenn er in den Aufsätzen mit dem wunderlichen Titel: Ob wir klüger handeln als Sachsen, Preußen und Oesterreicher? zugesteht: „Werke des Nachdenkens, der Künste, der Oekonomie, mit einem Wort, Werke des Ernstes, worin ein Mann mit Männern redet, finden in Bayern keinen Absatz; was soll auch aufmuntern, sich anzustrengen, wo kein Unterschied der Köpfe? Die allgemeine Sprache lautet: Ich lerne Nichts, weil ich Nichts brauche! Ueberall Mangel an Bürgersinn, überall Theilnahmslosigkeit an dem, was in's Große, in Zukünftige geht!“

Es bedurfte einer vollständigen Wiedergeburt des Volkes, einer innersten Wandlung. Dank den Max Joseph und Ickstadt und Braun und anderen Männern von höchstem Verdienst hat sie sich vollzogen. Mit der Erkenntniß des Zwangs kam der Wunsch nach dem Vollbesitz geistiger Freiheit; die Reform des Schulwesens war das erste Gebot, die Aufhebung des Jesuitenordens die erste befreiende That. Nicht etwa bloß Laien waren thätig, die Vorurteile auszurotten, den pedantischen Scholasticismus zu brechen und den Forderungen der Vernunft, die ja Gott selbst in den Menschen gelegt, freie Bahn zu öffnen — es gab auch eine große Anzahl von Geistlichen, die auf Staats- und Geistesleben nicht von hierarchischer Warte herabsahen und den Zelotismus als Ersatz für geistige Rührsamkeit verachteten. In Dietl's „Vertraulichen Briefen eines Geistlichen“ wird energisch auf ein werkthätiges Christenthum gedrungen und die Ausbeutung der Erscheinungen der Schwester Alacoquez als unwürdig der katholischen Kirche gebrandmarkt. In Westenrieder's „Briefen bayerischer Denkungsart“ wird mutig für Aufklärung gegen falschen Religionseifer und kindischen Aberglauben gestritten. Man höre nur sein strenges Wort über die Prediger, die immer gegen Toleranz und Freiheit hetzen: „Noch rauchen die Gefilde Deutschlands von dem Bürgerblut und den Verwüstungen der Städte und Tempel. Seitdem jenes sanfte unsichtbare Reich einer anderen Welt der heftigste sichtbare Despotismus in dieser

Welt ward, machte die durch Priesterhände entweihte christliche Religion die Menschen hart, grimmig, unbarmherzig und grausam, sie trieb die Fürsten an, diese Welt in eine Hölle zu verwandeln und im Namen eines gütigen Gottes die zu martern und zu quälen, die sie lieben und bedauern sollten ...." Des gläubig frommen Westenrieder Ausspruch: „Unrichtige Begriffe in polemischen Glaubenssätzen sind kein Verbrechen wider den bürgerlichen Staat", bezeichnet gleichsam die Grenze zwischen dem mittelalterlichen und dem modernen Staat Bayern.

In diesen Kreis freisinniger Gelehrten trat nun auch Bucher ein. Durch Braun's Verwendung wurde er zum Director der deutschen Schulen in München ernannt, und als solcher hielt er 1772 gelegentlich einer öffentlichen Preisverteilung eine Rede über den Vorzug der öffentlichen Schulen vor dem Privatunterricht, die eine Fülle reifster pädagogischer Klugheit enthält. Zum Prediger der lateinischen Congregation ernannt, nahm er nicht Anstand, seine Ansichten freimütig auszusprechen; zum ersten Mal in München wurden von einer Kanzel herab Vorschläge zur Reinigung des katholischen Cultus laut. Während die Ultra's nur mit klotziger Grobheit die „akademischen Schöpse und Prahlhanse", wie sich P. Gruber ausdrückte, bekämpften, stand Bucher eine feinere, wenn auch ungeschminkte Ironie zu Gebote, und seine erstaunliche Belesenheit machte ihm stets möglich, sich die schärfsten Waffen aus dem Lager der Gegner selbst zu holen. Als ihm auch trotz seiner Jugend das Rectorat des Gymnasiums übertragen worden, suchte er durch Vorschriften, die auf Neigungen und Versuchungen der Jugend gebührend Rücksicht nahmen, alles Treibhausartige aus der Anstalt zu verbannen und diese so umzugestalten, daß die Schüler wirklich für das Leben Nutzen zögen. Auch aus jener Zeit ist uns eine Rede, 1775 bei einer öffentlichen Schulprüfung gehalten, aufbewahrt, die von seinem gesunden Sinn, seiner Vorurteilslosigkeit und Unerschrockenheit ein glänzendes Zeugniß gibt. Er tadelt darin die Abneigung so vieler Eltern, ihre Kinder für den Bürgerstand zu erziehen, und die Gewohnheit, sie trotz mittelmäßiger Begabung auf die Gelehrtenschule zu schicken, noch bitterer aber die Unsitte vieler

geistlicher Lehrer und Lehrerinnen, die den Unterricht mißbrauchen, um ihre Zöglinge in den geistlichen Stand zu locken. Es klingt durch die ganze Rede ein helles, frisches Lob des ehrlichen Arbeiterstandes, der sich vor dem Dünkel der halbwissenden, bevorzugten Stände durchaus nicht zu beugen brauche und helleres Licht verbreite als mancher Heiligenschein.

Diese Vermessenheit rief aber auch einen Sturm des Unwillens von Seite der Pädagogen, die sich getroffen fühlten, hervor. Der Exjesuit Gruber schrieb eine fulminante Epistel dagegen. Beide Schriften wurden dem Kurfürsten vorgelegt. Max Joseph, herzensgut und verständig, aber ein Freund des Friedens, gab seine Einwilligung zur Entfernung Bucher's von seinem Lehrerposten, entschädigte ihn jedoch durch Verleihung der einträglichen Pfarrpfründe zu Engelbrechtsmünster.

Wenn nun die Widersacher des freimütigen Gelehrten darauf gerechnet hatten, ihn durch diese Entfernung unschädlich zu machen, so hatten sie sich getäuscht. Bucher benutzte die Musse, die ihm sein Seelsorgeramt ließ, zu schriftstellerischer Arbeit und entsandte in den nächsten Jahren aus seiner weltverlornen Pfarrklause eine Reihe von Schriften, in denen er unter der Maske eines geschwätzigen Lustigmachers mit unerbittlicher Strenge das Wesen des Jesuitismus in Bayern und die durch ihn hervorgerufenen Uebelstände bloßlegte, denn die Aufhebung des Ordens hatte diesem Treiben kein Ende gemacht, mit Fug konnte Bucher auf ihn die biblischen Worte anwenden: „Er ist nicht gestorben, er schläft nur!"

Zuerst erschien: „Pangraz, die Geschichte eines Bürgersohnes". In Sterne's Manier greift der Autor noch über die Geburt seines Helden hinaus, denn der Gewissensrat der Mutter spielt eine bedeutsame Rolle in der Familie. Pangraz's Jugendgeschichte bringt ein treues Conterfei des bayerischen Schulwesens von damals bis in's kleinste Detail. Die auftretenden Personen sind nicht anziehend, aber wahr, ja heutzutage noch für manche Landstriche typisch. Lehrbücher, Belohnungen und Strafen werden einer bitteren Censur unterzogen und einzelne Schilderungen der seltsamen Bemühungen der Jugendbildner sind Meisterstücke, sowohl bezüglich der Beobachtung

wie der Darstellung. „Ich schreibe keine Satyre auf die Schullehrer und Magisterchen jener Zeiten", flicht der Verfasser ein, „nein, es ist helle Wahrheit. So sahen vor vierzig Jahren die Pensa in Grundschulen aus. Erhob sich hier und da ein Kopf, der anders dachte als der allgemeine Präfectus Studiorum, Pater Schlendrianismus, so warf ihn der Pöbel mit Steinen, und es fanden sich immer auch unter sogenannten Leuten von Extraction Zeloten, fertig, zu geißeln, zu verfolgen und auch ohne Anstand mit kaltem Herzen ad majorem dei gloriam zu verbrennen aut similia". Der Bürgerssohn Pangraz wird vermocht, die Mönchskutte zu nehmen, verläßt aber das Kloster wieder und verheiratet sich. Da er bald darauf seine Frau verliert, betrachtet er dies Geschick als Strafe dafür, daß er in die sündhafte Welt zurückgekehrt, und verbannt sich in eine Klause, wo er im Geruch der Heiligkeit stirbt. Als Anhang folgt eine schnurrige Aufzählung der Wunder, die durch die Utensilien des verstorbenen Waldbruders, seine ehrwürdigen Socken, seine miraculöse Schnupftabaksdose und seinen Collectursack bewirkt wurden. „Erstaunlicher Weise ist in der Tabakbüchse der Tabak noch vorhanden, obgleich seit dem Tode des Besitzers kein Mensch eine Prise daraus nahm, und der Collectursack läßt sich noch auf- und abziehen und bleibt leer, wenn man nichts hineinlegt, wie eine Waidtasche, wenn der Jäger noch so oft schießt und nichts trifft, welches über allen Begriff ist".

Natürlich war nach dem Tode Max Joseph's, als unter dem Nachfolger der Exjesuit P. Frank so unheilvollen Einfluß auf die Verwaltung des Landes gewann, für Bucher erst recht keine Möglichkeit, in einen größeren Wirkungskreis zurückzutreten. Männer von freier Gesinnungsart durften nicht wagen, die Köpfe zu erheben, sondern konnten höchstens „ein Bischen die Augen von der Erde erheben, sich untereinander ansehen und über den Druck der Zeit philosophisch lächeln". Aber in seiner Zurückgezogenheit sammelte der Pfarrer zu Engelbrechtsmünster, der 1783 zum Mitglied der Münchner Akademie gewählt wurde, reiches Material zur Aufklärung über die Umtriebe jener Janitscharen des Papstthums. Als Prediger und Schulmann hatte er am besten Gelegenheit gehabt,

ihre Grundsätze und Handlungsweise kennen zu lernen. In den „Jesuiten-Biographien" sind seine Erfahrungen niedergelegt. Aus der Masse von Folianten, womit ihre Gelehrsamkeit die Welt beschenkte, und aus den „Auserlesenen Gnadentröpflein" und „Miraculosen Wunderbronnen" und „Marianischen Liederbüchlein", womit sie namentlich auf die Frauenwelt einzuwirken suchten, sammelte er eine Blumenlese von Beispielen ihrer Casuistik, von Zeugnissen des Aberglaubens und der Intoleranz, wie sie in solcher Fülle wohl nie geboten wurden.

Diese Ceremonien, Weihen, Exorcismen, dieses Meditiren, Wallfahren, Psalliren und Fasten und alle diese auf die Einbildungskraft des Volkes berechneten ascetischen „Begriffe" und Bilder wurden ja nur auf Kosten der reinen Moral des Gewissens in den Vordergrund gedrängt und dienten nur zur Befestigung der Herrschaft der geistlichen Väter. Nicht gegen die Religion also, sondern gegen Mißbrauch derselben richtet sich Bucher's Eifer. Er konnte seinen zelotischen Gegnern das Wort des La Motte de Vayer entgegenrufen: „J'ai tant de religion, que je ne suis pas de la votre!" „Buße und Gebete", sagt er, „sind freilich die heiligsten Beschäftigungen des Christen. Sprach aber nicht Gott schon im Paradiese: Operare! Wirke! Handle! Sind nicht die Geschäfte des Lebens manchmal mit so vielen Bitterkeiten durchweht, doch, ernstlich getrieben, Werke der Buße? Wozu bereiten die unzähligen Gebetsformeln, als zum betenden Mönchsleben? Und was macht der Staat mit so zahlreichen Chören von betenden Mönchen?" Bucher haßt die Ascese, die der tieferen ethischen Begründung entbehrt. Die Seelsorger sollen nicht Kopfhänger, sondern lebensfrohe und deßhalb gottgefällige Gläubige heranbilden. „Glücklich die Zeit," ruft er aus, „welche die Chorröcke an den Nagel hängen, sich durch Wissenschaft und schöne Handlungen vom geringen Pöbel unterscheiden, die Ruthe zerbrechen, ohne Hortulus animae mit Gott und Menschen sprechen lehrt und in die Fußtapfen unserer Väter zurückführt."

Diese Schriften über die Jesuiten und Congregationen wurden erst nach Bucher's Tod 1817 von Klessing herausgegeben. Ich will jedoch auf diese Thätigkeit Bucher's als Historikers nicht näher ein-

gehen; da uns der Humorist Bucher beschäftigen soll, kommen besonders die von ihm selbst in den letzten zwei Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts veröffentlichten kleineren Schriften in Betracht.

Ich könnte allerdings mit eben so viel Berechtigung von dem „Satyriker“ Bucher sprechen. Humor wurde ein Lächeln unter Thränen genannt. Bucher hat ebensowohl das scharfe Hohnlachen des Zornes; er will nicht nur durch seine Schilderungen erheitern, sondern auch die Geschilderten treffen, unter dem Schalk verbirgt sich oft genug ein grimmiger Rächer. Doch sein Frohmut ist stärker als sein Unmut, und obzwar er die Wahrheit über die Schönheit setzt, nimmt er sich das Recht heraus, auch dem Laster lustige Schellen anzuhängen. Wir begegnen in seinen Schriften jenem echt deutschen Humor, der in den Ernst der frühgothischen Ornamentik sich stiehlt, in den geistlichen Schauspielen des Mittelalters radschlägt und in der Literatur der Renaissance seine reichsten Blüthen treibt, es sei nur an den Mainzer Fischart erinnert, der jetzt ein harmloser Bruder Lustig und jetzt die grollende, drohende, furchtbare Opposition ist.

Im „Portiunkulabüchlein“ greift Bucher die Tetzel seiner Zeit an. In mehreren „Spektakeln“ wird der Ursprung des Portiunkulaablasses nach Pater Cochem geschildert. In dramatischer Form wird dargestellt, wie Franziscus ihn im Himmel selbst bewilligt erhält, so daß eine päpstliche Bulle gar nicht nötig war. Vom Himmel werden wir mitten in das Dorfleben geführt. Eine Reihe von Genrebildern in Teniers’ und Brower’s Geschmack zieht an uns vorbei: wie der Hans die unhabige Gretl unter Lichtzeiten vor dem Kammerfenster auf das lustige Portiunkulafest vertröstet, wie der Sixt bedauert, daß kein Hanswurst mehr beim Fest auftreten darf, denn der Kapuziner „kann’s halt doch nicht so“, wie der Stoffel die Schläge, die er im vorigen Jahre bekam, dem Görgl wieder einbrockt, wie die Agnes das schöne Oelbergg’spiel sehen darf und des Martl Bub, der den Engel zu agiren hat, zu großem Unheil von süssen Leckereien ungebührlich nascht u. s. w.

Ein köstliches Culturbild wird in der „Kinderlehre auf dem Lande“ aufgerollt. Offenbar hatte Bucher, wenn er auch, wie es

der Satyre zusteht, grelle Farben aufträgt, die Originale vor Augen, Catecheten aus der Jesuitenschule, die mit erstaunlicher Eitelkeit erstaunliche Rohheit des Herzens und der Sitte verbinden.

Bei Beginn seiner Rede kanzelt der Herr Pfarrer seine Gemeinde wacker ab, weil sie es an nöthigem Respect vor ihm fehlen läßt. „O meine Bauern, daß ich jetzt das Buch aller Bücher bei mir hätt', Euch recht zu sagen, was ein Geistlicher ist. Erst gestern hab' ich's unterm Essen gelesen in dem unvergleichlichen Buch: Vorboten des neuen Heidenthums benamset, welches ein gelehrter Exjesuit herausgegeben und sich gewiß jeder rechtschaffne Pfarrer angeschafft hat, wenn er nicht auch von den leidigen Freigeistern, dergleichen es leider schon viele gibt, angesteckt ist. Da steht's recht d'rin, was das sagen will: ich bin ein Geistlicher. Es wird sodann aus Joseph Weissenbach's wunderlichem Panegyrikus der Nachweis ausgezogen, wie hoch der geistliche Stand nicht bloß über Fürsten und Könige dieser Welt, sondern auch über Heilige und Engel des Himmels erhaben sei, denn weder diese noch jene hätten die Schlüssel zum Himmel und könnten den wahren Gott hervorbringen, wie das Priesterthum.

„Und nun," fährt der Lehrer des Evangeliums fort, „nun kommt ihr Kanalli mit einem einfältigen: Herr Pfarrer! nichts Ihro Excellenz, nichts Ihr Hochwürden, in's Zimmer und wollt's mit uns reden. Ja, was will ich da sagen von Eurem Respect gegen uns? Thät's nicht Noth, man ging Euch im Herbst auf den Fuß nach, wenn's einem eine Zehentfuhr gratis thun sollt? Was hab' ich nicht überall für schönes Obst gesehen, wenn ich bei Euren Gärten vorbei gegangen bin! Und was bekam ich davon? Hätte mir der Treu' wohlgethan, wenn mir einer oder der andere nur ein Apferl oder ein paar Zwetschgen geschenkt hätte. Sauber habt's mich sitzen lassen und nicht ein Gratl hab' ich gesehn von all Eurem Obst. Ich bin nicht interessirt, behüt mich Gott! aber kommt's darauf an, daß einen das Feuer straft oder der Schauer schlagt, da wißt's brav, wo ich d'rin bin, da kommt's fleißig zehnmal auch noch um Zehentnachlaß, wenn ich schon neunmal sagen laß: Ich sei nicht zu Hause ꝛc. ...." „Ja wenn einer von uns nicht gleich

bei der Hecken wär', sobald Ihr schickt (und Ihr wartet fein ordinari, bis Euch die Seel' auf der Zunge liegt), da wäre Feuer im Dach. Da darf man seine Nudeln und Knödel flugs stehen lassen und laufen, daß einem die Kutten aufspringt, um die ausfliegende Seel' noch bei einem Flügel zu ertappen, damit sie nicht so rußig wie Ihr in Eurem Gesicht, vor dem lammfarbenen Antlitz des himmlischen Richters erscheint."

Nun wird ausgemalt, wie sich die Pforten der Ewigkeit öffnen. „Da mußt auch Du hin, Bauer, mit Deinem Ranzen auf dem Buckel! Da ist vor selber ein Universal-Mauth- und Waaghaus. Da kommt ein veritabler Waarenbeschauer, noch weit ein anderer als der von Friedberg selig, der höllische Satan selbst. Da wird der Weizen Deiner guten Werke geläutert, das Korn Deines Herzens, das Du bei der theuren Zeit verborgen hast, aufgeschüttet, der Mischling Deines Gewissens untersucht und Du wirst brav links hinüber in Luzifers schwarzes Tabakstübel commandirt werden, wenn Du Paschwaar' mit Dir bringst! Da wird's heißen: Herauf mit dem Flachs, Bäurin! Da wird's aufkommen, um wie viel Centner Du in Deinem Leben Deinen Pfarrer betrogen hast, wenn er Dir ihn aus gutem Willen um die Hälfte zu putzen hat zukommen lassen. Da wird Deine zu geringe Butter hinauffahren auf der Waag, wie ein Visperl, und der höllische Marktschörg wird hernach gleich Dich und Deine Butter mit einander confisciren. Da wirst Du dann d'rin sitzen in dem feurigen Höllenstall und aus brennenden Kühen lauter siedheißes Blei melken. Da wirst Du eingesperrt werden in der Furien ihr teuflisches Milchkammerl und in einem glühenden Rührkübel nichts als rühren müssen und doch, weil Dir der Teufel kein Lukaszetterl von Deinen Kapuzinern zuläßt, von Ewigkeit zu Ewigkeit nicht ausrühren können!"

Das eigentliche Examen beginnt unglücklich. „Sag' auf, Diendl, wie viel Stück gehören zur Beicht?" — „Sechse, das erst' die Tauf', das ander' die Firmung." — „Da hast eine Tachtl, Lall'n große! Schamst Dich nicht, einen solchen Hadern nicht z'wissen! Wollt's alleweil heirathen, — und hernach wißt's kaum, wie viel Gott sein. Oder wie? sag's, wie viel sein Gott?" — „Ein Gott

und drei Personen." — „Das sind ja Viere?" — „Ja!" — „Brav. Wie heißen's?" — „Das Erste der Tod, das andere das letzte Gericht." — „Und da hast für das dritt' und viert' noch ein paar. — Ich will Euch fuchsen, wenn Ihr mir bei der Stuhlfest in meine Klauen kommt" und so weiter.

Nur der liebe, brave Lipperl gibt guten Bescheid. Dann geht's über die größeren Bursche, „die nur immer so dastehn und die Hüt' vor den Goschen haben." — „'S ist eine Frag', ob Ihr alle wißt, was das ist: katholisch sein, und hab's Euch doch schon so oft g'sagt, daß katholisch sein nichts anderes sei — als ein rechtes Mitglied sein von der katholischen Kirche. Merkt's Euch doch einmal, was man Euch so deutlich erklärt. Micherl! sind die Lutheraner auch katholisch?" — „Ja!" — „Hab' ich nicht den Kopf g'schüttelt, Fratz! Wenn's Euch nur das einmal merken thät's. Schaut's, wenn ich den Kopf schüttle, ist's allemal: Nein! und wenn ich knaup', ist's: Ja! Merkt's Euch das. Sonst wenn fremde Leut' in der Kirche sind und Ihr hinten und vorn alleweil gabisch antwortet, muß sich ja unser einer selbst schämen. Also: Nein! Die Lutheraner sind nicht katholisch. Warum aber nicht? Was hab' ich g'sagt? Weil's die Ketzereien und Irrthümer nicht meiden, welche die Prälaten und Lehrer einträchtiglich verwerfen und verdammen. Schau, steht ja so sonnenklar im ersten Hauptstück" u. s. w.

Als Beweis, daß der katholische Glaube der allein wahre, sagt der Jörgl folgendes Exempel auf, — ein burleskes Gegenstück zu Nathan's Erzählung von den Ringen: „Es sind einmal Drei gewesen, ein Jud', ein Türk' und ein katholischer Christ. Und diese Drei sind in Händel kommen, wer den rechten Glauben hat. Da hat der Jud' g'sagt: „Ich hab'n!" Und der Türk' hat auch g'sagt: „Ich hab'n!" Und der Katholische hat sich nicht weiter besonnen und hat, Watsch! einem Jeden eine Ohrfeige g'fangt und hat g'sagt: „Auf ein' Lug' g'hört ein' Maultasch'n. Ihr könnt ihn gar nicht haben, weil ich ihn hab'!" —

Dazwischen fehlt es nicht an Episoden in der Kirche, wie die Urschel die Weberflitsche kitzelt, wie ein Büberl über ein Mirakel lachen muß u. s. w. Der ausgelassenste Humor ist über den im

hyperpathetischen, bollernden Redeton eines schlechten Schauspielers gehaltenen Vortrag ausgeschüttet, wie er nur etwa in Rosenplüt's Fastnachtspielen zu treffen ist. Wer aber je einmal in altbayerischen Dorfkirchen den Pfarrer so recht eindringlich z. B. über die künftigen Höllenqualen predigen und sich dabei auf das Ausführlichste über Staats- und Gemeinde- und Familien-Angelegenheiten auslassen hörte, wird den culturgeschichtlichen Wert dieser Schilderungen, obwohl sie auf Fiction zu beruhen scheinen, doppelt hoch anschlagen.

Das „geistliche Vorspiel zur Passions-Action" persiflirt die unwürdige Versinnlichung der Gottheit und göttlicher Dinge bei solchen Volksschauspielen. Der Verfaßer ergeht sich aber mit solchem Behagen und so gutmütiger Laune in ihrer Schilderung, daß der Satyriker ganz hinter dem Humoristen zurücktritt.

Den Vorwurf der Komödie bildet die große Flut.

Gott Vater, im reichen Pluvial, mit der dreifachen Krone auf dem Haupt und gelb safianenen Pantoffeln an den Füßen, geht auf einer Altane auf und ab und schaut herab, wie es auf der Welt zugeht. Da sieht er freilich alle Wunder. Die sieben Todsünden und die neun fremden Sünden tanzen den lustigsten Walzer und die Teufel tragen Bratwürste und Bier und Schmalznudeln auf. Zornig wirft Gott Vater sein Scepter hinter die Thür, da blitzt und donnert es, und man hört unten Wetter läuten, die Todsünden fangen ängstlich zu beten an. Das gefällt dem Herrn, und in der Hoffnung, es werde nun gescheidter zugehen, nimmt er sein Scepter wieder auf — allsogleich ist wieder schön Wetter, aber jetzt geht's auch wieder Allegro und denkt kein Mensch mehr an Wetter und Lucifer.

„Ist das, o Mensch, das Leben dein,
Der Henker möcht' Gott Vater sein,
Es thut mich bis in den Tod verdrießen,
Daß ich dich, Schwengel, hab' machen müssen."

So klagt Gott der Vater, griesgrimmiger Zorn erwacht in ihm, er ruft Aeolus und Vulkanus und Neptunus, um sie zu beauftragen, die sündige Welt zu verderben. Nicht ohne inneres Widerstreben, denn:

„Mir ist, wo ich hinschau', nicht wohl,
Weil ich die Welt jetzt strafen soll,
Und bin doch der ewig gütige Gott,
Der gar nit will des Sünders Tod!“

Neptun, der am liebsten Alles sogleich verschlucken möchte, ist über diese Zweifel sehr ungehalten:

„Ich lasse sogleich Wasser pumpen,
Zu fechteln die verweg'nen Lumpen,
Doch wenn's öng dann beim Mantel zupfen
Und ein paarmal an's Herz hintupfen,
Dann schreit's net wieder g'schwind: „Pardon!“
Ihr seid viel z'leicht zur Gnad' zu lenken“ u. s. w.

Wenn der Vorhang gefallen, kommt der Pater Umgang zu den Zuschauern heraus und erklärt den ersten Actus, seeleneifrigst also zu predigen anfangend: „Au weh, aus ist's mit euch! O du höllische Glut, wie brennst du heiß! O du Sündenwurm, wie nagst du so bissig! O ihr Höllenlarven, was habt ihr für abscheuliche Grimassen! Au weh, aus ist's mit euch! O du Pechpfanne aller Pechpfannen! O du Feuermeer aller Feuermeere! O ihr Vipern aller Vipern! O ihr Donner aller Donner! O ihr Finsternusse aller Finsternusse!“ — bis ein Pfiff anzeigt, daß auf der Bühne Alles in Ordnung und der zweite Actus beginnen könne.

Gott Neptunus geht in Wasserstiefeln majestätisch auf und ab und ruft seine Göd'n, die vier Winde, und die Hexenzunft in ihrer ganzen Häßlichkeit. „Das schad't gar nicht“, flicht der Autor des frommen Spiels ein, „denn 1. est certissimum, daß es, gesetzt, aber nur posito, non concesso, es gäbe in der Stadt keine Hexe, es gewiß auf dem Lande Hexen gibt, denn warum sitzeten sonst oft der besten Pfarrerköchin die Dampfnudeln in der Pfanne nieder, und 2. ist das Ding gar gut zur Erhaltung des wahren Glaubens, denn der Bauer kann bei sich argumentiren: „Quod video, est, atqui hoc video, subintelligitur Hexa. Ergo est Hexa“. Man zeige mir den Fehler im Syllogismus.“

Die Hexen rühren im Haferl um, — sofort fährt ein kleines, finsteres Wölkerl über das Theater und „schmaracklkugelgroße“ Riesel fallen herab.

Nun ruft Gott Vater den getreuen Noah, theilt ihm seinen Entschluß mit, die Welt zu verderben und fordert ihn auf, eine Arche zu bauen.

„Und thu' nur mit dem Bau nicht mauneln,
Lass' die Bauleut nicht einnauneln,
Mach' was Gut's, so hebt's fein lang!"

Aber der fromme Noah hat seine liebe Not mit den Zimmerleuten. Die wollen immer nur scherzen und trinken, bald schlägt die Stunde zur Brotzeit, bald zum Tellerfleisch, bald zum Mittagstisch. Wenn Noah entrüstet ruft:

„Ho ho! es ist nicht elf Uhr noch!"

erwidert Görgl kaltblütig:

„Hat nix zu sag'n, wir gehen doch!"

Noah richtet die Bitte an den Herrn:

„Ach, ich bitt' dich, schenk' der Welt das Leben,
Daß ich doch darf den Bau aufgeben!"

aber Gott Vater schlägt zornig das Fenster zu.

Die Bauleute kommen wieder, aber jetzt nach dem Essen gelüstet sie zu singen, anstatt Holz zu tragen:

„Grüß' dich Gott, mein lieb's Regerl,
Ich komm' aus dem Wald,
Hab' gefangen a schön's Vögerl,
Entwischt wär's mir bald.
Ich thät' dir's g'rad schenken,
Nimm's an, sei so gut,
Es wird dich nit kränken,
Weil's schön singen thut!" —

Noah fährt dazwischen:

„Ein and'res G'sang bitt' ich mir aus,
Ich leid' nichts solches in meinem Haus.
Ich bin ein gottgerechter Mann,
Der von der Regerl nix hören kann!"

Doch mit dem Arbeitseifer ist es bald wieder zu Ende, es schlägt drei Uhr und alle Zimmerleute enteilen lärmend zum Vespertrunk.

Im dritten Actus feiern sie ihr Hebebaumfest. Die Bursche werden immer ungeberdiger und anmaßender gegen den armen Noah, den Gott Vater nur brav auslacht und fragt, ob er nun nicht selbst einverstanden sei, daß dieses Geschlecht vertilgt werden müsse.

Am Firmament erscheint jetzt ein goldpapierener Komet, auch andere schauerliche Zeichen zeigen sich, — endlich verlieren die Kinder der Welt den prahlerischen Mut und ziehen still davon.

Unter einer Trauermusik kommen paarweise die Thiere und spazieren in die Arche. Dann kommt ein Engel, mit Chorrock und Stola angethan, und schreibt C., M., B. (Caspar, Melchior, Balthasar) an die Thüre des Schiffes, wofür ihm Noah ein namhaftes Geldstück, in Papier gewickelt, weil der Engel, einen Ordensbruder repräsentirend, ein blankes Geldstück nicht annehmen dürfte, in die Hand drückt. Gott Vater ist darüber sehr erfreut:

„Dein Actus hat mir g'fallen hier,
Was du diesen thust, das thust du mir!"

Dann gibt er das Zeichen:

„Nun, Gott Neptuni, üb' aus dein' G'walt,
Ersäuf die Sünd' —"

und Neptun ist sogleich bei der Hand:

„Herr, also bald!
Ich tummle mich schon, sonst reut's dich wieder!"

Es erhebt sich ein greulicher Sturm, und ein grauslicher Wolkenbruch geht nieder.

Vergebens singt jetzt der Gidi:

„Heiliger Karmeliter, zier'
Uns durch dein reiches Scapulier!"

Neptun erwidert kühl:

„Die Schlankl! Jetzt hätten's tausend Sprüchl!"

Vulkan wirft gleich ein ganzes Körbl voll Blitz herunter, — all' sündhaft Vieh und Menschenkind ersäuft.

Endlich legen sich wieder Wind und Wellen, und Gott Vater ruft durch ein Guckerl im Himmel dem Noah zu, er könne jetzt die Arche verlassen. Als ihm Noah ein Opfer anzündet, öffnet er das Fenster:

„Ei, Sakrament, was schmeckt so süß?
Nein, Noah, nein! Thust du mir das,
So weißt du was —"

Er erneut den Gnadenbund mit der Welt.

Und „nun folgt das Schönst' im ganzen Spiel, und das ist die Schlußaria, Pauken und Trompeten sind auch dabei," eine lustige Persiflage ländlicher Kirchenmusik. Beim letzten Pidipum „fällt der Vorhang und aus ist's."

Der „Entwurf einer ländlichen Charfreitags-Procession" verspottet das theatralische Unwesen, das sich bei solchen Umzügen breit machte. Da ziehen nicht bloß die Heiligen in persona mit, sondern auch die Götter des Olymp, die Jahreszeiten und andere allegorische Gestalten. Die Sacramente, die Sünden und andre Symbole werden von den Zünften repräsentirt, die Taufe z. B. von den Bierzapflern und Wirthen; sie führen mit sich eine Tafel mit der Inschrift: „Er aber taufete mit Wasser!" Die Jungfern Kellnerinnen tragen Lilienkränze und führen ein Lamm an rothseidenen Bändern, und ein Genius trägt neben ihnen her einen Schild: „Diese sind's, die dem Lämmlein nachfolgen werden!" Die Busse wird von den Kaminfegern repräsentirt, mit ihnen kommt auch Judas in Ketten, der sich dann an des Verwalters Haus aufhängt. „Weil er so thut, als thäte er sich zu Tod zappeln — er hängt sich aber nur beim Hosenbandel auf, damit kein Unglück geschieht, — so juchzen die Teufel und intoniren eine fröhliche Aria, winden ihm auch das Eingeweid' aus dem Leib und werfen Lunge und Leber und Würste unter die Leute zu heilsamem Schrecken. Ist wahrhaftig ad motum egregie inventirt und der Sünder müßte ein steinernes Herz haben, dem so was nicht usque ad interiora penetrirte." Das siebente Sacrament, die Ehe, stellen die Hochzeitlader dar, die einen Bräutigam führen, mit dem Spruch: „Nehmet ihn hin und kreuziget ihn!" Den Riesen Goliath agirt der Hofmarkskastenknecht und „wenn er so des gnädigen Herrn Perückenstock auf einer Hopfenstange unter einer roßhaarenen Perücke brav herumdreht, so ist's zum Todtlachen." Den Geiz versinnbildlichen die Bäcker und Melber, die Völlerei die Weinwirthe mit dem

Spruch: „Und sie gaben ihm ein Getränk von Essig, Myrrhen und Aloë und er wollte dies nicht trinken“, den Zorn die Hofmarks- und Gäumetzger, ihr Fahnenträger führt den Spruch aus den Psalmen: „Viel feiste Stiere und Ochsen umgeben mich!“ Die Trägheit repräsentiren die Bauleute, die Arche Noah tragend, mit dem Spruch: „Sie baueten hundert Jahre daran.“ Auch die Herren Autoren gehen mit, einige magere Herren unter einem Joch, das ihnen die Herren Buchhändler mit Flittergold haben fassen lassen; ihr Spruch lautet: „Jesus speisete mit wenig Brot viertausend Mann.“ Ihnen folgen die Verfaßer gelehrter Sammlungen, die Käskrämer und Häringshändler. Die Erbsünde wird agirt vom hochherrschaftlich gnädigen Stubenmadel; ihre Töchter, die Hoffart und die Mode, haben in ihrem Kopfputz ein Dachfähnl gar künstlich angebracht. Die vier letzten Dinge bilden den Schluß: den Tod repräsentirt der Magister medicinae, das letzte Gericht der Amtmann, den Himmel die sage-femme des Ortes, die Hölle der Steuerbote.

Wenn endlich die Procession beendet und das heilige Grab sich aufgethan, „dann geht Alles auseinander zu den Wirthen und Bräuern und erzählt einander von der Procession und wer da und wer nicht da gewesen ist, und was sie für Gewänder angehabt, und daß die bei den Jungfern geprangt hat und hätte gar nicht hingehört, und daß unser Herr in der Kreuzziehung ein gar schöner Mann sei und daß ihm die gelbsafianenen Pantoffeln und die weißen Handschuh und der Favor in der Hand vortrefflich angestanden, und daß der Kreuzzieher in der blauen Kappe mit den zinnernen Schnallen der Hachlbenikuecht gewesen, und daß der Thorwartl einen hübschen Cavalier agiren thät, und daß das kleine Johannesl leicht um einen Gulden Leckerl gegessen, daß er aber gar so tantschig gewesen“ u. s. w.

In solcher Weise sind ähnliche Stoffe behandelt im „Deliberirbüchlein oder geistliches Sackverloren“, in den komischen „Mönchsbriefen“, in der „Verlassenschaft des Pfarrers Tröstegott“ u. A., namentlich die letztgenannte Humoreske stammt aus der besten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit.

Seine humoristisch-humanistische Weltanschauung erinnert an Jean Paul, ebenso seine Darstellungsweise, indem er wie jener,

keinen Einfall der Form opfert und Anekdoten, Apropos und Glossen bunt durcheinander wirbelt, so daß die künstlerische Einheit und Abrundung natürlich darüber verloren geht. Aber die Empfindsamkeit Jean Paul's, dem das Weinen immer ebenso nahe steht wie das Lachen, fehlt unserem Bucher ganz und gar. Manche Züge auffälliger Aehnlichkeit finden sich dagegen bei einem Vergleich Bucher's mit Abraham a Santa Clara. Auch der Wiener Hofprediger haßte und verfolgte den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit des Volkes, sowie die jesuitische Andächtelei der höheren Stände. Auch bei Abraham schlägt die praktische Richtung der Religion durch: „Wer frische und gesunde Glieder hat, wer bei guten Leibeskräften ist, der muß nit allen Weichbrunn ausschlecken und nachmals warten, bis ihm Gott durch ein Wunderwerk die tägliche Unterhaltung schicke, das nit, das gar nit, sondern er muß sich selbst um ein Stückel Brot bewerben, allen Fleiß anwenden, wie er sich ehrlich ernähre" u. s. w. und dem Clerus, an dem er eine gänzlich verkehrte Auffassung der Seelsorge rügt, ruft er zu: „Der Beichtstuhl muß von lindem Holtz seyn und nit von hartem!"

Die alten Römer ließen ihre Kinder die Heimaterde berühren, damit sie reden lernten. Eine tiefsinnige Symbolik, die wir auch auf die Poeten beziehen möchten. Um Bucher's literarisches Schaffen zu verstehen, muß man den Boden kennen, woraus er sich seine Nahrung gesogen — er hat die heimatliche Erde berührt und kennt die Sitte und Sprache der Heimat wie Wenige. Es sind keine Idyllen, die er uns vorführt, er greift in's wirkliche Leben und zeichnet Charaktere, wie sie ihm im Lande der Naturwüchsigkeit und Eigenart entgegentraten. Wie einer Reihe von Porträten stehen wir seinen Schriften gegenüber, bei denen zunächst die historische Richtigkeit das Wichtigste, und diese ist uns hier geboten. Die modernen Dorfgeschichten lassen uns mit dem Bauernvolke nur auf der Heerstraße Bekanntschaft machen, wo es in seinem Sonntagsstaat einhergeht und sich geziert und affectirt benimmt; Bucher führt uns seine Leute im Werkeltagsgewand vor, wie sie sich wirklich gebaren bei Arbeit und Gebet, beim Kartenspiel und Kammerfensterln, in der Kirche und in der Kunkelstube. Da geht es freilich anders

her, als uns die Goldschnittpoesien glauben machen möchten, — das sind plumpe, vierschrötige Gestalten, wie die Schwyzer des Jeremias Gotthelf, — ihre Händelsucht, ihr Aberglaube, ihre rohe Sinnlichkeit, ihr Bauernstolz treten uns in grellen Farben vor Augen; daß ihre Lichtseiten, wenn sich solche etwa finden möchten, minder deutlich sich zeigen, bringt der satyrische Charakter der Schriften mit sich. Welch lebenswahre Gestalten sind z. B. die Gäste des Portiunkulafestes: die Stanzl, die sich über die gekaufte Suppenschüssel freut, weil d'rin ein so lieber Spruch gemalt ist; der „schelchmaulete" Hafenbinder, den der Pfarrer alleweil seinen Poeten nennt, weil er allerhand Lieder machen kann, geistliche und weltliche, wie man sie ihm bestellt und zahlt; der Woverl mit seiner Ursel, der sich was Lustiges aufsingen läßt: „Und wenn's dann so was g'sungen haben, das in unsren Kram getaugt hat, so hat sie mich g'stoßen oder ich sie, aber so, als wenn's von ungefähr g'schehen wär', dann haben wir einander in die Augen g'schaut und gleich hat sie wieder die Augen auf ihr Fürtuch und ich auf den Boden gedreht." Wie derb, aber wahr sind die Briefe der Jungfer Katherl an ihren hochgeehrten Herrn Göd'n und an das „liebe Nannerl Gottes" im „Geistlichen Suchverloren". Wenn z. B. der Pfarrer im Beichtstuhl fragt: „Hast in der Fastenzeit nit g'fensterlt?" Und das Dirndl antwortet: „O nein, die Zeit ist gar zu heilig, aber nach Ostern, will's Gott, wird's wieder angeh'n!" — Ist nicht mit den einfachsten Strichen ein köstliches Bild gezeichnet?

Aber freilich — es ist nicht selten eine erschreckende Treue! Von Bucher's Schriften gilt, was Schubart im Allgemeinen über den Scherz der Bayern sagt: „Er erregt nicht Lächeln, sondern hoch aufschallende herzliche Lache!" Namentlich wenn er, wie er sagt, „die Filzschuhe auszieht," dann regnet es hageldicht Schnurren und Schwänke, und er gibt, — es muß gesagt sein, — oft zu viel. Allerdings liegt die Gefahr, noch häßlicher zu verzerren, da nahe, wo schon das Urbild eine Charge. Wer sich z. B. über die schmutzige Phantasie des Autors beklagen möchte, der eine Scene, wie die oben erwähnte Judas-Affaire, niederschrieb, kann bei Steub die nämliche Scene als wirklichen Vorgang bei einer Passionskomödie

in Tirol geschildert finden. Bizarre und groteske Gestalten kann nun einmal die niedrige Komik nicht entbehren. Aber es wirkt peinlich auf uns, wenn, wie in manchen Schriften Bucher's, dem Abdruck einer schmutzigen Realität eine so behagliche Behandlung gewidmet wird, die nicht mehr im Verhältniß steht zu dem dadurch erzielten komischen Effect. Die Stoffe selbst schon haben eine gewisse Familienähnlichkeit und der ewig wiederkehrende Spott über die „Jesuwiterei", die uns à tors et à travers entgegengehalten wird, wirkt zuletzt monoton. Die Cynismen entbehren oft des Salzes, das sie allein genießbar macht, und nicht alle Bemerkungen und Gleichnisse sind sinnig. Der Strom der Laune, die Fülle der Einbildungskraft reißt uns mit, aber all' dies kann uns nicht vergessen machen, daß die vollendete Form des Kunstwerkes fehlt. Der Autor überschüttet uns förmlich mit Früchten seiner Phantasie und seines Gedächtnisses, aber — Weniger wäre Mehr. Athemlos persiflirend, in ausgelassenster Willkür, jagen diese Situationen ohne die geringste ideale Verklärung an uns vorüber, so daß wir uns nach einem Ruhepunkt sehnen, nach einem der Natur in ihrer Weihe abgelauschten Stillleben, wie es Reuter einzuflechten pflegt, wenn er uns die Thorheiten und Verkehrtheiten seines mecklenburgischen Mikrokosmos geschildert hat. Wie Einfachheit der Charaktere und Situationen mit größter Treue in der Nachbildung des Realen vereinbar ist, wie ein Stoff aus dem gemeinen Leben durch die Behandlung geadelt werden kann, zeigen uns die ländlichen Genrebilder der George Sand. Unser Bucher dagegen kümmert sich um ästhetische Ausarbeitung keinen Deut; um des materiellen Zweckes willen, den Pfeil auf seine Gegner abzusenden, verschmäht er, ein Kunstwerk von idealem Gehalt zu bieten, er will nicht Phantasiegestalten, sondern nur Bilder aus der Wirklichkeit bringen.

Aber doch ist er nicht bloß ein Abschreiber und Nachschreiber der Natur. „Das Genie unterscheidet sich eben dadurch," sagt Jean Paul, „daß es die Natur reicher und vollständiger sieht." Bei der ungemein großen Anzahl humoristischer Schriften Bucher's ist es erklärlich, daß der Witz oft schaal erscheint und die Anstrengung sichtbar wird und damit vergeblich, aber — wenn auch manche Hülsen sich

leer erweisen, wir werden bei wiederholter Lectüre doch immer wieder volle Raketen finden. Man darf den ewig jungen Stil eines Lessing nicht zum Vergleich herbeiziehen, doch, um den Wert der literarischen Leistungen Bucher's richtig zu schätzen, vergleiche man sie einmal mit Bahrdt's Kirchen- und Ketzeralmanach oder mit Nicolai's Leben des Magister Sebaldus Nothanker, Werken, deren Ruhm damals über ganz Deutschland verbreitet war. Wie altmodisch und vergilbt erscheinen uns heutzutage diese Satyren, wie frisch verhältnißmäßig Bucher's Schriften! In seinen Possen sind oft ebensowohl feine satyrische Stacheln verborgen, wie auch Nuancen von harmloser Heiterkeit. Hören wir z. B. den Kapuziner in der Predigt zu Ehren St. Christophs: „— Doch: Kling kling! Was höre ich? Schon 9 Uhr! — Alle neun — jetzt heißt es, Auserwählte in Christo, einpacken, sonst fangen's auf der Orgel wieder zu dudeln an“ u. s. w. Ist es nicht köstlich, wie der fromme Mann durch das Wort „Neun“ plötzlich an sein geliebtes Kegelvergnügen erinnert wird und selbstvergessen „Alle neun!“ ausruft?

Wie für Sitte und Anschauungsart sind Bucher's Werke auch eine unerschöpfliche Fundgrube für Sprache und Ausdrucksweise des altbayerischen Stammes. Wir können hieraus ersehen, daß kein anderer deutscher Stamm über einen so reichen und mannigfaltigen Sprachschatz gebietet, und wenn auch seine Wortbildungen und Redewendungen nicht gerade aus der kastalischen Quelle geschöpft sind, so übertreffen sie doch an plastischer Anschaulichkeit weit das hochdeutsche Analogon. Statt des hochdeutschen „betrügen“ sagen Bucher's Bauern „beluchsen,“ statt „schmeicheln“ „fuchsschwänzeln,“ statt „blitzen“ „himmelizen“ &c., in den Vergleichen wählen sie ebenso richtig: „hainbuchen,“ „schmalzgut,“ „bockbeinig“ &c., und in den Bildern: „alle fünfe g'rad sein lassen“ statt „unthätig sein,“ — „Bettelmanns Umkehr“ statt „schlechte Herberge,“ — „dichten, wie der Karpf' im Vogelhäusl“ u. s. w. Schade, daß auch für uns schon manche Wortspiele ihrer localen Beziehungen wegen unverständlich sind. Freilich wird auch in der Auswahl der Worte an rhyparographischen Ausschreitungen das Möglichste geleistet, aber diese Unflätereien entspringen weder aus Unsittlichkeit, noch verlocken sie

dazu, sie sind nicht frivol, und deßhalb ist dieser Cynismus gift- und gefahrlos.

Das Nämliche gilt von seiner Behandlung ehrwürdiger und heiliger Stoffe. Es ist zwar nicht jene naive Vermischung des Heiligen und Profanen, wie sie uns in den spanischen Autos sacramentales oder in den Narren- und Eselfesten entgegentritt, aber ihm ist auch nicht, wie den französischen Aufklärern seiner Zeit die Herabwürdigung christlicher Mysterien Endzweck, sondern er will, gerade weil ihm die usuelle Entwürdigung der religiösen Ceremonien frivol erscheint, durch Verspottung dieser Fratze zur Abstellung solcher Auswüchse beitragen. Freilich, wenn man das Einzelne herausnimmt, klingt es wie rationalistischer Hohn auf religiöse Vorstellungen überhaupt, — im Zusammenhang aber zeigt sich, daß er nicht den Glauben, sondern den Aberglauben, nicht die christliche Treue, sondern den kirchlichen Fanatismus, nicht die Frömmigkeit, sondern die Frömmelei geißelt und verfolgt. Nicht den Priester, der, seinem Berufe treu, die Leuchte des Ideals zu tragen sucht, verspottet er, sondern denjenigen, der dem Hang des Volkes, Religion nur äusserlich aufzufassen und sich mit dem Ewigen nur formell abzufinden, Vorschub leistet und im Sinn hierarchischer Herrschaft Gottes Wort paraphrasirt. Jene Erbauungsbücher verhöhnt er, welche Unterwerfung der Wissenschaft und aller weltlichen Interessen unter die Gesetze des Reiches Christi predigen, aber sonst gar wenig Christussinn verrathen. Nicht die heiligen Symbole christlichen Lebens verzerrt er, sondern er malt nur, wenn auch mit grellen Farben, ihre unwürdige Verkörperung, die durch eitlen Flitterstaat und Sinnencultus die hehre und schlichte Lehre des Religionsstifters bis zur Unkenntlichkeit entstellt und dem Volke statt des reinen Weines der Bibelworte den Zaubertrank des Mysticismus reicht. Um den Irrenden zu belehren, muß er die Blöße des Irrthums aufdecken und, wie Rabelais, Swift, Sterne, Young und andere seiner Amtsgenossen das Gleißnerische der falschen Propheten brandmarken. Es ist gewiß eine auffallende Erscheinung, daß so viele Humoristen und Satyriker, die selbst dem geistlichen Stande angehören, sich das dunkelste Schwarz ihrer Körperschaft als Zielscheibe ihres Witzes

wählten; sie kann doch nur darin ihre Erklärung finden, daß diese am besten die Krankheiten kennen und die daraus entspringenden Gefahren abzuwehren suchen.

Welch innere Kämpfe mußten aber die Brust eines frommen, gottergebenen Mannes bewegen, bis ihm die Notwendigkeit, daß sich der Geist des Christenthums in andere Gefäße ergießen müsse, zum Bewußtsein geworden, — welche Seelenqualen sind verborgen hinter diesen Scherzen und Sarkasmen! Auch in uns lebt ja noch die Erinnerung an die Gefühle unserer Jugend, als Glockengeläute uns mehr war als irdischer Klang, als die Capelle inmitten reicher Saaten und blühender Büsche uns nicht vergeblich zum Gebete lud, — aber wer anders trägt die Schuld, daß solche Gedanken nur noch Aufwallungen des Augenblicks, als jene, die der menschlichen Geisteskraft die Zwangsjacke anlegen wollen, — wer anders trägt die Schuld, daß uns ein Aufblick zum gestirnten Himmel andächtiger erscheint als der Lippendienst in den Kirchen, wer anders als jene, die „das sanfte unsichtbare Reich einer anderen Welt in den heftigsten sichtbaren Despotismus in dieser Welt verwandelten!" „Das Paulinische Tradatur satanae," sagt Bucher, „wird unseren jungen Seelsorgern in den geistlichen Dressuranstalten wohl eingeprägt, aber nicht das Vade in pace; es wird ihnen vor Augen geführt, wie der Herr mit der Geißel in den Tempel dringt, nicht aber, wie er in den Staub schreibt und der Ehebrecherin den Frieden gibt!"

Die Welt rollt unaufhaltsam neuen Zielen zu. Das Christenthum mit unseren neuen Anschauungen und Gedanken zu versöhnen, müssen diejenigen trachten, die Gott im Geist und in der Wahrheit suchen!

„Ich wurde im Traum," so erzählt Bucher in seinen „Visionen", „in ein Spital geführt. Da lagen in einem schlechten Winkel die drei göttlichen Tugenden: Glaube, Hoffnung und Liebe, auf den Tod. Es war aber fast Niemand in der Welt, der sich um sie umsah. Papst Benedict XIV. erbarmte sich, Krankenwärterdienst zu machen, und um den armen Tugenden ihre Lage zu erleichtern, schenkte er denen, die sich mit ihnen abgaben, sieben Jahre und sieben Quadragenen Ablaß. Spitalerinnen, Nonnen und andere

Mütter kamen nun freilich zu ihrem Krankenbett. Doctor Keller von Landshut in Bayern nahm endlich den Glauben in die Cur und Doctor Oswald von Straubing die Liebe. Aber ich sah keine von beiden Tugenden besser werden. Ich fürchte, sie sterben unter solchen Händen. Die Hoffnung verbat sich alle Arzneien und ließ nach dem neuen System die Natur wirken. Siehe da, diese sah ich gesund herausgehen aus dem Spital. Sie ist auch in der Welt von vielen mit Freuden empfangen worden, da die anderen noch immer im Spital bleiben.“ —

„Wir wollen,“ sagte der ehrliche Pfarrer, der mich zuerst auf unseren Satyriker in der Soutane aufmerksam machte, beim Abschied, „wir wollen uns mit Bucher's letztem Wort vor dem Verscheiden trösten: Ich hoffe!“

Die Jakobiner in München.

Die Briefe der Zeitgenossen geben Zeugniß davon, wie rasch die Nachwirkungen der französischen Revolution in Deutschland hervortraten. Schon im Dezember 1789 schrieb Johannes von Müller an Stockar von Neuforn: „Nichts ist in diesem Augenblicke wankender, als das System selbst der sichersten Höfe!“ Die ersten Signale wurden nicht etwa bloß von Abenteurern, sondern sogar in gemäßigten Schichten der Gesellschaft mit offener oder schlecht verhehlter Befriedigung begrüßt. Das Jahrhundert des absolutistischen Regiments hatte allenthalben entzündbaren Stoff angehäuft, und um so mehr wurde deßhalb durch den geistigen Aufschwung der letzten Jahrzehnte ein ungeduldiges Streben nach idealer Verbesserung wach gerufen. Ein Blick auf die damals beliebtesten Literaturerzeugnisse zeigt, daß selbst die übertriebenste Darstellung der Mißbräuche und Mängel in den bestehenden Verfassungen auf ein empfängliches Publikum rechnen durfte.

Der weitere Verlauf der Revolution dämpfte dieses Frohlocken; die empörenden Verbrechen, die der sociale Umschwung in Frankreich im Geleit hatte, verdunkelten das verehrte Ideal, aber dessenungeachtet gab es noch, als die Revolutionsarmeen über den Rhein kamen, in allen deutschen Staaten Parteien, die den Krieg der verbündeten deutschen Mächte als ein frevelhaftes Unternehmen gegen die Unabhängigkeit einer freien Nation betrachteten, die siegreichen Fortschritte der französischen Waffen mit geheimem Wohlwollen sahen

und sogar zur Unterstützung der Landesfeinde bereit waren. In erster Reihe gilt dies von den rheinischen Staaten, wo die Sympathien für die Revolution sogleich offen hervortraten. Der elektrische Aufruhrfunke eilte durch Städte und Dörfer, Freiheitsbäume erstanden allerorten und dreifarbige Cocarden flogen an die Mützen. Doch arbeiteten die „Freunde der Freiheit und Gleichheit" nur scheinbar für das Interesse der Volkssouveränetät, in Wirklichkeit waren sie Werkzeuge der französischen Eroberungsgelüste. Man mußte es bald fühlen, daß das feierliche Decret vom 22. Mai 1790: „Das französische Volk entsagt auf immer allen Eroberungen!" nur leere Phrase sei. Trotzdem fuhren die Führer der deutsch-republikanischen Partei fort, mit den Fremden zu fraternisiren. Forster fand es dünkelhaft, daß der Frankfurter Magistrat sich „gegen die Lichtmasse der Vernunft in der gesetzgebenden und vollstreckenden Gewalt der gebildetsten und aufgeklärtesten Nation des Erdenrundes" auflehnen wollte, und noch am 1. Januar 1798 wurde in Coblenz von der patriotischen Gesellschaft die Rückeroberung von Mainz durch die französische Republik gefeiert, wobei der junge Görres die Festrede hielt.

Aber auch in den übrigen deutschen Staaten ließen sich Viele durch die schlimmen Früchte des revolutionären Systems an diesem nicht irre machen und hielten kein Opfer für zu hoch, um die Republik zu erringen. In diesem Sinne spricht sich die Flugschrift „Grundlinien zu einer allgemeinen deutschen Republik, gezeichnet von einem Märtyrer der Wahrheit" (Altona und Wien 1797) aus. Andere mochte der Ehrgeiz treiben, denn wenn die bisherige Ordnung aufgelöst und neue Regierungsformen oder wenigstens interimistische Verfassungen geschaffen werden mußten, war Aussicht auf ehrenvolle und einträgliche Stellen geboten. An diesen Enthusiasten für die Grundsätze der Republik fand die französische Armee bei ihrem Erscheinen in Deutschland natürliche Bundesgenossen, und der Glanz ihrer Siege, Interesse und Furcht erhielten und verstärkten den Anhang.

Auch in Bayern machten sich in jener Zeit ähnliche Bestrebungen geltend. Erst vor wenigen Jahren brachte K. F. Neumann Mitteilungen über einen damals vorbereiteten Plan, eine süddeutsche

Republik zu constituiren. Da er aber fast ausschließlich auf die Tradition Rücksicht nahm und das durchaus nicht spärlich gebotene Quellenmaterial gar nicht beachtete, erschien mir, zumal ich in ungedruckten Memoiren und Acten wertvolle Aufschlüsse fand, erneute Untersuchung als dankbare Aufgabe.

Ein Anhänger der republikanischen Partei im Kölnischen, Michel Venedey, schickt der Erzählung, wie er bei diesen Plänen mitgewirkt, eine Schilderung der Zustände in den rheinischen Kurlanden voraus, die mit folgenden Worten schließt: „Solche Dinge ereigneten sich unter unseren Augen. Konnten wir es hiernach wohl sehr bedauern, wenn uns durch die Eroberung der Franzosen die Aussicht eröffnet wurde, in eine neue Verbindung zu treten, deren Grundsätze auf das philosophische, auf das Recht der Vernunft basirt waren?"

Es ist eine traurige Thatsache, daß unter der Regierung Karl Theodor's auch Bayern gänzlich zerrüttet war und der Auflösung entgegenzugehen schien. Der Wirtschaft von frommen und frivolen Günstlingen war es gelungen, ein an natürlichen Quellen des Wohlstandes reiches Land an den Rand des Staatsbankerotts zu bringen, und die Verwilderung des Volkes entsprach der Lage des Staates. Um den Glanz der Residenz zu erhöhen, wurden große Summen an Künstler gegeben, ohne daß die Kunst gefördert worden wäre. Die Ausgaben konnten nicht durch die gewöhnlichen Einnahmen gedeckt werden, deßhalb waren Staats- und Militärstellen käuflich, ja in Verleihung von wichtigen Aemtern nach Gunst und Willkür ging man so weit, daß im Staatshandbuch des Jahres 1799 (also lange vor Mill's Emancipationstheorien) außer erblichen Pflegerstellen auch weibliche Pfleger erscheinen, deßgleichen zu Stadtamhof eine Mademoiselle Grenzhauptmautnerin und zu Burglengenfeld eine wirkliche Oberforstmeisterin, die mit der Leitung zahlreicher Ober- und Unterforstmeister betraut war. Wo das Volk sich durch maßlose Bevormundung einer von Günstlingen geleiteten Bureaukratie gedrückt fühlt, ist guter Boden für regierungsfeindliche geheime Verbindungen. So auch hier. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß der Illuminatenorden politische Zwecke verfolgte und

Umsturz der bestehenden Verfassung anstrebte. Aber die bekannte Illuminatenhetze erfolgte doch hauptsächlich auf Grund der keineswegs gerechten und unparteiischen Angaben ehemaliger Mitglieder, die ihren Austritt und ihre Anzeigen bei Gericht vor dem Publikum rechtfertigen wollten.

Mit Max Joseph zog ein besserer Geist in's Land. Der Bürger konnte ruhig auf die Regierung vertrauen, denn er wußte, daß es dort am besten Willen nicht fehle. An das Staatsruder trat ein Minister, klug und thatkräftig, wie Bayern noch keinen gehabt hatte, Montgelas.

So rasch jedoch, wie viele wünschten und hofften, konnte die verwahrloste Lage des Staates nicht verbessert werden. Die reichen rheinischen Landesteile waren in Feindeshand. Das Regierungspersonal war unter der vorigen Regierung so zahlreich geworden, daß die obersten Behörden mehr mit den Bedürfnissen des Personals, als mit denjenigen des Landes sich beschäftigen mußten. Das war ein lästiger Nachlaß, mit welchem nicht auf einmal aufgeräumt werden konnte. Das Militärwesen verschlang ungeheuere Summen, denn unter dem vorigen Regiment hatte man es gleichsam absichtlich darauf angelegt, Bayern gegen das Ausland schwach zu erhalten, um es im geeigneten Moment wie eine ausgedorrte Baumfrucht dem östlichen Nachbar in den Schoß fallen zu lassen. Die mit bedeutenden Kosten verbundene Reorganisation der Armee trug begreiflicher Weise nicht dazu bei, die neue Regierung bei den Steuerzahlenden beliebter zu machen. Ueberdies wurde verschmäht, bei neuen Organisationen und Reformen Rat und Mitwirkung der Landstände einzufordern, die sich durch die Selbstherrschaft des an pfälzische Institutionen gewöhnten Montgelas verletzt fühlten. Der dadurch hervorgerufenen Mißstimmung ist Ausdruck verliehen in einer Flugschrift: „Neuester Landständischer Bundesbrief mit Erläuterungen“. Als ein kurfürstliches Rescript an die General-Landesdirection vom 30. Jänner 1800 zur Verhinderung weiterer Verbreitung dieser Schrift strenge Maßregeln anordnete, erschien ein höhnisches Pasquill, das über den Verfolgungsgeist der neuen Regierung klagt und die einzelnen Artikel jenes Rescripts einer

heftigen Kritik unterzieht. Mit manchen Reformen ging das Ministerium allzu hastig voran und reizte dadurch die sogenannte altbayerische Fraction, die ohnehin in den Pfälzern nur Fremdlinge sah. Dagegen war bei anderen in Folge des Druckes unter der vorigen Regierung die Abneigung gegen alles Bestehende so groß gewachsen, daß ihnen das reformatorische Streben der Regierung weitaus nicht genügte. „Jene Herren,“ so schreibt der geheime Referendar Heinrich von Schenk an Jacobi, „möchten gern sämmtliche Klöster aufgehoben, Religionsgebräuche abgeschafft, die Zehnten verworfen, ein ganz gleiches Abgabensystem ohne alle Rücksicht auf erworbene Rechte eingeführt und selbst die Landesverfassung zur Beschränkung des Adels, der Geistlichkeit und des Fürsten verbessert sehen. Diese übertriebenen Forderungen erregen den Widerstand der Gegenpartei, die nun gegen jede noch so weise Verbesserung mißtrauisch wird, weil sie glaubt, es möchte dadurch der Weg zu der gefürchteten Umwälzung gebahnt werden!“

In diesen Zwiespalt von Parteibestrebungen sah sich die Regierung verwickelt, als der zweite Krieg gegen die französische Republik ausbrach.

Man hatte erwartet, daß der Schützling der preußischen Politik, der vormalige französische Offizier, jetzt Kurfürst Max Joseph, sogleich die erste Gelegenheit benützen werde, um offen zu den Gegnern des Hauses Habsburg, das ihm seit zwanzig Jahren sein Erbrecht streitig machte, überzutreten. Allein sei es daß Max Joseph damals noch den Wunsch hegte, Bayerns Verhältniß zum deutschen Reich unverletzt zu erhalten, sei es daß die ungünstige Finanzlage das gewagte Spiel eines Bruches mit dem nächsten Nachbar noch nicht als zeitgemäß erscheinen ließ, Max Joseph blieb vorerst in den Geleisen der Politik seines Vorgängers. Durch die Finanznot seines Landes gezwungen, nahm er Hilfsgelder von England in Anspruch.

Der Feldzug hatte für die Reichstruppen den ungünstigsten Verlauf. Die Oesterreicher und Bayern wurden an allen Punkten zurückgedrängt, und schon am 30. Mai 1800 wurde München durch ein Gerücht vom Herannahen der Feinde aufgeschreckt. Zwar durchzogen die französischen Truppen noch mehrere Wochen lang das

schwäbische Gebiet, am 27. Juni aber hörte man von Dachau her Kanonenschüsse und Gewehrsalven. Die Münchener Garnison zog eilig ab, und der Kurfürst verließ mit seiner Familie die Hofburg und begab sich nach Amberg, wo er das ganze Jahr über blieb.

Am folgenden Tage zogen die geschlagenen Oesterreicher und Bayern im Sturmschritt durch die Stadt, die wehrlos dem Feinde preisgegeben war. Während um 12 Uhr Mittags Graf von Meerfeld mit den letzten österreichischen Schwadronen nach dem Gasteigberge abzog, rückte nur wenige hundert Schritte hinter ihnen eine Abteilung französischer Reiterei unter Trompetenschall durch das Karlsthor in die Stadt. In einer Flugschrift, deren Tendenz allerdings ausgesprochen antiklerikal ist („Beiträge zur Vaterlandskunde Bayerns") wird erzählt, daß auf dem Platze vor dem Rathaus eine große Volksmenge versammelt geblieben sei, die nicht glauben wollte, daß die einziehenden Sieger wirklich Franzosen seien, denn ein Exjesuit hatte eben noch in seiner Predigt verkündet, die Mutter Gottes vom Herzogspital werde den Feind nicht eindringen lassen. Nach derselben Quelle sah die Mehrzahl der Franzosen gar verwahrlost und unkriegerisch aus, „daß man hätte glauben mögen, ein deutsches Regiment nehme es mit vier solchen auf." Die Pantalons der Soldaten bestanden aus jenem gestreiften Zeug, welches man in den Landstädten zu Fenstervorhängen und Bettüberzügen benutzt, so daß man deren Ursprung leicht erraten konnte. Die Offiziere waren fast durchgängig sehr junge Leute. „Offiziere wie Gemeine aber waren schon nach wenigen Stunden geputzt, gepudert und parfumirt und säumten keine Minute länger, ihr Glück bei dem Münchener Frauenzimmer zu versuchen." Im Ganzen verlief Alles ordentlich und ruhig, und die Einwohner hatten Ursache, mit der Mannszucht der Feinde zufrieden zu sein. Die „Briefe eines französischen Offiziers, geschrieben im Jahre 1800," schildern ausführlich das Leben und Treiben der Franzosen in München. Die engen Straßen der bayerischen Hauptstadt boten ein bewegtes, farbiges Bild. Man sah Soldaten und Offiziere von allen möglichen Farben und Kleidungen. Der unansehnliche kleine Volontär von den Linienhalbbrigaden tummelte sich neben dem stattlichen Carabinier.

Hier stand ein Trupp Grenadiere, dort Husaren; Markedenterinnen, Troßknechte und Artilleristen, alles drängte sich durcheinander, man schimpfte und fluchte oder sang und war guter Dinge. „Die Einwohner waren es schon gewohnt, so viel Mannschaft in ihren Straßen zu sehen, obgleich es diese letzten Tage ziemlich arg war und mancher von ihnen Ursache hatte, bange zu sein. Indessen wurde die gute Ordnung doch noch so ziemlich erhalten und nur dann fand man des Morgens Todte oder Verwundete auf den Straßen, wenn die vierte leichte Halbbrigade hier über Nacht gewesen war. Dieses Korps ist wegen seiner Unverträglichkeit mit allen übrigen Truppen der Armee bekannt, es besteht aus der ehemaligen sogenannten Legion infernale, aus lauter Hitzköpfen aus den mittäglichen Provinzen, die, wo sie hinkommen und Garnison finden, sich jedesmal einzeln oder in ganzen Haufen mit ihnen herumschlagen.“ Am 30. Juni kam Obergeneral Moreau, blieb jedoch nicht in der Stadt, sondern begab sich sogleich nach Nymphenburg, wo er alle Mussestunden der Pürschjagd widmete. Die Generale le Caen, Richard und Andere quartierten sich in die Paläste der Adeligen, welche mit dem Kurfürsten geflohen waren, ein und veranstalteten auf Kosten ihrer abwesenden Wirte täglich glänzende Bälle und Schmausereien. Aus den Einquartierungsacten geht hervor, daß allein das kurfürstliche Hofkeller- und Küchenamt täglich über 1000 fl. für Weine und Lebensmittel verausgabte. Doch ließen sich die französischen Gäste auch die edleren Genüsse nicht entgehen, die ihnen die Stadt bieten konnte. Wie Moreau große Vorliebe für die deutsche Literatur hegte, so war General Desolle ein enthusiastischer Verehrer der deutschen Musik. Auf seinen Wunsch wurde durch die kurfürstliche Kapelle, die einen hohen Ruf genoß, Haydn's „Schöpfung“ aufgeführt, die selten ein so begeistertes Publikum fand als jene französischen Offiziere. Babo, der bekannte Poet und Hoftheater-Intendant, sah sich durch den Enthusiasmus der überrheinischen Gäste, die sich an Opern gar nicht satt sehen und hören konnten, häufig in Verlegenheit gesetzt. Ihre Verehrung für die bildenden Künste bekundeten die Franzosen in eigenthümlicher Weise. Mannlich, damals Director der kurfürstlichen Gemälde-

galerie, erzählt in seinen Memoiren ausführlich von den unangenehmen Besuchen des Commissärs Neveu in den Sammlungen. Auch dieser Herr versagte den hier gebotenen Schätzen nicht die gebührende Bewunderung, schrieb aber sogleich auf die Gemälde, die ihm am besten gefielen, mit Kreide: „Republique française“, ein Zeichen für die Grenadiere, die den Raub abholen mußten. Vorstellungen bei dem Divisionsgeneral erzielten nur die Antwort: „Es kann nicht die Rede sein von Bedingungen und Schwierigkeiten zwischen Sieger und Besiegten, der erste befiehlt, der andere gehorcht gutwillig oder weicht der Gewalt.“ Auch die den bayerischen Kreislanden auferlegte Contribution von 8 Millionen Livres (nur durch die Fürsprache des preußischen Residenten Harnier auf 6 Millionen ermäßigt) erinnerte die Münchener eindringlich an das Verhältniß, in welchem ihre Gäste zu ihnen standen. Aus den wiederholten Aufrufen der französischen Befehlshaber und des Generalhofcommissariats wegen Teilnahme von Bürgern und Bauern an Händeln mit den Soldaten wird ersichtlich, daß die Beziehungen nicht immer so friedlich blieben, wie die oben berührten Briefe des französischen Offiziers vermuthen ließen. Auch tauchen in den Zeitungen nicht selten Nachrichten auf, daß Franzosen in den benachbarten Gehölzen tot aufgefunden wurden.

Im September wurde durch Abschluß eines Waffenstillstands die Hoffnung geweckt, daß der Friede nahe sei, doch vergeblich! In der Nacht vom 28. November sah man von den Münchener Kirchthürmen aus in der Richtung gegen Hohenlinden die Wolken blutrot gefärbt von den Wachtfeuern der beiden zur Schlacht gerüsteten Armeen. Der Kanonendonner am folgenden Tage verkündete den Beginn des Kampfes und bald der Transport von Gefangenen die Niederlage der Bayern und Oesterreicher. Das bayerische Corps allein hatte in dieser Schlacht den Verlust von 5000 Mann zu beklagen.

Doch gerade auf diese Niederlage baute eine über ganz Bayern verbreitete Partei neue Hoffnungen. Ausser denjenigen, die im Interesse ihrer revolutionären Grundsätze ein siegreiches Vorgehen der republikanischen Armeen wünschten, gab es auch eine Menge Erfolgs-

politiker, die da urteilten: „Der Krieg nahm für die Waffen der Legitimität unglücklichen Ausgang, also war er von vornherein ungerecht!“

Es bildete sich ein Geheimbund, der in München seinen Hauptsitz hatte. Die Nachforschung in den bayerischen Archiven ließ zwar nicht auf ausführliche Nachrichten darüber stoßen, aber wenigstens ein Act des Generalhofcommissariats über Münchener Polizeigegenstände ist nicht ohne Belang.

Am 18. August 1800 berichtet Polizeidirector Baumgartner dem in Amberg residirenden Kurfürsten, daß in München insgeheim eine revolutionäre Flugschrift mit dem Titel „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bayerischen Nation, oder das Erwachen der Nationen nach einem Jahrtausend“ verbreitet werde. Wenige Tage später kam auch das Hofcommissariat in Besitz dieser Broschüre und eines weiteren revolutionären Schriftchens: „Danksagungsadresse von der bayerischen Nation an Kurfürst Max IV.“, und beauftragte den Hofrat, in Verbindung mit der Polizei den Vertrieb dieser Schrift zu verhindern und auf Verfasser, Drucker und Verleger zu fahnden. Polizeidirector Baumgartner berichtet darauf, er habe von Haussuchungen bei Buchdruckern und Buchhändlern der gegenwärtigen Umstände halber, die alle auffallenden Maßregeln verbieten, Umgang genommen, er höre jedoch allenthalben, daß die erwähnten Schriften wegen der darin gewagten Aeusserungen gegen die höchsten Personen nur mit Indignation vom Publikum aufgenommen würden. Das Hofcommissariat ordnete jedoch sofort an, daß jene Haussuchungen bei allen Buchbindern und Bücherverlegern von den betreffenden Justizbehörden vorzunehmen seien. Dagegen überwies ein kurfürstliches Rescript vom 28. August die fernere Untersuchung der Polizei; die Justizbehörden sollten erst dann angerufen werden, wenn gegen gewisse Individuen oder vielleicht ganze Gesellschaften solche Anzeichen sich ergeben hätten, daß über ihre Strafwürdigkeit kein Zweifel bestehen könnte. Bald darauf erstattete von Regensburg aus Graf Lerchenfeld an das Hofcommissariat die Anzeige, daß die Schriften revolutionären Inhalts sich mehrten, er könne folgende namhaft machen: 1. „Ueber Süddeutschland“; 2. „Die süddeutschen Unter-

thanen über Krieg und Frieden mit Frankreich, 1800"; 3. „Die zehn Gebote für Bürger und Bauern in Bayern, 1800"; 4. „Anschlag oder appendix zu allen gegenwärtigen und künftigen Präliminarien, 1800"; 5. „Der Bannstrahl des Hofes gegen den neuesten landständischen Bundbrief in Bayern"; 6. „Constitution der Republik Frankreich vom Jahre 8 mit aufklärenden Noten, 1800"; 7. „Danksagungsadresse von der bayerischen Nation an Max Joseph"; ausserdem zwei geschriebene Pasquille: „Max Josef dem Zweiten, Kurfürsten von Pfalzbayern, in das Ohr und in das Herz gesprochen", und: „Er aber verbarg sich und ging zum Tempel hinaus!"

Mit dieser Anzeige verschwindet die ganze Untersuchung aus den Acten des Hofcommissariats; auch in den Tagebüchern dieser Behörde findet sich keine weitere Spur.

Dem Publikum enthüllte die ersten bestimmten Nachrichten über die Verschwörung eine Flugschrift, die im Jahre 1801 erschien: „Vertrauliche Briefe aus München vom 1. Juli bis 31. December 1800, an einen Freund außerhalb Bayern geschrieben", deren Inhalt auch in die Broschüre „Beiträge zur Vaterlandskunde Bayerns" überging. Der Verfasser der Vertraulichen Briefe erzählt, „der dummkatholische Pöbel" in München sei seit der Ankunft des neuen Kurfürsten auf vielfache Weise verletzt worden, insbesondere durch das Abhalten eines evangelischen Gottesdienstes für die „ketzerische" Kurfürstin. Dazu die drückenden Militärabgaben und seit Einrücken der Franzosen die Einquartierungslasten und die Theuerung der Lebensmittel. Durch dies Alles sei der Boden für die revolutionären Umtriebe der Clubisten geebnet worden. Diese hätten nun allerlei regierungsfeindliche Lügen ersonnen, „die von Bettelmönchen und einigen tückischen Pfaffen nachgebetet wurden". Eine Hauptrolle dabei spielte die Beschuldigung, daß die an den Kurfürsten von England gezahlten Subsidiengelder an allen Drangsalen des Landes Schuld trügen. Es wäre auch unzweifelhaft zu einem Aufstande gekommen, „wenn das Demokratisirungssystem von Seiten der französischen Regenten noch immer an der Tagesordnung wäre, hätte man nicht etwa Preußen und seiner Alliirten Macht, denen

das weitere Demokratisiren in Deutschland unmöglich behagen konnte, fürchten müssen, würden einige geistliche und weltliche edle bayerische Patrioten ihren irregeführten Landsleuten nicht die Augen geöffnet haben". Die Anzeige über die gefährlichen Umtriebe der Clubisten sei zuerst von Franzosen gemacht worden.

„Sie haben", soll einst der französische Stadtkommandant zu München, Namens Ritay, ein unbescholtener Mann, einem Freunde des Verfassers erzählt haben, „große Schufte in München, die ihren Fürsten und ihr Vaterland gleichmäßig hassen, jenen verderben und dieses in namenloses Unglück stürzen möchten. Die Beweise davon habe ich in meinen Händen. Man hat mir Anträge gemacht, worüber ich erstaunte. Unter diesen Revolutionsmännern zeichnete sich aus ein gewisser B—, ein Mensch eines verruchten Sinnes, unserem Robespierre nicht unähnlich. Was mich noch mehr ärgert, ist, daß sich unter dieser Rotte Menschen finden, die Euer Fürst reichlich bezahlt." „Noch nicht waren die Franzosen in Münchens Mauern," fährt der Verfasser der „Vertraulichen Briefe" fort, „als schon der Clubistenchef N. auf Geheiß seiner Maitresse, die im Privatclub den Ton stets anzugeben pflegt, den fremden Gästen Bier, Wein, Liqueur vor's Thor entgegenschickte. Andere Clubisten konnten über die Ankunft der Franzosen so wenig ihre Freude mäßigen, daß sie voll Triumphes den Kaffee- und Wirthshäusern zuliefen und den dort Anwesenden die Ankunft der Gallier auf's freudigste verkündigten, mit dem Zusatze: „Nun wird es in Bayern bald besser gehen!" Vorzüglich im B—schen Garten sei der Hauptsammelplatz der Landesverräter gewesen. Auch verschiedene Flugschriften, „mit Robespierre'scher Wuth und plumper Verläumdungssucht geschrieben", seien von dieser Gesellschaft ausgegangen, und damit sie unter das Landvolk gelangten, habe man sie heimlich auf der Schranne in die Getreidesäcke der Bauern gesteckt. Die Hauptloge war in dem Hause des Baron H . . . in der Weinstraße; kleinere Versammlungen tagten in mehreren Bürgerhäusern. Einer der thätigsten Clubisten sei ein gewisser V . . ., ehemals Hofmeister, gewesen; er sei oft als Emissär zur Verbreitung der revolutionären Idee in die Landstädte geschickt worden; auch der Kurfürst in Amberg sei

von solchen Emissären auf Schritt und Tritt bewacht worden. Das Petschaft, dessen sich diese Missionäre der Revolution bedienten, war von der Größe eines Groschenstückes und enthielt drei leere Felder, über welchen ein Merkur schwebt. Der Hauptplan habe ungefähr folgende Punkte umfaßt: 1. In engster Verbindung mit den auswärtigen Brüdern zu stehen; 2. auf den Landesherrn und alle redlichen Bayern stets zu lügen und diese Lügen fleißig in französischen Zeitungen abdrucken zu lassen; 3. das bayerische Militär zu verführen und nach und nach für sich zu gewinnen; endlich 4. Missionäre in den Provinzialstädten aufzustellen, die das Volk für die gute Sache bearbeiteten.

Der Herausgeber der „Beiträge zur Vaterlandskunde“ scheint den Inhalt der „Vertraulichen Briefe“, den er mitteilt, nicht seinem ganzen Umfange nach für authentisch zu halten, denn er fügt eine Anmerkung hinzu, er lege diese Aeusserungen des Patrioten nur deßhalb unverändert vor, um dadurch vielleicht eine Erklärung über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer für die Ehre der deutschen Nation so wichtigen Erscheinung zu veranlassen; eine solche Erklärung sei um so wünschenswerter, weil wirklich ähnliche, in manchen anderen Ländern gefürchtete und verfolgte Revolutionsgespenster bloß als Geschöpfe der Einbildungskraft oder des Parteigeistes sich erwiesen.

K. F. Neumann, der weder die „Vertraulichen Briefe“, noch die „Beiträge“ kannte, erlangte durch mündliche Mitteilungen Kenntniß von dem Republikproject. Ein Beamter des Medicinalcollegiums, Namens Kraus, und seine Frau, die selbst in das Geheimniß der Verbindung eingeweiht waren, erzählten ihm manche Einzelnheiten. Nach ihrer Aussage tagte der Club im Keller eines Hauses in der Weinstraße, wohin auch schwäbische Abgeordnete häufig gekommen seien. Eine geheime Druckerei sei dort eingerichtet gewesen, die Flugschriften selbst seien von Baron G. von Aretin, von Hazzi und Utzschneider verfaßt worden. Zwei solche Broschüren bezeichnete Kraus namentlich: „Ueber Süddeutschland“ und „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bayerischen Nation oder das Erwachen der Naiion nach einem Jahrtausend“. Auch sprach Kraus davon,

daß die geheime Gesellschaft in Verbindung mit Moreau trat, von ihm jedoch abgewiesen wurde. Neumann erhielt das Versprechen, daß ihm die Proclamationen des Clubs mitgeteilt würden. Kraus starb jedoch plötzlich, und Neumann konnte nur eines einzigen Schriftchens habhaft werden, das unter dem harmlosen Titel: „Die Folgen des Friedens in Bayern. Straßburg im neunten Jahre der Republik“ entschieden revolutionären Inhalt verbirgt. Ein Bekannter Neumann's erhielt die Bestätigung der Angaben des Kraus aus dem Munde des vormaligen Premierministers Grafen Montgelas, der ihn auf das künftige Erscheinen seiner Memoiren verwies, wo alle Einzelheiten aufgezeichnet seien. Nach dem Tode des Ministers bat Neumann den Sohn um Mitteilung der hinterlassenen Denkwürdigkeiten, erhielt jedoch abschlägigen Bescheid. Der nämliche Versuch von meiner Seite erzielte kein günstigeres Resultat.

Dagegen glückte es mir, sehr genaue Nachrichten über jene Revolutionspropaganda in einem anderen Manuscript, den schon oben angeführten Memoiren des Galeriedirectors von Mannlich, zu finden. Mannlich spielte in dieser dunklen Episode der neueren bayerischen Geschichte sogar eine Hauptrolle, er war „Spion wider Willen“.

Unter den Franzosen, die mit Moreau's Armee in München einzogen, befand sich auch ein Neffe Mannlich's, de Vismes, der die Stelle eines Commissärs bei der Armee bekleidete. Durch ihn wurde Mannlich mit zwei anderen Commissären bekannt, Sotin, der früher unter dem Regiment des Wohlfahrtsausschusses Polizeiminister in Frankreich war, nach seinem Sturze aber sich mit dieser bescheidenen Stelle in Moreau's Armee begnügen mußte, und Rochelle, der zu Moreau selbst in freundschaftlichen Beziehungen stand.

Sotin wird als eine bedeutende Erscheinung geschildert. „Er war von mittlerer Figur, seine schwarzen, struppigen Haare gingen schon in's Graue über, seine Augen brannten düster, die Gesichtsfarbe war fahl, kurz er war in der äussern Erscheinung ganz ein Jakobiner, wie sie von den Emigranten geschildert worden waren“. Dagegen hatte Mannlich Gelegenheit, den Charakter des Franzosen

von der besten Seite kennen zu lernen; auch Rochelle wird als ein Mann von frostigem Temperament, aber ehrlichem Charakter geschildert.

Da diese beiden Commissäre die Gewährsmänner für Mannlich's Angaben sind, so wird es angemessen sein, auf die Erzählung über ihr Auftreten in München näher einzugehen.

Rochelle wohnte im Hause des vormaligen Zweibrückener Ministers Salabert, der im Gefolge des Kurfürsten nach Amberg mitgezogen war und die Aufsicht über sein Haus einem Freunde, de Boyes, überlassen hatte. De Boyes, vormals General im Dienste Ludwigs XVI., hatte sich bei Beginn der Revolution nach Deutschland geflüchtet und bei seinem alten Freunde Salabert gastliche Aufnahme gefunden. Da es für den royalistisch gesinnten Emigranten begreiflicher Weise peinlich sein mußte, den Wirt eines Jakobiners darzustellen, lud er den ihm befreundeten Mannlich zum Diner ein.

Mannlich fand in dem gefürchteten Revolutionär einen Mann von sanfter Physiognomie und anständigem, zwanglosem Benehmen, der wenig sprach, aber immer höflich und zuvorkommend blieb. Nach dem Kaffee entfernte er sich und ließ seinen Wirt mit Mannlich allein. De Boyes, der aus Furcht vor seinem Gaste eine traurige Rolle gespielt hatte, wagte jetzt wieder zu athmen. „Haben Sie bemerkt“, rief er, „daß er seinen Bart unter der Cravatte versteckt, das ist das untrügliche Zeichen ihres versteckten Charakters. Trauen Sie ja diesem heißblütigen Jakobiner nicht zu sehr. Er ist der Vertraute Moreau's, der selbst schon, um ihn zu besuchen, in unser Haus kam!“ Mannlich hielt den Gast nicht für so gefährlich, leistete jedoch der Bitte de Boyes, immer mit ihm und dem Franzosen zu speisen, Folge und kam alle Tage zum Diner.

Ausserdem aber gab es zahlreiche Gelage und Bälle, die von den französischen Offizieren auf Kosten der Münchener Herren veranstaltet wurden, an denen jedoch Moreau nie Teil nahm. Bei einem solchen Gastmahl, dem auch der Commissär Sotin anwohnte, kam die Rede auf die gänzliche Vernichtung des Handels in Frankreich. Ein General sagte leichthin, die Königin Mode werde diese commerciellen Zustände bald wieder bessern, die Thor-

heit der Weiber in Europa werde bald nach wie vor Frankreich Millionen einbringen. „Das wäre möglich“, warf Sotin ein, „wenn wir noch eine Marie Antoinette auf unserm Thron hätten. Sie werden mich aber nicht glauben machen, daß jemals eine Madame Bonaparte für die Frauen Europa's den Ton angeben wird, wenn sie sich auch auf dergleichen verlegen wollte. Da wir jedoch nichts erreicht haben, als daß wir die Unterdrücker, die Geisseln der Nationen geworden sind, wäre es für uns hundertmal besser gewesen, wenn wir den milden Despotismus unserer Könige forttertragen, Ketten behalten hätten, die weit weniger drückten als diejenigen, die man uns heute, immer unter dem heiligen Namen der Freiheit, zu schleppen giebt.“

Keiner der anwesenden Franzosen widersprach den heftigen Auslassungen Sotin's, in denen sich der bittere Groll des Republikaners gegen Bonaparte offenbarte.

Kurze Zeit darauf hatte Mannlich Gelegenheit, sich von der Ehrlichkeit Sotin's zu überzeugen. Dieser hatte bedeutende Lieferungen von Korn und Haber ausgeschrieben. Die Münchener Commission für Verproviantirung der französischen Truppen gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn zur Herabsetzung der Leistungen zu bewegen, und bot ihm selbst 200 Louisd'or an. Er wies das Offert mit Entrüstung ab und äusserte sich gegen Mannlich, der ihn ebenfalls um Nachlaß anging, er sei der Nährvater von 100,000 Mann, die sich in und um München befinden und das Geforderte nötig haben; wollte er die angebotene Summe annehmen, so würde dies der Bürgerschaft nichts nützen, denn er würde doch bald abziehen und sein Nachfolger rücksichtslos die Forderung erneuern müssen.

Sotin und Rochelle blieben aber auch nach dem Abzuge Moreau's in München zurück, weil sie zur Beaufsichtigung der Magazine bestimmt wurden. Mannlich kam fast täglich mit ihnen zusammen und überzeugte sich immer mehr, daß nicht alle Jakobiner in Wirklichkeit die Tiger wären, wie sie von den Emigranten geschildert zu werden pflegten.

Eines Tages gestand dies Mannlich offen ein. Sotin erwiderte: „Das überrascht mich nicht. Man hat uns so viele Grausamkeit, so

viel Ungerechtigkeit, so schreckliche Verbrechen zur Last gelegt, daß wir es jetzt als große Gunst betrachten müssen, wenn man uns überhaupt in anständiger Gesellschaft duldet. Es waren fast nur redliche, gefühlvolle, aufrichtig das Gute anstrebende Männer, die sich ursprünglich im Jakobinerclub vereinigten. Von dieser Gesellschaft gingen die ersten Reden in der Nationalversammlung aus; was dort gesprochen wurde, war schon vorher bei uns beraten und erwogen worden. Wie bei uns in Frankreich überhaupt Alles bald Manier wird, so wurde es auch Mode, Jakobiner zu sein; unser Club vergrößerte sich rasch auf erstaunliche Weise, wodurch alle übrigen Parteien in Schrecken gerieten. Sie schlugen Lärm; da es aber schwer ist, einfache Leute zu verläumden, die keinen anderen Ehrgeiz kennen als das aufrichtige Streben, Gutes zu thun, suchte man uns von einer anderen Seite zu verderben, durch uns selbst. Falsche Brüder mischten sich unter uns, und unter dem Vorwande, eifrigst für unsere Principien zu kämpfen, suchten sie dieselben nur durch Uebertreibungen zu erniedrigen. Anträge, die täglich blutiger, räuberischer und barbarischer wurden, überstürzten sich, und um unserem Namen den Fluch der Menschheit aufzubürden, verbrüderte man sich mit der gemeinsten Canaille zur Durchführung jener Anträge. Daher die Galgenurteile, die Metzeleien, die Schreckensherrschaft. Die wahren Patrioten waren bald in unserem Club eine verschwindende Minderheit. Wer sich gemäßigt zeigte, wurde als Vaterlandsverräter gebrandmarkt, und viele ächte Jakobiner starben auf dem Schaffot. Ich selbst wurde des Hochverrats bezichtigt und eingekerkert. Da in jener Zeit angeklagt und guillotinirt werden auf das nämliche hinauslief, gab ich mich selbst verloren. Nach einiger Zeit holte man mich jedoch zu einem Verhör ab, und ich erschien vor Gericht. Nach etlichen verfänglichen Fragen, die von meinen Richtern gestellt wurden, begann ich selbst zu sprechen. Die Entrüstung und der Schmerz darüber, daß ich sehen mußte, wie mein Vaterland in seinen eigenen Eingeweiden mit greuelvollem Wahnsinn wühle, machte mich beredt. Das Publikum klatschte mir Beifall zu und rief: Er ist unschuldig, die Anklage ist falsch! Meine Richter hielten für angemessen,

das einstimmige Urteil der Zuhörer zu bestätigen, ich war frei! Aber nicht alle Gesinnungsgenossen waren so glücklich. Die falschen Jakobiner, die von unseren Gegnern selbst unter uns gemischt waren, fanden es zu süß, eine zahllose, stumpfsinnige Menge nach Willkür zu leiten, sie bedachten in ihrem Wahnwitz nicht, daß dieses nämliche Volk bald auch ihr Henker sein werde. Auch die verschiedenen Parteien sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht; ihre Sendlinge, die Jakobiner geworden waren, ächteten und mordeten Adel und Klerus, confiscirten und verpraßten ihr Gut.

„So kam es, daß die wahren Jakobiner des Rufes dieser Schurken teilhaftig wurden. Dies hindert aber nicht, daß die ächten Grundsätze der Stifter des Clubs noch immer in Frankreich auf wahre Freunde zählen können, insbesondere in jener Armee, die Moreau befehligt, der eine Hauptstütze jener edlen Principien. Da aber diese Wohlgesinnten sehen, daß Intriguen, Spiel, Ehrgeiz und militärischer Despotismus bereits die Oberhand gewonnen, wagen sie nicht mehr, ihre Ansichten offen zu zeigen, und begnügen sich, die Republik liebend in's Herz zu schließen, auch jetzt noch, da ihr Ende bevorsteht!

„Ich sah mich einst auf eine der ersten Machtstufen in Frankreich erhoben. Ich war Polizeiminister, und diesem Beamten mußte man wohl bei einer so schlimm geleiteten Revolution, wie es die unsere war, fast unbegrenzte Gewalt einräumen. Mein Name ist durch den 18. Fructidor berüchtigt geworden. Die Emigranten, die ich nicht liebe, da sie ihren König, dem sie doch treu ergeben zu sein vorgaben, feig verließen, hatten Ursache, mit mir unzufrieden zu sein, und verlästerten also meinen Namen.

„Aeussere Kriege waren notwendig geworden, um dem inneren Krieg ein Ende zu setzen. Man warf der Welt den Fehdehandschuh hin. Unsere Erfolge schmeichelten nur allzu sehr der Eitelkeit der Franzosen, die bald in ihrem Wahn Gut, Blut und sogar die Freiheit opferten, um sich dem Despotismus zu überliefern.

„Ein Mann von meiner Denkungsart, die ich in keinem Augenblick des Lebens verleugnet habe, paßte nicht zu Leuten, die sich schon heimlich um die bunten Lappen des Königsthums stritten und

das Volk auf's Neue zu verführen strebten. Ich wurde von einem Platze entfernt, der zu wichtig war, als daß ich den künftigen Tyrannen nicht hinderlich hätte werden müssen. In Moreau's Armee erhielt ich eine Stellung als Commissär. Bei Moreau finden sich alle wahren Patrioten, alle ächten Jakobiner zusammen, und ich kann sagen wie Cato: Rom ist nicht mehr in Rom, es ist da, wo ich bin!“

Gerade dieser Republikaner nun machte Mannlich zuerst auf das versteckte Treiben der Gesellschaft, die sich mit Umsturzideen trug und in Bayern bereits Boden gewonnen hatte, aufmerksam.

Als Sotin von Mannlich Abschied nahm, weil nach geschlossenem Frieden auch seine Geschäfte in München beendigt waren, zog er ihn auf die Seite und sagte: „Ich weiß, daß Sie ihrem Kurfürsten eifrig ergeben sind. Ich habe über den Charakter und die Regierung dieses Fürsten Erkundigungen eingezogen, es ist mir das Beste über ihn gesagt worden. Das hat mir Achtung vor seiner Persönlichkeit eingeflößt, gerade deßhalb aber darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß es unter der hiesigen Bevölkerung, und sogar unter den Leuten, die im Dienste des Kurfürsten stehen, nicht an solchen fehlt, die auf das Verderben des Fürsten sinnen und um jeden Preis dieses Land in Aufruhr hetzen wollen. Diese Thoren! Sie wissen nicht, was das heißt! Um es zu kennen, muß man die Schreckenszeit durchlebt haben, wie wir. Wenn sie es übrigens wirklich durchsetzen, den Pöbel zum Aufstand zu bringen, so lassen Sie es mich wissen und, weiß Gott, ich, der Jakobiner, der Feind aller Despoten, werde kommen und will mich für jenen Fürsten schlagen, weil er mir zu sein scheint, was ein König sein muß: Der Vater seines Volkes!“

Mannlich legte auf diese Aeusserung keinen Wert und hielt die Münchener Verschwörung für ein Phantasieproduct, denn kein Zeichen deutete auf Unruhen, kein Lüftchen kündigte den Sturm an.

Rochelle mußte länger als Sotin in der bayerischen Hauptstadt bleiben, weil er mit dem Verkaufe der überflüßigen Pferde und Wagen betraut war. De Boyes war durch den längeren Umgang mit ihm durchaus von seiner Abneigung bekehrt worden. Ja, als so viele tausend Franzosen in die Heimat zurückkehrten, beschlich auch

ihn das Heimweh, um jeden Preis wollte er die „einzige“ Stadt wiedersehen! Rochelle vermittelte, daß der alte Emigrant den Paß eines Offiziersbedienten erhielt, sodaß der ehemalige General in der Livree eines Jakobiners nach Paris zurückkehren konnte. Er starb dort in seinem Hause, ohne daß man ihn je beunruhigt hätte.

Nach dem Friedensschlusse kehrte auch der Exminister Salabert in sein Münchener Hotel zurück, wo Rochelle einquartiert war. Salabert war zu jeder Zeit ein begeisterter Verehrer der „großen Nation“ gewesen, diese Verehrung hatte ihm sogar vor wenigen Jahren nach der Rückeroberung Mannheim's durch die Oesterreicher längere Haft zugezogen. Er trat zu Rochelle rasch in ein freundschaftliches Verhältniß, und Mannlich fehlte nie als Dritter bei den amusanten Diners des gastfreundlichen Hauses.

Als Rochelle seine Geschäfte beendigt hatte und sich zur Rückkehr nach Paris anschickte, bat er Mannlich um eine Unterredung unter vier Augen. Mannlich war nicht wenig erstaunt, als er inne wurde, daß auch das Thema dieser Unterredung mit den Abschiedsworten Sotin's übereinstimmte. Rochelle sagte zu ihm:

„Ich glaube, der aufrichtigen Freundschaftsgefühle wegen, die Sie mir eingeflößt, Ihnen ein vertrauliches Geständniß zu schulden. Deßhalb will ich Sie in Kenntniß setzen, daß Ihr Bayern reif ist zur Revolution, die nur von den unglücklichsten Folgen begleitet sein kann. Was ich Ihnen anvertraue, beruht nicht bloß auf Verdacht oder vagen Gerüchten. Eine Verschwörung besteht, ich kenne Namen und Rang der Verschworenen, ich kenne ihren Plan und die Mittel, deren sie sich bedienen wollen.

„Gäbe es nicht Leute unter ihnen, die nur verführt wurden, die schlicht und ehrlich des Glaubens sind, daß die Freiheit ihrem Vaterlande nur Glück bringen werde, so würde General Moreau sie als Treulose und Undankbare dem Kurfürsten ausgeliefert haben. Denn wenn Sie die Liste der Verschworenen sehen könnten, würden Sie an der Spitze sehr bekannte Namen finden, die Sie am allerwenigsten dort vermutet hätten.

„Kurz nach unserem Einzug in München ließ sich in aller Stille bei General Moreau eine Deputation anmelden, die ihm Geheimnisse

von größter Wichtigkeit mitzuteilen habe. Er empfing sie und hörte sie an. Sie eröffneten ihm den Plan: auch Bayern soll nach dem Beispiel Frankreichs das Joch der Tyrannei abschütteln und sich als Republik unter dem Schutz der französischen Republik constituiren. Dankbar werde dann der neue Tochterstaat keine anderen Freunde und Feinde mehr haben als diejenigen Frankreichs. Dem Kurfürsten und seiner Familie aber sollte die Rückkehr nach Bayern abgeschnitten werden. Moreau erwiderte, es sei durchaus keine leichte Sache, an Stelle eines gestürzten Regiments eine Republik zu setzen, die wirklich im Stande wäre, das Volk glücklich und frei zu machen; dazu müsse man zuverlässige Mittel vorbereitet haben, und redliche, aufgeklärte Männer seien vonnöten, die das Staatsruder so geschickt zu leiten verständen, daß der Anarchie, die hundertmal schlimmer als der früher ertragene Despotismus, vorgebeugt werde. Die Abgesandten gaben darauf einhellig dem General die Versicherung, es sei bereits Alles im voraus berechnet, seit langer Zeit seien die nötigen Vorkehrungen getroffen. Es gebe nicht Einen Flecken in Bayern, wo nicht geeignete Leute in das große Unternehmen eingeweiht seien, vollkommen bereit und gerüstet, zur That zu schreiten, falls die französische Republik den Plan billige und Unterstützung gewähre. Als Moreau einsah, daß diese Leute wirklich einen festen Plan geschmiedet, gab er ihnen den Rath, sie möchten sich die Sache nochmals reiflich überlegen, und fügte in artigster Weise die Bemerkung hinzu, er sei nach Bayern geschickt, um den Feind zu schlagen, nicht aber um dort eine Republik zu gründen. Nachdem die Deputation sich entfernt hatte, gingen wir die Liste der Verschworenen, die sie dem General überreicht hatten, durch und fanden eine überaus große Anzahl von Namen. Wenn diese guten Leute wüßten, sagte der General, was eine Revolution bedeute, wie wir es erfahren haben, würden sie sicherlich nicht so eifrig sein, ihr Land zu revolutioniren.

„Zwei Tage darauf kamen die nämlichen Männer wieder und übergaben die Liste der Mitverschwornen in den Landstädten. Sie hoben auch hervor, welch großen Vorteil Frankreich aus dem engen Anschluß Bayerns ziehen werde, weil dadurch eine starke

Schutzwehr gegen den natürlichen Feind der Republik, das Haus Oesterreich, geboten wäre. Sie wurden jedoch von Moreau mit gleichem Bescheid wie früher abgewiesen.

„Hartnäckig an ihrem Project festhaltend, suchten sie nun meine Gunst zu gewinnen, damit ich ihre Sache bei Moreau vertrete. Sie führten mich in ihren Club ein, der zahlreich besucht war. Unter den Mitgliedern waren einige aufgeklärte Köpfe, die, für Freiheit und öffentliche Wohlfahrt begeistert, gleichwohl alle gewaltsamen und blutigen Mittel verabscheuten, wahre Jakobiner, dieses Namens würdig. Andere aber, die sich in endlosen Reden ergingen, kannten keinerlei Bedenken. Eine kleine Anzahl von Männern, die unter sich selbst abgeschlossen schien, gab sich alle Mühe, mich von den Vorteilen zu überzeugen, die der französischen Republik durch den Anschluß des befreiten, dankbaren Bayerns geboten wären. Einer von ihnen, der alle anderen mit Wink und Wort leitete, verbreitete sich besonders schlau und beredt über diese Seite der Angelegenheit, ich glaubte einen unserer Straßenredner zu sehen und zu hören, die das gute Pariser Volk zu allen Schreckensthaten zu bearbeiten wußten. Die Antworten, die er mir auf mehrere Fragen gab, bestätigten meine Ansicht über ihn; ich erkannte ihn und nenne ihn Euch als das Haupt der Verschwörung, als einen Mann von aufgeklärten, aber ruchlosen Grundsätzen. Er heißt Outschneider (Utzschneider). Seien Sie vor ihm auf der Hut und überwachen Sie sein Treiben!

„Obwohl ich diese Clubisten belehrte, wie schrecklich die Folgen einer Revolution, und den Rat gab, dem thörichten Plane zu entsagen, kamen sie doch zum dritten Mal zum General, dem ich meine Beobachtungen mitteilte. Diesmal ließ er sie nicht mehr vor, sondern ließ ihnen sagen, er werde sie, wenn sie nochmals kämen, die Treppe herabwerfen lassen."

Als Rochelle diese Mittheilungen beendigt hatte, zog er seine Uhr und sagte: „Es ist spät, ich muß noch einpacken". Darauf umarmte er seinen Freund und entfernte sich.

Mannlich war im ersten Augenblick so bestürzt, daß er nicht ein Wort über die Zunge bringen konnte. Nachdem Rochelle fort-

12*

gegangen war, beschäftigten ihn tausend Fragen. Jetzt konnte er nicht mehr an der Existenz einer Verschwörung zweifeln. Rochelle war nicht der Mann, bei einer so wichtigen Sache der Einbildungskraft nur den mindesten Spielraum zu gewähren. Die Gefahr schien zwar beseitigt, da Moreau den Verschwornen keine Unterstützung gewähren wollte, jedoch nur für den Augenblick, da die geheime Gesellschaft ihre Umtriebe fortsetzen konnte, um in günstigerem Moment offen ihren Plan ins Werk zu setzen.

Sollte er Anzeige machen? Nur ein Name war ihm bekannt. Dieser eine Mann war ein vertrauter Freund des Ministers Montgelas und besaß großen Einfluß in seiner eigenen Stellung. Wenn Rochelle abgereist, hatte er keinen Zeugen für die Wahrheit seiner Aussage aufzustellen. Er konnte den Kurfürsten nur beunruhigen, ohne ihm Beweise liefern und die Bestrafung der Schuldigen herbeiführen zu können.

Endlich verfiel er auf den Gedanken, Rochelle werde die Sache wohl auch seinem neuen Freunde Salabert anvertraut haben, da ja dieser noch immer einflußreiche Mann am besten geeignet, die nötigen Vorkehrungsmaßregeln zu betreiben.

Nach einer schlaflosen Nacht begab er sich zu Salabert, bei welchem gerade auch Herr von Haymann, preußischer Botschafter, auf Besuch anwesend war. Betroffen darüber, daß Salabert der wichtigen Angelegenheit mit keinem Worte gedachte, platzte Mannlich mit der Frage heraus, was denn Salabert zu den Enthüllungen Rochelle's sage. Nun sah er zwar bald ein, daß dem Minister Nichts mitgeteilt worden war, konnte aber den stürmischen Fragen desselben nicht mehr ausweichen und eröffnete Alles, was er gehört. Unmittelbar darauf ließ Salabert einspannen und eilte, wie Mannlich bald erfuhr, zum Kurfürsten.

Als Mannlich Abends in's Theater kam, wurde er durch einen Lakai in die fürstliche Loge gerufen. Als er eintrat, erhob sich Max Joseph und sagte mit einem Anflug von Sarkasmus: „Ich hätte nie geglaubt, daß ich von Andern früher als von Ihnen selbst, mein lieber Mannlich, erfahren müßte, daß Sie eine Verschwörung entdeckt haben, die sich gegen mich, meine Familie und den Staat

überhaupt richtet. Nur der Anhänglichkeit Salabert's und Haymann's verdanke ich die wichtige Nachricht. Warum haben Sie darüber geschwiegen?"

„Weil die Gefahr schon vorüber war, ehe ich davon wußte, und weil ich deßhalb Ew. Hoheit nicht mehr in Unruhe versetzen wollte!"

„Die Gefahr ist nicht vorüber, solange ich Leute, die so schwarzen Undanks fähig wären, in meinen Diensten habe. Ich will sie kennen lernen und strafen, wie sie es verdienen. Sie haben auch Utzschneider genannt?"

„Rochelle hat diesen Namen genannt, ich habe sonst keine Beweise, und eben dies ist der Hauptgrund, der mich bewog, still-zuschweigen. Ich hätte das Schweigen auch nicht gebrochen, wäre ich nicht des Glaubens gewesen, daß Salabert, der doch so vertraut mit Rochelle, besser unterrichtet wäre, als ich!"

„Kommen Sie morgen früh zu mir. Treten Sie, ohne sich anmelden zu lassen, durch die Garderobe bei mir ein. Adieu!"

Durch Salabert's Indiscretion war Mannlich in eine recht bedenkliche Lage versetzt. Er sah sich dem Hasse und der Verfolgung vieler einflußreicher Männer bloßgestellt, ohne Beweise für ihre Schuld wirklich liefern zu können, denn Rochelle war bereits abgereist. So mußte er gewärtig sein, als Verleumder gebrandmarkt zu werden.

Zur bestimmten Zeit begab er sich zum Kurfürsten. Er mußte nun Alles genau erzählen, was Rochelle und Sotin ihm mitgetheilt. Max Joseph hörte ihm aufmerksam zu und sagte dann: „Ich würde gern 1000 und 2000 Louisd'or darum geben, wenn ich genügende Beweise schaffen könnte, um einige von diesen verruchten Undankbaren festnehmen zu können!"

Mannlich erklärte, er vermöge sie nicht zu schaffen und bedauere, den Kurfürsten nutzlos in Unruhe versetzt zu haben. Der Kurfürst sprach den Wunsch aus, selbst Rochelle zu sprechen, und veranlaßte Mannlich, sofort an diesen zu schreiben und ihn zur Rückkehr nach München, wenn auch nur auf einen Tag, zu bestimmen. Ein Kurier sollte den Brief augenblicklich befördern, und Ersatz der Reisekosten

und reiche Belohnung Rochelle zugesichert werden. Nach einiger Zeit ließ der Kurfürst Mannlich wieder rufen und übergab ihm die Antwort, die der Kurier zurückgebracht. Rochelle machte ihm in dem Briefe Vorwürfe, daß er einem dritten die Sache entdeckt, da er ihn ja doch nur deßhalb unterrichtete, damit Mannlich für seine eigene Sicherheit sorgen könne. Er habe sein Wort gegeben, das Geheimniß der Verschworenen zu bewahren, und werde es halten, da er unter ihnen sehr rechtliche und gutgesinnte Männer gefunden habe, die nur von Utzschneider, der am meisten zu fürchten sei, verführt wurden.

Mannlich war nun wenigstens insofern beruhigt, als der Kurfürst selbst die Wahrheit seiner Aussage controliren konnte. In diesem war aber natürlich jetzt erst recht das Verlangen rege gemacht, Genaueres in Erfahrung zu bringen. Mannlich mußte deßhalb nochmals an Rochelle schreiben und die Einladung nach München wiederholen. Die zweite Antwort Rochelle's war sehr kurz und enthielt nur die bestimmte Weigerung, einen anderen Namen zu nennen; wolle der Kurfürst mehr erfahren, so möge er sich an diesen Rädelsführer halten.

Max Joseph befahl nunmehr Mannlich, dem Minister Montgelas die beiden Briefe zu zeigen und mit ihm die Mittel zu beraten, wie man der Sache am besten auf die Spur kommen könne. Der Minister hieß ihn vor Allem unverbrüchliches Stillschweigen beobachten.

„Die Zeit wird die Wahrheit enthüllen", sagte er, „man muß nicht zu rasch zu Werke gehen! Wenn es wahr ist, daß Utzschneider an der Spitze der Verschwörung steht, und wenn nicht das Ganze eine erdichtete Fabel ist, um diesen Mann zu stürzen, so bin ich sicher, daß er seine Maßregeln so gut getroffen und alle Umstände so klug erwogen hat, daß es schwer sein wird, ihn anzugreifen. Hier ist das tiefste Stillschweigen geboten, ich empfehle es Ihnen nochmals an. Ich werde diese Briefe aufbewahren, um mich ihrer gelegentlich zu bedienen, und will die ganze Sache mit dem Kurfürsten besprechen!"

So waren die einzigen Beweise dafür, daß Mannlich nicht selbst die Nachricht erfunden, in die Hände des Ministers gegeben.

Dadurch neuerdings mit Unruhe erfüllt, wandte sich Mannlich zum drittenmal an Rochelle und beschwor ihn, er möge ihn nicht der Rache seiner Feinde, die noch weit gefährlicher, da sie im Verborgenen wirken könnten, preisgeben. Der Ton, in welchem der Brief gehalten war, schien den Empfänger beleidigt zu haben, denn er antwortete ebenfalls in gereiztem Tone und weigerte sich auf das Entschiedenste, die Verschworenen zu nennen. Es sei das Schicksal der Revolutionen, daß Intriguanten sich an die Spitze stellten, deßhalb dürfe man aber nicht die patriotischen Männer, die nur die Freiheit erstrebten, mit ihnen zur Strafe ziehen. Wenn Mannlich in seinem Briefe die republikanisch Gesinnten als Wölfe titulire, so sei er ebenfalls mitbetroffen und habe um so weniger Ursache, seine Gesinnungsgenossen zu verraten.

Damit mußte wohl die Sache beruhen. Mannlich hörte auch nichts davon, ob Untersuchungen im Gange seien. Utzschneider wurde zwar plötzlich aus dem Staatsdienst entlassen, blieb jedoch in Freiheit und bezog sein volles Gehalt fort. Er verwandte diese Muſſe zur Ausführung nützlicher Unternehmungen, die er so geschickt betrieb, daß er großen Reichthum sammelte. Seine Anklage schien vergessen, das große Publikum wußte nichts davon. Nach einigen Jahren wurde er sogar wieder zu ehrenvollen Staatsämtern berufen.

Mannlich schreibt viele Unannehmlichkeiten, die er später erleiden mußte, der Rache seiner Feinde, der von ihm gegen seinen Willen verratenen Republikaner, zu, aber die Güte des Fürsten wußte immer einen günstigen Ausgleich zu treffen. Von Sotin hörte er, daß man ihn als Gouverneur nach San-Domingo schickte, um den starrsinnigen Republikaner aus Paris zu entfernen. Ein Rochelle wurde in den Prozeß Moreau's verwickelt und fiel durch Henkershand. Ihn hält Mannlich für identisch mit dem in München einquartierten Commissär.

So weit die Enthüllungen Mannlich's. Obwohl dieser Teil der Memoiren, wie aus einer Aeusserung hervorgeht, erst im Jahre 1817 niedergeschrieben wurde, sind seine übrigen Mitteilungen, soweit der Vergleich mit anderen Quellen möglich ist, im Ganzen und Großen richtig, und man darf also auch diejenigen über diesen

speciellen Fall im Allgemeinen glaubwürdig nennen. Sie werden ja auch in der Hauptsache durch den Inhalt der „Vertraulichen Briefe" bestätigt. In gleicher Weise wird dort erzählt, daß ein Franzose die Verschwörung gegen den Kurfürsten anstössig fand und Eingebornen Mitteilung machte. Die Verzweigung der Propaganda über das ganze Land, sowie das abschlägig beschiedene Gesuch um französische Unterstützung des revolutionären Unternehmens werden hier wie dort erwähnt. Auch Neumann's Angaben stimmen damit überein, auch sein Gewährsmann Kraus bezeichnete Utzschneider als einen Führer der Verschworenen.

Gehen wir zu näherer Prüfung der Einzelheiten über.

In der Liste des logements des officiers généraux et des chefs d'administration, die dem Kurfürsten vom Hofcommissariat am 9. September 1800 überschickt wurde, ist angegeben, daß ein emploié des vivres, Sotin, im Hause des Grafen La Rosée in der Burggasse, ein commissair de fourage, Rochelle, im Hause des Ministers Salabert in der Prangersgasse einquartiert waren. In den Tagebüchern des Hofcommissariats findet sich auch erwähnt, daß dieser Sotin am 6. Jänner 1801 nach dem Hauptquartier abging. Auch in den „Biographies nouvelles des contemporains" ist die Angabe enthalten, daß Sotin, der als Polizeiminister vom 26. Juli 1797 bis zum 12. Februar 1798 im Amte stand, später als Proviantcommissär der Rheinarmee beigegeben war. Ueber das Lebensende des Mannes ist nichts erwähnt. Nach der „Biographie universelle" wäre Sotin als Steuereinnehmer der Gemeinde Chevrolière in sehr dürftigen Verhältnissen 1810 gestorben. Da jedoch die Mitteilungen des genannten Werkes im Allgemeinen nur mit großer Vorsicht aufzunehmen sind und andere Quellen mir nicht zu Gebote stehen, so kann ich nicht näher bestimmen, ob Mannlich's Angabe berichtigt werden müsse. Ueber Sotin's Thätigkeit als Polizeiminister und speciell über sein Verfahren gegen die Emigranten wird in den „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état" Einiges erzählt. Der Prinz von Carenci, Sohn des Herzogs von Vauguyon, verriet ihm eine Royalistenverschwörung, gegen welche er mit strengster Energie einschritt.

Jener Rochelle, der im Prozeß Moreau's eine Rolle spielte, kann keinesfalls, wie Mannlich annimmt, mit dem Commissär identisch sein. Mannlich erzählt selbst bei einer anderen Gelegenheit, daß sein früherer Bekannter Rochelle sich bei der französischen Regierung für ihn verwandte, als Minister Hompesch seine Pension aus vormals Zweibrücken'schen Fonds schmälern wollte. Baron Hompesch wurde jedoch erst am 29. October 1806, also zwei Jahre nach der Abwickelung jenes Prozesses, zum Minister ernannt.

Die Charakteristik der beiden Jakobiner mag etwas theatralisch aufgeputzt sein. Es steht aber fest, daß sich damals um Moreau der letzte Kern der gesinnungstüchtigen französischen Republikaner gruppirte, die bereits das Grab der Republik vor sich sahen.

In Frankreich war, als sich das vorige Jahrhundert zur Wende neigte, die Parole Liberté et égalité völlig durch das Wort Gloire verdrängt. Es hatte sich gezeigt, daß die Republik, deren Anhänger sich nie über die anzunehmenden Regierungsformen einigen konnten und zwischen nordamerikanischen und altrömischen Principien und vagen Träumereien hin- und herschwankten, nicht lebensfähig war, und das Consulat hatte ihr denn auch bald den Todesstoß versetzt. Man malte zwar noch „Freiheit und Gleichheit“ über alle Thüren, aber nur, um sie zu verhindern, in das Haus selbst zu treten. Die plötzliche Erscheinung Bonaparte's in Paris und seine Erhebung zum ersten Consul machten es für ganz Europa klar, daß von nun an die Leitung der Geschicke Frankreichs wieder in eine Hand gegeben sei. Noch schmeichelte sich zwar ein Teil der Franzosen, Bonaparte werde „die Mutter Republik“ respectiren. In einer damals ausgegebenen Flugschrift: „Conversation publique sur les projets du gouvernement nouveau“ heißt es: „Niemand wird leugnen, daß es von Bonaparte abhing, wenigstens augenblicklich die höchste Autorität an sich zu reissen. Es gab einen Augenblick, wo der ganze Staat in seinen Händen war; allein er würde dann sein Vaterland und sich selbst verraten haben. Die Royalisten glaubten, daß er sich zum Herrn aufwerfen oder einen Bourbon als König ausrufen werde und der Wiederhersteller des Thrones und Connetable von Frankreich werden möchte. Allein die

Revolution tödten wollen, würde die Handlung eines Narren oder Bösewichts gewesen sein. Bonaparte strebt nicht nach Herostrat's Unsterblichkeit." Allein auch aus diesem Lobe blickt schon die Angst durch, daß der Eroberer Italiens an Begründung eigener Machtstellung denke. Diese Furcht findet auch in den mannigfachen Bemühungen Lucian Bonaparte's, Siehè's, Benjamin Constant's und anderer, das Consulat zu stürzen und ein neues Directorium aufzurichten, Ausdruck.

Ist es glaublich, daß Moreau, ein Republikaner von ächtem Schrot und Korn, die Wünsche einer Gesellschaft, die ihm ihre republikanische Tendenz enthüllte, unberücksichtigt ließ? Eine süddeutsche Republik, eine Tochter, oder besser gesagt, eine Dienerin der Republik Frankreich, wäre ohne Zweifel gegen Oesterreich gut zu gebrauchen gewesen. Noch vor wenigen Jahren hatte man ja die „Befreiung aller Völker des Erdbodens", die „Ausrottung aller Tyrannen", die „Organisirung des ganzen Menschengeschlechts zu einer einzigen verbrüderten Demokratie" als Zweck aller Waffengänge der Republik proclamirt. Insbesondere Custine hatte überall den Grundsatz von der unveräusserlichen Souveränetät des Volkes gepredigt. Moreau war aber kein Custine und war nie ein Anhänger jener Eroberungspolitik, die aus dem Princip der Unrechtmäßigkeit des monarchischen Regiments in fremden Ländern Capital zu schlagen suchte, unbekümmert um die daraus entspringende Anarchie. Von ihm gerade darf man glauben, daß er verschmähte, einen ehrlichen Feind in seinem eigenen Lande mit unehrlichen Waffen zu bekämpfen, und ebenso glaublich ist es, daß Leute aus seiner Umgebung nicht die Vorstellungen jener Jakobiner teilten, die ausser der unbeschränkten Volksherrschaft nur Tyrannen und Sclaven sehen wollten. Auch Rücksichten auf Preußen, wie in den „Vertraulichen Briefen" angedeutet ist, mußten in die Wagschale fallen.

War Utzschneider — unstreitig einer der verdienstvollsten Bayern in neuerer Zeit — wirklich Mitglied oder Vorstand des Revolutionsclubs, wie Mannlich aus Rochelle's Munde erfuhr, wie auch Neumann von Kraus hörte?

Im Jahre 1837 erhob gegen den damaligen Bürgermeister von München und Abgeordneten für die Stadt, Joseph Utzschneider, ein

Deputirter in der Kammer den Vorwurf, „Utzschneider habe im Jahre 1800 an einem Manifest zum Umsturz der bayerischen Verfassung teilgenommen, er habe hierauf bezügliche Druckschriften gefunden, welche er dem Könige übergeben, er berufe sich auf Actenstücke, welche in Häberlin's „Staatsarchiv" abgedruckt seien". Zur Abwehr sammelte nun Utzschneider jene Actenstücke in Häberlin's „Archiv", die auf seine damalige Thätigkeit als geheimer Referendar Bezug hatten oder aus seiner eigenen Feder stammten, verschiedenartige Vorträge, neue Steuerprojecte u. a. dgl., die in keiner Weise den obigen Vorwurf begründen, und brachte diese Dokumente in einer Broschüre zur allgemeinen Kenntniß mit der Erklärung: „Die Bayern mögen über die Grundsätze und Handlungsweise des damaligen geheimen Referendars in landschaftlichen Angelegenheiten urtheilen und entscheiden, ob dieselben revolutionär waren."

Das erste Stück dieser Sammlung, ein Vortrag Utzschneider's über einen Landtag in Bayern, vom 4. Februar 1800, spricht in Gemeinplätzen von dem Parteitreiben excentrischer Köpfe und warnt die Regierung vor dem Fehler, in jetziger Zeit „die Zügel einem vielköpfigen, unvorbereiteten Körper zu überlassen", welchen Eigennutz, Ehrgeiz, Bestechung u. s. w. leicht irre leiten könnten. In dem zweiten Stück: „Kurfürstliches Postulatsrescript an die landschaftliche Verordnung in Bayern" macht Utzschneider selbst die Regierung auf revolutionäre Umtriebe aufmerksam und mahnt, mit Strenge dagegen einzuschreiten. Ist es wahrscheinlich, daß der nämliche Mann insgeheim die Fäden jener regierungsfeindlichen Agitation geleitet habe?

Der Verdacht, daß er solche Doppelzüngigkeit sich zu Schulden kommen ließ und bei Abfassung aufrührerischer Proclamationen beteiligt war, regte sich zwar schon zur Zeit der Anwesenheit der Franzosen in München. Desberger, der eine Biographie Utzschneider's im „Bayerischen Kunst- und Gewerbeblatt" veröffentlichte, bemerkt: „Im Jahre 1801 wurde mit erkünstelter Heimlichkeit ein Gerücht herumgetragen, der geheime Referendar v. U. stehe in Verbindung mit den französischen Republikanern und sei zum Präsidenten von Süddeutschland designirt. Das Gerücht, so ungereimt es bei persönlicher

Bekanntschaft Utzschneider's erscheinen mußte, fand doch Anklang und zog seine Entfernung aus dem Staatsgeschäfte nach sich."

Glücklicher Weise konnte ich aus Utzschneider's Nachlaß einige Decrete und Briefe benützen, die auf die gegen ihn erhobene Anklage und seine schließliche Entlassung Bezug haben.

Utzschneider ersuchte den mit der Redaction der „Münchener Zeitung" betrauten Rath Krenner, folgende Erklärung in diese Zeitung aufzunehmen:

„Einige — mir vielleicht aus Vorurtheil abgeneigte — Personen erlaubten sich bei verschiedenen Anlässen mich als den Verfasser mehrerer während der Anwesenheit der Franzosen erschienenen Flugschriften zu nennen. Ich widerspreche hiermit öffentlich diesem auf eine ungerechte Weise verbreiteten Gerüchte, indem es von jeher niemals in meinen Grundsätzen war, an solchen Flugschriften einigen Antheil zu nehmen; ich bin weder Aristokrat noch Demagog, weder Illuminat noch Obscurant, weder Jakobiner noch Jesuit, — ich bin Bayer, ich bin Freund jeder guten, festen Regierung, welche die Publizität gewiß nie zu scheuen hat, — ich bin Feind aller Unordnungen und Mißbräuche — und nur in diesem Sinne trug ich als kurfürstlich geheimer Referendar zur Existenz des Pfalzneuburgischen Deputationsabschiedes vom 5. Oktober 1799, zur Existenz der provisorischen Zoll- und Mauthordnung vom 7. Dezember 1799, zur Existenz der Bierzwangsaufhebung in Bayern bei. Ich widerspreche übrigens nicht, daß ich mir alle mögliche Mühe gab, die Grundsätze, welche ich bei der kurfürstlichen Specialcommission in Militärsachen, — über den gegenwärtigen Zustand der bayerischen Staatswirthschaft, dann über einen Landtag in Bayern ddo. 30. Juli und 4. November 1799 und 1. und 3. Februar 1800 Sr. kurfürstlichen Durchlaucht vortrug, in Ausführung zu bringen. Seit der Anwesenheit der Franzosen in München kann ich, wie andere Menschen nichts anderes thun, als den Gang der allgemeinen Weltangelegenheiten aufmerksam beobachten, mich unterrichten und mein leidendes Vaterland bedauern. München den 13. November 1800. Dieses zur Steuer der Wahrheit. Josef Utzschneider."

Nach Ausweis der Hofcommissariatsakten verweigerte Graf Törring die Aufnahme dieser Erklärung in die „Münchener Zeitung“, welche eine „quasi Hofzeitung“ sei. Allein Max Joseph war nicht so engherzig, wie die Minister, und gab durch eigene Cabinetsordre die Erlaubniß zum Einrücken jener Rechtfertigung in das Intelligenzblatt. Utzschneider glaubte aber unter den inzwischen veränderten Verhältnissen die öffentliche Rechtfertigung nicht mehr nötig zu haben, wie er in einem Dankschreiben an den Kurfürsten (30. Dezember 1800) ausspricht.

Plötzlich nach Verlauf eines halben Jahres — in jene Zeit fällt die Anzeige Salabert's bei dem Kurfürsten und die weitere resultatlose Nachforschung bei Rochelle — erfolgte eine kurfürstliche Entschließung, daß der geheime Referendar Utzschneider, „weil die Stelle eines eigentlichen Referendars in landschaftlichen Angelegenheiten entbehrlich wird“, mit Beibehaltung seines Gehaltes bis zu einer anderweitig schicklichen Anstellung in Ruhe zu versetzen sei (Cabinetsordre vom 10. Juni 1801). Der Conferenzminister Graf Morawitzky setzte den in Ungnade Gefallenen davon in Kenntniß und fügte bei: „Den persönlichen Antheil, den ich in manchem Betracht an diesem Verlust des Departements nehme, habe ich auszudrücken nicht nöthig, und ebensowenig, daß mir die eigentlichen Triebfedern unbekannt sind.“

Eine eigenhändige Bemerkung Utzschneider's am Rande des Briefes bezeugt, daß er über diesen Trostspruch nicht sehr erbaut war und seine Feinde im Ministerium selbst suchte: „Morawitzky hat so gut gegen mich gearbeitet wie Montgelas; meine Vorträge vom 16. Mai 1801 im Churf. geh. Staatsrathe behagten ihm nicht.“ Aus dieser Bemerkung erhellt, daß Mannlich's Ansicht, als sei der Minister Montgelas die Hauptstütze Utzschneider's gewesen oder habe wohl gar gemeinsame Sache mit ihm gemacht, jedenfalls irrig ist.

Bei Beurteilung von Utzschneider's Verhältnissen in jener kritischen Periode darf nicht ausser Acht gelassen werden, daß er während der Anwesenheit der Franzosen in München dem Verdacht eines Einverständnisses mit ihnen in den Augen des Volkes mehr als jeder Andere ausgesetzt war, weil die Franzosen seiner Kenntnisse

und Geschäftsgewandtheit wegen oft seine Dienste in Anspruch nahmen. Die Tagebücher des Hofcommissariats geben darüber Aufschluß. Am 30. Juli 1800 verlangte General Decaen von den Ministern, daß der Referendar Utzschneider und die General-Landesdirectionsräte Hazzi und Wolf dem französischen Commando beigegeben würden, um sich mit ihnen über Localumstände rücksichtlich des von den Franzosen besetzten Landesteiles benehmen zu können. Die Ausflüchte, daß die genannten Beamten zu schwer entbehrlich seien, ließ Decaen nicht gelten, sondern erklärte, er werde die Herren, wenn es nötig scheine, zu sich laden, verlangte aber dazu die ausdrückliche Genehmigung des Gouvernements, indem sonst der gute Wille und der Umgang der Beamten mit französischen Generälen übel gedeutet werden könnte. Die Genehmigung wurde nun erteilt und dabei die Ermahnung hinzugefügt, daß sie bei solchen Rücksprachen stets ihre Pflicht gegen den Kurfürsten im Auge behalten möchten.

Utzschneider scheint schon damals befürchtet zu haben, daß man ihm eine Falle zu legen beabsichtige, denn er schrieb sogleich unmittelbar an den Kurfürsten: „Heute bin ich durch ein Schreiben des französischen Divisionsgenerals Decaen an Höchstdero Generalhofcommissariat in Requisition gesetzt worden, „pour donner des renseignemens sur les localités du pays“. Das Hofcommissariat, welches sich nicht allein hierin, sondern auch in der Getreidemagazinssache sehr niedrig gegen mich betrug, machte mir den unwürdigen Antrag, mich auf Begehren bei dem General Decaen zu stellen, — ich wies aber den ganzen Antrag (der wahrscheinlich die Herausgabe meiner topographischen Pläne über die Gebirgsgegenden bezielte) von mir ab, welches ich E. Ch. D. hiermit unterthänigst anzeige“ — u. s. w.

Decaen verlangte bald darauf Dienstleistungen der bezeichneten Beamten. Hazzi wurde am 26. Juli dem General Devilly als Marschcommissär beigegeben, Utzschneider sollte den Divisionsgeneral Decaen selbst in gleicher Stellung begleiten. Er protestirte jedoch in mehreren Eingaben an das Gouvernement und setzte endlich durch, daß an seiner Stelle Rat Müller als Marschcommissär ernannt wurde. Er selbst behielt die Function eines Getreidemarktcommissärs bei. Als aber die Franzosen in München ein topographisches Bureau

zur Herstellung von genauen Plänen bayerischer Territorien errichteten, mußte auch Utzschneider ebenso wie Hazzi dem neuen Institut hilfreiche Hand leisten, obwohl ersterer wiederholt schriftlich Protest einlegte. Als Mitarbeiter bei der Landesvermessung erstattete er sodann öfter dem bayerischen Gouvernement, wie es scheint, heimlich Bericht über den Fortgang des Unternehmens. Am 6. November suchte er wegen Augenschwäche um Entlassung aus französischen Diensten nach, die ihm endlich von General Dessolle, wenn auch mit Widerstreben, gewährt wurde.

Jedenfalls stimmt das Bild, das der Franzose Rochelle nach Mannlich's Mitteilungen von Utzschneider entwirft, wonach er als Typus eines schleichenden Intriguanten erscheinen müßte, durchaus nicht zu der in München fortlebenden Tradition, welche in ihm einen vorzüglichen und verdienstvollen Bürger verehrt. Er war allerdings ehrgeizig und unternehmungslustig, doch keine bekannte Handlung oder Aeusserung rechtfertigt den Argwohn, daß er sich zu Saint Just'schen Grundsätzen bekannte oder nach unerlaubten Auszeichnungen strebte.

Utzschneider hatte sich damals nicht bloß durch freimütige Entwickelung seiner staatswirtschaftlichen Grundsätze manche einflußreiche Persönlichkeit zum Feind gemacht, er hatte auch als abtrünniges Mitglied des Illuminatenordens die Mißgunst einer zahlreichen Partei zu tragen. In vielen Schriften der Illuminaten war er schon vierzehn Jahre früher als Verräter auf das Heftigste angegriffen worden. In einem Pamphlet, das im Jahre 1800, jedoch, wie es scheint, vor der französischen Occupation in München verbreitet war und seiner ganzen Anlage nach an Illuminatenschriften erinnert, wird Utzschneider neben anderen höheren Staatsbeamten mit schmählichen Vorwürfen überhäuft. Unter anderem wird in diesem „Gespräch zwischen zwei Freunden Selenus und Aristes im Reiche der Todten" von Selenus die Klage erhoben: „Wo ist die Personalverminderung, der schnellere Geschäftsgang, da man doch mehrere faule Müßiggänger oder thätige Schurken angestellt, denn Utzschneider, Stengel und Consorten sind ja doch schon seit langer Zeit als die habsüchtigsten Geißeln meines Vaterlandes anerkannt."

Jedenfalls darf das Verhältniß Utzschneider's zu den Illuminaten bei Beurteilung der gegen ihn erhobenen Anklage nicht ausser Acht gelassen werden, wenn wir auch hier nicht zu sicheren Resultaten gelangen können.

Die Glaubwürdigkeit der Angaben Rochelle's wird namentlich dadurch erschüttert, daß der Kurfürst und die Regierung selbst nur unter dem unmittelbaren ersten Eindruck der Beschuldigung Glauben schenkten. Utzschneider beteiligte sich nach seiner Entlassung aus dem Staatsdienst an verschiedenen industriellen Unternehmungen von hoher Bedeutung, es sei nur an das weltberühmte mechanische und optische Institut in München erinnert. Aus den hierauf bezüglichen Acten ist ersichtlich, daß seine Projecte vom Kurfürsten und vom Ministerium auf jede Weise gefördert wurden, sodaß hieraus wenigstens keine Spur von Mißtrauen oder Ungnade ersichtlich wird. Auch wurde Utzschneider schon im Jahre 1807 in den Staatsdienst zurückberufen und mit den wichtigsten staatswirthschaftlichen Aufgaben — er ist der Schöpfer des bayerischen Grundkatasters — betraut.

Kraus nannte ferner als Verfasser der aufrührerischen Pamphlete den Baron Hazzi, der wie Utzschneider während der Occupation in französische Dienste gezogen wurde. Da die „Vertraulichen Briefe“ erwähnen, daß das Haus eines Baron von H . . . in der Weinstraße zum Versammlungsort der Clubisten gedient habe, so darf man wohl die beiden Angaben vereinigen, und sie erhalten eine Bestätigung durch eine Notiz in den Tagebüchern des damals in München sich aufhaltenden Generals Clerembault. Am 18. Juni 1801 schrieb er ein: „Heute ist der Regierungsrath Hazzi, der während der Anwesenheit der Franzosen in München so sehr beschäftigt war wegen seiner bekannten republikanischen und demokratischen Gesinnung, nach Paris gereist, ohne daß man den Zweck seiner Reise kennt.“

Freiherr Georg von Aretin, den Kraus ebenfalls bezeichnete, bekleidete die einflußreiche Stellung eines kurfürstlichen oberpfälzischen Landesdirections-Directors. Er ist der Verfasser des „Genius von Bayern unter Maximilian IV.“, worin er die Regierungspolitik

dieses Kurfürsten verherrlicht und als wärmster Bewunderer seiner edelen Eigenschaften auftritt; die Schrift erschien schon im Jahre 1802 im Drucke. Die Kraus'sche Angabe ist nirgend unterstützt oder bestätigt.

Ein Memoirenmanuscript des Historiographen Felix Lipowsky bot einen weiteren kleinen Beitrag zur Geschichte jener Bewegung. Auch er wurde von einem französischen Offizier, Chasseurrittmeister Jonquille, auf mehrere Schriften revolutionären Inhalts aufmerksam gemacht. Graf Törring, Mitglied des Gouvernements, beauftragte ihn, — Lipowsky war nämlich Commandant der Bürgerwehr, — die weitere Verbreitung solcher Pamphlete zu verhindern. Lipowsky begab sich deßhalb mit einer Bürgerwehrpatrouille in die Strobel'sche Buchhandlung. Wirklich fanden sich dort vier Ballen solcher Druckschriften vor und wurden mit Beschlag belegt. Der Buchhändler Strobel weigerte sich anfänglich, die Schriften fortbringen zu lassen, und berief sich auf französischen Schutz und auf die in der französischen Constitution begründete Preßfreiheit. Als Lipowsky dem Generalhofcommissär darüber Bericht erstattete, bat ihn Graf Törring, er möge doch, da er ja in dienstlichen Geschäften oft zu General Moreau komme, gelegentlich Erkundigung einziehen, wie dieser über das Project der Umgestaltung Bayerns in eine Republik denke. Als Lipowsky nun einige Tage später den Obergeneral allein und bei guter Laune traf, begann er von den revolutionären Flugschriften zu sprechen und deutete auf das Bestehen einer geheimen politischen Gesellschaft hin. Moreau, „der sich gerne Monseigneur betiteln ließ," unterbrach ihn lange nicht, endlich sagte er: „Mein Gott! Man weiß nicht, was man will! Eine Republik kostet viel Blut, wir haben sie!" Diese Aeusserung wurde von Lipowsky den Mitgliedern des Gouvernements hinterbracht, die darüber große Befriedigung kundgaben.

Das klarste Bild der in Süddeutschland herrschenden republikanischen Stimmung und Agitation geben die zahlreichen damals erschienenen Flugschriften selbst. Neumann nahm von den Broschüren, die ihm sein Gewährsmann Kraus bezeichnete, nicht weiter Notiz. Die Münchener Hof- und Staatsbibliothek bietet aber nicht

nur die beiden oben genannten, sowie die vom Regierungspräsidenten Lerchenfeld aufgeführten Schriften, sondern noch mehrere andere, die den gleichen Ursprung verraten und über Tendenz und Absichten des Clubs der „Vaterlandsfreunde“ aufklären.

In einer Schrift: „Ueber Süddeutschland, von einem süddeutschen Bürger im October 1798 dem französischen Gouvernement zur Beherzigung vorgelegt,“ wird die Behauptung aufgestellt, daß Süddeutschland am meisten von allen Ländern für das republikanische System reif und empfänglich, und daß eine süddeutsche Republik nützlich, ja sogar notwendig sei für den Bestand der gegenwärtig in Europa gegründeten Demokratien. In Norddeutschland hätten die Regierungen nie so verwerflichen asiatischen Prunk und Despotismus entfaltet, auch sei der Norddeutsche, wie das Revolutionsprogramm naiv zugesteht, „moralischer und zufriedener“. In Süddeutschland dagegen, wo das Volk „unter eine Aristokratie von Adel und Pfaffen, auch Patrizierjoch gebeugt, die sich auf seine Kosten in aller Art von Schwelgerei herumtummeln,“ sei schon seit langer Zeit der Plan reif, die Fesseln zu sprengen. Dafür, daß es nicht an fähigen Köpfen fehle, eine Republik zu leiten, bürge die Illuminatenbewegung in Bayern. Von einer Republik dürfe man sich vor Allem erleichterte Handelsverhältnisse versprechen, da die vielen Zollschranken fallen würden und engste Verbindung mit Frankreich nur nützlich sein könnte. Auch das wichtige Project einer Verbindung des Rheins mit der Donau durch einen Kanal, ein nicht minder folgenreiches Werk als eine Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem roten, könnte dann leicht zur Ausführung kommen. Die süddeutsche Republik werde „wie eine Feuerkugel im Herzen von Deutschland alles in Furcht erhalten und den wahren Damm gegen die Barbarei von Norden und Osten vorstellen, das System der Republik allein in Respect erhalten, ja der Mutterrepublik erst wahrhaft den Namen der großen Republik befestigen“. „Die Mittel zu dieser Gründung der süddeutschen Republik sind ganz leicht; es bedarf nur der französischen Bajonnete, und in Zeit von vier Wochen sind sie in's Herz von Baiern vorgedrungen und in München, als

dem Hauptplatze, und wo alles am meisten reif und bereit steht. Dann entwickelt sich alles von selbst".

Als der Wechsel des Kriegsglückes im Jahre 1800 wirklich die Franzosen nach München geführt hatte, erschien eine französische Uebersetzung „Sur l'Allemagne méridionale" mit folgendem Nachsatz:

„Wohl, die französischen Truppen sind bereits im Herzen von Baiern und es ist die Pflicht des Siegers, vor allem einer siegreichen Republik, nicht allein die unvermeidlichen Schäden, die der Krieg über eine so würdige, schon so oft mit Frankreich verbündete Nation verhängt, zu lindern, sondern sie wieder in den glücklichen Stand der Wohlfahrt zurückzuversetzen, indem sie Baiern und Schwaben der Freiheit wieder zurückgiebt, deren sie durch König Karl den Großen beraubt wurden, weil nur dadurch die Völker glücklich sein und einen dauerhaften Frieden erlangen können; dann wird Frankreich unzweideutige Sicherheit genießen und für immer den Namen der großen Nation sich befestigen."

Die Schrift „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bayerischen Nation, oder das Erwachen der Nationen nach einem Jahrtausend" (Straßburg 1800) betont insbesondere die nahe Verwandtschaft der Bayern mit den Franzosen, da ja Bayern und Boier identisch. Ausser einem mit dem Franzosenthum liebäugelnden Particularismus, der an deutsche Pflichten nicht mit Einem Worte erinnert, trägt dieses Parteiprogramm hauptsächlich einen fanatischen Haß gegen die Priesterschaft zur Schau, denn nur den Clericalen sei es zuzuschreiben, daß das bayerische Volk wieder als Miethling des Hauses Habsburg am Krieg gegen Frankreich sich beteiligte. Deßhalb sehe jetzt das bis auf's Blut gepeinigte Volk erwartungsvoll auf die französische Republik:

„Die Republik wird die Nationen ehren und der Gottheit für ihren erfochtenen Sieg auch dadurch Ehrfurcht und Dankgefühl bezeugen, daß sie dieses angeborne Recht der Menschheit auch den nun eroberten deutschen Nationen giebt, das wieder gut macht, was ihre Könige nahmen, den Keim ewiger Kriege, das Erzhaus Oesterreich, ganz stürzet, welches die Schlacht bei Höchstadt und Blendheim im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts bezielte, aber zum

größten Nachtheil Bayerns unglücklich ausfiel, jetzt aber mit dem Ausgange dieses Jahrhunderts diese nämliche Schlacht durch den glänzendsten Sieg die volle Bahn dazu eröffnete, und zur eigenen Sicherheit Frankreichs und des republikanischen Systems Süddeutschland in Freiheit verbindet."

Ebenso enthält die phantastische Broschüre „Die süddeutschen Unterthanen über Krieg und Frieden mit Frankreich" (1800, ohne Druckort) eine Aufforderung an Bonaparte, mit den Millionen Menschen, insbesondere aus dem schwerbedrückten Bauernstande, die in dem blutigen Freiheitskriege ohne Ursache unermeßlichen Schaden erlitten, Erbarmen zu haben und sie „von der Zwischen-Tyrannei (sic!) ihrer Zwingherren" zu befreien.

Das Project einer süddeutschen Republik schwebte auch dem Verfasser der Schrift „Constitution der Republik Frankreich vom Jahre 8" (Basel 1800) vor, der im Uebrigen die Bewohner Süddeutschlands mit dieser französischen Verfassung bekannt machen will. Mit ähnlichen Institutionen begabt, würde eine Republik, aus Bayern, Franken, Schwaben und der Schweiz zusammengesetzt, mit einem Kostenaufwande von 600,000 fl. regiert werden können, während die Regierungskosten bisher jährlich 7 Millionen verschlangen.

Eine im ironischen Sinne abgefaßte „Danksagungsadresse der bayerischen Nation an Max Joseph IV." (1800) zählt die Mißstände auf, die unter der Regierung dieses Kurfürsten im Lande hervorgetreten seien. Uebernahme der großen Privatschulden des Fürsten, Bevorzugung der Pfälzer, Unterstützung der Emigranten, enorme Besoldungen von Generalen und Ministern, unnötige Bauten, ein Subsidien-Tractat mit England und ein furchtbarer Krieg mit Frankreich, das seien die Segnungen, die aus der Pandora-Büchse des neuen Kurfürsten gekommen. Die Adresse schließt mit dem Wunsche: „Befreie uns durch deine Abwesenheit itzt und alle Ewigkeit vor allem Uebel, Amen."

Eine „Bekanntmachung an die Bewohner Bayerns, Schwabens, Frankens, Tirols und Salzburgs" (gedruckt im Monat Februar 1801) enthält offenen Mahnruf zum Aufstand gegen Oesterreich und die damit verbündeten Fürsten. An einem noch näher zu bestimmenden

Tage des nächsten Monats soll eine allgemeine süddeutsche Nationalversammlung zusammenberufen werden, „um unter dem Schutze der durch die Macht der Freiheit sieggewohnten französischen Waffen den neuen Nationalbund zu schließen." Der Aufruf sei „beschlossen im Gemeinderath zu München den 1. August des letzten Jahres der deutschen Sclaverei".

Auch die Vorrede der Broschüre „Gerichte in der Unterwelt über einige Manen aus dem Lande Bayern" (1800), die sich hauptsächlich mit einigen mißliebigen Persönlichkeiten aus der Regierungsperiode Karl Theodor's, Pater Frank, Lippert u. a., beschäftigt, zeugt von der Aufregung, die in gewissen Kreisen noch im August 1801 herrschte.

Mehr einen socialdemokratischen als republikanischen Standpunkt nehmen die „Zehn Gebote für Bürger und Bauern im lieben bayerischen Vaterlande" (1800) ein. Vorangestellt sind folgende Fragen: „Was ist der dritte Stand, Bürger, Bauern, bis jetzt in der politischen Ordnung gewesen? Nichts, sie sind bis zum Lastvieh herabgewürdigt! — Was will er, wollen sie? Gleiche Menschen sein! — Was ist er, sind sie wirklich? Alles!" — Die Schrift verbreitet sich in Form einer angeblichen Proclamation des Kurfürsten über die Wünsche „der wahren Volksfreunde": Aufhebung der niederen Gerichtsbarkeit, Ablösung der Scharwerke und des Zehents, verhältnißmäßige Steuerbelegung, Vereinfachung des Beamtenwesens und wahre Landesrepräsentation.

Die „Vaterlandsfreunde" hatten auch ihren Tyrtäus. Das Hinken ist Naturfehler der Verse des Poems „Republikanischer Bruderkuß im ersten Jahre der deutschen Freiheit." Voll unfreiwilliger Komik ist folgende Nachahmung der Ode an die Freude:

Krieg und ewige Bataille
Jeder heuchelnden Canaille;
Allen wahren Demokraten
Naher und entfernter Staaten
Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft! u. s. w.

Witziger und formgewandter ist der Dichter oder sind die Dichter einer Sammlung von Satiren und Oden unter dem Titel:

„Bayerische Nationallieder am Ende des 18. Jahrhunderts und im letzten Jahre der Sclaverei". Die Tendenz ist durchaus revolutionär.

In vielen Gedichten ist die Notwendigkeit einer völligen Umwälzung aller bayerischen Verhältnisse behandelt. Nicht an Oesterreich, das Staatsideal des habsüchtigen und herrschgierigen Montgelas, möge sich Bayern anlehnen, sondern an Neufranken, das Land der Zukunft. Das Gedicht „Die Stimme des Vaterlandes" hat den Refrain: „Den edlen Franken schließ dich an!" Freilich werde der aufgeklärte Franzose den neuen republikanischen Bruder erst zu sich emporheben müssen:

Der Bayer, von der Pfaffenbrut
Von jeher auferzogen,
Ist abergläubisch, aber gut,
Und wird euch erst gewogen,
Wenn er das alles wirklich fühlt
In seinen Wiesen, Feldern,
Zu Haus und in den Wäldern,
Was aus der Freiheit Füllhorn quillt . . . .
. . . .
Und konnte Mailand Buonapart'
Republikanisiren,
Kann Moreau ja auf gleiche Art
Den Wunsch realisiren u. s. w.

Bonaparte, der „entsprossen nicht von Königssamen, doch größer als Gekrönte", wird als Träger der Freiheitsidee gefeiert.

„An die Subsidientruppen, die an England gegen die Republik Frankreich verkauft wurden", ist eine höhnische Mahnung zur Treue gerichtet.:

Geht, meine Kinder, wehret euch
Für Engellands Ducaten,
Und macht den armen Fürsten reich
Durch eure Heldenthaten! . . . .
Er ist so liebevoll, meint's gut
Mit euch und euren Kindern;
Verlangt von euch nichts als das Blut,
Den Schafen gleich und Rindern! u. s. w.

In allen Gedichten, insbesondere in den „Liedern eines Deserteur“, ist unverhohlen Abneigung gegen den „Emigrantenfreund“ Max Joseph ausgesprochen, der zwar nach Karl Theodor's Tod mit Jubel begrüßt worden sei, die gerechten Erwartungen aber getäuscht habe, die Presse nicht freigab, durch unnötige Bauten Geld verschwendete und seine Landeskinder an die Engländer verkaufte. Noch immer sei die Inquisition in Bayern, das geheime Censurcollegium, in voller Thätigkeit. Alle Lieder verherrlichen die Losung „Freiheit und Gleichheit!“ Das auch in der „Zauberflöte“ verwendete Freimaurer-Bundeslied ist in eine Ode auf den „Tempel der Freiheit“ umgewandelt. Den Schluß der Sammlung bilden einige dramatische Zeitgemälde: „Scenen unserer Tage“, den derbsten Realismus der Stürmer und Dränger übertreffend. Als Beispiel nur eine Stituation: Ein Bauer, „ein wahres Ebenbild der Verzweiflung“, sitzt am Tische und klagt seine Leiden. In der Stube an allen Enden deutliche Spuren der österreichischen Wut. Ein Metzger aus München fragt ihn nach seinem Weibe, seiner Tochter, seinem Knaben. Weib und Tochter des Bauers liegen an einer durch die Oesterreicher eingeschleppten Seuche darnieder, der Sohn ist zum Krüppel geworden. Alle vereinigen sich schließlich zu Verwünschung der jetzigen Regierung und zum Lobe der französischen Retter.

Eine Sammlung von Abschriften der in jener Zeit verbreiteten ungedruckten Pamphlete wurde von Professor Rheinwald angelegt. (Nr. 8 der Manuscriptensammlung Rheinwaldiana.)

Darunter befindet sich ein Lied: „Der Nachtwächter aus dem Lande der Freiheit an die Bayern, Schwaben und Franken um Mitternacht:“

Ihr Herren und Frauen, laßt euch sagen,
Die Stunde hat euch nun geschlagen,
Ihr schlaft so lang, ihr schlaft so tief
Und hört nicht, daß der Hahn schon rief:
  Seid frei und gleich!
  Und werft von euch
  Das Joch der Tyrannei! . . . .

Ein Pamphlet „Und er verbarg sich und ging zum Tempel hinaus," das sich mehr auf die Regierungsthätigkeit des verlebten Kurfürsten bezieht, travestirt biblische Verse, z. B.: „Selig sind die Bauern; solange sie Geld haben, will ich sie regieren u. s. w".

Auch das Vaterunser ist auf solche Weise travestirt:

„Vater unser, Bonaparte, der du bist im Himmel des Ruhms und der Ehre, geheiligt werde dein Name im Tempel der Freiheit, zu uns komme dein Reich der Vernunft, dein Wille geschehe, wie im Himmel beschlossen war, daß ihn sein Auserwählter an's Licht bringen sollte, also auch auf Erden zu London und Venedig, unser täglich Brot gib uns heute und fernerhin ohne viele Mitesser, und vergib uns unsere Schulden, nicht wie die Ablaßkrämer für theuere Zahlung, als auch wir vergeben unsern Schuldigern bei unsern Weibern und Töchtern, führe uns nicht in Versuchung, ihnen mehr nachzusehen, sondern erlöse uns von dem Uebel solcher Eingriffe, wie vor dem Joch der Aristokraten, denn dein ist das Reich, die Menschenrechte zu schützen, und die Kraft, Frankreich einen rühmlichen Frieden zu erkämpfen, und die Herrlichkeit dieser und der Nachwelt, als Held und Sieger unvergeßlich zu bleiben in Ewigkeit. Amen."

Auch nach dem Abzuge der Franzosen aus Süddeutschland und Abschluß des Friedens verstummten nicht sogleich die Stimmen, die zur Staatsumwälzung und Entfernung der Dynastie aufgefordert hatten. Die Broschüre „Ueber die Folgen des Friedens in Bayern" (Straßburg, im 9. Jahre der Republik) verhöhnt die allgemeine Freude über die Rückkehr des Friedens, mit dem auch die alten Mißstände wieder einzogen. Der alte Gerichtsschlendrian werde sich jetzt wieder breit machen, sowie der Luxus des Hofes, und auch die Geistlichkeit werde wieder den alten Gewissenszwang ausüben. Ja, es werde noch schlimmer kommen, denn die neuesten Broschüren, welche zu München an's Licht traten, um die Mängel der Regierung aufzudecken, und die verschiedenen Vorschläge, welche daselbst den fränkischen Heerführern gemacht wurden, hätten dem Kurfürsten einen nagenden Wurm in die Brust gesetzt und ihn zum Entschlusse gebracht, die Zügel der Regierung in Zukunft schärfer anzuziehen und ein

eisernes Scepter zur Hand zu nehmen, hauptsächlich dazu verleitet durch eine gewisse, von einer boshaften Hand geschmiedete Jeremiade. Preßfreiheit sei verheissen worden, aber die aufklärenden Schriften „Wahrer Ueberblick der Geschichte der bayerischen Nation" und „Danksagungsadresse" seien verboten und confiscirt! Der Kurfürst sei allerdings ein guter, aber dies bedeute nur soviel als schwacher Mann, damit sei dem Lande nichts gedient. Die Nation müsse sich also selbst helfen, sie habe schon zweimal in den französischen Kriegen, 1796 und 1800, die Erfahrung gemacht, daß sie recht gut ohne Regenten existiren könne. Fort also mit dieser Regierung, die nur verderben und zerstören könne, und „ihr, Freunde der Menschheit, die ein warmes Interesse an der bürgerlichen Freiheit habt, tretet in einen freien Verein!"

Dagegen vertritt das „Politische Glaubensbekenntniß eines aufrichtigen Bajers über die Schicksale seines Vaterlandes" (München, 1. Jänner 1801) das veränderte Programm solcher Umsturzfreunde vom Jahre 1800, die auf einen günstigen Rückzug bedacht waren und das Maß ihrer Wünsche bedeutend herabstimmten, im Hinblick auf die Rückkehr des Kurfürsten und auf die bestimmte Weigerung Moreau's, republikanische Pläne in Deutschland zu fördern. Die Glaubensartikel betonen zwar noch die Notwendigkeit von Reformen und die Unzulänglichkeit der bisherigen Verfassung. Der fünfte Artikel lautet jedoch: „Ich glaube, daß die Franzosen in Deutschland zwar große Staatsveränderungen hervorbringen, aber keine formalen Republikanisirungen unternehmen werden," und der zwölfte: „Ich glaube, daß eine Volksrevolution die Tochter des Despotismus sei, die nie glücklich mache, und daß die Veränderung der Herrscher nicht allemal die Herrschaft verändert habe". Am deutlichsten spricht sich die oben bezeichnete Tendenz der Schrift in folgenden Sätzen aus:

„Ich glaube, daß sich die Adeligen, Geistlichen und ihre Helfershelfer in Bajern zwar auf die Rückkehr des Kurfürsten freuen; die Freude ist aber nicht auf die Person Max Joseph's oder die neue Ordnung gerichtet, sondern um ihre Rache gegen die Vaterlandsfreunde ausüben zu können. Sie haben sich eigene Listen von recht-

lichen Männern, die ihnen verhaßt sind, verfertigt, um sodann den Kurfürsten zur Verfolgung derselben als Jakobiner zu mißbrauchen, um ihre Privatsache, ihre Selbstsucht zur Sache des Fürsten zu machen. ... Ich glaube, daß sich diese Menschen verrechnet haben, denn in Max Joseph erwartet die bajerische Nation die Befriedigung des Zeitgeistes, weil sie ihm alle erforderlichen Eigenschaften zutraut. ... Ich glaube, daß der Kurfürst den Anfang der Regeneration Bajerns nicht mit Aufopferung der Vaterlandsfreunde für die Aristokraten machen, noch weniger Selbstrache nehmen werde."

Eine schon 1800 erschienene „Patriotische Schutzschrift für Bayerns gegenwärtige Staats- und Militärverhältnisse bei dem Dasein der französischen republikanischen Armee von einem bayerischen Bürger" sucht die Politik des kurfürstlichen Ministeriums zu rechtfertigen, bezweckt jedoch weniger, Ziel und Mittel der Umsturzpartei zu bekämpfen, als „die edeln, menschenfreundlichen Römer-Gallier" um Mitleid anzuflehen, damit sie nicht das Münchener Publikum durch Contributionen entgelten ließen, was etwa eine in die Klemme gebrachte Regierung verschuldet haben möchte.

Offene Opposition gegen die aufrührerischen Schriften der Clubisten erhebt das „Politische Gespräch zwischen dem Verfasser der Patriotischen Schutzschrift für Bayerns Staats- und Militärverhältnisse und einem Fremden am 1. September 1800, nebst kurzer Beleuchtung zweier im Finstern schleichender Lästerschriften." Darin wird der Kurfürst gegen die ungerechten Beschuldigungen verteidigt, wodurch in so mißlichen Zeiten die ohnehin verstimmte Bevölkerung noch mehr aufgereizt werde. Die „Danksagungsadresse" wird als ein „neid- und rachestrotzendes Machwerk, voll der ungerechtesten, abgeschmackten Inzichten, in dem pöbelhaftesten Wäscherton aus schwarzer Galle zusammengekritzelt," bezeichnet. Das in der Broschüre „Wahrer Ueberblick u. s. w." aufgestellte Project einer süddeutschen Republik läßt den Verfasser des „Politischen Gesprächs" zweifeln, ob „es als Scherz oder Wahnsinn auszulegen sei;" vor allem habe jener Pläneschmied vergessen, zu erwägen, ob denn der Kaiser, so-

wie der König von Preußen diese „Herstellung der Nationalfreiheit der Bayern“ vor den Grenzen ihrer Staaten ruhig würden durchführen lassen.

In würdigerem Tone wird die Verteidigung der bayerischen Regierung von einem Nichtbayern geführt in den „Bemerkungen über den Subsidientractat Bayerns mit England“ (Beilage zur „Minerva“ von Hermann von Archenholtz, Germanien im Brachmonat 1800). Es wird nachgewiesen, daß dieser Subsidientractat keineswegs als Wucher mit Menschenblut, wie sich ihn andere deutsche Fürsten wohl zu Schulden kommen ließen, betrachtet werden könne. Nicht Englands Interesse, sondern in erster Linie das bayerische sei dabei berücksichtigt. Allerdings habe der Tractat nicht den Beifall des bayerischen Volks gefunden, was sich aber namentlich aus der in Bayern herrschenden Abneigung gegen das mit England verbündete Oesterreich erkläre. Bayerns Regierung könne unter solchen Umständen nichts Besseres thun, als baldmöglichst ein neutrales Verhältniß austreben.

Die bayerischen Zeitungen scheinen die Schriften der Jakobinerverbindung im eigenen Lande als ein Noli me tangere angesehen zu haben. In den politischen Blättern findet sich darüber gar keine Andeutung; die belletristischen nehmen von jenen Zeitstimmen nur vorübergehend Notiz. Das „Intelligenzblatt der allgemeinen Literaturzeitung“ bezeichnet die Schrift „Ueber Süddeutschland“ und die „Adresse an Max Joseph“ als „Ausgeburten, die keine Aufmerksamkeit verdienen,“ und ein anderesmal wird von letzterer Schrift und einem mir unbekannten Pamphlet: „Stimme der öffentlichen Meinung“ gesagt, sie seien wohl von solchen Menschen verbreitet worden, die dem Kurfürsten die bei seinem Regierungsantritt versprochene Preßfreiheit verleiden und die Notwendigkeit ihrer abermaligen Unterdrückung beweisen wollten. Von den Bayerischen Nationalliedern heißt es: „Sie gehören in die Klasse der „Dankadresse“ und charakterisiren die Geistesstimmung einiger Männer, die es mit ihrem Vaterlande zwar gut meinen, aber seine Glückseligkeit auf diese Weise nicht befördern werden“. Der „Allgemeine literarische Anzeiger“ sagt darüber nur: „Die Verfasser glauben,

Süddeutschland geschehe ein Gefallen, wenn es republikanisirt werde". Die „Erlanger Literaturzeitung" sagt über den Verfasser der Schrift „Ueber Süddeutschland": „Der Himmel bewahre Teutschland und jeden Staat vor einem solchen Bürger!" und bei Besprechung der „Dankadresse": sie sei das Werk eines gemeinen Kopfes.

Die „Historischen Denkwürdigkeiten aus der neuern Geschichte des bayerischen Staates" behaupten, der Staatsrat Thibeaudau, der im gesetzgebenden Körper den mit der bayerischen Regierung geschlossenen Separatfriedensvertrag notificirte, habe als besonders großmütigen Act der französischen Regierung gerühmt, daß im bayerischen Staate, „trotz der laut ausgesprochenen Wünsche so vieler Einwohner" die Regierungsform respectirt wurde. Nach dem Moniteur war es nicht Thibeaudau, sondern der Staatsrat Boulay. Die Thatsache selbst ist richtig.

Auch im Schwäbischen tauchten damals ähnliche Bestrebungen auf. Neumann's Gewährsmann erzählt, daß bei den Versammlungen der „Vaterlandsfreunde" in München auch schwäbische Abgeordnete anwesend waren. Von revolutionärer Tendenz war eine zu Stuttgart erschienene Flugschrift: „Was gewonnen wird, wenn Schwaben eine Republik wird?" Ich konnte keines Exemplares dieser Broschüre habhaft werden.

Es bleibt noch eine Frage zu erörtern: In welchen Kreisen der Bevölkerung zunächst in Bayern haben wir die Umsturzfreunde hauptsächlich zu suchen?

Es ist charakteristisch für die herrschende Stimmung jener Tage, daß sowohl die Schriften der Clubisten, als die gegen ihr Treiben feindlich auftretenden „Vertraulichen Briefe" der „Pfaffheit" alle Schuld an den Wirren im Staate beimessen. Allerdings gerieten die Prälaten in jenem stürmischen Jahre mit der Regierung in Zwist. Als nämlich, — so berichten die „Historischen Denkwürdigkeiten," — die nach der Flucht des Kurfürsten eingesetzte Regierungscommission den bayerischen Klöstern den Befehl zugehen ließ, ihr entbehrliches Kirchensilber zur Aufbringung der geforderten Contribution u. s. w. mit dem Versprechen späterer Wiedereinlösung nach München abzuliefern, gab es nicht nur nicht wenige,

die sich erst nach langem Zögern dazu verstanden, sondern mehrere Klöster konnten erst durch Gewaltmaßregeln zur Herausgabe bewogen werden. Daß jedoch diese Widerstrebenden, nur weil sie das Notrecht des Staates nicht anerkennen wollten, gegen die Regierung operirt oder gar Anschluß an die französische Republik erstrebt hätten, wie die „Vertraulichen Briefe" von „Bettelmönchen und einigen tückischen Pfaffen" behaupten, scheint schon im Hinblick auf die Stellung des Clerus zur französischen Republik durchaus unglaublich.

Fünfzehn Jahre nach dem Auftauchen der revolutionären Projecte wurde in einem Artikel „Aus Bayern" im „Rheinischen Merkur" versichert: „Wie bekannt, wollten die Anhänger des Illuminatenordens nichts Geringeres, als Gott und alle Herrscher von ihren Thronen stürzen; darum waren sie von Anbeginn die natürlichen Alliirten der Franzosen und Bonaparte's; darum drangen sie in Moreau, als er mit seinem Heere nach Bayern kam, das Land zur Republik zu machen." Ist diese Zeitungsnotiz richtig? Waren die Illuminaten die Träger jener Bewegung? — Zwar war der Orden aufgelöst und verboten, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß damit die geheime Verbindung der Mitglieder unter einander nicht völlig abgeschnitten war. Im Nachlaß des Hofrats Hoheneicher, der auf der Münchener Universitätsbibliothek verwahrt wird, befindet sich ein ausgedehnter Briefwechsel von Ordensmitgliedern auch aus jenen Jahren. Es findet sich aber nirgend eine Erwähnung von politischen Umtrieben, im Gegenteil, ein solcher Brief vom 2. Jänner 1801 ohne Adresse drückt große Freude über den zu erwartenden Friedensschluß und die Hoffnung aus, daß das Land nun endlich von den Franzosen befreit werde. Dagegen ist die in der Schrift „Ueber Süddeutschland" hingeworfene Bemerkung: daß es in Bayern nicht an fähigen Köpfen fehle, eine Republik zu leiten, habe zur Genüge die Illuminatenbewegung bewiesen! allerdings auffällig.

Bestimmte Folgerungen aber wird man aus solch vereinzelten Aeußerungen und Gerüchten nicht ableiten dürfen, ohne sich einem Vorwurf auszusetzen, von dem die Regierung selbst sich völlig rein hielt. Von dem Grundsatze ausgehend: Gar oft verschlimmert

sich die Krankheit durch hitzige Arznei! verschmähte die kurfürstliche Regierung nach dem Abzug der Franzosen, wenn man auch die nötigen Vorsichtsmaßregeln nach Rochelle's Anzeige getroffen haben mochte, auf verdächtige Persönlichkeiten zu fahnden, Häscher und Tribunale in Bewegung zu setzen. Die vorübergehende Entfernung des verdächtigen Utzschneider aus dem Staatsdienste ist der einzige Act, der von Kenntnißnahme der Regierung von den Umtrieben ihrer Feinde Zeugniß giebt. Max Joseph bewies damals, geleitet von dem Wahlspruche Constantin's: das Ohr des Fürsten sei geduldig! ebenso weise Mäßigung, wie bei dem ersten Aufflackern des Revolutionsgedankens im Herzogthum Zweibrücken, als er sich entschieden weigerte, gegen die Zweibrückener wegen Aufpflanzung eines Freiheitsbaumes mit Strafen einzuschreiten, und den Vorstellungen seiner Umgebung entgegenhielt, die Leute würden „schon selbst wieder zur Raison kommen". Jenes politische Liebäugeln mit der Republik und den Franzosen endete denn auch gerade so, wie jede Liebelei, die nicht auf bessere Principien begründet ist: nachdem man mit trunkenem Enthusiasmus begann und eine Zeit lang mit Wegräumung der Hindernisse sich abmühte, erkaltet allmälig die Neigung, — das Ende ist Gleichgiltigkeit oder gar Geringschätzung.

Kräftige Wurzel konnten jene republikanischen Träume im Volke so wenig faßen als der Illuminatismus; der Volkscharakter war gar nicht dazu angethan. Als die revolutionäre Bewegung sich allenthalben über Deutschland ausdehnte, schrieb Johannes von Müller an einen Freund: „Es ist wohl nicht zu besorgen, daß in Deutschland eine gewisse Revindication der vergessenen Menschenrechte mit solcher Barbarei wie dort vor sich gehen sollte; unser Volk ist phlegmatischer, unsere Heere sind disciplinirter, und dann vermag auch die Menge nicht so viel, und leider sind die Provinzen einander zu fremd, um in irgend etwas gemeinsame Sache zu machen. Ich wünschte aber sehr, daß die Fürsten recht gewarnt würden. Vielleicht wäre dann zu machen, daß sie zusammentreten und Eins würden, diesen echten gravaminibus nationis Germanicae durch einen vernünftigen mode de vivre abzuhelfen, bei diesem aber einander alsdann zu schützen."

Die nationale Seite dieses Wunsches wurde nun freilich durch die stürmische Bewegung jener Zeit nicht gefördert. Nur die einseitigste Geschichtsauffassung könnte jedoch verkennen, daß durch Befriedigung gerechter Volkswünsche Max Joseph und sein Minister Montgelas, „le prémier ministre revolutionnaire," wie Hardenberg ihn nannte, nach vielen Richtungen für Bayern und somit auch für Deutschland wohlthätig und glücklich gewirkt haben.

Königin Luise.

Das deutsche Volk genügt nur einer ernsten Pflicht, wenn es dankbar immer wieder das Andenken der Königin Luise feiert, die wir nicht bloß als Mutter des Kaisers, der ein deutsches Reich deutscher Nation wieder aufrichtete, verehren, sondern auch als die große Frau, die in den scheinbar hoffnungslosen Tagen der Zerklüftung und Erniedrigung Deutschlands mit mutiger Treue für die nationale Sache wirkte und „aus dem Kampf empörter Zeit als einzige Siegerin hervorgegangen".

Kluckhohn hat ehrenvoll die Aufgabe gelöst, dem deutschen Volk zur Feier des hundertjährigen Geburtstages der hohen Fürstin ein frisches und erfrischendes Bild ihres Lebens und Waltens zu entwerfen.

Eine volle und ganze Individualität tritt uns hier entgegen.

Die Kindheit eine anmutige Idylle. Als ihr Traumgold verblaßt, tritt aus der Einsamkeit des Schlosses Herrenhausen die Jungfrau in die Königsburg. Doch auch dieser goldene Schimmer erwies sich trügerisch. Auch am Berliner Hofe wie allenthalben in deutschen Residenzen herrschten damals jene verwälschten Zustände, wie sie schon im Wigalois beklagt werden: „Wer in Einfalt keusche Liebe treu bewahrt, dient andern nur zum Spotte!" Aber gerade inmitten dieser verführerischen Welt bewährte sich echt und treu ihr Herz; ihre Tugend entbehrte nicht der Kraft, die sie allein zum Verdienst erhebt. Umgeben von Allem, was das Glück Blendendes, die

Schmeichelei Verführerisches hat, blieb sie kindlich und unbefangen. Die Großen der Erde entbehren so oft der wahren Lebensfreude, die nur häusliches Glück zu geben vermag, — im Hause Luisens treffen wir ein echt deutsches Familienleben voll Liebe und Treue. Sie verstand das Wesen des Gatten und würdigte seine Vorzüge, die von den Fremden über manchem Schatten übersehen wurden. Von ihrer Tochter Charlotte sagte sie einmal: „Sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz." Und die letzten Worte, die sie schrieb, lauten: „Ich bin sehr glücklich, lieber Vater, als Ihre Tochter und die Frau des besten der Männer." Die sorgliche Hausfrau, die zärtliche Gattin und Mutter war aber auch eine ganze Königin. Ihr war jene Hoheit eigen, die, wie die Sonne, nicht bloß leuchtet, sondern auch erwärmt. Schönheit und Güte waren ein unwiderstehlicher Zauber, womit sie die Herzen Aller, die ihr nahten, bezwang. Sie selbst ein herrliches Gedicht, wie begeistert wurde sie von Dichtermund gepriesen! Goethe, der sie als Braut 1793 sah, nennt sie „eine himmlische Erscheinung, deren Eindruck ihm niemals erlöschen werde." „Ihren herzgewinnenden Blick kann kein Künstler darstellen," sagte Herzog Ferdinand von Braunschweig, „dem, der sie kennt, giebt kein Bild genug."

Wie scharf blickte aber dieses schöne Auge in die Welt! Welch überraschende Sach- und Menschenkenntniß treffen wir in den von ihr überlieferten Aussprüchen und in ihren Briefen! Welch reges Interesse für Land und Volk, welch reifes Verständniß für den Geist der Zeit!

Sie gehörte zu den Wenigen in Berlin, die mit Gram empfanden, daß Preußen, durch Frankreichs Vorspiegelungen verlockt, eine unwürdige Rolle spiele, daß es für Preußen sich nicht zieme, in schwächlicher Neutralität zuzuschauen, wie das deutsche Reich in Trümmer ging. Zu spät erkannten dies die leitenden Staatsmänner, zu spät zog man das Schwert. Das Kriegswetter brachte nur einen jähen Strahl, aber die einzige Doppelschlacht entschied auch das Schicksal der Monarchie.

Da zählte Luise wieder zu den Wenigen, die nicht kleinmüthig verzagten, sondern auf Mittel sannen, den Staat aus dem Schiffbruch zu retten. Jetzt begann die ernste Prüfungszeit. „Ein Blumenkranz ist leichter auf dem Haupte zu tragen als eine Krone," sagt Jean Paul. Aber im Unglück hebt sie nur noch stolzer das Haupt, in Not und Gefahr ist sie die Stütze ihres Gatten, der Hort der Getreuen. Sinnig weiß sie auch ihrem Leid eine glückliche Seite abzugewinnen. „Wären meine Kinder im Schoße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein; daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den Thränen der Mutter." Auch ihr — wann wäre je das Hohe vom Niedrigen nicht verhöhnt und verfolgt worden! — nahten Cabale und Verläumdung. In jener Zeit, da die französischen Marschälle in den Palästen unter den Linden residirten und auf dem Exerzierplatz Lustfeuer den Ruhmestempel Napoleon's im Strahlenglanze zeigten, schämten sich Berliner Blätter nicht, — die Feinde mußten drob erröten! — den Namen der Königin zu beschimpfen und ihren Ruf zu verlästern. Wohl erpreßten die schmachvollen Beleidigungen der edlen Frau viele Thränen, vermochten aber nicht im Volke den Glauben an ihre sittliche Hoheit zu untergraben.

Das Verhängniß erfüllte sich. Fast ganz Preußen fiel in die Hände Napoleon's. Von Stadt zu Stadt muß die königliche Familie fliehen, durch Sturm und Schneegestöber, selbst durch die weithin das Ufer überflutenden Wellen der Ostsee geht die Fahrt in das treue Memel, das allein im weiten Reiche vorläufig noch Sicherheit bietet. In jenen Stunden der Gefahr schrieb Luise die Schmerzensworte aus „Wilhelm Meister" in ihr Tagebuch:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Aber sie trägt auch das schwer zu Tragende „mit der Grazie Schritten," ihre Seelenstärke wird von Allen bewundert. „Zwei Hauptgründe habe ich," schreibt sie an ihren Vater, „die mich über

Alles erheben; das erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand und die Vorsehung leitet uns; das zweite: wir gehen mit Ehren unter!"

Es folgen die demütigenden Vorgänge in Tilsit. Die Königin muß vor dem Sieger als Hilfeflehende erscheinen; sie thut's für ihren Gatten, ihre Kinder, ihr Volk. Als Napoleon die Zitternde mit dem barschen Vorwurf empfängt: „Wie konnten Sie es wagen, mit mir Krieg anzufangen?" giebt sie mit attischer Feinheit das demütige und doch so stolze Wort zurück: „Sire, dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben!" Aber Napoleon, wie sein despotisches Naturell überhaupt den Adel der Weiblichkeit nicht zu würdigen wußte, blieb auch der Grazie dieser Erscheinung gegenüber, wie er sich selbst ausdrückte, „wie ein Wachstuch, worüber alles nur wegglitt". Den Schmerz der Königin über die Erfolglosigkeit der Bitte steigerte das bittere Gefühl, daß die Bitte selbst schon eine Demütigung. Sie richtet sich jetzt auf in der Hoffnung auf eine Vergeltung. „Unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen," schrieb sie an Frau von Berg; „dennoch ist der König größer als sein Widersacher." Die zarte, feinfühlende Frau gemahnt nicht an das Glutbild einer heißblütigen Judith, in deren Brust nur Grimm und Haß gegen den Ueberwinder ihres Volkes; aber ein heiliger Zorn und ein starkes Verlangen, die Ketten endlich gebrochen zu sehen, waren auch in ihrer Seele lebendig. „Ich glaube fest an Gott", schreibt sie an den Vater, „also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deßhalb bin ich in der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. . . . Wie Gott will, alles wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch alles in der Welt nur Uebergang! Doch wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden!" Im wohlthuenden Strahl der Religion wurde ihr Alles Empfindung, in mildem Licht verklärt. Entbehrung fiel ihr nicht schwer; Schmerz verursachte ihr nur der letzte Rest des höfischen Glanzes. Freiwillig entäusserte sie

14*

sich aller Kleinodien und Kostbarkeiten — nur eine Perlenschnur behält sie, die allein noch für sie passe, „denn Perlen bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen.“

Aus dieser Zeit stammt wohl das Bildniß der Königin, das eine wertvolle Beigabe zu Kluckhohn's Schrift. Der fest geschlossene Mund, das ernst blickende Auge erzählen, daß „dieses Aug' vom Weinen rot und diese Wangen bleich geworden. — —“

Gehorsame Pflichterfüllung gab ihr die Ruhe, wenn auch nicht das Glück zurück. Für ihre Pflicht erkannte sie aber auch selbstthätige Mitwirkung an allen Bestrebungen, die einen neuen Aufschwung des sittlichen und staatlichen Lebens in Preußen bezweckten. Mit einem bitteren, aber treffenden Worte charakterisirt sie die Epoche vor Jena: „Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf; wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deßhalb überflügelte sie uns.“ Ihr verdankt Preußen die Rückberufung des rüstigsten Meisters am Wiederaufbau der deutschen Vormacht. Schon sein Name giebt ihr Trost im Dunkel. „Stein kommt“, schreibt sie, „und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf.“ Und ein andermal: „Wie glücklich bin ich, daß Stein wieder hier ist; ja, seitdem ich ihn wieder an der Spitze der Geschäfte weiß, ist mir, als könnte ich mich höher aufrichten und als würde mein sorgenschweres Haupt mir leichter zu tragen.“ Die schöne Frau wird der geistige Mittelpunkt der patriotischen Reformpartei, der Stein, Scharnhorst, Gneisenau und all Derjenigen, die Nichts von der „Freundschaft“ des Siegers, Alles von eigener Kraft hofften. Das Verhältniß zu diesen Freunden blieb zwar nicht ungestört (die wahren Ursachen der Entfremdung sind aus den bisher veröffentlichten Briefen und Memoiren noch nicht festzustellen), aber — der eine und andere Anhänger der guten Sache konnte zeitweise ihr Vertrauen verlieren, die gute Sache selbst nimmer ihre Liebe.

Sie dachte aber nicht bloß an Preußen, in ihr war der Lichtgedanke: Deutschland frei vom Napoleonischen Joch und wieder ein kräftiges, einheitliches Ganzes, schon zu einer Zeit wach, da selbst der Name Deutschland fast Allen ein Aergerniß. Sie schenkte warme

Theilnahme dem Befreiungskampf der Tiroler und begleitete mit heissen Segenswünschen den Sieger von Aspern. Als Johannes Müller, durch Napoleon's berechnetes Schmeichelwort verführt, in den Dienst der Fremden trat, suchte ihn die Königin vergeblich von dieser Fahnenflucht abzuhalten. „Ob der Dichter des „Tell“ auch verblendet worden wäre wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen?“ schreibt sie an ihren Vater, „nein, nein! Lesen Sie nur die Stelle: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!“ Ihr Sohn Friedrich Wilhelm IV. gab das Zeugniß: „Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen; das ist ein Erbtheil meiner Mutter!“ Weil sie bis zum letzten Athemzug der nationalen Sache treu blieb, darf ihr Name auch nicht fehlen, wenn die verdienstvollsten der Epoche des glorreichen Befreiungskampfes genannt werden. Dieses Gefühl lebte auch in Volk und Heer, als die Zeit voll geworden und der Adler sich mit kräftigerem Flügelschlag wieder aufschwang, als man auszog zum Kampfe gegen den Völkerbezwinger. Die Erinnerung an die edle Fürstin, die von Napoleon beschimpft und vertrieben worden, wirkte wie feurige Kampfesrede. Der rauhe Blücher gab, als er die Hauptstadt Frankreichs von seinen Preußen rings umschlossen sah, diesem Gedanken Ausdruck: „Luise ist gerächt!“

Es war eine jener seltenen, hochbegnadeten Erscheinungen, deren Geistes- und Gemütskräfte in reiner Harmonie zusammenstimmen, in denen sich die Würde der menschlichen Natur herrlich offenbart. Wer fühlte sich nicht von Ehrfurcht bezwungen, wenn er in die stille Gruft zu Charlottenburg tritt, wo sie den Schlaf des Friedens schläft und wo uns erhabenste Kunst ihr Bild wie lebend vor Aug' und Seele bringt!

Mag Frankreich seine Jeanne d'Arc in dankbarer Erinnerung feiern, wir wollen ebenso dankbar der Frau gedenken, die zwar nicht selbst in die Männerschlacht mitzog, aber der deutschen Sache mit all den geistigen Waffen, die ein starkes Herz und ein seltener Gemütsreichthum bieten kann, zum Siege verhalf, — einer Heldin voll echter Weiblichkeit!

Die Memoiren des Ritter von Lang.

In einer Geschichte Bayerns würde ein Capitel mit der Ueberschrift „Das Volk" das letzte sein. Aber dieses letzte trüge den herrlichsten aller Wahlsprüche an der Stirn: „Und es ward Licht!"

Kurz bevor die Pfalz-Zweibrücken'sche Linie der Wittelsbacher an die Regierung kam, war Bayern als ein Stück Mittelalter in der ringsum umgestalteten Welt kaum noch lebensfähig. Ihm drohte denn auch die Auflösung in bedenklicher Weise. Ohne den bayerischen Particularpatriotismus, wie Schlosser das nennt, was ich das Gewissen der Herzogin Clemens nennen möchte, und Preußens kräftiges Einschreiten, würde der bekannte Ländertausch zwischen Kaiser Joseph und Karl Theodor, urkundlich bereits abgeschlossen und besiegelt, eine Thatsache geworden sein. Nun aber blieb der in allen Jahrhunderten und Fährlichkeiten bewährte Satz: daß die Geschichte der bayerischen Nation mit der Dynastie verkörpert sei, in Ehren; der Baum, an den man schon die Axt gelegt, treibt frische Keime; der Kreis des deutschen Reiches, welcher auf den Landkarten der Diplomaten schon zerstückelt und vergeben war, gewinnt — nicht sowohl durch Gebietszuwachs, als durch Umschwung aller staatsrechtlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse festeres Gepräge, er erringt sich und verdient den Namen „Das neue Bayern".

Diese hochwichtige Entwicklungsperiode fand leider noch keinen Geschichtschreiber. Wir besitzen darüber nur schätzbares Material. Was an Urkunden nicht schon damals veröffentlicht wurde, ruht

fast ohne Ausnahme heute noch unbenützt in den Archiven. Der Geschichtsfreund, ja der Forscher holte sich — allzu genügsam — aus jenen spärlichen Documenten, aus Sammlungen zeitgenössischer Briefe und den Stimmen der Presse seine Belehrung.

Vor Allem maßgebend aber für die Beurteilung jener Periode waren die Memoiren des Ritter von Lang. Mehrere Jahre nach dem (1835 erfolgten) Tode des Verfassers gedruckt (1842), wurden sie in unseren öffentlichen Bibliotheken freilich alsbald in die Todtentruhen der vervehmten Literaturwerke verwiesen, im Lande selbst aber, wie außerhalb Bayerns, um so mehr gelesen und von den meisten Schriftstellern, welche über die damaligen Zustände schrieben, als Quelle benützt. Ja, ich behaupte nicht zu viel, wenn ich die Verkehrtheit manches Urteils, welches heutzutage über das bayerische Staats- und Volksleben gefällt wird, auf die Memoiren des „seligen Lang“ zurückführe. Ich nehme einen der besten Deutschen als Beispiel. Vertraut mit den besprochenen Zeitverhältnissen, brandmarkt Schlosser den ersten Teil der Memoiren, welcher von den Lehr- und Wanderjahren unsres Ritters handelt, brandmarkt und verwirft ihn nach Form wie Inhalt, nimmt aber die Mitteilungen, welche derselbe Schriftsteller über den bayerischen Hof und die bayerische Beamtenwirthschaft macht, ohne weitere Untersuchung wenigstens teilweise als Wahrheit an und redet sich über dem Gelesenen in einen Eifer, der keiner besseren Sache, aber eines besseren Gewährsmannes würdig wäre.

Nach allem dem darf ich wohl auf Ihre Zustimmung rechnen, wenn ich die genannten Denkwürdigkeiten zum Gegenstand meines Vortrages mache, und diese Geschichtsquelle auf ihren Gehalt und ihren Werth hin prüfe.

Gehen wir zunächst auf die Lebensschicksale des Autors ein, wie er sie uns selbst erzählt. Schon diese Erzählung wird uns über den Charakter des Autors und seines Werkes in's Klare setzen.

Karl Heinrich Lang ist 1764 als Sohn eines Predigers zu Balgheim im Fürstenthum Oettingen geboren. Durch den Verlust des Vaters ward er schon als Kind auf eigene Füße gestellt; denn das Brot, welches er bei Verwandten aß, mußte er durch allerlei

Dienstleistungen verdienen. Ohne Zweifel legten manche trübe Erfahrungen dieser Jugendjahre den Keim zum Menschenhaß des Mannes. So mußte er, selbst noch ein Kind, höfische Studien machen, um dem noch jüngeren Haustyrannen, seinem Vetterchen, zu schmeicheln und ihn durch allerlei fingirte Abenteuer, Nachäffung anderer Leute und sonstige Possen zu ergötzen. Daß irgend etwas tieferen Eindruck auf ihn gemacht habe, verrät keine Zeile. Er lernte rasch und mancherlei, er erwarb sich selbst, was kein Lehrer zu geben vermag, praktisches Geschick für Aneignung von Kenntnissen, aber die Bildung des Herzens hielt damit nicht gleichen Schritt. An einigen in ihrer Art köstlichen Cabinetsbildern fehlt es dieser Jugendgeschichte nicht. Wie anmuthig ist z. B. die Schilderung, wie der Junge in einer Goldschmiedwerkstätte Rollin's römische Geschichte vorliest! „Beim Schein der Lampen, die hinter den Glaskugeln standen, vor dem lauschenden Meister und Gesellen, an der Seite der Frau Goldschmiedin, die ihr Strümpflein dabei strickte, verlas ich laut und feierlich, wie Rom erbaut worden sei. Man freute sich herzlich darüber, und Meister und Gesellen tranken ihr Gläslein auf's Wohl der neuen Stadt. Gegen die Abschaffung der königlichen Gewalt war, in Gegenwart der Goldschmiedsfrau, nichts einzuwenden, weil sie sich über die Art, wie der armen Lucretia mitgespielt worden, nicht besänftigen ließ. Einen heftigen Kampf aber hatte sie zu bestehen, als der alte Vater Goldschmied, in der Freude über die zwölf Tafeln, sich zwölf Glas Bier für denselben Abend noch gelobte. Die Bestellung von Volkstribunen war uns allen recht; ich aber hätte vor Bosheit bersten mögen, daß die Patricier keinem Plebejer ihre Töchter geben wollten, und als es zu der traurigen Scene kam, wo die besiegten Römer von den übermüthigen Samniten unter den Caudinischen Galgen durchgetrieben wurden, da ließen wir, ich das Buch, alle anderen die Hände sinken; wir hefteten die Augen zur Erde, die langen Lampendochte leuchteten immer bleicher, der alte Goldschmied suchte vergebens mittelst einer Prise Tabak einige Worte zu gewinnen, und ich selbst zog mich mit leisem, seufzendem Abschied zur Thüre hinaus.“ Diese historischen Excursionen brachten ihm zu Hause schlimmen Lohn. „Ich kann annehmen,

daß, um den guten Rollin zu lesen, ich hin und her 80 Stunden zu Fuß gemacht, 150 Prügel und 200 Ohrfeigen ausgehalten habe.“ Lang's Schilderung seiner Jugendjahre ist das Gegenstück zu dem Gemälde, das uns Schubart von seiner Kindheit in Schwaben vor Augen führt. Während der unglückliche Dichter, durch die lange Kerkerhaft auf dem Hohenasperg gebrochen und zum Frömmler geworden, seine Jugendschicksale in elegischem Ton, gleichsam mit reuigem Aufblick zum Himmel erzählt, macht sich Lang über Gott und die Welt und namentlich über das fürstlich Oettingen'sche Winkelchen auf dieser Welt lustig. Die deutsche Kleinstaaterei kommt selbst bei französischen Librettisten von heute glimpflicher fort, als bei Lang. Wir übergehen seine ersten schriftstellerischen Versuche, seine Betrachtungen über den Einfluß, den die Anwesenheit eines Nähmädchens im Arbeitszimmer auf den Gang der Studien ausübt, übergehen seine tollen Streiche aus dem Universitätsleben. Nachdem er seine Collegienhefte verkauft hatte, trat er mit einem Kassenbestand von 15 Gulden rheinisch und 200 Gulden Schulden seine Laufbahn in der bürgerlichen Welt an. Natürlich bieten nun auch die Amtsarbeiten, die jeden Neuling des Bureaudienstes mit andächtigem Grauen erfüllen, unserem lachlustigen Aspiranten ergiebigen Stoff. Als erster Auftrag wurde ihm übertragen die Aufnahme eines Protokolls über sämmtliche Hunde in Oettingen'schen Landen, worüber schon von den Untergerichten an hohe Verwaltungsstelle berichtet war. „Diesen Tabellen folgend, segelten gleichsam die Beschlüsse unter den günstigen Winden rasch vorüber an Melac, Donau, Gibacht, Faßan, nebst vielen anderen; etwas unruhiger ging es doch noch über die Beißerl hinweg — sowie es aber an einen gewissen Zwackerl im Amt Aufkirchen kam, geriet der ganze Rat in die heftigste Bewegung: der Referent wollte ihn todtgeschlagen wissen, der primus Votans aber, der einen jüngeren Bruder dieses Zwackerl hatte, konnte die herrliche Art nicht genug preisen. Die Stimmen theilten sich, sie wurden laut, der Präsident nahm eine Prise Tabak; ein cito kam als Unterbrechung dazwischen; man sprach eine Zeit lang über dieses und zuletzt über ganz andere Sachen; nun griff man wieder zum Endurtheil über den Zwackerl

— wieder dieselben Kämpfe; es schlug 12 Uhr, alles griff nach den Hüten, und ich, auf mein sorgliches Befragen, wie ich nun zu schließen hätte, erhielt den Bescheid: „„Die Hauptsache haben Sie hier umständlich angehört, und so schließen Sie nun das Ganze nach den Acten; verstehen Sie, nach den Acten! Und so werden hernach sämmtliche Herren einverstanden sein."" Ich ertheilte hierauf in meiner Expedition sämmtlichen Hunden eine Lebensconcession, jedoch stellte ich es mit Vorsicht, und, um nicht neuen Hader zu erwecken, bei Zwackerl auf einen umständlichen, erschöpfenden Specialbericht aus, zu dem es aber, so lange das Deutsche Reich noch bestanden, nicht gekommen ist." Hätte er sich doch mit dergleichen allgemein gehaltenen Burlesken begnügt! Doch indem er die betheiligten Persönlichkeiten bei Namen nennt, maßt er sich an, historische Porträte zu zeichnen, er will nicht einen komischen Roman, sondern Geschichte schreiben. Allein persönliche Rücksichtslosigkeit ist nicht historische Kritik. An Mißständen und Mißgriffen wird es in jener kleinstaatlichen Beamtenwelt nicht gefehlt haben, aber die Zerrbilder Lang's haben kaum noch einen menschlichen Zug. Indem er nicht nur an seinen Vorgesetzten, sondern an allen und jedem, denen er im Leben begegnet, einzig die physischen und moralischen Gebrechen für bemerkenswerth hält, verschweigt er uns die bessere Hälfte; er gibt also von einem Charakter weniger noch als eine Silhouette, er gibt davon eine Caricatur. Freilich, Lang selbst weiß diese seine Vorliebe für das Häßliche geschickt zu beschönigen. Ich will, sagt er mit hochgezogenen Brauen in der Vorrede, „Wahrheit, keine Dichtung" bieten! Daß bei dieser Einseitigkeit seiner in der Anlage scharfen Beobachtung, bei solchem Mangel an Humanität, Dankbarkeit gegen diejenigen, die dem 22jährigen schon eine behagliche Existenz bereiteten, nirgend zum Worte kommt, läßt sich erwarten; geradezu widerlich aber wirkt das mit lachendem Mund eröffnete Geständniß, daß er — der Beamte der Regierung — nebenher auch, um seine Einkünfte zu verbessern, den Anwalt von Privaten in ihren Händeln gegen die Regierung zu machen pflegte. Angeblich in Folge der Chicanen seiner Vorgesetzten, in Wahrheit wohl Dank seiner Lästerzunge, seines Dienstes entlassen, ging er nach Wien.

Dort gefällt er sich darin, zugleich homme du monde und Gelehrter zu sein. Mit Vorliebe findet er sich bei Kasperl-Vorstellungen und Feuerwerken, überhaupt allerwegen da ein, wo es eine „Hetz" gibt, und vergräbt sich nebenher in diplomatische und geschichtliche Forschungen. Schon in Oettingen hatte er durch solche Studien den Grund zu der ihn auszeichnenden archivalisch-historischen Geschicklichkeit gelegt, wodurch er sich später einem Hardenberg und einem Montgelas empfahl, die ihn zwar nie eigentlich als Vertrauensmann ansahen und behandelten, wohl aber gelegentlich zur Abwicklung schwieriger und bedenklicher Geschäfte benützten. Auch von seinem Aufenthalt in Ungarn, wo er Hofmeister eines magyarischen Edelfräuleins, Freund und Vertrauter einer adeligen Hausmagd und eines ebenso altadeligen Kuhhirten, weiß er mancherlei Schnurren aufzutischen. Nicht minder von dem geheimnißreichen Cabinet des württembergischen Gesandten in Wien, Baron Bühler, der wohl nicht ahnte, daß seine diplomatischen Sorgen und Errungenschaften einen ebenso hämischen, wie phantasiebegabten Geschichtschreiber finden würden. Wenn er erzählt, daß der Gesandte die Gewissenhaftigkeit so weit getrieben habe, seinen Secretarius Nachts 2 Uhr zu wecken, um ihm eine Strafrede zu halten, weil er das Tüpfelchen schief über ein i gesetzt, werden wir ihm ein Lächeln, aber schwerlich Glauben schenken. Ebenso ungeheuerliche Dinge weiß Lang von seinem nächsten Brotherrn, dem Fürsten von Oettingen, zu erzählen, in dessen Dienst er als Glücksjäger ohne moralisch-ästhetische Principien, trotz der angeblichen Mißhandlungen, die ihm in seinem Vaterländchen widerfahren, unbedenklich zurückkehrte. Nun überschüttet er den Leser förmlich mit Späßen und Anekdoten, die sammt und sonders die Lächerlichkeit oder Verderbtheit der neuen Umgebung beweisen sollen, für uns aber nur die Wahrheit des Spruches illustriren: „Wer zu viel sagt, sagt nichts." Nirgends ein Lichtpunkt, nirgends ein Zug echter Empfindung, nirgends eine offenherzige Anerkennung fremden Verdienstes. Wenn er einmal jemand lobt, geschieht es, wie Hormayr witzig bemerkt, mit der Miene des Mephisto, den die Studenten nötigen, die Hand in den Weihwasserkessel zu tauchen. Da kann es nicht Wunder nehmen, daß die

Kaiserkrönung zu Frankfurt im Jahr 1790, der er als Courier des Fürsten beiwohnte, als die abgeschmackteste Puppen-Komödie geschildert wird. Was dem jungen Goethe so ehrwürdig und glanzvoll erschien, ist dem Hypochonder Lang nur „alttestamentarische Judenpracht". „Der Kaiser-Ornat sah aus, als wär' er auf dem Trödelmarkte zusammengekauft, die kaiserliche Krone aber, als hätte sie der allerungeschickteste Kupferschmied zusammengeschmiedet und mit Kieselstein und Glasscherben besetzt, auf dem angeblichen Schwert Karls des Großen war ein Löwe mit dem böhmischen Wappen. Die herabwürdigenden Ceremonien, nach welchen der Kaiser alle Augenblicke vom Stuhle herab und hinauf, hinauf und herab, sich ankleiden und auskleiden, anschmieren und wieder abwischen lassen, sich vor den Bischofsmützen mit Händen und Füßen ausgestreckt auf die Erde werfen und liegen bleiben mußte, waren in der Hauptsache ganz dieselben, womit der gemeinste Mönch in jedem Bettelkloster eingekleidet wird. Am possierlichsten war es, als eine Bischofsmütze im lieblichsten Nasenton und lateinisch zur Orgel hinauf intonirte, ob sie da oben nun wirklich den Serenissimum Dominum, Dominum Leopoldum wollten in regem suum habere, worauf der bejahende Chorregent gewaltig mit dem Kopf schüttelte, seinen Fiedelbogen greulich auf und nieder schwenkte, die Chorjungfrauen und Singknaben aber im höchsten Discant herunterriefen: fiat! fiat! fiat! Sowie also von Seite dieser kleinen Herrschaft nichts mehr entgegen zu stehen schien, ging's nun mit der Krone eilends auf das kaiserliche Haupt, vom Empor aber mit Heerpauken und Trompeten donnernd herab: Haderipump! Haderipump! Pump! Pump!" Mag Lang mit diesem Spott niedrigster Gattung Lacher finden, die Gebildeten stellen sich auf Goethe's Seite!

Wieder konnte sich der Mann des fürstlichen Vertrauens in Oettingen nicht lange behaupten, und nun überläßt er die Bestimmung des Wohin, um einen neuen Wirkungskreis zu finden, dem Postillon. Wohin dieser am liebsten fährt, dahin will auch er. So kam er „zu ernsterem Betriebe der Studien" nach Göttingen. Von den Professoren dort hören wir so wenig Erbauliches, als von seinen Vorgesetzten im Amt. Auch bleibt er auf der Hochschule

Autodidakt, sammelt auf allen Gebieten des Wissens ohne Methode dies und das, bewahrt aber, wie er sich ausdrückt, eine vorherrschende Neigung für „alte Scharteken“. Seine genealogisch-historischen schriftstellerischen Versuche zogen die Aufmerksamkeit des in Ansbach residirenden preußischen Ministers Hardenberg auf sich und Lang wurde zunächst zur Ordnung des Familienarchivs und Ausarbeitung einer Familiengeschichte nach Schloß Hardenberg geladen; bald indeß ward der weltkluge und stilgewandte Archivar vom Minister auch zu amtlichen Geschäften beigezogen. Aus der Beschreibung des Aufenthalts auf Schloß Hardenberg sei nur das charakteristische Geständniß Lang's erwähnt, daß er einen Hausknecht zum Gegenstand des Studiums machte, der das Talent besaß, „mit der größten Trockenheit die gemeinsten Sachen mit einer nicht gewöhnlichen Wendung und Spitze vorzutragen“. „Mit zwei oder drei geschickten Schlagwörtern, die er oft nur gähnend auf seiner Ofenbank fallen ließ, konnte er eine ganze Stube lachen machen. Ich fieng hierauf an, auch die größeren Angelegenheiten dieser Welt aus dem Gesichtspunkte dieses Hausknechts zu betrachten, und fand dann, daß es mir niemals an Lachern fehlte.“

1795 zum geheimen Archivar auf der Plassenburg ernannt, konnte er selbständig organisatorische Thätigkeit entfalten, aber das trockene Urkundenlesen und Sichten war seinem unstäten Geiste nicht genügende Beschäftigung, er tummelte sich auf allen möglichen literarischen Gebieten und verfaßte namentlich politisch-satyrische Broschüren in Hardenberg's Sinn und Auftrag. Eifrig las er Rabelais und Fischart, und namentlich durch diese großen Satyriker will er zu seinen humoristisch-satyrischen Erzeugnissen, zur „Reise nach Hammelburg“ und zum „Conversationslexikon“ angeregt worden sein. Originelle Gedanken und witzige Einfälle finden sich allerdings in diesen Werkchen, auch fehlt es denselben an Zoten im Geschmack der guten alten Zeit nicht, aber damit ist die Größe und Bedeutung des Originals noch lange nicht erreicht. Während Fischart als Schalk, wie als zürnender Prophet die Thorheiten und Vorurtheile seiner Zeitgenossen geißelt, weil er Gerechtigkeit und Wahrheit glühend liebt, erhebt sich Lang in seinen Satyren nirgends über

kleinliche Nergelei und begeifert mit mehr Gehässigkeit als Haß, mit mehr Galle als Witz, Werth wie Unwerth, den Schurken wie den Braven. Mit einem Wort, er konnte über Rabelais und Fischart niemals den Hausknecht auf Hardenberg vergessen.

Der Mangel an Pietät erstreckt sich auf die eigene Familie. Den Tod seiner Mutter berichtet er blos, weil er dadurch ein kleines Erbtheil gewann. Höchst drastisch ist die Werbung um seine erste Frau. In Gesellschaft hört er von einer hübschen Blondine, die er noch nie gesehen hat, er sucht das Haus auf, begegnet der Schönen auf der Treppe, findet sie über alle Maßen reizend und fragt sofort, ob sie nicht seine Frau werden wolle; die Frage wird bejaht und bald darauf umschlingt Hymens Band das Paar. Die Festigkeit des Ehebundes wird nicht lange auf die Probe gestellt, die Frau stirbt. Er aber führt alsbald unter ähnlichen Verhältnissen — es genügt die Frage: „Bist Du nicht mein liebes Weibchen?“ — eine zweite, und, da auch diese bald in's Grab sinkt, eine dritte Braut zum Altar. Doch auch die dritte lebt ihm nur kurze Zeit und die gleichgiltige, herzlose Art, womit diese Liebes- und Ehegeschichten vom Ueberlebenden zum Besten gegeben werden, legt uns die Vermutung nahe, daß die drei Flüchtlinge sehr klug gethan.

Auf Hardenberg's Verwendung wurde Lang der preußischen Gesandtschaft auf dem Rastatter Friedenscongreß zugetheilt und erwarb sich dabei ein wirkliches Verdienst durch seine statistischen Tabellen über den Länderverlust Deutschlands auf dem linken Rheinufer. Natürlich gibt ihm auch diese, in der That für Deutschland schmachvolle Congreß-Komödie ergiebigen Stoff zu Pikanterien, und wenn irgend jemand und etwas, so verdienen die dort auftretenden Staatsmänner und das von ihnen betriebene Markten und Schachern, den von Lang angeschlagenen Ton. Schon begann das unwürdige Jagen und Jappen der deutschen Reichsstände, um bei dem glücklichen Sieger Frankreich, zunächst bei den Schreibern und Lakaien seiner Gesandten sich einzuschmeicheln; damals wurden in Dachstuben deutsche Staaten und Städte verhandelt, und um das würdelose Treiben zu verbergen, stellte sich alles in akademische Pose, wurden die niedrigsten Lappalien mit feierlicher Grandezza verhandelt, wandelte

sich das Festungsstädtchen in einen Tummel- und Taumelplatz für die Fashionables von tout le monde. Nach seiner Rückkehr wurde Lang, damals erst 34 Jahre alt, an die Spitze des Kriegs- und Domänenrats in Ansbach gesetzt. Durch ihn ward auch noch die Gränzberichtigung zwischen Preußen und Bayern geregelt, und er thut sich etwas darauf zu gute, durch seine Kniffe die querköpfigen Bayern hinter's Licht geführt zu haben. Es wäre aber falsch geurtheilt, wollte man daraus eine Anhänglichkeit des Herrn Kriegsrathes an Preußen folgern. Als Ansbach an Bayern übergieng, aber die meisten Ansbach'schen Beamten sich versetzen ließen, um in preußischen Diensten zu bleiben, trat Lang ohne Zaudern in den Dienst der querköpfigen Bayern über. Vaterlandsliebe war für ihn ein todter Begriff. Das wäre noch bei dem ehemaligen Unterthanen eines Duodezstaates, der im Wandel der Zeiten bald diese, bald jene Landesfarben annehmen mußte, zu verzeihen, aber er schämte sich nicht, aus erlogenen Sympathien Capital schlagen zu wollen. Während er in seinen Memoiren einfach angiebt, er habe den Herrn gewechselt: „Da ich in Ansbach ein großes Haus besaß und nicht ohne Grund argwöhnte, daß mich Hr. N. nur in die Archivcasematten nach Plassenburg zu schleudern suche und ich überhaupt da, wo sein Geist noch ferner walten würde, für mich kein Glück und keine Zufriedenheit sah" — betheuert er in einem in seinen Personalacten befindlichen Gesuch um Verleihung der Stelle eines bayrischen Historiographen, er sei nur aus persönlichen Gefühlen der Liebe und Bewunderung Unterthan Max Joseph's geworden, und man werde hoffentlich nicht vergessen haben, von welcher moralischen Bedeutung damals dieser demonstrative Schritt gewesen sei.

Mit dem Uebertritt Lang's in bayrische Dienste beginnt gewissermaßen ein zweiter Theil der Memoiren. Fortan knüpft er nicht mehr ausschließlich an eigene Erlebnisse an, sondern will als unparteiischer Beobachter Land und Leute schildern und namentlich der bayrischen Verwaltung, wie er sie kennen gelernt, ein dauerndes Denkmal setzen. Er ändert nicht sowohl die Ausdrucksweise, aber er steigert die Stimme. Euer Schlendrian, eure Kopflosigkeit, eure Verruchtheit! schreit er unermüdlich (wohlgemerkt an seinem Schreib-

tisch) gegen die Männer, welche die höchsten und wichtigsten Aemter und Posten in Bayern innehatten.

Die Uebertreibung liegt so offen zu Tage, daß denn auch kein Historiker sie zu läugnen suchte. Doch nachdem er durch eine kritische Vorbemerkung, daß wohl nur der zehnte Theil dieser Skandal-Chronik glaubwürdig sei, sein Gewissen beschwichtigt, druckt so mancher hinterher das eine oder das andere Capitel dieses Münchhausen zum Beweise ab, daß die Zustände „trotz alledem über die Maßen verrottet gewesen sein müßten".

Ehe ich näher begründe, daß gegen ein solches Verfahren zum Schutze der Wahrheit der ernsteste Protest am Platze, sei ein rascher Blick auf den Umwandlungsprozeß geworfen, welchen Bayern damals durchmachte.

Daß in Bayern seit Jahrhunderten auf Schule und Kirche, Gewerbebetrieb und Ackerbau, Finanz- und Heerwesen Schutt aufgehäuft lag, daß insbesondere in den letzten Regierungsjahren Karl Theodor's auch die innere Lage Bayerns eine trostlose war, ist eine traurige Thatsache; mit den Beweisen ließen sich Bände füllen. „Eine culturgeschichtliche Schilderung Bayerns am Schluß des 18. Jahrhunderts," sagt Häusser, „erscheint den Jetztlebenden wie ein zur Caricatur verzerrtes Gemälde einer längst vergangenen Epoche." Wie weit die jesuitischen Ratgeber des Fürsten die Verfolgung jeder freieren Geistesregung trieben, bezeichnet Andreas Buchner, selbst ein Cleriker und ergebener Sohn seiner Kirche, in seiner Bayerischen Geschichte mit den Worten: „Selbst der Unschuldige (d. h. wer an der Illuminaten-Bewegung gar keinen Antheil hatte) lebte in einer ewigen Unsicherheit, wenn er nicht zu P. Frank's und Lipert's Creaturen gehörte. . . . Wer nicht ganz dumm war, war keine Nacht in seinem Bette sicher."

Dieses Bayern auf eine der Bildung und dem Geiste des neuen Jahrhunderts entsprechende Höhe zu heben, war eine staatsmännische Herculesarbeit. Ihr Gelingen war überhaupt nur möglich durch die glücklichen militärischen und politischen Erfolge, deren sich der Nachfolger Karl Theodor's als Bundesgenosse Frankreichs zu erfreuen hatte. Erst dadurch, daß der größere Theil von Franken

und Schwaben mit ihren regsamen Städten, welche einst die bestimmenden Centralpunkte für die ganze Entwicklung des deutschen Städtewesens gewesen, und mit ihrer versatilen und gebildeten Bevölkerung mit Altbayern, dem Lande schroffer Abgeschlossenheit, vereinigt wurden, war die Möglichkeit geboten, durch gegenseitiges Einwirken und Ausgleichen der verschiedenartigen Stammeseigenschaften ein neues, lebensfähiges Ganzes zu gestalten. Der Eckstein des neuen Baues war: Aufklärung. Auf allen Gebieten des kirchlichen, socialen und intellectuellen Lebens zeigte sich bald frisches Wachsthum, mit dem Kirchen-, wie mit dem Feudalstaat wurde gründlich aufgeräumt. Gesetzliche Sanktionirung religiöser Duldung, Verbesserung des Unterrichts, Freiheit der Presse, Hebung der Landescultur, Aufhebung der Leibeigenschaft, Schöpfung menschlicher Strafgesetze, Freiheit des Handelsverkehrs, Aufhebung der Zunftschranken, Gründung einer starken nationalen Wehrkraft — dafür wirkten unermüdlich Max Joseph und sein Minister Montgelas; durch diese Thaten wurde die dringend gebotene Auflösung des Alten herbeigeführt und eine Fülle von Lebenskeimen geweckt.

In einer solchen Uebergangsperiode konnten Mißgriffe und Uebergriffe nicht ausbleiben; die hartnäckig an den alten Einrichtungen und auch an den Mißbräuchen festhaltende altbayerische Partei, die Anhänger des ständischen Princips, die Gegner der Toleranz und Aufklärung bildeten eine starke Phalanx, deren Widerstand nur durch rücksichtsloses Vorgehen gebrochen werden konnte. „C'est le prémier ministre révolutionnaire," sagte Hardenberg von Montgelas. Daß in diesem Krieg auch Recht und Billigkeit oft verletzt wurden, ist nicht in Abrede zu stellen. „Gewaltthätig und brutal," urteilt Häusser, „hat man, wie bei allen Revolutionen, auch hier vielfach verfahren; die Gleichmacherei, der grobe Nützlichkeitseifer, die Leidenschaft, alles vom Schreibtisch aus zu reguliren, die Abneigung gegen das Geschichtliche und Ueberlieferte, der Vandalismus selbst gegen die künstlerischen Symbole und Denkmale der alten Zeit — dieß alles ist jetzt und nachher in der rheinbündischen Epoche grell genug hervorgetreten." Die Hast, auf allen Gebieten des Volks- und Staatslebens mit dem Gesammtzustande der Vergangenheit aufzuräumen, rief jene

allzu große Menge Gesetze, Verordnungen und Verbote hervor, die sich förmlich überstürzten und häufig, kaum veröffentlicht, wieder von neuen verdrängt wurden. Und alle Reformen konnten an der zerrütteten Finanzlage nichts bessern. Die Kosten des neuen königlichen Hofhalts, der in jener Zeit durchaus nötige Aufwand für das Heer, für die Gesandtschaften, für die vielen neuen Einrichtungen und Anstalten steigerten die Finanznot von Jahr zu Jahr. Hier konnte auch nicht geholfen werden ausser durch Mitwirkung des Volks an den finanziellen Staatsoperationen durch eine Volksvertretung, die diesen Namen in Wahrheit verdient. Eine solche Schöpfung aber war nicht vereinbar mit dem Princip des aufgeklärten Absolutismus des Ministers. An den mannigfach gegliederten Organismus eines selbstthätig und selbständig sich bewegenden staatsbürgerlichen Lebens, wo Jeder freudig Opfer bringt, weil er sich von deren Notwendigkeit überzeugen kann, wollte und konnte Montgelas nicht glauben. Unausbleibliche Folge war, daß die Bureaukratie, welche ausschließlich die Leitung des Staats in Händen hatte, in den Irrthum verfiel, sich selbst für den Staat anzusehen, und daraus erklärt sich, daß gerade jene Periode so viel erschreckende Beispiele willkürlicher und habsüchtiger Beamtenwirtschaft aufweist.

Sammt und sonders sind also jene von Lang mitgeteilten Skandalgeschichten nicht in's Reich der Fabel zu verweisen — dennoch ist das von ihm entworfene Gesammtbild unwahr, weil es nur die Schatten zeigt und nicht das Licht.

Und auch die einzelnen, von ihm so kategorisch und so zweifelsohne berichteten Thatsachen dürfen vom Forscher nicht benützt werden ohne genaueste Prüfung des Sachverhalts. Schlosser bemerkt freilich, Kritik würde bei diesem Buche, das durchaus auf den, dem gewöhnlichen Haufen der Menschen eigenen Hang zu boshafter Klatscherei berechnet, schlecht angebracht sein, aber dieses abfällige Urteil hält ihn, wie ich schon andeutete, später nicht ab, zu erklären: „Wenn die bayerische Verwaltung unter Max Joseph wirklich so war, wie sie der Verfasser, der in dieser Stelle einen etwas ernsteren Ton annimmt, als der ist, den er sonst vorzieht, schildert, so muß man allerdings die armen Bayern und Franken bedauern.“ Demnach

scheint es denn doch nicht überflüssig, die Wahrheit jener Zeugnisse in's Klare zu setzen.

Welch ein Bild entwirft Lang von seinem König, der ihn zum Ritter erhob! „Da der König nicht las und keine besondere Liebhaberei für irgend einen Zweig der Künste oder Wissenschaften hegte, so wenig als für Jagd und Reiterei, dabei auch kein Schwelger oder Trinker war, so blieb es eine schwere Aufgabe für die Höflinge, den Tag mit Spazierengehen, Liebeleien, verkappten Hofnarren, Stadthistorien und Kleinigkeitskrämereien aller Art auszufüllen; aus solcher Geschäftslosigkeit des Königs gingen dann auch viele üble Launen hervor." Regierungsgeschäfte mit Montgelas seien nur alle Donnerstage vor der Tafel kurz abgemacht worden. Was sonst von lächerlichen Gewohnheiten des Königs und tollen Episoden, die sich bei Hof abgespielt hätten, erzählt wird, entzieht sich der Wiedergabe. Wie läßt sich aber nun mit diesem angeblichen far niente die Thatsache vereinbaren, daß selbst aus der Verwaltungsperiode des einflußreichen Montgelas Tausende und aber Tausende von eigenhändigen und oft sehr eingehenden und ausführlichen Signaten des Königs in sämmtlichen Ministerialacten sich finden? Dieses Argument allein genügt, die Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit des Lang'schen Klatsches darzuthun.

Gelegentlich der Einquartierung bayerischer Truppen will Lang „durch eine bedeutende Hand" Mitteilung von einem Briefe Napoleon's an General Wrede, ddo. Schönbrunn 8. October 1809, erlangt haben, den er dem vollen Inhalte nach in die Memoiren aufnimmt. Es wird darin über die Demoralisirung der bayerischen Truppen bittere Klage geführt und namentlich die schlechte Kriegführung des bayerischen Kronprinzen Ludwig gebrandmarkt. Schon die ganze Fassung des Briefes ist dazu angethan, Zweifel über die Echtheit des Schriftstücks einzuflößen. Nun findet sich aber auch dieser Brief in der so sorgfältig gesammelten und herausgegebenen Correspondance de Napoléon I. nicht, und es ist doch kaum glaublich, daß von einem so wichtigen Briefe kein Concept zurückbehalten worden wäre. Es liegt daher die Vermutung weit näher, daß Lang durch ein apokryphes Schriftstück sich entweder hinter's Licht führen ließ oder sich selbst die Fiction erlaubte.

Ein anderes Beispiel! Der Tractat von Ried, wodurch Bayern sich der Sache der Verbündeten anschloß, „womit der kurze Glanz und die europäische Selbstständigkeit der bayerischen Monarchie“ — o wer sieht nicht dabei eine Thräne über die Wangen des ehrlichen Bayern herabfließen! — „zu Grabe ging,“ sei nur das Werk des von Napoleon in seiner Ehrliebe verletzten Wrede gewesen. Weder politische noch militärische Gründe hätten den Schritt nötig gemacht, der für Lang einerseits nur ein „schmähliches Capituliren“ mit dem Feinde, andrerseits ein unentschuldbarer Verrat an Napoleon ist. Sehen wir einmal dagegen, wie der beste Gewährsmann das Verhalten Bayerns in jener Zeit auffaßt. Der damalige französische Gesandte am Münchener Hofe, Graf Mercy-Argenteau, versichert in seinen vor einigen Jahren im „Correspondant“ veröffentlichten Memoiren auf's Bestimmteste: er habe sich selbst — und nicht etwa auf Grund geheimer Informationen, sondern nur mit Berücksichtigung der offenen Sachlage — nicht verhehlen können, daß die Stellung des kleinen bayerischen Corps gegenüber der österreichischen Heeresmacht unhaltbar. Er selbst, wie Wrede, Montgelas und der König hätten wiederholt das französische Hauptquartier um Verstärkung angegangen, aber vergeblich. Der Abfall Bayerns von der Sache eines Beschützers, der ihn nicht mehr beschützte, sei durchaus begreiflich und verzeihlich gewesen. „Auf dem Punkte, wo einmal die Dinge angekommen waren, konnte Bayern nur sich verderben, ohne uns zu retten.“ So der Franzose, in dessen Aufzeichnungen man wahrlich eher den Vorwurf bayerischer Treulosigkeit zu finden vermuten sollte, als in denjenigen eines deutschen „Ritters“.

Eben so falsch und wertlos ist, was Lang über das Zustandekommen des bayerischen Concordats erzählt, das nach seiner Angabe von dem nachmaligen Bischof Streber aufgesetzt, dem Minister Montgelas vorgelegt, von diesem aber bei Seite geschoben worden sei, bis das Papier dem Kronprinzen in die Hände geriet und dann der Entwurf ohne alles weitere Untersuchen vollzogen wurde. Nun stehen wir aber gerade bezüglich der Geschichte des bayerischen Concordats schon heute auf festem, sicherem Boden. In seinem vortrefflichen Werk „Kirche und Staat in Bayern 1799—1821“ hat

Sicherer mit Benützung des authentischen Actenmaterials bezüglich jener Verhandlungen über den Pact zwischen Staat und Kirche die ausführlichsten und zuverlässigsten Aufschlüsse gegeben, die gar keinen Zweifel darüber zulassen: Von Lang's Darstellung, mag man an böswillige Fiction glauben oder nur ein leichtfertiges Nacherzählen von Gerüchten annehmen, stimmt kein Satz und fast kein Wort mit der geschichtlichen Wahrheit überein.

Als der wegen bedeutender Unterschlagungen in Bayern in Untersuchung gezogene und überraschender Weise von Stein in Schutz genommene Graf Raisach eine Schmähschrift erscheinen ließ, betitelt: „Bayern unter der Regierung des Ministers Montgelas", schrieb Lang auf Veranlassung des bayerischen Ministers eine (anonym veröffentlichte) Entgegnung: „Der Minister Graf von Montgelas unter der Regierung König Maximilians von Bayern." Nach einer durchaus in apologetischem Ton gehaltenen Aufzählung der Verdienste der bayerischen Regierung seit Beginn der neuen Aera schließt er: „Plato weigerte sich, den Cyrenäern Gesetze zu geben, weil es gar zu schwer sei, ein Volk zu regieren, das sich glücklich fühle. Glücklich auf alle Fälle ist wohl auch der Bayer zu nennen, dem unverändert der alte Name seines Vaterlandes geblieben, aus seinem alten Wittelsbacher Herrscherhaus ein König, der als glücklicher Gatte und Vater liebend und geliebt regiert, ein Kronprinz, der, den Geschäften schon lange nicht mehr fremd, das Wohl des Staates, das Edle und das Hohe in seinem Busen trägt, ein dankbarer Boden frommer Bewohner, vom Schauplatz des Krieges unberührt und ein tapferes Heer, das, jenseit der Grenzen fechtend, sich unsterblichen Ruhm und uns den Frieden gebracht." Wenn man solche Worte mit den Urteilen vergleicht, die in den Memoiren über König und Volk in Bayern gefällt werden, welcher Mangel an Consequenz und Rechtssinn tritt uns entgegen!

Nicht Mißbilligung, sondern entrüsteten Protest fordert das Verfahren heraus, in Memoiren, die der Verfasser erst nach seinem Tode veröffentlicht wünschte, die Ehre von Männern, deren Ruf sonst makellos, durch Anklagen der bedenklichsten Art herabzuwürdigen. So wirft er z. B. dem hochverdienten Utzschneider mit nackten

Worten vor, er habe ihn, eine Ministerialordre in der Hand, dazu verleiten wollen, falsche Urkunden zu legalisiren, wodurch die österreichische Regierung genötigt worden wäre, ihre Schuldobliegenheiten gegen fränkische Klöster trotz ihrer Säcularisirung noch nachträglich zu erfüllen. Natürlich läßt sich nach Lang's und Utzschneider's Tod mit absoluter Bestimmtheit nicht mehr feststellen, was Wahrheit, was Lüge; aber kann denn die Angabe eines Mannes überhaupt Glauben verdienen, der über eine derartige verbrecherische Zumutung schweigt, so lange dem Angeklagten noch die Möglichkeit zu Abwehr und Verteidigung geboten?

Und wie steht es mit der Ehrlichkeit des pflichtgetreuen Archivbeamten selbst in Wahrheit? Ich kann aus eigener Erfahrung ein erläuterndes Beispiel anführen, bei dem es sich zwar nicht um Geld oder Geldeswert handelt, durch das aber nichtsdestoweniger klar wird, daß Lang die erste Pflicht des Archivars nicht hoch und heilig achtete. Als Vorstand des Reichsarchivs hatte er die Herausgabe der Regesta Boica, Auszüge der in den bayerischen Archiven verwahrten ältesten Urkunden, zu leiten. Die Auszüge, welche sich ausser dem wesentlichen Inhalt der Urkunden auch auf die Namen der Zeugen erstreckten, wurden von den Archivbeamten auf einzelnen Blättern niedergeschrieben, Lang nahm die für den Druck erforderlich scheinenden Correcturen vor. Auf den Originalconcepten läßt sich nun genau verfolgen, daß Lang, so oft unter den Zeugen Ahnherren irgend eines ihm mißliebigen Edelgeschlechts genannt sind, eigenhändig diese Namen durchstrich, so daß sie beim Druck unberücksichtigt blieben und somit für die betreffende Familiengeschichte verloren gingen, — ein kleines Beispiel, das aber die Kleinlichkeit der Gesinnung des strengen Minos treffend charakterisirt!

Ueberhaupt erscheint der Allerweltstadler in Schriftstücken, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, in ganz anderem Lichte, als in seiner Autobiographie!

Während er z. B. über die anmaßende Bettelsucht der bayerischen Beamten sich weidlich ereifert, bewährt er sich selbst, wenn wir seine Personalacten durchblättern, durchaus nicht als zweiter Cincinnatus. Wie häßlich prägen sich Selbstüberhebung und Geldgier in einem

Immediatgesuch an den König vom 22. November 1810 aus: „Erwägt man," heißt es darin, „daß bei einem Vorstand der Archive die Geschäftsführung selbst, in Absicht deren er allein zu den Beamten gehört, die mindere Erforderniß, sein historisches, ethisches Talent aber die höhere Fähigkeit ist, womit er sich den Künstlern anschließt, so wird man auch an diesem mehr einen eigenen Sinn, als den bloßen Beamten gewahren müssen, weil ohne diesen kein Kunstsinn besteht und so, wie man die Belohnung eines seltenen Schauspielers, Musikers, Malers ꝛc. nicht nach gewissen Besoldungstarifen fixiren kann, so glaube ich auch, daß ein Archivar mit historischem Kunsttalent, wenn sich je zuweilen ein solcher findet, billig mit der Gunst eines Künstlers behandelt und belohnt werden dürfte, und daß er als solcher Erwartungen hegen darf, die für einen bloßen Geschäftsmann derselben Kategorie Anmaßungen wären. Soll ich das Glück haben, Vorstand oder Director Ew. kgl. Majestät Archive werden zu sollen, so weiß ich mäßiger und bescheidener nichts zu bitten, als daß mir mit einem Gehalt von 4000 Gulden die gleiche Kategorie mit einem geheimen Referendär bewilligt werde. . . . Der Ruhm, Männer von Kunst befördert und belohnt zu haben, ist noch jederzeit auf die Regierungen und ihre Leiter übergegangen, und es verursacht im Gegentheile der Geschichtsmuse der Nachwelt trübe Blicke, wo sie melden muß, daß Männer von Fähigkeit ihr Vaterland verlassen mußten. . . ."

Wie malerisch drapirt sich der Autor, wenn er von seinem Austritt aus dem bayerischen Staatsdienste spricht. Nur ethische Gründe haben ihn vermocht, „den elenden Mückentanz eines erbärmlichen Geschäftslebens" aufzugeben. Edles Faust'sches Streben, so will der stets verneinende Schalk uns glauben machen, habe ihn beseelt, seitdem er in Ruhestand getreten. Nur den Wissenschaften und der Landwirtschaft habe er noch gelebt; anmutig weiß er zu erzählen, wie er einen ganz wüsten Bezirk in der Nähe von Ansbach mit Bäumen bepflanzt und zur stattlichen Anlage umgeschaffen habe. Diese stille Thätigkeit habe ihm mehr süße Früchte ergeben, als all das vorwitzige Kanzleigeschreibsel; auch sonst habe sich manche Gelegenheit geboten, im Stillen Gutes zu wirken, Ehrgeiz

habe ihn nie verlockt, nochmals öffentliche Auszeichnung oder Thätigkeit zu suchen.

Schlagen wir doch noch einmal seine Personalacten auf! Am 10. April 1817 wurde er, ohne daß eine weitere Andeutung über die Motive gegeben wäre, in Ruhestand versetzt. Im November 1819 schon richtet er von Wien aus, „weil das Leben im Rezatkreis zu drückend wird," an das vielgeschmähte Ministerium Rechberg das Ansuchen, man möge ihn doch als bayerischen Agenten in Wien anstellen. „Daß bei der jetzigen Lage der deutschen Angelegenheiten ein Mann von publicistischem Fach nicht ganz am unrechten Orte wäre, scheint mir außer Zweifel und ich glaube nicht, daß ich in diesem Bezug dem Herrn Fürsten von Metternich eine persona ingrata wäre . . ." Man wird vergeblich in den Memoiren nach einer Andeutung dieses Gesuches fahnden. Bundesgenosse Metternich's und zugleich eventuell heimlich gegen ihn operirender Verräter — dies wäre eine Rolle nach seinem Geschmack gewesen!

Es wäre ein Leichtes, noch Vieles, was er gegen Montgelas und Wrede, Utzschneider und Ringel, Lerchenfeld und Thürheim, Rechberg und Zentner vorbringt, in Anklagen gegen den Ankläger umzuwandeln, doch hoffe ich genugsam dargethan zu haben, daß Lang — von seinen Verdiensten als Forscher abgesehen — zwar Hang und Talent zur Satire besaß, aber nichts von dem heiligen Zorn, der einen Juvenal Satiren zu schreiben zwang. Hinter seinem Schreibsessel stand ein Faun! Seine „Enthüllungen" sind keine geschichtlichen Charakterzeichnungen, denn abgesehen von den eigentlichen Fälschungen wiegt auch eine halbe Wahrheit nicht mehr wie eine Lüge.

Nur unser Mitleid können wir ihm schenken. „Einsam an dem Fensterpfeiler meines Landhauses lehnend," so lauten die Worte, womit er seine Aufzeichnungen einleitet, „schau' ich hinein in die traurigen Schneegestöber und die pfeifenden Winde, als in ein Bild meines jetzigen Lebens, das auch einmal ein Frühling und auch einmal ein Sommer gewesen —"

Ja, einsam stand der Mann in den letzten Lebenstagen, er, der dreimal das Loos einer Gattin mit dem seinigen verknüpfte,

der Kinder auf seinen Knieen gewiegt, — alle hatte er verloren, denen er seine Liebe zugewandt, soweit ihm möglich war, zu lieben. Seine stolzen, weitsehenden Pläne für eine Thätigkeit als Staatsmann und Gelehrter waren gescheitert, er war kein „öffentlicher Charakter“, nur ein Sonderling. Und was er hinterlassen, — wenn wir Deutschen ehrlich ein einiges Volk von Brüdern sein wollen, verschmähend, mit geheimer Freude auf Makel und Schaden des anderen zu blicken, und wenn wir ehrlich die Wahrheit lieben wollen, treten wir diese Erbschaft nicht an.

Paul Anselm von Feuerbach.

Im November 1875 feierte die Gelehrtenwelt den hundertjährigen Gedächtnißtag Paul Johann Anselm Feuerbach's. Beim Festact der Münchener Hochschule weihte ein Redner, wie Wenige dazu berufen, dem großen Vorgänger einen inhaltreichen Nachruf. Auch sonst fehlte es den Manen Feuerbach's an würdigen Huldigungen nicht; Männer wie Mittermaier, Glaser, Marquardsen setzten seine wissenschaftliche, wie rein menschliche Bedeutung in helles Licht. Daß ich nach diesen Auserwählten das Leben und Wirken des Verewigten zum Gegenstand meines Vortrages wähle, ist allerdings ein Wagniß. Aber von wahrhaft großen Menschen ist des Redens nie zu viel. Auch unternehme ich keinen kritischen Streifzug auf das mir fremde Gebiet, nicht den Juristen will ich schildern, sondern will nur versuchen, Ihnen in die innere Gerechtigkeit dieses Mannes des Rechts Einsicht zu geben, Ihnen das Charakterbild eines deutschen Gelehrten zu entwerfen — freilich nur skizzenhaft, wie es bei der Inhaltsfülle dieses Lebens und der mir gewährten Spanne Zeit nicht anders sein kann. Ihrer Teilnahme bin ich um so gewisser, als der Gelehrte durch seine Nachkommen auch im engeren Sinne des Wortes noch unser ist und durch drei Menschenalter hindurch bis in die jüngste Zeit die Tagesgeschichte Friedensthaten und unverlierbare Errungenschaften zu verzeichnen hat, die sich an den Namen Feuerbach knüpfen. Von den fünf Söhnen des berühmten Juristen und Staatsmannes errang Jeder, wie Ludwig

Feuerbach sich bitter ausdrückt, „den Fluch der Celebrität und Publicität". Anselm als der Verfasser des klassischen Werkes über den vaticanischen Apollon, Karl Wilhelm durch seine Analyse der dreieckigen Pyramide, Eduard August durch seine kritische Untersuchung der Lex Salica, Ludwig als Denker von Prometheischer Kühnheit und Bedeutung, Friedrich als sein Apologet. Und schon kann auch der Enkel, der Maler des „Symposion", von sich rühmen, daß er genannt werde, wenn man die Besten nennt. Wahrlich, solcher Fluch bedeutet der Nation Segen.

Ich verspreche Ihnen ein Charakterbild, keinen Panegyrikus. Ich werde die Schwächen des Starken nicht bemänteln. „Wer des Feuers genießen will, muß sich den Rauch gefallen lassen." Sehr möglich, daß ich dabei mit diesem und jenem der Biographen Feuerbach's in Widerspruch gerate, denn die Biographen eines und desselben Mannes haben nicht immer eine und dieselbe Tendenz. Von manchen wurden Feuerbach's Memoiren förmlich als Rüstkammer zum Angriff gegen Bayern ausgebeutet. „Daß in dem Lande," heißt es in einem Nekrolog, „in welchem Anselm von Feuerbach lebte, die dicke Finsterniß des Jesuitismus und Papismus seinen Geist nicht durchdringen ließ, das wird man ebensowenig ihm zur Last legen, als man die Sonne anklagt, wenn sich Wolken vor dieselbe legen, die ihre Strahlen nicht durchlassen." Dagegen findet ein Referent der „Allgemeinen Zeitung" vom 15. April 1852, daß „Feuerbach's Liebe zum bayerischen Vaterland immer die höchste Anerkennung und eifrige Nachahmung verdiene".

Die reichste Quelle für die Geschichte seiner geistigen Entwicklung und seiner Schicksale fließt in seinen eigenen, von Ludwig Feuerbach veröffentlichten Tagebuchblättern und Briefen. Dieselben sind zugleich ein Spiegelbild seiner Zeit und ein Schatzkästlein von Erfahrungssätzen für unsere Zeit; denn gewisse Elemente des Parteiwesens in Staats- und Kirchensachen kommen eben, weil sie Elemente sind, alle Tage zum Vorschein.

Paul Johann Anselm Feuerbach wurde am 14. November 1775 zu Hainichen bei Jena, dem Heimatsort seiner Mutter, geboren; er verlebte aber seine Kindheit in Frankfurt und betonte jederzeit

mit Stolz, daß er sich als Frankfurter Stadtkind betrachte. Sein Vater war Jurist, ein eiserner Spartaner, der sogar, wie sein Enkel Ludwig erzählt, gegen den widerspänstigen Sohn das alte reichsstädtische Privilegium geltend machen wollte, das die väterliche Disciplinargewalt bis auf Zuchthausstrafe ausdehnte. Er verhielt sich den großen Anlagen des Knaben gegenüber durchaus skeptisch und war für sein ehrgeiziges Streben ohne Verständniß.

Schon der erste Brief Anselm's in der von seinem Sohne veröffentlichten Sammlung, an einen Universitätsfreund von Jena aus geschrieben, zeigt uns eine überschäumende Phantasie, einen jähen Wandel der Stimmungen, einen Hang zu Hyperbeln und Superlativen. Der Schmerz um eine geliebte Marianne, die ihn verschmäht, weckt in ihm „rabenschwarze, schreckliche, schauervolle Gedanken", läßt Thränen in Bächen über seine Wangen fließen, führt ihm den Platz, der mit seinem Blute bespritzt sein wird, auf's Lebhafteste vor Augen. In seinen Tagebuchblättern schließt er heute mit dem Freund, dem beim ersten Anblick in schaurig heiliger Empfindung sein Herz entgegenschlägt, einen schwärmerischen Liebesbund; wenige Tage später unterzieht er die Mängel und Schwächen desselben einer schneidenden Kritik. Namentlich von Interesse ist sein im Jahre 1795 niedergeschriebenes Selbstbekenntniß. Es war ihm eine Art süßer Busse, das Wirrsal seines Herzens bloßzulegen, es verschaffte ihm Erleichterung, seine moralischen Conflicte auch mit der Feder auszukämpfen. „Ehrgeiz und Ruhmbegierde machen einen hervorstechenden Zug in meinem Charakter aus. Von Welt und Nachwelt gepriesen zu werden, dünkt mir das größte Erdenglück. Oft wünsche ich Gelegenheit zu haben, mein Leben im Vollbringen großer Thaten, selbst unter qualvollen Martern, hinzugeben, um nur in den Jahrbüchern der Menschheit als großer Mann zu glänzen. . . . Mein Blick ist auf das Ganze, auf die Welt gerichtet. Von daher muß das Lob kommen, wenn meine Ehrbegierde gesättigt werden soll. Im Tempel der Unsterblichkeit will ich prangen, dieß ist mein höchster Wunsch, dieß ist das einzige Ziel all' meines Bestrebens."

Dem ruhmliebenden Jüngling schien nur das Studium der Weltweisheit des Menschen wert, Jean Jaques, „der große Freund

der Menschheit und der Tugend", ist sein Ideal. „Ich habe mehr Talent für den Katheder, als für die Schranken des Gerichts, mehr Talent dazu, die Wissenschaften weiter zu bringen, als sie anzuwenden." Unter den Einfällen, die er zu Papier brachte, blitzen bereits überraschend originelle Gedanken auf; der reife Feuerbach zeigt sich schon in der Antwort auf eine von ihm selbst aufgeworfene Frage: „Nach welchen Grundsätzen soll man politische Meinungen und Handlungen der Privatpersonen beurtheilen?" „Der Staat hat nie das Recht, einen Anderen wegen seiner bloßen speculativen Meinungen und deren Aeußerungen zu strafen, oder auf irgend eine Art Gewalt gegen ihn zu brauchen. Politische Gesinnungen, welche der Denkungsart des Staates zwar widersprechen, aber doch keinen moralischen Grund rechtswidriger Handlungen in sich schließen, können den Staat nie zur Gewalt gegen sie berechtigen."

Die wichtigste Periode seiner Geistesentwicklung fällt in die sturm- und drangvolle Zeit der französischen Revolution. Wie gewaltig der Umsturz des alten Staatswesens seine Seele ergriff, zeigt sich in seinen ersten schriftstellerischen Versuchen. Er tritt darin als Verteidiger der Menschenrechte auf, und auch in den späteren Schriften „Antihobbes" und der philosophisch-juristischen Untersuchung über das Verbrechen des Hochverrats weht noch der Gluthauch aus jenen Tagen. „Ich gehe dadurch großen Gefahren entgegen," ruft er sich bei Veröffentlichung des Antihobbes etwas theatralisch zu, „die politische Inquisition wird ihre Klauen gegen mich ausstrecken, aber ich will trotzen! Muth, Feuerbach, Muth, Heldenmuth!"

Die ersten Früchte, die aus dem Studium der kritischen Philosophie für ihn und uns erwuchsen, lassen bedauern, daß sein Vater ihn zwang, seiner Lieblingsneigung zu entsagen und ein sicheres brotspendendes Studium zu wählen. Für Jeden, der durch die Macht der Verhältnisse genötigt ist, sich einem Beruf zuzuwenden, der seiner Neigung widerstrebt, sind es goldene Worte, womit Feuerbach 24 Jahre später seinem Sohn Anselm in ähnlicher Lage das eigene Beispiel vor Augen führt: „Die Jurisprudenz war mir von meiner frühesten Jugend an in der Seele zuwider . . . Da wandte ich mich mit raschem, aber festem Entschluß von meiner geliebten

Philosophie zur abstoßenden Jurisprudenz, sie wurde mir bald minder unangenehm, weil ich einmal wußte, daß ich sie liebgewinnen müsse, und so gelang es meiner Unverdrossenheit, meinem durch die bloße Pflicht begeisterten Muth, daß ich schon nach zwei Jahren den Lehrstuhl besteigen konnte.“ Bald konnte er dem Vater von raschen Fortschritten seines Studiums berichten, dem er sich mit männlicher Resignation hingab und mit jugendlicher Elasticität sofort die ideale Seite abgewann. „Ich sehe im corpus juris nicht mehr ein confusum chaos von Verordnungen, die nur in der Laune oder Willkür des Herrn der römischen Welt ihre Quelle haben, sondern ein Product der tiefsten Weisheit, der innigsten Kenntniß des Menschen und seines Geistes und der feinsten Politik, die allen Gesetzgebern künftiger Jahrhunderte zum unsterblichen Muster dienen wird.“ Dessenungeachtet bleibt der Vater mit dem philosophirenden Sohn unzufrieden, er glaubt nicht an den Genius desselben. Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, wenn uns in den Briefen an den Vater eine offenbar nur erkünstelte Herzlichkeit und Kindlichkeit entgegentritt und wenn gegenüber der Tadel- und Zweifelsucht des Vaters ein Selbstbewußtsein zur Schau getragen wird, das nicht mehr ganz als berechtigtes Vertrauen auf die eigenen Kräfte gelten kann.

Am 15. Jänner 1799 erlangte Anselm die juristische Doctorwürde. Der nächste Sommer brachte ihm die Freuden des „Privatdocenten“, der, wenn er überhaupt dociren will, publice lesen muß. Es wäre nicht das Leben eines deutschen Gelehrten, das wir zu schildern hätten, wenn nicht auch zu berichten wäre, daß er lange Jahre mit der bittersten Not zu kämpfen hatte. Von seinem Vater fast ohne Unterstützung gelassen, mußte er früh die Erfahrung machen, daß der Dienst der Wissenschaft mit Entbehrung verknüpft und der Sehnsucht nach Wahrheit einzige Gefährtin und hilfreiche Freundin die — Geduld ist. Nicht vergessen soll aber der Act von Großmut eines deutschen Buchhändlers sein, der ihm empfahl, bei seinen Vorlesungen einen von ihm verlegten Proceßcommentar zu Grunde zu legen, wofür er eine jährliche Sendung von einigen Göttinger Mettwürsten zusicherte. Für die Vorlesungen des jungen Docenten in Jena fanden sich zwar Zuhörer, aber welche! „Nur

für einige", schreibt er, „war es der Mühe werth zu lesen, alle anderen rohe Menschen oder Körper, auf denen das Siegel der Dummheit stand." Ein Schnarcher in seiner ersten Vorlesung macht ihm nicht wenig Aerger. Das Kneipenleben der Studenten und noch mehr die Händel der Professoren widern ihn an. „Jena ist ein Nest voll Intriguen!" schreibt er an den Vater.

Der Beifall, den sein 1801 veröffentlichtes Lehrbuch des gemeinen peinlichen Privatrechts fand, erlöste ihn aus den beengenden Schranken, indem er ihm innerhalb eines Monats Einladungen an vier auswärtige Universitäten verschaffte. Er wählte Kiel. In den Briefen aus der buntbewegten Hafenstadt gibt er sich anfangs nicht wenig Mühe, die Reize der von seinem Vater gering geachteten Kilonia in's Licht zu setzen. „In Jena war ich bloß Gelehrter, hier bin ich erst Mensch geworden." Er hatte sich — allerdings gegen den Willen seines Vaters — vermählt und glücklich gewählt. Mit offenem Sinn für die stillen häuslichen Freuden fand er im Familienleben ein immer neu belebendes Element. Aber dessenungeachtet war ihm bald auch die neue Heimat verleidet. Er überzeugte sich allmälig, daß die Universität Kiel nicht ein Wacht- und Leuchtthurm der Wissenschaft war. Zwar kann er die Biederkeit und Offenheit seiner Collegen nur loben, aber „gar zu viel Phlegma, wissenschaftliche Kälte und Trägheit! . . . Ich hatte immer dann die fleißigsten Zuhörer, wenn ich am seichtesten las." Er klagt über den Nationalcharakter, „der zu sehr in den Körper treibt, die viele Grütze und das häufige fette Rindfleisch muß sich endlich auch den Köpfen mittheilen".

Da kam im October 1803 eine Anfrage des bayerischen Justizministers Zentner, ob er geneigt wäre, nach Bayern überzusiedeln. „Wenn ich an das liebliche Klima des südlichen Bayerns, die schöne Gegend von Landshut, die Wohlfeilheit der dortigen Lebensmittel, die große Frequenz dieser Universität und vor allem an die hohe Liberalität der Regierung denke, so bin ich keinen Augenblick über meine Wahl zwischen Halle und Landshut zweifelhaft." Er entschloß sich, dem freundlichen Wink des Schicksals zu folgen. „Dieß ist das Loos der akademischen Docenten von unruhigem

Geist, wie ich," schreibt er (2. October 1803) an seinen Vater, „sie haben kein Vaterland und schlagen nomadisch bald da, bald dort ihre bretterne Bude auf!" Leider ein prophetisches Wort, ein Vaterland hat Feuerbach nie gefunden. Nicht bloß wirklich kleinliche Verhältnisse lassen seine echte Hamlet- und Faustnatur, die in den besten Deutschen steckt, nicht zu Ruhe und Befriedigung kommen, er kann sich überhaupt nicht in Zeit und Menschen finden und knüpft immer wieder sein Hoffen an die Fremde, sieht anderswo das Feld für seine Arbeit und seine Zukunft.

Nach seiner Uebersiedlung nach Bayern tritt diese Schwäche besonders grell hervor.

Kaum am Ort seiner neuen Bestimmung angelangt, berichtet er an den Vater: „Die Stadt und die Gegend ist himmlisch; die Verhältnisse der Professoren sind Verhältnisse von Teufeln, beinahe möchte ich sagen, im eigentlichen Verstande. Die Rohheit, Sittenlosigkeit, höllische Bosheit, Abgefeimtheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit unter den meisten, die als Jugendlehrer dastehen, geht über alle Gränzen." Schon im nächsten Briefe muß er aber gestehen: „Meine Schilderung, die ich von Landshut entwarf, müssen Sie zum Theil auf meine hypochondrische Laune schieben," nur sein erstes Urteil über Hofrath Gönner, diesen „höchst schlechten Menschen," hält er aufrecht. Der Zwist und Zank zwischen den beiden bedeutendsten Rechtslehrern der Hochschule nahm denn auch kein Ende. Alle Kränkungen, alle Unannehmlichkeiten, die ihm widerfuhren, führte Feuerbach auf die Ränke des in der That sitten- und charakterlosen Feindes zurück. Leider kam er seinen Widersachern, so zu sagen, auf halbem Wege entgegen, indem er gemäß seinem leidenschaftlichen Temperament das Leichte schwer nahm, in der Hoffnung ausschweifte, in der Enttäuschung verzweifelte.

Für's erste schreibt er über seine Aufnahme in Landshut einen enthusiastischen Bericht. Von seinen Verehrern wird ihm ein glänzendes Fest veranstaltet, seine Antrittsrede findet stürmischen Beifall. Er warf darin sowohl den allzu genügsamen Praktikern, die immer „in behaglicher Entfernung von dem Reiche des höheren Wissens ihr Fleckchen in der Jurisprudenz zu bebauen suchen," wie jenen

Rechtsphilosophen den Fehdehandschuh hin, „die durch Ueberschreiten der Schranken des Positiven ihre wissenschaftliche Erhabenheit zu beglaubigen vermeinen." Die Vereinigung beider Gebiete müsse der Jurist anstreben: das empirische Wissen gibt der Jurisprudenz den Körper, das philosophische den Geist, ohne jenes ist sie ein Gespenst, ohne dieses ein Leichnam.

Feuerbach's Wirken war jedoch nicht bloß auf das akademische Lehramt beschränkt; das Hauptwerk, wozu er nach Bayern berufen worden, sollte eine gründliche Reform der Criminal-Gesetzgebung sein. Es mußte hohen Reiz für einen unternehmenden Geist gewähren, in dem damals jugendstark aufstrebenden Reich eine Stelle zu finden, wo jeder frischen Kraft ein weites Feld der Entfaltung vergönnt war. Wenn auch das bayerische Volk im Laufe der Jahrhunderte an geistiger Rührigkeit hinter anderen deutschen Stämmen zurückgeblieben war, so kam jetzt durch Montgelas unter Napoleonischem Einfluß ein Zug militärischer Strammheit in das ganze Staatswesen. Die Energie des neuen Frankreich rüttelte auch hier am Wust des politischen und gesellschaftlichen Lebens, und die Regierung erkannte, daß nur durch fortschrittliche, freiheitliche Institutionen die Vereinigung der neu erworbenen Territorien mit dem alten Stammlande zum einheitlichen Staatskörper gelingen könne.

Es kann hier nicht näher auf die Bemühungen Feuerbach's eingegangen werden, die Rechtspflege auf philosophischer Grundlage zu reformiren, die Gerechtigkeit aus dem Tintenpfuhl der heimlichen Gerichtsbarkeit zu erlösen und an Stelle der amtlichen Willkür dem Gesetz die Autorität zu verschaffen. Nur an einem Beispiel, zu dem uns die hochinteressanten Actenbelege zur Verfügung standen, sei erlaubt, seinen wohlthätigen Einfluß auf die Umgestaltung Bayerns zum modernen Staate nachzuweisen.

Während in den meisten europäischen Staaten die Folter abgeschafft war, wurde noch in Bayern mit furchtbarer Beharrlichkeit an diesem ebenso grausamen als unzuverlässigen Behelf zur Erforschung der Wahrheit festgehalten. „Die Folter," sagt Kreittmayr in seinen Anmerkungen zum Criminalcodex, „hat in Bayern seit mehr als 1000 Jahren rühmlichst bestanden und kann der Nutzen

von solch einem guten Mittel aus der Erfahrung nicht geleugnet werden." Vergebens versuchten aufgeklärte Juristen, wie Stichauer, Stengel u. A., die Abschaffung durchzusetzen. Die von den verschiedenen Gerichten eingeforderten Gutachten sprachen sich keineswegs mit gleicher Energie gegen die „altererbte" peinliche Frage aus; es wurden Befürchtungen laut, daß durch Einführung eines neuen Beweisverfahrens die Justizpflege gefährdet sei, und so laut und vielstimmig war der Widerspruch, daß sogar der mildgesinnte Max Joseph bewogen ward, dem Gesetzentwurf, welcher die Abschaffung der Tortur aussprach, seine Unterschrift zu versagen und ein Signat niederzuschreiben, wonach die Tortur bis auf weiteres beizubehalten sei (22. September 1804). Da spielte der Justizminister die letzte Karte aus, er unterbreitete dem Kurfürsten einen Vortrag Feuerbach's über die Nachteile der peinlichen Frage. Es waren die gleichen Anträge aus den gleichen Motiven, wie sie vorher vom Justizministerium gestellt worden, aber von einer überzeugenden Kraft und zwingenden Beredsamkeit ohne gleichen unterstützt! Eine geläuterte ethische Weltanschauung ergreift hier das Wort, volltönig, daß es die Zagenden aufrichtete, zornmutig, daß sich die Lüge verkroch, weise, daß es unwiderstehlich war. Der Anwalt der Humanität siegte, die Ausübung der Folter wurde sofort sistirt und eine Verordnung vom 7. Juli 1808 sprach endlich die Aufhebung des unheimlichen Ueberrestes der alten Ordalien in Bayern aus.

Die Thätigkeit Feuerbach's an der Universität Landshut sollte jedoch von noch kürzerer Dauer sein als in Kiel. Gönner — so klagt Feuerbach in allen Briefen — fuhr fort, heimlich und öffentlich gegen die Ehre des Collegen zu wühlen; im September 1805 kam es zur Katastrophe. Als ein Studierender, von Gönner aufgereizt, bei einem öffentlichen Promotionsact der Opposition Feuerbach's kecken Hohn entgegensetzte, trat dieser plötzlich in die Mitte des Saales und rief: „Hier steht ein Frecher, ein unedles Werkzeug in einer schlechteren Hand!" Darauf verließ er den Saal und die Stadt und begab sich nach Frankfurt. Hier aber traf ihn ein Brief seines Freundes, des bayerischen Akademie-Präsidenten Friedrich Heinrich Jakobi, der die Flucht, als eines Gelehrten, eines Mannes

unwürdig, streng tadelte. „Auch ich weiß, daß in Bayern mancherlei nicht gut und der Weg zum Besseren schwer zu finden oder zu bahnen ist. Dagegen weiß ich aber auch, daß anderes in Bayern sehr gut ist, und daß man, solange dieses sich erhält, den Muth nicht sinken lassen darf. . . . Die Sache Bayerns ist bei dem gegenwärtigen Zustande von Europa die Sache der Menschheit!" Das Mahnwort des Freundes bewog den Flüchtling zur Rückkehr, doch in seinem Entschluß, auf eine akademische Thätigkeit zu verzichten, blieb er unerschütterlich.

Als ihm eine Stellung im praktischen Staatsdienst als geheimer Referendär im Justizdepartement angewiesen wurde, pries er die Fügung, die „seinen Geist vom intellectuellen Tod und sein Herz vom moralischen Verderben gerettet," denn mit Angst habe ihn schon lange erfüllt, daß sein Geist Siegesfeste feierte, wenn er im Ulpian oder Papinian einem Punctum oder Komma den rechten Platz angewiesen, — mit Mühe sei er noch rechtzeitig der Gefahr entgangen, „über dem Buchstaben den Geist, über Bruchstücken den Sinn für die Einheit, die Harmonie und den Zusammenhang des Ganzen und über dem ewigen Nachgrübeln in fremden Gedanken die Fähigkeit eigener Gedanken zu verlieren."

Nun stand er in unmittelbarer Berührung mit den Männern, die das Staatsschiff in neue Bahnen steuern sollten. „Von Criminalibus bin ich weg," schreibt er (10. April 1808) an den Vater, „ich lebe ganz im Politischen und Civilistischen und weiß kaum die ungeheuren Lasten, die auf mir liegen, zu ertragen. Unser Staat ist in einer völligen, obwohl unblutigen Revolution begriffen: alles Alte wird eingerissen und eine neue Ordnung der Dinge wird begründet. Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Fundamente, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volksrepräsentation, eine neue Constitution — das sind die politischen Gegenstände, woran ich mitarbeite und wobei ich mich beinahe Hauptperson nennen kann." Vor allem sei ihm ein Werk übertragen, nach dessen Gelingen er bald einen silbernen Stern auf der Brust und ein blauweißes Band über die Schultern tragen werde, — die den Landesbedürfnissen entsprechende Umänderung des Code Napoleon,

durch dessen Einführung man Bayern am raschesten und vollkommensten dem französischen Musterstaate ebenbürtig zu machen hoffte.

In dem Vortrag, den er über die Wichtigkeit dieser Errungenschaft im geheimen Rat hielt, zeigt er sich noch durchaus als kosmopolitischer Verächter des Deutschnationalen, als Verehrer jener hochmütigen Universalität der Rheinbund-Politiker. Er sieht im Napoleonischen Weltregiment nichts Unsittliches und hat nur Worte der Bewunderung für das merkwürdige Staatensystem, in welchem Frankreich als der durch physische und geistige Macht überwiegende Staat den Schlußstein bilde. Erst der Kanonendonner des Befreiungskrieges weckte sein germanisches Gewissen, er war nicht der unerschütterlich deutsche Patriot, wie vielleicht in Bayern einzig Kronprinz Ludwig es war, auch er hielt den Titanen für einen Olympier.

Um so nichtiger und niederträchtiger erscheinen die Verdächtigungen, die Baron Christoph Aretin und seine Sippe gegen Feuerbach, wie gegen Jakobi und Thiersch und andere nach Bayern berufene Gelehrte ausstreute. Und zwar genügte jenen Dunkelmännern die simple Verläumdung „unter vier Augen“ nicht, sie denuncirten die Unbequemen den Gerichten als Hochverräter, Anhänger des Tugendbundes, „ja sogar vielleicht des Schill'schen Mordbrenner-Corps“, Todfeinde ihres bayerischen Souveräns. Man lese in den Acten die schmählichen Briefe Aretin's und daneben die rührend schlichten Verteidigungsworte des Hauptangeklagten Jakobi, man verfolge die Kabalen, in welche Feuerbach verwickelt wurde, und man wird sich der Scham und Entrüstung nicht erwehren können. Aber wenn seine Feinde gehofft hatten, an ihm ein geduldiges Opfer zu finden, sahen sie sich getäuscht. Wie er selbst sagt, legte er durchaus nicht die Hände in den Schoß, sondern begegnete den Minen mit Gegenminen. Vielleicht ging er sogar in seiner Notwehr zu weit; jedenfalls nahm er die Menschen und Verhältnisse zu pathetisch, wenn er in Aretin einen „zweiten Catilina“ sah, der ein großes Complott geschmiedet habe, alle Protestanten in Bayern aus dem Wege zu räumen, nötigenfalls mittelst Henker und Banditen! Die Verachtung der Lüge und der Lügner muß immer kalt bleiben. Die Verläumdungen jener Lichtscheuen befestigten ihn übrigens nur in der Gunst

des Königs, der ihm in einer Audienz so viel Güte und Gnade erwies, daß Feuerbach, wie er selbst begeistert an Röschlaub schreibt, vor dem göttlich guten Menschen unwillkürlich in die Knie sank.

Freilich hinderte diese Gunst nicht, daß Feuerbach, der bisher fast allein den Entwurf des neuen Criminalgesetzbuches gefördert hatte, 1811 in seinem erbittertsten Gegner Gönner einen unwillkommenen Mitarbeiter erhielt. Weitaus der Hauptanteil aber an dem großen Werke, das 1813 vollendet war, gebührt Feuerbach. Ueber die Tendenzen dieses epochemachenden Unternehmens unterrichtet er selbst in seinem, im geheimen Rat gehaltenen Vortrag: „Ueber den Geist des neuen Strafgesetzbuches.“ Nur einige Worte seien darüber gestattet. Wenn Mittermaier rügt, daß Feuerbach die Grundlagen des Rechts überhaupt, das Volksbewußtsein und seine Entwicklung aus der Gewohnheit verkannt und zu einseitig alles Heil von den Regierungen und den von ihnen erlassenen Gesetzen erwartet habe, so darf nicht vergessen werden, daß das Gesetzbuch unter Montgelas' Aegide entstand, dessen Maximen auf Inhalt und Richtung des Werkes von entscheidendem Einfluß sein mußten. Feuerbach sprach sich auch gegen Geschworenen-Gerichte aus, obwohl er, wie ein Brief an Villers zeigt, ein Anhänger des Jury-Verfahrens; er glaubte aber, daß Einrichtungen dieser Art einem Staate nicht künstlich eingeimpft werden sollen. Dagegen trat er mit aller Kraft und Entschiedenheit für die Oeffentlichkeit des Verfahrens bei Capitalverbrechen ein, da durch Nichts entschiedener die Gefahr einer in seelenlosen Mechanismus ausartenden Justizmanipulation abgewendet werde. Bezüglich der Todesstrafe sprach er sich für vorläufige Beibehaltung aus; in seinen späteren Lebensjahren soll er sich jedoch, wie Grohmann mitteilt, von der Verwerflichkeit dieses Strafmittels überzeugt haben.

Ueber viele seiner Theorieen ist die Zeit hinweggeschritten, sei es, weil sie auf irrigen Voraussetzungen beruhten, sei es, weil veränderte Umstände eine veränderte Behandlung der Seelenkrankheiten des Individuums und des Volkes rätlich erscheinen ließen. Dessenungeachtet sind seine rechtswissenschaftlichen Schriften ein kostbarer Schatz der deutschen Literatur für alle Zeiten. Mit ausgebreitetem

Wissen verbindet er psychologische Einsicht, dialectische Schärfe und idealen Schwung. Da er den Stoff vollständig beherrscht, ist seine Darstellung immer klar, seine Ausdrucksweise charakteristisch. In ihm decken sich Wissen und Können. Stets sachlich, vernachlässigt er doch niemals die Form, so daß auch der Laie, der trockene Paragraphen zu finden fürchtet, von Blatt zu Blatt mehr und mehr ebenso den Autor, wie die Disciplin schätzen und lieben lernt.

Unmittelbar nach Vollendung seines Hauptwerkes trat eine entscheidende Wendung in seinem Leben und Wirken ein. Sie wird eingeleitet durch seinen Brief an General Raglovich vom 20. November 1813, worin er sich um eine Stellung im Dienste des Heeres bewirbt, die ihm gestatte, die Waffen des Geistes im heiligen Kriege für Deutschlands Rettung und Freiheit zu führen. Wenn uns auch die eingeflochtene Bedingung: der Dienst dürfe nicht unter dem Rang stehen, den seine bürgerliche Amtswürde ihm anweise, ebenso zum Anstoß gereicht, wie ehedem das Zöpflein, das Feuerbach durchaus nicht der freieren Mode opfern wollte, seinen Collegen in Kiel — so dürfen wir doch nicht am Ernst seiner Empfindung, an der Ehrlichkeit des Vorsatzes zweifeln, mit allen zu Gebot stehenden Kräften der deutschnationalen Sache in Bayern zum Siege zu verhelfen.

Der Rieder Vertrag war abgeschlossen, Bayern auf Seite der gegen Napoleon verbündeten Mächte getreten. Mehrere Monate lang war es dem Minister Montgelas gelungen, die Verhandlungen des bayerischen Bevollmächtigten Wrede mit Oesterreich durch allerlei Hindernisse zu verschleppen. Daß sie endlich doch zum Abschluß gelangten, war nicht einem plötzlichen Durchbruch deutsch-patriotischer Gesinnung zu verdanken, nur ein kühles Abwägen von Vorteil und Gefahr bewog die französisch gesinnte Regierung zum Systemwechsel. Von Enthusiasmus war in den leitenden Kreisen kein Hauch; wir haben mehr als ein Zeugniß dafür, daß im Hause des allmächtigen Ministers die neu auftauchende „fatale Deutschheit“ nur zum Spotte diente, man fühlte sich hier erhaben über eine spießbürgerliche Politik, die an geschichtliche Ueberlieferungen des dumpfen Mittelalters, an die dunkle Sage von ehemaliger deutscher Größe und Herrlichkeit

anknüpfte. Nur glaube man nicht, daß diese in Montgelas' Hôtel herrschende Stimmung für das ganze Land maßgebend gewesen sei, daß jenes frivole Gelächter im Volke Wiederhall gefunden habe. Allerorten regte und rührte sich und wuchs die Gemeinde, der mit dem Bewußtsein, nur mit den übrigen Stämmen eine Nation zu sein, auch das Gefühl der gemeinsamen Pflicht erwachte, das unwürdige Joch eines Fremden abzuschütteln.

Dieser Ueberzeugung lieh nun vor Allen Feuerbach die beredte Stimme; wie im Norden, so erstand auch im Süden eine neue Macht, weil sie Ideen säete, die Schöpferin des „Volkes in Waffen", das freie, deutsche Wort. Zur nämlichen Zeit, als der urwüchsige Arndt und der begeisterungstrunkene Görres dem deutschen Volke ein deutsches Sprachthum wiedergaben, erschienen auch in rascher Folge die politischen Schriften Feuerbach's, im weiteren Sinne zwar für alle gebildeten Geister berechnet, zunächst aber als Mahnworte für die Bayern.

Die Erste: „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europa's", wurde zu München in der ersten Woche nach der Leipziger Völkerschlacht, die in Bayern so gut wie gar nicht officiell gefeiert ward, herausgegeben. Mit edlem Pathos wird das Wiederaufleben der Selbständigkeit der Völker nach langer, entwürdigender Unterdrückung begrüßt. „Was die Throne befestigt und aus großen Gefahren rettet, ist Gemeinsinn aller Bürger, Liebe und Begeisterung für ihren Staat; was die Staaten zum Untergang führt, ist, wenn sie den Geist der Zeit nicht erkennen und verstehen; die Gegenwart mit ihren Erscheinungen verkündet aber nicht eine Rückkehr zur alten Zeit, sondern nur die Fortsetzung und Entwicklung einer schon lange begonnenen neuen Zeit."

Den besten Beweis für die Wirkung des Aufrufs gab Montgelas selbst, indem er seit jener Zeit dem Verfasser auf's Feindseligste entgegentrat und unausgesetzt seine Entfernung aus München betrieb. Feuerbach ließ sich aber durch die schiefen Gesichter des Ministers und seiner Gesinnungsgenossen nicht schrecken. Unmittelbar auf die erste Schrift folgte eine zweite, in populärem Tone gehaltene: „Was sollen wir?" An Bayern sei es jetzt, eine große Schuld

abzutragen, nach der Rückkehr aus einer durch die eiserne Not aufgezwungenen undeutschen Politik müsse jetzt jeder bayerische Mann für die gemeinsame deutsche Aufgabe wirken, jeder nach seinen Kräften für die heilige Sache mitkämpfen. Die beiden patriotischen Schriften widmete Feuerbach dem deutschgesinnten Kronprinzen Ludwig. Aus dem Widmungsschreiben läßt sich erkennen, wie erregt und entschlossen der Rufer zum Streit. „Die Gelehrsamkeit hat keinen Werth, wenn sie nicht auch dem Vaterland zu Hilfe kommt, wenn sie nicht Feuer in die Seelen gießt, wenn sie nicht die Herzen begeistert. Thue jeder an seiner Stelle das Seinige, so wird das Große vollbracht. Ich für meinen Theil bin des festen Entschlusses, für die Sache des Vaterlandes zu leben und zu sterben. Wenn die Gefahr herannaht — welche Gott abwende! — dann finden Euer königliche Hoheit auch mich unter der Fahne. Die Stunden, in welchen ich sonst von geistiger Arbeit bei den Meinigen ausruhte, finden mich jetzt auf dem Waffenplatz in militärischen Uebungen. Zwar ist mein Arm nur gewöhnt, die Waffen des Geistes zu handhaben, aber nichts ist dem unmöglich, der das Ernste ernstlich will!"

Feuerbach selbst schildert in seinen Tagebuchblättern die Wirkung, welche die zweite Schrift wie ein Wetterschlag inmitten der bangen Stille in Bayern hervorrief. Wenn er vor sich selbst sich selbst in den Vordergrund stellt, müssen wir der aufgeregten Stimmung Rechnung tragen. „Besondere Aufforderung der Bayern in mehr populärer Sprache zur allgemeinen Theilnahme an der großen Sache durch die Schrift: Was sollen wir? In München sucht man ihre Verbreitung zu hindern; sie darf nicht in den Zeitungen angekündigt werden. Gleichwohl durchflog sie in vielen tausend Ab- und Nachdrücken alle Provinzen, alle Stände. Noch größere Sensation; Begeisterung in jungen Gemüthern, sichtbarer Einfluß auf den Fortgang der Bewaffnung. Ich selbst ergreife das Gewehr. Je rühriger ich, desto erbitterter die Feinde. Ein Ministerialrescript beschuldigt mich ziemlich unzweideutig wegen meiner Schriften des Verbrechens der in der Person des feindlichen Souveräns beleidigten Majestät, und das Schreiben wird mir untersagt, außer unter Censur des auswärtigen Departements. Ich zeige das Rescript umher; Unter-

redung mit dem Grafen S., dem Freunde des Ministers Montgelas. Der Kronprinz ermuntert mich, ich möge mich nicht irre machen lassen."

Und Feuerbach säumte auch nicht, auf's Neue seine Stimme zu erheben. Zwar standen bayerische Truppen im Heerlager der Verbündeten, die endlich, den Wink Voltaire's beachtend: „Le Français, qu'on attaque, est à demi vaincu," den Feind im eigenen Lande zu Paaren trieben; trotzdem hatte das Franzosenthum in Bayern selbst noch immer heimliche Freunde und Bundesgenossen, so daß der „Moniteur" sich zu brüsten wagte: „Die bayerische Nation ist in Hinsicht auf Frankreich sehr gemäßigt und verhält sich eher leidend als thätig." Gegen diese seltsamen Schwärmer, die fort und fort auf die Wiederherstellung der Napoleonischen Universalmonarchie harrten und von deutschem Bewußtsein wie von einer Farce sprachen, wandte sich die Flugschrift: „Die Weltherrschaft das Grab der Menschheit!" Auf geschichtlicher Grundlage führt Feuerbach darin aus, wie es die Absicht der Natur sei, daß die Menschheit in mannigfaltigen Volksgeschlechtern blühe, jedes Volk nach seiner Eigenthümlichkeit und originellen Verschiedenheit sich zu allem dem entwickle und ausbilde, was es nach seinen ihm besonderen Anlagen und Kräften werden kann und darum auch werden soll. Bei den Deutschen aber insbesondere, die seither den Vorwurf verdienten, ihr Charakter bestehe bloß darin, keinen Charakter zu haben, sei es jetzt ein Verbrechen, wenn sie sich ihrer Selbstheit schämten und Geist, Herz und Zunge länger Frankreich leibeigen machten.

Der Speer, den Deutschlands Heer in den Boden des feindlichen Landes stieß, trieb eine köstliche Blüthe: die deutsche Ehre! Und das Volk selbst hatte den herrlichen Triumph errungen! Es war also nur eine gerechte Forderung, daß sein Interesse besser berücksichtigt, daß namentlich die Lage des dritten Standes, dem nicht bloß der militärische Erfolg, sondern überhaupt der ganze Aufschwung des geistigen Lebens zu verdanken war, verbessert werde. Volksvertretung als Regierungsfactor! Unter dieser Parole schaarten sich nunmehr diejenigen zusammen, deren Brust sich hob bei dem Namen: Deutsche Freiheit!

Da war wieder Feuerbach einer der ersten, die den Fürsten zuriefen: „Höret auf, die Herren eines willenlosen Maschinenwerkes, genannt absoluter Staat, sein zu wollen; zieht es vor, geliebte Regenten dankbarer, weil denkender Völker zu sein!“ Feuerbach ließ sich durch den während des Wiener Congresses täglich fühlbarer lastenden Druck der Censur nicht abhalten, an die in der Kaiserstadt über Deutschlands künftige Gestaltung zu Rate Sitzenden eine Mahnung zu richten: „Ueber deutsche Freiheit und Vertretung deutscher Völker durch Landstände.“

Diese freimütigen Worte machten aber nun auch den Sturm gegen Feuerbach losbrechen. Bayern stand bei den Congreßverhandlungen an der Spitze der Opposition gegen Preußen. Es gelang also, wenn auch nicht ohne Mühe, den König zu überreden: Feuerbach suche im preußischen Interesse die Selbständigkeit Bayerns zu untergraben. Max Joseph willigte in die Versetzung des staatsgefährlichen Schriftstellers, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, daß er weder an Rang noch Gehalt einbüsse. Er wurde zum zweiten Appellationsgerichts-Präsidenten in Bamberg ernannt. Von seinem Standpunkt aus hatte Montgelas natürlich nicht Unrecht, wenn er einen unaufhörlich gegen die Regierung agitirenden Beamten möglichst unschädlich zu machen suchte, und Feuerbach konnte die Strafe nicht unglimpflich nennen. Er ist denn auch anfangs des Lobes voll über „die schönste Stadt des Königreichs“, aber bald wiederholt sich das Spiel wie in Landshut. Den ersten Präsidenten Freiherrn von Seckendorff nennt er heut „einen liebenswürdigen Mann und alten Freund,“ morgen schon führt er Klage bei dem Minister über den Störenfried, der sich von allen Gesetzen collegialischer Achtung, ja sogar der äusseren Sitte entbunden glaube. Jeder Brief verrät seine Gereiztheit, seinen Unmut. „Wie ein abgeschiedener Geist wandle ich hier unter den Lebenden; ich suche die Seele, welche ich mein nennen möchte und ich finde sie nicht. Wie mich die Larven höhnisch freundlich angrinsen! Jeder Gruß des Willkomms geht mir wie ein Dolchstich durch die Brust!“ Dann wütet er gegen sich selbst als den Schuldigen: „Wenn ich recht aufrichtig und recht galant gegen mich selbst bin, so sage ich mir, daß mir eine doppelte Seele

gegeben ist, eine gute und eine böse, jene Lamm, Taube, Engel — diese Tiger, Geier, Satan!“ Immer mehr zog er sich aus der Gesellschaft zurück; auch im persönlichen Verkehr mit seinen untergebenen Beamten war er bald der liebenswürdige Lebemann, bald ein grollender Jupiter. Funk schildert seine Erscheinung während des Bamberger Aufenthalts: Er war eher klein als groß, vor allem zogen sofort Aufmerksamkeit auf sich die ausdrucksvollen Gesichtszüge und die scharf blitzenden, beweglichen Augen. Sein Mienen- und Gebärdenspiel, wenn er Aufregendes hörte oder sprach, war ungemein lebhaft. Funk will eine auffallende Aehnlichkeit mit Callot Hoffmann entdecken, dem Lieblingsautor Feuerbach's.

Ein günstiges Geschick führte ihm gerade damals warm fühlende Freunde zu, an deren Liebe immer wieder sein Gemüt sich aufrichtete. In Karlsbad lernte er 1815 den Sänger der „Urania“, Canonikus Tiedge, kennen. „Mit ihm fühlte ich mich zuerst wieder als Mensch zum Menschen. Offen, herzlich, liebenswürdig. Seine Seele verklärt seinen mißgestalteten Körper.“ Zugleich wurde er bekannt und befreundet mit der Freundin Tiedge's, Elise Gräfin von der Recke, „einem Ideal weiblicher Güte, Hoheit und Demuth“.

Die neuen Freunde nährten in ihm den Entschluß, nach Preußen überzusiedeln, wo ihm ein größerer Wirkungskreis eröffnet wäre. Der preußische Minister Schuckmann stellte ihm eine ehrenvolle Stellung in Aussicht. Sofort ergriff Feuerbach den Plan mit ganzer Seele, fest entschlossen, das Land zu verlassen, wo er „zum unwürdigen Schlaf auf weichen Polstern bei dem wachen Gefühle der besten Kraft verdammt“, das Land, „in dessen Boden er als fremde exotische Pflanze nimmer fest wurzeln noch gedeihen könne“. Er sieht nur das „wiedergeborene Preußen“, obwohl das Berliner Cabinet gerade damals für die schmähliche Anklage Schmalz' gegen die edelsten Patrioten Partei nahm.

Seinen Feinden blieb nicht verborgen, daß er mit der preußischen Regierung und ihrem Münchener Gesandten Beziehungen angeknüpft habe; dadurch erhielt der Verdacht neue Nahrung, daß er heimlich für das preußische Interesse wirke. Man wollte ihn unter dem Vorwand, seine Verdienste zu ehren und zu belohnen, ganz aus dem

Land zu entfernen. Mit den Worten: „Die Hölle siegt, doch nur über mein Schicksal, nicht über mich!" zeigt er seinen Freunden an, daß er zum Generalcommissär der an Oesterreich abzutretenden Provinzen ernannt sei, was nichts anderes als Auslieferung an Oesterreich bedeute. Seine Berliner Freunde sollen nunmehr an Schuckmann die ernstliche Frage stellen, „ob es denn in dem edlen Preußen für einen verfolgten deutschen Mann, der nützliche Kenntnisse und Talente besitze, gar kein Plätzchen gebe?" Aber gerade Schuckmann war es, der jetzt seine Berufung nach Berlin hintertrieb, wo die Regierung durchaus nicht Willens war, einen Mann von freisinnigen politischen Grundsätzen und stürmischem Temperament sich aufzubürden.

Der Eindruck dieser Enttäuschung zeigt sich denn auch sofort in den Briefen Feuerbach's, er findet sich bald veranlaßt, die Politik des Berliner Cabinets streng zu verurteilen. „Im ganzen Deutschland wird keine einzige Regierung jetzt so sehr verabscheut und so entsetzlich verachtet, als die preußische." Ja noch mehr, wenige Monate, nachdem er den feierlichen Schwur abgelegt, unter allen Umständen „das Land der Finsterniß und des verfolgenden Hasses" zu verlassen, legte er dem Minister Rechberg ein politisches Memorandum: „Ueber die Nothwendigkeit eines zu errichtenden deutschen Fürstenbundes" vor, eine Empfehlung der Trias-Idee: Bayern müsse alle Mittel- und Kleinstaaten um sich sammeln, müsse der schützende Wall deutscher Freiheit gegen Preußen und Oesterreich werden.

Das überraschende Geständniß einer so gründlichen Aenderung der politischen Gesinnung blieb nicht unbelohnt. Am 24. März 1817 kann Feuerbach an Tiedge die frohe Nachricht senden, daß er zum ersten Präsidenten des Appellationsgerichts in Ansbach befördert sei. Nun athmen eine Zeit lang seine Briefe nur Freude und Zufriedenheit. Er schätzt sich glücklich, aus dem Meere der Kabalen in einen Hafen des Friedens eingelaufen zu sein. „Hier bin ich Herr meiner Thaten!" Er ist wieder der wärmste Verehrer der bayerischen Politik. Als die Regierung zögerte, die Feier des Reformationsfestes in den protestantischen Provinzen zu gestatten, entschuldigt er dies: „Die liberalen Ideen sind bei uns so herrschend

und haben alle Theile der Regierungsorgane so kräftig durchdrungen, daß auch das Zurückhalten der äußerlichen Erscheinungen des Protestantismus nur aus diesen liberalen Ideen erklärt werden darf ... Es ist eine wahre Freude, unter den Strahlen dieser Sonne zu wandeln!"

Da war es der Abschluß des Concordats, der ihm plötzlich Furcht und Schrecken einflößte, ja die vorgefaßte Meinung, dieser Act sei nur der Vorbote einer rücksichtslosen Durchführung katholisirender Principien, raubt ihm alle Fassung.

Auf die rationalistisch radicale Franzosenzeit waren in Deutschland die Tage der Romantik gefolgt, und die Regierungen suchten gegenüber den stürmischen Aeußerungen der Volkswünsche Halt und Festigung durch Wiederaufrichtung des kirchlichen Regiments. Auch in Bayern strebte man den durch die Tendenzen des Ministeriums Montgelas gestörten Frieden mit der Kirche wiederherzustellen. Daß man um diesen Preis ohne alle Vorsicht handelte, die wichtigsten Kronrechte erst opferte und dann durch das sogenannte Religionsedict, das mit dem Concordat in directem Widerspruch stand, nur mit Schimpf und Glimpf restituirte, steht ausser Frage, aber ein feindseliges Vorgehen gegen die bayerischen Protestanten war mit jenem Compromiß nicht beabsichtigt. So aber faßte ihn Feuerbach auf, der schon im Geiste alle Protestanten, wie es in der Apokalypse heißt, als Erwürgte unter dem Altar rufen hörte. Mit heftigster Erbitterung nahm er den Kampf dawider auf. „Was aus den Elementen der Hexensuppe, welche Thorheit und Schlechtigkeit zusammengerührt und an das Feuer gestellt, herauskochen wird, weiß Gott besser, als eine sterbliche Seele!" So schreibt er am 12. Februar 1818 an Elise von der Recke, und im nämlichen Briefe spricht er sich, nebenbei bemerkt, gegen Einräumung der gleichen bürgerlichen Rechte an die Juden aus, da sie nur „eine fremde, einem christlichen Gemeinwesen feindselige, in geistiger Rohheit hinbrütende Masse."

Kann er hier seinen Widerwillen gegen die lichtscheue Regierung nicht grell genug ausdrücken, so electrisirt seinen leicht entzündlichen Geist das Geschenk des Königs, das Frieden zwischen Fürst und Volk besiegelnde Verfassungswerk, zu feurigen ausschweifenden Hoff-

nungen. „Es ist in sehr vieler Beziehung jetzt eine große Freude, Bayern anzugehören,“ schreibt er am 27. März 1819 an Tiedge, „der Himmel ist heiter, die Lüfte wehen frisch, die Sümpfe sind bewegt und die Nachteulen fliehen in die Finsterniß. Kein Land ist wohl jetzt in Europa, England allein ausgenommen, wo freier gesprochen, freier geschrieben, offener gehandelt würde, als hier in Bayern. Man sollte nicht glauben, was ein großes Königswort, wie unsere Verfassung, in kurzer Zeit für Dinge thun kann. Erst mit dieser Verfassung hat sich unser König Ansbach und Bayreuth, Würzburg und Bamberg erobert. Jetzt sollte man einmal kommen und uns zumuthen, eine andere Farbe als blau und weiß zu tragen ...“ So hochgeschraubte Erwartungen konnten nun freilich durch die erste Probeleistung des Constitutionalismus in Bayern, den ersten Landtag von 1819, schlecht befriedigt werden. „Unsere Ständeversammlung,“ klagt er bald darauf, „nimmt ein erbärmliches Ende. ... Die letzte Stütze der Hoffnung auf bessere Zeiten durch friedliche Reformen ist gefallen und mag wohl schwerlich wieder aufgerichtet werden! ...“ Dazu noch das immer dichter sich niedersenkende finstere Gewölk der Reaction über allen deutschen Landen, die Karlsbader Beschlüsse, das Vorgehen gegen die Burschenschaften — „Du armes deutsches Vaterland,“ ruft er schmerzbewegt aus, „die Zeit ist vielleicht nicht fern, wo auf deinen Feldern die Rosse der Asiaten weiden.“

Fort und fort leiht er der Sache des nationalen Wohls gegen die staatsgefährlichen Tendenzen der Obscuranten seine glühende Beredsamkeit. Unter seiner Geissel stöhnen die Friedrich Schlegel und Adam Müller, die den Geist mit der Dummheit ein Compromiß schließen ließen, „um wo möglich durch Verstand die Menschen um den Verstand zu betrügen“. Einseitigen, sogar ungerechten Urteilen begegnen wir, aber ein so scharfer Beobachter kehrt rasch zur richtigen Anschauung zurück. Mißtrauen gegen den „Vater des Concordats“ und Abneigung gegen den Convertiten Schenk lassen ihn über die Anfänge der Regierung Ludwig's I. manches bittere Wort sprechen, aber auf die Dauer versagt er auch dem wirklich Guten und Großen dieser Periode seine Anerkennung nicht.

Wie immer man vom Politiker Feuerbach denken möge, von der Thätigkeit des Gelehrten in der Mittags- und Abendzeit seines Schaffens ist nur das Beste und Höchste zu sagen. Von den Früchten, die sein Aufenthalt in Ansbach zeitigte, nenne ich seine „Betrachtungen über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens“ und vor allem die 1828 in zwei Bänden erschienene „Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen“. Dem letztgenannten Werke hat Feuerbach insbesondere seine Popularität in weitesten Kreisen bis auf den heutigen Tag zu verdanken. Viele Jahre hindurch an die Spitze eines Gerichtshofes gestellt, gebot er nicht nur über einen Schatz theoretischen Wissens, sondern auch über eine Fülle von Rechtserfahrungen. Ihm war der Gerichtssaal ein Hörsaal, wo ihn das Leben selbst das Wesen des Rechts und die Natur der Schuld erkennen lehrte. Indem er aus der dort gesammelten Ausbeute einige besondere Fälle herausgreift und in ihrem Anfang und Ende mit fachlicher Methodik und dramatischer Lebendigkeit vor uns entwickelt, bereichert er unsere allgemeinen Kenntnisse, er belehrt und unterhält, erschüttert und läutert. Scharf und bestimmt, ohne Pedanterie vorgetragen, fesseln diese Bilder das Interesse des Lesers durch den Stoff an sich, die Behandlung und die daran sich knüpfenden Urteile und Erfahrungen über Menschen und die menschliche Gesellschaft.

Auch von den eingeweihten Zeit- und Fachgenossen wurde meines Wissens niemals der Vorwurf erhoben, daß Feuerbach im Referat über diese Rechtsfälle vergessen hätte, daß der Criminalist nicht Abstraction, sondern nur Geschichte zu Grund legen dürfe. Bei einem Proceß aber, dessen verschlungene Fäden er noch als hochbetagter Greis mit jugendlichem Eifer zu entwirren suchte, läßt sich fast mit Bestimmtheit behaupten, daß ihn sein Hang, geheimnißvoll waltende Naturkräfte in der Menschenseele aufzudecken, verleitete, Schein für Wahrheit zu halten.

Ich darf nicht wagen, Sie mit der Geschichte Kaspar Hauser's, die in der Literatur eine ähnliche Rolle spielt, wie in der Tagespresse die Seeschlangen-Mythe, zu ermüden. Ich kann mich nicht, wie Julius Meyer, der Herausgeber des Actenmaterials des berüch-

tigten Processes, zur Ansicht verstehen, daß der ganzen Geschichte von Anfang an nur ein Betrug zu Grunde liege. Daß aber Feuerbach in seinem Eifer für das „Kind von Europa" zu weit ging, in den Conjecturen über seine Abstammung alle Vorsicht ausser Acht ließ, die Schicksale seines Günstlings nicht sowohl mit der vollen Objectivität, Ueberlegung, Gelassenheit eines Untersuchungsrichters, als vielmehr mit der Hast und Hitze eines Mitleidenden erwog und auslegte, scheint mir ebenso unzweifelhaft. Niemand verläßt ungestraft den realen Boden. Wenn ein zum Rationalismus neigender Protestant, ein erbitterter Widersacher des Heiligencults, wie Feuerbach, plötzlich mit einem „Jünglingskind" mesmerische Versuche anstellt und dabei zu Resultaten gelangt, die an die Legenden des Mittelalters erinnern, wird mir auch für den Juristen Feuerbach bang. Seine Aufrichtigkeit und ehrlich wohlwollenden Absichten stehen aber dabei über jeden Angriff erhaben, und es war — nach meiner Empfindung — kein scherzhaftes, sondern tief schmerzhaftes Wort, das er, wie Graf Stanhope mitteilt, kurz vor dem Tode bezüglich seines Essay über Hauser geäussert haben soll: „Vielleicht hat Feuerbach in seinen alten Tagen einen Roman geschrieben!"

Leider werden zwar die hierauf bezüglichen Schriftstücke in der von seinem Sohne veröffentlichten Sammlung ausführlich mitgeteilt, dagegen aus seinem letzten Werk, einer vergleichenden Gesetzgebung aller Nationen, woran er Jahre lang mit fieberhaftem Eifer gearbeitet hatte, nur ein kurzes Fragment: „Idee und Nothwendigkeit einer Universal-Jurisprudenz." Es läßt bedauern, daß gerade diese Schöpfung ein Torso blieb. Wäre die originelle Entwicklungsgeschichte der Gesetze und Rechtsverhältnisse aller Nationen und Zeiten zur Vollendung gediehen, hätte ohne Zweifel Deutschland dem epochemachenden Werk Montesquieu's ein ebenbürtiges an die Seite zu stellen.

Das veröffentlichte Fragment beweist auch, wie sich Feuerbach eine merkwürdige jugendliche Kraft bis in's Greisenalter bewahrte. Erst kurz vor seinem Lebensende machte sich ihm ein Nachlassen seiner Sinnesthätigkeit fühlbar. Seine letzten Lebenstage wurden noch erhellt durch die Versöhnung mit seiner Schwester, von der er

seit der Jugendzeit durch Mißverständnisse und Empfindlichkeit getrennt gewesen war. Es berührt wohlthuend, daß aus den letzten Briefen an die Wiedergewonnene ein Geist milder Versöhnlichkeit, ruhiger Ergebung spricht. „So ganz und gar bin ich ein anderer geworden.“

Schon seit längerer Zeit leidend, begab er sich im Frühjahr 1833 nach Frankfurt. Hier machte am 29. Mai ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Sein Sohn Ludwig bemerkt dazu: das Scipio'sche Gefühl: „Nicht einmal meine Gebeine soll das undankbare Vaterland besitzen!“ habe den die baldige Auflösung Ahnenden gedrängt, die Grenzmark Bayerns zu verlassen.

Nachdem ich Ihnen in kurzen Zügen den Lebenslauf dieses Mannes, der zugleich so reich und arm, beglückt und unglücklich gewesen, entwickelt habe, frage ich mich selbst: ob ich nicht die Pietät gegen einen der verdienstvollsten Männer Deutschlands verletzte, wenn ich die Widersprüche in seinem Charakter offenlegte? Nein. Hat doch der Sohn selbst das Tageslicht für die geheime Werkstatt dieser Seele nicht gefürchtet. „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein.“ Wir Bayern, die er in vielen Punkten ungerecht beurteilte, müssen den Freimut haben, einzugestehen, daß auch er wegen seines besten Strebens in unserem Lande zu leiden hatte. Zwar glaube ich nicht, daß er im Norden glücklicher geworden wäre. Zum Glück gelangen nur die ehernen Charaktere und die Charakterlosen. Er war nicht das eine, noch das andere. Ihn ließ sein leidenschaftliches Herz nirgend und niemals ruhen. Doch, von Wind und Welle geschaukelt, schafft er Werke, die Wind und Wellen dauernd widerstehen! In seinen Briefen und Memoiren ist der Wirbel und Wechsel des Kampfes, in seinen Büchern aber der Sieg; denn der Sieg, das heißt, die Zukunft, ist nur bei *seiner* Fahne: Recht und Licht!

Ludwig I., König von Bayern, und Thorwaldsen.

Die Urteile, welche im Ständehaus, in Literatur und Tagespresse über König Ludwig's I. Kunstschöpfungen laut geworden, würden gesammelt und chronologisch oder nach Analogien oder sonstwie zusammengestellt einen artigen Beitrag zu einer Kritik der öffentlichen Meinung liefern. Noch nicht zwei Menschenalter sind seit dem Beginn der königlichen Thätigkeit verflossen, und schon erscheint so mancher Ausspruch, der seinerzeit die Geltung eines Axioms beanspruchte und erhielt, unbegreiflich. In der Kammer hören wir die nimmer verstummenden Klagen der Gewissenhaften über die Unnötigkeit und sündhafte Kostspieligkeit der Kunstunternehmungen, über die Ungerechtigkeit, um verstümmelter Götzenmale oder bemalter Leinwand willen „des armen Mannes Pfeifchen" zu vertheuern, d. h. die luxuriöse Laune eines Einzelnen die steuerzahlenden Bürger büssen zu lassen, die Klagen über Beeinträchtigung der Provinzstädte gegenüber der Residenz, — und dabei handelte es sich, wohl bemerkt, nur um Ausgaben aus der Privatschatulle des Königs oder doch nur aus Erübrigungen der Staatskassen. Doch still! jetzt spricht ein Gervinus! Das klingt oder klang doch für uns Deutsche ebenso, wie weiland für die Römer: „Cicero spricht." Leider ergeht es mir bezüglich dessen, was Gervinus über das „kommandirte" Kunstleben in Bayern geredet, wie dem Casca in Shakespeare's „Julius Cäsar" mit der Rede Cicero's. „Hat Cicero etwas gesagt?" „Ja, er sprach Griechisch." — „Was wollte er denn?" — „Ja,

wenn ich euch das sage, so will ich euch niemals wieder vor die Augen kommen. Aber die ihn verstanden, lächelten einander zu und schüttelten die Köpfe, doch was mich anlangt, mir war es Griechisch." Die Münchener Glyptothek ist nach Gervinus ohne alle Rücksicht auf Kunstwert und Bedeutung des Erworbenen completirt. Dem königlichen Sammler gebreche es ebenso an Sinn wie Verständniß für die Kunst, und all' sein Impetus sei auf kleinliche, persönliche Eitelkeit zurückzuführen! Nicht viel Tröstlicheres vernehmen wir von der Kunstkritik. „Einsam und verlassen," sagt Hermann Riegel, „stehen die Pinakotheken auf freiem Felde, einsam und öde dehnt sich die Ludwigsstraße zum Siegesthor hinaus. Die Bevölkerung München's hat sich nicht dahin gezogen, wo ihr ein Machtwort neue Stadttheile anweisen wollte, und geht man gar etwas tiefer, so findet man im Verständniß der Kunstwerke durch die Masse der Einwohner nur einen geringen Zusammenhang zwischen beiden; man überzeugt sich, daß ein freier, künstlerischer Geist, ein lebendiger Antheil am künstlerischen Schaffen in München nicht von Natur heimisch ist, und sieht ein, daß ein Königswille wohl Kunstwerke hervorzaubern konnte, nicht aber zugleich auch dem Volke eine Kunst geben." Aber auch wohlwollende Beobachter wurden durch die „Willkür und Gemachtheit" der Ludwig'schen Aera erschreckt und prophezeiten den neuen Sternen raschen Niedergang. In einem Briefe A. Schreiber's an S. Boisserée heißt es: „Ich muß meinen Unglauben an unsere Zeit gestehen. Die Kunst ist für uns das Mädchen aus der Fremde und durch ein von Außen gekommenes Streben wieder entstanden. Die alten Meister kehren nicht wieder, weil ihre Zeit nicht wieder kehrt." Das klingt sanft wie eine Elegie unter dem Gejohle, das die Tagespresse, leider zuweilen auch die anständige, gegen die königlichen Unternehmungen anstimmte. Namentlich die Glyptothek erregte ihre Galle. Der eine Referent spricht von „hüpfender, tändelnder Pracht," der andere von kahlen Coulissen; alle aber waren über die Zwecklosigkeit des Ganzen einig, und der Mann, der ideale Güter nicht kennt und nur das wünscht, was ihm wägbaren Nutzen bringt, klatschte ihnen Beifall, und der heilige Volksmund nannte den Kunsttempel das „närrische Kron-

prinzenhaus." Friedrich der Große fand für solches Gebaren das rechte Wort: „Einige Personen, welche für Kenner gelten, entscheiden über das Schicksal der Stücke, und Ignoranten, die unfähig sind, zu urteilen, wiederholen das, was Andere gesagt haben. Solche Urteile beschränken sich nicht auf das Theater allein, sie machen sich überall breit und bilden das, was man eines Menschen Ruf nennt. Und auf dieser festen Grundlage beruht der gute Name! O Eitelkeit der Eitelkeiten!"

Ein Glück, daß von all' diesem Tadel und Zweifel unberührt blieben — der König selbst und seine Künstler. Allen Nergeleien zum Trotz hielt der König an seinen „Theken" und Walhalla's fest, von der Ueberzeugung beseelt, daß die höchste Art von Kunst stets an ideale, seien es religiöse oder nationale Anliegenheiten der Völker anknüpfe. Freilich war er nur der Herr, nicht der Meister der Kunstwerke, allein man darf auf ihn anwenden, was Döllinger von Maximilian's II. Verdiensten um die Wissenschaft sagt: „Er besitzt nicht die durchdringende Kenntniß des Einzelnen, aber er hat hingegen, und das ist in seiner hohen Stellung wichtiger, den Maßstab für ihren Werth als Ganzes." Und Goethe sagt einmal zu Eckermann: „Man sage, was man will, das Gleiche kann nur vom Gleichen erkannt werden, und nur ein Fürst, der selber große Fähigkeiten besitzt, wird wiederum große Fähigkeiten in seinen Unterthanen und Dienern gehörig erkennen und schätzen." Wenn je ein Fürst, so darf Ludwig I. dieses Verdienst für sich beanspruchen. Ueberblicke man nur einmal die Reihe jener Künstler, die er um sich schaarte, die er entweder ganz an sich zu fesseln wußte oder doch zu einzelnen großartigen Schöpfungen anregte. Kein Kaiser und kein Papst hat einen so stolzen Heerbann aufzuweisen. Wenn dem Biographen Ludwig's die Schilderung mancher Episode bange Stunden bereiten wird, — die Beziehungen des Fürsten zur Künstlerwelt führen ihn auf lichte, sonnige Halden, wo keine Schatten sich dauernd behaupteten.

An vielen Königen schon hatte die Kunst wohlwollende Gönner und Schutzherren gefunden, hier aber trat ein Freund in den Künstlerkreis. Daraus erklärt sich die ungewöhnliche Verehrung, die

ihm von den Künstlern entgegengebracht wurde, die warme, uneigennützige Hingebung, womit sie sich seinen Plänen anschlossen und unterordneten. Selten nur führten Spottsucht und Härte des Gönners oder Empfindlichkeit seiner Clienten zu Verstimmung und Entfremdung. Wohl durfte sich Cornelius schwer gekränkt fühlen durch das bittere Wort seines königlichen Freundes: „Ein Maler soll vor Allem malen können!“ Beleidigt schied denn auch der Meister aus München, aber die Entfremdung währte nicht lange, und 1855 brachte Cornelius auf den hohen Gast der römischen Künstler den Trinkspruch: „Wenn die Phantasmagorien moderner Ostentation und Geistesleere längst von der Erde verschwunden und vergessen sein werden, dann werden die Schöpfungen König Ludwig's noch lange die Gemüther und Seelen der Menschen erquicken, erfreuen und erheben, — aber auch wir, die wir das Glück haben, in feierlich schöner Stunde mit ihm vereint sein zu dürfen, auch wir segnen ihn tausendmal!“

Wenn auf Cornelius das Wort kommt, so führt die natürlichste Ideenassociation auf den congenialen Meister der Plastik, Thorwaldsen. Ist auch das Verhältniß dieses Künstlers zu Ludwig nicht ein so wichtiges Glied in seiner Entwicklungsgeschichte, wie es bei Cornelius der Fall war, so bietet es doch so viel Anmutiges und Erfreuliches, daß ich Ihre Aufmerksamkeit gern auf ein paar Augenblicke dafür gewinnen möchte.

In Rom, der geistigen Heimat des nordischen Meisters, wurden *persönliche* Beziehungen zwischen Ludwig und Thorwaldsen erst bei der Romfahrt des Königssohnes im Jahre 1818 angeknüpft. Schon seit zehn Jahren aber war zwischen beiden ein — man darf namentlich mit Rücksicht auf die Abneigung des Künstlers gegen das Schreiben wohl sagen — lebhafter Briefwechsel gepflogen worden. Schon 1808 hatte der Prinz, in dessen Brust in Italien ein tiefbewegendes Liebesgefühl für das Schöne in Kunst und Leben erwacht war, eine Adonisstatue bei dem Bildhauer bestellt, dessen Studio seit einigen Jahren nicht leer wurde von Künstlern und Touristen, welche die „Neuschöpfung der Kunst des griechischen Alterthums“ kennen lernen wollten. War ja doch selbst der vielbewunderte

Canova beim Anblick des Jason in die Worte ausgebrochen: „Diese Bildsäule des jungen Dänen ist in einem neuen, und zwar in einem großen Styl!“ Für den Adonis in Marmor wurde ein Preis von 2000 Scudi festgesetzt. Die Ausführung verzögerte sich indessen ungewöhnlich, und der Prinz entschädigte sich gewissermassen für dieses seiner Geduld auferlegte Opfer dadurch, daß er den Rat Thorwaldsen's, der ja am Innigsten in den lebendigen Geist der griechischen Kunst eingedrungen war, also das sicherste Urteil über Echtheit und Wert antiker Kunstwerke abgeben konnte, bei seinen Kunsterwerbungen häufig einholte. Seit mehreren Jahren schon war es Ludwig's eifriges Bemühen, edle Schätze aus dem hellenischen Erbe in seinen Besitz zu bringen und ihnen in der Heimat eine würdige Stätte zu bereiten. Fast an jedes einzelne Stück der Sammlung, die heute der Stolz der Isarstadt, knüpft sich eine interessante Geschichte. Wie viel List und Schlauheit erforderte es schon, die Antiken trotz des Ausfuhrverbots aus der ewigen Stadt zu entführen! Die internationale Diplomatenstellung und die kirchliche Würde des bayerischen Gesandten, Cardinal Haeffelin, mußten nicht selten aufgeboten werden, um den Wünschen des Kronprinzen gerecht zu werden und den Bemühungen seiner Kunstagenten zu secundiren. Neben Martin Wagner und Eberhard war am meisten Thorwaldsen mit Aufträgen überhäuft; er war davon, wie aus privaten Aeusserungen erhellt, nicht immer angenehm berührt, allein der Wunsch, dem kunstsinnigen Prinzen gefällig zu sein, überwand alle anderen Regungen. Namentlich von Thorwaldsen's Freund, dem Maler und Kunsthändler Camuccini, wurden überaus wertvolle Antiken um Preise erworben, die nach heutigen Begriffen lächerlich gering erscheinen. Als Thorwaldsen vor Ankauf einer nicht unzweifelhaft echten großen Vase abriet, dankte ihm Ludwig durch ein eigenhändiges Schreiben, das in der bekannten sprunghaften Manier gehalten ist, die eine nicht gerade anmutige Eigenthümlichkeit der sonst so geistvollen Briefe Ludwig's. „Persönlich habe ich nicht das Vergnügen, Sie zu kennen, doch glaube ich, Sie zu Rom flüchtig einmal gesehen zu haben, aber durch des Bildhauers Thorwaldsen's weit verbreiteten Ruhm, durch die Kunstwerke, welche ich gesehen,

kenne ich denselben und durch den mir erwiesenen Dienst, gewarnt mich zu haben vor dem Ankauf der großen Vase.“ Und nun legt er dem Künstler eingehend seine Wünsche und Zweifel wegen einiger ihm angebotener Antiken dar und bittet ihn um sein sachverständiges Urteil. Wenn man die von Ludwig wegen Erwerbung der Glyptothek-schätze gewechselten Briefe — die Correspondenz zwischen ihm und Martin Wagner umfaßt allein 909 Briefe des Letzteren und 554 des Fürsten — unparteiisch würdigt, wird man gern Urlichs Recht geben, der an ein Urteil Ludwig's über den Parthenonfries in London anknüpfend erklärt: „Wer diese Stellen liest, wird ermessen, ob König Ludwig wirklich keinen Kunstsinn oder Verstand besaß; wärmer und im Ganzen richtiger ist kein Urteil ausgesprochen, als dieser unmittelbare Eindruck veranlaßte.“ In dankbarer Anerkennung der bei solchen Geschäften geleisteten Dienste ließ hinwieder der am päpstlichen Hofe einflußreiche bayerische Gesandte dem als Protestanten in Rom von Manchen mit Mißgunst und Mißtrauen betrachteten Dänen seinen Schutz angedeihen und stellte ihm zu seiner persönlichen Sicherheit ein rühmendes Certificat aus.

Inzwischen ging der Adonis im Studio des Künstlers immer herrlicher der Vollendung entgegen, wiederholt stellte dieser baldige Ablieferung in Aussicht, aber — je vollkommener die Schönheit des werdenden Kunstwerkes hervortrat, desto mehr minderte sich für den Prinzen die Hoffnung, in wirklichen Besitz zu gelangen. Nur ein Künstler wird es voll und ganz nachempfinden können: Thorwaldsen wurde es mit jedem Tage schwerer, sich von seinem Werke zu trennen.

Ludwig bewies dem ebenso eigenwilligen, wie genialen Meister gegenüber ungewöhnliche Geduld, und dieser, wie sein Biograph Justi sich ausdrückt, übertraf sich selbst darin, daß er die fast monatlichen Schreiben des Prinzen wegen Ankaufs antiker Kunstwerke immer beantwortete oder doch beantworten ließ. Wenn er darin endlich erlahmte und wiederholt Briefe Ludwig's unbeantwortet ließ, so trugen daran nur die Verdrießlichkeiten Schuld, die ihm sein freimütiges Urteil namentlich von Seite des federgewandteren Friedrich Müller — bekannter unter dem Namen

Maler Müller — zuzog. „Ihre Briefe müssen verloren gegangen sein," klagt der Kronprinz am 10. Juli 1811, „da ich schon mehrmalen schrieb und keine Antwort empfangen habe!" und zwei Monate später: „Sind Sie noch immer taub? Oder Ihre Briefe verloren gegangen?" Auch der Wunsch des Prinzen, vom Künstler selbst ein authentisches Verzeichniß aller von ihm geschaffenen Werke zu erhalten, scheint unerfüllt geblieben zu sein. Es zeugt von seltener Würdigung der Eigenthümlichkeit einer Künstlernatur, daß der Prinz sich durch diese Zurückhaltung und Indolenz nicht abschrecken ließ, immer wieder an die Pforte des Studio zu pochen. Und sie ward ihm weit aufgethan, als er mit einer Frage kam, die den Ideengang Thorwaldsen's mächtig anregte und eine Hoffnung wachrief, die den schaffensfrohen Künstler wahrhaft beseligte. Der Kronprinz schloß nämlich einen Brief mit folgenden Worten: „Können Sie mir nicht sagen, wenn man allenfalls in Rom einen Basreliefsfries von carrarischem Marmor im großen Styl von Ihnen machen lassen wollte, was die römische Quadratpalme kosten würde? Und was die Arbeit allein, wenn man dazu den Marmor liefert?" Damit, so folgerte der erfreute Künstler, könne nur der den Triumphzug Alexander's darstellende Fries gemeint sein. Er hatte nämlich in unglaublich kurzer Zeit dieses große Bildwerk geschaffen zur Ausschmückung des Kaiserpalastes auf dem Quirinal, der den neuen Alexander, Kaiser Napoleon, aufnehmen sollte. Die nächste Bestimmung konnte jedoch das großartige „Epos der Plastik" nicht erfüllen, denn Napoleon kam nicht nach Rom, und der Bildner harrte schon lange sehnsüchtig darauf, seine Lieblingsarbeit in Marmor bestellt zu sehen. Er antwortete deßhalb unverzüglich, er wolle bloß den Wert des Marmors und den Taglohn seiner Arbeiter anrechnen, und stellte zugleich, um den Prinzen willfähriger zu machen, baldige Ablieferung des Adonis in Aussicht. Ludwig erwiderte darauf, er habe eigentlich nicht an den Triumphzug in Babylon gedacht, sei jedoch nicht abgeneigt, auf das Anerbieten einzugehen. „Wenn mir nur die Kosten, da ich so beträchtliche Ausgaben habe, nicht zu hoch belaufen. Es wäre mir sehr leid, müßte ich darum verzichten, diese von dem herrlich großen Künstler selbst für sein bestes Werk gehal-

tene Arbeit zu besitzen!" Es war von Seite Ludwig's keine leere Phrase, man erwäge nur die geringen Einkünfte des Prinzen und die bedeutenden Kunstausgaben. Einige Jahre später sah er sich in einem Briefe an seinen Hofsekretär Kreutzer zur Klage genötigt: „Kreutzer, das scheint mir doch zu stark, daß nach Abzug der Marmorbearbeitung, soweit solche in Salzburg geschieht, und der Frachtkosten nach München, alles nicht zu meiner Haushaltung verbraucht werdende von meiner Appanage und dazu die großen Vorschüsse Eichthal's zu meinem Glyptothekbau gebraucht worden seit meiner Ankunft und überdem noch 12.948 fl. 49½ kr. mehr!" Und an Wagner schrieb er: „Des Geldes habe ich im Vergleich meiner großen Unternehmungen so wenig, daß ich auf jeden Scudo schauen muß. Auch um Billiges sind meiner Sammlung nicht notwendige Gegenstände mir zu theuer." Thorwaldsen verzichtet auch sofort auf alles Markten, auf jeden persönlichen Gewinn. „Wenn Euer königliche Hoheit finden, daß Sie Gebrauch von diesem Basrelief machen können und Höchstdieselbe sich entschließen möchte, es zu besitzen, würde es mir eine besondere Freude sein, diese meine Arbeit in dem Besitz eines Fürsten zu wissen, der die Kunst so hochschätzt, und mein eigenes Interesse würde es sein, ein solches Sujet von dieser Natur, Mannigfaltigkeit und Ausdehnung der Nachwelt in einer dauerhaften Materie zu überliefern. Was ich schon in meinem vorigen Brief Euer Hoheit erklärt habe, wiederhole ich auch hier, daß ich in diesem Falle durchaus keine Rücksicht auf pekuniären Vortheil nehme, und daß das Basrelief auf die Art, wie ich es Ihnen liefern werde, unmöglich hoch im Preise kommen kann." Wenn dessenungeachtet der Prinz den Fries nicht erwarb, so wird man wohl kaum irren, wenn man politische Gründe in Erwägung zieht. Ludwig war der entschiedenste Gegner Napoleon's. Sollte er für ein Werk Sympathien hegen, das zur Verherrlichung des Protektors des Rheinbunds geschaffen war? Glücklicher Weise ging deßhalb Thorwaldsen's Lieblingswerk der Isarstadt nicht verloren; es ist noch heute der schönste Schmuck des Speisesaales im Palast der herzoglichen Familie Leuchtenberg, jetzt Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Luitpold.

Was der Kronprinz beabsichtigte, wurde erst durch ein Schreiben Klenze's an Thorwaldsen vom 14. Jänner 1817 enthüllt. Er hatte den Plan gefaßt, gerade gegenüber dem griechischen Tempel, der Glyptothek, eine christliche Kirche zu Ehren der Apostel zu bauen. Im Innern dieses Domes sollte ein Thorwaldsen'scher Fries von stattlichster Ausdehnung das Leben Jesu veranschaulichen. Wird Ausführung in Marmor garantirt? fragte Thorwaldsen, und als dies bejaht wurde, ging er sofort an's Werk und gestaltete eine Episode, die drei Marien am Grabe Christi darstellend. Der ganze Plan scheiterte jedoch am Widerspruch einflußreicher Freunde des Kronprinzen, die in der Gegenüberstellung von Griechen- und Christenthum eine Blasphemie erblickten; sogar der aufgeklärte Sailer konnte sich für die Idee nicht erwärmen, und somit unterblieb die Ausführung.

Dagegen knüpft sich der Name Thorwaldsen's an den wichtigsten Schatz, den die Glyptothek damals gewann, die Aegineten. Um die Giebelstatuen der Tempelruine des panhellenischen Zeus auf Aegina für Ludwig's Sammlung zu erwerben, hatte Meister Wagner eine wahre Odyssee durchgekämpft. Schrecken des Krieges und der Pest hatte er getrotzt und gegen Neid und Eifersucht der Menschen, wie gegen die stürmischen Elemente harten Streit gestritten, bis endlich diese für die Geschichte der ältesten hellenischen Plastik wichtigsten Fragmente vor Thorwaldsen aufgestellt werden konnten. Denn nur der erste Bildhauer der Gegenwart, so entschied Ludwig, sei würdig, die notwendigen Ergänzungen zu modelliren. Zögernd nur ging der Künstler an das schwierige Werk; sobald er aber einmal den Vorsatz gefaßt hatte, sich der Aufgabe zu widmen, war er mit solcher Freude bei der Arbeit, daß er sie leicht und rasch zu Ende führte. Die Restauration war ein unerreichtes Meisterwerk, wie das Original selbst. Sogar gewiegte Kenner konnten die Ergänzung nicht unterscheiden, und mit stolzem Gleichmut erwiderte der Künstler auf eine Anfrage: „Gemerkt habe ich mir die Stellen nicht und herausfinden kann ich sie nicht."

Persönlich bekannt wurde Prinz Ludwig mit Thorwaldsen erst bei jenem denkwürdigen Fest im Mai 1818, das die Künstler Rom's

dem scheidenden Gönner und Freunde in der Villa Schultheiß vor der Porta del popolo veranstalteten, das sich durch glänzende Entfaltung der genialen Schöpferkraft eines Cornelius, eines Schnorr und Anderer zu einem Märchenfest von unvergleichlicher Pracht gestaltete. „Es wird," gesteht sogar Riegel, „so lange deutsche Kunstgeschichte dauert, als ein schönes Denkmal des großen Aufschwungs fortleben, den besonders die Malerei durch Ludwig's königlichen Schutz genommen; es war kein Fest, das Diener ihrem Herrn, das Hofleute ihrem Fürsten gaben! Nicht dem Prinzen galt es, es galt der Kunst, deren begeisterter Pflege ein begabter, thatkräftiger und reicher Fürst sich rückhaltlos gewidmet hatte." Mächtig fühlte sich der Prinz in jenem Zauberkreise der „guten Geister," insbesondere von unserem dänischen Künstler, dessen Erscheinung so schlicht und bescheiden und doch so imponirend war, angezogen. Damals wurde jene Büste des Kronprinzen modellirt, die heute den Saal der Neueren in der Glyptothek verherrlicht. Unmittelbar nach seiner Heimkehr schrieb Ludwig: „Den Wunsch, den lebhaften Wunsch will ich nicht zu unterdrücken versuchen, sondern Ihnen wohl an's Herz legen, daß ich doch dieses Jahr den Adonis, dieses Meisterwerk vollendet sehe, und daß Sie sich viel mit meinem Fries, das Leben Christi, beschäftigen möchten." Die ersten Schritte, als er im Herbst 1820 nach Rom wiederkehrte, lenkte er nach Thorwaldsen's Behausung. Glücklicher Weise wurde er auf der Straße aufgehalten. Dieser Zufall rettete ihm vielleicht das Leben, denn in der nämlichen Stunde stürzte der Fußboden des Ateliers ein. Viele Kunstwerke wurden vernichtet, die Adonisstatue verdankt ihre Rettung nur dem Umstand, daß sie wegen des angekündigten Besuchs in besseres Licht gerückt worden war. In jenen Tagen knüpfte sich ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen Fürst und Künstler an. „Es soll der Dichter mit dem König gehen," heißt es im Lied; damals sah man wirklich den bayerischen Thronfolger und Bertel Thorwaldsen Arm in Arm durch die Straßen Rom's wandern. Diesmal war es Thorwaldsen, der dem neugewonnenen Freunde ein Abschiedsfest veranstaltete. „Während die feine römische Welt," heißt es am 2. Mai 1821 in Bröndsted's Tagebuch, „verwichenen Sonntag bei Mr. le Comte

de Blacas d'Aulps tanzte, that Seine königliche Hoheit der Kronprinz von Bayern desgleichen bei uns auf einem kleinen, vergnüglichen Künstlerball, welchen Thorwaldsen diesem liebenswürdigen Herrn zum Abschiede veranstaltet hatte." Seinen Dank sprach Ludwig mit warmen, aus dem Herzen strömenden Worten aus: „Herr Staatsrath, — nein, — nicht so! Lieber, guter, großer Thorwaldsen! Was dieser Name ausdrückt, vermögen keine Könige zu geben. Wenn blutiger Kriegsruhm längst verklungen, lebt rein und hehr noch segensvoll des großen Künstlers Name: erzeugend leben seine Werke fort. Das herzliche Fest, das mein herzlicher Thorwaldsen mir gab, verschönerte noch meine letzten Stunden in Rom, machten aber meinen Abschied schwer. Dite della mia parte molte belle cose alla brava famiglia Butti ed al Nano, e non dimenticamini presso la vera, la verissima romana, la Signora Girometti, neppure presso l'amabile Moretta. Daß Rom mir noch näher erscheine, reiste ich in zehn Tagen hierher, heimisch bin ich in ihm, und meinem Herzen nahe seid ihr lieben, guten Menschen. Da ich morgen nach Würzburg abgehe, wäre es möglich, daß mein Bildniß erst diesen Winter nach Rom komme; lieber so spät, als daß Sie kein gutes bekämen, der Sie in Marmor mich lebend dargestellt. Nun Lebewohl bis auf Wiedersehen. Nymphenburg, 15. Mai 1821. Meinen Thorwaldsen sehr schätzender Ludwig, Kronprinz." Im Herbst 1821 langte das von Stieler gemalte Porträt Ludwig's in Rom an. Das Dankschreiben Thorwaldsen's ist uns nicht erhalten, wohl aber die Antwort: „Lieber, herzlicher, großer Thorwaldsen! Daß Ihnen mein gemaltes Bildniß angenehm ist, gewährt mir große Freude; wenn Sie es ansehen, so denken Sie, daß es einen Mann vorstellt, der, obgleich durch Alpen und Apeninnen getrennt, dennoch im Geiste Ihnen stets nahe ist. Diesen Winter, nicht den nächsten aber werden mich diese Gebirge von Thorwaldsen trennen, den ich als Mensch und Künstler schätzen und lieben gelernt habe in Rom, der Kunstwelt ewigen Hauptstadt; würde mich mit ihm wieder vereinigen, der der unsrigen erste Zierde ist, dessen Ruhm Jahrtausende währt." Solche Worte ehren in gleichem Maß den Schreiber, wie den Empfänger des Briefes!

Durch die Thronbesteigung Ludwig's erlitt sein Verhältniß zur Künstlerwelt nicht die mindeste Störung. Nach wie vor sah er seinen Beruf darin, die Erstlinge der neu erwachten deutschen Kunst, die ihm in Rom vertraut geworden waren, mit treuer Sorgfalt zu pflegen. Nicht bloß die Meister sammelte er um sich, sondern ließ auch in richtiger Würdigung des Goethe'schen Wortes, das beste Uebungsmittel des Schülers bleibe immer die Teilnahme am Werke des Meisters, dem Nachwuchs, den Tironen, seinen Schutz angedeihen, zumal wenn sie Söhne des eigenen Landes. Als der Tüchtigsten einer, der gemütvolle Schwanthaler, mit königlicher Unterstützung in die ewige Stadt zog, rüstete ihn sein königlicher Gönner mit der besten Empfehlung aus, die einem Bildhauer zu Teil werden konnte. „Meinem lieben Thorwaldsen," so schreibt Ludwig, „wird Schwanthaler, ein vorzüglich Hoffnung gebender, der Bildhauerkunst beflissener Münchener, diesen Brief übergeben. Sein heißer Wunsch ist: Thorwaldsen's würdiger Schüler zu werden; darum empfehle ich ihn nachdrücklich dem wenigstens seit achtzehn Jahrhunderten größten Meister dieser herrlichen Kunst. Daß er wirklich Ihr Schüler werde, jetzt gleich oder doch nach einem Jahre, daran liegt mir viel, er hat, wie mir scheint, zum Plastischen ausgezeichnete Anlage und gut ist seine Aufführung. Sie, meine lieben alten Bekannten und das ewige, einzige Rom wiederzusehen, wird ein hohes Fest sein dem Ihren Werth erkennenden, Sie zu schätzen wissenden Ludwig."

Als der König im geliebten Rom die Villa Malta, ein trauliches deutsch-romantisches Asyl mitten im geräuschvollen Gewühl des städtischen Lebens, für sich erwarb, um „römischer Bürger" zu werden, war Thorwaldsen sein Nachbar, sowie auch fast täglich sein Gast. Früh Morgens schon rief der König, wenn er vom ersten Spaziergange zurückkehrte, dem in Casa Butti arbeitenden Künstler freundlichen Gruß durch's Fenster, und Abends gab es in Villa Malta jederzeit fröhliches Gelage, bei dem es oft gar toll herging. Auch in einer Kneipe am Hafenplatz, deren drolliger Wirth zu den Originalen der Stadt gehörte, waren il re Bavarese und Thorwaldsen häufige Gäste; ein in der Pinakothek verwahrtes

Genrebild Catel's vergegenwärtigt eine solche Scene in der Osteria des Dom Miguel, wo der Stammplatz des königlichen Gastes durch einen an den Tisch genagelten Bajocco kenntlich gemacht war. Wenn es dort hie und da so ausgelassen zuging, daß die Gäste mit gefüllten Bechern auf den Tischen standen, da mochte wohl mancher des Weges kommende Nobile die Nase rümpfen über das bacchantische Treiben der immer durstigen Germanen, nicht begreifend, daß sich auch hier die Extreme berühren, daß es gerade für denjenigen, dessen Brust des Gottes voll, ein unabweisbares Bedürfniß, durch fröhlichen Festlärm die Stunden der ernstesten Arbeit auf Augenblicke zu unterbrechen. Der königliche Mäcen ehrte seinen Orden, indem er an der Brust des Freundes das Commandeurkreuz der bayerischen Krone befestigte, und ehrte sich und den Freund durch das Königswort: „Den Soldaten zeichnet man auf dem Schlachtfelde aus, den Künstler unter seinen Werken."

Ein sehnlicher Wunsch des Königs ging in Erfüllung, als Thorwaldsen im Februar 1830 München besuchte. Leider lag jedoch, als er in's Schloß eilte, um seinen Gönner zu begrüßen, dieser krank zu Bette. Er ließ jedoch sofort den hochgeschätzten Gast zu sich rufen. „Träume ich oder wache ich?" rief er, als jener an sein Bett trat, „Thorwaldsen in München!" Nie wurde einem Fürsten so ehrfurchtsvolle Huldigung zu Teil, wie dem dänischen Künstler in der Residenz des kunstliebenden Monarchen. Auch die Bevölkerung ließ es an Beweisen der Bewunderung und Verehrung nicht fehlen und widerlegte damit den oft erhobenen Vorwurf, daß sie für den Kunstsinn ihres Königs gar kein Interesse hege. Wo immer der Mann mit dem langen, weißen Haar und den durchdringenden Feueraugen sich blicken ließ, zollte ihm Alt und Jung ehrerbietigen Gruß. Schon am Tage nach seiner Ankunft ließ ihm der König durch Klenze eröffnen, wie es sein liebster Wunsch, durch den größten lebenden Bildhauer ein Denkmal des Kurfürsten Maximilian's des Ersten, des bedeutendsten unter allen Wittelsbachischen Fürsten, zum Schmuck der Hauptstadt ausgeführt zu sehen. Der von Thorwaldsen geforderte Preis schien jedoch zu hoch gegriffen, der schöne Plan drohte zu scheitern. „Sie wissen," schrieb nun

Klenze an den Künstler, „daß alles Große, was Seine Majestät unser trefflicher König in der Kunst schon gethan hat und noch thun wird, nächst den geistigen Triebfedern auf der größten Sparsamkeit und Ordnung beruht, und daß sich derselbe auch das Liebste zu versagen weiß, wenn es gegen wohl überlegte Berechnung der Kräfte und Mittel geht.“ Thorwaldsen, der echte Künstler, sah sofort ein, daß auch ein König, wenn er Großes schaffen wolle, mit haushälterischem Sinn zu Werk gehen müsse, und stellte erheblich niedrigere Forderung. Er dachte nicht minder edel als Cornelius, der den König gegen den Tadel, als sei er den Künstlern gegenüber allzu karg, mit den Worten in Schutz nahm: „Unser Glück ist die Ausübung unseres Berufs und damit sind wir reicher und bevorzugter als die Reichsten.“ Ein Fest im Paradiesgarten versammelte die ganze Künstlerschaar um den Gefeierten. Cornelius selbst hatte die Ausschmückung des Saales übernommen und eine ganze Reihe von Zeichnungen dazu entworfen. Er sprach auch die Willkommrede, die von Thorwaldsen mit einem Trinkspruch auf das geistige Oberhaupt der Künstlergemeinde, Bayerns König, erwidert wurde. Wenn auch ein entschiedener Gegner aller Huldigungsfeste, konnte sich doch der Künstler endlos auf ihn sich ergießenden Einladungen nicht entziehen, so daß er mehrere Wochen lang jeden Abend in zwei oder drei Familien- und Gesellschaftskreisen zu erscheinen genötigt war. Bei einem kleinen Fest in auserlesener Tafelrunde, im Thierschhäuschen, zollte der Wirth, der treffliche Schulmann und Philologe, den Dank für die seinen Penaten erwiesene Ehre durch stimmungsvolle Verse:

„Wohl sprach der ernsterhabene Geist der Alten
In stiller Klarheit aus Metall und Stein,
Doch drang das Wort nicht in die Herzen ein
Und unbegriffen ragten die Gestalten.
Da schwang der deutsche Genius aus den kalten
Nordlanden sich in ihren Zauberhain,
Berührte sie und ließ den schönen Reih'n
Der Huldinnen hellenisch sich entfalten.
Die Wolke hob vor dem entflorten Blicke
Der Jünger sich empor auf seinen Ruf
Und gab das Licht der neuen Kunst zurücke.

Doch hatt' er nur im Worte sich enthüllet,
Noch war des Schicksals Ordnung nicht erfüllet,
Er fehlte noch, der gleich den Alten schuf.
Da öffnet sich der heil'ge Norden wieder,
Hochdonnernd auf Islandes Wolkenthron
Entsandte Thor aus seinem Wald den Sohn,
Des Hekla Flamm' ihm strömend durch die Glieder.
Urkräftig zog er nach Hesperien nieder,
Rang um der größten Meister Siegerlohn,
Bis Trug und Wahn der Afterkunst entfloh'n
Auf eitler Mattheit täuschendem Gefieder.
Sei uns gegrüßt! Du hast den Hort gefunden,
Der seit Apollodor verborgen lag,
Und die Natur dem Alterthum verbunden;
Den Winkelmann durch Dämmerlicht gewahret,
Du hast im Werk ihn glänzend offenbaret,
Der reinsten Plastik ätherhellen Tag."

Köstliche Augenweide bot ein dem Gast vom König in den Räumen der Glyptothek bereitetes nächtliches Fest. Die Façade des Gebäudes war durch Fackellicht hell beleuchtet, und in den Hallen selbst warfen verborgene Lampen auf die Marmorglieder der Statuen und auf Cornelius' ernste Griechenbilder märchenhaften Schimmer. Auch ein Meisterwerk des eigenen Meissels sah Thorwaldsen damals zum ersten Mal enthüllt auf ehrwürdiger Stätte, das Denkmal des Vicekönigs Eugen Beauharnais in der Michaelskirche. Zuletzt raffte sich sogar der Magistrat dazu auf, in Gala bei dem fremden Künstler zu erscheinen und ihn bewundernden Respects zu versichern. Den mächtigsten Eindruck in München empfing der Künstler, wie er selbst betheuerte, aus den altdeutschen Meisterwerken der wenige Jahre vorher vom König erworbenen Boisserée'schen Sammlung. Während er sich sonst gegen mittelalterliche Romantik kühl ablehnend verhielt, geriet er, was bei dem in ihm so voll ausgeprägten Hellenismus überraschen muß, über jene schlichten Tafeln in helles Entzücken und äusserte sich enthusiastisch über ihren unvergleichlichen religiös-nationalen Wert.

Wenn der König Alles aufbot, um seinem Gast den Aufenthalt in München so angenehm wie möglich zu machen, so leitete ihn

dabei auch eine Regung edlen Egoismus. Es war Ludwig's sehnlichster Wunsch, den Künstler ganz an München gefesselt zu sehen, und er fuhr deßhalb fort, ihn auch brieflich mit Bitten zu bestürmen. „Sie wissen, hochgeschätzter Thorwaldsen," schrieb er am 21. November 1830, „daß hier die Kunst großartig getrieben wird, daß sie blüht, außer gerade ein Zweig, an dem mir sehr viel gelegen ist, in dem Thorwaldsen der ausgezeichnetste seit Jahrtausenden. Die Bildhauerkunst liegt leider gänzlich nieder; einen trefflichen Meister derselben für München zu erwerben, thut Noth, aber ich zögerte noch; eben jetzt muß ich wissen, ob und wann Bayerns Hauptstadt das Glück zu Theil wird, Sie zu besitzen. Darum schreiben Sie mir jetzt, ob Sie dazu entschlossen sind und in welcher Zeit, nächsten Jahre, nämlich in dem 1831 oder 1832, Sie eintreffen werden, daß ich dann aber auch darauf zählen kann. . . . Einen solchen Erwerb wird München nie gemacht haben, wenn es sich Ihrer zu erfreuen haben wird." Thorwaldsen war durchaus nicht abgeneigt, dem ehrenvollen Ruf Folge zu leisten, allein er geriet in Schwanken, als auch aus seiner Vaterstadt Kopenhagen immer dringlicher der Ruf zu ihm drang, Dänemark's größter Sohn dürfe nicht länger der Heimat entzogen bleiben. Trotzdem gab er, als er dem Könige die Vollendung der Adonisstatue anzeigte, eine halbe Zusage: „Vor Allem aber ersuche ich unterthänigst Euer königliche Majestät, mich nur als einen Veteran anzusehen, dessen einziger Wunsch ist, in einem Lande zu leben, wo die Kunst blüht und großartig getrieben wird."

Solche Worte ermutigten zu neuem Antrag. „Spätestens einen Monat nach Empfang dieses," schrieb Ludwig am 9. November 1831, „sollen Sie mir schreiben, ob Sie im nächsten Frühling annehmen würden den Lehrstuhl als Professor der Bildhauerkunst bei hiesiger Akademie der bildenden Künste. Wenn Sie deren Professor würden, habe ich vor, Sie zugleich zum Staatsrath in außerordentlichem Dienste zu ernennen. Selbst die von mir ernannten Minister haben keinen höheren Rang als den des Staatsraths. Wollten Sie aber auch nur als Privatmann Ihren Wohnsitz in München nehmen, so werden Sie gleichfalls in diesem Fall freudig von Allen, mit offenen Armen aber aufgenommen werden von dem Sie zu schätzen

wissenden Ludwig." Thorwaldsen verschob aber bestimmte Erklärung von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr; er konnte sich zur Uebersiedlung in eine fremde Stadt nicht recht entschließen und wollte doch den wertgeschätzten Gönner nicht verletzen. Endlich mußte er aber Entscheidung treffen; er lehnte die Professur ab und empfahl mit warmen Worten, an seiner Statt den begabten einheimischen Künstler Schwanthaler zu berufen. Schwanthaler dankte dafür gerührt seinem Meister, und dieser Brief ist von besonderer Bedeutung, weil daraus hervorgeht, daß Thorwaldsen damals noch ernstlich mit dem Gedanken umging, dem König alle oder doch die meisten seiner Modelle zu schenken. Schwanthaler erzählt nämlich, er habe die darauf bezügliche Aeusserung seines Lehrers dem Könige mitgeteilt, der davon auf's Freudigste überrascht war und immer wieder in Aeusserungen des Entzückens ausbrach. „In somma, ich habe gesehen, daß er ungeheure Freude an diesen Modellsachen hat. So weit bin ich nun gegangen, und es steht Ihnen frei, hierin weiter zu verfügen, was Sie wollen. Der Glyptothek gegenüber wird ein Museum für Kunstausstellungen gebaut, das wäre so ein Plätzchen für Ihre Modelle."

Inzwischen arbeitete der Meister in Rom an der Statue des Kurfürsten Max, wobei ihm Schwanthaler durch Zeichnungen von Porträts und Rüstungen gute Dienste leistete. Daß der Kurfürst mit bloßem Haupt dargestellt werde, war Bedingung; Stellung und Bewegung dagegen waren ganz dem Bildner überlassen. Leider fügte der König selbst später noch die Bitte hinzu, es möge von den Basreliefs, die am Piedestal angebracht werden sollten, Umgang genommen werden. Es ging eben damals jene religiöse Bewegung durch Deutschland, die den alten Hader der Confessionen, namentlich in Bayern, aufregte, wo Minister Abel an's Ruder gekommen war und sich manche extreme Maßregel erlaubte. Der König selbst, vorsichtiger und toleranter als der Minister, fürchtete, daß durch allegorische Bildwerke am Standbild des glaubenseifrigen Ahnherrn in dem einen oder andern Lager Anstoß erregt werden könnte. „Politische Gründe," schrieb er in einem auffällig kühlen, ceremoniösen Briefe, „veranlassen mich, keine einzelnen Beziehungen durch Andeutungen hervorzuheben, sondern Maximilian I., groß durch sich

selbst, wie es dem Kenner genügt, allein darzustellen." Vielleicht darf man die Erklärung des geschäftsmäßigen Tones dieses Schreibens darin suchen, daß Ludwig gerade damals jene entzückende Hoffnung, die ihm durch die Mitteilung Schwanthaler's eröffnet worden war, für immer schwinden sah. Die Liebe zum Vaterland hatte gesiegt, Bertel hatte sich entschlossen, mit seinen Schätzen nach Kopenhagen überzusiedeln, und die dankbare Heimat vergalt diese Anhänglichkeit durch Aufrichtung einer würdigen Heimstätte.

König Friedrich gab den Bauplatz, das Volk selbst bestritt den Bau des Museums, freudig steuerten dazu das arme Dienstmädchen und der Bauer ihr Schärflein bei. Als Thorwaldsen am Bord der Fregatte Rota sich der Vaterstadt näherte, wurde er wie ein König von dankbarem Volk begrüßt. Der Name Thorwaldsen war in seines dänischen Volkes Herz geschrieben, war des Volkes Gedanke geworden, und wohl nicht ohne bittere Empfindung mußte König Ludwig aus den Zeitungen ersehen, wie Fest auf Fest in Kopenhagen der Freude Ausdruck gab, daß der Phidias des Jahrhunderts seiner Heimat zurückgegeben sei.

Allein nicht mit einem Mißklang endet das edle Verhältniß zwischen König und Künstler.

Als Thorwaldsen im Sommer 1841 wie ein Triumphator durch die deutschen Städte zog, sah er wieder die schönsten Weihetage in München. Die Jünger der Kunst bewillkommten ihn vertraulich als einen der Ihrigen und ehrfurchtsvoll als den Gottbegnadeten, der im Reich des Idealen zur Herrschaft berufen sei. Insbesondere ein Fest der „Zwanglosen" war durch Poesie und Witz reich geschmückt, und was noch erfreulicher, der greise Gast sah sich von vielen alten Freunden aus der Tiberstadt umgeben, mit denen er einst in Villa Malta so zwanglos fröhliche Stunden verlebt hatte. Schelling brachte das erste Lebehoch und Lebelang aus, Stieglitz pries das Glück der Gesellschaft, solchen Gast in ihrer Mitte zu sehen, in altgriechischen Weisen; Neumann verkündete seinen Ruhm in fünf lebenden Sprachen; einen altgothischen Trinkspruch brachte Maßmann aus, und Ernst Förster, Thiersch, Beck, Daxenberger, Marggraff und Pocci begrüßten den Geistes-

fürsten mit Gaben ihrer Muse. Auch die Künstler rüsteten ihm ein Fest, dessen Andenken viele Jahre lebendig blieb, nach gutem Münchner Brauch in den riesigen Hallen eines Bierkellers. Auch andere Beweise der Verehrung und Liebe wurden ihm zu Teil, der theuerste vom König, der gerade im Bad Brückenau verweilte, eine tröstende Kundgebung, daß das seltene Freundschaftsbündniß nicht gelöst sei. „Mein lebhafter Wunsch war es, Thorwaldsen, meinen guten, alten Bekannten, den größten aller Bildhauer seit Hellas blühendster Zeit, in München wiederzusehen, wo das schönste Denkmal, welches er verfertigt, Bewunderung erregt. Unerreicht ist Kurfürst Maximilian I.“ Zugleich ließ er ihm durch Minister Giese das Großkreuz des St. Michaelordens überreichen, das bisher wohl kaum ein Mann getragen hatte, dem keine Macht gegeben war, als über den Marmorblock. Aber auch er wollte den König ehren, wie noch kein gekröntes Haupt geehrt worden; er besprach mit seinen Münchner Freunden auf's Eifrigste den Plan, dem „Könige der Künstler“ ein Denkmal zu schaffen. Thorwaldsen wollte das Modell liefern, die Kosten des Erzgusses sollten durch Beiträge von Künstlern gedeckt werden. General Heydeck wechselte dieses Unternehmens halber auch später noch Briefe mit Thorwaldsen; allein dieser war in nächster Zeit durch das Monument Frederik's VI. vollauf in Anspruch genommen, und bald darauf, im März 1844, lag ein von Bayerns Monarchen dem „Unvergeßlichen“ gewidmeter Lorbeerkranz auf Bertel Thorwaldsen's Bahre. Ich forschte selbst im Thorwaldsen-Museum unter den in großer Anzahl vorhandenen, unvollendeten Arbeiten und Probemodellen, ob nicht etwa ein Entwurf des projectirten Denkmals sich darunter befinde, — allein vergeblich.

Der Besuch dieses Museums wird mir unvergeßlich bleiben. Kopenhagen hat zwei Wunder aufzuweisen, die für den Deutschen diese Inselstadt mit unendlichem Reiz ausstatten: das Meer und das Thorwaldsen-Museum.

Da ich kaum dem geräuschvollen Treiben des Hafenplatzes entronnen war, wirkte um so berauschender und berückender der geheimnißvolle, stille Zauber der Tempelhalle, in welcher bei jedem Schritt die seltensten Kunstgenüsse sich darbieten oder die ehrwürdigsten

Erinnerungen wachgerufen werden. Welch herrliches Erbe hat der Meister seiner Heimat hinterlassen! Ueber sechshundert Werke Thorwaldsen's, theils Originale, theils Abgüsse, sind in dem egyptisch-griechischen Bau vereinigt, den er selbst in den letzten Jahren bewohnt hatte. Auch seine Sammlungen sind hier aufgestellt. Die über dreihundert Stücke zählende Gemäldegallerie gibt Zeugniß, welch hohen Wert der Meister gerade der Münchner Schule beimaß, und welche Verehrung ihm die Münchner Künstler zollten. Kaum irgend ein bedeutenderer Maler hatte versäumt, Thorwaldsen's Sammlung durch eine Gabe zu bereichern, aber auch dieser selbst hatte manchen mittellosen Kunstjünger durch Bestellungen zugleich geehrt und unterstützt. Noch ist in den schlicht möblirten Wohngemächern Alles im nämlichen Zustand wie damals, als der freundliche Greis, in dessen Blicken der Ausdruck kindlichen Sinnes vereinigt war mit dem Blitz des Genius, an seinen Thonmodellen arbeitete. Unvollendet steht hier das Modell, an dem er, wie sein vertrauter Diener Wilckens in seinen Aufzeichnungen erzählt, noch am letzten Lebenstage arbeitete, eine Büste Luther's. Ihr gegenüber hängt das von Stieler gemalte lebensgroße Bildniß Ludwig's, und auch sonst grüßen Münchner Bekannte von allen Wänden. Wehmütig angeregt verläßt man die Stätte, die ein großer Mensch geheiligt hat, und tritt in den Hofraum, wo unter freiem Himmel ein mit Rosen umpflanzter flacher Denkstein anzeigt, daß hier das ruht, was vom Meister sterblich war. Wahrlich, kein Pharao hat sich durch berghohe Pyramiden ein würdigeres Grabmal aufgerichtet als unser Künstler, der inmitten seiner Schöpfungen schläft, er, „der im Leben, ein zweiter Jason, stritt, ein Held in Herrlichkeit, der uns auf's Neu' erbeutet das Vließ der goldnen Zeit.“



Druck von Adolf Holzhausen in Wien,
k. k. Hof- und Universitäts-Buchdrucker.

Neue historische Vorträge und Aufsätze.

Von

Karl Theodor Heigel,
Professor der Geschichte an der k. techn. Hochschule zu München.

München, 1883.
M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.
(Gustav Himmer.)

Vorwort.

„Cherchant l'homme dans l'homme même
le connait et le peint bien mieux."
Montaigne.

„Vorrede erspart Nachrede!"

Wie soll ich aber rechtfertigen, daß heterogene Vorträge und Aufsätze, die schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht waren, nochmals zu einem Sammelwerk, das der von strengen Kritikern ein- für allemal geforderten „inneren Einheit" entbehren muß, vereinigt wurden?

Bekanntlich ist Karl Hillebrand mit geistvollem Plaidoyer für die Berechtigung solcher Sammelliteratur eingetreten. Leider darf ich mich aber nicht der Ueberzeugung hingeben, daß ich den von jenem Anwalt an Inhalt und Ausführung gestellten Anforderungen gerecht zu werden vermag. Zwar bin ich mir dessen bewußt, daß ich in allen Theilen, mag mich des Archivars oder des Lehrers Beruf in der Wahl des Stoffes geleitet haben, die Kenntniß nicht „von zweiter Hand" besitze, allein wenn Hillebrand fortfahrend dem Kritiker die Frage an den Essayisten gestattet: „Widerstehen deine Ideen auch einer tüchtigen Beweisführung der Gegner? Bist du Künstler, Gelehrter, Denker oder auch nur ein interessanter Mensch, oder bist du nichts von alledem? Bist du auch nur das, wofür du dich ausgiebst?" so ziehe ich vor, die Antwort schuldig zu bleiben. Ich kann nur, ermuthigt durch

ehrenvollen Erfolg der früher veröffentlichten Vorträge „Aus drei Jahrhunderten“, auf's Neue die Bitte aussprechen: möge das anspruchslos Gebotene — nicht im Kreise der Gelehrten, denen gar nicht zugemuthet sein soll, sich mit solchem Büchlein zu befassen, aber im Kreise der Gebildeten anspruchslos aufgenommen werden! —

Daß ich mir erlaubte, ein schnurriges Kapitel von Freuden und Leiden eines „Schützentages“ aus alter Zeit als heiteres Intermezzo einzufügen, mag man der Vorliebe — oder Schwäche des Autors zu gute halten!

München, im Oktober 1883.

Inhaltsverzeichniß.

Die Wittelsbacher in Schweden.

In guter Absicht gab Gustav Adolf seiner Tochter und Thronerbin eine durchaus männliche Erziehung, doch gereichte die ungewöhnliche Methode Christinen nicht zum Heil. Die Entwicklung ihrer Verstandeskräfte, ihr Lerntrieb und ihre Gelehrsamkeit würden auch heute noch an einer Frau überraschen, aber bei diesem intellektuellen Reichthum fehlte ihr ein gewisser nüchterner und schlichter Sinn für die zweckmäßige Anwendung. Anstatt festen Willens, klarer Ueberzeugung und unverrückbarer Ziele hatte sie kleinlichen Eigensinn, dunklen Drang und schwärmerische Sehnsucht. Dieser Fehler im Temperament führte die Tochter des Reformationshelden, die Schülerin und Freundin der Philosophen nach Rom. Ihrer persönlichen Freiheit zulieb will sie dem Glanz der Krone entsagen, aus gemüthlichem Unbehagen aber durch Unterwerfung unter päpstliche Autorität auf Freiheit des Willens verzichten.

Dieser wunderliche und doch so erklärliche Entschluß brachte eine Linie des Wittelsbachischen Hauses auf Schwedens Thron, und auf die Regierung der wankelmüthigen Christine folgt das Regiment von drei Königen, die, geborene Herrscher voll Kraft und Energie, für Schweden das Zeitalter Gustav Adolfs noch einmal heraufführten und durch ihre Thaten die Welt in Staunen setzten.

Der Geschichte jener Wickinger der neuen Zeit näher zu treten, ist heute um so dringlicher Anlaß geboten, da Schwedens erster Historiker, Frederik Carlson, für die Geschichte Karl's X. und seines Sohnes aus handschriftlichen Quellen neue Aufschlüsse in reichstem Maße bot. Zwar steht noch zu erwarten, daß er durch Schilderung der Thaten Karl's XII. sein epochemachendes Werk zum Abschluß bringe, allein schon jetzt sind auch über diese letzte

Periode so viel neue Quellen in jüngster Zeit erschlossen worden, daß die Gestalt des „blauen Königs“ in völlig verändertem Lichte erscheint.

In der pfälzischen Linie der Wittelsbacher galt nicht, wie seit dem sechzehnten Jahrhundert in der bayerischen das Recht der Erstgeburt, sondern es wurde an der Gewohnheit der Theilung festgehalten, so daß sich fort und fort neue Seitenlinien bildeten. Der geringfügigste Besitz, fast nur auf Burg und Dorf Kleeburg beschränkt, war Johann Casimir, dem Bruder des regierenden Herzogs Johann von Zweibrücken, zugefallen. So erklärt sich, daß er gleich anderen deutschen Fürsten sein Glück in der Fremde suchte und sich an den Hof des Schutzherrn seiner Glaubensgenossen, Gustav Adolfs, begab. Durch treue Ergebenheit und tüchtige Dienste gewann er die Gunst des Königs in solchem Maße, daß ihm dieser die Hand seiner Schwester Katharine bewilligte und den ersten Platz unter den schwedischen Großen einräumte.

Während Johann Casimir noch wiederholt in sein deutsches Heimatland zurückkehrte und dem pfälzischen Kurhaus die Hilfe Schwedens vermittelte, fühlte sich sein Sohn Karl Gustav, auf schwedischem Boden zu Nyköping geboren, auch ganz als Schwede.

Karl Gustav lernte in der Jugendzeit am Hofe zu Paris französische Bildung kennen, doch seine eigentliche Schule war der Krieg. Während des großen deutschen Kriegs geboren, hatte er von Kindheit an nur von Schlachten und Belagerungen und Stürmen gehört, wie sollte da nicht die Vorliebe für das Kriegshandwerk, das damals als der wahre Beruf des Fürsten galt, in ihm groß wachsen? Als er das neunzehnte Jahr erreicht hatte, ließ ihn der Drang, an Gefahren und Ehren der Schweden in Deutschland Theil zu nehmen, nicht länger ruhen. „Ich bekenne,“ schrieb er an den Vater, „daß Gott mir von Natur ein lebhaftes Verlangen einflößte, mein Glück mit dem Schwerte zu suchen.“

In Torstenson's Heer erfocht er sich die Sporen, als selbständiger Heerführer commandirte er die Schweden vor Prag. Als der Osnabrücker Friede endlich dem furchtbaren Kriege ein Ende setzte, kehrte er nach Schweden zurück. Seine Hoffnung und der Wunsch der Nation, daß ihm Königin Christine die Hand reichen werde, erfüllten sich nicht. Christine war nicht sowohl diesem Werber, als dem Ehestand überhaupt abhold. Sich die volle Unabhängigkeit für immer zu retten und zugleich den Verwandten

für alle vereitelten Hoffnungen zu entschädigen, gab es denn freilich nur ein Mittel: Verzicht auf die Krone zu Gunsten des Vetters. Christinens erste Eröffnungen hierüber nahm Karl Gustav unfroh entgegen. Mit Aufrichtigkeit, wie wir glauben, denn mit der Macht wuchs die Verantwortung, und an die veränderte Conjunctur knüpften sich unberechenbare Schwierigkeiten. „Ich betheuerte," so erzählt er selbst, „daß ich nichts Anderes verlange als die Heirat; benehme man mir diese Hoffnung, so wollte ich mich lieber mit einem Stück Brod begnügen und Schweden niemals wiedersehen." Das sei Fanfaronade, meinte Christine, Gott selbst habe ihren tapferen Vetter zu Höherem bestimmt, als daß er auf des Vaters Gütern als Maier sitze. Sie gab nunmehr Absicht und Beschluß auch den Ständen kund; diese erwiderten, daß sie zwar Herrn Karl Gustav alles Gute wünschten, doch nur zur Vermählung rathen könnten. Allein die Ausstellungen ihrer Räthe erschütterten sie ebensowenig wie des Vetters ritterliche Haltung. Sie setzte es allen Rücksichten und Schwierigkeiten zum Trotz durch, daß Karl Gustav zum Thronfolger ernannt wurde. Nun war nur noch der letzte Schritt zu thun. Aus den Schätzen lateinischer Bildung hatte sie heiße Sehnsucht nach dem „einzigen" Rom gezogen, und dem Wunsche, das rauhe Taurien zu verlassen und das klassische Welttheater zu betreten, alle anderen Güter opfernd, legte sie am 25. Februar 1654 die Krone nieder. Nur noch bis zur Krönungsfeier ihres Nachfolgers blieb sie in Stockholm, dann verließ sie ihr Heimatland. Als sie zu einem Bächlein kam, das damals die Grenze zwischen Dänemark und Schweden bildete, stieg sie aus dem Wagen und überhüpfte die Wasserfurche mit dem freudigen Ausruf: „Endlich bin ich frei."

Karl Gustav war damals 32 Jahre alt. Er war nicht von hohem, aber kräftigem Wuchs, dabei rasch und gewandt in allen Bewegungen; das unschöne Antlitz wurde belebt durch feurige Augen, dunkles Haar hing in natürlichen Locken auf den Nacken herab. Sein Wesen hatte etwas Leutseliges und Herzgewinnendes, aber zugleich angeborne Majestät, die jede unziemliche Vertraulichkeit ablehnte.

Mit kräftiger Hand ergriff er die Zügel der Regierung und suchte den Mißständen, die in Folge der unsicher hin und her tastenden inneren Politik Christinens groß gewachsen waren, zu steuern. Er sah sich dabei von der Sympathie des Volkes unter-

stützt, während freilich der Adel de la vieille roche mit Mißvergnügen des Königs Energie gewahrte. Zum Glück für ihn waren diese in Schweden reicher denn irgendwo mit Vorrechten ausgestatteten Stände unter sich zerklüftet und zerfahren, so daß es ihm ohne gefährliche Intriguen möglich war, nur durch Klugheit und Beharrlichkeit eine Stellung über den Parteien zu behaupten.

Allen Zweigen der Verwaltung wandte er gleiche Sorgfalt zu, er begnügte sich nicht damit, neue Gesetze zu geben, sondern überwachte auch auf's Strengste ihre Ausführung und prüfte ihren praktischen Erfolg. Es kann hier nicht näher auf diese reiche Thätigkeit eingegangen werden, wir können aber ein Zeugniß des trefflichsten Gewährsmannes anführen: Carlson tritt der traditionellen Vorstellung, als beschränke sich Karl's X. Geschichte auf eine Darstellung seiner Kriege, mit Entschiedenheit entgegen, weit höher als diese kriegerischen Thaten sei sein Verdienst um Hebung des Wohlstands und der Sicherheit im Lande.

Freilich blieb dieses Streben nicht lange ungestört. Seiner äußeren Politik möchte man auf den ersten Blick den Vorwurf der Unbeständigkeit machen, allein der häufige Wechsel ist nicht etwa auf Unselbständigkeit des Monarchen, sondern auf die Unsicherheit seiner Hilfsmittel zurückzuführen. „Schweden, mit einer noch schwachen Grundlage für seine innere Macht, aber immer vorwärts strebend, sich einen Platz unter den großen Mächten des Welttheils zu bereiten: das ist das Schauspiel, welches Karl's X. Regierung darbietet.“ Unermüdlich spähte der Kluge, wo sich günstige Gelegenheit biete, suchte bald hier, bald dort Unterstützung und Bundesgenossen zu gewinnen, allein keine Rücksicht und Hoffnung konnte ihn je bewegen, sich einer fremden Macht dienstbar zu machen. Vergebens bot der schlaue Lenker der Geschicke Frankreichs, Kardinal Mazarin, seine Künste und Schätze auf, den thatkräftigen nordischen König gefügiger zu machen: nur schwedische, nicht französische oder habsburgische Politik wollte Karl treiben, nur die Bedürfnisse des Landes waren Ziel und Zweck für sein Handeln. Gerne hätte er dem Lande die Segnungen des Friedens gewahrt, allein es war gegenüber der Anmaßung und den Drohungen Polens unmöglich. Saß ja doch auf polnischem Thron ein Wasa, der nicht vergessen konnte, daß ihm ein natürliches Erbrecht auf Schwedens Krone zustehe. Polen vor Allem mußte in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden, doch entging dem klaren

Blick des Königs von vornherein nicht, wo der gefährlichste Widersacher Schwedens zu suchen sei. „Unser höchstes Interesse ist,“ schreibt er vor Ausbruch des Kriegs an den Gouverneur Lievlands, „den Russen von der Ostsee abzuwehren und zu verhüten, daß er Kurland an sich reiße, wodurch er unsere Schiffahrt verderben und Lievland umgarnen könnte.“

Sein Grundsatz war, daß jeder Krieg so rasch als möglich zu Ende geführt, d. h. der Gegner so rasch als möglich niedergeworfen werden müsse. In diesem Sinne sprach er, als er am 10. Juli 1655 das Schiff bestieg, nun sollte ihn auch derjenige, der ihm mit größter Eile nachreisen wollte, nicht mehr in Warschau, noch in Krakau einholen.

Das kühne Wort wurde zur That. Karl Gustav drang in raschem Siegeslauf bis Warschau, bis Krakau vor. Wo die Schweden von ihm geführt wurden, glückte auch das Schwerste. Vor Kurzem noch hatte Casimir von Polen auf das Reich des „Eindringlings“ Karl begehrliche Blicke geworfen. Jetzt war sein eigenes ein Opfer der inneren Zwietracht, eine Beute der feindlichen Waffen.

Die Tapferkeit und Ausdauer der schwedischen Truppen war von Alters her unbestritten, den Vorwurf geringer Beweglichkeit hatten sie schon im deutschen Kriege thatsächlich widerlegt, jetzt vollends setzte die Schnelligkeit und Sicherheit der schwedischen Operationen alle Welt in Staunen. Und doch vergaß der jugendliche Feldherr nie die nötige Vorsicht: der Kühnheit des Angriffs entsprach die Sorglichkeit der Vorkehrungen zur Behauptung der gewonnenen Vortheile. Auch der Laie muß aus Puffendorf's ausführlicher und durch treffliche, nach der Natur aufgenommene Pläne und Abbildungen unterstützter Darstellung die Ueberzeugung gewinnen, daß nur ein hervorragender Feldherr und ein treffliches Heer so viel physische und geistige Kraft einem an Zahl weit überlegenen Feind entgegensetzen können.

Dessenungeachtet standen die Früchte dieser vielen Siege nicht im Verhältniß zu ihrer Glorie. Alle europäischen Mächte sahen mit scheelen Augen auf den Aufschwung Schwedens, auf die selbständige Stellung, die sich der König durch eigene Kraft eroberte.

So stieß er denn bald auf Hindernisse, welche ihm die zweckmäßige Ausbeutung seiner Erfolge unmöglich machten. Auch stellte

sich mehr und mehr heraus, daß die rasche Unterwerfung Polens nur eine Veränderung auf der Oberfläche herbeigeführt hatte, daß die stolzen Magnaten, wie das streng katholische Landvolk in Polen einer Unterordnung unter schwedisches Regiment auf's heftigste widerstrebten.

Die gleichsam spielend errungenen Triumphe waren verrauscht: der ernstere, gefährlichere Kampf begann. Allerorten im Polenland loderte der Aufstand empor, es war unmöglich, der elementaren Gewalt eines Volkskriegs mit einem durch langwierige Kämpfe geschwächten Heere zu begegnen, der Rückzug war unvermeidlich. Allein gerade in Noth und Drangsal leuchtete die Thatkraft des Königs heller als im glänzenden Siegeslauf. Fünf Polen standen in der großen Schlacht bei Warschau gegen einen Schweden, aber nicht die Uebermacht, sondern Geschick und Tapferkeit entschieden den Sieg.

Er brachte Erleichterung der Lage, noch nicht die Rettung, denn mit den Polen traten jetzt Oesterreich und Dänemark in engen Bund. „Ich zweifle nicht," sprach Karl Gustav unverzagt, „daß Gott uns hilft, wenn wir uns helfen wollen." Der gefährlichen Vereinigung seiner Feinde beschloß er durch raschesten Angriff auf Dänemark zuvorzukommen. Jütland war bald unterworfen, aber nun stand das Schwedenheer vor der durch Winterstürme wildbewegten See. An Ueberfahrt war nicht zu denken, und doch konnte nur der Fall der dänischen Hauptstadt die Entscheidung bringen. Jede Zögerung mußte verderblich werden. Bis zum Frühjahr konnte Dänemark seine Rüstungen und die Befestigung der Hauptstadt vollenden, Oesterreich seine Streitmacht an's Gestade des Baltischen Meeres werfen, der ehrgeizige und energische Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg zum Angriff auf das längst begehrte Schwedisch-Pommern schreiten. Auch England und Holland wollten nur den günstigsten Augenblick erspähen, um in die Aktion einzutreten. Ehe das gefährliche Netz um sein Haupt zusammengezogen wäre, mußte Karl die Entscheidung suchen, die eiserne Nothwendigkeit entschuldigte auch ein verwegenes Wagniß, und der König zauderte denn auch nicht länger, als im Jänner 1658, wie einer von Karl's Diplomaten sich ausdrückt, „Gott selbst für Karl Gustav und die schwedische Armee eine Brücke über das Meer legte." An Durchführung des tollen Planes, sein Heer

über den großen und kleinen Belt zu führen, um in's Herz des dänischen Reichs den vernichtenden Stoß zu führen, setzte er sein eigenes Leben auf's Spiel, und seine Gegenwart war den Soldaten ein Pfand sicheren Gelingens.

Angesichts des auf der Insel Fünen wohlverschanzten Feindes betrat das schwedische Heer am 9. Februar 1658 den gefrorenen Belt. Die Reiter mußten absitzen und die Rosse am Zaume führen, die Geschütze wurden auf Schleifen behutsam fortgezogen, denn die Eisdecke war dünn und schwankte unter der ihm aufgebürdeten schweren Last. Wohl schreckte unheimliches Knistern und Krachen Mann und Roß, wohl riß das Geschützfeuer der Feinde ganze Reihen nieder, aber der König, nicht achtend der um ihn sausenden Kugeln und Eissplitter, bewahrte unerschütterliche Ruhe und ritt für Freund und Feind leicht erkennbar seinem Gefolge voran.

Plötzlich bricht das Eis, zwei Reiter-Compagnien verschlingt die schwarz emporquellende Woge. Auch im Rücken des Heeres donnert das weithin berstende Eis, überall stockt der Angriff, überall zaudern die sonst so Muthigen, — nur ihr Führer schwankt keinen Augenblick. Weit entfernt, seine eigene Person in Sicherheit zu bringen, reitet er unaufhaltsam voraus über die hallende Fläche. Eine Kugel streift sein Auge, Blut überströmt sein Antlitz — er reitet voraus. „Blas't! Blas't!" ruft er den Trompetern zu, und der kriegerische Klang und mehr noch der Anblick ihres Heldenkönigs belebt die Truppen mit neuer Zuversicht. Todesmuthig stürmen sie gegen den Feind und zersprengen ihn trotz seiner gedeckten Stellung, auf den genommenen Schanzen begrüßt das schwedische Heer seinen König mit donnerndem Victoria! Der Besitz der Insel Fünen ist der Preis des Sieges.

Aber das Schwerste ist noch ungethan. Ein zweiter, breiterer Meeresarm, der große Belt, liegt zwischen dem Sieger und seinem Ziel Kopenhagen. Nach mehreren Tagen banger Erwartung trifft endlich im Lager Karl's die Kunde ein: Der Belt ist zugefroren! „Jetzt, Bruder Fredrik," ruft König Karl, „jetzt werden wir uns auf gut schwedisch sprechen!"

In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar 1658 wird der gefährliche Marsch, der seines Gleichen nicht in der Kriegsgeschichte aller Völker hat, angetreten. Von der Südspitze Fünen's aus mußten die Insel Langeland, Laaland und Falster und endlich die letzte Meerenge überschritten werden.

Eine furchtbare Nacht! Sturm umtobt die schweigend vorrückenden Heeresmassen. Kurz vorher hatte Thauwetter die Eisdecke so erweicht, daß die Soldaten durch fußhohes Wasser waten mußten. Stellenweise gerieth die Fläche in wellenförmige Bewegung, jeden Augenblick mußte man fürchten, das offene Meer zu finden. Alle Fährnisse und Schrecken waren jedoch nicht im Stande, die Tapferen zu hemmen, am 16. Februar stand das schwedische Heer auf der Insel Seeland.

Kopenhagen schien verloren. Zwar hatten die Schweden über kein Belagerungsgeschütz zu verfügen, sodaß an Eröffnung einer förmlichen Belagerung nicht zu denken war, allein ein rascher Sturm konnte vielleicht die Stadt in Karl's Gewalt bringen. Vielleicht! Vielleicht vergeblich sein! So erwog der königliche Feldherr, der vor der feindlichen Hauptstadt ein verschanztes Lager bezogen hatte. Wohl mochte, wenn er im Morgensonnenschein die Thürme und Schloßzinnen Kopenhagen's herüberblitzen sah und hinwieder auf sein sieggekröntes Banner den Blick richtete, ein strahlendes Ziel vor seinen Sinnen auftauchen: die drei Kronen wieder zu vereinigen, die gleich Molins berühmten „Bältespännare" (Gürtelkämpfern) grimmig ringenden Brüder zu einigen und ein großes scandinavisches Reich zu gründen — —

Allein es lag nicht in Karl Gustav's Art, den Bogen zu überspannen. Die Gefahren seiner eigenen Lage erwägend, nahm er den angebotenen Waffenstillstand an, dem am 8. März 1658 der Roeskilder Friedensschluß folgte. Schoonen, Bleckingen und Drontheim wurden von Dänemark an Schweden abgetreten; das erst durch diese Erwerbungen ein geschlossenes Ganzes wurde.

Der Roeskilder Friede bezeichnet den Höhepunkt der Erfolge Karl's X. Kardinal Mazarin äußerte damals, er bewundere diesen Friedensschluß mehr als den Uebergang über den Belt, denn hier habe der Schwedenkönig bewiesen, daß er nicht nur Andere, sondern sich selbst beherrschen könne.

In heller Siegesfreude gab Karl vom Feldlager aus Befehl, zur Verschönerung der Hauptstadt umfassende Anstalten zu treffen: auch das Königsschloß an der Salzsee sollte glänzender sich erheben. Der König selbst gab die genauesten Weisungen für den Bau. Aber gleichzeitig dachte er auch auf pünktlichste Regelung des Staatshaushalts als feste Grundlage für künftige Siege. Die Anordnung, daß die Rentenkammer im königlichen Schloß selbst

Gemächer erhalte und zwar so nah als möglich seinen eigenen Wohnräumen, charakterisirt sein Wesen.

Großes war durch den Roeskilder Frieden erreicht, aber Polen und Oesterreich waren unversöhnte Feinde Schwedens, und der große Kurfürst von Brandenburg ließ es mindestens zweifelhaft, zu wessen Gunsten er in der entscheidenden Stunde den Degen in die Wagschale werfen werde. Es gewährt hohes Interesse, an der Hand der in jüngster Zeit veröffentlichten diplomatischen Papiere zu verfolgen, wie Karl Gustav und Friedrich Wilhelm, beide ebenso scharfsichtig wie ehrgeizig, sich unabläßig im Auge behielten und überwachten. Zwar war die Demüthigung Polens auch für das brandenburgische Haus ein Vortheil, da sich daran die Hoffnung auf Erlangung der Souveränetät des Herzogthums Preußen knüpfte, aber ein aufrichtiges Einverständniß zwischen Brandenburg und Schweden war, so lange die deutschen Ostseeufer in schwedischem Besitz blieben, nicht auf die Dauer möglich, waren ja doch ohnehin in jenen unruhigen Zeiten die Begriffe Nachbar und Feind ziemlich synonym.

„Es ist unsere Armee,“ schrieb Karl an Björnklo, „durch welche allein wir unsere und unserer Länder Wohlfahrt aufrecht erhalten können.“ Die Lage verschlimmerte sich noch, als auch Dänemark durch seine früheren Bundesgenossen gezwungen wurde, auf's Neue in den Kampf einzutreten. Um den Friedensbruch zu strafen, rückte Karl zum zweitenmal vor Kopenhagen, aber die Bürger selbst steckten die Vorstädte in Brand, damit der Feind für den Angriff keine Schutzwehr finde, und rüsteten sich zum Widerstand bis zum Aeußersten. Als überdies holländische Kriegsschiffe zum Schutz der gefährdeten Stadt herbeieilten und die kleine schwedische Flotte sich nach ehrenvollem Kampf zum Rückzug genötigt sah, konnte die Belagerung nicht länger fortgesetzt werden. Jetzt ließ auch der Brandenburger sein wohlgerüstetes Heer zu Schwedens Feinden stoßen. „Ich fühle aufrichtige Bewunderung vor des Schwedenkönigs unerschrockenem Muth,“ äußerte Mazarin, „wenn ich betrachte, wie er, obgleich er schon sechs mächtige Feinde gegen sich hat, dennoch sich nicht veranlaßt sieht, nur die geringste Aenderung in seinen Plänen zu treffen, sondern im Gegentheil der Palme gleich sich immer mehr erhebt, je mehr man sich bemüht, ihn zu beugen.“

Während der König, unterstützt von tüchtigen Generälen, fast über-

all den Ruhm der schwedischen Waffen aufrecht erhielt, war er ebenso unermüdlich bemüht, durch diplomatische Künste die Liga seiner Feinde zu sprengen. Er vermochte aber nur Rußland zum Abschluß eines Waffenstillstands zu bewegen, dagegen beraubte ihn der Tod Cromwell's des einzigen Freundes unter den europäischen Mächten; auch England verpflichtete sich jetzt, Schweden zum Verzicht auf die durch den Roeskilder Frieden gewonnene Beute zu nötigen.

Noch stand das schwedische Heer, den Sund beherrschend, im Herzen des dänischen Reiches, noch war Nichts verloren, Alles zu gewinnen, da raffte den Mann, an dessen Lebensfaden das Glück seines Heeres und seiner Nation hing, ein Fieberanfall hinweg. Am 13. Februar 1660 verschied er: das letzte Wort des unerschrockenen Kriegshelden war: Friede! Mit ihm sanken in's Grab die weitgehenden, wohldurchdachten Pläne einer Reform der inneren Zustände Schwedens. An unbeugsamem Muth, Scharfblick und Spannkraft des Körpers und des Geistes hatte er nicht seines Gleichen unter den Zeitgenossen. „Aber niemals," sagt Carlson, „hat er seine Größe von derjenigen Schwedens geschieden: er hat nicht den Ruhm oder das wechselvolle Leben des Kriegs um seiner selbst willen gesucht, sondern nur als einen Weg zur Größe des Vaterlands, unzertrennlich von seiner eigenen."

Karl's X. Erbe war ein vierjähriges Kind. Das Testament des verstorbenen Königs ordnete eine Regentschaft an, die möglichst unabhängig vom Reichstag die Rechte des minderjährigen Thronerben wahren sollte. Allein die Adelspartei wollte sich diese Gelegenheit, ihre schon durch den ersten Pfälzer auf schwedischem Thron wesentlich eingeschränkte Macht wieder zu gewinnen, nicht entgehen lassen und bestritt die Giltigkeit der testamentarischen Bestimmungen, während die übrigen Stände auf Seite der Regierung traten. Es kam zwar ein Compromiß zu Stande, aber dadurch war der Gegensatz der Parteien nur verhüllt, nicht ausgeglichen. Ueberdies steigerte noch ein Versuch der aus Rom nach Schweden zurückgekehrten Christine, ihre eigenen Thronansprüche wieder geltend zu machen, die Schwierigkeiten und die Verwirrung. In solcher Bedrängniß konnte die vormundschaftliche Regierung nicht daran denken, Karl's X. Errungenschaften, die das Baltische Meer in einen Binnensee Schwedens verwandelt hatten, zu behaupten; im

Frieden zu Oliva 1660 wurden fast alle eroberten Gebiete zurückerstattet.

Die nimmer endenden inneren Wirren lieferten den betrübenden Beweis, daß die Festigung des inneren Staatslebens nicht gleichen Schritt gehalten hatte mit dem Waffenruhm. Dem Glanz der äußeren Erscheinung entsprachen nicht die Kraft und die natürlichen Hilfsmittel der Nation. Schweden selbst war dünn bevölkert; die Verschmelzung der eroberten Provinzen mit dem Stammland war noch nicht gelungen, sie konnten nur mit bewaffneter Hand von Aufstand und Abfall zurückgehalten werden. Der schwedische Bauernstand war durch die schweren Opfer der langen Kriege erschöpft: die Kriegsbeute war ja fast ausschließlich den adeligen Domanialbesitzern zu Gute gekommen. Nur auf die Armee war Schwedens Ansehen in Europa begründet. Frankreich, dessen leitende Staatsmänner die Finanznoth Schwedens recht gut kannten, bot auf's Neue für ein Bündniß, das die schwedische Armee der französischen Eroberungspolitik dienstbar mache, beträchtliche Subsidienzahlungen. Jetzt ging auch die Regentschaft bereitwillig darauf ein und gelobte dem „großmüthigsten" König „unsterbliche" Dankbarkeit. Nicht einmal in den Regierungskreisen herrschte soviel Eintracht, daß man den von allen Seiten drohenden Gefahren mit vereinten Kräften begegnet hätte. „Schweden," schrieb der französische Gesandte 1667 an seinen Hof, „ist nicht mehr jenes Land, welches sich im deutschen Kriege nicht minder durch die Weisheit seiner Rathschläge, als durch die Stärke seiner Waffen auszeichnete; Nichts ist jetzt schwerer, als zu wissen, wo die regierende Gewalt eigentlich ihren Sitz hat." Die Einen wünschten, um ihre Interessen sicherer wahren zu können, Frieden um jeden Preis, die Anderen Krieg um des Krieges willen, das allgemeine Wohl war fast immer und überall egoistischen Trieben hintangesetzt.

Die Sorge um des jungen Königs Erziehung lag zunächst der wenig energischen Mutter ob. Auch den übrigen Mitgliedern der Regentschaft war ein gewisses Aufsichtsrecht eingeräumt, allein sie hatten ja um wichtigere Dinge zu hadern, als um pädagogische Gesichtspunkte. So wuchs der Knabe auf, wie ein von den Gärtnern vernachlässigter Baum; Nichts geschah, um das heftige Temperament des Knaben zu mildern oder seinen trotzigen Eigenwillen zu brechen. Nur den ritterlichen Uebungen widmete er Eifer, wissenschaftliches Studium und was immer ihn auf seinen Regenten-

beruf vorbereiten sollte, war ihm verhaßt. Im Jünglingsalter fand er noch immer Gefallen an albernen Spielen und wies jede ernstere Thätigkeit zurück. So ließ sich denn auch von seiner Thronbesteigung für den Staat keine bessere Wendung erwarten. In der That schien sich auch, seitdem Kanonendonner und Trompetenschall von Skeppsholmen herab die Thronbesteigung des Sechzehnjährigen verkündet hatten, die Lage Schwedens eher noch verschlimmern zu wollen.

Noch in den letzten Monaten ihres Regiments hatten die Vormünder des Königs, durch reiche Geldspenden dienstbereit gemacht, die Allianz mit Frankreich erneuert und dadurch Schweden in eine Reihe gefährlichster Kämpfe mit den Nachbarn, die gegen Ludwig's XIV. Eroberungspolitik Front machten, hineingezogen. Auch der Wehrstand war inmitten der allgemeinen Zwietracht und Ohnmacht nicht ungeschädigt geblieben. Mit mangelhaft geübten Truppen und ungeordneten Finanzen trat Schweden in den Krieg ein. Alle möglichen Scheingründe wurden von den Diplomaten hervorgesucht, um den Bruch mit Brandenburg zu rechtfertigen, während in Wahrheit nur die Hoffnung auf leichte Beute und die Ordre Frankreichs in den Krieg trieben. Bald traten die verderblichen Folgen so leichtfertiger Politik zu Tage. Keck drang Wrangel in die brandenburgischen Lande ein und brandschatzte Städte und Dörfer, da erlitten die Uebermüthigen eine furchtbare Niederlage bei Fehrbellin (28. Juni 1675). Nicht bloß dem Streifzug in der Mark war dadurch ein jähes Ende gesetzt, auch Schwedisch-Pommern war verloren. Zugleich erklärte Holland an Schweden den Krieg, und ein dänisches Heer überschritt die Grenze.

Die Lage des Landes war eine verzweifelte, aber gerade das Uebermaß von Gefahr brachte die überraschende Rettung. Die Nachricht von der Niederlage bei Fehrbellin zerriß das Gewebe von Schmeichelei und Verführung, in welches gewissenlose Höflinge den jungen König verstrickt hatten. Mit kaltblütigem Ernst, dessen ihn Niemand für fähig gehalten hätte, fing er plötzlich an, sich selbst um die Staatsverwaltung zu kümmern und nach eigenem Ermessen Anordnungen zu treffen. Gleich als wäre ihm eine Binde von den Augen gefallen, erkannte er die Schlaffheit und Verderbtheit seiner Umgebung und faßte den Entschluß, fürderhin nur der eigenen Kraft zu vertrauen. Eifriger wurden jetzt die Rüstungen betrieben, Karl selbst trat an die Spitze der Armee.

Während er bis dahin seine Tage mit Nichtigkeiten vertändelt hatte, entwickelte er jetzt rastlose Thätigkeit im Dienste des Heeres und des Staates. Schonungslos schritt er gegen Unordnung und Lässigkeit ein und rief dadurch insbesondere in Hofkreisen erbitterte Opposition gegen sich wach.

Noch immer war die Gefahr für König und Volk im Steigen begriffen. Eine Seeschlacht bei Oeland ging verloren, feindliche Kriegsschiffe kreuzten vor Stockholm. Im Lande selbst war unzufriedene Stimmung vorherrschend. Auch die Patrioten wollten nicht begreifen, wie heilsam das diktatorische Vorgehen des Königs, der plötzlich so verschlossen und entschlossen geworden war. Der französische Gesandte nannte in seinen Depeschen an den Versailler Hof des Königs Benehmen läppisch und höhnte, wenn er es so fortriebe, werde er bald seiner Krone verlustig gehen. Ludwig XIV. erlaubte sich deßhalb, dem königlichen Bundesgenossen wohlwollende Vorstellungen zu machen und den Rath zu geben, er möge doch entweder seine Flotte oder die bedrängte Hauptstadt besuchen, allein Karl gab ihm zur Antwort, der König von Frankreich möge sich um die französischen Angelegenheiten kümmern.

Nirgend zeigte sich ein Ausweg, kein Freund stand helfend zur Seite, Selbstvertrauen erschien nur noch als vermessener Uebermuth.

Da glückte dem König die erste Waffenthat auf schwedischem Boden. In einem Treffen gegen die Dänen an der Brücke über den Holgefluß bewies er selbst höchste Bravour. Mit Staunen blickte das Heer auf den Verkannten, auf welchen plötzlich des Vaters Geist übergegangen zu sein schien. Von diesem Augenblick an war Schnelligkeit sein bester Bundesgenosse. Am Fyllefluß wurde ein zweiter Sieg erfochten, und das ganze Heer erkannte willig an, daß der Erfolg in erster Reihe dem Muth des Königs zu verdanken war.

Die drohenden Wetterwolken hatten sich aber erst um weniges gelichtet. Zwist und Unzufriedenheit waren gerade aus den einflußreichen Kreisen noch nicht entschwunden, aber der König weiß, was er will, und rasch entschlossen wendet er sich an das Volk. Aus allen Provinzen ziehen bewaffnete Bauernschaaren heran, und bald ist der König in Stand gesetzt, zum Angriff vorzugehen. Angesichts der ehrwürdigen Kathedrale von Lund kommt es zum entscheidenden Treffen. Unermüdlich durchreitet Karl die Reihen und

mahnt: „Erinnert euch nur daran, daß ihr Schweden seid!“ Sein Pferd wird ihm unterm Leib erschossen, er besteigt ein anderes und eilt in's Vordertreffen. Ein furchtbarer Ringkampf erhebt sich, dreimal glaubt der Schwede, ebenso oft der Däne, den Sieg erfochten zu haben. Wo das hartnäckigste Gefecht, wo die höchste Gefahr, tummelt sich der König wie in seinem Element, und sein leuchtendes Vorbild begeistert die Seinen immer wieder zu neuem Angriff, bis die Feinde weichen.

Die Schlacht bei Lund bedeutet für Schweden die Rettung, sie brachte Vertrauen, Macht und Ansehen zurück. Der Viper der heimischen Zwietracht war der Kopf zertreten, jedes folgende Jahr befestigte sicherer die Autorität des Königthums. Wenn sich auch die schwedische Flotte vor der holländischen zurückziehen mußte, war doch im Landkrieg unbestritten das Uebergewicht auf schwedischer Seite. Wie ehedem im deutschen Kriege folgte das Heer mit blinder Ergebenheit einem Heldenkönig.

Als Frankreich, das sich ebenfalls glücklicher Waffenerfolge zu erfreuen hatte, in Friedensunterhandlungen eintrat, und Ludwig XIV. dem Stockholmer Cabinet den freundschaftlichen Rath gab, es möge sich zu einigen Abtretungen verstehen, um das Uebrige zu retten, erwiderte Karl, er werde niemals, wenn von Abtretungen oder Zugeständnissen die Rede sei, eine andere Antwort finden als ein entschiedenes Nein. Erst als Ludwig die ernste Entschlossenheit seines Bundesgenossen sah, machte er bei den Gegnern seine Autorität geltend, um auch für Schweden einen ehrenvollen Frieden zu erwirken. Fast gegen den Willen Karl's, der Frankreichs Einschreiten als Beschränkung seiner eigenen Autorität auffaßte, kam der Friede zu Stande. Nicht ein schwedisches Dorf ging verloren, der Versuch der Nachbarn, Schweden in die Stellung, welche es vor Gustav Adolf eingenommen hatte, zurückzuweisen, war gescheitert.

Des Königs Waffenglück wirkte entscheidend auf die inneren Landesverhältnisse ein. Es kann hier nicht auf die tiefgreifenden socialen Veränderungen, die ein mächtiges Königswort in Stadt und Land hervorrief, eingegangen werden. Carlson entwirft ein lebensvolles Bild von diesem Uebergang aus der Zerfahrenheit der Oligarchie, der man jetzt alles Unglück der ersten Kriegsjahre zuschrieb, zur unbeschränkten Königsgewalt. Auch im übrigen Europa hatte sich aus dem mittelalterlichen Patrimonialstaat der Absolutismus herausentwickelt, aber der Sieg dieser Regierungsform war

nirgend nothwendiger und heilsamer als in Schweden. Hier gewährte erst die neue Staatsallmacht den niedrigen Ständen, dem Kleinbürger und dem Bauer, Schutz gegen den übermächtigen Großgrundbesitz und wurde somit die Brücke zur Volksfreiheit.

Das Ansehen Schwedens in Europa beruhte, wie sich eben deutlich gezeigt hatte, auf seinem trefflichen Heer. Karl konnte sich aber nicht verhehlen, daß die gewöhnlichen Hilfsmittel der Krone zum Unterhalt eines großen stehenden Heeres auf die Dauer nicht genügen würden. Ausreichende Zuschüsse suchte er deshalb durch die sogenannte „Reduction“ zu erlangen, die von den schwedischen Torys kurzweg die „Revolution von 1680“ genannt wurde. Ein großer Theil der Domänen war im Laufe der letzten Jahrhunderte in Besitz des Adels gerathen. Karl setzte nun eine Commission ein, die zu untersuchen hatte, welche Güter ehedem Eigenthum der Krone gewesen waren, und die Beschlüsse wurden sofort mit äußerster Strenge durchgeführt, d. h. die eingezogenen Domänen wurden dem König zur freien Verfügung gestellt. Es war ein Gewaltakt, ein an sich nicht zu rechtfertigender Staatsstreich, allein er war nothwendig, um eine billigere Vertheilung der Steuerlast und eine wirthschaftliche Regelung des Staatshaushalts zu ermöglichen. So urtheilt auch ein erleuchteter Kenner schwedischer Geschichte, König Oskar II., wenn er auch beklagt, daß die Reduktion herzloser und strenger durchgeführt wurde als nöthig oder wünschenswerth.

Wohl hatten die schwer geschädigten Edelleute Ursache, den König einen harten Despoten zu nennen, aber dieser Tyrann war der Retter und Rächer des Volkes. Die Uebermacht der Aristokratie zu brechen, mit gleichem Eifer aber einen durch Handel und Gewerbe aufblühenden Mittelstand zu fördern, war Regierungsprinzip des „Sonderlings“, wie König Karl nach seinen glänzenden Siegen von den fremden Diplomaten respektvoller genannt wurde.

Karl XI. war von mittlerer Gestalt und wohlgewachsen, bis er das linke Bein brach und zu hinken begann; in seinen Mienen war kein Falsch, sein Blick sogar mehr gutmüthig als energisch. „Man siehet so wenig Majestätisches an seiner Person,“ erzählt ein Publicist, „daß wenn man ihn nicht kennt, man nicht sagen würde, daß dies der König sei.“ Ein Feind französischer Mode und unnöthigen Schmuckes, stach er auffällig ab von den Edelleuten in Stockholm, die in Versailler Hoffitte Muster und Vorbild erblickten. „Der König tritt wie früher auf,“ sagt ein andrer

Zeitgenosse, „er ist stets gekleidet wie im Lager, mit einem großen Schwert an der Seite. Er ist trotz aller ihn umgebenden Gefahren sorglos und thut Alles, was er thut, aus sich selbst; nur Wenige haben Zutritt zu seiner Person, und von Keinem weiß man, daß er Einfluß auf ihn hätte.“ Der stets nüchterne und strebsame Monarch war ein Freund der Einsamkeit. In einem kleinen Hause in Kungsör, dem nur eine herrliche Aussicht über den Mälarsee Reiz verlieh und das weit abgelegen von anderen Behausungen war, verweilte er am liebsten. Wenn seine Anwesenheit in Stockholm nöthig war, so ritt er mitten in der Nacht im schärfsten Trab dahin und kehrte ebenso zur Nachtzeit in sein Tusculum zurück. Er suchte die Einsamkeit, um desto ungestörter den Regierungssorgen leben zu können. Den Verächter ernsten Strebens hatte der Krieg selbständig und selbstthätig gemacht; nach dem Friedensschluß ging er daran, eine neue Ordnung der Dinge zu begründen, und verfolgte dieses Ziel mit unbeugsamer Beharrlichkeit. „Er wendet all seine Zeit auf die Affairen“, klagt ein höfischer Zeitgenosse, „und fatiguiret sich mehr, als ein König thun sollte.“

Alle in den letzten Jahren geschlossenen Friedensbündnisse hatten die fragwürdigen Zustände und unnatürlichen Verhältnisse in Europa nicht beseitigt. Frankreich und seine Gegner rüsteten sich zu einem neuen Krieg. In dem einen, wie in dem anderen Lager warb man um die Unterstützung des kriegstüchtigen Schwedenkönigs.

Er hatte in kluger Berechnung der europäischen Lage mit Dänemark und Brandenburg nach dem Waffengang sich versöhnt und die gefährliche Allianz mit Ludwig XIV. gelöst. Er konnte also nach freier Wahl für die eine, für die andere Partei in die Action eintreten; sein Temperament, sein Ehrgeiz lockten dazu, aber als guter König und weiser Staatsmann verzichtete er auf eine kriegerische Politik und widmete Zeit und Kräfte nur dem Friedenswerk. Nicht ohne Erfolg. Ein neuer Aufschwung gab sich in Handel und Gewerbe kund. „Mit eigenen Augen sehen und durch eigene Arbeitsamkeit voranleuchten“, blieb des Königs Wahlspruch. Da aber in der Menschheit nur ein bewaffneter Friede ein garantirter Friede ist, sorgte Karl dafür, daß Armee und Flotte in bestem Stande gehalten würden.

Seiner eminenten Bedeutung unter den lebenden Regenten und der Machtstellung, welche Schweden unter ihm einnahm, fehlte die

öffentliche Anerkennung nicht. Ludwig XIV., endlich kriegsmüde, bat den schwedischen König, in seinem Namen und Auftrag mit den allürten Gegnern in Friedensunterhandlungen zu treten, und sowohl die Seemächte, wie nach einigem Zaudern auch der deutsche Kaiser nahmen die Vermittlung an.

Die an die schwedischen Gesandtschaften gerichtete Mittheilung, daß unter Schwedens Vorsitz die Friedenskonferenzen eröffnet werden sollten, war die letzte Regentenhandlung Karl's XI. Am 5. April 1697 verschied er, nicht zu früh für seinen Ruhm, denn dieser war für alle Zeiten bereits gesichert, aber zu früh für das Reformationswerk, das er begonnen. Die Reduktion hatte zwar die Macht des Adels gebrochen, aber die Gegensätze waren noch nicht ausgeglichen. Karl XI. hinterließ daher seinem Sohne ein kriegserfahrenes Heer, eine zahlreiche Flotte, eine wohlgeschulte Miliz, eine gefüllte Schatzkammer, aber unversöhnt und ungebrochen den Faktionsgeist unter den Ständen, und dieser, nicht Karl's XII. Politik ließ den Staat wieder alle Errungenschaften verlieren.

Das Element Karl's XII., das Gebiet seiner Thätigkeit, war der Krieg. Naturgemäß war die Kritik seiner Zeitgenossen von dem Wandel beeinflußt, den sein Glück erfuhr. Solang er kriegerische Erfolge errang, welche in der Weltgeschichte nur wenige ihres gleichen hatten, ward ihm nicht nur von der Mehrheit des schwedischen Volks enthusiastische Verehrung, sondern auch in den Staaten, die mit ihm in Fehde lagen, Beifall und Bewunderung zu Theil. Zwar wurden ihm schon damals in öffentlichen Organen allzu starke Neigung zum Krieg und ungemessene Ruhmliebe zum Vorwurf gemacht, allein man freute sich fast allgemein, daß wieder einmal eine frische Kraft das Intriguengewebe der Höfe keck zerriß; man tadelte zwar, daß er so viele Tausende in den Tod führe und von den Seinen fast übermenschliche Leistungen beanspruche, aber man fügte bewundernd hinzu, daß er wohl hart gegen Andere, gegen sich selbst aber am härtesten verfahre und jede Gefahr und jede Anstrengung mit den Seinen theile. Vor Narwa — so erzählt ein deutscher Zeitgenosse, der Karl's Leidenschaft für Ruhm und Rache streng bekämpft, — wollte der König, durch Strapazen und Kälte gänzlich entkräftet, einen Augenblick ausruhen und legte sich an einem Wachtfeuer nieder. Da fiel sein Blick auf einen Verwundeten, der sich vergebens zum Feuer heranzuschleppen suchte. Unverzüglich erhob sich Karl, trug den Soldaten herbei, legte ihn sich zur Seite und suchte

ihn durch die Wärme seines eigenen Körpers zu erquicken. Hunderte von ähnlichen Beispielen, die von seiner ritterlichen Gesinnung und unvergleichlichen Tapferkeit Zeugniß gaben, gingen von Mund zu Mund. Die natürliche Wirkung konnte nicht ausbleiben. „In mancher Stadt des deutschen Reichs“, so erzählt jener Zeitgenosse, „waren, so zu reden, die Steine schwedisch, und ich glaube, wenn jemand angetroffen worden wäre, der gegen den König mit Reden sich versündigt hätte, daß daraus eine handgreifliche Action würde erfolget sein, welche ohne Blut nicht hätte können gestillet werden“.

Ein Umschwung in der öffentlichen Meinung über den „Löwen von Mitternacht“ erfolgte freilich, als er, wie es den Anschein hatte, nicht wie ein berechnender Heerführer, sondern wie ein abenteuernder Kampfhahn seine Truppen in die unwirthlichen Steppen Rußlands in Niederlage und Verderben mit sich zog. Von dieser Zeit an begann man vom „nordischen Don Quixote“ zu sprechen, während beredte Schmeichler fortfuhren, ihn mit Alexander und Hannibal zu vergleichen. Als „rastlosen Thäter unbegreiflicher Thaten“, „als Mann voll Urkraft, Seelengröße und Herzgluth“ preist ihn Ernst Posselt. Am berühmtesten wurde Voltaire's Leben Karl's XII. „Vielleicht der außergewöhnlichste Mensch, der je auf Erden war, der all die großen Eigenschaften seiner Ahnen in sich vereinigte und keinen andren Fehler und kein andres Unglück gehabt hat, als daß er sie alle in überspanntem Maße besaß.“

Dieses Urtheil ist nicht ohne Berechtigung, aber im Ganzen ist doch Voltaire's Biographie mehr Roman als Geschichte, des Umstands nicht zu gedenken, daß er gelegentlich in Briefen mit jenem seinem Urtheil in bedenklichsten Widerspruch gerieth.

Wahrhaft große Männer haben Achtung vor großen Eigenschaften Andrer. König Friedrich II. fällt zwar im Antimacchiavell ein hartes Urtheil über Karl, dessen Regentengrundsätze nicht mit dem vom jungen Friedrich aufgestellten Fürstenideal übereinstimmten, allein in den später verfaßten „Betrachtungen über Charakter und militärische Talente Karl's XII.“ wird diesem volle Gerechtigkeit zu Theil. Friedrich sieht in Karl nicht einen vollendeten Feldherrn; um ein solcher zu werden, müsse man unter den Augen eines Meisters erst lernen, nicht schon als Knabe sich an die Spitze einer Armee gestellt sehen. Dem Geschick und dem Muth des jugendlichen Heerführers aber widmet er volle Anerkennung. „So

große Beweise von kriegerischen Talenten verdienen das Lob aller Jahrhunderte und aller Nationen; darüber muß man freilich staunen, daß Karl XII. gerade in seinen ersten Feldzügen sich am vollkommensten zeigte.“ Schließlich gelangt er zu dem Urtheil, das auch heute noch Anspruch auf Geltung hat: „Bei genauer Prüfung gewinnen seine Handlungen ebenso viel, als die meisten seiner Entwürfe verlieren.“

Hart urtheilt Napoleon I. über Karl XII. Er nennt den Feldzug desselben in den Jahren 1708 und 1709 einen Offensiv-Feldzug, der „gegen alle Grundsätze der Kriegskunst geführt wurde.“ „Die Grundsätze der Kriegskunst sind diejenigen“, sagt er an einer andren Stelle, „welche die großen Feldherrn geleitet haben, deren hohe Thaten uns die Geschichte überliefert hat: Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Prinz Eugen, Friedrich der Große.“ Er zählt demnach Karl XII. nicht zu den großen Strategen und ist dabei gerecht. Und wenn wir Karl XII. mit Napoleon selbst vergleichen, so ist dieser der weitaus genialere Stratege. Aber Karl war ein Charakter. Auch trieb dieser „Soldatenkönig“ nie Eroberungspolitik, er führte nicht Krieg um des Krieges willen, sondern weil er ihm aufgedrungen war. Die Völker zeigten auch hier instinktiv die richtige Auffassung. Der trunkene Enthusiasmus für den Weltbezwinger Bonaparte ist verschwunden, dem Schwedenkönig blieb vom eigenen Volke, obwohl ihm aus den Kriegen Karl's XII. Unheil erwuchs, ein liebendes Andenken gewahrt. Kein Schwede hat je anders als mit Ehrerbietung von ihm gesprochen. Seine schwedischen Biographen, Nordberg, Lundblad, Fryxell, verurtheilen zwar sein Vorgehen in einzelnen Fällen, suchen aber stets mit treuester Pietät seinen Vorzügen gerecht zu werden.

Weniger gegen einzelne Handlungen als vielmehr gegen die ganze Richtung seines Lebens wendet sich Buckle mit bitterstem Hohn. Er sieht in Karl nur den „großen Räuber“, den „königlichen Tollhäusler“. „Er wird unter den Bewunderern militärischen Ruhms immer einen gewissen Namen behalten, obgleich seine einzigen Verdienste die waren, daß er viele Länder verwüstete und viele Menschen um's Leben brachte.“ Dies ist der Standpunkt eines liberalen Doctrinärs. Nur vom philanthropischen Standpunkt aus darf in solchen Fragen nicht geurtheilt werden. Es wird niemals dazu kommen, daß die Welt für einen siegreichen König geringeres Interesse zeigt als für einen ehrsamen Hutmacher oder

Gerbermeister. Es kann sich nun einmal kein anderes Ereigniß mit der Erhebung eines Volkes zu entscheidendem Waffengang messen; sie wirkt mächtiger auf den Volksgeist ein, als die segenreichste Erfindung. Dem Ausspruch des englischen Gelehrten möchten wir ein Wort seines Landsmannes Tennyson entgegenstellen:

„Was kittet inniger den Staat, das Volk
„Zusammen, als der Ruhm, der Schmerz der Schlacht? . . ."

Der Dichter scheint uns richtiger zu empfinden als der Historiker.

Noch bis in unsere Tage pflanzt sich der Widerspruch in der Beurtheilung Karl's XII. fort. Für Brückner, den jüngsten Biographen Peters des Großen, ist er bloß „ein blinder, sinnloser, hartnäckiger Abenteurer", der nichts als seine eigene Leidenschaft und seinen eigenen thörichten Stolz kannte und der nicht allein Schwedens äußere Macht, sondern für ein Jahrhundert auch dessen inneren Wohlstand vernichtete. Wie anders klingt dagegen das Urtheil eines Nachfolgers auf Karl's XII. Thron! König Oskar II. bekämpft in dem von ihm entworfenen Lebensbild Karl's XII. ebenso beredt wie scharfsinnig die Behauptung, daß Karl in seinen Bestrebungen nur bizarr gewesen sei, und erbringt den Beweis, daß seine Waffenerfolge der verdiente Erfolg einer klugen Taktik und einer persönlichen Bravour ohne Gleichen gewesen sind.

Ebenso günstig sprach sich in jüngsten Tagen ein dänischer Offizier, Sarauw, über Begabung und Wirksamkeit Karl's aus. Er zerstört zwar durch Zurückgreifen auf die Quellen manchen später emporgewachsenen Mythus von persönlichen Wunderthaten und genialischen Aussprüchen des Königs, sucht aber zu Gunsten Karl's den Beweis zu liefern, daß alle Unternehmungen nach einer wohldurchdachten Anlage mit eiserner Consequenz durchgeführt wurden. Von Ausschweifungen in Ehrgeiz und Ruhmliebe zu sprechen, sei durchaus ungerecht. „Die Feldzüge Karl's XII. sind nichts anderes als Versuche, mit bewaffneter Hand den Besitzstand Schwedens aufrecht zu erhalten. Aus diesem Gesichtspunkt müssen sie betrachtet werden, nur dann sind die Handlungsweise und das Auftreten dieses merkwürdigen Mannes, die scheinbar so viele Contraste enthalten, recht zu verstehen."

Man wird zugeben müssen, daß Karl's militärische Operationen vielfach erst durch Sarauw in rechtes Licht gesetzt worden sind, wenn er auch in dem Bestreben, Alles und Jedes auf klügste

und vorsichtigste Berechnung zurückzuführen, in vielen Fällen zu weit geht.

Fast jede neue Quellenpublikation fügt einen neuen Zug zu Karl's Charakterbild. Wie oft sprach man vom rauhen und rohen Kriegsmann, dessen Herz im Lagerleben verwilderte. Lese man dagegen die jüngst veröffentlichten Briefe an seine Schwestern! Sie sind voll Zärtlichkeit und Zartsinns. Als er den Tod seiner ältesten Schwester während seiner Gefangenschaft in Bender erfuhr, schrieb er an die Ueberlebende: „Mein Hoffen beschränkt sich nur noch darauf, daß dieser Brief Dich in guter Gesundheit antreffe, daß unser Herr Dich mir erhalte und daß mir noch einmal in meinem Leben das Glück zu Theil werde, Dich zu sehen. Das Bewußtsein, daß ich Dich noch besitze, läßt mich noch am Leben hangen nach dem furchtbaren Schlag, der mich getroffen hat und den zu überleben ich nicht für möglich gehalten hätte. Mit tausend Schmerzen hätte ich gern die eine Freude erkauft, als der Erste von uns Dreien zu sterben; nun ist es mein liebstes Hoffen, daß ich nicht das Unglück erleben müsse, der Letzte zu sein, und daß unser Herr mir das Glück zuwenden werde, unmittelbar auf diejenige zu folgen, die wir beweinen; es ist dies ein Vorrecht, das ich als der Aeltere in Anspruch nehme."

Wenn uns der Krieger Karl unwillkürlich an den Trollhättafall erinnert, wo die Wassermasse aus dem Bann der Felsen jetzt brandend sich aufringt, jetzt tobend in die Tiefe stürzt, so gemahnt das Privatleben des Königs an jene schmucklosen, doch so reizvollen schwedischen Seen, die still und klar den Himmel wiederspiegeln.

Um seinen Charakter gerecht zu würdigen, muß man auf die Anfänge seiner Entwicklung zurückgreifen, auf seine Erziehung, auf seine Schule des Lebens.

Karl erhielt eine streng christliche Erziehung, deren Früchte nie wieder verloren gingen; ein tief religiöser Zug wurzelte fest in seiner Seele. Inmitten der Anstrengung und Aufregung des Kriegs vernachlässigte er die Bibel nicht und keinen Tag versäumte er, mit den Soldaten gemeinsame Betstunde zu halten. Dagegen blieb seine wissenschaftliche Bildung ziemlich vernachlässigt. Was Voltaire von der Jugend Karl's erzählt, ist vielfach romanhaft ausgeschmückt; thatsächlich aber zeigte sich schon im Knaben eine eigenthümliche Mischung von Sanftmuth und Eigensinn. Während

er seine Lehrer brutalisirte, weinte er an Gustav Wasa's Grab. Das Wort „Ehre" allein hatte für ihn bestrickenden Reiz. Das Studium der lateinischen Sprache widerte ihn an; erst als man ihm sagte, daß die Könige von Polen und Dänemark in dieser Sprache wohl bewandert seien, entschloß er sich, sie zu erlernen. Dagegen war seine Abneigung gegen das Französische nicht zu überwinden; er war sein Leben lang nicht zu bewegen, einen französischen Brief zu schreiben. Hinwieder war ihm — im Gegensatz zu den meisten Altersgenossen — Beschäftigung mit Mathematik sympathisch, seit er gehört hatte, daß sie ein Haupterforderniß der Kriegskunst sei. Sein liebstes Vergnügen war Reiten und Jagen, und es gewann für ihn an Reiz, wenn Gefahr damit verbunden war.

Nach des Vaters Tod wurde eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt, doch war ihre Wirksamkeit von kurzer Dauer. Der junge König, darin unähnlich seinem Vater, brannte vor Begierde, selbst als Gebieter zu schalten, und kam damit dem Wunsche der Nation entgegen, die von der vielköpfigen Regentschaft nichts Gutes erwartete. Ein Staatsstreich brachte die Erfüllung des Begehrens, der Fünfzehnjährige wurde mündig erklärt und übernahm selbst die Regierung. Bei der Krönung in Upsala entriß er dem Erzbischof die Krone und setzte sie, den Prälaten mit stolzem Blicke messend, sich selbst auf's Haupt. Solche Züge ließen erkennen, daß er von dem ihm übertragenen Beruf eine hohe Meinung hege, aber man glaubte nicht, daß er ebenso ernst seine Pflichten auffassen werde. Gleich seinem Vater wurde er von den fremden Diplomaten am schwedischen Hofe unterschätzt, sie hielten ihn für einen mittelmäßigen Kopf, der wohl bizarrer, aber nicht bedeutender Thaten fähig wäre. Seine äußere Erscheinung entbehrte jener majestätischen Würde, die im Siècle Louis XIV. vom Fürsten gefordert wurde. Seine tiefblauen Augen blickten gewöhnlich gutmüthig, ja schwärmerisch, dagegen ließ die hochgewölbte Stirn auf Energie und Selbständigkeit schließen. Anfänglich trug er die von der Hoffitte geforderte Perrücke, schon während seiner ersten Heerfahrt aber schleuderte er sie weg und trug seitdem sein hellbraunes Haar frei. Seine Gestalt war eher klein als groß, aber dieser unscheinbare Körper war elastisch und zäh wie Stahl, sodaß er die unglaublichsten Strapazen und Entbehrungen zu ertragen vermochte. Schwelgerei war dem Jüngling, wie dem Manne verhaßt, das ganze Hofleben trug ein-

faches, patriarchalisches Gepräge, Nichts ließ vermuthen, daß der junge König seinem Vater oder Großvater nacheifern werde.

Da gab ein plötzlich ausbrechender Krieg seinen verborgenen Anlagen Spielraum, sich zu entfalten.

Die vorsichtige Politik Karl's XI. hatte zwar den Einfluß Schwedens auf der Höhe erhalten, aber auch den Neid der Nachbarn geschürt. Ohne daß man am schwedischen Hofe die Gefahr ahnte, traten alle nordischen Reiche in ein Bündniß mit dem ausgesprochenen Ziel, die seit hundert Jahren von Seite Schwedens erfahrene Unbill zu rächen und die verlorenen Gebiete zurückzuholen. Die Seele der Agitation war der lievische Adelige Patkul, der einst im Namen seiner Standesgenossen gegen die absolutistischen Neuerungen Karl's XI. aufgetreten war und sich damals nur mit Mühe strenger Strafe durch die Flucht entzogen hatte. Seit dieser Zeit der heftigste Widersacher Schwedens, suchte er unermüdlich Gewalt gegen Gewalt aufzubieten, um die Unterdrückung der adeligen Vorrechte am schwedischen Königthum zu ahnden. „Gewaltige Wucht des Vorsatzes und auf dem einmal behaupteten Standpunkt ein unerschütterliches Beharren, solche Eigenschaften des Charakters, wie sie je höher nach Norden hinauf ein tüchtiges Deutschthum um so ausgeprägter entwickelt hat, waren Grundzüge seiner Natur." So charakterisirt Noorden den erbittertsten Gegner Karl's XII., verhehlt jedoch nicht, daß der heftige, unversöhnliche Fanatiker ständischer Freiheit durchaus nicht jene Sympathien verdient, die er namentlich in Folge seines tragischen Endes gefunden hat. Zunächst unterhandelte Patkul mit dem Kurfürsten von Sachsen, dem neuen Polenkönig, und fand bei dem lebenslustigen, prunksüchtigen Fürsten, der sein Gold nur allzu rasch entschwinden sah und deßhalb jeder Beute verheißenden Chimäre nachjagte, williges Gehör. Ebenso bereitwillig ließ sich der russische Czaar gewinnen. Rußland hatte bisher das politische und militärische Uebergewicht Schwedens am schwersten empfunden. Jetzt saß auf dem Czaarenthron ein Mann, dessen ganze Seele der eine Gedanke ausfüllte: Schwedens Stellung und Einfluß im europäischen Staatensystem zu erschüttern und das moskowitische Reich zu einer Großmacht zu erheben. Um dieses zu erreichen, mußte er vor Allem die Grenze dieses Reiches bis zum baltischen Meer erweitern; um die slavische Welt in engeren Zusammenhang mit dem abendländischen Völkerleben zu bringen, mußte man, wie Algarotti es treffend bezeichnet

hat, „ein Fenster nach Europa durchbrechen.“ Und jetzt schien der rechte Zeitpunkt gekommen. Czaar Peter knüpfte deßhalb sofort intime Beziehungen mit König August von Polen an, und bald nach Karl's XI. Tod war ein Bündniß zwischen beiden vereinbart. Zu ihren Gunsten aber erhob sich, was kaum glaublich erscheinen möchte, aber thatsächlich der Fall war, die ganze Macht des Katholicismus, — hegte man doch damals, wie die Berichte der apostolischen Nuntien aus Wien und Warschau beweisen, die feste Zuversicht, daß Peter selbst mit seinem ganzen Volke in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren werde. Aus den von Theiner veröffentlichten, bisher zu wenig gewürdigten Vatikanischen Correspondenzen, die während des nordischen Krieges ausgetauscht wurden, erhellt unwiderleglich, daß die confessionellen Gegensätze noch immer auf die Politik der Kabinete übertragen wurden, wenn auch freilich egoistische Gewinnsucht bei Allen noch stärker als der Kircheneifer war.

Dafür liefert den Beweis der Beitritt Dänemarks zu der durch Patkul geschmiedeten Allianz. Der Egoismus ließ für einen Augenblick die nationalen Antipathien und die Interessenverschiedenheit zurücktreten: schien es ja doch ein Leichtes, durch vereinte Macht den schwedischen Staat mit seinem kaum dem Knabenalter entwachsenen Herrscher niederzuwerfen und ihm jede Demüthigung und jede Buße aufzunöthigen. Man nahm sich nicht einmal die Mühe, eine Kriegserklärung zu erlassen, plötzlich warf man die Maske ab und schickte Truppen gegen Schweden.

Auf einer Bärenjagd erhielt der junge König die Kunde, daß die Sachsen gegen Riga heran zögen. Er kehrte sofort nach Stockholm zurück, wo nur Wenige den kommenden Ereignissen gefaßt entgegensahen. Im Rath schien er zerstreut und unaufmerksam zu sein, doch plötzlich erhebt er sich und spricht: „Ich werde niemals einen ungerechten Krieg führen, dagegen einen mir aufgezwungenen nur durch die Niederwerfung meiner Feinde beenden. Mein Plan ist, den Ersten, der sich gegen mich erklären wird, anzugreifen und durch seine Besiegung den Andern die Lust zu benehmen, sich gegen mich zu wenden.“

Von diesem Augenblick an ist er ganz Mann der That. Auch das einfachste Vergnügen versagt er sich, Nichts hat für ihn noch Reiz und Interesse als das Kriegshandwerk, die Rüstungen zum Kriege werden mit fieberhaftem Eifer betrieben. Im Mai 1700

segelte er von Stockholm ab, das er niemals wieder sah; unerschrocken nahm er, jenem Horatier gleich, den Streit mit drei Gegnern auf, deren Jeder ihm an Macht und Hilfsmitteln gewachsen war.

Ebenso jählings und überraschend wie der Angriff der verbündeten nordischen Mächte auf Schweden, vollzog sich die Abwehr durch den jungen König.

Zuerst warf er sich auf Kopenhagen. Es ist zwar Fabel, daß er Angesichts der feindlichen Hauptstadt in's Meer gesprungen und mit dem Degen in der Faust sofort gegen den Feind gedrungen sei; immerhin erhellt aus den Schlachtrapporten, daß Karl, von dem auch der Plan der Landung auf Seeland ausgegangen war, unter den Ersten beim Angriff war und durch seine Kampflust die Seinen mächtig anfeuerte. Kopenhagen war so bedrängt, daß sich der Dänenkönig ohne Zaudern zu einem Frieden verstand, der Schweden von dänischer Seite sicher stellte.

Ohne Zögern wandte sich dann Karl gegen den zweiten Gegner. Czaar Peter war in Esthland eingefallen und belagerte die Festung Narwa. Die numerische Uebermacht der Russen schüchterte Karl nicht ein. „Ihre große Menge wird sie nur belästigen, — ich weiß, was ich thue," erwiderte er auf die Vorstellungen einiger Generäle. Er segelte mit einem Heer über die Ostsee und marschirte, nachdem er bei Pernau gelandet, unverzüglich gegen Narwa. Der moskowitische Soldat war nicht minder zäh und tapfer als der Schwede, aber die unvergleichliche Disciplin der Schweden und die Kühnheit ihres Führers errangen den Sieg; wie glänzend er war, beweist die Thatsache, daß die Zahl der Gefangenen dreimal größer war, als die Kopfzahl der siegreichen Armee. Vielleicht hätte nun der russische Krieg ebenso rasch wie der dänische im Keim erstickt werden können, wenn Karl den Czaaren verfolgt und kampfunfähig gemacht hätte. Warum dies nicht geschah, ist nicht festgestellt. In einem Memoire Schlippenbach's wird behauptet, Karl habe für Verfolgung gestimmt, die Mehrheit des Kriegsraths aber dies widerrathen; die Tradition lautet, Karl selbst habe sich, von seinem Unwillen über König August verleitet, für den Kampf mit Polen entschieden. Wenn man Karl's Eigenwillen berücksichtigt, klingt die letztere Annahme wahrscheinlicher; allerdings kommt auch in Betracht, daß die Polen schon mit ansehnlicher Truppenmacht auf schwedischem Gebiet standen und der Wunsch, sie daraus zu ver-

treiben, sehr nahe lag. Dieser Entschluß rettete Rußland. Czaar Peter selbst soll damals geäußert haben: „Ich weiß wohl, daß die Schweden uns lange schlagen werden, aber sie selbst werden uns lehren, sie zu besiegen.“ Während des Zweikampfes zwischen Schweden und Polen gewann Rußland Zeit, sich zu erholen und großartige Rüstungen in's Werk zu setzen.

Karl knüpfte zunächst Unterhandlungen mit mißvergnügten polnischen Magnaten an und erhielt thatsächlich von den mächtigen Sapicha und anderen Großen Zusage der Unterstützung. Im Frühjahr 1701 eröffnete er den Feldzug mit einem glorreichen Sieg an der Düna. Vergebens bat König August um Frieden, Karl wollte nur von Unterwerfung hören: mit einem so treulosen Gegner sei kein Vertrag, keine Aussöhnung möglich. Eroberungspolitik lag ihm fern, er betrieb seine Befehdung August's als ein persönliches Sühne- und Rachewerk. Aber der Krieg ist nur ein politischer Akt und ein politisches Mittel, und in der Politik steht der kluge Calkul über dem persönlichen Affect!

Ein neuer Sieg bei Klissow öffnete die Bahn nach Krakau, wo er im August 1702 einzog. Noch hielt er seine Aufgabe nicht für gelöst. „Ich werde Polen nicht verlassen, ohne August entthront zu haben, und wenn ich fünfzig Jahre hier bleiben sollte.“

Unglaubliches war ihm gelungen, oft auch war er im dichtesten Getümmel nur wie durch ein Wunder gerettet worden, dies bestärkte ihn im Glauben, daß er von der Vorsehung selbst im Kampf für eine gerechte Sache beschützt werde. In dieser fatalistischen Auffassung übersah er, was keinem besonnenen Beobachter entgehen konnte, daß das stillgeschäftige, zielbewußte Vorgehen Peters, der eben durch Gründung von St. Petersburg seine baltische Politik krönte, den schwedischen Staat in seinen Grundvesten gefährde.

Unterdessen war auch Patkul unermüdlich thätig, gegen den noch unbesiegten Schwedenkönig neue Feinde zu werben, aber das Wiener Cabinet, in schweren Krieg mit Frankreich und Bayern verwickelt, trug Bedenken, einen so schlagfertigen Gegner zu reizen, und auch Preußens König mißtraute dem doppelzüngigen Flemming, dem Leiter der sächsisch-polnischen Politik. August's Schicksal war besiegelt, als Karl durch neue Siege bei Pultusk und Punitz Herr von ganz Polen geworden war.

Ein Anhänger der schwedischen Sache, Stanislaus Leszinsky,

wurde zum König Polens gekrönt und schloß im Namen des Staats Frieden mit Karl, der keinen Fußbreit Landes verlangte und nur die kirchliche Freiheit seiner lutherischen Glaubensgenossen ausbedang.

Auf's Aeußerste bedrängt, gab sich August völlig dem Czaaren in die Hände und rief die Russen in's Land. Karl wandte sich deßhalb nach Litthauen, konnte aber, da der Feind keine offene Schlacht annahm, in den unübersehbaren Haiden zwischen unzugänglichen Sümpfen Nichts ausrichten. Er gab daher plötzlich diese Richtung auf und beschloß, seinen Gegner im Herzen seiner Erblande aufzusuchen. Vergebens erbot sich August, auf Polen zu verzichten: Karl rückte in Sachsen ein, von einem Theil der Bevölkerung, die der aufgezwungenen, unheilvollen Verbindung mit Polen widerstrebte, als Retter begrüßt.

Karl's Zug nach Sachsen war ein Friedensbruch, eine offene Verhöhnung des deutschen Reichs. Allein die deutschen Zustände waren so verworren und zerfahren, daß selbst der zahme Antrag, der Regensburger Reichstag möge diesen Friedensbruch rügen, keine Annahme fand. Kurpfalz hoffte durch schwedische Hilfe wieder die Oberpfalz zu gewinnen, und auch der bayerische Zweig der Wittelsbacher, die besiegten und geächteten Kurfürsten von Bayern und Köln, richteten auf den stammverwandten, unüberwindlichen Fürsten ihre Hoffnung. Kaiser Josef war in der mißlichsten Lage. Schlesisches Gebiet wurde ohne seine Genehmigung durchzogen, man hatte in Wien Kenntniß, daß alle Feinde Oesterreichs im schwedischen Lager um Freundschaft und Hilfe baten, aber es fehlte an Truppen und Geld, um den verwegenen Eindringling abzuwehren und so mußte man sich mit Absendung eines Botschafters an König Karl begnügen, um „wegen des Einfalls in das deutsche Kurfürstenthum Sachsen Vorstellungen zu machen.“ In banger Erwartung harrte der kaiserliche Hof, gegen wen sich die schwedischen Waffen wenden würden; man fürchtete, die Tage Gustav Adolf's seien wieder gekommen! Ein schwedischer König vom Schlage Karl Gustav's, so urtheilte damals Leibnitz, würde gewiß nicht säumen, Schlesien, Böhmen, Mähren, die sammt und sonders nur auf günstige Gelegenheit harrten, um vom Habsburgischen Hause abzufallen, durch Aufreizung religiöser und nationaler Wünsche in Flammen zu setzen.

Um Gewißheit zu erlangen, welche Pläne Karl, der in Sachsen

wie der Herr des Landes schaltete, für die Zukunft hege, wurde der gewandte Herzog von Marlborough nach Altranstädt geschickt. König Karl gab zwar gar einsylbige Antworten, aber der Herzog glaubte doch so viel entnehmen zu dürfen, daß der Gefürchtete in ein enges Bündniß mit Frankreich nicht zu treten gedenke. Der Widerwille des schlichten Soldatenkönigs gegen das französische Wesen rettete das habsburgische Haus. Immerhin aber trug Karl auch gegen den kaiserlichen Hof eine auf seine Ueberlegenheit begründete Geringschätzung zur Schau.

Karl XII. hatte jetzt den Höhepunkt seiner Macht erreicht. König August, aus allen Stellungen vertrieben, mußte die drückendsten Bedingungen acceptiren, um Frieden zu erhalten; er mußte nicht nur seinen siegreichen Gegner persönlich um Gnade anflehen, sondern auch dem neuen polnischen Könige schriftlich und mündlich seinen Verzicht auf Polen bestätigen. Ein von ihm gänzlich niedergerungener und ein von ihm auf den Thron erhobener König, Fürsten und Diplomaten aus allen Ländern Europa's eiferten um die Wette, die Gunst des von unerhörtem Glück getragenen Siegers zu gewinnen. „Auf den Ebenen von Breitenfeld und Lützen", sagt Danielson, „wo der Ruhm Schwedens seine Morgenröthe gefeiert hatte, strahlte er jetzt in vollem Mittagsglanz. Dort, wo Gustav Adolf die Stellung Schwedens als Großmacht gegründet, spielte jetzt Karl XII. eine gebieterische Rolle, die niemals einem andern schwedischen König zu Theil geworden." Inmitten aller Vergötterung blieb aber Karl der nüchterne, einfache Soldat, wie bisher: denn als Soldat fühlte er sich mehr denn als König. „Meine Herzensschwester", schreibt er von Altranstädt an Ulrike Eleonore, „weiß zu erzählen, daß ich bald Hochzeit halten werde: da kann ich nur betheuern, daß ich mich mit meiner Armee vermählt habe, in guten, wie in schlimmen Tagen, im Leben und im Tode." Gegen Schmeichelei blieb er gänzlich unempfänglich, aus Stolz, nicht aus Bescheidenheit. Als ihm zur Kenntniß kam, daß in Wien ehrenrührige Worte über ihn gefallen seien, gab er dem schwedischen Senat Auftrag, aus den Staatsakten hervorzusuchen, was an unausgetragenen Streitpunkten der Krone Schweden wider das Haus Habsburg anhängig sei. Zugleich verlangte er vom Kaiser in fast drohender Sprache Bürgschaften für religiöse Duldung der schlesischen Protestanten. Und Kaiser Josef, um den Zorn Karl's zu beschwichtigen und einen Einfall der Schweden in Böhmen zu ver-

hindern, gab auch hierin nach und verstand sich zu einem Vertrag, der die Rechte der schlesischen Protestanten gegen jede Bedrückung der katholischen Landesregierung sicherte. Ein von Voltaire mitgetheilter Ausspruch Kaiser Josef's ist wenigstens gut erfunden. Auf die Vorstellungen des päpstlichen Nuntius, daß die Rechte der katholischen Reichsunterthanen nicht genügend gegen die schwedischen Uebergriffe vertheidigt worden seien, soll Josef lächelnd erwidert haben: „Schätzen wir uns glücklich, daß der schwedische König mir nicht zugemuthet hat, lutherisch zu werden; wenn er den Wunsch ausgesprochen hätte, so wüßte ich nicht, was geschehen wäre."

Leider bezeichnet den Höhepunkt der Machtstellung Karl's ein Akt barbarischer Grausamkeit. König August hatte sich zur Auslieferung Patkul's verstanden. Der Unglückliche, der ja in der That die Seele aller gegen Schweden gerichteten feindseligen Unternehmungen gewesen war und immer wieder Oel in's Kriegsfeuer gegossen hatte, wurde zum Tode verurtheilt. Vergebens bat Karl's Schwester um seine Begnadigung. „Es wäre mein eigener Wunsch", antwortete Karl, „daß ich der Regung meines Herzens nachgeben dürfte, aber der Fall ist sehr wichtig, und um ein Exempel zu statuiren, darf Gnade nicht bewilligt werden; ich bitte also meinen Liebling, sich nicht in einen so schlimmen Handel einzumischen, Patkul wird nimmer frei." Der „Hochverräther an seinem Vaterlande" wurde auf grausame Weise hingerichtet. Zugegeben, daß Karl allen Grund hatte, den Lievländer zu hassen und zu strafen, — es sei nur daran erinnert, daß Patkul, als König Karl einen Preis von 1000 Thalern auf seinen Kopf ausschrieb, 10,000 Thaler auf den Kopf seines Königs setzte, — so bleibt doch diese unmenschliche Rache ein Flecken in Karl's Geschichte, und es erscheint wie ein Verhängniß, daß seit jenem Tage, da Karl seinen Feind verstümmeln ließ, das Glück vom schwedischen Banner sich wandte, — es war gleichsam die Peripetie in dem Drama des nordischen Krieges! —

Alle Welt war im Unklaren, wohin sich Karl eigentlich wenden wolle. Er befahl einem seiner Beamten, ihm schriftlich die Marschrichtung von Leipzig nach, — hier hielt er inne und fügte nach einigem Zaudern hinzu: „nach sämmtlichen Hauptstädten Europa's" aufzuzeichen. Es wurde ihm ein solcher Plan vorgelegt, an der Spitze stand mit großen Buchstaben geschrieben: Marschrichtung nach Stockholm! Im ganzen schwedischen Heere war ja das Ver-

langen vorherrschend, die Heimat wiederzusehen, allein Karl äußerte achselzuckend: „Ich sehe wohl, wohin ihr mich führen möchtet, allein wir werden nicht so bald nach Stockholm zurückkehren!“

Marlborough hatte richtig beobachtet, als er in Karl's Auge ein Aufblitzen beim Nennen des Namens des Czaaren Peter zu erblicken glaubte.

Während der König sich in Polen und Sachsen in unzählige Kämpfe eingelassen hatte, um eine Krone zu verschenken, hatte sein gefährlichster Feind Zeit gehabt, die inneren Zustände des Reichs und das Heer zu reorganisiren.

Karl wußte darum, aber er verachtete diesen Gegner. Die glorreichen Erfolge, die er seinem strategischen Talente und den kriegerischen Tugenden seiner Armee verdankte, steigerten das Selbstvertrauen des Königs zu einem Grade, daß er Alles zu können sich vermaß, was immer er anstreben würde. Im Glauben, daß sein Erscheinen genügen werde, um den Feind zu entmuthigen, beschloß er, „den König Darius in seinem eigenen Lande zu schlagen.“ Um den Czaaren zu entthronen, zog er in die russischen Steppen.

Auch dieser Plan findet in Saranw einen Anwalt, er nennt ihn „einen der genialsten, die je von Feldherrn gefaßt worden sind.“ „Trafen alle jene Voraussetzungen zu, so wurde der Czaar so gewaltig bedrängt, daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als selbst unter den drückendsten Bedingungen Frieden zu schließen.“ Wir vermissen aber in seiner Vertheidigung die nöthige Rücksicht auf die Frage: Was erheischte — nicht Karl's Ruhm, sondern Schwedens Wohl? in welcher Lage war sein eigenes Land, als er gegen Rußland auszog? Sein selbstbewußtes Auftreten hatte ihm unter den Potentaten nur laue Freunde und erbitterte Feinde geschaffen; es war vorauszusehen, daß beim ersten Unfall alle Nachbarn sich beeilen würden, über Schweden herzufallen. Stanislaus Lescinsky konnte nicht helfen, vielmehr war er selbst der schwedischen Unterstützung bedürftig, um seinen Thron zu behaupten. In Rußland herrschte zwar aus vielen Gründen Mißstimmung gegen Peter, doch sobald es der Abwehr gegen einen fremden Eindringling galt, standen Alle wie ein Mann zum Czaaren.

Und mit welchen Mitteln wagte Karl den ungeheuren Kampf! Unwillkürlich drängt sich die Parallele mit Napoleon I. auf. Schwedens König hatte nicht so viele Hunderte, als dieser über Tausende verfügte; endlose Proviantkolonnen begleiteten die „große

Armee“, die schwedischen Truppen führten auf einigen Wägen etwas Zwieback mit sich.

„Je tiefer er in Rußland eindrang,“ — so urtheilt Friedrich der Große, — „um so mehr war er von seinem Königreiche abgeschnitten. Es bedurfte mehr als eines Feldzugs, um dieses Unternehmen zu vollenden. Woher konnte er Lebensmittel nehmen? auf welchem Wege konnten die Ergänzungstruppen sich ihm anschließen? aus welchem Kosaken- oder Moskowitenflecken konnte er einen Kriegsplatz machen? Wo Waffenvorräthe, Bekleidungsstücke und jene Menge ebenso alltäglicher, wie nothwendiger Dinge finden, welche zur Erhaltung einer Armee unaufhörlich erneut werden müssen? So viele unüberwindliche Schwierigkeiten konnten voraussehen lassen, daß die Schweden auf diesem Zuge vor Hunger und Elend umkommen müßten oder der Sieg selbst sie aufreiben würde.“ Wäre Karl, so folgert der Meister der Kriegskunst, über Lievland und Ingermannland geraden Wegs auf Petersburg losgegangen, so hätte er nicht nur die hoffnungsvollste Gründung des Czaaren ohne Mühe vernichten, sondern auch seine besten eigenen Provinzen decken und den Abfall der grollenden Nachbarn verhindern gekonnt.

Anfangs hatte es auch den Anschein, als wollte sich Karl gegen den Norden wenden. Er ertrotzte den Uebergang über den Njemen. Kein unwegsamer Wald, kein reißender Fluß hielt seinen Marsch auf, und als sich die Russen zur offenen Schlacht stellten, schlug er sie bei Golowcyn auf's Haupt und zeigte in diesem Treffen glänzender denn je seine Befähigung zum Feldherrn. Czaar Peter war geneigt, dem Siegreichen die günstigsten Friedensbedingungen einzuräumen, aber Karl wollte nur in der Hauptstadt seines Feindes von Frieden sprechen. Nicht nach den nördlichen Provinzen, wo sich leicht die Verbindung mit den eigenen Staaten herstellen ließ, wo die Abtheilungen der Generale Löwenhaupt und Lübecker seine Operationen unterstützen konnten, — sondern auf dem schnurgeraden Wege nach dem Mittelpunkt des russischen Reichs, nach dem heiligen Moskau wollte er seine Schweden führen.

Die Kritik Napoleon's über diese Strategie ist vernichtend. „Wenn Karl XII.“, sagte er, „nach Moskau gehen wollte, hatte er seinen Marsch ganz entsprechend eingerichtet, bis er in die Nähe von Smolensk ankam; seine Operationslinie über Riga nach Schweden war von der Düna gedeckt, sie ging bei Mohilev über den Dnjeper;

aber wenn sein Plan war, Winterquartiere in der Ukraine zu nehmen, um dort Kosaken auszuheben, so operirte er schlecht, er durfte dann nicht bei Grodno über den Njemen gehen und in Litthauen einrücken. Er hätte die Weichsel bei Krakau überschreiten, sich an den untern Dnjester wenden und seine Transporte von Schweden hinter der Oder und Weichsel über Krakau kommen lassen müssen, denn es war unmöglich für ihn, die Verbindung mit seinen Staaten mittelst einer Linie aufrechtzuerhalten, welche 240 Meilen weit an der Grenze von Rußland entlang lief und diesem die Flanke bot; während es ihm leicht gewesen wäre, dieselbe über Krakau zu erhalten, wo sie durch Litthauen, den Njemen und die Weichsel gedeckt wurde."

Den Marsch nach Moskau sahen Vorsichtigere von vornherein als den Weg zum offenen Grab an. „Aber des Königs Eigensinn ist so groß", klagt Minister Piper, „daß allein noch das Unglück seinen Willen zu beugen vermag und dann fällt das Werk in sich zusammen." Karl selbst hatte schon so oft gegen überlegene Feinde und Naturhindernisse aller Art zu kämpfen gehabt, — er trug auch jetzt nicht Bedenken, mit einem stärkeren Feind und der erbarmungslosen Natur es aufzunehmen. Und ein tapferes Heer folgte ihm, wie der Pfeil der Sehne, durch Wald und Sumpf, keine Gefahren, keine Anstrengungen scheuend, — war ihm doch der König selbst ein unerreichbares Vorbild von Entsagung und Ausdauer. Als ihm ein alter Soldat ein verschimmeltes Stück Brot, die einzige Nahrung seit mehreren Tagen, gleichsam vorwurfsvoll überreichte, aß Karl davon und sagte: „Es schmeckt nicht gut, aber es läßt sich essen!"

Verhängnißvoll wurde für Karl die Verbindung mit dem Kosaken-Hetman Mazeppa, einem alten, verwegenen Abenteurer, der dem leicht zu Ueberredenden vorspiegelte, er brauche in der Ukraine nur zu erscheinen, um alle Kosaken zum Abfall vom Czaaren zu bewegen und diesen dadurch in äußerste Bedrängniß zu bringen. Karl hatte nur noch 20,000 Mann; unverzagt schlug er aber mit diesem Häuflein den Weg nach der Ukraine ein, der bald nur noch durch Wüsten und Schneefelder führte! Man wird unwillkürlich, wenn man die Geschichte dieser Märsche und Kämpfe liest, an Curtius Rufus' Schilderung des Alexanderzuges nach Indien gemahnt. Ein Feldherr ohne festen Operationsplan, Soldaten in russischem Winterschnee ohne Schuhe, aber Beide, allen Hindernissen

trotzend, unaufhaltsam vorwärts dringend! Bald will uns solches Wagen als groteske Abenteuerlust erscheinen, bald als antike Größe! In den Kämpfen mit den Russen blieben die Schweden fast immer siegreich, aber ihre Zahl schmolz erschreckend zusammen, denn sie konnten nie, die Russen ungehindert immer Verstärkung an sich ziehen. Die Hoffnung, daß die Ukrainer die Gelegenheit benützen würden, sich von Rußland loszumachen, schlug fehl, nur wenige Stämme traten auf schwedische Seite. Jetzt drangen Piper, Gyllenbrock, ja Mazeppa selbst auf den Rückzug, allein Karl hielt ihn für ebenso verderblich wie unrühmlich, und — wie die Sachlage einmal war — gewiß nicht mit Unrecht. Jetzt mußte Alles auf eine Karte gesetzt, der Versuch gemacht werden, durch eigene Kraft sich Luft zu schaffen!

Am 8. Juli 1709 griff er bei Pultawa die russische Uebermacht an. Die schwedischen Truppen waren durch die schwersten Strapazen gänzlich erschöpft, — und den kaum noch beweglichen Gliedern fehlte das Haupt! Karl war einige Tage zuvor am Schenkel verwundet worden. Nun ließ er sich zwar in einer Sänfte in die Schlacht tragen und vermied auch das wildeste Kampfgetümmel nicht, — aber Karl, bald an der Spitze seiner Reiter, bald wieder in Mitten seiner Generäle hätte doch unzweifelhaft auf den Gang der Schlacht ganz anders eingewirkt! In den kostbarsten Augenblicken zeigte sich insbesondere in Folge von Zwistigkeiten der Generäle Löwenhaupt und Rehnskiöld eine Zerfahrenheit in den Bewegungen der schwedischen Armee, wie sie in keiner der früheren Schlachten zu Tage getreten war. In furchtbarster Aufregung suchte Karl selbst immer wieder die Seinen zum Angriff anzufeuern, — umsonst! von den langgedehnten russischen Kolonnen auf allen Seiten bedrängt, wandte sich das bisher unbesiegte schwedische Heer zur Flucht. —

„Ist also diese siegreiche und triumphirende Armee," heißt es in einem Schlachtenbericht, der in Deutschland das wichtige Ereigniß bekannt machte, „gleich einer himmelhoch steigenden Raqueten durch einen Blitz und Schlag zersprungen." Noch wichtiger als der vom Czaaren erfochtene Sieg waren die nächsten Folgen. Ungern entschloß sich Karl, die Seinen zu verlassen, aber sein Bleiben konnte den Rest der geschlagenen Armee nicht retten, seine Gefangenschaft vollends wäre der höchste Triumph des Czaaren gewesen. Er flüchtete also auf einem Kahn über den Dnjepr; nach drei

bangen Tagen überschritt er den Bug und war auf türkischem Gebiet geborgen. Löwenhaupt aber mit dem Rest des geflüchteten „Carolinischen Heeres“ ergab sich, — eine Capitulation, die an Bedeutung nur mit dem Tag von Sedan verglichen werden kann.

Karl hatte Alles auf die Spitze seines Degens gesetzt, jetzt war ihm fast Nichts als dieser Degen geblieben. An einem Tag hatte er die Frucht neunjähriger Anstrengungen, zahlloser Kämpfe und Siege verloren.

Die Niederlage Karl's rief in ganz Europa gewaltiges Aufsehen wach. Seine Freunde zitterten für ihn, seine Feinde triumphirten. In Moskau wurden glänzende Freudenfeste gefeiert. Die Embleme, deren man sich zur Aufrichtung von Trophäen bediente, zeugen davon, daß man Karl's Sache für gänzlich verloren hielt. Da sah man einen Adler, der eine auf den Gipfel eines Berges gekrochene Schnecke — wahrlich eine schlecht gewählte Allegorie! — an der Felswand zerschmetterte, mit der Ueberschrift: „Er wird auf die Höhe geführt, um desto tieferen Fall zu erleiden!“ einen Kessel mit Wasser, das eben überläuft und das Feuer auslöscht, mit der Erklärung: „Ich selbst bin die Ursache alles Unheils!“ u. A. „Erst jetzt,“ schrieb Czaar Peter an Apraxin, „ist der Grundstein Petersburg's mit Gottes Hilfe endgiltig gelegt.“ Noch vom Schlachtfelde aus sandte er an den sächsischen Feldmarschall eine frohlockende Siegesbotschaft, die sofort an den Vatikan übermittelt wurde. „Um es mit Einem Worte zu sagen,“ heißt es darin, „das ganze feindliche Heer erlitt Phaëtons Schicksal.“ Leibnitz, der ehedem Karl's Sieg bei Narwa in überschwenglicher Weise gefeiert hatte, pries jetzt den „Befreier seines Volkes,“ Peter, und suchte die Deutschen von der Auffassung, als wäre der Czaar nur der Türke des Nordens, zurückzuführen.

Die furchtbare Niederlage hatte das Uebergewicht Schwedens im Norden vernichtet, daran war Nichts mehr zu ändern, — es fragte sich nur, ob der schwedische Staat selbst gerettet werden, ob sein König, ohne Armee, ohne Geld, ja sogar seiner Freiheit beraubt, je wieder in den Kampf mit den triumphirenden Gegnern eintreten könne? Die Lage war eine verzweifelte, aber Karl selbst gab keinen Augenblick die Hoffnung auf. „Der Verlust ist freilich groß,“ schreibt er, „aber der Feind soll dennoch nicht die Oberhand oder den geringsten Vortheil gewinnen.“

Sofort nach seinem Uebertritt auf türkisches Gebiet setzte er

alle ihm zu Gebot stehenden Mittel in Bewegung, um die Pforte zu einem Angriff auf Rußland zu vermögen. Sultan Achmed gab zwar auf jede Weise seine persönliche Hochachtung vor dem Könige zu erkennen, zauderte aber, den kaum geschlossenen Frieden zu brechen, und ließ durchblicken, daß er die Abreise des Gastes in seine Heimat gern unterstützen würde. Allein Karl wollte nie und nimmer als Besiegter zurückkehren und gab die Hoffnung nicht auf, nochmals die Würfel des Kriegsglücks in's Rollen zu bringen. Während er in Bender in unfreiwilliger Muße seine Tage verlebte und zum Erstenmal an der Lektüre eines französischen Dichterwerks, des Drama's Mithridates, Gefallen fand, da ihn die Lage jenes besiegten, auf Rache sinnenden Königs an seine eigene erinnerte, ließ er in Konstantinopel offen und heimlich für einen Krieg mit dem „Erbfeind der Türkei" werben und vergabte große Summen, die er von Kaufleuten geborgt hatte, zur Anzettelung von Intriguen im Harem und im Divan. Nun schilderte er jenen Czaaren, den er so lange verachtet hatte, als furchtbarsten Gegner. All sein Denken und Trachten ging dahin, die Türken gegen Rußland in Waffen zu rufen, um Peter schlagen, das bedrängte Schweden retten und seinen verlorenen Ruhm wieder gewinnen zu können.

Allerdings konnte nur durch einen außerordentlichen Glücksfall Schweden gerettet werden. Die Niederlage von Pultawa war für alle Feinde gleichsam der Signalschuß gewesen, um auf's Neue über den Nachbarn herzufallen. Sachsen und Dänemark erklärten den Krieg, der Czaar suchte das wichtige Riga einzunehmen. In Schweden selbst wogte der Parteikampf heftiger, denn je. Die Einen begehrten hauptsächlich, wie ihnen vorgeworfen wurde, „in Hoffnung ihrer Particular-Fortune" Fortsetzung des Kriegs, diesen „Königlichen" aber stand eine zahlreichere Partei gegenüber, die nicht nur die Permanenz des Kriegszustands beklagte, sondern auch das absolutistische Regierungsprinzip der Pfälzer Könige bekämpfte und sich mit dem Gedanken eines Staatsstreiches trug. Ueberdies war das Land so ausgesogen, daß die Mittel zur Abwehr der Feinde kaum noch zu schaffen waren.

„Das Elend und die Armut", schrieb General Stenbock im Frühjahr 1711 an König Karl, „können nirgend größer sein und die Zustände in Schweden sind ganz jämmerlich und unglückselig. Der Eine vermag nicht mehr dem Andern zu helfen. Ich fange an, den Muth sinken zu lassen, und falte die Hände, denn ich be-

greife nicht, wie die Armee bei dem Mangel an Allem, was ihr unablässig Noth thut, erhalten werden soll.“ Darauf erwiderte aber Karl nur mit einem ungnädigen Verweis ob der Muthlosigkeit des Generals und mit einer wenig tröstlichen Mahnung, seinem guten Stern zu vertrauen. Auch an die Schwester schrieb er im Mai 1711: „Beunruhigen Sie sich nicht, was auch da kommen mag, denn unser Herr wird Alles zum Guten wenden: nur ist es an uns, den Muth aufrecht zu halten. Wenn neues Unglück uns überraschte, so würde sich doch bald wieder Alles zum Bessern wenden, und wenn mir selbst etwas Unvorhergesehenes zustoßen sollte, so bitte ich dennoch meine Herzensschwester, nicht den Muth zu verlieren, sondern im Gegentheil sich fest und entschlossen zu zeigen.“

Und in der That schien die ersehnte Wendung einzutreffen. Die Pforte erließ eine Kriegserklärung wider Rußland, und der Großvezier zog gegen den Czaaren, der, um den Türken zuvorzukommen, den Pruth überschritten und die Moldau eingenommen hatte. Es gelang den Türken, ihn zu umzingeln; zu spät erkannte Peter seine schlimme Lage und klagte: „Ich habe den nämlichen Fehler gemacht, wie Bruder Karl!“ Auch ihm schien ein Pultawa bevorzustehen, doch rettete ihn die Klugheit des „Mädchens von Marienburg“, seiner Gemahlin Katharina. Durch die gleichen Mittel, wodurch der kriegerische Akt eingeleitet worden, Bestechung der einflußreichen türkischen Würdenträger, wurde er rasch beendigt, und Karl, der herbeigeeilt war, um die Vernichtung seines Feindes zu vollenden, blieb nichts als der ohnmächtige Zorn über die abermalige Vereitlung seiner weitgehenden Pläne.

Hätte damals nicht die Pforte mit kläglicher Politik über dem handgreiflichen, aber geringen Vortheil die große Gefahr übersehen, welche für sie aus Rußlands Aufschwung in der Zukunft erwuchs, — welche tief eingreifende Wirkung auf die Weltlage würde der anscheinend so abenteuerliche Plan Karl's XII. über Jahrhunderte hinaus gehabt haben!

Noch einmal gelang es den Einflüsterungen seiner Agenten, den Sultan zum Krieg gegen Rußland aufzustacheln, aber wieder ließ sich der Vezier durch russisches Gold gewinnen, und durch Englands und Hollands Vermittlung wurde noch vor Eröffnung des Feldzugs der Friede erneuert.

Dessenungeachtet blieb Karl in der Türkei. Allen Mahnungen

und Befehlen der Pforte, das Land zu verlassen, setzte er ein unerschütterliches Nein entgegen.

Es folgt der Sturm auf Karl's Haus in Bender, von einem ganzen Heere in's Werk gesetzt, die „Kalabalik", die Löwenjagd, wie die Türken den Versuch, den Schwedenkönig mit Gewalt zur Abreise zu zwingen, nannten. Bekannt ist, mit welchem Löwenmuth Karl mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen gegen die Janitscharen sich vertheidigte, bis er endlich, da er über die Sporen strauchelnd zu Boden fiel, in Gefangenschaft gerieth.

Es ist ungerecht, dem König auch dies als einen Akt wahnsinniger Halsstarrigkeit vorzuwerfen. Er hatte die Beweise in Händen, daß die Abreise nur seine Auslieferung an den Czaaren zur Folge haben werde, — als Kriegsgefangener des Sultans blieb er gegen den Verrath geschützt. Und an ihm hatte es wahrlich nicht gelegen, daß er nicht vor dieser letzten Zuflucht den Soldatentod gefunden hatte.

Ueberhaupt bietet der Aufenthalt „Demürbaschi's," des „Eisenkopfes", in der Türkei ein eigenartiges Bild, und es ist eitle Anmaßung, durch Schlagwörter, wie „wahnwitzige Comödie", „lächerliche Planlosigkeit" u. s. w. Karl's Handlungsweise charakterisiren zu wollen. Nach dem Sturme auf das Haus in Bender, wobei Karl mit eigener Hand fünfzehn Türken getödtet hatte, weigerten sich die Janitscharen, ihren Reis zu essen; das war in ihrer Art und Weise ein sehr bezeichnender, drohender Ausdruck ihrer Unzufriedenheit. Aber nicht etwa über den Tod ihrer Kameraden waren sie mißmuthig, sondern über die unwürdige Behandlung eines solchen Gastes! „Das ist ein König!" sagte der Tartarenchan Mirsa zum Sultan, „ein Mann, der nur ein Wort auf der Zunge trägt und lieber stirbt, als daß er von demselben abgeht." Auch der Spott über die Bewunderung, welche die „ungesitteten" Türken dem Gast „aus dem dunklen Lande" entgegentrugen, ist nicht am Platze; der „rohe Naturmensch" hat für den Kern eines Mannes sehr oft einen sichereren Blick als der Kulturmensch. Auch Napoleon I. genoß ähnliches Ansehen bei den Arabern; hier wie dort war es auf Achtung männlicher Energie und berechtigten Selbstbewußtseins begründet. Als man dem Gefangenen vorhielt, daß er den Tod so vieler Muselmannen verschuldet habe, wies er auf seinen durchlöcherten und zerfetzten Hut und erwiderte: „Wer seine Hand gegen einen König erhebt, muß billig mit dem Leben zahlen."

Auch als Gefangener setzte er fort und fort Himmel und Erde in Bewegung, um einen neuen Krieg gegen Rußland anzufachen, — da kam plötzlich die Nachricht, daß die Adelspartei in Schweden die Einsetzung einer Regentschaft plane. Rasch entschlossen reiste er nun ab, anfänglich mit großem Gefolge, das er aber in seiner Hast und im Drange, vorwärts zu kommen, bald zurückließ. Mit einfachem braunem Rock und blauem Mantel angethan, mit dem Paß eines schwedischen Hauptmanns Peter Erich ausgestattet, legte er in vierzehn Tagen den Weg an die Ostsee zurück, obwohl dieser, durch die gebotene Vermeidung feindlichen Gebiets fast um die Hälfte verlängert, über dreihundert Meilen sich erstreckte.

In der Nacht vom 21. November 1714 langte er in Stralsund an.

Schweden hatte so ziemlich alles Gebiet jenseits des baltischen Meeres verloren. Sein Handel, seine Industrie waren lahm gelegt, die Staatskasse leer, das Heer behauptete nur mit Mühe den Rest der Provinzen, — aber von dem Augenblick an, da Karl wieder auf schwedischem Boden erschien, kehrte neue Hoffnung in die Gemüther zurück. Wie ein Abenteurer kehrte ihr König heim, dennoch waren Ehrfurcht und Bewunderung vor dem frommen und tapfern Fürsten im Volke so lebendig, daß Niemand mehr an Pflugschaar und Aussaat dachte, sondern Tausende sich in die Werbestuben drängten, bereit, für ihren Kriegsherrn Leib und Leben zu opfern. Auf seine Heimkehr wurde eine Münze geprägt, worauf die drei Kronen sich zeigen, gegen welche Sturmwinde von allen Himmelsrichtungen blasen, während die aufgehende Sonne schützend sie bestrahlt.

Des bitteren Geldmangels wegen konnten die Rüstungen nur langsam und ungenügend betrieben werden. Zwar gelang es, Frankreich zu neuen Subsidienzahlungen zu bewegen, dagegen scheiterte der Versuch, die Hilfe der Seemächte zu gewinnen. England und Preußen traten offen in die Reihe der Feinde Schwedens.

Trotz verzweifelter Vertheidigung mußte Karl das belagerte Stralsund den Dänen und Preußen überlassen. Nicht ohne von seiner persönlichen Tapferkeit und Kaltblütigkeit in der Gefahr neue Beweise gegeben zu haben. Tags über verweilte er auf den Wällen, Nachts machte er Ausfälle oder ruhte, nur in seinen Mantel gehüllt, bei dem Frauenthor in Mitte seiner Soldaten. Er dictirte eben einen Brief, als eine Bombe vor ihm niederfuhr; erschrocken hielt der Sekretär inne, aber Karl grollte: „Was hat die Bombe

mit dem Briefe zu thun?" Erst als nicht mehr daran zu denken war, die Stadt zu halten, flüchtete er auf einer Barke durch Eisschollen und feindliche Schiffe an's schwedische Festland.

In diesen Tagen gewann, was früher niemals der Fall gewesen war, ein Rathgeber großen Einfluß auf ihn, ein Staatsmann, der mit außerordentlicher Begabung und Energie eine verwerfliche Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel verband. In Baron Heinrich von Görz glaubte Karl den Gehilfen zu finden, der ihm fehlte. Görz war holstein-gottorpischer Minister. Als solcher hatte er bisher gegen König Karl manche Intrigue gesponnen, was diesem nicht unbekannt sein konnte. Trotzdem schenkte ihm Karl, seitdem er in Stralsund eine Unterredung mit ihm gehabt hatte, unbegrenztes Vertrauen. Görz wurde der Freund des Königs und vollzog, ohne in den schwedischen Unterthanenverband und in eine offizielle Stellung zu treten, in Schweden eine Reihe der wichtigsten Reformen, durch welche in die Bahn Karl's XI. eingelenkt wurde. Der einheimische Adel wußte weder dem Protector, noch dem Günstling Dank dafür; die Herren ließen es sich vielmehr angelegen sein, der Regierung, wo sie nur konnten, Schwierigkeiten zu bereiten und deren innere wie äußere Politik zu lähmen.

Aber Karl war nicht der Mann, den Widerstand und Gefahren in seinen Beschlüssen irre machten. Durch das Unglück nicht gebeugt, führte er die neue Armee im alten Geiste; der Vertraute, ebenso unermüdlich und kühn, nur geschmeidiger und vorsichtiger, besorgte die politischen Geschäfte; zwei Energien, welche auf die Dauer das Schicksal Schwedens wohl commandiren konnten. „Eine große staatsmännische Begabung und eine bewunderungswürdige Hingebung für die Sache, der er sich jedesmal weihte, ist Görz nicht abzusprechen," so urtheilt der jüngste Biograph des Ministers, Reinhold Koser, „aber er bleibt der Typus für die anrüchige Kabinetspolitik des achtzehnten Jahrhunderts, er zählt zu den Virtuosen unter jenen Roulettespielern der hohen Politik, die mit kleinen Mitteln Großes erreichen wollten."

Wenn aber auch die Mittel, deren sich Görz bediente, nicht immer säuberlich waren, seine Absichten waren das wahrhaft Ersprießliche. Der Krieg sollte nur noch fortgesetzt werden, um den Beweis zu liefern, daß Schwedens Kraft noch nicht erschöpft sei, — unter der Hand aber suchte der Minister durch Sprengung der

feindlichen Coalition dem schwer bedrängten Staat einen ehrenvollen Frieden zu ermöglichen.

Dank dem erstaunlichen Einfluß des Freundes machte sich Karl mit dem weniger romantischen, aber eminent politischen und vernünftigen Gedanken vertraut, nicht nur auf die Rache für Pultawa zu verzichten, sondern gemeinsam mit seinem gefährlichsten Gegner zu operiren. Vorläufig wurde ein Waffenstillstand mit Rußland geschlossen, und der hessische General Rang knüpfte im Auftrag Schwedens im Haag mit dem russischen Botschafter Kurakin folgewichtige Unterhandlungen an.

Um für die aufgegebenen Ostseeprovinzen Ersatz zu finden, warf sich Karl 1716 auf das dänische Norwegen. Allein die kriegerische Operation war nicht genügend vorbereitet, Karl mußte nach Schweden zurückkehren. Das Jahr 1717 verging unter Rüstungen und geheimen Unterhandlungen, die nur deßhalb so lange erfolglos blieben, weil der Czaar, von der Stimmung in Schweden wohl unterrichtet, der gegenwärtigen Politik nur so lange Dauer versprach, als Karl den verhaßten Deutschen zu halten vermochte. Diesem Bedenken gemäß setzte denn auch Peter seine bisherigen Verbündeten davon in Kenntniß, daß Schweden Frieden und Bündniß suche, und gab ihnen die Versicherung, ohne ihr Wissen und gegen ihren Willen nicht pactiren zu wollen. Daß jedoch die Vorstellungen des findigen Görz nicht erfolglos geblieben waren, beweist schon die Thatsache, daß sich der Czaar während des norwegischen Kriegs durchaus ruhig verhielt und die günstige Gelegenheit zu einem Einfall in Schweden unbenützt ließ. Görz operirte, als er endlich mit russischen Gesandten auf der Insel Lofoe zusammentrat, um die letzte Hand an's Werk zu legen, mit solcher Kühnheit, daß ihm in einer Flugschrift zugerufen wurde: noch sei es nicht daran, daß der Besiegte Gesetze vorzuschreiben habe.

Während noch zu Lofoe die Diplomaten tagten, erneuerte Karl im Winter 1718 den Angriff auf Norwegen. Trotz furchtbarer Kälte und gefährlicher Schneewehen beschloß er die feste Stadt Fredrikshald, die als Schlüssel zum nordischen Reiche angesehen wurde, zu belagern. Schon war das stärkste Außenfort Gyldenlöwe erstürmt, schon waren Parallelen in geringer Entfernung vom Hauptwall angelegt, — der Sturm auf die Stadt sollte an einem der nächsten Tage erfolgen. König Karl überwachte wie immer selbst die Schanzarbeiten.

Eben lehnte er sich — am Abend des 11. December 1718 — über eine Brustwehr und blickte aufmerksam auf die feindlichen Bollwerke, — da traf ihn eine Kugel an der linken Schläfe. Er brach sofort todt zusammen.

In den Tagen des Glücks und unbestrittenen Ruhmes hatte er bei einem Besuche des Schlachtfelds zu Lützen geäußert: „Ich habe immer darnach gestrebt, wie Gustav Adolf zu leben: möchte mir wenigstens vergönnt sein, dereinst wie jener Held zu sterben!“

Bekanntlich erhob sich nach Gustav Adolf's Tod ein Gerücht, der König sei auf der Wahlstatt nicht von einer feindlichen Kugel getroffen worden, sondern der todtbringende Schuß sei schwedischerseits gefallen.

Ebenso fand das Gerücht, daß der Richard Löwenherz des Nordens durch die Kugel eines Meuchelmörders den Tod gefunden, schon unmittelbar nach der Katastrophe in Fredrikshald bei Vielen Glauben. Der Argwohn war nahe gelegt, da eine mächtige Partei in Schweden ihre Unzufriedenheit über die Politik des Königs und seines Ministers gar nicht verhehlte, und schien Bestätigung zu finden, als der fieberkranke General Siquier im Delirium sich selbst der Theilnahme an der Ermordung Karl's XII. bezichtigte. Diese Selbstanklage dünkte Vielen um so glaublicher, da Siquier der Vertraute des Erbprinzen Friedrich von Hessen, des Gemahls der Schwester des Königs war, und dieser Prinz im Verdacht stand, die schwedische Opposition heimlich unterstützt zu haben. Viele schwedische Historiker hielten deßhalb an der Ansicht fest, Karl sei als ein Opfer heimischer Intriguen gefallen, bis endlich am 31. August 1859 der Sarkophag Karl's geöffnet und der Leichnam untersucht wurde. Auch der königliche Prinz Oskar war Zeuge und bezeichnet als Resultat der genauen Prüfung die Gewißheit, daß die Schädelverletzung nur von einem größeren Geschoß, das aus der feindlichen Linie herübergeschleudert wurde, herrühren konnte.

Mit Karl's Tod änderte sich wie mit einem Schlag die ganze Lage. Der Senat gab das Ereigniß in Fredrikshald nicht eher bekannt, als bis er alle Maßregeln ergriffen hatte, um sich der Regierung zu bemächtigen. Die Schwester Karl's, Ulrike Eleonore, wurde auf den Thron berufen, aber unter so vielen einschränkenden Bedingungen, daß sie kaum noch als regierende Fürstin gelten

konnte. Durch Verschwörungen eingeschüchtert, überließ sie schon nach kurzer Zeit an ihren Gatten das Scepter. Die Herrschaft der Wittelsbacher auf schwedischem Thron ging damit zu Ende.

Karl's Leiche wurde in der Ritterholmskirche zu Stockholm bestattet. Das Gotteshaus, von uralten Linden umhegt, birgt in seinen Hallen und Kapellen zahlreiche eroberte Waffen und Fahnen.

Unter diesen ihren Siegestrophäen stehen die Särge der Könige aus pfälzischem Stamm, wie auch die großen Feldherrn des dreißigjährigen Kriegs hier zum letzten Schlaf gebettet sind.

Wenn den schwedischen Landen Gefahr droht, — geht die Sage, — erklingen nächtlicher Weile in den Grüften der Kirche auf Riddarholmen die Harnische und Schwerter, und die großen Todten erstehen aus den Sarkophagen, um gemeinsam für das Vaterland zu berathen und zu beten.

Die Sage versinnbildlicht die niemals endende Wirkung der Vergangenheit auf die Gegenwart. Wenn auch die unmittelbar von jenen Heldenkönigen errungenen Erfolge verloren gingen, — ihr Beispiel ist ein unvergängliches Erbe: und kommen kann wieder der Tag, da der skandinavische Norden mit ungeahnter Kraftfülle das Erbe der großen Gustave und Karl antritt!

Ludwig I. von Bayern und Martin Wagner.

Die Neue Pianothek zu München verwahrt ein kleines Gemälde Catel's, das eine römische Osteria und deren Gäste darstellt. Es ist die vor einem Lustrum wohlbekannte Kneipe des Don Raffaele d'Anglada, eines komischen Originals, an der Ripa Grande. In der heiteren Gesellschaft, die sich die Frutti di Mare und den Chianti trefflich munden läßt, gewahren wir bekannte Gestalten. Kronprinz Ludwig von Bayern lacht recht herzlich über die Grandezza des Wirths, Graf Karl Seinsheim und Dr. Ringseis, seine gewöhnlichen Begleiter auf italienischen Reisen, fehlen auch im Bilde nicht; der vom Prinzen hochverehrte Thorwaldsen hat sich bewegen lassen, ein Gläschen zu kosten, und ihm gegenüber steht ein anderer Bildhauer, der allerdings als Künstler nicht den Weltruhm seines Nachbars erreichte, doch durch begeisterte Energie und verständnißvolle Thätigkeit auf anderem Gebiet vielen Tausenden edelsten Genuß bereitet und seinen Namen verewigt hat, Martin von Wagner. Nächst König Ludwig I. verdanken wir hauptsächlich ihm das Zustandekommen der Münchener Kunstsammlungen!

Martin Wagner ist geboren zu Würzburg am 24. Juni 1777. Den ersten Zeichnungsunterricht erhielt er von seinem Vater, dem Hofbildhauer Johann Peter Wagner; später bildete er sich an der Wiener Akademie unter Füger aus, ging 1803 mit Unterstützung der Regierung nach Paris und im nächsten Jahr nach Rom, wo er Schiller's der Erinnerung an Hellas gewidmete Gedichte mit Vorliebe illustrirte.

In Rom, im Jahre 1805 wurde der bayrische Kronprinz mit Wagner bekannt, wie er ja auch in Rom den edlen Freundschaftsbund mit Cornelius geschlossen.

Rom! „Die Stadt, die von den Menschen so groß gemacht ist, daß sie die Götter nimmer haben zerstören können!“ sagt bewundernd schon in barbarischer Zeit, im zehnten Jahrhundert Erzbischof Hildebrand von Tours. Zu Anfang unsers Jahrhunderts schreibt ein Genosse des römischen Künstlerkreises, Bunsen: „Rom ist die Hauptstadt der Welt, ich weiß nicht, ob mehr durch die unsterblichen Werke alter Herrlichkeit und des neueren Genius oder durch die riesenhafte Zerstörung und die erhabene Einsamkeit, welche um die sieben Hügel sich gelagert hat.“

Auch Prinz Ludwig war an diese Stätten gewallfahrtet voll der Ehrfurcht für die in Trümmern — aber welche Trümmer! — hereinragende Vergangenheit und mit hellem Künstlerauge für das farbenglühende, fröhliche Volksleben der Gegenwart. In Briefen und Gedichten aus jungen und alten Tagen kehrt Nichts so häufig wieder, wie der Jubel über die mächtigen Eindrücke, die er im Vaterland des Cäsar, Juvenal, der Antonine, eines Dante, Giotto, Sixtus V., Michel Angelo, Rafael empfing. So oft er, der ruhelos Thätige, Erholung sich gönnen konnte, eilte er über die Alpen.

Wenn die verblichene Pracht der Lagunenstadt elegische Stimmung erweckt, giebt uns die blanke Marmorstadt Genua frohen Lebensmuth wieder. In allen Städten der Lombardei, wie Liguriens — welche Wunder, welche Erinnerungen! Nun nach Livorno, dem geräuschvollen, aber interesselosen Foyer eines Theaters vergleichbar, den wir während des Zwischenakts eines ergreifenden Drama's betreten, um wieder gesammelt und zu neuem Kunstgenuß empfänglicher dahin zurückzukehren. Pisa! Mors viva! Wo in aller Welt gäbe es einen rührenderen Fleck Erde als diesen durch alle Poesie des Todes verklärten Campo Santo Italiens! In Florenz dagegen Alles freudig pulsirendes, rauschendes Leben! Nichts erinnert in der bergumgürteten Arnostadt an den Tod, nicht einmal das Grab; auch San Miniato glänzt und glüht wie ein goldiger Jugendtraum! Nun weiter hinein in's Land! Wilde Blumen wachsen am Saum der Straßen, blaßgrüne Olivenwälder dehnen sich in unabsehbare Weite, dann wieder Rebengärten, strotzend von purpurner Frucht, dazwischen blitzen weiße Maierhöfe mit verfallenen Terassen auf, einsame Klösterchen winken von den Höhen, an blauen Seen schreiten wir vorüber, in deren Wellen sich üppige Haine spiegeln, eine mittelalterliche Burg taucht auf, um deren Trümmer Ginster und Steinbrech wuchern, pappelumschattete Osterien laden

zur Einkehr, — aber mälig wird die Landschaft ernster und öder, die Einsamkeit der Campagna umfängt den Wanderer, — bis in blauer Ferne die majestätische Kuppel von St. Peter sich zeigt, der achte Hügel, den Christi Kirche der Stadt des Romulus schenkte, von der unermeßlichen sonnigen Ebene wie von einer Strahlenglorie umgeben.

Roma! Glücklich der Eintretende! Dreimal glücklich, wer hier niemals Abschied zu nehmen hat! — —

Ich wollte von Martin Wagner sprechen — und ergehe mich in oftgehörten Dithyramben auf Italien, auf die ewige Stadt! Indeß ich habe mich nicht allzu weit verirrt, denn die Namen Rom und Wagner sind für immer und auf's innigste mit einander verknüpft. Rom ward dem deutschen Künstler eine zweite Vaterstadt, der er treu blieb, obwohl ihn schmeichelhafte Einladungen dahin und dorthin verlocken wollten. Die unermeßliche Fülle antiker Herrlichkeit gewährte ihm in Rom so viel Anregung und Genuß, daß er diesem täglich neu erblühenden Zauber unbedenklich alle anderen Rücksichten und Hoffnungen opferte. Als er, schon hochbetagt, 1841 München besuchte, eröffnete ihm König Ludwig, er wolle ihn, um sein Verdienst zu ehren und ihn dauernd an die Hauptstadt Bayerns zu fesseln, zum wirklichen Staatsrath und Galleriedirector ernennen. Wie vom schwersten Ungemach getroffen, völlig gebrochen, kam er nach der Audienz zum Staatsrath Maurer, der mir die Episode selbst erzählte. „Ich kann nicht!" rief er, „ich kann nicht!" Maurer tröstete ihn, so gut es ging, und eröffnete dem König, wie jene Belohnung für Wagner zum Opfer würde! Es ehrt den König nicht wenig, daß er sich durch diese Ablehnung seines Angebots nicht verletzt fühlte. Er berief den Künstler nochmals zu sich und rief ihm schon von Weitem zu: „Wollen nicht nach München ziehen, wollen in Rom bleiben! Begreif's, begreif's! Würd' es, wenn ich Wagner wäre, ganz ebenso halten!" —

Ludwig begann schon unmittelbar nach jener ersten Romfahrt Antiken zu sammeln. Er spottet selbst darüber:

„Als ein Geschenk von den Himmlischen würden die Meisten begehren,
Daß sie Steine in Gold dürften verwandeln nach Lust;
Doch ich Verkehrter, ich mach' es anders, bemüht, zu vertauschen
Gegen altes Gestein neues gewichtiges Gold!"

Er schickte den Bildhauer Eberhard nach Rom, um Einkäufe zu besorgen, auch sein alter Zeichnungslehrer Dillis kaufte für ihn,

zugleich ließ er durch den Nürnberger Architekten Haller von Hallerstein an mehreren Plätzen in Griechenland Nachgrabungen veranstalten. Wenn also schon in diesen Bemühungen die Neigung für das Schöne und Große in der Kunst zu Tage tritt, so gewannen die Erwerbungen doch erst höhere Bedeutung, seit Ludwig mit Martin Wagner in Verbindung trat. Als 1810 der Nachlaß der Malerin Angelika Kaufmann dem Prinzen zum Kauf angeboten wurde, ließ dieser bei Wagner anfragen. Wagner mißrieth die Erwerbung, was ihm in betheiligten Kreisen übel vermerkt wurde. Bald darauf aber traf ein Brief des Kronprinzen ein, datirt: Nymphenburg, 16. Juni 1810: „Als Künstler nicht nur, als rechtschaffener Mann auch kenne ich Sie, Wagner. Ihr Parere wegen Angelika Kauffmann's Kunstverlassenschaft hiervon eine Probe. Ein wichtiges Geschäft trage ich Ihnen auf und Ihnen allein!" Folgt die Weisung zur Erwerbung des berühmten Barberinischen Fauns. Damit wird eine Correspondenz eröffnet, die 909 Briefe Wagner's und 554 des Fürsten umfaßt. Die Originalbriefe Ludwigs und die Concepte und Abschriften Wagner's sind heute in Besitz des v. Wagner'schen Instituts, das mit der Universität Würzburg verbunden ist. Durch die Liberalität des akademischen Senats wurde mir Erlaubniß gewährt, von dem reichen Schatz Einsicht zu nehmen.

Vor Allem gewähren diese Briefe genauesten und ausführlichsten Aufschluß über Auffindung und Erwerb fast sämmtlicher Antiken, die heute eine leuchtende Zierde unsrer Glyptothek sind. Nicht ein Stück befindet sich darunter, dessen Beschaffenheit und Werth nicht von Ludwig selbst eingehend geprüft worden wäre, nur wenige sind nicht unmittelbar durch Wagner's Hand gegangen. In der Regel wurde auch Thorwaldsen's Zustimmung eingeholt; bisweilen noch Canova, Eberhard oder ein anderer Künstler zu Rathe gezogen, den Ausschlag gab gewöhnlich Wagner's Wort. Wie in einem kunstvollen Gewebe die einzelnen Fäden scheinbar wirr durcheinander laufen, in Wirklichkeit aber wohlgeordnet ein harmonisches Ganzes bilden, so verhält es sich mit allen Kunstunternehmungen und Sammlungen Ludwigs I.; man fürchtet hie und da, wenn man ihre Entstehung verfolgt, den Faden zu verlieren, aber immer wieder erscheint er, alles Nöthige wird von Weitem her eingeleitet und vorbereitet, bis endlich der rechte Zeitpunkt gekommen ist, das Werde! zu rufen. Jeder Brief des Fürsten enthält ungefähr 20 bis 30 numerirte Punkte, auch die Briefe selbst sind nach Nummern

geordnet. Auf alle einzelnen Fragen und Befehle und Rathschläge geht sodann Wagner speziell ein, und ein glückliches Unternehmen nach dem andern sehen wir zum Abschluß gelangen. Wie gewissenhaft wird jede Statue, Büste, Münze, Vase u. s. w. beschrieben und gewerthet! Denn nur durch strengste Sparsamkeit und vorsichtiges Geschäftsgebaren wurde es dem Prinzen möglich, so umfangreiche und so wichtige Erwerbungen zu machen. Nur Ausgezeichnetes wollte er, nur das Beste galt ihm als gut genug. „Plastik", sagt Göthe, „wirkt eigentlich nur auf ihrer höchsten Stufe; alles Mittlere kann wohl aus mehr denn Einer Ursache imponiren, aber alle mittleren Kunstwerke dieser Art machen mehr irre, als daß sie erfreuen."

„Wenn unbezweifelt antik, wenn des Phidias würdig," setzt der Prinz nicht selten als Bedingung fest. Ein paar Briefstellen mögen den originellen Verkehr charakterisiren. „Dahin trachten Sie, daß nichts ausgezeichnet Schönes in Rom veräußert werde, ohne daß ich noch Zeit habe, meine Bestimmung zu äußern." „Broschi's Antinous, Barberini's Faun, den famösen Herkules, keinen verlieren Sie aus dem Blick!" „Jetzt einen Auftrag, würdig Ihres Kopfes. Das Haus Barberini sinkt immer mehr und mehr, darum geben Sie Acht, daß mir nicht die 3 herrlichen Bilder, in einem Gemach zusammen, das grün ist, befindlich: Leonardo's capo d'opere „la vanità", die Fornarina Raphael's und deren Kopie seines Schülers Giulio Romano, daß mir keines derselben entkomme; damit Sie dieses können und mich benachrichtigen, wann wohl Neigung zur Veräußerung gekommen, machen Sie Bekanntschaft mit Leuten, denen wohlbekannt alles, was im Innern vorgeht, sich bereitet. Liegt mir sehr am Herzen. Die neuen Aufträge aber schwächen die älteren nicht." „Den indischen Bacchus und die Diana dürfen Sie mir nicht entgehen lassen, ich habe keine Eile, aber daß sie kein anderer erwerbe, ich aber gewiß, das gerechte Vertrauen habe ich auf Sie." „Wenn Sie, Wagner, Wahrscheinlichkeit glücklichen Erfolgs für Nachgrabungen in Rom haben, lassen Sie mich's wissen, ohne die Stelle zu nennen, aber der Kosten Bedarf, die vergeblich sein könnten." „Wie stehet es mit der Nachgrabung zu Ostia unter Reichert? Wenn noch günstige Jahreszeit, wünsche ich sehr thätige Betreibung! Den Arbeitern Belohnungen, namentlich wenn sie leicht verwendbare Gemmen, Münzen u. dgl. abliefern."

„Wie der ältere Cato bei jeder seiner Reden Delenda Carthago aussprach, so ich in jedem Briefe: daß Kauf mit Broschi geschlossen werde (Indischer Bacchus, Diana, Venus), ich lieber mehr als gefordert für das, was ausgezeichnet schön, geben will, als solch' geringeren Preis, aber mit anderen Werken, die dies nicht sind, folglich größere Summe zu zahlen." Man sieht, wie in allen Briefen Ludwig's giebt sich auch hier jene Hast kund, die nicht einmal die Sätze fertig bilden läßt; allein wenn sie auch nicht um stilistischer Trefflichkeit willen in literärische Anthologien passen, so wird doch die darin zu Tage tretende riesige Arbeitskraft, Sicherheit, Beharrlichkeit jedem Leser Staunen und Bewunderung abnöthigen. Kein Fragment wird in Ostia ausgegraben, kein Wandgemälde in Pompeji aufgedeckt, keine Kunstversteigerung in Rom, in Paris, in London gehalten, kein antikes Bildwerk neu gedeutet, kein Münzschatz in den Handel gebracht, ohne daß sich nicht daran sofort eingehende Anfragen und Erläuterungen in unserem Briefwechsel knüpften. Natürlich wurde Alles, so viel wie möglich, geheim geprüft und gekauft, denn es galt nicht nur anderen reicheren Käufern, namentlich dem Kardinal Fesch, dem preußischen Gesandten v. Bunsen und einigen Engländern zuvorzukommen, sondern auch die Ausfuhr der erworbenen Stücke, die auf's Strengste verboten war, durch List und Energie durchzusetzen. Da Briefe damals gar häufig in unrechte Hände geriethen, wurden vom Prinzen den Kunstwerken, von welchen häufig die Rede war, bestimmte Namen gegeben; der Barberinische Faun hieß die „kleine Statue" oder auch der „Schlaf", der Dioskobolos die „bewußte Statue", der Sarkophag in Broschi's Besitz die „Schwesterstatue", die Augustusbüste „der große Kopf" u. s. w. Besonders wichtige Briefe Wagner's wurden nicht unmittelbar an den Prinzen, sondern an einen Handelsmann Tschurtscheethaler in Innsbruck adressirt, der sie nach Bayern weiterbeförderte. Aus Geldverlegenheit römischer Familien, die im Besitz alter Erbstücke und Sammlungen, wurde mit einer fast die Grenzen des Erlaubten überschreitenden speculativen Berechnung Nutzen gezogen. Um die päpstliche Regierung in kritischen Fällen zu gesetzlich unerlaubter Nachsicht zu bewegen, muß Wagner hie und da darauf hinweisen, daß auch die Freundschaft und der gute Wille eines Thronfolgers insbesondere während der Concordatsverhandlungen für den apostolischen Stuhl nicht werthlos seien. Auch später als König spielte er wiederholt diese Karte gegenüber

der päpstlichen Regierung aus. Während Herr von Abel Minister des Innern war, eröffnete sich plötzlich einige Aussicht, das herrliche Originalgemälde Rafaels in Bologna, die hl. Cäcilia, zu erlangen, allein das päpstliche Ausfuhrverbot war Hinderniß. „So sagen Sie doch dem Papst“, schrieb Ludwig an Graf Spaur, den bayrischen Gesandten in Rom, „was ich für meine fromme Gesinnung auszustehen habe, von einem Theil meines Volkes mit Mißtrauen betrachtet bin deßhalb, und der Papst will mir keinen Gefallen thun? Undank ist der Welt Lohn!“ Auch durch Schmeichelworte wußte Ludwig trefflich zu wirken. Vor Allem wird immer wieder Anerkennung dem unermüdlichen Wagner selbst ausgesprochen. „Sie sind der gescheiteste Kopf und der ehrlichste Mann.“ „Die Dienste, welche Sie dem Kronprinzen erweisen, wird derselbe als König nicht vergessen.“ „Einst lauter, auch nur die meisten Diener zu haben, Wagner's gleich, ist mein innigster Wunsch!“

Allein es hätte des Lobes und des Dankes nicht bedurft, um Wagner zu bewegen, seine beste Kraft dem Dienste des Fürsten zu widmen, war ja doch dieser der Sohn seines Königs und Wohlthäters und versprach ein Schirmherr der Kunst zu werden! Und doch, wie schwer muß es Wagner geworden sein, so viel Arbeitszeit der eigenen schöpferischen Thätigkeit zu entziehen! Denn er zählte nicht etwa bloß zu den Berufenen, sondern zu den Auserwählten! „Eine unerschöpfliche Phantasie“, — so urtheilt Ulrichs über Wagner's Begabung zum Maler, — „führte ihm ideale Stoffe und Gestalten zu; weise Berechnung und ernstliche Studien ordneten seine Compositionen; die gründlichste Anatomie führte seine zeichnende Hand; sein Stil war durchaus originell und doch mit dem Besten verwandt: wäre damals die Freskomalerei im Schwange gewesen, Wagner würde ihr größter Meister geworden sein!“ Ludwig selbst erkannte dies bald. „Wünsche lebhaft, Wagner“, schreibt er im Jänner 1811, „Sie möchten sich al fresco üben, in Teutschland so selten! Viel Beschäftigung damit einst zu ertheilen, das hoffe ich, im großen historischen und im Genrestil.“ Auch Wagner geht begeistert auf solche Pläne ein. „Michel Angelo sagte, die Oelmahlerei gehöre für die Weiber, aber Fresko für die Männer!“ Da sich aber kein reicher Mäcen finden wollte, der zu monumentalen Schöpfungen Anregung und Mittel geboten hätte, entwarf Wagner vorläufig die Cartons zu Gemälden in großem Stil. Eben arbeitete er an einem „Orpheus in der Unterwelt“, — da ruft ihn sein

fürstlicher Gönner auf das stürmische Meer und in ferne Lande, und nach kurzem Zaudern erklärt der Treue, ein Wunsch des Gebieters sei ihm Befehl.

Häufig tauchte die Behauptung auf, Ludwig sei nur durch Ehrgeiz, nicht durch echten Kunstsinn dazu vermocht worden, die Künste zu pflegen, und sei auch allzeit von fremdem Urtheil sklavisch abhängig gewesen. Dem gegenüber darf darauf hingewiesen werden, daß gerade bei den werthvollsten Errungenschaften die Initiative von ihm selbst ausging. So beim Barberinischen Faun, so bei den Aegineten. Die Ausführung des Plans in beiden Fällen freilich war Wagner's Verdienst. Um jenes Meisterwerk der Lysippischen Schule zu erringen, bedurfte es wachsamer Energie, klügster Vorsicht, uneigennützigster Treue, — hundert Briefstellen beweisen es. Unendlich höhere Anforderungen aber, ebenso an physische wie an psychische Ausdauer stellte die Erwerbung der Aeginetengruppe!

Wagner war stets Ludwig's Befehlen und Winken gehorsam und unermüdlich thätig, um ihnen auf's Beste nachzukommen. Nie kam ein leichtfertiges, oberflächliches Urtheil über seine Lippen, immer ist sein Rath correct, objectiv, wohlbegründet. Er war überdies der gewandteste Geschäftsmann, der selbst mit „Italienern, die den Teufel im Leib haben", fertig wurde, der nicht nur am besten, sondern auch am billigsten zu kaufen wußte. Allein er kannte auch den Werth seiner Leistung und gab, sobald er diese unterschätzt glaubte, seinem Mißbehagen freimüthig Ausdruck. Auf eine leicht hingeworfene Aeußerung des Prinzen, daß ein gewisser Antikenkauf nach Rauch's Meinung zu theuer abgeschlossen sei, erwiderte Wagner gereizt (6. Juni 1812), es wäre ihm recht lieb, wenn sich künftig Herr Rauch allen solchen Geschäften zu unterziehen hätte, „da man ja doch nichts als Zeitverlust und Unannehmlichkeit dabei zum Gewinnst hat." Ueberdies wurde Wagner gerade in diesen Tagen durch das hochfahrende Benehmen des bayerischen Gesandten, Bischofs Häffelin, und seiner Beamten schwer beleidigt. „Schade ist," schreibt er am 27. Juni 1812, „daß die alte Art Krieg zu führen, nicht mehr üblich ist, sonst würde ich diese Herren Mehlem und Doublet als ein paar brave Schafsköpfe Eurer Königlichen Hoheit zu Mauerbrechern empfehlen!"

Während sich also der Künstler just der bittersten Stimmung hingab, kam ein Brief des Kronprinzen. Dieser hatte von einem Statuenfund in den Ruinen des Tempels von Aegina gelesen:

demnächst werde das Ganze zur Veräußerung gelangen. Wagner soll sich also, so wünschte der Prinz, umgehend auf die Reise begeben, um allen andren Liebhabern zuvorzukommen und den Schatz einzuheimsen. Einen Augenblick zaudert der Vertrauensmann; er sei nicht im Stande, eine Reise von 432 Meilen zu ertragen, auch sei es wohl schon zu spät, man werde nur das Nachsehen haben. „So kann ich denn nur schließen: Herr, nimm diesen Kelch des Leidens von mir, doch nicht wie ich will, sondern wie du willst!" Allein des Prinzen Energie siegte. Da Wagner neue Bedenken äußert und zugleich dem Aerger Luft macht, daß er fast gänzlich von Geldmitteln entblößt sei, während ja doch die Luft in Rom nicht so nahrhaft sei, um davon leben zu können, daß ihm überhaupt Alles schief und krumm gehe, schenkt ihm Ludwig 100 Skudi, weist für das Kaufgeschäft einen Kredit auf 70,000 Gulden an und ruft dem Entmuthigten zu: „Frisch auf, daß wieder Ihre vorige Kunstliebe, Eifer, Unternehmungsgeist erwache, frisch auf nach Zante, nach Hellas heiliger Erde! Sie sind ein Mann von Herz und Kopf, ausübender Künstler und Kenner, beides ausgezeichnet, ich vertraue Ihnen ganz!" Und wirklich verläßt Wagner sein angefangenes Gemälde, nimmt Abschied von den Freunden Thorwaldsen und Eberhard, und begiebt sich auf die abenteuerliche Fahrt. Sie war nicht gefahrlos, dies bewiesen bald die englischen Kanonenkugeln, die dem französischen Schiff nachpfiffen, Corsaren suchten es als gute Prise zu kapern, Seestürme schleuderten es hin und her, und als endlich das ersehnte Land erreicht war, begann erst der Kampf mit intriguanten Griechen und „englischen Kunsttyrannen". Trotz alledem gelang es dem Unermüdlichen, um verhältnißmäßig geringen Preis den Ankauf abzuschließen, — aber die Statuen selbst standen auf Malta, und alle Versuche, auf die Insel zu gelangen, scheiterten, da der ausgebrochenen Pest wegen kein Fremder Zutritt erhielt. Wagner hatte nur noch ein paar Skudi im Beutel und konnte kaum die Rückreise bestreiten. „Ich kann E. K. H. übrigens nicht genugsam bezeigen," schreibt er am 15. Mai 1813 von Corfu aus, „wie satt ich diese beschwerliche und langwierige Reise bin und ich sehne mich herzlich nach Italien zurück. Griechenland ist schön, hat viele Reize für Geschichte und Kunst, allein ein wahres Hundeleben, welches man in der Griechen Lande führt, macht alle Reize verschwinden. Es ist mit einem Worte ein wahres Zigeunerland, im welchem man nicht anders denn als Zigeuner

leben kann. Man ist genöthigt, Matraze, Decke, Lebensmittel, einiges Küchengeschirr stets mit sich zu schleppen, wenn man nicht elendig verderben will, mit einem Wort, man findet nichts, als Läuse und Flöhe in Menge, welche immer bereit sind, einen lebendig aufzufressen. Die Griechen sind das verworfenste Volk der Erde, verabscheuungswürdiger als die Juden! Die Türken sind Heiden, aber doch besser als die Griechen. Man ist in diesen Ländern immer geprellt, man stelle sich, wie man wolle!" „Wie Odysseus", tröstet ihn der Prinz, „viel geduldet haben Sie, Wagner, und das wegen meiner, dessen ich mein ganzes Leben eingedenk sein werde. Aeußerst zufrieden bin ich mit Ihnen, nicht möglich war es, das Geschäft des Kaufes besser abzuschließen, als Sie gethan, in allem und jedem und immer auf meinen Vortheil bedacht, wie man nicht mehr auf den eigenen sein kann, Redlichkeit, Geist, Kenntniß, Gewandtheit, Alles vereinigt Wagner!" Zum Beweis seiner Dankbarkeit schenkt er ihm eine einfache goldene Uhr, weiß aber den Werth der kleinen Gabe durch ein sinniges Wort zu erhöhen: „Der Zeit rastloses Vergehen zeigt die Uhr, die Zukunft aber wird Ihnen zeigen, daß jene nicht fähig ist, mich die Dienste vergessen zu machen, welche Sie mir erwiesen!" Allein das Werk ist erst halb gethan; die Statuen müssen aus Malta geholt werden. Wieder steigt Wagner zu Schiff, und auch die neue Aufgabe ist mit tausend Schwierigkeiten verbunden. Endlich sind diese bemeistert, die Yacht Bovo trägt Wagner und die Aegineten nach Italien, — da erhebt sich bei Capri ein furchtbarer Sturm. Das Schiff verliert Segel und Rahen und kann kaum noch dem Wogenprall widerstehen, da schwindet der Sturm ebenso plötzlich, wie er kam, der Himmel wird hell, der nahe Hafen von Neapel glücklich erreicht. Nach dreimonatlicher Reise bringt Wagner den kostbaren Schatz nach Rom. Tiefbewegt dankt der Prinz für den neuen Beweis rastloser Thätigkeit und Sorgfalt. „Im mittelländischen Meer, im Sommer die Stürme hatte ich nicht vermuthet. Mir, wie das Volkssprichwort zu sagen pflegt, fliegen die gebratenen Tauben nicht in den Mund, erringen muß ich, wird auch öfters die Erwartung nicht erfüllt, Zeit braucht's und Mühe, aber dann geht's endlich doch, ich komme an's Ziel. Das wünsche ich, solche Männer in jedem Geschäft zu finden, wie Wagner." Die Aegineten riefen in den römischen Kunstkreisen das größte Aufsehen wach: der russische Minister Nitroff bot sofort den zehnfachen Preis da-

für. „So viel ist gewiß“, schreibt Wagner, „daß ein Kleinod der Sammlung Eurer Königlichen Hoheit es sein wird und viele Antiquare sich die Feder darüber stumpf schreiben werden.“ „Je mehr darüber geschrieben“, erwidert Ludwig, „je berühmter sie werden desto lieber wird mir's sein, wenn auch hierin Teutsche sich am meisten auszeichnen!“ Um sein Werk zu würdigstem Abschluß zu bringen, verfaßte Wagner selbst eine musterhafte Beschreibung der originellen Bildwerke, die Lübke geradezu als die bedeutendsten der Frühzeit hellenischer Kunst bezeichnet. Obwohl er aber in dieser Schrift, der noch einige ähnliche folgten, als trefflicher Archäologe auf die Scene trat, war ihm schon dieses Wort ein Greuel, die ganze species dieser Gelehrten „unausstehlich“ und „schauerlich“; mit Spott und Hohn übergießt er die Commentare, die so tiefsinnig scheinen wollen und doch nur dilettantischer Klingklang sind.

Für unsern Künstler selbst war die Reise nach Hellas ein wichtiger Wendepunkt. Er hatte anfänglich auch auf den zu Phygalia aufgefundenen Fries die Aufmerksamkeit des Prinzen geleitet und eine Zeichnung vorgelegt; der Kauf kam zwar leider nicht zu Stande, allein aus jener Zeichnung erkannte Ludwig die eminent plastische Begabung seines Vertrauten. Wohl mochte, da er ihn ermunterte, zur Plastik überzugehen, auch der Wunsch maßgebend sein, dem verdienten Mann schon jetzt dankbare Aufträge zukommen zu lassen, denn schon seit einem Jahrzehent, seit der Prinz im Gefolge französischer Marschälle in Berlin eingezogen war, hatte der Plan, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, eine Walhalla, zu bauen, feste Wurzel gefaßt. Schon waren zahlreiche Büsten großer Männer insbesondere von deutschen Künstlern in Rom geschaffen worden. Wagner vermittelte die Auswahl und überwachte die Ausführung. Seine Urtheile über die Künstler zeugen ebenso von Freisinn, wie von Redlichkeit, denn er rühmt nicht selten gerade die Arbeiten derjenigen Künstler, die ihm als Menschen „verrucht“ oder doch „widerwärtig“ erschienen, insbesondere die „siebenweisen Preußen“.

Auch der Plan, für alle bisher erworbenen antiken Schätze in München ein würdiges Haus zu bauen, trat nach der Rückkehr des Prinzen vom Wiener Congreß in's Leben. Ein Concurrenz-Ausschreiben blieb erfolglos. Schon war Ludwig nahe daran, nach einem älteren Muster zu greifen. „Giebt es keinen Plan für ein plastisches Museum von einem der berühmten cinquecentisten-Bau-

meister, Bernini's oder anderen?" Er stand aber davon wieder ab und entschied sich für ein Projekt, das ihm der junge Baumeister Klenze, den er in Paris kennen gelernt hatte, unterbreitete. Wagner war von Anfang an erklärter Gegner Klenze's und seiner Unternehmungen. „Schade, daß die Schale mehr gilt als der Kern," schreibt er über den Glyptothekbau, der ihm viel zu hohe Summen zu verschlingen schien. Für die innere Eintheilung wurden im Wesentlichen Wagner's minutiös genaue Vorschläge zu Grunde gelegt. Inzwischen brach jedoch der Ankauf von Anticaglien nicht ab: jeder Brief des Fürsten — und er schrieb in diesen Jahren gewöhnlich wöchentlich zweimal an Wagner — enthält neue Aufträge, jede Antwort Wagner's berichtet von neuen glücklichen Erfolgen. Sogar Kunstwerke ersten Ranges, tadellose Büsten u. dgl., wurden, da es in jener Zeit der verständigen Sammler nur wenige gab, hie und da bei größeren Bestellungen als „Zugabe" geschenkt. Als Ludwig 1817 von schwerer Krankheit heimgesucht wurde, war es ihm eine Herzenssorge, das Loos seiner Kunstschätze und die Vollendung des Glyptothekbaues sicher zu stellen. Auch dem Freunde Wagner gab er für den Fall seines Ablebens bestimmte Verhaltungsmaßregeln. „Haben Sie auf Ihren 161. Brief die in meiner tödtlichen Krankheit durch Dillis Ihnen geschrieben habend lassende Antwort bekommen?" Gewiß ein entsetzliches Deutsch, allein die Thatsache selbst nichtsdestoweniger rührend!

Zur Erholung wollte der genesene Prinz im Spätherbst nach Rom übersiedeln. Die Vorbereitungen zum Aufenthalt wurden größten Theils durch Wagner getroffen. Nach langem Suchen ließ sich endlich ein Quartier finden, wie Ludwig es wünschte, die „Villa Malta" so benannt, weil hier der maltesische Gesandte gewohnt hatte. Sie konnte nur bescheidensten Ansprüchen genügen, allein der sparsame Prinz war nach dieser Richtung leicht zu befriedigen. Schöne Aussicht war Hauptbedingung, alles Andere sei gleichgiltig. Für sich beanspruchte er zwei Zimmer, für seine Begleiter je eines. Geräth braucht nur reinlich zu sein, auch ein Piano soll nicht fehlen, braucht aber nicht schön zu sein. Für jeden Dienst, für jede Speise wird schon im Voraus der Preis genau festgesetzt. Auch ein Sprachlehrer wird gedungen, um dem Prinzen im Neugriechischen Unterricht zu ertheilen, denn das garstige Bild, das Wagner von seinem griechischen Aufenthalt entwarf, hatte den Prinzen keineswegs abgeschreckt; er wollte nicht glauben, daß jene

kahlen Berge und verwitterten Tempeltrümmer nur das „Gewesen!“ verkünden, er erwartete mit glühender Sehnsucht eine Auferstehung der „ewig einzigen“ Hellas!

Es gereichte mir zu großer Freude, während meines Aufenthalts in Rom den Spuren des „Re Bavarese“ nachzuforschen. Zwar Villa Malta ist nicht mehr zugänglich; das einfache deutsch-romantische Asyl ist in eine glänzende Villegiatura umgewandelt; auch der Garten, auf dessen künstlich geschaffene Verwilderung sich Wagner so viel zu gute that, wo er insbesondere die deutschen Fruchtbäume neben Palme und Pinie zu Ehren bringen wollte, hat elegant modernen Anlagen weichen müssen. Don Raffaele ist längst zu seinen Vätern heimgegangen, todt ist auch die schöne Marquesa Florenzi, die so oft als Königin der kleinen Feste in Villa Malta das Scepter führte. Manch einer der jüngeren Künstler, die heute im Palazzo Poli ihr Kasino haben, spricht nicht gerade ehrerbietig von den Meistern jener Periode, die „nicht malen konnten, sondern nur in grotesken Linien hochtrabende Ideen verkörpern wollten.“ Unter den älteren Künstlern aber, die noch heute das wenig elegante Café Greco mit rührender Treue aufsuchen, ist die Erinnerung an jenes reizvoll patriarchalische Zusammenleben der Kunstjünger mit einem königlichen Freunde lebendig. Es wäre eine lohnende Aufgabe, jenen seltenen Verein von Talenten und Charakteren zu beleuchten, die wie Cornelius sagte, „himmelhoch getragen von Allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes in reichem Maße darboten.“ Ich muß mir jedoch versagen, darauf einzugehen, darf nur in Kürze daran erinnern, welch bedeutsamen Einfluß auf die geistige Entwicklung jenes Kreises die Theilnahme des Prinzen übte. Unermüdlich durchwanderte er die Ateliers, bestellte ängstlich feilschend Büsten und Gemälde, besichtigte öffentliche Museen und Privatgalerien, die damals noch nicht das Ziel für Tausende von andächtigen oder neugierigen Wallfahrern waren:

. . . . . „Da stehen in prangenden Hallen die marmornen Bilder
Aus der schönen Zeit jener vergangenen Welt;
Leblos, sind doch sie beseelter als die hier lebend'en Menschen,
Kleinlich, sinnlos vorbei flattert das heut'ge Geschlecht!“ . . . .

War aber das ernst-heitere Geschäft des Tages vollendet, so vereinigten sich die Cornelius, Koch, Veit, Schadow, Thorwaldsen, Schnorr, Riedel, Wagner in Villa Malta zu fröhlicher Tafelrunde.

Da wurde, wie Bunsen seiner Schwester erzählt, ein Landesvater nach dem andern auf Deutschlands Zukunft getrunken, da wurden, um künstlerische Axiome zu erhärten, die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist, die kühnsten Entwürfe aufgebaut, wie man den akademischen Zopf am wirksamsten bekämpfen könne, und stürmische Pereats den morosen Zweiflern gebracht, die an den Aufschwung der „neu-römisch-deutsch-patriotischen Malerei" nicht glauben wollten. Niemals schied der Prinz aus Rom, ohne daß ihm die Künstler, denen er nicht ein mit vornehmer Miene spendender Wohlthäter, sondern ein herzlich, ja enthusiastisch theilnehmender Freund war, ein phantastisches Abschiedsfest gerüstet hätten.

Schade, daß Ludwig nicht auf einen während des römischen Aufenthalts im Winter 1817 von Wagner unterbreiteten Vorschlag einging, Thorwaldsen's und Canova's Graziengruppen zu erwerben und im Saal der Neueren in der Glypto'thek nebeneinander aufzustellen. Wem der Sieg zufallen werde, war für Wagner nicht zweifelhaft. „Ich kann nur soviel antworten", schreibt er, „daß Thorwaldsen unter allen lebenden Künstlern sich diesem alten ernsten Stil noch am meisten nähert, deßwegen aber doch noch ein guter Abstand von seinen halberhabenen Arbeiten und jenen des Parthenon bleibt. Wenn vielleicht im Taumel der Freude von einem Gelehrten oder Halbkenner dieses gesagt ist worden, so ist es jedoch nicht so wirklich zu verstehen. Ich bin der Meinung, daß man einem Künstler keinen größeren Schaden beifügen kann, als wenn man ihn über sein Verdienst lobt. Alle Welt fällt dann über ihn her, um sich an dem Künstler oft unverdienter Weise für das zu übermäßig beigelegte Lob zu rächen und gewöhnlich nimmt man ihm bei dieser Gelegenheit auch noch das Verdienst, was er wirklich besaß." Daß jedoch jene begeisterte Verehrung der Antike auch in manchen Fällen zu Einseitigkeit verlockte, soll nicht verschwiegen werden; es sei nur beispielsweise an eine triumphirende Mittheilung des Prinzen vom 20. September 1820 erinnert: „Das häßliche der hiesigen Residenz (Würzburg) Mitte sperrende Gitter, mit welcher es gar nicht im Einklang, im Gegentheil, dem Styl der in Allem verderbenden Zeit Ludwigs XV. gemäß ist, wird abgebrochen." Man sieht, wie leicht schwärmerisches Sichversenken in eine Kunstrichtung sogar den Kunstfreund zu bilderstürmerischer Barbarei verführen kann.

In ununterbrochener Folge wird über Ergänzung der Antiken-

sammlung correspondirt. Die Vorschriften des Prinzen für den Transport des „Schlafs," der endlich „erwachte", d. h. des Barbarinischen Fauns, der endlich aus Rom weggeführt werden durfte, sowie der Aegineten, sind mit bewundernswerther Umsicht und Genauigkeit ausgearbeitet; auch nicht die geringste Kleinigkeit, die dem Zug der Karawane über die Alpen hätte hinderlich fallen können, war vergessen. „Es muß eine wahre Freude sein", schreibt Wagner, „die Antiken nach langer Verborgenheit endlich unserm Vaterlande zum Lichte und zur Zierde aus den Kisten hervorgehen zu sehen. Merkwürdig mag es sein, den Eindruck zu bemerken, den sie auf das Publikum machen, das doch großen Theils nichts dergleichen noch gesehen hat. Aber leider den Meisten wird der Bierkrug noch immer lieber sein. Doch mit der Zeit und thätiger Handhabung kann sich Vieles verbessern."

Wagner hatte kaum angefangen, sich in größeren plastischen Aufgaben zu versuchen, als ihn im März 1822 eine Bestellung in großartigstem Maßstab überraschte. Der innere Raum der Walhalla sollte durch einen Fries von 292 bayr. Fuß Länge geschmückt werden, der also an Ausdehnung alle ähnlichen Unternehmungen weit übertraf. Er sollte die älteste Geschichte Deutschlands bis auf Karl den Großen verherrlichen. Wagner war sich der riesigen Schwierigkeiten wohl bewußt, aber bald kann er versichern, er werde es nicht machen, wie schlechte Romanschreiber, die bei den ersten Kapiteln noch nicht an's Ende dächten, — klar und verklärt stehe die große Aufgabe vor seinem Geiste. Ein neuer Weg sei hier einzuschlagen, denn kein früher beschrittener sei zuläßig. „Hier handelt es sich um uns're eigenen vaterländischen Thaten und Geschichte, nicht um die der Griechen, so gerne ich denselben zu einer anderen Zeit das Wort reden möchte." Zwölf Jahre lang arbeitete der Künstler an dem Werk, über dessen Fortschreiten er fast von Woche zu Woche genauen Bericht erstattete. Gegen Tadel ist er nichts weniger als unempfindlich. Gar nicht selten finden sich zornige Klagen über die Sudeleien der „gedungenen Trompeter", des Herrn Passavant aus Frankfurt und seiner Secte, oder über die Sticheleien Schadow's, der doch selbst „ohne genialische Kraft, ohne schöpferische Liebe, und wo dieses mangelt, ist alles eitel und todt, Leben kann nur von Leben kommen." „Der Stil ist die Hauptsache, was diesen Herren nicht einleuchten will, da solche den Maßstab dazu von Thorwaldsen's Alexanderzug ent-

nehmen. Sie bedenken aber nicht, daß jener Stil zu meinem Gegenstand sehr schlecht sich schicken würde und daß es für mich gerade das Schwierigste war, für diesen noch nie behandelten Gegenstand einen ihm angemessenen Stil oder Vortrag zu schaffen. Hierin liegt gerade die größte Schwierigkeit bei dieser Aufgabe, und ich würde viel mehr stolz darauf seyn können, wenn ich dieselbe glücklich gelöst hätte, ohne in das Griechische oder Römische zu verfallen.“ In der That ist auch ein gewisser nationaler Zug in dem Bildwerk ausgeprägt, um dessen willen Lübke den Bildner als den bedeutendsten aus der römischen, durch Canova und Thorwaldsen ausgebildeten Schule bezeichnet. 1837 war der Fries vollendet. Alle in Rom wohnenden Künstler veranstalteten zu Ehren des denkwürdigen Ereignisses ein Fest, wobei ein seltsam zusammengewürfelter Chor, über dessen wohlwollende Absicht fast ein Zweifel hätte auftauchen können, den Meister durch etwa zehnmalige Absingung des Walhallalieds zu erfreuen suchte.

Eine der interessantesten Episoden in der Correspondenz Ludwig's mit Wagner bilden die überraschenden Mittheilungen über jenes herrlichste Bildwerk des Alterthums, das Aphrodite nicht als schönes, gefallsüchtiges Weib, sondern als hoheitvolle, unnahbare Göttin darstellt, die Venus von Milo. Ich kann hier nicht auf Einzelheiten eingehen, kann nur im Allgemeinen constatiren, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die unvergleichliche Statue von Rechtswegen heute in der Glyptothek in München zu stehen hätte. Ludwig hatte durch den Architekten Haller das alte Theater zu Milo ankaufen lassen, um dort Nachgrabungen zu veranstalten. Nun wurde zwar alsbald nach der Auffindung das Gerücht verbreitet, der Schatz sei neben jenem Theater gehoben worden, allein nach Wagner's Angabe bezeugte Bronstädt, der in fraglicher Zeit auf der Insel verweilte, auf's Bestimmteste, die Fundstätte gehöre noch zum Grund und Boden des Prinzen. Begreiflicher Weise ist der enthusiastische Verehrer der Antike ganz Feuer und Flamme, daß ein so hervorragendes Bildwerk dem Prinzen und dem Vaterland verloren gehe, und schmäht die französische Regierung, die sich so schnöden Raubes nicht schäme. Zehn Jahre später erhielt auch noch Heydeck auf Melos die bündige Versicherung, jene Statue sei auf Grund und Boden des Kronprinzen gefunden worden; Ludwig ließ darauf durch den Gesandten, Grafen Bray in Paris, sein Eigenthum reklamiren, allein die Vorstellungen des Fürsten, der

ohnehin in Frankreich keine Freunde hatte, fanden keine Beachtung, und der deutsche Bundestag flößte allzuwenig Respect ein, als daß sich von seiner Unterstützung besserer Erfolg hätte erwarten lassen.

„Bey uns bleibt es beim Alten", schreibt Ludwig nach dem plötzlichen Ableben seines königlichen Vaters, „sey Wagner gegen den König, wie er's gegen den Kronprinzen war, der gerade, aufrichtige, freimüthige. Weder im Staatsgeschäfte, noch in Kunst habe ich einen Günstling. . . . . Sollte ich Ihnen (was jedoch niemals eintraf) nicht eigenhändig schreiben, sondern durch Andere, so sehen Sie dieses nicht als Sinnesänderung an von mir, der ich von Morgen bis Nachts mit Arbeiten, dermalen wenigstens, überladen bin." Wagner bekundet auch sofort ehrlichen Freimuth, indem seine Erwiderung weniger die an den Thronwechsel geknüpften Erwartungen betont, als der Trauer um den Verlust des besten Königs Ausdruck leiht.

Jene Aeußerung des Königs, er sei keineswegs von Günstlingen abhängig, bezog sich auf wiederholte Klagen Wagner's, daß Klenze, dem „Generalkunstbevollmächtigten", allzu wirksamer Einfluß eingeräumt werde. Ludwig selbst wurde von dieser Besorgniß angesteckt, wobei eine Aufwallung von Eifersucht im Spiel gewesen sein mag. „Monopol taugt nichts," schreibt er am 26. Mai 1826, „darum wünsche ich von Ihnen einen tüchtigen Architekten zu erfahren, der mit Klenze in die Schranken treten kann, mit einem, welcher dies nicht könnte, wäre nicht gedient." Wagner bespricht darauf ausführlich die Entwicklung des Münchner Kunstlebens und sucht neuerdings nachzuweisen, wie schädlich die Omnipotenz des Herrn von Klenze bereits thatsächlich für das Bauwesen war, wie gefährlich die dem Akademiedirektor Cornelius überwiesene Machtstellung dem Aufschwung der Malerei werden könnte. „Warum den Einen zum Despoten über die Andern machen? Das Gute kann hiedurch unmöglich befördert, nothwendig aber muß hiedurch alles Aufblühen der Kunst erstickt und untergraben werden; denn es liegt in der Natur der Sache, daß jeder, der sich an die Spitze irgend eines Kunstfachs mit solcher überwiegender Macht gestellt sieht, sich insgeheim bestreben wird, alles Talent zu entfernen und zu unterdrücken, damit seine Person um so nothwendiger und glänzender erscheine. . . . . Die Kunst will geleitet, nicht aber dominirt sein. Geschickte Künstler mit gleichem Einfluß und gleichen Hoffnungen einander gegenüberzustellen, dieß bleibt für den Staat, so-

wie für die Kunst das Vortheilhafteste!“ Ludwig nahm das offene Wort, obwohl es mittelbar ja auch auf seine eigene Geistesarbeit schweren Vorwurf lud, nicht ungnädig auf. „Daß freymüthig Sie sich mir antwortend äußern, ist mir viel werth.“ Er nimmt sich aber auch des angegriffenen Künstlers an und frägt, was denn eigentlich Wagner an Klenze's Arbeiten verwerflich finde, und was er davon nicht etwa nur vom Hörensagen kenne. Darauf fällt Wagner das schärfste Verdict über die bisher von Klenze vollendeten Bauten; man wird wohl kaum allen diesen Anklagen zustimmen, mit Vielem freilich wird der Nagel auf den Kopf getroffen. „Das ist recht,“ erwidert Ludwig, „wie Sie mir schminklos Ihre Ansicht mittheilen über Klenze's Werke; möchte mir, dem Könige, in allen Geschäftszweigen diese Freymüthigkeit werden und das zeitig, ja zeitig genug! Meinen redlichen Wagner in München zu haben, weder zu Cornelius, noch zu Klenze gehörig, das wäre mir von großem Werth.“ Zugleich entwickelt er neue Pläne; Alles, was zum Schmuck der von ihm angelegten, nach seinem Namen benannten Straße dienlich und nöthig sei, stehe in seinem Geiste schon fertig da, allein wo sei der Künstler zu finden, der diese Phantasiegebilde gediegen, schön und billig ausführen könne? Alle in Frage kommenden Punkte werden noch reiflich in weiteren Briefen des Königs und des Künstlers durchgesprochen; das Ergebniß war Uebertragung bedeutender Aufträge an Gärtner. Den erneuten Antrag, Wagner möge, um die weitsehenden Pläne seines Gönners wirksamer zu fördern, selbst nach München übersiedeln, lenkte er ebenso bestimmt wie bescheiden von sich ab. Er mit seiner bösen Zunge werde dort mehr verderben, als gut machen, da er nur allzurasch in absolute Opposition mit allen Partheien zu stehen kommen würde.

„Grimmig genug sah er aus,“ erzählt Ulrichs, der den Meister in Rom häufig unter seinen Reliefs und antiken Scherben hantieren sah, „einfach bis zum Cynismus, grob trotz Michel Angelo, ein Silen wie Sokrates und mehr Satyr als dieser, aber ein überlegener Geist, der Kunst enthusiastisch ergeben, alles Mittelmäßige kaustisch vernichtend, alles Vortreffliche, auch das Verschiedenste, verehrend.“ Seit die Villa Malta (1827) um 25,000 Scudi in Besitz des Königs übergegangen war, wirthschaftete Wagner hier als Hausverwalter, Museumswächter, Zimmermaler und Gärtner. Er blieb unvermählt; nur einmal faßte er bei einem vorüber-

gehenden Aufenthalt in Würzburg den Plan, die Tochter des dortigen Hofgärtners zur Lebensgenossin zu wählen, stand aber, da er sah, wie viele Bedürfnisse eine auf Villa Malta weilende kunstsinnige Dame habe, erschrocken wieder davon ab und erklärte dem König, der sich für Wagner's Verheirathung lebhaft interessirte, er habe für eine Frau keine Zeit.

Ich muß mir versagen, auf vieles Interessante einzugehen, was sich dem reichen Schatz jener denkwürdigen Correspondenz entnehmen ließe. Einrichtung und Ergänzung der Glyptothek bilden das Hauptthema; außerdem aber finden sich tausend zwanglose antiquarische und künstlerische Mittheilungen. Wer sich einmal der dankbaren Aufgabe unterziehen möchte, eine Geschichte der deutschen Künstlergemeinde in Rom zu schreiben, würde hier das dankbarste Material finden. Freilich mangelt es auch nicht an Schattenseiten. Im Jahr 1829 fehlte wenig, so hätte sich die Spaltung in einen süddeutschen und einen norddeutschen Künstlerclub vollzogen. Wagner will zwar alle Schuld an den kleinlichen, häßlichen Zerwürfnissen dem „hinterlistigen diplomatischen Antiquario“ Bunsen und dem „Stockfisch“ Plattner aufbürden, allein es mag wohl auch die derbe Rücksichtslosigkeit Wagner's, der als das Haupt der bayrischen Partei galt, Oel in's Feuer gegossen haben. Dann poltert er gar ungebührlich in seinen Briefen, aber bald legt sich der Zorn, und nicht selten erwirkt er gerade solchen Künstlern, die ihm zur Unzufriedenheit Anlaß boten, Aufträge und Belohnungen des Königs.

Im Jahr 1835 betrat Ludwig selbst den klassischen Boden Griechenlands. Begeistert begrüßten die Griechen den Vater ihres Basileus. Die Reize der Landschaft und die hehren Erinnerungen wirkten mächtig auf die Seele des Philhellenen ein, freudig bewegt schreibt er seinem Wagner: „In Athen will ich nicht seyn, ohne meinem Wagner etliche Zeilen zu schreiben, der eigens die Reise hieher unternommen hat, um mir die Aegineten zu erwerben, der ich heute mich hinbegeben werde, wo sie gefunden worden. Kein Wölkchen ist am Himmel, die Morgenröthe beschien bereits das Parthenon, welches der Sonne harret, die jeden Augenblick hinter dem Hymetos emporsteigen wird. Fest gefroren hatte es in voriger Nacht, wohl auch in der eben vorhergegangenen, aber da kein Wind (der leider hier an der Tagesordnung) wehte und die Sonne schien, war es gestern so mild, daß ich ohne Ueberrock nach

Mittag ausging. Wie Raphaels Gemälde, je mehr sie betrachtet werden, desto mehr gefallen, so mir des Parthenons Vorderseite, diese 8säulige, sie ergreift mich jedesmal, wenn ich sie auf der Akropolis erblicke, sie anschauend stehe ich vor derselben. Kein Gebäude der Vorzeit hat der letzte Krieg zerstört, nur einen Theil des Pandrosiums, aber sehr beschädigt sind sie worden; dagegen blieben von der Stadt nur wenige Häuser, wenige Bäume übrig, Meister im Zernichten sind die Türken. Zum erstaunen viel ist in Athen gebaut worden, wird immer mehr; hat man Ursache mit der quantitaet zufrieden zu seyn, desto schlimmer siehts mit der qualitaet aus. Einen einzigen Eindruck gewährt diese Stadt jetzo, ein Teutscher und gar ein Bayer und nun erst gar in meines Sohnes Wohnung fühlt sich in so mancher Beziehung daheim und doch in eine andre Welt versetzt, so fern von Haus wir aber nur 3 Tage und 7 Stunden gebraucht (abgerechnet die im Hafen von Navarin und vor dem Pindos vorsätzlich still liegend zugebrachte Zeit) von Ancona um den Peloponnes bis nach Athens Hafen, so ist München Athen nahe gerückt. . . . ."

Ziemlich selten spielt die Politik in unsere Correspondenz herein. Wenn es geschieht, sind Wagner's Aeußerungen auch auf diesem Gebiet ebenso aufrichtig wie treffend. Wenn er z. B. den König beglückwünscht, daß er in Bayern Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichtsverfahrens einführen wolle, fügt er die damals noch ketzerisch klingenden Worte hinzu: „Hiedurch lernt jeder Einzelne die Gesetze, nach welchen er zu leben, deutlicher kennen; der lästigen, höchst schädlichen Weitschweifigkeit der Gerichte wird dadurch ein Ziel gesetzt und allen Partheilichkeiten und etwaigen Bestechungen der Richter der Weg abgeschnitten." Auf originelle Weise giebt Ludwig dem wohlbewährten Diener seinen Entschluß, der Krone zu entsagen, kund. „Habe immer gesagt, wirklich König sein oder die Krone niederlegen, und so habe ich nun gethan. Die Empörung hat gesiegt, mein Thron war verschwunden. Regieren konnte ich nicht mehr und einen Unterschreiber abgeben wollte ich nicht. Nicht Sklave zu werden, wurde ich Freyherr. . . . . . . Was mich am meisten schmerzte, gewaltigen Kampf in mir verursachte, war, daß ich sehr beschränkt dadurch, für die Kunst zu thun, was ich vorhatte . . . . Dieses schmerzt mich sehr, nicht daß ich zu herrschen aufgehört. Bin vielleicht jetzt der Heiterste in München. Ausbau der Ruhmeshalle Bayerns und des Sieges-

thors, sowie Vollendung der Bemalung des Speyrer Domes, der Nibelungen und der Odyssee in der Residenz sind unter den Bedingungen, die meinem Sohne Maximilian gemacht. Die neue Pinakothek habe ich vor selbst zu vollenden, sowie das pompejanische Haus." „Muß mehr sparen", schreibt er am 8. Juni 1848, „der ich bei meiner mehr als $^3/_4$ weniger gewordenen Einnahme aus der Civilliste sehr auf meine Ausgaben sehen muß. . . Vielleicht komme ich im nächsten Frühjahr nach Rom, doch davon niemand zu sagen, es ist nur noch ein vielleicht, wer kann etwas vorherbestimmen in der Lage, in der Teutschland und Italien sich befinden, den vorzüglich von moralischer Cholera heimgesuchten Ländern. Trotz allem Vorgefallenen bin ich heiter und gesund. Eher noch ehrerbietiger als sonst und freundlich werde ich gegrüßt in dem aufgeregten München, munter aber sieht man niemand. Gewaltig ist die Stockung, und Künstler empfinden sie sehr." Der Verdruß über die böse Zeit hindert ihn aber nicht, aus den neuen Ereignissen für seine Kunstsammlungen Vortheil zu ziehen. „Im Falle die Fideikommisse aufgehoben, kann ich nicht nur zu den Inkunabeln gelangen, sondern auch aus einem Palaste zu der nie mangelnden Kaiserbildsäule, was Sie gewiß nicht unterlassen werden." Auch die in seinen Augen unglückliche Wendung der deutschen Frage läßt ihn der alten Gesinnung nicht untreu werden. „Wie ich Sie in Kenntniß setzte", schreibt er am 20. Juli 1848, „setzte ich unter die Bedingungen meiner Thronentsagung, daß diejenigen Gebäude, welche nicht von mir, von ihm vollendet werden müßten, führte sie mit Namen an. Das Einzige, was weder von ihm, noch von mir, das einzige Aufgegebene war die Befreyungshalle. Nicht mehr zu herrschen konnte ich, dieses aber nicht verschmerzen. Ich will es vollenden, habe bereits die Weisung dazu ertheilt, freylich in längerer Zeit, und minder kostbar, doch bleibt der Umfang, und großartig und würdig wird es. So ist unsere gegenwärtige teutsche Zeit, daß ich nicht möchte, daß verlaute diese Entschließung, daß ich aufführe dieses Denkmal der Erhebung der Teutschen gegen die französische Herrschaft, der Zerbrechung des Napoleonischen Joches."

Häufiger konnte fortan der vom Throne Herabgestiegene seine Villa Malta aufsuchen und in innigem Verkehr mit seinen alten Freunden das geliebte Rom genießen. Manches Denkmal in dieser Stadt erinnert an den populären „Re amante delle belle arti". Die Marmorbüste Winkelmann's im Garten der Villa

Albani, das Bildniß Thorwaldsen's vor dem Palazzo Tomati, die Gedächtnißtafel an der Goethekneipe, der traulichen Aqua acetosa vor der Porta del Popolo verdanken ihre Entstehung dem königlichen Bürger Rom's. Noch manches reizvolle Fest besuchte er, manche werthvolle Erwerbung glückte ihm. Allein von den alten Dienern und Freunden schied Einer nach dem Andern auf Nimmerwiedersehn. Im Sommer 1858 wurde auch Wagner von schwerer Krankheit befallen. Der letzte Brief des Königs vom 15. Juli 1858 spricht, als ob eine Ahnung des bevorstehenden Abschieds den Briefschreiber erfüllt habe, noch einmal Dank für die Dienste Wagner's aus: „Meinen innigen Dank, anhänglicher, treuer Wagner, für die farbige Marmorstatue und das kleine Bassorilievo, die Sie, wie Zimmermann mir mittheilt, mir bestimmt haben. Sowohl an sich gewährt es mir Freude, als daß ich diese Kunstgegenstände von Ihnen bekomme, der ich Ihnen mit Ausnahme der in Paris erworbenen Antiken fast Alles, was die Glyptothek enthält, zu verdanken habe." Am 8. August 1858 verschied Wagner auf Villa Malta; die gesammte Künstlerschaft Rom's gab ihm nach dem Friehof der Deutschen das Ehrengeleit. Der Ruhestätte des Getreuen galt, als er im folgenden Jahr wieder Rom besuchte, Ludwig's erster Gang. Ein Schüler Wagner's, Peter Schöpf, zog in die Villa Malta, in deren schmucklosen Zimmerchen auch fortan, ob zwar der hochbetagte König stiller und zurückgezogener als früher lebte, Maler und Bildhauer wie Kinder des Hauses aus und eingingen.

In der Nacht vor der Abreise aus Rom im Frühling 1867 fuhr Ludwig, wie mir einer seiner Begleiter erzählte, zum Colosseum, um noch einmal den vom Mondlicht verklärten Riesenbau zu bewundern. Auf dem Rückweg kam er an Fontana Trevi vorüber. Sonst hatte er, dem bekannten Volksglauben fröhlich Rechnung tragend, niemals die Stadt verlassen, ohne vom Wasser der Fontäne zu trinken. Auch diesmal schöpften ihm seine Begleiter den Trunk, dessen Zauberkraft ihn bald wieder nach Rom zurückführen werde, allein der König brach in Weinen aus und mit einem oft wiederholten: Nimmer wieder! schied er von der theuren Stätte.

Die Hochzeit Friedrich's V. von der Pfalz.

Es soll hier nicht die eminent politische Bedeutung des Ehebündnisses des Kurfürsten Friedrich, des Sohnes des Stifters der Union, mit der einzigen Tochter König Jakob's von England, Elisabeth, beleuchtet, noch auf die an Verwicklungen und Intriguen reiche Geschichte der Werbung eingegangen werden: die Hochzeitsfeier selbst bietet soviel kulturgeschichtlich Interessantes, daß es erwünscht sein dürfte, auf eine bisher noch nicht bekannte Schilderung eines Augenzeugen aufmerksam zu machen.

Der Landgerichtsschreiber zu Burglengenfeld, Johann Keylholtz, ward von Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg beauftragt, von den Hochzeitsfestlichkeiten eine ausführliche Beschreibung zu liefern. Nachdem er „den meisten Verlauf zu Frankenthal und Heydelberg selbsten in acht genommen", erstattete er von Speier aus am 22. Juni 1613 Bericht. Das Schriftchen wird heute im Reichsarchiv zu München verwahrt.

Der in London begangenen Trauungsfeier wohnte Keylholtz nicht bei. Er legt zwar seinem Schreiben an Philipp Ludwig eine offizielle Druckschrift bei; da jedoch diese, sowie das Epithalamion des Schotten Johann Forbesius schon von Lipowsky und Häusser benützt sind, soll der Vorgänge auf britischem Boden nur in den Hauptzügen gedacht werden.

Der junge Pfalzgraf Friedrich hatte sich im September 1612 mit einem Gefolge von mehr als zweihundert Cavalieren nach England begeben. Obwohl König Jakob schon vorher eingewilligt hatte, dauerten die Kämpfe für und wider das Heirathsprojekt fort, bis die gegenseitige Neigung, welche das junge Paar gefaßt, endlich den Ausschlag gab und den Widerstand der stolzen Königin und

der katholischen Hofpartei überwand: der 14. Februar 1613 wurde als Vermählungstag festgesetzt.

Das fürstliche Beilager wurde mit verschwenderischem Prunk vollzogen, der zur schlimmen Finanzlage des englischen Hofes in argem Mißverhältniß stand und nach dem Freudenrausch der Feste im Parlament zu bitteren Reden Anlaß gab.

Den Zug zur Kapelle eröffnete der Bräutigam mit seinem Gefolge, worunter Prinz Heinrich von Nassau, ein Graf von Wittgenstein, ein Oberst von Schönberg und viele deutsche, englische und schottische Edelleute. Der Pfalzgraf war in weißen, mit Perlen, Gold und Pelzwerk köstlich besetzten Satin, gekleidet, um den Nacken trug er das Halsband des Ordens vom hl. Georg und eine Diamantkette. Auch die Cavaliere waren stattlich geputzt. „In Summa ein jeder thete sein bestes und wolte für andern gesehen seyn, wie es sich dann auch denen gezimpt, so bey einer so fürstlichen und herrlichen Hochzeitt auffwarten solten.“ Von ihrem Bruder Karl und dem Grafen Northampton geführt, folgte sodann die Braut. Sie trug eine köstliche Schaube von weißem Satin, reich gestickt und besetzt, auf dem Haupte eine Krone von lauterem Gold, „mit Perlen und Diamanten dermaßen besetzt, daß sie gleichsam die Strahlen der Sonne auf ihrem goldgelben Haar, welches sehr schön geflochten über die Schultern bis auf den Gürtel herabhing und war zwischen jeder Flechte ein Reih oder Rolle von Gold und sehr köstlichen Perlen, Diamanten und anderen Edelgesteinen, sonderlich aber waren die Ermeln mit vielen Diamanten, so eines großen Schatzes werth, gestickt und besetzt, daß sie Niemand ohn groß Verwunderung konnte anschaun“. Die Schleppe ihres Rockes wurde von vierzehn Gräfinen und Edelfrauen, so alle in weißen Satin gekleidet, getragen. Darauf folgten die Jungfrauen, welche „die Prinzeß gleichsamb wie die Stern den hellen Mond begleiteten.“ Nach ihnen kam ein „schöner Haufen“ Junggesellen, sämmtlich Grafen-, Herrn- und Ritterkinder. Von vier Herolden in reichem Habit geführt schritten sodann viele Grafen und Ritter aus England und Schottland; hinter ihnen der oberste Herold, Roy des armes genannt, der ein güldenes Scepter auf der Schulter trug: ferner der geheime Rath des Königs, vier Bischöfe in ihren Ornaten, vier Trabanten, deren jeder ein Scepter auf der Schulter trug, alsdann der Graf von Arondel mit dem königlichen Schwert, endlich der König im schwarzen Rock und Mantel und die Königin

in weißer Taffetrobe, umgeben von einer großen Anzahl von Gräfinen und anderen edlen Frauen.

In der königlichen Kapelle, wo bei Leibesstrafe Niemand, der nicht zur fürstlichen Begleitung gehörte, Zutritt hatte, hielt nach einem Orgelpräludium der Bischof von Wales die Predigt, wozu er als Text die Hochzeit von Cana wählte; dann folgte ein lautes Gebet, das mit einem stattlichen Musikstück, dem 123. Psalm, schloß. Der Erzbischof von Canterbury richtete die gewöhnlichen Fragen an das Brautpaar und ließ die Ringe wechseln.

Während darauf wieder gebetet und gesungen wurde, setzten Pagen dem Könige und der Königin und dem neuvermählten Paar einen Becher mit Wein und Konfekt vor. Von Vertretern der fremden Mächte wohnten nur die Gesandten von Frankreich, Holland und Venedig der Feier bei, der spanische ließ sich „wegen Krankheit“ und der kaiserliche „wegen wichtiger Verhinderung“ entschuldigen. Nach Beendigung der Trauungsceremonien wurde die fürstliche Braut von zwei Jungherren wieder in das Schloß zurückgeführt; vor dem Pfalzgrafen gingen sechs deutsche Trompeter, in rothen Sammet gekleidet, welche mit silbernen Trompeten vor ihm aufbliesen, worauf männiglich die Zuseher anfingen, überlaut zu rufen und Glück zu wünschen.

Nachdem sich die Braut umgekleidet hatte, war Tafel für 26 Personen. Gegen Abend wurde in den Gemächern des Königs getanzt und allerlei Mummenscherz getrieben, „in welchem unter Anderen Milord Hays sein Dapferkeit und hohen Verstand mit Anstellung allerhand Freudenspiel sehen ließ mit künstlichen Inventionen.“ In dem von ihm verfaßten Festspiel trat Orpheus, „ein überaus stattlicher Harpfenist“, auf und bewog Sterne, wilde Thiere und Felsen zum Tanz, bis sich Alles in festlich geschmückte Ritter und Damen verwandelte, die den Tanz im Saale fortsetzten. Nach eingenommener Collation wurden die Vermählten in die Brautkammer geleitet. Nach altem Herkommen wurde vor der Thüre dem Pfalzgrafen von Cavalieren und Damen das Hosenband abgenommen, dann begleitete der König allein das Paar in das Gemach, sprach seinen Segensspruch und entfernte sich. Die ganze Nacht hindurch brannten Freudenfeuer in allen Straßen London's, mit allen Glocken wurde bis Mitternacht geläutet und von Stunde zu Stunde Geschütz abgefeuert, „mit solchem Schall und Brausen, als ob Himmel und Erden in einander fallen wollten.“

Am folgenden Tag fand ein Ringelrennen Statt, wobei der König selbst den Anritt that und dreimal das Ringlein holte, Prinz Karl viermal, der Pfalzgraf zweimal. Nach dem Nachtimbiß kamen allerlei Aufzüge vor das Schloß. Sechzig junge Edelleute auf geharnischten Pferden ritten voran, von Mohren als Fackelträgern umgeben. Dann folgten drei Kutschen mit wunderlichen Masken, ebenfalls von Fackelträgern umschwärmt und von Trompetern begleitet, so gar lustig aufbliesen. Da kamen vestalische Jungfrauen, indische Priesterinen, eine Aebtissin aus dem Lande Virginia, wo man noch die Sonne anbetet, eine seltsam fremde Person, halb in französischer, halb in Schweizer Kleidung, auf dem Haupt einen goldenen Blasbalg, in der Hand ein paar goldene Sporen, so sich Capriccio nennet, die Göttin Honor und der Gott Plutus. Alle diese Masken haben dann vor dem König und seinen Festgästen seltsam Sprüng gethan und mannigfach Kurzweil fürgebracht.

Am nächsten Tag, dem Fastnachtdienstag, sollte von den Tempelherren ein Aufzug mit vielen Schiffen auf der Themse veranstaltet werden. Als aber die Hochzeitsgäste auf den Festplatz kamen, war hier das Volk massenhaft eingedrungen und ließ sich nicht wegtreiben, so daß die Komödie erst Tags darauf stattfinden konnte.

„In Summa", schließt der offizielle Bericht, „ist in diesem Fest nicht allein zu London (da auch alle Glocken geleutet worden), sondern auch in dem ganzen Land und Königreich nichts unterlaßen worden, was zu Ehr und Lust einer so Fürstlichen Hochzeit dienen möchte."

Nach einem Besuch der Universitäten Canterbury und Oxford, wo er sich immatrikuliren ließ, erbat sich der Pfalzgraf Erlaubniß, seine Gemahlin in die Pfalz führen zu dürfen. Der königliche Hof begleitete das Paar bis Rochester, eine englische Armada bis Antwerpen, dann wurde die Reise bis Worms auf dem Rhein, von hier aus zu Wagen fortgesetzt. Die Königstochter brachte ein zahlreiches Gefolge mit. Der Fourierzettel führt fünf englische Edeljungfrauen auf, außerdem Edelknaben, Lakaien, zwei Mundköche, einen Mundschenk, einen Leibschneider, einen Schuhmacher, einen Kutscher, zwei Stallknechte, Wäscherinen, Mägde rc. Zu ihrer Reise waren 136 Pferde erforderlich.

In Frankenthal betrat das junge Paar am 4. Juni zum ersten Mal pfälzisches Gebiet. Da war, wie Keylholtz schreibt, mit Verwundernuß zu sehen der ganzen Bürgerschaft tapferes Gemüth,

Fleiß und begierige Bemühung, den Pfalzgrafen und seine königliche Gemahlin zum herrlichsten und zierlichsten zu empfangen. Markt und Straßen waren festlich geschmückt mit Maien und Laub, daß es allenthalben lieblich grün wie ein Wäldlein anzusehen. Ueberdies waren überall hohe Säulen aufgerichtet, um deren Kapitäle sich Schlinggewächse und Kränze rankten, und von einem zum anderen Pilaster zogen sich breite Ehrenfestons. Auf dem Markte waren mehrere Triumphbogen nach der Kunst der Architektur gemacht, mit allerlei Figuren und Inschriften ausgestattet. Auch an Anspielungen auf politische und religiöse Verhältnisse fehlte es nicht. Die größte, einem Altar ähnliche Triumphsäule war von der Zunft errichtet, „die das Arres oder, wie sie es nennen, Seyen machen (Arrasgarn = gefärbtes Wollgarn), ein künstlich Arbeit, die von den Flandrern als den ersten Einwohnern dieses Orts hieher gepflanzt war, da sie durch die spanische Tirannei aus dem Vaterland vertrieben waren."

Die Bürgerschaft war in Kriegsrüstung mit Wehr und Waffen in unterschiedlichen Habit montirt. Außer einem 60 Pferde starken Reitercorps, „einer schönen und zumal lustigen Cumpagnei", gab es ein Römisches, ein Indianisches, ein Türkisches und ein Afrikanisches Fähnlein, „in ihrer altfränkischen Kleidung den Zusehern fremd und derohalben kurzweilig und anmuthig anzuschauen". Achzig Knaben, in grüne Seide gekleidet und mit Schuhen von weißem Leder ausgestattet, bildeten ein eigenes Corps, eine Fahne voran mit der Devise „Aliquando maiora". Sie hatten die Aufgabe, das fürstliche Paar in die Schaffnerei zu geleiten. „Schröklicher Donner" der Geschütze und des Jubelrufs der dichtgedrängten Menge begrüßte es während der Fahrt durch alle Straßen. Es war eine „unzählbare" Wagenreihe. Die Kutsche des Pfalzgrafen Friedrich war an Holzwerk und Rädern roth gefärbt und mit den Wappen von Großbrittanien und der Pfalz geschmückt, das Innere mit vielfarbig Seide und Sammet überzogen. Zunächst folgten die Pfalzgrafen Johann Casimir und Friedrich Casimir, dann die englischen und pfälzischen adeligen Personen zu Pferd und Wagen, mit Trompetern, Lakaien, Reisigen 2c. In der Schaffnerei wurden dem Pfalzgrafen und seiner Gemahlin zwei güldene Becher verehrt. Darauf marschirten alle Compagnien in guter Ordnung und Geschicklichkeit vorbei und „wurden mit Kurzweil und etwa mit Gelächter von den Standespersonen von der Gallerie aus angesehen."

Abends brannten Freudenfeuer in der ganzen Stadt, auf hohen Balken waren brennende Pech- und Oeltonnen aufgestellt, der Kirchthurm mit funkelnden Ampeln überdeckt. „Sie machten die Stadt so lustig, als ob keine Nacht gewesen wäre.“

Den Höhepunkt der Festlichkeiten bildete der Abend des 5. Juni. Der Rath der Stadt ließ nämlich „dem hochlöblichen Frauenzimmer zu Lust und Gefallen die uralte Histori von der Destruktion und Kriegszerstörung der weltberühmten Stadt Troja repräsentiren, daraus zu sehen, daß Gott der allmächtig auch bei den blinden Heiden den Mißbrauch und Befleckung des Ehestandes und Zerrüttung seiner heiligen Ordnung auch an hohen Potentaten mit verderblicher Zerstörung von Land und Leut und Ausrottung ihrer Posterität ernstlich gestraft hat.“ Auf dem großen Platz war die Stadt Troja aufgebaut, deren hölzerne Mauern mit Kartaunen wohlvertheidigt waren. Die Spekulation hatte sich auch damals schon solcher Schaustellungen bemächtigt. „Die Fenster und Laden mußte man theuer genug kaufen, einen Stand und Aussehens zu haben.“ Bei Dunkelwerden begann das Kriegspiel. Die vier Compagnien, die Tags vorher bei der Empfangsfeier paradirt hatten, vertheidigten die hölzerne Stadt, Wallonische und Niederdeutsche Compagnien führten den Angriff aus. Sie hatten mit keinem schlafenden Feind zu thun. Mehrere Stürme wurden abgeschlagen. Während dessen umkreiste die Reitercompagnie die Kutschen der fürstlichen Personen und schoß fortwährend die Pistolen ab und that sonst Alles, was zur Reiterübung dienen mochte und zur Ergötzung der Spectatoren. Endlich that das herbeigeführte hölzerne Pferd, das 18 Schuh in der Länge maß, seine Schuldigkeit; die im Bauche verborgenen Krieger zündeten die Stadt an allen Ecken an. Zum Valete und Schlaftrunk traten noch zwei Feuerwerkmeister auf und kämpften mit allerlei Raketen und Feuerrädern gegen einander. Bis Mitternacht dauerte das Krachen. „Zog dann Jedermann mit halbvertaubten und rauschenden Ohren, wiewohl Wenigen des Schlafens gelüstete, davon, froh, daß sie alle unbeschädigt davon kommen, welches wir gleich wie ein Wunder geacht.“

Der 6. Juni war ein Sonntag und wurde deßhalb von lärmenden Festlichkeiten abgesehen, doch verehrte der Pfalzgraf den Vertheidigern und Erstürmern Troja's etlich Fuder Weines, womit sie sich gar fröhlich machten.

„Am 7. Tag Junii, dem lieblichen Monat, so billig von uns

diesmal Unio kann geheißen werden, zum Theil wegen der Vereinigung der beiden Königlichen und Churfürstlichen Häuser, vielmehr aber wegen des köstlichen Perleins, so Ihro Churfürstliche Gnaden in dem Königreich Großbrittanien erobert“, wurde die Fahrt nach Heidelberg fortgesetzt.

Bei Ladenburg war ein Feldlager von 200 Zelten für 5000 Soldaten aufgeschlagen, auch 24 Kartaunen und 16 Feldstücke standen hier, welche die Ehrensalven gaben. Hier wurde die Prinzessin von einer großen Zahl fürstlicher Hochzeitsgäste empfangen, der Zug war jetzt schon 2557 Pferde stark. Die Prinzessin fuhr in einem zu Paris verfertigten, mit Perlen überaus reich geschmückten Wagen, der an die 15000 Kronen gekostet haben soll. Während man den Neckar entlang zog, fand auf dem Fluß selbst ein Schifferspiel statt. „Erstlich war gesteckt auf einem eisernen Pfahl ein hölzern Faß, mit Farben gemalet, welches in der Höhe vier Thürnlein und auf jedem Thürnlein ein blaues Fehnlein und in der Mitte des Faßes obersten Boden auch ein Fehnlein hatte und saß in jedem Thürnlein ein Huhn. Solches Faß zu bestreiten und umbzustechen waren geordnet zwelf Nachen, auf jedem Nachen vier Personen mit ihren Spießen, so vornen eisen waren. Dieser wassersüchtigen Ritter Spiellent waren zwei Schalmeier. Und war das Faß also aufgesteckt, daß es, sobald es getroffen ward, herumb lief und sich drehete. Deßhalben gefährlich war, solches recht zu treffen, dann mancher sich selber darüber in das Wasser stieß. Damit aber die wassersüchtigen Ritter, welche zuvor aus Churfürstl. Begnadigung ziemlich in den Weingläsern gestochen, desto mehr Lust zu diesem Wasserkampf hätten, war einem jeden, so ein Reif vom Faß stieße, je ein halber Daler zur Verehrung verordnet. Und wann einer der Thürlein eines traf, daß sich das Thürnlein öffnete, flog ein Huhn heraus. Welches kurzweilig zu sehen und viel lachens verursachte. Ferner war ein großer Humpelnachen etwas beßer oben über dem Kranen in einen Anker gehängt, darauf zween Schnappgalgen aufgericht gewesen, an welchem jeden ein Gans an die Füß hart angebunden aufgehengt, welchen die wassersüchtigen Thurnierer die Häls abreißen sollten. So doch viel Gefahr genommen, dann mancher darüber zeitlich im Neckar gelegen. Damit sie aber des Badens nicht verdrüßig, war einem jeden, so den Hals von der Gans abgerißen, ein halber Daler zum besten geordnet. Und seind gleichwohl bei solchem Schimpf vier Gänsen die Häls

abgerißen worden. Daß also dieses Wasserthurnier nicht ohne Sieg und stattlichen Gewinn, ihren ritterlichen Thaten gemäß, wiewohl mit einem naßen Dank in ziemlicher Feuchtigkeit abgegangen."

Die Neckarbrücke war in einen Garten verwandelt, am Brückenkopf, wo der Schultheiß und der Rath sich aufgestellt hatten, eine große Triumphpforte gebaut. Auch sonst fehlte es nicht an Ehrenbogen mit allegorischen Bildern, Wappen und Reimsprüchen; jede der vier Fakultäten hatte einen stattlichen Bau aufgerichtet, die Ehrenpforte der Juristen trug den ominösen Spruch: „Vorgethan und nachbedacht, Hat Manchen in groß Schad gebracht." Soldaten mit Musqueten oder langen Spießen bildeten Spalier, am Neckar waren auch wieder 63 Feldstück postirt, die ein groß Schießen verbrachten.

Als sich der Zug dem Schlosse näherte, kam die Kurfürstin Wittwe den Berg herab, „mit ihrem Gefolge in zierlicher Ordnung, eine nach der andern, daß also der Rang währet bis zu der Silberkammer." „Mit was Freuden, herzlichem Umfahen und lieblichem Küssen diese beide Churfürstinen, Mutter und Tochter, einander umbfangen und begrüßet, ist mehr zu gedenken als zu beschreiben." Auch die übrigen fürstlichen Frauen und Fräulein wurden von der Prinzessin geküßt, dem übrigen Frauenzimmer „mit gebührlicher Ehrerbietung ein Gruß angedeutet. Worauf sich Alles in sein verordnet Losament zurückzog."

Am folgenden Tag wurde in allen Kirchen Festgottesdienst abgehalten. In der Schloßkirche hielt der wohlgelehrte Magister Abraham Scultetus die Predigt.

Darnach war große Fürstentafel im Schloß, wobei Grafen und Ritter die Wasserkannen, Gießbecken und Handzwehel reichten. Obenan saß die junge Kurfürstin, neben ihr Lord Lenox als Kommissarius Königlicher Würden aus Großbrittanien, dann war ein Platz ledig für den Vorschneider, dann folgten Ludwig von Wittgenstein, Kurfürst Friedrich, Graf Arondel, Rheingraf Johann Casimir, der Graf von der Insel, Ihrer Königl. Majestät Kommissarius, Markgraf Joachim Ernst von Ansbach, Lord Harvington, Fürst Christian von Anhalt der Aeltere und Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg. Zur Linken der jungen Kurfürstin folgten auf einander die Kurfürstin-Wittwe, die Mutter des Herrn Administrators, die Frau Administratorin, die Markgräfin-Wittwe und die Fräulein Christina, Katharina, Karolina, Amalia, Amalia Jacoba und Mag-

dalena Katharina. Hinter jedem Einzelnen standen ein Truchseß und ein Weinmarschalk. „Unter währender Tafel hat man musicirt, die Prinzessin auch mit vielem Gespräch, aber allein und mehrertheils mit den Engelländischen Herren sich ganz fröhlich erzeigt, hingegen haben der junge Herr Pfalzgraf und andere anwesenden fürstlichen Personen wenig Worte verloren, sondern die Tafel allerdings stillschweigend geendet." Den übrigen „fürstlichen und gräflichen Manns- und Weibspersonen wurde ihrem Stand und Ehren gemäß gebührlich durch den Stab beider Marschälke zur andren Tafel verwiesen."

Nach dem Imbiß wurde im gläsernen Saal ein fürstlicher Ehrentanz abgehalten. Darnach zogen vier Trompeter und kurfürstliche Kammerschreiber vor das Schloß, um die Cartells für das auf morgen angesetzte Freirennen zu verlesen; auch in der Stadt fand an verschiedenen Punkten Verlesung Statt.

Inzwischen kamen noch immer Gäste, viele mit großem Gefolge. Nicht bloß die großartigen Schloßräume, auch alle Häuser der Stadt waren überfüllt mit Fremden. Fast alle Mitglieder der Union waren persönlich erschienen oder hatten Stellvertreter geschickt. Joachim Ernst von Ansbach führte allein 411 Pferde mit sich, Pfalzgraf Johann 60, der junge Pfalzgraf Friedrich 30, seine Hofbeamten ꝛc. 102, überdies 72 Kutschen- und 85 Wagenpferde, Herzog Johann Friedrich von Wirtemberg 383, mit je 3 bis 4 Reisigen und Dienern waren wohl gegen hundert Grafen und Edelleute erschienen, ebenso die Amtleute und Vögte der pfälzischen Städte und Abgeordnete größerer Nachbarstädte. Die Lords und Herren aus England führten 477 Pferde mit sich, das übrige Gefolge der Prinzessin 393 Kutschen und Wagenpferde.

Am 9. Juni Mittags 1 Uhr begann im kurfürstlichen Lustgarten außerhalb des Schlosses in der Vor- oder Neustadt das Freirennen, an welchem nur ritterliche Personen Theil nehmen konnten. Für das Frauenzimmer war ein eigenes Lusthaus gebaut, gerade unter der Prinzessin saßen die Herrn Judicirer. Für die englischen Herren und das übrige adelige Gefolge standen ebenfalls Tribünen bereit.

Die Turnierregeln waren die gewöhnlichen. Jeder Kampfgenosse hatte vorher seinen Namen bei den verordneten Maëstri di Campo anzugeben; von diesen wurden auch die Schwerter geprobt und die Turnierspieße vertheilt. Den ersten Dank erhält, wer

seinen Spieß am höchsten, öftesten und am nächsten vor der Haut bricht; den zweiten, den sog. Schwertdank, verdient, wer in seinen gesetzten fünf Ritten zum Schwert die besten Streich vollbringet: den dritten oder Folgdank mit der Lanz, wer seine zwei Spieße am besten und zierlichsten zerbricht; den vierten oder Folgdank mit dem Schwert, wer in der Folge am tapfersten und standhaftesten sich auf der Bahn erweist; der fünfte oder Jungfrauendank wird nach Ermessen des kurfürstlichen, gräflichen und adeligen Frauenzimmers vertheilt; der sechste oder Gesellendank soll demjenigen, der seinem Gegenpart am tapfersten und zierlichsten begegnet, auch sein Pferd am hurtigsten zum Schwert reitet, zugesprochen werden.

32 Ritter meldeten sich zum Kampfspiel. Sie zogen paarweise in die Stechbahn, von Fuß bis zu Kopf gewappnet, einige in ganz güldenen Harnischen, stattliche Federbüsche auf den Helmen, auch Pferd- und Sattelzeug mit Gold und Perlen geschmückt. Zuerst ritten die Herren einzeln gegen einander, dann drei gegen drei, vier gegen vier, zuletzt sechszehn gegen sechszehn, „welches zuletzt wegen Brechen der Spieß als gewaltigem Fechten und ritterlichen Streichen der Schwerter sehr lustig und einem ernstlichen Scharmützel nicht ungleich anzusehen war.“ Den ersten Dank erhielt der Herzog von Wirtemberg, den Jungfrauendank der Markgraf von Ansbach, den Gesellendank Fürst Christian von Anhalt. Das Turnier währte bis 6 Uhr. Nach dem Nachtimbiß war großes Feuerwerk auf dem Neckar unter des wohlerfahrenen Wolfgang Harnister des Jüngeren von Straßburg Leitung. „Und ist dieses ganzen Werkes Summa aller ausfahrenden, schlagenden und steigenden Feuer gewesen zehntausend fünfzig und neun.“ Am Ufer standen Trompeter und Pauker, die ohne Unterlaß bliesen und schlugen. „Welches Alles sonderlich von dem kurfürstlichen Schloß als von der Höhe sehr lustig zu sehen und zu hören war.“ Ein Büchsenmeister wurde von explodirenden Raketen so verbrannt, daß er todt am Platze blieb.

Alles Vorhergegangene übertraf jedoch an phantastischem Gepränge das Ringelstechen, das am 10. Juni auf der gewöhnlichen Rennbahn im Lustgarten stattfand. Zuerst mußten sich die Maintenitoren auf dem Kampfplatz einfinden, um die Spieße und Ringe den Richtern zu präsentiren; sie bildeten bestimmte Maskengruppen und warfen gedruckte Cartells aus, welche die Bedeutung der Masken mit Anspielungen auf das Hochzeitsfest erklärten und die Aven-

turiers aufforderten, um einen gewissen Preis von 10 bis zu 100 Gulden, aber nicht darüber, sich im Ringstechen zu messen. Den ersten Dank sollte abweichend von den gewöhnlichen Regeln derjenige erhalten, der mit der besten und zierlichsten Invention, d. h. im sinnigsten und geschmackvollsten Costüm erscheint; den zweiten, wer nach dieser die artigste Invention auf die Bahn bringt; der dritte oder Zierdank soll dessen sein, der seinen Spieß am zierlichsten führt: den vierten erhält, wer in drei Carrieren den Ring am öftesten wegnimmt; wer nach ihm die meisten Treffer hat, den fünften, endlich der sechste oder Jungfrauendank steht zu Gefallen, Beliebung und Ausschlag des anwesenden hochlöblichen Frauenzimmers.

Der junge Kurfürst selbst erschien als der weitberühmte und streithafte Jason. In seinem Gefolge war der halbe Olymp vertreten. Da fuhr die Göttin Pallas auf einem Drachenwagen, Merkur daneben und der wundersame Chiron, hinter ihnen ritten acht Trompeter mit spitzen Hütlein und in blauen Taffet gekleidet. Dann folgten Juno mit der geflügelten Iris und Neptun auf dem Muschelwagen mit vielen olympischen Männlein und Weiblein. Hoch zu Roß sodann die sechs Ritter, welche dem Jason Lehnstreue geschworen hatten, mit goldenen Spießen und Schildern, türkischen Säbeln und rothen Leibröcken; sie führten mit sich die sechs Ochsen mit ehernen Füßen und die aus den gesäeten Zähnen erwachsenen neun Hauptlaster, die Heuchelei, schwarz gekleidet, mit Rosenkranz und Betbuch, woraus Kartenblätter fielen, die Geilheit, einen Spatzen auf der Hand rc. Auch der Drache und der treulose Pelias, der vor Neid sein eigen Herz frißt, waren bei dem Aufzug nicht vergessen. Zuletzt kam die Argo mit dem in goldener Rüstung prangenden Jason, dem das Orakel im güldenen Mastbaum schmeichelnde Worte zusang: „Zu der Zeit, wann der junge Löwe, von dem alten, edlen Löwen entsprungen, das königliche Lämblein, welches er zu Trotz den schwarzen Seeraben über Meer geholet, mit sich in seine Höhle gebracht und durch sein frohlockendes Brüllen die ganze Erde erschüttert hat, alsdann werden des neuen Jasonis hohe ritterliche Thaten recht angehen und durch dieselben die des Ersten verdunkelt werden, zu großem Aufnehmen des herrlichen Stammes, davon er entsproßen.“ Das Cartell, das die Knappen Jasons auswarfen, bewies, daß Halbgötter im Selbstlob nicht zurückhalten:

„Jason, ein Ueberwinder der gefährlichsten Abenteuer, ein

glückseliger Eroberer des größesten Schatzes, des guldenen Flisses, ein Triumphirer über allen Neid und vornehmster Favorit der weisen und streitbaren Palladis, an alle rittermäßige und heroische Herzen, die ihm in Tugend nachfolgend gleichmäße Ehre zu erlangen sich bemühen. Der weissagerische guldene Mastbaum, welchen unter andern hohen Heroen die weise und streitbare Pallas mir aus sonderlicher Zuneigung zu desto leichterer Vollbringung meiner Argonautischen Impresa in mein Schiff geschenkt, hat mir zu derselbigen glückliche Endschaft angedeutet, daß bei dieser gegenwärtigen Churfürstlichen Heimfahrt in den Palatinischen Palast ich wieder eben in der Gestalt, wie ich im Triumph in meinem Vaterland und Königreich Thessalia nach erobertem guldenen Fliß und Schatz eingezogen, mich præsentiren und neben zweien den vornehmsten aus meinen drei Gesellen, welche mir in meiner Impresa die größeste Assistenz erwiesen, ein löbliches Ritterspiel und Ringrennen zu Ehren dem hochlöblichsten Frauenzimmer und der werthen anwesenden Ritterschaft publiciren und halten würde müßen.

Derowegen und dieweil die mir so hoch erfreuliche und längst erwünschte Zeit nunmehr vorhanden, so hab' ich mich auf Befehl und Ordinanz meiner einigen Fürstin und Patronin, der weisen Palladis, mit meinen zwei getreuen Gesellen, welche sie, die Pallas, ihrer Tugend und Treu halben selbst erkoren und darzu würdig geacht, auch mit meinem ganzen und dem Thessalischen triumphirenden Einzug gar ähnlichen Comitat auher begeben, vorhabens neben ihnen wider all und jede Aventurier, so laut des ordinarii Cartells aufziehen und rennen wollen, ritterlich und männlich zu mainteniren: 1) Daß ohne weisen Rath und freudige Unternehmung keine hohe und der meinigen gleiche Impresa könne angefangen, viel weniger ins Werk und zu End gerichtet werden, 2) daß ohne treu und beständige Liebe die Mannheit sich keines glücklichen Sieges zu getrösten, 3) daß eines großmüthigen Herzens Sieg an sich selber anfahen müße, 4) daß demselben hernach kein Abenteuer vorkommen kann, die er nicht zu seinem Lob und Ehre zu Ende bringe, 5) daß der hohe Schatz, den ich in der neuen Colchischen Abenteuer erobert, über alle werth sei, 6) daß keiner dieses meines eroberten Schatzes Lob mehr auszubreiten, auch desselben mehr würdig sei und ihn meritire als ich. — Jason. Perseus. Telamon."

Markgraf Joachim Ernst und seine Ritter stellten in einer sehr stattlichen Invention den Aufzug Martis et Veneris dar. Den

Mars repräsentirte der Markgraf selbst, in schönes braunes und vergoldetes Zeug gekleidet, auf einem von braunen Hengsten gezogenen Triumphwagen. Von vier weißen Zeltern gezogen, folgte der Muschelwagen der Venus, die, in grünsilbernem und geblümtem Rock, einen köstlichen Haarbogen auf dem Haupt und ein brennendes Herz in der Hand trug. Nebenher schritten die keusche Penelope, die neun Musen, mit weiß taffetnen Leibröcklein angethan, die Cavalieri der Liebesgöttin, Adonis, Pyramus und Euryalus, mit grünen und weißen Helmbüschen und Schärpen, und viele andere dii minores, Pagen und Reisige.

Als sich auch dieser Zug gegenüber dem Frauenzimmer aufgestellt hatte, kündigte Trompetenruf das Nahen der dritten Gruppe an. Da wandelte heran der Berg Parnassus, darauf Apollo, ganz gülden anzusehen, zur Seite Mond und Sonne auf glänzend weißen Pferden. Dann folgten Pan mit seinen Satyren und Diana mit einer Nymphenschaar, von lustig blasenden Musikanten umgeben. Nun kam das Haupt des Zuges, Johann Friedrich von Wirtemberg als der alte Schwabenkönig Ariovistus, ein gar ansehnlicher Kriegsfürst, eine goldene Krone auf dem Haupte. Die Flüße und Berge Schwabens bildeten den Schluß des Aufzugs.

„Da war so große Pracht und solches Gefunkel von Gold und Waffenzier, daß auf das eigentlich Stechen wohl Niemand viel Acht haben mocht.“

Am nächsten Tage gab es neue Aufzüge. Die Pfalzgrafen Friedrich Casimir und Johann Casimir erschienen als Apollo und Bacchus mit lustigem Gefolge, dann kamen die unüberwindlichen Ritter Cordato, Rolante und Folianto, dann die zugleich schöne und freudige Martis Tochter und der streitbaren Amazonen fürtreffliche Königin Penthesilea, selbst der türkische Kaiser Bajazet führte seine Janitscharen und vermummten Frauen heran. Im achten und letzten Aufzug kam Herr Eberhard von Rappolstein mit seinen Gefährten, „der sein Cartell in Schrift allein den Herren Judicirern übergab und keines auswerfen ließ, derowegen auch dieses Aufzugs Beschreibung unterbleiben muß.“

Den ersten Inventionsdank erhielt Kurfürst Friedrich, im Rennen und Spießführen gewann Christian zu Anhalt den Preis, die meisten Ringe traf Markgraf Joachim Ernst. Während des Ritterspiels kamen auf der Zuschauertribüne ein französischer Edelmann und Hans Schott, des Landmarschalks in der Oberpfalz Sohn,

in Streit. Noch am nämlichen Abend duellirten sie sich vor der Stadt. Als der Schott einen Stich gegen den Franzosen führte, fing dieser mit der Linken, die mit einem ledernen Handschuh geschützt war, den Degen auf und durchstieß dann den Gegner zweimal, so daß er sogleich todt auf dem Platze blieb. „Dem unritterlichen welschen Gauch" wurde nachgesetzt, doch ohne Erfolg.

Am 12. Juni wurde unter der Leitung des kurfürstlichen Jägermeisters Freiherrn von Fechenbach ein Jagen im Schwetzinger Hardt, „wo so viel hohes Wild gehegt wird, daß man dasselb oftmals 300 Stück ansichtig wird", veranstaltet. Hier errang die englische Prinzessin selbst den ersten Preis, „welche dem Wild dermassen nachgerennet, daß es zu verwundern und in dieser Landesart etwas frembdes zu sehen gewesen."

Am 13. Juni, einem Sonntag, hat man der christlichen Predigt gewartet. Nach der Tafel fand ein Kübelrennen Statt, wobei die Bräuche und Ceremonien des ritterlichen Ringelstechens travestirt wurden. Hier erschien Don Quixote de la Mancha, der Ritter von der traurigen Gestalt. Er gab ein gedrucktes Cartell aus, worin er „alle umbschweifende Ritter, die das Zipperlein im Gehirn haben und unterm Hütlein nicht wohl verwahrt und der Art und Gewächs der Baronei sind" zum Kampfe aufruft. Mit ihm rückt sein alter und getreuer Sancho Pansa auf den Platz; er will für diesmal einen Kübel aufsetzen statt des Mambrini Goldhelm, „damit dieser durch seinen hellen Schein nit ebenermassen meiner Feinde Augen verblendete, als die triefäugigte Klarheit meiner holdseligen Dulcinea, deren Augen unter den 300 Blinden von Paris am schärfsten sehen, zu verdunkeln und zu verfinstern pflegt." Auch er stellt 14 Thesen über die Trefflichkeit des Kübelstechens auf. Schließlich kamen Herr und Knecht selbst in Streit und zerklopften sich mit wuchtigen Streichen die hölzernen Helme.

Den Beschluß der Kampfspiele bildete ein Kopfrennen, indem nach drei aufgesteckten Köpfen mit der Lanze gestochen, mit dem Wurfpfeil geschlendert und zuletzt mit dem Schwerte gestoßen wurde. Weitaus als Gewandtester erwies sich hierbei der fürstlich Anhaltische Stallmeister Jakob von Schlammersdorf.

Tags darauf schickten sich die meisten Gäste zur Heimkehr an und auch die englischen Herren schifften sich auf dem Neckar ein. Die noch länger Verweilenden hörten am 4. Juli in der Universität im Hörsaal der Juristen einen lateinischen Glückwunsch, von

dem edlen und vesten Johann Joachim von Rußdorf verfaßt und von einem studirenden Junker so wohl vorgetragen, daß die fürstlichen Personen, sowie der Rektor und die Professoren dem Redner die Hand gaben. Damit waren die Empfangsfestlichkeiten zu Ende.

„Zu Hof“, schließt Keylholz seinen Bericht, „sollen alle Mahlzeiten 500, auf dem Tanzhaus 150, im Commißhaus 40 Tisch gedeckt und in Allem 5500 Personen gespeist worden sein. Täglich gingen 1880 Maltern und 20 Fuder Weines auf.“

Die deutsche Kaiseridee seit den Befreiungskriegen.

Das römische Kaiserthum deutscher Nation war erloschen. Die Stiftung des Rheinbundes war nicht die Ursache, sondern nur die letzte bedeutende Erscheinung des unabwendbaren Verfalls. So fruchtlos Trauer über das Ereigniß gewesen wäre, ist es doch für die Zeitverhältnisse bezeichnend, daß weder im Norden noch im Süden eine Klage um die alte Reichsverfassung laut wurde. Ihre Grundlage und Lebensbedingung, das Bewußtsein, ja selbst das dunkle Gefühl der Zusammengehörigkeit war aus den Herzen verschwunden. Die glänzenden Waffenthaten des französischen Kriegsherrn, unter dessen Fahnen die Rheinbundstruppen kämpften, verblendeten die Fürsten, manche Errungenschaften der Revolution die Völker. Sogar die Erinnerung an ein deutsches Reich schien im Augenblick seines Sturzes erloschen. Preußen, das zu spät erkannte, wohin die Baseler Abmachungen führen mußten, erlag beim Versuch, durch eigene Kraft dem Uebermächtigen zu widerstehen, und hatte in den nächsten Jahren mit seiner Neuorganisation vollauf zu thun.

In diesen Reformen aber keimte die Kraft zum Wiederaufbau des deutschen Reiches. „Kein Engländer und kein Franzose," so hatte einst der große Kurfürst seinem Volke zugerufen, „soll über uns Deutsche gebieten, meinen Kindern will ich Degen und Pistolen in die Wiege geben, daß sie die fremden Nationen aus Deutschland helfen abhalten." In diesem Geiste wurde von Stein und Gneisenau die Erziehung des Preußenvolkes geleitet, und dieser Geist, der nicht blos von Berufssoldaten, wie sie unter Napoleon's Führung excellirten, sondern vom ganzen Volke Opfermuth und kriegerische Tüchtigkeit verlangte, machte wieder das Verlangen nach

nationaler Unabhängigkeit frisch auflodern. Auch im Süden hatte man inzwischen die bittere Erfahrung gemacht, daß große Raubvögel zwar mächtige Fittiche, aber auch scharfe Krallen haben. Die Fürsten erkannten, daß sie unter Napoleon's Protektorat sich nur noch wenig von den Präfekten des engeren Frankreich unterschieden, und die Völker mußten zornig mitansehen, wie Tausende von Landeskindern für den Ehrgeiz eines Fremden geopfert wurden. Das Bewußtsein unerträglicher Bedrückung ließ auch die Sachsen und Bayern und Schwaben in den Schaaren York's und Blücher's ihre natürlichen Bundesgenossen wieder erkennen, und an ihrer Seite fechtend wuschen sie den Makel der Verwelschung von ihren Waffen.

Als den deutschen Fahnen der Siegesflug über den Rhein bis in's Herz von Frankreich glücklich gelungen war, gab sich die Volksmeinung freudig der Zuversicht hin, daß die Fürsten, vom mächtigen Wehen des Zeitgeistes erfaßt, eine festere Einigung des gemeinsamen Vaterlandes anstreben würden. Die mannigfaltigsten Pläne wurden dargelegt, wie die Gefahren der Vielherrschaft abzuwenden wären, ohne alterworbene historische Rechte umzustoßen. Viele entschieden sich schon damals für den Föderativstaat, bei weitem die Mehrheit aber vereinigte sich im Ruf: Kaiser und Reich! Was für todt gegolten hatte, war nur im Schlummer gelegen: die Idee, daß die Einheit der deutschen Nation dem Ausland gegenüber durch Nichts geeigneter verkörpert werde, als durch Uebertragung der Kaiserkrone an ein von Allen gewähltes Oberhaupt. Was noch wenige Jahre zuvor den Einen ein Aergerniß, den Andern eine Thorheit schien, war plötzlich die allgemeine Losung für die Patrioten, nur Wenige schämten sich nicht, an selbstgenügsamem Partikularismus festzuhalten. Wiederherstellung des Kaiserthums sei, so hoffte man, gleichbedeutend mit Auferstehen der alten Machtstellung des deutschen Volkes. „Wir leben in einer neuen Zeit“, rief Arndt aus, „wir warten einer neuen Herrlichkeit, wie seit Jahrhunderten nicht gewesen ist.“ In einer Flugschrift: „Was darf Deutschland von seinen Fürsten und Völkern jetzt hoffen?“ wird ebenso dithyrambisch dieser Hoffnung Ausdruck verliehen. „Deutschland, mit Recht das Herz Europa's genannt, indem es laut schlagend vor Sehnsucht nach Licht und im Ringen nach Wahrheit die Ströme der Erkenntniß nach allen Adern hinsendet und wieder sammelt, wird wieder Tage des Glücks und des erneuten Glanzes feiern!“ Auch Oken eiferte laut gegen jene Bequemlichkeitspolitiker,

die immer nur das nächstliegende, egoistische Interesse verfolgen wollen. „Wir müssen nach nichts rufen als nach einem Kaiser", sagt er in der Nemesis, „nicht nach Verfassungen, nicht nach Eintheilung, nicht nach Handels-, Denk- und Gewissensfreiheit, nicht nach Wegschaffung despotischer Einrichtungen, Studienzwang, Nachdruck, Posterpressung, unerschwinglicher Steuern, nichts nach alledem müssen wir fragen. Mit dem Kaiser ist das Alles gegeben. Wozu Verfassungen entwerfen, wenn man keinen Mittelpunkt hat, von dem sie geltend, mit Macht unterstützt ausgehen können? Das deutsche Volk muß daher keinen Wunsch haben, als den Kaiser. Es muß an nichts denken, nach nichts rufen, seine Landesschmerzen verbeißen, bis ihm dieser Wunsch gewährt ist. Dann lindert sich alles von selbst. Deutschland steht dann wieder mit Rang, mit erstem Rang unter den Staaten der Welt, Deutschland hat dann eine dreimal verbürgte Freiheit, durch Kaiser, Fürsten und Landstände, Deutschland hat dann nur am Meer und an den Alpen Grenzen, nur da Handelssperren, und im Lande giebt es keine Fremde mehr!"

Nur in jener gehobenen Stimmung, in welche man durch die dramatische Entwickelung des Befreiungskampfes versetzt war, in jener patriotischen Begeisterung, die auch den Nüchternen zum Träumer wandelte, konnte man übersehen, wie wenig die thatsächlichen Verhältnisse dazu angethan waren, daß der ideale Volkswille zur That werde.

Der klaffende Dualismus, die Rivalität zwischen Oesterreich und Preußen war ja durch die gemeinsam geschlagenen Schlachten nicht aus der Welt geschafft. Schon diese Klippe genügte, um jene Hoffnungen scheitern zu machen.

Welcher Staat verdient die erste Stelle im Reich? welcher Fürst das höchste Ehrenamt? Diese Frage, unmittelbar zusammenhängend mit dem Volkswunsch nach Erneuung des Kaiserthums, fand nicht in gleicher Weise einstimmige Beantwortung. Die Mehrheit würde sich, wenn es damals zur Wahl gekommen wäre, unzweifelhaft für Oesterreich entschieden haben. Wenn auch der Glanz der Krone Karl's V. in den letzten Jahrhunderten verblichen war, so war doch die Tradition so einflußreich, daß nicht blos der ganze Süden die Wiederaufrichtung des Kaiserthrones durch die Habsburger wünschte und erwartete, sondern auch in vielen Ortschaften Mittel- und Norddeutschlands das Geburtsfest Franz' II. wieder festlich begangen wurde, weil man seine Wahl als vollendete That-

sache betrachtete. Insbesondere das Organ des heißblütigen Görres, der „Rheinische Merkur“, verfocht beredt und begeistert das Programm, das die politische Bedeutung des Liedes: „Es giebt nur eine Kaiserstadt, es giebt nur ein Wien!“ betonte. „Im Süden des Reiches sei Oesterreich die Mitte und bei ihm die Obhut, im Norden herrsche Preußen, Nord und Süd vereinige sich in der höheren Idee der Kaiserwürde! Diese soll aber, wie seit Jahrhunderten, durch Fürsten aus dem Hause Habsburg besetzt bleiben, dagegen soll Oesterreich selbst einen anderen Erzherzog an der Spitze haben.“

Auch Arndt war damit einverstanden, daß die Kaiserwürde bei Oesterreich verbleibe, aber die Sonderstellung im Reich, die er Preußen eingeräumt wissen will, weist schon darauf hin, von welcher Seite die Erfüllung des Kaiserplanes gefährdet sei. Ein Staat, der noch vor wenigen Jahren einen Friedrich den Großen zum Regenten hatte, der auch am großen Nationalwerk der Befreiung den Löwenantheil beanspruchen durfte, konnte nicht mehr in eine zweite Rangstufe in Deutschland eingewiesen werden, und alle Vorschläge, wie ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, waren Seifenblasen.

Dazu kam, daß noch ein Dritter auf den Rangstreit der beiden Mächtigeren mit scheelen Augen blickte, mißtrauisch gegen beide auf Wahrung der Souveränetät bedacht und stets bereit, die kleineren deutschen Staaten zum Schutz der alten „deutschen Freiheit“ um sich zu sammeln, Bayern, das den gewandten und ehrgeizigen Montgelas am Steuerruder hatte.

Vom Kampf der Meinungen und Wünsche bezüglich der Neugestaltung des Reichs und der Besetzung des kaiserlichen Thrones giebt ein von Görres verfaßter Dialog: „Der Kaiser und das Reich“ ein anschauliches Bild. Der Repräsentant Bayerns erhebt am lautesten seine Stimme gegen ein Wiederhervorgraben der alten todten Kaiserwürde, denn wer gebe Gewähr, daß der Kaiser sich in den Schranken des wehrlosen Buchstabens eines Vertrags oder einer Verfassung halten werde? Gegen diese Selbstsucht, wie gegen die Eifersucht der Vertreter Oesterreichs und Preußens richtet nun Görres schneidige Worte, die seine innere Erregtheit verrathen. Die „kaiserlose“ Zeit ist ihm die Epoche der Verwilderung, des Siechthums Deutschlands; das Kaiserthum allein bedeute Gesundheit und Kraft. An Dante's Hand möge sich die Gegenwart zum Verständniß jener erhabensten Periode deutscher Geschichte der Kaiser-

zeit wieder emporarbeiten. „Jede Gemeinde muß verderben, worin mehrere herrschen wollen, und so auch das Reich, und wenn die Gattung zu einem Zwecke strebt, muß sie auch einen Regenten haben, und dies ist der Kaiser. Denn die Ordnung der Theile zum Ganzen ist besser und höher als die Ordnung der Theile unter sich, weil die letztere allein ist um der ersteren willen.“ Die Kaiserwürde allein könne die tiefe Kluft zwischen den beiden deutschen Großmächten überbrücken. „Zwar erkenne ich es als ein Unglück, daß im Reich zwei Mächte stark geworden sind; aber es gehört zur Geschichte, und in dieser wird es gewiß einst klar werden, warum Preußen aus einem so kleinen Anfang, unter dem Widerstreben der übrigen Welt, so groß geworden, daß es nach wenigen Jahren sich neben den Kaiser stellen konnte. Darum wird Preußen sicherlich nicht nach der höchsten Ehre streben, aber die nächste Ehre nach des Kaisers Ehre gebührt ihm ohne Zweifel .... So ist es geordnet durch die Vorsicht des Geistes, der die Welt regiert, daß die deutschen Völkerschaften, sofern sie einander entfremdet sein mögen, nicht lassen können von einander. Oesterreich kann des Reiches nicht entbehren, und dieses ist seiner bedürftig; Preußen ist durch seinen Bestand an beide gewiesen und diese können wieder nicht ohne dasselbe bestehen ... Der eherne Ring, in den Deutschland geschlagen ist, sei unsere Einigkeit und unsere Liebe zum gemeinen Vaterlande und sein Bild sei die Kaiserkrone, die fortan Habsburg mit Ehren trage.“

Wie kühl und nüchtern dagegen wurde die Kaiseridee von den Lenkern der Geschicke Europa's, die sich auf dem Parket der Wiener Hofburg bewegten, aufgenommen und verhandelt. Nur die kleineren Fürsten und diese nur, weil sie davon Schutz ihrer eigenen Herrschaft erwarteten, griffen den Plan ernstlich auf. Führer ihrer Bestrebungen war der niederländische Gesandte von Gagern, der mit vielen hervorragenden Politikern deshalb in Verbindung trat. Endlich wurde von 29 deutschen Fürsten, worunter auch Hannover, dem Congreß eine Note übergeben, die ein gemeinsames Oberhaupt für die deutsche Nation forderte, welches „dem von den Ständen des Bundes gemeinsam Beschlossenen die unverbrüchliche Vollziehung sichere, die Säumigen oder Weigernden ohne Unterschied mit erforderlichem Nachdruck zur Erfüllung des Bundesvertrags anhalte, der Bundesjustiz schnelle und vollkommene Folge verschaffe, die Kriegsmacht des Bundes leite, und so im Innern wie gegen

Außen allen Staaten desselben, auch dem mächtigsten, als Beschützer und Repräsentant der deutschen Nation sich darstelle.“ Bei den Vertretern der fremden Mächte stieß der Plan auf getheilte Ansichten. Namentlich der russische Minister Capodistria, der später bei der Erhebung Griechenlands eine so bedeutsame Rolle spielte, trat als energischer Anwalt für die Kaiseridee auf und erklärte: eine feste Einigung Deutschlands sei ein Friedensbedürfniß für ganz Europa, ein geeinigtes Deutschland die einzige sichere Grundlage des europäischen Gleichgewichts. Genügende Festigkeit der Verfassung, führt er in seiner an Kaiser Alexander gerichteten Denkschrift aus, könne nur durch ein Oberhaupt gegeben werden. Es sei daher rathsam und den Wünschen der Deutschen entsprechend, Oesterreich diese Würde mit den nöthigen Vorrechten zu übertragen. Oesterreich erhalte durch die deutsche Krone kein Uebergewicht für den Angriff, sondern nur eine erhaltende und vertheidigende Macht.

Kaiser Alexander schenkte diesen Vorstellungen in der That Gehör und knüpfte mit Oesterreich und Preußen Unterhandlungen an. Sie führten zu einem Ergebniß, das auf den ersten Blick überraschen könnte: Oesterreich selbst zeigte durchaus nicht große Lust, die deutsche Kaiserkrone, die für die Habsburger nur eine drückende Last gewesen sei, wieder zu übernehmen. Andrerseits sprach sich Preußen, da es selbst zum Sturz Napoleon's die bedeutendsten Anstrengungen gemacht habe, entschieden gegen jede Art von Unterordnung aus. Nicht Stein war der Träger dieser eifersüchtigen Politik. Obwohl Preuße mit ganzer Seele, hielt er doch den Gedanken der deutschen Einheit so hoch, daß er den Ansprüchen Oesterreichs an eine Hegemonie den Vorrang zugestehen wollte, falls nur wirklich dadurch eine festere Centralisation ermöglicht wäre. Dagegen waren Hardenberg und Humboldt ausgesprochene Gegner der österreichischen Candidatur. Wo die Macht, erklärten sie, da sei auch die Krone; der Staat, der allein eine wirkliche Stütze des deutschen Landes sein könne und mit dessen Interessen unlösbar verflochten sei, könne sich nicht einem anderen unterwerfen, der stets seine Pflichten gegen Deutschland den eigenen, in Italien und Ungarn und Polen wurzelnden Interessen hintangesetzt habe. Mithin war die Befürchtung wohlbegründet, daß der preußische Staat die Erinnerung an die durch den Befreiungskampf begründete, unabhängige Machtstellung, selbst wenn er sich auch vorübergehend opferwillig unterordnen würde, nicht vergessen und seinen Einfluß, der

ihm kraft des Gesetzes der Schwere in der Politik im Norden immer gesichert war, früher oder später so gebrauchen würde, daß dem Reichsoberhaupt gefährliche Schwierigkeiten erwachsen müßten. Mehr noch erregte eine andere Besorgniß in Metternich, dem allmächtigen Leiter des österreichischen Staatswesens, Widerwillen gegen die Kaiserwürde. Wäre Oesterreich an die Spitze Deutschlands getreten, so hätte kaum vermieden werden können, einige freiheitliche Institutionen in die neue Reichsverfassung aufzunehmen. Auch wäre die Gefahr nahe gelegen, daß bei einer engeren Verbindung der österreichischen mit den deutschen, namentlich den vormaligen Rheinbundstaaten, ihre im Sinne Metternich's revolutionären Einrichtungen auch auf die österreichischen Kronländer gefährlichen Einfluß gewonnen hätten. Diese Gründe genügten, um Kaiser Franz zu einem förmlichen Verzicht auf die in Aussicht gestellte Würde zu bewegen. Um die öffentliche Meinung kümmerte sich auf dem Congreß Niemand, und die Veröffentlichung der Bundesacte setzte auch der standhaftesten Hoffnung auf Repristinirung des alten Reichs ein Ende.

Wie wenig die neue Bundesverfassung den Volkswünschen entsprach, wird düster von Varnhagen geschildert. „Für Oesterreich und Preußen," sagt er in seinen Denkwürdigkeiten, „war der Bund eine auswärtige, das Volk so gut wie gar nicht berührende Angelegenheit; Bayern und die übrigen ehemals rheinbündischen Staaten befürchteten eine Beschränkung ihrer theuer erworbenen Souveränetät: Sachsen und Hannover, ersteres durch Verlust, letzteres durch zu geringen Gewinn mürrisch, zeigten keine besondere Neigung zum raschen Fortschreiten; die kleinsten Bundesglieder wußten noch nicht, ob der Bundestag ihre Selbständigkeit aufheben werde oder befestigen, die Mediatisirten sahen schon, daß ihren Ansprüchen der Boden nicht günstig sei, und eben so war die katholische Partei schon überzeugt, daß die Wünsche und Strebungen ihrer Kirche hier nie durchdringen würden. Daß der Bundestag nicht dazu da sei, die Sache des Volks und der Freiheit, der gemeinsamen Wohlfahrt und Ehre des Vaterlandes zu fördern, diese Ueberzeugung war allgemein verbreitet und leider nur zu sehr begründet."

Rasch verflog alle nationale Begeisterung. Die einzelnen Regierungen setzten selbst alle Hebel in Bewegung, um sich gegenseitig in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Die in Bayern erscheinende officiöse „Allemannia" verhöhnte Alles, was vom ge-

fürchteten und gehaßten Preußen geschehen war und geschah, und norddeutsche Publicisten verloren sich in nicht minder maßlose Anschuldigungen und Gehässigkeiten. Die preußische Regierung gab, indem sie ganz in metternichsches Fahrwasser einlenkte, selbst zu erkennen, daß sie die deutsch-nationale Sache als verloren betrachte, und der Patriot mußte sich abwenden von Staatsmännern, die Schmalz' Denunciation des Tugendbundes des Lobes und Lohnes würdigten. Allenthalben geschah Alles, um Beschäftigung des Volkes mit vaterländischen Fragen zu verhindern, die Theilnahme an politischem Leben zu unterdrücken. Rasch vergaß man, daß gerade die allgemeine politische Regsamkeit der Haupthebel bei dem Befreiungswerk war, daß die eifrigste Thätigkeit der Regierungen den überraschend glücklichen Erfolg nicht erzielt hätte, wenn nicht das Aufleben des nationalen Gedankens in allen Gauen und Gemeinden den Bürger zur thatkräftigen Mitwirkung aufgerufen hätte. Freilich verirrten sich jetzt die Ansichten mancher, die noch für staatliche und nationale Fragen Interesse zeigten, auf falsche und gefährliche Bahnen, aber auch solche Uebertreibungen waren des ihnen zu Grunde liegenden nationalen Gedankens wegen nicht so strafbar, als die Furcht vor dem Gespenst der Revolution damals annehmen ließ. Von solchen Verirrungen und Verfolgungen gilt das freimüthige Wort, das Kottwitz in Kleist's Prinz von Homburg dem großen Kurfürsten entgegenhält:

„Kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles willen,
Wo die Empfindung sich verderblich zeigte,
Zehn andere vergißt im Lauf der Dinge,
Wo die Empfindung einzig retten kann!"

Das von Karlsbad ausgegangene Quos ego brachte endlich alle nationalen Wünsche zum Schweigen. Bekanntlich läßt man in Karlsbad allerlei Gegenstände mit Sinter, der vom Strudel angesetzt wird, überziehen, um sie als Curiositäten zu verkaufen. Solche Eisrinde umzog auch nach den Karlsbader Beschlüssen das politische Leben Deutschlands. Wenn es vorher in der Presse oft zügellos hergegangen war wie in Dorfschenken bei der Kirchweih, so erscheint sie von dieser Zeit an in der frommen Gestalt einer Betgenossenschaft. St. Pierre's ewiger Friede schien gekommen, aber mit ihm kein goldenes Zeitalter. Jetzt galt als höchste Weisheit, sich nur um Gewinn und Verlust an äußerem Wohlstand zu bekümmern, das Brot als Hauptsache, das politische Wort als gefährlichen

Artikel zu betrachten. Die Modeliteratur spiegelt getreu die Zeitstimmung. Es ist begreiflich, daß die Kaiseridee von einer Generation, die für Clauren schwärmte, nicht erfaßt, geschweige denn in's Leben gerufen werden konnte.

Auf solche Windstille mußten Stürme folgen. Die Bewegung der Dreißiger Jahre war jedoch von jener früheren gründlich verschieden. Unter der Einwirkung der Julirevolution in Paris hielten in Deutschland nur noch Wenige am Gedanken einer nationalen Einigung fest. Die meisten „Sprecher des Volks" waren mehr oder minder offene Bewunderer jener chimärischen Gleichheit der Neufranken von 1793. Man schwärmte für Völkerlenz und Völkerverbrüderung, der nationale Gedanke war in den Hintergrund gedrängt, wenn auch die Gründung eines neuen deutschen Reichs in einige Programme geheimer Gesellschaften aufgenommen war. Der Frankfurter Putsch beweist, wie wenig jene Vorkämpfer, die den Baum fällen wollten, um die Früchte abzupflücken, auf die nächstliegenden Gebote der Klugheit achteten, — beweist, daß positive Resultate von den verschwommenen Bestrebungen der Hambacher Wallfahrer nie erzielt worden wären.

Doch fehlte es auch in dieser Periode nicht an Politikern, denen eine Fortentwickelung des politischen Lebens in Deutschland am Herzen lag, ohne veilchenblaue Umsturzpläne zu schmieden oder Pariser Blousenmänner und polnische Sensenträger zu Hülfe zu rufen.

In keinem deutschen Staate wurde trotz der idiokratischen Neigungen Ludwig's I. von der Regierung so gewissenhaft die Verfassung geachtet, als in Bayern. Dies macht erklärlich, daß auch die Vorstellung, das bayrische Volk sei Deutschlands aufgespartes Kapital und habe den Beruf, die deutsche Frage zum Abschluß zu bringen, Anhänger gewinnen konnte. Als Ernst Münch 1831 die bayrische Regierung heftig angriff, traten Rotteck's politische „Annalen", das Organ der süddeutschen Liberalen, energisch für König Ludwig ein. Bayerns Katholicismus bewahre seine Reinheit ohne Verfolgungsgeist, der Protestantismus sei hier nicht minder geachtet und geschützt, das Ministerium Zentner und Armansperg finde an Bürgerfreundlichkeit und Weltblick kaum seines Gleichen in Deutschland. „Sollte einst der Gedanke einer Dictatur für Deutschland ins Werk treten, so würde Bayern als rein deutscher Staat die rein deutsche Aufgabe am freiesten lösen." Wenn Klüpfel

daran die Bemerkung fügt, man habe in der nächsten Umgebung König Ludwig's ernstlich den Plan verfolgt, von Bayern aus die politische Einheit Deutschlands in's Werk zu setzen und den König zum deutschen Kaiser zu erheben, ja General Raglowich habe bereits einen militärischen Plan für diesen Zweck entworfen, so darf die Glaubwürdigkeit dieser Angabe billig in Zweifel gezogen werden. Am Münchener Hofe hatte sich damals schon der Systemwechsel vollzogen, der die Annahme, der König habe mit Hülfe des Liberalismus Anhang gewinnen wollen, von vornherein ausschließt.

Im Gegensatz zu Rotteck's Organ, das die Regierung Preußens ihrer reaktionären Tendenz wegen mit maßlosem Hohn und Tadel verfolgte, stellte Pfizer in seinem Briefwechsel zweier Deutscher als Grundprincip auf, nur eine Einheit Deutschlands mit der Vormacht Preußen könne ernsthaft in Betracht gezogen werden. Zum ersten Mal wurden von diesem Publicisten bei politischen Meditationen die thatsächlichen Verhältnisse genügend gewürdigt: nicht das Wünschenswerthe, sondern das Erreichbare hieß er anstreben. Oesterreich, ein mächtiger Staat für sich, habe seit Jahrhunderten seinen politischen Beruf darin gesehen, der Träger des Conservativen und wohl auch des Reaktionären zu sein; eine solche Macht könne nie die Grundlage eines verjüngten Deutschland sein, das, um seine frühere Machtstellung zu gewinnen, nicht gegen den Strom der Ereignisse sich stemmen, sondern frischen Muthes sich forttragen lassen müsse. Dazu könne nur Preußen, der junge Staat Friedrich's des Großen, ein Stützpunkt werden, ein Kern, um den sich die übrigen Stämme gruppirten. Doch nicht eine Militärdiktatur, sondern nur konstitutionelle Entwickelung könne den Weg zum Protektorat bahnen. Mit illusorischer Föderativverfassung sei nicht zu helfen. Zu einer wahren Föderativverfassung, sei es nun ein Bund von Fürsten oder von Völkern, gehöre Gleichheit der Macht und der Interessen. So lange diese Bedingungen nicht erfüllbar, bleibe keine andere Wahl übrig, als zwischen freiwilliger, gegen Mißbrauch der Gewalt so viel als möglich vorsichtiger Unterordnung unter eine überlegene Größe oder beständigem Zwiespalt, Bürgerkrieg und fremder Vergewaltigung. „Will also Deutschland irgend eine politische Bedeutung gewinnen, so muß es den ersten Weg einschlagen und müssen sich die Fürsten zur Anerkennung eines Supremats wenigstens in den auswärtigen Verhältnissen verstehen. Ein Bundesstaat ist das Rechte aber nur dann, wenn eine zwingende Gewalt

und die Mittel zur Vollstreckung des nationalen Gesammtwillens vorhanden. Das Verhältniß der Bundesstaaten muß vor Allem so geordnet sein, daß es nicht in der Willkür des Einzelnen steht, ob er für die gemeinschaftliche Sache mitwirken oder sich davon lossagen und mit Fremden verbünden will."

Während Pfizer nur im Allgemeinen von einer „Hegemonie" Preußens spricht, citirt ein 1832 erschienenes Schriftchen: „De l'unité germanique ou de la régéneration de l'Allemagne" unmittelbar die Kaiseridee und fordert für die Hollenzollern die erbliche Kaiserkrone. Die übrigen deutschen Fürsten sollen eine erste Kammer, die Stände aller Staaten ein Reichsparlament bilden. Aber abgesehen davon, daß die Rivalität der beiden deutschen Großmächte noch eben so wie zu Zeiten des Wiener Congresses fortdauerte, war man noch nirgendwo weniger gesonnen, um nationaler Ehrenstellen und Interessen willen die von allen diesen Publicisten verlangten freiheitlichen Zugeständnisse zu machen, als in Preußen.

Das Jahr 1840 blieb nicht ohne wohlthätige Einwirkung auf die Fortentwicklung des deutschen Einigungsgedankens. Als ein Krieg mit dem westlichen Nachbar drohend in Aussicht stand, regte sich wieder in Preußen das deutsche Gewissen, und auch in Süddeutschland wurde der Aufschwung des Nationalgefühls von den Regierungen begünstigt. Man that einige Schritte, um wenigstens für die Wehrverfassung eine einheitliche Form zu finden. Sobald aber die äußere Gefahr verschwunden war, verschwanden auch diese Aeußerungen guten Willens, und das Ministerium Eichhorn wie das Ministerium Abel erschracken vor den Gefahren eines Weges, auf welchen einst die streng bestraften Mitglieder demokratischer Vereine hingewiesen hatten.

Doch die Sehnsucht nach einer innigeren Gemeinschaft der deutschen Stämme wollte trotz alledem nicht erlöschen. Das Vereinswesen, das in Deutschland eine Ausbildung erhielt, wie bei keinem anderen Volke, und sich trotz aller Störungen und Hindernisse fortpflanzte und behauptete, hütete treu den Einheitsgedanken, so daß dieser, als die durch ganz Europa eilende Bewegung des Jahres 1848 auch Deutschland erfaßte, mit einer Kraft und Einhelligkeit auftrat, die nach der Stagnation der Vorjahre geradezu wunderbar erscheint.

In rasch wechselndem Wellenschlag tauchten seit den Märztagen, die alle politischen Kräfte zu fieberhafter Anspannung aufregten,

die mannigfaltigsten Theorien und Systeme auf, alle eine nationale Wiedergeburt Deutschlands bezweckend.

Den Bemühungen Radowitz' gelang es zu erwirken, daß Friedrich Wilhelm IV. selbst in das berühmte Patent vom 18. März die weitreichendsten Verheißungen, die eine kräftige Neugestaltung Deutschlands als Ziel der preußischen Politik aufstellten, einfügte. Sie fanden aber nicht die erwartete freudige Anerkennung. Einerseits befürchtete man, der König rede eine Sprache, die nicht in Wahrheit die seinige, andrerseits waren ausgedehnte Volkskreise auf den Abweg radikaler Selbstüberschätzung gerathen und lebten des Glaubens, man könne mit Siebenmeilenstiefeln leicht über alle etwa von den Regierungen in den Weg gelegten Hindernisse hinwegsetzen. Gab man ja doch den Landesfürsten nicht selten unverblümt zu verstehen, nur ihr freiwilliger oder unfreiwilliger Verzicht auf irdische Ehren könne den „Genius des Vaterlandes wieder erwecken." Vielleicht wäre diese Epoche eifrigster politischer Thätigkeit nicht so ganz ohne positive Resultate geblieben, wenn nicht auch ehrliches Entgegenkommen der Regierungen in Reformfragen auf übermüthige Ueberforderungen einer radikalen Opposition gestoßen wäre. Als das deutsche Volk zur Wahl einer Vertretung schritt, wurde von Vielen schon dem Wahlakt selbst eine oppositionelle Bedeutung beigemessen, man wollte deshalb den Vertrauensmännern eine souveräne Macht eingeräumt wissen, die ihnen von den regierenden Gewalten nicht ruhig überlassen werden konnte. Nur volles Einverständniß von Fürsten und Volk konnte dem nationalen Verfassungswerk eine befriedigende Lösung sichern, — statt dessen sah man hier und dort jedes Zugeständniß als Verlust an und glaubte nur durch Schwächung des Andern die eigene Kraft zu stärken.

Schon in der Vorberathung der Delegirten, die der Bundesversammlung beigegeben waren, tauchte wieder die Kaiseridee auf Der von ihnen ausgearbeitete Entwurf, im Wesentlichen ein Werk Dahlmann's, stellte das Postulat „Erbliches Reichsoberhaupt" an die Spitze. Schon in diesem engeren Ausschusse waren aber Meinungsdifferenzen zu Tage getreten. Als vollends die weit auseinander weichenden Parteiinteressen im Parlamente selbst zahlreichere und heftigere Vertreter fanden, war an eine friedliche und allseitig befriedigende Lösung der Frage nicht mehr zu denken.

Nichts ist so charakteristisch für die Entwickelung oder vielmehr Nichtentwickelung des deutschen Staatslebens in den Bundestags-

zeiten als die originelle Thatsache, daß eine für ein habsburgisches Kaiserthum eintretende Schrift, die zur Zeit des Wiener Congresses erschienen war: „Bedarf Deutschland einen Kaiser?“ im Jahr 1848 wörtlich wieder abgedruckt wurde, weil man annehmen konnte, daß die deutsche Frage wieder völlig auf jenem Standpunkt angelangt sei.

Anfänglich war bei Eröffnung der constituirenden Nationalversammlung, an die sich so große Hoffnungen knüpften, die Stimmung für Oesterreich günstig. Friedrich Wilhelm war im Süden nicht populär, vor allem war die Confessionsfrage immer noch von allergrößter Bedeutung. Auch der Vorschlag tauchte auf, die Krone sollte den Monarchen Oesterreichs und Preußens wechselweise übertragen werden. Eisenmann dagegen, der von der bayerischen Staatsregierung als Hochverräther so lange Jahre in strenger Haft gehalten worden war, trat für den Prinzipat des Königs von Bayern auf, aber auch dieser Vorschlag fand principielle Gegner an den eifersüchtigen Vertretern anderer Mittelstaaten. Ein Wahlkaiserthum, an keinen Staat und keine Dynastie geknüpft, genügte den Monarchisten nicht, und jede Opposition fand Bundesgenossenschaft an den besonders vor Hecker's Putsch einflußreichen Freunden republikanischer Verfassung.

Obwohl Heinrich von Gagern, der den Vorschlag zur Wahl eines Reichsverwesers an die Versammlung brachte, persönlich kein Anhänger einer österreichischen Hegemonie war, so kann man doch in der mit großer Stimmenmehrheit vollzogenen Wahl des österreichischen Erzherzogs eine Kundgebung alter Sympathien für das durch die Tradition mit der Kaiserkrone in engste Verbindung gesetzte Erzhaus erblicken. Gerade der Kaiserstaat wollte aber am wenigsten die Freundschaft der „revolutionären“ Versammlung suchen. Die Hinrichtung des Abgesandten des Nationalkonvents zeigte noch eindringlicher als der von Preußen ohne Beachtung der neuen Reichsverweserschaft abgeschlossene Malmöer Waffenstillstand, daß die Konstituante auf Unterstützung jener Mächte, die allein dazu im Stande waren, nicht zählen durfte, — was konnte da die Zustimmung der kleineren und kleinsten Staaten nützen! Auch das diplomatisch kurz abgefaßte Programm Schwarzenberg's, das die Stellung Oesterreichs zu Deutschland charakterisirte, konnte den Einfluß der Freunde Oesterreichs im Parlament nicht verstärken. Damals sprach Beckerath das Wort aus, das seitdem der nationalen Bewegung den Weg wies: „Das Warten auf Oesterreich ist der

Tod der deutschen Einheit!“ Obwohl nun auch die preußische Regierung kaum minder schroff jede Einmischung der Frankfurter Gewalten ablehnte, wies doch eine weniger durch Zahl als durch Bedeutung ihrer Anhänger einflußreiche Partei, die nicht wie die radikale Linke über dem Schelten auf Berliner Junker und Manteuffeleien völlig der Zukunft vergaß, fort und fort auf den deutschen Beruf Preußens und Uebertragung der Centralgewalt an diesen Staat. Ein geistreich redigirtes Organ, die „Deutsche Zeitung“, unterstützte ihr Programm. Dessenungeachtet drang es nicht durch, als die Oberhauptsfrage zum ersten Mal zur Abstimmung gelangte. Als aber die preußische Regierung wenigstens einen Schritt zur Annäherung machte und Geneigtheit zu erkennen gab, für die Anerkennung des zu wählenden Oberhauptes einzutreten, erstarkte jene Fraction so überraschend, daß Welker's Antrag, es möge die erbliche Kaiserwürde dem König von Preußen übertragen werden, bei der Fortsetzung der Berathung am 28. März mit Stimmenmehrheit angenommen wurde.

Wie weit man aber noch von der ersehnten Einigung und Einheit war, beweist schon die Thatsache, daß sich fast die Hälfte der Wähler, Oesterreicher und Bayern, sowie die Ultra's in kirchlicher und politischer Richtung der Wahl entzogen hatten. Nichtsdestoweniger wurde die Kaiserbotschaft im größeren Theil der deutschen Lande lebhaft begrüßt, und die Stimmen jener Männer, die schon lange nach einem Wiederaufbau des deutschen Reiches gerufen hatten, begleiteten die Abgeordneten, die dem Erben der Königskrone Friedrich's des Großen die Kaiserkrone der Ottonen boten, mit hoffnungsvollen Friedenswünschen.

Doch konnte dieser Patriotismus Wiederhall in der Königsburg an der Spree finden?

Damals, als Friedrich Wilhelm IV. auf dem Balkon des Berliner Schlosses erschien, mochte es den Anschein haben, als wolle er der Leiter jener Bewegung werden, die ganz Deutschland ergriffen hatte, aber der natürliche Gegensatz hohenzollernscher Tradition und der Frankfurter Principien war nicht zu überbrücken. Als Bunsen in begeisterten Worten dem König darzulegen suchte, daß durch die Macht populärer Sympathien die Eifersucht Oesterreichs, der Widerwille der mittleren Staaten und die Opposition der Katholiken zu überwinden seien und das alte Kaiserthum auf diesem Wege an Preußen übergehen könne, antwortete Friedrich Wilhelm (13. De-

cember 1848): „Die Krone, die ein Hohenzoller nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine, wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht (dans le genre de la couronne des pavés de Louis Philippe), sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird, nach der heiligen Oelung „von Gottes Gnaden" macht, weil und wie sie mehr denn 34 Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den Letzten immer der alten Reihe gesellt. Die Krone, die die Ottonen, die Hohenstaufen, die Habsburger getragen, kann natürlich ein Hohenzoller tragen, sie ehrt ihn überschwänglich mit tausendjährigem Glanze. Die aber, die Sie leider meinen, verunehrt überschwänglich mit ihrem Ludergeruch der Revolution von 1848, der albernsten, dümmsten, schlechtesten, wenn auch, Gott Lob, nicht böseſten dieses Jahrhunderts. Einen solchen imaginären Reif, aus Dreck und Letten gebacken, soll ein legitimer König von Gottes Gnaden und nun gar der König von Preußen sich geben lassen, der den Segen hat, wenn auch nicht die älteste, doch die edelste Krone, die Niemand gestohlen worden ist, zu tragen?" In diesen Worten spricht sich schon deutlich aus, welche Antwort der Vorkämpfer der loyalen Gewalten den Frankfurter Abgeordneten geben mußte.

Ueber die Beweggründe und Erwägungen, die ihn zur Ablehnung vermochten, sprach er sich einem befreundeten Fürsten gegenüber noch ausführlicher aus. „Der Bescheid mußte höflich, würdig und klar seyn. So beurtheilt ihn die große Menge des Publikums, gebe Gott, daß ‚mes bons frères' auf den Thronen ihn auch so beurtheilen. Der Kern des Bescheides ist der: Von Euch in Frankfurt nehm' ich nichts an, weil Ihr kein Recht etwas zu biethen habt. Das mache ich mit den rechtmäßigen höchsten Obrigkeiten Teutschlands ab. Die haben jetzt mit mir und — wo irgend möglich — auch mit Oesterreich das Werk der Verfassungsvereinbarung mit der Paulskirche vorzunehmen und die Frage über die künftige Central-Gewalt wird dann und dort ihre natürliche Lösung finden. In diesem Sinne sind alle Erklärungen und Noten vom und seit dem 3. April zu beurtheilen. Was ich aber selbst hinzugefügt habe, ist bey weitem die Hauptsache. Das ist die Idée, daß die gekrönten Häupter und Fürsten Teutschlands mir die ‚provisorische' Centralgewalt übertragen möchten.

Hierin liegt nach meiner heiligsten Ueberzeugung das Ende der Revoluzions-Herrschaft und der Beginn des siegreichen Kampfes mit der Revoluzion von 48 selbst. Sobald ich diese fürstliche Ernennung habe, bin ich der Commißar der rechtmäßigen Obrigkeiten, der Erzherzog ist dagegen der Commißar der Souverainetät der Nazionalversammlung, folglich der Revoluzion. Mit dem Augenblick meiner Bevollmächtigung durch die rechtmäßigen Souveraine steht die Obrigkeit Teutschlands da, wo dieselbe seit einem Jahre nicht mehr war, das heißt: Oben! Mit demselben Augenblick tritt die Wendung der Dinge ein. Die Unterhandlung über die Vereinbarung mit Frankfurt ist, wie mit einem Zauberschlag, eine wesentlich andere. Die Könige und Fürsten, einen und zwar einen Mächtigen aus ihnen durch ihre freye Wahl provisorisch an ihrer Spitze, unterhandeln mit ihren in der Paulskirche versammelten, von ihnen zu Verfassungs-Vorschlägen autorisierten Unterthanen. Bis zu dem Moment stand die Paulskirche de facto oben und ist in ihrem übrigens ganz natürlichen Hoheitsschwindel so weit gegangen, daß sie ihren Fürsten und Obrigkeiten 1) eine Verfassung, 2) einen Kaiser octroyiren will. Durch das neue Verhältniß wendet sich das Blatt. Wir vereinbaren von unsren Thronen aus, nehmen an, was annehmbar, verwerfen, was verworfen werden muß, und — reißen alle Stricke — befehlen ‚als Obrigkeit'."

Ebenso geht aus den Briefen an Bunsen hervor, daß die deutsche Krone oder, wie sich der König anderwärts vorsichtiger ausdrückt, die Statthalterschaft das Ziel seiner Wünsche. „Als Statthalter der Könige und Fürsten kann ich helfen," fährt er fort, „darüber ist Oesterreich leider und zum eignen Schaden blind! Bis jetzt hatt' ich 16 Stimmen zur Statthalterschaft, die Würtembergische dazu macht 17. Noch 3 königliche Stimmen dazu, wären 20, also mehr als die Hälfte aller teutschen Fürstenstimmen. . . . Doch stille von schönen Träumen, vom geretteten Teutschland! Bey der Umgestaltung der Bundesverhältnisse müssen drei Dinge auf's Allerschärfste in's Auge gefaßt werden: 1) Die Wahrung der Souverainetät der Könige und Fürsten, 2) die Sicherheit des neuen Baues, 3) die wirklich gerechten Forderungen der Edleren des teutschen Volkes: Einheit, Macht und Geltung in Europa!" Man sieht, der König war ebenso fest gesonnen, unter keinen Umständen der Bundesgenosse der Revolution zu werden, als überzeugt, daß für die deutsche Sache Etwas geschehen müsse, daß die in

Frankfurt besprochenen Reformideen nicht wieder im Sande verlaufen dürften, daß eine stärkere Centralgewalt ebenso Bedürfniß der Zeit wie der Nation. Reorganisation Deutschlands unter der Führung Preußens, diesen Gedanken hielt er fest, obwohl er die von unberechtigter Seite zugedachte Führerrolle abgelehnt hatte. Trotz seiner historischen Anschauung, daß dem Hause Oesterreich die erste Stelle in Deutschland gebühre, konnte er sich doch nicht verhehlen, daß Oesterreichs Politik fort und fort nach anderen, als nach deutschen Gesichtspunkten geleitet werde. Deshalb befreundete er sich mit dem Gedanken, eine neue Macht zu gründen, welche die deutsche Nationalität reiner und rücksichtsloser repräsentire. Aber auch dieser Plan scheiterte am Widerstande der deutschen Fürsten, die keinen Titel ihrer Souveränetät opfern wollten und deshalb lieber auf den Wunsch Oesterreichs eingingen, Alles beim Alten zu lassen.

Welche Stütze hätte aber das neue Reichsoberhaupt gegen die Regierungen an den Ton angebenden Führern des Volkes gehabt? Die Zerfahrenheit in der Paulskirche nach Bekanntwerden der ablehnenden Antwort des preußischen Monarchen beweist, daß auf Willensäußerungen und Wahlergebnisse einer inmitten allgemeiner Verwirrung berufenen und aus so grell kontrastirenden Elementen zusammengesetzten Volksvertretung mit Recht kein großes Gewicht gelegt worden war.

Mit der Auflösung des Parlaments war auch die Kaiseridee wieder zu Grabe gelegt. Man gewöhnte sich mehr und mehr an den trostlosen Gedanken, eine festere Einigung des gesammten Deutschlands sei überhaupt nicht möglich, vielleicht nicht einmal wünschenswerth. Gerade den wenigen Politikern, die an der Einheitsidee festhielten und für die Misère des Bundestages offene Augen hatten, galt die Kaiseridee mehr als ein Aergerniß, denn als ein anzustrebendes Ziel.

Da wurde das Ungeahnte Ereigniß! Es erschien der schon von Hans Sachs und Mascherosch ersehnte Staatsmann, der durch seine Willenskraft die Schlaffheit des Volksgeistes und der staatlichen Formen überwand.

Seit 1813 hatten Deutschlands Politiker vergeblich versucht, den Dualismus zu versöhnen, der sogar jede festere bundesstaatliche Einigung verhinderte, immer deutlicher zeigte sich, daß dies frommer Wunsch bleiben werde. In einem Zeitraum von fünfzig Jahren

hatte Oesterreich nichts gethan, um seine deutsche Stellung zu befestigen und die deutschen Gesammtinteressen zu fördern. In dieser Unterlassung lag schon eine Cession auf die nationale Führung, die Preußen berechtigte, die Einigungsmission zu übernehmen. Doch war der deutschen Frage keine friedliche Lösung beschieden: ein Zweikampf zwischen den beiden Hauptmächten mußte die endgültige Entscheidung herbeiführen. Als die eisernen Würfel fielen, zeigte sich, daß Oesterreichs Entwickelung nicht gleichen Schritt gehalten mit der des jugendlich kräftigeren Nebenbuhlers. Damit war die Frage der Führerschaft erledigt, die Hohenzollern haben sie ruhmvoll erstritten, und der deutsche Patriot kann sich der Konsequenz dieser Thatsache nicht entziehen. Nachdem der geniale Leiter des preußischen Staates die Schöpfung eines Bundesstaates, der in Wahrheit diesen Namen verdiente, für den deutschen Norden durchgesetzt, war der Beitritt Süddeutschlands, das nur durch eine willkürlich angenommene Schranke von jenem festen Staatskörper getrennt war, nur noch eine Frage der Zeit.

Er wurde beschleunigt durch den Versuch des eifersüchtigen Nachbarn, die deutsche Entwickelung zu stören, und, — was Pfizer einst für unmöglich erklärt hatte — die deutschen Fürsten zeigten sich im Jahre 1870 als Träger der nationalen Idee.

Auf diese Weise ward nun doch erfüllt, was durch die Weigerung Friedrich Wilhelm's IV. für immer aufgegeben schien: die Kaiserwürde kam an's Hohenzollernhaus.

Eine überraschende Thatsache, wenn man beachtet, daß nach den Frankfurter Parlamentstagen gerade die Vertheidiger einer preußischen Spitze jede Anknüpfung an die deutsche Kaiserzeit zurückwiesen und darauf hindeuteten, daß die staatliche Entwickelung des französischen und des englischen Volkes uns gerade deshalb überflügelte, weil ihre Kraft auf das Königthum, nicht auf das Kaiserthum gerichtet war. Aber nicht eine romantische Laune rief die geschichtlichen Namen „Kaiser und Reich“ wieder wach, sondern unter den gegebenen Verhältnissen war das Kaiserthum die einzig mögliche Form der Centralisirung. Wie einst unter Otto I. war durch gemeinsam vollführte Kriegsthaten die Idee der Einheit neu gestärkt. Nichtsdestoweniger aber hat sich der Sonderungstrieb nicht mit einem Zauberschlage verflüchtigt, weil er im deutschen Volkscharakter wurzelt. Auch jetzt ist für die Bürger der einzelnen Staaten Erhaltung und Bedeutung der Dynastien eine Herzenssorge. Die

neue Bundesverfassung gewährt Schonung ihrer Interessen und schafft dennoch einen Bund, dessen feste Gliederung ihn dem Auslande als einen durch Einheit starken Staat erscheinen läßt. Als Krönung des Einigungswerkes bot sich von selbst das Kaiserthum.

Wir knüpfen nur scheinbar an die Tradition an, aber gerade diese Umgestaltung ermuthigt zur Zuversicht auf Bestand und Stärke der neuen Schöpfung. Die Mißgriffe des römischen Kaiserthums deutscher Nation können keine Wiederholung finden. Der deutsche Kaiser wird nicht mehr den Anspruch erheben, das Haupt der ganzen Christenheit zu sein. Ein theokratischer Charakter dieser Würde, wie er den Ottonen vorschwebte, wird von einem protestantischen Kaiser nie betont werden können.

Nach den Freiheitskriegen, als das religiöse Element in Literatur und Kunst ungewöhnlich erstarkt war, wurzelte auch noch die Kaiseridee in der Romantik. Der Kaiser sollte wieder, so hoffte Görres, als Schutzherr der Kirche, als weltliches Schwert des Herrn das neu aufzurichtende Gebäude der europäischen Verfassung krönen. Dies ist nicht mehr die Auffassung unserer Tage. Die Gegenwart erkennt im Kaiser nur das Oberhaupt der deutschen Nation, das sich durch Zurückeroberung der geraubten Reichsländer Elsaß und Lothringen als „Mehrer“ bewährte, dessen Aufgabe und Ziel aber keineswegs Ausdehnung des Reichs auf außerdeutsches Gebiet ist, sondern Sicherung des Friedens und der Völkerharmonie. Ein Imperialismus wie in Frankreich wird in Deutschland nicht möglich sein. In der Geschichte der Hohenzollern wird selbst der Gegner dieser Dynastie den Hang zum Abenteuerlichen und Phantastischen nicht finden können. Sie werden auch ferner trotz der veränderten Machtstellung nicht den Stolz hegen, an der Spitze der Civilisation, das heißt, der civilisirten Völker schreiten zu wollen und karolingischen Plänen nachzujagen. Leider läßt die heutige Lage Europa's nicht hoffen, daß die Pforten des Janustempels in der nächsten Zeit auf lange Dauer geschlossen werden, aber wir dürfen wenigstens freudig die Thatsache begrüßen, daß nicht wie ehedem der verderbliche Keim so vieler männermordenden Kriege in der Zerfahrenheit und Zersplitterung Deutschlands zu suchen sein wird.

Marschall Wrede.

Es gehörte bis in die jüngste Zeit zum patriotischen Ton, den bayerischen Heerführer zu verunglimpfen. Aber gerade bei den heftigsten Gegnern des „Tilly der Napoleonischen Aera“ waren die Stärke der „nationalen Gesinnung“ und die Kenntniß der Kriegsgeschichte nicht proportional. Man wollte für Wrede das wohlberechtigte Wort Karl's von Clausewitz nicht gelten lassen: „Was die Ableitung der Wirkung aus den Ursachen betrifft, so hat diese oft eine unüberwindliche äußere Schwierigkeit, daß man nämlich die wahren Ursachen gar nicht kennt. In keinem Verhältnisse des Lebens kommt dieß so häufig vor als im Kriege, wo die Ereignisse selten vollständig bekannt werden, und noch weniger die Motive, die von den Handelnden entweder absichtlich verhehlt werden oder, wenn sie sehr vorübergehend und zufällig waren, auch für die Geschichte verloren gehen können.“ Jenen gehässigen Anklägern gegenüber kommt dem neuesten Biografen Wrede's, Heilmann, die Beherrschung der militärischen Disciplinen außerordentlich zu statten. Indem er aber aus Ueberzeugung Wrede's Anwalt wird, ahmt er keineswegs die Verfasser so mancher „Ehrenrettung“ nach, welche — um mit Tacitus zu sprechen — „mehr hadern als fechten.“ Er schildert den Menschen und die Ereignisse mit ruhigster Objectivität und wirkt durch nüchterne, dennoch anschauliche Darstellung zur Berichtigung der irregeleiteten öffentlichen Meinung mehr, als er durch heißblütige Beredsamkeit vermöchte.

Wrede war kein großer Stratege, aber ein tüchtiger, umsichtiger, immer tapferer General, der vollkommene General, wie ihn der schöpferische Feldherr zur Ausführung seiner Pläne braucht. Daß ihn das Schicksal jahrelang an den Siegeswagen Napoleon's

kettete, ist zu beklagen; allein der Herrschaft und dem Einfluß dieses „eminent praktischen Genius“ sind — mehr oder minder — alle Zeitgenossen unterworfen gewesen. Heilmann erbringt unwiderleglich den Beweis, daß Wrede, trotz seiner Schwächen und Mängel, als Soldat wie als Staatsbürger eines Ehrenplatzes für immer werth ist in der Ruhmeshalle deutscher Männer.

Einem ursprünglich westfälischen Freiherrngeschlecht entstammt, verbrachte Karl Philipp von Wrede, der jüngste Sohn des kurpfälzischen Regierungsraths und Landschreibers Ferdinand Joseph von Wrede, seine Jugendzeit in Heidelberg. Aus seinen Studentenjahren hören wir nur, daß er ein Freund aller „noblen Passionen“ war und als Schütze, Fechter und Reiter es den wildesten Renommisten der Alma mater zu Heidelberg zuvorthat. Allein seine nach Ausbruch des Revolutionskriegs an den Fürstbischof von Speier gerichteten Briefe, worin er sich freimüthig über die politische Lage und mancherlei in Staat und Heer hervortretende Mängel ausspricht, liefern den Beweis, daß der inzwischen zum Assessor am kurfürstlichen Oberamt zu Heidelberg beförderte junge Mann mit klaren Augen in die Welt blickte und über Scheibenstand und Fechtboden ernsteres Studium nicht versäumt hatte. Als Civilcommissär nahm er am ganzen Feldzug Theil, und die schlimmen Erfahrungen, die er damals im Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig machte, übten den ungünstigsten Einfluß auf seine Ansichten über preußisches Heerwesen, sowie über die Stellung Preußens zum Reich — die Nachwirkung verräth noch manches ungerechte Wort aus weit späterer Zeit.

Inmitten des Kriegslärms gerieth er in Conflict mit dem Mannheimer Hofgericht. Die Episode ist charakteristisch für Wrede's herrische Soldatennatur.

Gemeinsam mit anderen Collegen hatte er in einem pfälzischen Städtchen Abrechnungsgeschäfte zu besorgen, als plötzlich der Schreckensruf: „Die Franzosen kommen!“ Bürgerschaft und Commission in Allarm brachte. Während nun die Uebrigen rasch ihre Akten und Effekten zusammenpackten, begab sich Wrede zu den österreichischen Vorposten und beobachtete den Verlauf des Gefechts, bis der Rückzug der Oesterreicher auch ihn nöthigte, in das Städtchen heimzukehren und seine Effekten zu holen. Er sah sich jedoch unangenehm überrascht, da sich trotz allen Suchens einige Quittungen, die er der Mannheimer Finanzkammer hätte vorlegen sollen,

nicht auffinden ließen. Umsonst gab Kurfürst Karl Theodor den Wunsch zu erkennen, die im Kriegstumult leicht entschuldbare Sache möge unterdrückt werden; das Hofgericht wollte sich den interessanten Fall nicht entgehen lassen und lud den fahrlässigen Beamten vor, damit er in feierlicher Sitzung das über ihn verhängte Urtheil vernehme. Da brachte gerade am verhängnißvollen Morgen die Post ein Paket, das die vermißten Papiere enthielt, dazu die Entschuldigung eines Collegen, der die Quittungen mit seinen Effekten eingepackt hatte. Mit den Beweisen seiner Schuldlosigkeit ausgerüstet, eilt Wrede in die Sitzung und wirft ohne weiteres die Quittungen und den Brief und Hut und Stock dazu auf den Tisch der Herren Richter. So übermüthiges Gebahren zog natürlich neue Untersuchung wegen Amtsehrenbeleidigung nach sich, und nur des Kurfürsten Gnade bewahrte ihn vor schwerer Strafe. Schon längst der Thätigkeit im Civilstaatsdienst überdrüssig, griff er freudig zu, als er im Sommer 1799 bei Wiederausbruch des Krieges den Auftrag, ein Freiwilligencorps in der Rheinpfalz zu organisiren, und zugleich das Patent eines wirklichen Obersten erhielt.

Damals arbeitete gerade Max Joseph an Neugestaltung und Organisation des bayerischen Heerwesens. Ihm war die Armee kein Zeitvertreib, das Officiercorps nicht bloß Staffage für Hoffeste, ihm galt ein wohlgeschultes und wohlgerüstetes Heer als kräftigste Stütze des Thrones. Nicht nach idealen oder vielmehr phantastischen Faktoren, wie sie das „Rumford'sche System“ unter Karl Theodor's Regierung verfolgt hatte, sondern nach praktischen Gesichtspunkten wurden Reformen durchgeführt, mit deren Gelingen auch Wrede's Name verknüpft ist. Es war keineswegs eine leichte Aufgabe, aus so heterogenen Bestandtheilen, wie sie Anfangs in der bayerischen Armee zusammentraten, einen einheitlichen Heereskörper zu schaffen. Die übernommenen Truppen aus den neuerworbenen Gebieten waren ja so recht Prototypen jener „Reichsarmee“, die seit dem Tode des großen Eugen den Spott Europa's herausgefordert hatte. „Der Zucht vollständig entwöhnt“ — so charakterisirt M. v. Ditfurth jene Contingente — „gefiel es ihnen gar nicht, daß sie nunmehr als bayerische Soldaten strenge Kriegszucht halten und täglich exerciren oder manövriren sollten. Sie dachten mit Wehmuth der guten Zeiten, wo noch bei jedem Schilderhaus eine Sitzbank vorhanden und es ihnen unverwehrt war, ein dampfen-

des Thonpfeifchen im Munde, die Langeweile des Postensitzens durch Strumpfstricken, Korbflechten u. dgl. sich zu vertreiben. Auch war den aus den neuerworbenen Landestheilen ausgehobenen Soldaten die neue Unterthanenpflicht höchst widerwärtig, da sie an die Werbung mit ihrem Handgeld gewohnt waren. Ein großer Theil der übernommenen Officiere trug zur Ergänzung dieses jammervollen Bildes bei. So erhielt u. a. das Depot des 2. leichten Bataillons Ditfurth einige Officiere zugewiesen, Männer von sehr gewöhnlichem Schlage, körperlich und geistig zum Dienst ungeeignet. Es ist buchstäblich wahr, daß einige dieser Herren sich nicht entblödeten, eigenhändig den vor ihrer Wohnung gelegenen Straßentheil zu kehren und in Uniform mit einem Korb am Arm auf den Marktplatz zu wandern, von wo sie mit eingekauftem Gemüse und lebendem Federvieh heimkehrten. Es waren eben Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher.“ Aus solchen Elementen ein tüchtiges Kriegsheer zu schaffen, bedurfte es der äußersten Energie und Thatkraft; aber das Schwierige gelang, nach wenigen Jahren standen unter bayerischer Fahne Truppen, welche der große Kriegslehrmeister häufig des Lobes würdigte.

Auch Wrede's Brigade hatte anfänglich an Falstaff's Recruten erinnert, aber mit unermüdlichem Eifer arbeitete der Führer an ihrer Ausbildung so lange, bis sie endlich das Prädikat Kriegstüchtig verdiente und sogar bei dem Rückzug der kaiserlichen Truppen nach Ulm gegen die sieggewohnten Sansculotten gute Dienste leistete. Auch in der unglücklichen Schlacht bei Hohenlinden focht die Brigade mit. Obwohl die Bayern hier, wie im Verlaufe des ganzen Feldzugs, an der Seite der Oesterreicher ihre Schuldigkeit gethan hatten, fanden sie doch nur lauen Dank am kaiserlichen Hof, ja im Hauptquartier wurden sogar beleidigende Anschuldigungen laut. Ueberdieß tauchte immer wieder das Gerücht von Annectirungsplänen auf, denen Bayern zum Opfer fallen sollte. Auf der anderen Seite dagegen winkten Waffenruhm und Kriegsbeute. Unter solchen Umständen konnte das bayerische Kabinet der lockenden Versuchung nicht widerstehen, und bald nach dem Tage von Hohenlinden trat jene Wandlung in der bayerischen Politik ein, die in der Allianz mit Frankreich ihren Abschluß fand. Der für das deutsche Reich so verhängnißvolle Systemwechsel wurde anfänglich gerade in den militärischen Kreisen Bayerns auf's Freudigste begrüßt, und auch Wrede war unbedingt der Rheinbundidee zu-

gethan und wünschte politische und militärische Anlehnung an Frankreich.

Für die Entwicklung des bayerischen Heerwesens war nun allerdings die neue Bundesgenossenschaft von vortheilhaftestem Einfluß. Napoleon duldete auch an seinen Freunden keine Lässigkeit, und die Schule des Kriegs rief rasch wieder die angebornen kriegerischen Anlagen der Bayern wach.

Was vermochte ein General Mack gegen eine mit allen Hülfsmitteln und Kenntnissen der neuen Zeit ausgestattete Armee unter einem von so vielen tüchtigen Generalen unterstützten Napoleon! Wrede befehligte im Feldzug von 1805 die Avantgarde. Sein Name wurde im neuen Vaterlande Bayern rasch populär, als es ihm glückte die Landeshauptstadt München von den ungebetenen österreichischen Gästen zu befreien. Am glänzenden Erfolg bei Austerlitz hatte er keinen Antheil, erwarb sich aber ein bescheidenes Verdienst durch das glückliche Gefecht bei Iglau. Nach dem Friedensschluß konnte Wrede als schönste Trophäe zahlreiche Fahnen und Geschütze, welche die Oesterreicher in früheren Kriegen in Bayern erbeutet hatten, in die Heimat zurückbringen.

Dagegen knüpften sich an den Feldzug in Preußen im Jahre 1806 Gerüchte, die Wrede's Namen in gehässigstem Licht erscheinen ließen. Auf Grund von Aeußerungen Stein's behauptete E. M. Arndt in einem 1858 veröffentlichten Memoirenfragment: Wrede habe „ganz nach französischer Marschallsweise“ bei seinem Abzug aus dem Schloß Oels in Schlesien den herzoglichen Silberschatz zu seinem Feldgepäck legen lassen. Die Anschuldigung war nicht zu beweisen; durch das Assisengericht zu Zweibrücken wurde denn auch Arndt „wegen Verbreitung falscher böslicher Anklagen“ zu Geld- und Freiheitsstrafe verurtheilt. Ein solches Erkenntniß unabhängiger deutscher Richter gilt doch sonst in aller Welt als Rechtfertigung des Angeschuldigten. Nichtsdestoweniger ging die skandalöse Notiz auch in die späteren Auflagen der Arndt'schen Schrift und andere Geschichtswerke über. Auch im ersten Bande von Treitschke's Geschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert ist die Behauptung wiederholt, im zweiten nimmt jedoch der Verfasser die Anschuldigung zurück. Durch Nachforschung an Ort und Stelle konnte er zur Gewißheit erheben, was schon früher durch Erhard und Heilmann nachzuweisen versucht worden, daß die gegen Wrede erhobene Anklage durchaus falsch. Im Dezember 1806, in den Tagen,

da ein Theil des Silberzeugs und der Schimmelzug des Herzogs von Braunschweig gestohlen wurde, wohnten Prinz Jerome Napoleon und General Lefevre im Schlosse; nach ihnen war niemals mehr ein bayerischer General dort einquartiert. Speziell Wrede lag damals noch krank in Augsburg und traf erst am 26. März 1807 in Breslau ein. Es kann demnach Arndt zu seiner so zuversichtlich vertheidigten Erzählung nur durch ein leichtfertig hingeworfenes Wort Stein's ermuthigt worden sein. In Kriegszeiten fehlt es ja nie an derartigen Gerüchten, und es ist eine bekannte Thatsache, daß sich Stein auch sonst durch seine Abneigung gegen alle Rheinbündelei zu manchem bedenklichen Schritt hinreißen ließ: ein dunkles Blatt in der Geschichte des großen Mannes ist sein Verhältniß zu dem notorischen Schwindler und Betrüger Grafen Raisach, den er als literarischen Handlanger gegen Montgelas gebrauchte und dessen Auslieferung an Bayern er — wie die Akten beweisen — durch kaum zu rechtfertigende Mittel zu hintertreiben suchte.

In ähnlichem Sinne, wie Stein gegen seinen Reisebegleiter Arndt, sprach sich schon während des Krieges der schwedische Gesandte in Wien, von Düben, über die Kriegführung der Bayern im Allgemeinen in einer für seinen Hof bestimmten Depesche aus. Das Schreiben wurde aufgefangen und kam in Wrede's Hände. Sofort erließ er in Zeitungen einen Aufruf an die schlesischen Behörden: sie möchten sich offen darüber aussprechen, ob sich die Bayern irgendwelche Verletzungen der völkerrechtlichen Pflichten zu Schulden kommen ließen, und eben so öffentlich erklärte er den Gesandten, falls er nicht den Beweis seiner Behauptungen antreten könne, für einen Lügner und Verleumder. Düben antwortete mit einer Herausforderung, Wrede nahm sie an, und das Duell fand nach Beendigung des Feldzugs zu Simbach statt. Düben fehlte, die Pistole Wrede's versagte zweimal, worauf die Secundanten dem Kampf ein Ende machten. Aus den im Münchener Reichsarchiv verwahrten Memoiren des ehedem in bayerischen Diensten verwendeten Generals Clerembault wird übrigens ersichtlich, daß die öffentliche Meinung über Wrede's Benehmen in dieser Angelegenheit wenigstens getheilt war. Der ehrgeizige Wrede habe, so urtheilt der vielleicht nicht unparteiische Standesgenosse, den ganzen Handel nur deßhalb in die Oeffentlichkeit gezerrt, um die schmeichelhaften Briefe, die

Napoleon und Max Joseph an ihn gerichtet hatten, in weitesten Kreisen bekannt zu machen.

Die Ereignisse des Jahres 1809 beriefen den bayerischen General wiederholt zu heißer Kriegsarbeit. Die Unterordnung unter das Commando eines französischen Marschalls dünkte ihm schon damals unerträglich, und nur der milden Vermittelung des allbeliebten Königs gelang es, die zwischen dem bayerischen Divisionär und der französischen Kriegsleitung bestehende Spannung zu entlasten. In den siegreichen Kämpfen an Inn und Abens gab Wrede wiederholt Beweise persönlicher Bravour. Nur seinem geschickten Eingreifen in das Gefecht bei St. Veit dankten es die Bayern, daß sie sich aus höchst gefährlicher Lage retten konnten. Seine Division wurde dann anfänglich zur Theilnahme an den Operationen der Hauptarmee in Inneröstrerreich ausersehen, bald aber zurückgerufen, um an der Unterwerfung des aufständischen Tirol mitzuwirken. Die Erstürmung des Strubpasses war das erste blutige Wagestück. Noch schwerere Verluste brachte der Marsch durch das Gebirgsland, das von den schießkundigen Bauern mit aller Zähigkeit ihres Stammescharakters Schritt für Schritt vertheidigt wurde. Sogar Weiber und Kinder betheiligten sich am Kampfe, die Aufständischen hatten alle Vortheile des Terrains für sich, die Angreifenden wurden durch Anstrengung und Gefahr zu rasender Wuth gereizt. So erklärt sich, daß der von Natur gutmüthige bayerische Soldat in Tirol unmenschlich hauste und Wrede's Name den Tirolern in's Ohr klang wie der Schall der Todtenglocke. Noch heute nennt ihn der Tiroler mit ähnlicher Empfindung, wie der Pfälzer den französischen Mordbrenner Melac; allein der Historiker darf daran erinnern, daß in Tirol durch außergewöhnliche Kriegsverhältnisse auch außergewöhnliche Vorkommnisse wenigstens theilweise entschuldigt werden. Wrede selbst that, was er konnte, um der Brutalität seiner Leute zu steuern. Die österreichischen Truppen wurden bei Wörgl geschlagen; leider zog ein letzter Widerstandsversuch der Flüchtigen bei Schwaz die grauenvolle Zerstörung des blühenden Städtchens nach sich. Major Theimer, einer der populärsten Bauernführer, bat Wrede um eine Unterredung und erbot sich, falls er von Bayern eine seinem Rang entsprechende Pension erhalte, seine Landsleute zur Waffenstreckung zu bewegen. Tirol schien unterworfen, als Wrede unter dem Geläute aller Glocken festlichen Einzug in Innsbruck hielt, wobei er jedoch dem theatralischen Jubel

der Bevölkerung mit barscher Rede ein Ende setzte: das Vivatrufen möchten sie nur einstellen, da es ihnen doch nicht vom Herzen komme. Ruhe und Ordnung schienen hergestellt, aber es war nur Windstille vor dem Sturm. Kaum war, wie es in Speckbacher's Proclamation heißt, „die Hauptmasse der feindlichen Armee mit dem Würgengel Freden“ abgezogen, loderte der Aufstand auf's Neue empor. Im Hauptquartier hatte man gar keine Ahnung von den Gefahren und der Bedeutung des Tiroler Kampfes, denn nur so läßt sich erklären, daß gerade der „Teufel von Blaurock,“ dessen gefürchteter Name vielleicht das Bergvolk im Zaum gehalten hätte, auf einen anderen Kriegsschauplatz gerufen wurde.

Wrede erhielt Befehl, mit seiner Division möglichst rasch bei Wien einzutreffen. Der Ehrgeizige brannte ohnedem vor Begierde, rechtzeitig zu kommen, um an den Lorbeeren des Entscheidungskampfes Antheil zu gewinnen. In nicht ganz vier Tagen zog seine Abtheilung von Linz nach Wien: einer der schnellsten Märsche, welche die Kriegsgeschichte kennt. Die Bayern kamen denn auch gerade noch recht zur Schlacht bei Wagram. Als Wrede den Kanonendonner hörte, gerieth er in Besorgniß, er werde auf längere Zeit zu Unthätigkeit verurtheilt sein; er schickte also Boten über Boten an Napoleon mit der dringlichen Bitte um Verwendung zum Angriff. „Wird ihm schon wieder der Kopf heiß?“ brauste der Kaiser auf. Endlich ließ er den ungeduldig Harrenden zu sich berufen. Er saß, als der bayerische General eintraf, finster vor sich hinbrütend, am Wachtfeuer auf einer Bärendecke; in einiger Entfernung standen die Marschälle. Nach einer Weile erhob sich Napoleon, grüßte den General und fragte ihn nun, Arm in Arm mit ihm auf- und niedergehend, anscheinend ganz heiter und sorglos, um alle möglichen Einzelheiten des Marsches nach Wien. Dann zog er sich auf seinen Sitz zurück, fort und fort vollkommene Ruhe heuchelnd, während das Zucken seiner Mienen von furchtbarer Erregtheit zeugte. Todesstille herrschte im Kreise, nur von Zeit zu Zeit murmelte der Kaiser: „General Wrede, sind Sie da?“ Vergebens wartete dieser Stunde für Stunde auf Ordre zum Aufbruch und Angriff. Endlich wagte er, Napoleon daran zu erinnern. „Gut, Sie werden Befehl erhalten,“ erwiederte dieser, verfiel aber sofort wieder in sein früheres Grübeln. Mitternacht war längst vorüber, als Wrede endlich die nöthige Weisung erhielt; der Morgen graute, als er bei seiner Division wieder eintraf. Vorerst

blieb ihr jedoch nur ein Platz hinter den Garden angewiesen. „Jetzt sollen Sie mich nur manövriren sehen,“ sagte Napoleon, „und daß ich die Schlacht schon gewonnen habe.“ Als jedoch wider Vermuthen Macdonald in gefährliches Gedränge kam, wandte sich der Kaiser an Wrede: „Jetzt gebe ich Sie frei! Sie sehen die bedenkliche Lage Macdonald's. Marschiren Sie, retten Sie das Corps, greifen Sie den Feind an, thun Sie, was Ihnen gut dünkt!“ Der Befehl wurde vollzogen, Macdonald's Abtheilung befreit. Wrede selbst erhielt bei der Aufstellung der bayerischen Batterien einen Streifschuß und mußte sich aus der Gefechtslinie zurückziehen; für ihn übernahm General Minucci das Commando. „Er soll commandiren wie Wrede,“ ließ ihm Napoleon sagen, „dann wird auch er mein ganzes Vertrauen genießen.“ Wrede's Verdienste um das Gelingen des wichtigen Entscheidungskampfes wurden durch Verleihung einiger Herrschaften als Mannslehen des französischen Reiches und durch Erhebung zum französischen Reichsgrafen belohnt.

Während des Aufenthalts Wrede's im französischen Hauptquartier hatte sich der Aufstand über ganz Tirol verbreitet, und der zur Unterwerfung der Rebellen abgeordnete Marschall Lefebvre hatte die bittere Erfahrung machen müssen, daß er die Wehrkraft eines „Volkes in Waffen“ arg unterschätzt habe. Die französischen und bayerischen Colonnen stießen allerorten auf furchtbare Hindernisse. Mit der Niederlage am Berg Isel war Lefebvre's Schicksal entschieden, Napoleons Adler hatten die schimpflichste Demüthigung erlitten. Dem Unfrieden über diese Wendung machte der Kaiser in einem Schreiben an Wrede Luft, das die heftigsten Klagen über die gelockerte Kriegszucht der Bayern und insbesondere über Kronprinz Ludwig enthält, der über dem Hader mit dem Marschall Lefebvre die wichtigsten Pflichten vernachlässige. „Bei der Armee gibt es keinen Prinzen. Er mag Grund haben, sich über den Herzog von Danzig zu beklagen, aber dieß hat nichts gemein mit der Waffenehre: diese erforderte, gegen den Feind zu rücken, wenn er zum Schimpf für ihre Fahne die Bayern bis zu den Wällen von Salzburg zurücktrieb. Ich wollte an Ihre Armee einen Aufruf richten, allein dieser wäre in der Geschichte lebendig geblieben. Ich zog daher vor, an Sie zu schreiben, da ich Ihr Talent und Ihren Muth schätze. Reden Sie mit Ihren Kameraden und wirken Sie dahin, daß Sie sich keine Schande machen. Mit Wenn und Aber möge

man mir nicht kommen: ich bin ein alter Soldat. Man muß siegen oder sterben. . . ." Dieses merkwürdige Schreiben war bisher nur aus C. H. v. Langs Memoiren bekannt, der davon „durch eine bedeutende Hand" Kenntniß erhalten haben will. Da es in der so sorgfältig gesammelten Correspondance de Napoleon I. fehlt, lag die Vermuthung nahe, daß Lang sich durch ein apokryphes Schriftstück täuschen ließ, und ich selbst gab in meiner Abhandlung über die Memoiren des Ritter von Lang diesem Verdacht Ausdruck. Es wurde mir jedoch vor Kurzem aus dem Ellinger Familienarchiv das echte Originalschreiben Napoleon's vorgelegt, sowie das Concept der Antwort Wrede's, einer geharnischten Rechtfertigung der bayerischen Armee gegen Napoleon's Anklagen. Auch König Max Joseph erblickte darin nur den Ausdruck einer gereizten Stimmung. „Der Brief des Kaisers," schrieb er an Wrede, „so hart er ist, erschreckt mich gar nicht. Ich bin überzeugt, daß er in diesem Augenblick schon davon zurückgekommen ist. Der Deroy muß freilich alles erfahren, weil es Napoleon Ihnen befohlen hat, aber mein Sohn durchaus nicht, um so mehr, da er dem Kaiser geschrieben hat, und dieser gewiß sich damit befriedigen wird. So geht es immer, wenn man einem groben alten Waschweib (vermuthlich Anspielung auf Lefebvre's Gattin, die früher Regimentswäscherin gewesen war) das Commando einer fremden Armee anvertraut. Ich wiederhole es, diese ganze Geschichte macht mir kein einziges graues Haar wachsen. Ich kenne die Verdienste und die Bravour meiner braven Armee."

„Tirol um jeden Preis unterwerfen," so lautete der Auftrag für General Drouet Graf von Erlon, den Befehlshaber der für Tirol bestimmten Invasionstruppen, denen auch Wrede's Division zugetheilt war. Auch die waghalsigsten Anstrengungen der Bauernführer konnten so überlegene Streitkräfte nicht mehr aufhalten. Die Kirchthurminteressen machten sich geltend, Hofer's Plan, die gesammte tirolische Macht auf dem Berg Isel zu vereinigen, wurde verworfen, der Landsturm vertheilte sich, nur die Passeyrer blieben bei Hofer, der auf dem alten Schauplatz der Tiroler Siege den Feind erwarten wollte. Am 1. November Nachts rückte Wrede in Innsbruck ein, schon in den ersten Morgenstunden des nächsten Tages schritt er zum Sturm auf die Iselhöhe. Noch während die am Fuß des Berges aufgefahrenen bayerischen Geschütze ein lebhaftes Feuer eröffneten, wurden die Angreifenden durch ein

höhnisches „Lulu“ — die Tiroler verspotteten die Bayern als „Facken“, Schweine — empfangen. Allein schon im ersten Anlauf wurden alle Verhaue und Schanzen vom bayerischen Fußvolk genommen und die hier erbeuteten Geschütze auf die fliehenden Tiroler gerichtet. Als Wrede, dem unbestritten die Ehre des Tages gebührte, seine Truppen im Bivouak auf der Höhe besuchte, empfing ihn ein jubelndes „Lulu“ der Soldaten, die mit treuester Ergebenheit an ihrem Führer hingen. Dagegen lernten die Bauern, die als Parlamentäre in's bayerische Hauptquartier kamen, um über ihre Unterwerfung zu verhandeln, am Commandanten einen strengen Gebieter kennen. Ob Wrede wirklich so lächerlich bramarbasirte, wie es in Thurnwalder's Tagebuch behauptet wird, muß dahingestellt bleiben; unwahrscheinlich ist es an sich nicht, daß der über den ganzen blutigen „Bauernrummel“ erbitterte Soldat durch barsches Auftreten und furchtbare Drohungen die Landleute einzuschüchtern suchte. „Es war,“ so bemerkt Speckbacher's Biograph, „wohl nicht so arg gemeint als gesprochen, denn Wrede hatte im Ganzen ein gutes Gemüth und war sonst durchaus Ehrenmann.“

Im Sommer 1811 reiste Wrede, seit 1. Januar 1811 General der Cavallerie, nach Paris. Napoleon lud ihn zur Jagd nach Fontainebleau, und dem Gast wurde ein Platz in der Nähe des Kaisers angewiesen. Während einer Pause verließ dieser seinen Stand und begab sich zu Wrede. Er sprach über dieses und jenes, plötzlich überraschte er den General durch die Frage: „Was denken Sie über einen Feldzug gegen Rußland?“ Wrede erwiderte, er könne sich keinen günstigen Erfolg versprechen, und suchte darzulegen, mit welchen Schwierigkeiten ein Feldzug in dem ungeheuren Reich verknüpft sein werde, da insbesondere die Proviantlieferungen unmöglich in geregeltem Gang zu erhalten seien. Zornig unterbrach ihn der Kaiser: „Sie haben wohl den Krieg schon satt?“ Wrede betheuerte, er spreche nur, wie es ihm sein Gewissen befehle. Darauf gab Napoleon keine Antwort; er knirschte nur, indem er die Peitsche in die Erde wühlte: „Noch drei Jahre, und ich werde Herr der Welt sein!“ Berthier und Clarke, denen Wrede diese Worte mittheilte, fanden darin nichts befremdendes; Wrede aber ersah daraus, welches Loos seinem König, dem „selbständigen Souverän Bayerns,“ wie es in der Rheinbundakte hieß, zugedacht sei. Nach einer anderen Version hätte Napoleon sogar gegen Wrede, als

dieser zu opponiren wagte, die Peitsche erhoben, worauf Wrede nach dem Hirschfänger griff und ihn festhielt, bis sich der Kaiser entfernte.

Die Unwahrscheinlichkeit der zweiten Lesart liegt auf der Hand. Thatsache aber ist, daß Napoleon seit jenem Tage eine auffällige Kälte gegen den früher so bevorzugten General zeigte und andrerseits dieser zu offenen Gegnern der französischen Suprematie, insbesondere zu Hans von Gagern in freundschaftliche Beziehungen trat.

Napoleon's Plan wurde zur That, der Feldzug gegen Rußland begann. Wieder commandirte Wrede die zweite Division des bayerischen Armeecorps, dessen Ausrüstung und Kriegstüchtigkeit Marschall Gouvion de St. Cyr geradezu begeistertes Lob spendete. Die Schlacht bei Polozk gab den Bayern Gelegenheit, sich auszuzeichnen, forderte aber auch unerhörte Opfer; als schwersten Verlust hatten sie den Tod des Führers der ersten Division, General Deroy, zu beklagen. Den Hauptantheil am glücklichen Erfolg konnte Wrede beanspruchen; dessenungeachtet ward, während fast allen übrigen bayerischen Combattanten militärische Auszeichnungen in Fülle zu Theil wurden, dem Führer nur kühles Lob von der obersten Heeresleitung ausgesprochen. Umsonst bat der König persönlich den französischen Gesandten, Graf Mercy d'Argenteau, er möge seinem General das erhoffte Ehrenkreuz erwirken, Mercy's Schritte in Paris blieben erfolglos. Auch Heilmann gesteht zu, daß diese Enttäuschung unzweifelhaft die Unzufriedenheit Wrede's steigerte. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß ein so rein persönliches Motiv die Wandlung seiner politischen Gesinnung hervorrief. Sogar der französische Biograph Gouvion St. Cyr's, Gay de Vernon, nimmt den bayerischen General gegen solchen Vorwurf in Schutz: „Wrede war mit Herz und Geist der deutschgesinnten Partei zugethan, die sich zu regen begann unter der Parole der Wiedereroberung der Unabhängigkeit des deutschen Vaterlandes; er wandte sich von unserer Sache ab, aber er hatte noch nicht damit gebrochen: zwischen Abneigung und Abfall ist ein himmelhoher Unterschied.“ Mercy, der in seinen Memoiren jenen Vorwurf gegen Wrede erhebt, erzählt ferner: der gekränkte General habe, unter dem Vorwande, das bayerische Corps sei so geschwächt, daß das Commando über die kleine Abtheilung nicht mehr seinem Rang entspreche, die Armee bald verlassen. Auch diese Mittheilung entbehrt durchaus der Begründung. Wrede behielt nicht bloß das Commando über die Bayern, sondern wiederholt wurden auch französische Abtheilungen

seinem Befehl unterstellt; an der Spitze französischer Cavallerie-Regimenter leistete er in den Kämpfen an der Düna die wichtigsten Dienste. Freilich wurde seine Stellung durch schroffes Auftreten gegenüber den französischen Befehlshabern täglich unhaltbarer; häufig waren die Herren Marschälle durch so selbständiges und selbstbewußtes Gebahren eines Rheinbundgenerals gänzlich außer Fassung gebracht. Als vom französischen Obercommando Maßregeln angeordnet wurden, um jene bayerischen Soldaten, die sich unbefugterweise auf dem Land umhertrieben, zu ihren Abtheilungen zurückzubringen, erklärte Wrede öffentlich, er werde gegen jedermann, der gegen einen Angehörigen des bayerischen Heeres Gewalt anzuwenden versuchen wollte, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einschreiten. Auch im Kriegsrathe konnte er sich mit den Marschällen selten einigen; er galt ihnen seiner kecken, weitsehenden Pläne wegen als Phantast. Wie gefährlich bereits die Lage der großen Armee war, erkannte auch Wrede recht gut, aber nur um so dringender hielt er für geboten, durch erhöhte Anstrengungen und kühnere Unternehmungen das schwankende Gleichgewicht wiederherzustellen. „Hätten die stolzen französischen Marschälle“ — so urtheilt Heilmann — „hätten Macdonald, Victor und Oudinot so gedacht und gehandelt, wie Wrede dachte und handeln wollte, aber leider nicht durfte, so wäre der Rückzug des französischen Heeres nicht der geworden, der er wirklich wurde.“ Als die Bayern nach furchtbaren Kämpfen unweit Smorgoni auf die große Heerstraße gelangten, sahen sie den unaufhaltsam gegen Wilna sich fortwälzenden Strom der flüchtigen großen Armee. Es war ein entsetzlicher Anblick, der unvermeidlich auch auf Wrede's Corps ansteckend wirken mußte; die Leute hatten ja, den Zustand von Napoleon's Armee nicht ahnend, in der Vereinigung mit ihr das Ende ihrer Strapazen und Entbehrungen zu finden gehofft! Nun verwandelte sich das schwer zu Tragende in Unerträgliches! Der Augenzeuge Fürst Taxis erzählt, daß am Morgen des 10. December bei dem Abmarsch aus Wilna der Oberst des westfälischen Regiments, das sich an Wrede's Corps angeschlossen hatte, die beiden Fahnen des Regiments mit sich trug, weil keiner seiner Leute mehr dazu im Stande war. Dessenungeachtet hielten Wort und Beispiel der Offiziere die Ordnung noch so weit aufrecht, daß den Bayern die Ehre, aber auch die furchtbare Verantwortung zu Theil wurde, als Nachtrab die flüchtende Armee zu decken. Ein Häuflein Bayern unterzog

sich dieser Aufgabe bis zum Niemen; erst nach Ueberschreitung der Grenze löste auch der letzte Rest sich auf. Wrede hatte keinen Augenblick seit Beginn des Feldzugs die Truppe verlassen, alle Beschwerden und Gefahren mit ihr getheilt und gerade in kritischen Momenten jene unerschütterliche Ruhe und Geistesgegenwart an den Tag gelegt, die einem Heerführer den Weg zur Größe bahnt.

Der Winter verging unter Rüstungen Frankreichs und — wie Graf Mercy d'Argenteau sich ausdrückt — „der verpflichteten Trabanten seiner Macht." Auch Bayern wurde zur Ergänzung seines Contingents aufgefordert. Der Kaiser selbst schrieb deßhalb an König Max Joseph. Er sprach offen und aufrichtig über das Unglück, das ihn betroffen, beschönigte die gefährliche Lage nicht, betonte aber die Festigkeit seiner Verbindung mit Oesterreich. Graf Narbonne, ein vertrauter Freund Max Joseph's aus den Straßburger Garnisonstagen, besuchte auf der Durchreise nach Wien, wohin er als Botschafter Frankreichs ging, seinen königlichen Gönner. Er fand den König und seinen Minister Montgelas in derselben Stimmung, die er immer an ihnen gekannt hatte, fest entschlossen, sich nicht vom Glück Frankreichs zu trennen, und mit den nothwendigen Maßregeln beschäftigt, um ihre Verpflichtungen gegen jenen Staat zu erfüllen, aber voll Unruhe wegen der zweideutigen Haltung Oesterreichs. Wrede leitete die Rüstungen mit gewohntem Eifer, wenn auch in seiner Brust längst der Wunsch lebendig war, gleich York die Waffen gegen den gefährlichsten Feind des Vaterlandes zu kehren. „Wrede ist unermüdlich", schrieb Max Joseph an Berthier, „mit seinem Armeekorps steht es vortrefflich. Ich denke in einigen Tagen Heerschau darüber zu halten. Wäre es nur noch einmal so stark!"

Es ist charakteristisch für die Stimmung in den bayerischen Regierungskreisen, daß der neuorganisirten Bewaffnung von vornherein der Charakter eines Landsturms gegeben wurde, indem die Neuausgehobenen nicht in die aktive Armee, sondern in sogenannte mobile Legionen eingereiht wurden, die nicht gezwungen werden konnten, außer Landes zu dienen. Der Rest des Corps, das den vorigen Feldzug mitgemacht hatte, unter Befehl des Generals Raglovich stand, mit der französischen Armee vereinigt, in Sachsen. Als der französische Gesandte dem König von Bayern die Depesche vom Siege bei Bautzen mittheilte, dankte dieser kurz für die „interessante" Nachricht und fügte hinzu: „Es scheint, daß der Kaiser

von Oesterreich zu spät gekommen ist!“ Er schmeichelte sich offenbar mit der Hoffnung, durch die siegreichen Fortschritte Napoleon's sei der Plan des Wiener Cabinets, die Verbindung mit Frankreich aufzugeben, glücklich vereitelt worden.

Er täuschte sich jedoch über die in den maßgebenden Wiener Kreisen herrschende Stimmung. Bald kam die Nachricht nach München, daß sich österreichische Regimenter, offenbar nicht in friedlicher Absicht, der bayerischen Grenze näherten. Die in Prag angeknüpften Unterhandlungen wurden abgebrochen, Oesterreich erklärte an Frankreich den Krieg. Napoleon befahl dem Commandanten des neugebildeten bayerischen Armeecorps, Wrede, vorläufig Stellung am Inn zu nehmen, um sich von dort aus mit dem neu zu formirenden „Observationscorps von Bayern,“ das sich in Würzburg sammeln sollte, in Verbindung zu setzen. Von seinem König erhielt er jedoch geheime Instruktion: er dürfe unter keinen Umständen die ihm untergebenen Truppen außerhalb des Königreichs verwenden lassen. Der General verhehlte dem französischen Gesandten nicht, daß seine isolirte Stellung am Inn gänzlich unhaltbar sei, und auch Minister Montgelas drang darauf, daß die Vereinigung Augereau's mit Wrede zum Schutze der bayerischen Ostgrenze beschleunigt werde. Täglich dringendere Forderungen und heftigere Beschwerden wurden laut, allein vom französischen Hauptquartier wurde keinerlei Anstalt getroffen, um Bayern gegen die Uebermacht Oesterreichs zu schützen.

„Eines Tages,“ erzählt der Gesandte Mercy, „zog mich König Max Joseph bei einer Jagdpartie auf die Seite und sagte zu mir: „„Aber, mein Lieber, wohin will uns der Kaiser noch kommen lassen? Wie kann er beanspruchen, daß ich für seine und meines Landes Vertheidigung Alles allein zu thun vermöchte? Das Observationscorps für Bayern unter Befehl Augereau's existirt gar nicht. Sie wissen wohl, daß ich auch ein wenig über die Vorgänge in Würzburg unterrichtet bin. Nun gut! Der Marschall ist ganz allein. Statt eine Armee dort zu sammeln, läßt er die Regimenter, wie sie ankommen, gerade auf der entgegengesetzten Seite von derjenigen, wo meine Truppen stehen, wieder abziehen. Wohin soll das Alles führen?““ Die Gegenvorstellungen Mercy's schnitt er kurz ab: „Ich werde Alles thun, was von mir abhängt, um meine Verpflichtungen gegen den Kaiser zu erfüllen; doch wenn er mir nicht zu Hülfe kommt, kann ich für nichts gutstehen!“ — „Der

Sinn dieser Worte," fügt Mercy bei, „war nicht schwer zu verstehen. Wenn dieser Fürst in meiner Gegenwart noch einmal den vagen Hoffnungen, die ich vorbrachte, Glauben zu schenken schien, so wurden diese meine Worte nur allzu sehr durch die Thatsachen widerlegt. Die Gründe, die Bayern in Abhängigkeit vom Kaiser gebracht hatten, hielten es noch fest und mußten es noch festhalten, aber nur so lange, als des Kaisers Lage noch nicht hoffnungslos war. Gebaut auf wechselseitiges Interesse, wechseln die Bündnisse mit dem Glück der Fürsten und sobald diese Interessen sich nicht mehr mit den Bündnissen der Völker im Einklang befinden."

Noch einmal machte die Nachricht von Napoleon's Sieg bei Bautzen in München die französischen Sympathien oder vielmehr den Glauben an die Unwiderstehlichkeit der französischen Waffen aufflackern. Max Joseph verhehlte nicht, wie froh er sei, daß er das Bündniß mit Frankreich noch nicht gekündigt habe; aber diese Freude war hauptsächlich darin begründet, daß er den Frieden als nahe bevorstehend annahm. Bald mußte er jedoch einsehen, daß ihn diese Hoffnung trog, und nun gewannen Schritt für Schritt die österreichischen Vorschläge, denen niemand eifriger sekundirte als General Wrede, festeren Boden in den Münchener Regierungskreisen.

Wrede stand noch immer am Inn. Bayerische Patrouillen waren mit den Oesterreichern zusammengestoßen; einige Soldaten waren dabei in Gefangenschaft gerathen, jedoch unverzüglich in Freiheit gesetzt worden, indem General Frimont erklärte: er schlage sich nicht mit den Bayern. Mercy, der von diesen Vorfällen Kenntniß erhielt, befürchtete ernstlich, daß von Seite Wrede's ein Abfall, ähnlich demjenigen des Generals York, vorbereitet werde, erklärt aber ausdrücklich in seinen Memoiren: diese Besorgniß habe sich als unbegründet erwiesen, der bayerische Heerführer habe sich auf die Vorschläge Oesterreichs erst eingelassen, als er hiezu von seinem Souverän ermächtigt war.

Ueber die Unterhandlungen, welche schließlich zum Rieder Traktat führten, wurden in jüngster Zeit neue Enthüllungen aus den Memoiren des Ministers Montgelas veröffentlicht. Ihr Autor wendet darin die Sache so, als ob er der Annäherung Bayerns an die Alliirten gar nicht ernstlich widerstrebt habe, und erwähnt, indem er den Verlauf der Verhandlungen in geschäftsmäßigem Tone registrirt, nur ganz kurz die Wirksamkeit Wrede's, „der immer und

überall Mißtrauen in seine Befähigung oder Pflichttreue gewittert habe.“ Durch Heilmann wird dagegen festgestellt, daß unsrem General um das Zustandekommen jenes Vertrags, der sich als einer der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte Bayerns darstellt, ein wesentliches Verdienst gebühre, und daß nur durch seine Energie die feindlichen Bestrebungen des Ministers vereitelt wurden. Als nach langem Hin und Wieder in der zwölften Stunde neue Schwierigkeiten den Abschluß des Tractats verhinderten, brach Wrede selbst am 6. Oktober nach München auf. Am 7. früh kam er nach Bogenhausen, wo der König mit Montgelas in einem Gartenhäuschen conferirte. Wrede's Vorstellungen überwanden die letzten Bedenken, der König gab seine Zustimmung zum Abschluß. Sofort brach der General nach Ried auf, wo er am 8. Oktober um 3 Uhr Morgens anlangte; wenige Stunden später war der Vertrag unterzeichnet. Des Königs Bedenken sollen erst dadurch völlig zum Schweigen gebracht worden sein, daß Wrede jener Aeußerung Napoleon's, er werde in drei Jahren unumschränkter Weltgebieter sein, Erwähnung that. Montgelas bemerkte dazu ironisch: „Auch mir hat der Kaiser versichert, in zehn Jahren werde seine Dynastie die älteste in Europa sein, — allein was liegt daran? Das kommt auf das nämliche hinaus!“ Der König aber ergriff unwillig die Feder und unterzeichnete die Vollmacht zum Abschluß des Vertrags mit Oesterreich.

Bayern erhielt dadurch Garantie des Fortbestandes als unabhängiges Königreich und des ungetheilten Besitzes aller Länder, die in der kritischen Zeit den Staat Bayern bildeten; nur zu solchen Abtretungen sollte es verpflichtet sein, welche zur Herstellung einer dem Interesse beider Staaten entsprechenden militärischen Linie erforderlich wären; dafür sollte es eine vollständige und mit dem Königreich zusammenhängende Entschädigung erhalten. Mit Recht wendet sich Heilmann gegen jene Historiker, die nicht müde werden zu beklagen, daß „dem treulosen, unsittlichen bayerischen Cabinet“ allzugroße Begünstigung eingeräumt wurde. Diesen Vorwürfen gegenüber ist der Einwand berechtigt daß der Uebertritt Bayerns vor der Schlacht bei Leipzig, also zu einer Zeit erfolgte, da die Wagschalen des Kriegsglücks für Napoleon und die Verbündeten ziemlich gleich standen, daß Bayern nicht bloß selbst mit 40,000 Mann in den Kampf eintrat, sondern auch durch seinen Anschluß an die deutsche Sache den Uebertritt der übrigen Rheinbundstaaten

und damit die Auflösung des Bundes, dieser starken Stütze der Napoleonischen Macht, herbeiführte.

Wrede gab sich dem stolzesten Vertrauen und der frohesten Hoffnung hin. Bayern werde, so wähnte er, wieder eine so einflußreiche Rolle spielen, wie im dreißigjährigen Krieg an der Spitze der Liga. Auch Montgelas zollte dem Plane, daß Bayern die süddeutschen Staaten um sich schaare, wie Preußen die norddeutschen, Beifall. „Dieß würde," fügt er offenbar nicht ohne Ironie hinzu, „Ihnen die Stärke und die Mittel eines Tilly verleihen, in dessen Stellung ich Ew. Excellenz so gern sehen möchte."

Die Uebertragung des Commando's über die am Inn stehenden Oesterreicher an Wrede war ein deutlicher Beweis, daß man am Wiener Hofe in den patriotischen Eifer des bayerischen Heerführers vollkommenes Vertrauen setzte. Aus dem Hauptquartier erhielt er die Weisung, zunächst die Mainlinie zu gewinnen und sich zum Meister der Veste Würzburg zu machen, damit im Rücken der französischen Armee eine feste Position gewonnen wäre. Mit der Beschießung Würzburg's gingen jedoch kostbare Tage verloren, die weit besser zu rascher Heranziehung der österreichisch-bayerischen Truppen an die Hauptarmee der Verbündeten hätten benützt werden können. Daß aber nicht Wrede Schuld an der Verzögerung trägt, beweist ein Brief Schwarzenberg's vom 30. Oktober: „Die schnelle Besitznahme der Stadt Würzburg, welche Ew. Excellenz durch Ihre einsichtsvollen Operationen erzweckt haben, ist für den Fortgang des Feldzugs von solcher Wesenheit, als daß ich anstehen könnte, Ew. Excellenz hierüber meinen aufrichtigsten Glückwunsch und meinen verbindlichsten Dank zu sagen."

Dagegen ist Wrede vom Vorwurf, daß er Zeit und Ort, um dem fliehenden Napoleon die Rückzugslinie abzuschneiden, unglücklich gewählt habe, nicht freizusprechen.

Als der französische Gesandte Graf Mercy nach Abschluß des ersten Pariser Friedens mit Wrede in Paris zusammentraf, war es sein Erstes, dem Staunen über die Langsamkeit der Bewegungen Wrede's nach Abschluß des Rieder Vertrags, wodurch Napoleon in Wahrheit gerettet wurde, Ausdruck zu geben. Er konnte nicht begreifen, daß er, unterrichtet, wie er es sein mußte, von der schwierigen Lage des Kaisers nach den Tagen von Leipzig, seinen Marsch nicht beschleunigt hatte, um den Engpaß bei Gelnhausen zu besetzen. „Ich war davon," sagte ich zu ihm, „daß dieß Ihr Vorhaben sei,

so überzeugt, daß ich mich beeilte, es dem Kaiser zu berichten.“ Wrede antwortete, er habe wohl diesen Plan gehabt, allein wegen des Zeitverlustes, den die Unentschlossenheit des württembergischen Königs vor Stuttgart und die Nothwendigkeit, mit den ewig schwankenden Alliirten endgültig einen gemeinsamen Plan durchzuführen, verschuldeten, darauf verzichten müssen. Indem er dann von der Schlacht bei Hanau erzählte, sprach er: „Ich würde nicht aufrichtig sein, wenn ich Ihnen nicht das Geständniß machte, welch' beklemmenden Eindruck der Anblick der alten Garde, deren Kraft ich so gut kannte, und das Gefühl der Stellung, in welcher ich mich gegenüber dem Kaiser befand, auf mich ausübten.“

Auf eine Verzögerung durch einen Aufenthalt vor Stuttgart kann sich Wrede nicht berufen haben, denn er kam nicht bis Stuttgart, allein es ist richtig, daß er auf württembergisches Gebiet vorrückte und dort geraume Zeit mit dem hartnäckig am Rheinbund festhaltenden Cabinet unterhandelte. Ueberdies wurden aber bei dem weiteren Vormarsch nach Franken die gefährlichsten Fehler begangen, insbesondere mit dem Kundschafterwesen war es auf's Schlimmste bestellt. Freilich gab sich auch das Hauptquartier einer Täuschung nach der anderen hin. Noch am 30. Oktober meldete der Commandeur eines russischen Streifcorps, daß Napoleon die Richtung von Langenselbold nach Friedberg eingeschlagen habe, während doch nur der kaiserliche Wagenpark nach dieser Richtung in Sicherheit gebracht worden war. Erst das Erscheinen der Kaisergarde vor Hanau gab Wrede die Gewißheit, daß er den Kaiser selbst mit seiner Armee vor sich habe. „Jetzt ist Nichts mehr zu ändern,“ erwiderte er auf diese Meldung, „wir müssen als brave Soldaten unser Möglichstes thun!“ Im Kriegsrath wurde der Vorschlag gemacht, auf dem linken Kinzigufer Stellung zu nehmen; Wrede erwiderte aber: „Eine solche Aufstellung sähe aus, als wenn es uns mit dem Schlagen nicht ernst wäre und als ob wir dem Feinde das Loch offen lassen wollten. Schlagen und den Feind aufzuhalten suchen, müssen wir um jeden Preis. Wir sind zu neue Freunde, um nicht unseren guten Willen mit Ernst bethätigen zu müssen.“ Allein auch solche Auffassung hätte nicht zu hindern gebraucht, die gebotenen Terrainvortheile besser auszubeuten, als es geschehen ist.

Den Sieg verdankte Napoleon der Ueberlegenheit seiner Artillerie und dem Munitionsmangel der Bayern. Der tapferste Widerstand war fruchtlos, Wrede geschlagen, die Straße nach Frank-

furt frei. „Ich habe dem Kaiser,“ schrieb Wrede an Rechberg, „so scharf zugesetzt, als es mir möglich war; ein Theil seiner alten Garde ist vernichtet, aber ich mußte angesichts seiner überlegenen Macht und des Mangels an Munition in unseren Reihen die Straße freigeben.“ Bekanntlich wurde in Bayern officiell anbefohlen, einen „Sieg bei Hanau“ zu feiern. Das ist lächerlich, aber auch auf französischer Seite wurde vom theuer erkauften Erfolg — am 31. Oktober machten die Bayern 10,000 Gefangene — übertriebenes Aufsehen gemacht. Behauptet ja doch Chateaubriand, Wrede sei ausschließlich durch die Ehrengarde des Kaisers über den Haufen geworfen worden. Napoleon selbst war durch den Versuch Wrede's, der französischen Armee den Rückzug abzuschneiden, in heftigsten Zorn versetzt. In Mainz sprach ihn Graf Mercy. „Er erging sich lange Zeit über Bayern in allgemeinen Redensarten, ohne anzudeuten, worauf er abziele. Es waren viele Leute im Salon, und es geschah ohne Zweifel gerade deßhalb, daß er mit sehr lauter Stimme, so daß Niemand ein Wort verlor, das Gespräch folgendermaßen schloß: „„Man hat Sie in München betrogen, das ist unwürdig. Der König von Bayern hat sich einer feigen Verrätherei schuldig gemacht. Uebrigens, es ist der Fußtritt eines Esels, aber der Löwe ist noch nicht todt. Ich kam, um ihnen ihren Wrede todtzuschlagen und über die Leiber der ganzen bayerischen Armee himwegzuziehen. Der König wird mich nächstes Jahr wiedersehen, und er soll sich daran erinnern. Es war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht; es ist ein großer Fürst, den ich klein machen werde!““

Napoleon's Aeußerung bezieht sich auf das damals umlaufende Gerücht, Wrede sei an der auf der Kinzigbrücke bei Hanau erhaltenen Wunde gestorben. Die Verwundung war auch eine sehr gefährliche: nur der Umstand, daß der General seit vierundzwanzig Stunden nichts zu sich genommen hatte, rettete ihn, denn die Kugel glitt an den leeren Eingeweiden vorüber, ohne sie zu beschädigen. Wrede selbst hielt seinen Tod für nahe bevorstehend. „Sagen Sie dem Fürsten Schwarzenberg,“ flüsterte er Delort in's Ohr, „wie sehr ich der guten Sache mit Leib und Leben zugethan war, und wie schwer es mir wird, zu sterben, ohne daß ich mehr dafür thun konnte.“ Als er wider Vermuthen genas, sprach sich König Max Joseph eben so drastisch wie erfreut aus über das Glück, seinen besten General erhalten zu sehen. Noch an das Schmerzenslager

gefesselt, unterließ der Unermüdliche nicht, über den Fortgang der Operationen, wie über das Schicksal Bayerns mit den ihn besuchenden Monarchen zu conferiren. „Ich wäre ein netter Patron," äußerte dabei Kaiser Franz, „wenn ich vom König, Ihrem Herrn, etwas fordern wollte, da er mir ja doch durch seinen Eintritt in das Bündniß den allergrößten Dienst erwiesen hat." Die Monarchen beeilten sich, die Brust des Genesenden mit den höchsten Orden zu schmücken. „Dem Tapfersten," schrieb Kaiser Alexander eigenhändig auf das Ordensetui. Obwohl noch keineswegs hergestellt, eilte Wrede, sobald es seine Kräfte erlaubten, zur Armee und betrieb auf's Eifrigste raschen Vormarsch über den Rhein nach Frankreich.

Stolz und Ehrgeiz treten in Wrede's Charakter stark ausgeprägt hervor. Auch zu zweideutigen Schritten ließ er sich dadurch fortreißen, wie sein Verhalten während des Feldzugs in Frankreich beweist. Um an den Tag zu legen, daß er sich mit Fürst Schwarzenberg auf gleiche Stufe stelle, gebrauchte er in seinen Berichten die gewagtesten Wendungen. Daran wäre wenig gelegen gewesen, allein obwohl unter Schwarzenberg's Commando stehend, correspondirte er jederzeit auf eigene Faust unmittelbar mit Blücher und beklagte sich bei ihm über die von Schwarzenberg beliebte Langsamkeit und Schwerfälligkeit der Operationen. Freilich waren diese Beschwerden an sich nicht unberechtigt, und ebenso wenig Wrede's Unwille über Stein, „diesen Teufelskerl, der überallhin seine Nase steckt." Durch die Einmischung Stein's in bayerisches Heeres- und Festungswesen erzürnt, ließ sich aber Wrede zu den lächerlichsten Aeußerungen hinreißen. „Nach allem was ich von Stein sehe," schrieb er an den König, „fange ich an, ihn für einen completen Narren zu halten."

In die Entwicklung des Feldzugs griff Wrede wiederholt maßgebend, aber auch nicht selten eigenmächtig ein. Am 31. Januar 1814 schrieb er von Doulevent aus an Schwarzenberg: „Ohne Hungers zu sterben, können wir in unserer dermaligen Stellung nicht länger bleiben. Ich bin daher der Meinung, daß wir so bald als möglich Terrain gewinnen müssen, und sehe mit Sehnsucht dem entgegen, was Euer Durchlaucht beschließen wollen." Ohne jedoch diese Entscheidung abzuwarten, marschirte er noch am nämlichen Tage vorwärts und meldete dies mit dem lakonischen Zusatze: „daß er auf der Straße von Brienne, wo er vorrücke, den Feind angreifen werde, wo er ihn finde." Ihm gebührt demnach die Priorität dieses entscheidenden

Entschlusses. Derselbe hatte die glänzende Waffenthat von Brienne bei la Rothiere zur Folge, woran, wie Blücher selbst unumwunden anerkannte, die bayerische Reiterei den bedeutsamsten Antheil hatte. Welche Stimmung trotz des glorreichen Sieges im Hauptquartier herrschte, beweist ein Ausspruch Schwarzenberg's, welchen Prinz Karl von Bayern, damals Chef der ersten bayerischen Brigade, dem Verfaßer mittheilte. Der österreichische Fabius Cunctator erklärte vor den verbündeten Monarchen mit aller Bestimmtheit: er sehe sich genöthigt, den Rückzug anzutreten. „Sie können sich denken," fügte der Prinz hinzu, „welchen Eindruck ein solches Wort unmittelbar nach dem Siege von Brienne auf mich machte!" Da war es Wrede, der sich mit allen Kräften gegen die Zumuthung auflehnte, daß eine ganze große Armee verzagt gleichsam die Flinte ins Korn werfe, und immer wieder die Nothwendigkeit energischer und rascher Operation hervorhob. Was ihm an Vorgängen und Beschlüssen im österreichischen Hauptquartier auffällig und anstößig war, berichtete er schleunigst an den König von Preußen und Marschall Blücher. Friedrich Wilhelm sprach in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Befriedigung darüber aus, daß der Führer der bayerischen Truppen völlig mit seiner eigenen Auffassung der politischen und militärischen Lage übereinstimme.

Tüchtige Dienste leistete Wrede im Treffen bei Bar an der Aube. In seinem Schlachtrapport hebt er ausdrücklich hervor, daß sich der König von Preußen und seine beiden Söhne (Friedrich Wilhelm IV. und der jetzige deutsche Kaiser) unerschrocken dem heftigsten Kugelregen aussetzten. Auch bei Arcis gab das bayerische Corps Beweise von Muth und Ausdauer, und Wrede erntete allseitig Anerkennung und Lobsprüche. Das wichtigste Verdienst aber erwarb er sich durch sein beharrliches Festhalten an der Idee des direkten Vormarsches gegen Paris, wobei er sich stets der Zustimmung und Unterstützung Blücher's zu erfreuen hatte.

Den Kühnen lohnt das Glück. Am 31. März 1814 hielten die Verbündeten nach Erstürmung des Montmartre Einzug in Paris. Den Aufenthalt in der französischen Metropole benützte Wrede hauptsächlich dazu, die Auslieferung der in früheren Kriegen von den Franzosen aus bayerischen Städten erbeuteten Gallerie- und Bibliothekschätze zu erwirken. Auch zur Mitwirkung bei staatsrechtlichen Unterhandlungen, insbesondere wegen Regelung der bayerischen Territorialverhältnisse, wurde er durch das Vertrauen

seines Königs berufen, obwohl er sich selbst und Anderen nicht verhehlte, daß er solchen diplomatischen Missionen nicht gewachsen sei. Auch sein Biograph theilt diese Auffassung. Wohl ein allzu bitteres Urtheil über diese Seite von Wrede's Wirksamkeit fällt Montgelas. Er betont, daß häufig durch die Heftigkeit Wrede's, der nie den Soldaten verläugnen konnte, die von ihm vertretene Sache den empfindlichsten Nachtheil erlitt.

Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß Montgelas selbst dem König rieth, es könne kein besserer Anwalt Bayerns zum Wiener Congreß abgeordnet werden, als der inzwischen zur Belohnung seiner Dienste zum Fürsten erhobene Wrede. So betheuert wenigstens Montgelas in seinen Memoiren. Glaublicher ist, daß die Wahl deßhalb auf Wrede fiel, weil man nicht einen erklärten Verehrer der Rheinbundidee, wie Montgelas, sondern einen den verbündeten Monarchen sympathischen Kriegsgenossen nach Wien schicken wollte. Ueber das Ungeschick und die Eitelkeit des Diplomaten-Generals macht sich nun Montgelas weidlich lustig. So viel steht jedoch fest, daß ein Sieg der Politik Montgelas' einer gesunden Fortentwicklung nationalen Lebens noch weniger förderlich gewesen wäre. Wie er selbst später in einem Brief an Frau von Zerzog mittheilt, arbeitete er damals für eine Theilung in Süd- und Norddeutschland und hielt unter allen Umständen nur das lockerste Föderativsystem für annehmbar, ja er zettelte noch während des Wiener Congresses eine Intrigue an, um neuerdings eine Anlehnung Bayerns an Frankreich durchzusetzen.

Aber auch Wrede war — darin hat Montgelas Recht — ganz und gar nicht der rechte Mann, um eine Macht zweiten Ranges, wie Bayern, zu repräsentiren. Sein Ehrgeiz ließ ihn sich häufig in die Händel der Großmächte einmischen, eine Zudringlichkeit, die, wie in solchen Fällen gewöhnlich, zur Folge hatte, daß die Versöhnten dem lästigen Zwischenträger alle Schuld zuschoben und ihn ihren Verdruß empfinden ließen. Auch läßt sich aus Wrede's Berichten an Montgelas deutlich erkennen, daß er sich von Anfang an durch Metternich dupiren ließ. Dem „Finassiren“ (nach Stein's Ausdruck) des doppelzüngigen Diplomaten unterlagen ja damals weit gewandtere Politiker, als unser Marschall, der, durch Metternich's willfähriges Eingehen auf Bayerns oder seines Vertreters Wünsche in untergeordneten Fragen gewonnen, ein gefügiges Werkzeug in wichtigeren Conflicten wurde.

Uebrigens fehlt es an Lichtseiten seines Wirkens in Wien nicht gänzlich. Als ihm Metternich's Vertrauter, Herr von Gentz, den Vorschlag machte: es sollte zum Schutz gegen Rußlands und Preußens Anmaßung ein Bündniß zwischen Oesterreich, Frankreich und Bayern geschlossen werden, sprach er sich entschieden gegen eine Allianz mit Frankreich aus; wenigstens müsse man von vornherein etwaigen Ansprüchen vorbeugen, die es zum Lohn für geleistete Dienste auf das deutsche Rheinufer geltend machen könnte. Zu den Vertretern der kleineren deutschen Staaten suchte zwar Wrede wiederholt in engere Beziehung zu treten, aber nicht mit Glück. Die Uneinigkeit der deutschen Staaten machte es jederzeit den fremden Mächten möglich, das entscheidende Wort auch in den inneren deutschen Angelegenheiten zu sprechen. Dies führte manchmal zu seltsamen Mißverständnissen. In einer Conferenz, welche im Hotel des Feldmarschalls Wrede stattfand und eine Einigung in Sachen der Ansprüche Preußens auf Sachsen erzielen sollte, führte Lord Castlereagh als Schiedsrichter das große Wort. Der Vertreter Preußens forderte u. A. die Stadt Wittenberg für seinen Staat, der sächsische Gesandte Schulenburg protestirte dagegen. Da ergriff Castlereagh das Wort: „Aber, Herr Graf! Warum sprechen Sie denn immer von Württemberg, ich begreife nicht, wie Sie das Königreich Württemberg in die Frage, die uns beschäftigt, hereinziehen wollen?“ Zornig sprang Schulenburg auf und rief, zu Wrede's Adjutanten Heideck, der diese Scene in seinen Memoiren schildert, gewandt: „Freund, haben Sie's gehört? Und einem solchen fremden Esel überträgt man das Schiedsrichteramt in unseren deutschen Angelegenheiten!“ Die versammelten Excellenzen hatten die Worte Schulenburg's ganz gut verstanden und konnten sich kaum enthalten, in lautes Gelächter auszubrechen; nur Castlereagh begriff nicht, was diesen Ausbruch von Heiterkeit hervorrief, und sah mit einer Art pathetischer Verdutztheit seine Herrn Collegen an. Heideck versichert, er habe niemals ein so albernes Fragezeichen gesehen, wie das Gesicht des berühmten Herrn Premier.

Bayern, dem man anfänglich für Abtretung von Tirol und Salzburg Aussicht auf Frankfurt und Mainz eröffnet hatte, erhielt zuletzt wenig mehr, als die Zusage Oesterreichs, nach Erlöschen der direkten Linie der Großherzoge von Baden den Heimfall der badischen Rheinpfalz an Bayern begünstigen zu wollen. Als Wrede eine Denkschrift einreichte, worin zu ausreichender Ent-

schädigung Bayerns ein Theil des an die Rheinpfalz anstoßenden elsässischen Gebietes gefordert war, hatte Metternich nichts Eiligeres zu thun, als diese Anmaßung dem französischen Cabinet zur Kenntniß zu bringen, das rasch die Anstrengungen Bayerns zu nichte machte.

Die Wiederaufrichtung des bonapartistischen Cäsarenthums rief auch Wrede aus der Wiener Hofburg auf den Schauplatz des Entscheidungskampfes. Die Bayern standen in der Mitte zwischen Schwarzenberg's und Blücher's Armeen. Der Marschall Vorwärts äußerte sich über diese Nachbarschaft sehr befriedigt: „Ich freue mich der vereinten waffengenossenschaft, mein lieber Fürst Wrede, da ich si uf mein linken Flügell weiß, so bin ich um meine Flanke unbesorgt. jhren siegreichen Degen wird der Feind wohl wieder Empfinden, möge demnach der Sieg Sie mit neuen Lorbern krönen. Es ist die unbegrenzte Hochachtung, womit ich dem Herrn mein verehrter Fürst Dehro gehorsamster Diner und treu waffenbruder Blucher.“ Das bayerische Corps war rasch in Stand gesetzt, in die Operationen der Verbündeten einzugreifen, fand aber nicht Gelegenheit, an den eigentlich entscheidenden Kämpfen Theil zu nehmen.

In den nächstfolgenden Friedensjahren, die ebenso bedeutsam für die innere Entwicklung Bayerns, wie die vorhergehenden Kriegsjahre für die äussere Gestaltung, gab Wrede's Einfluß in manchen wichtigen Fragen den Ausschlag. Im Verein mit dem Kronprinzen Ludwig suchte er unablässig die Stellung des Ministers Montgelas zu erschüttern, und mit Hülfe des Wiener Cabinets gelang es endlich, den ehedem Allmächtigen zu stürzen. Seit dem Vertrag von Ried war die Spaltung zwischen den beiden einflußreichsten Männern Bayerns immer tiefer geworden, insbesondere seit Wrede zu Gunsten einer Repräsentativverfassung auf den Monarchen einzuwirken suchte. Auch Eifersucht mochte im Spiele sein, wenn auch zweifellos der von Montgelas erhobene Vorwurf, Wrede sei nur aus niedrigstem Egoismus „ein Organ der Verleumder und ein Werkzeug der Feinde des Ministeriums“ geworden, als ungerecht zurückzuweisen ist. Nach dem Sturz des absolutistischen Ministers kam das Verfassungswerk rasch zu Stande, Dank den Bemühungen Wrede's, der auch als erster Präsident der Kammer der Reichsräthe durch Schlichtung mancher Differenzen zwischen Regierung und Volksvertretung und ruhiges Einwirken nach beiden Seiten als aufrichtiger Volksfreund sich erwies. Obwohl ein kon-

servativer Anhänger des legitimen Princips — oder vielmehr gerade deßhalb — war er ein Gegner Metternich'scher Restaurationspolitik. Revolutionäre Neuerung wollte auch er auf's Entschiedenste abwehren, aber er ging nicht so weit, jede in gesetzlichen Bahnen sich abwickelnde Reform als strafbare Störung anzusehen, und warf daher, als unter dem Druck der verfassungsfeindlichen Großmächte das konstitutionelle Leben in Bayern in gefährlichste Bedrängniß gerieth, mehr als einmal das ganze Gewicht seiner Autorität zu Gunsten der Verfassungstreuen in die Wagschale.

Streng konservativ trat er für Integrität der Armee auf, die durch das Sparprinzip der Kammern und König Ludwig's I. ernstlich gefährdet war. Der Monarch wußte Wrede's Verdienste und Intentionen wohl zu würdigen und übertrug ihm die oberste Leitung aller militärischen Angelegenheiten. Wrede's eigenstes Werk waren alle jene dienstlichen und taktischen Vorschriften, welche in der bayerischen Armee bis in die neueste Zeit im Gebrauch waren und sich nach dem Urtheil der Kenner durch Einfachheit und echt militärischen Geist auszeichneten.

Noch einmal — abgesehen von einer erfolglosen diplomatischen Mission nach St. Petersburg in Sachen der bayerischen Ansprüche auf Baden — wurde Wrede auf den Schauplatz öffentlicher Thätigkeit gerufen, als das Stillleben der europäischen Friedenspolitik durch die Juli-Revolution unterbrochen worden war und die Nachwirkung in der bayerischen Rheinpfalz hervortrat. Nach dem Bundesfest der Freunde republikanischer Ideen auf der Höhe zu Hambach wurde Wrede als „außerordentlicher Hofcommissär“ mit einer ansehnlichen Truppenmacht in die Pfalz abgesendet. Daß er eine straffere Handhabung des polizeilichen Regiments anordnete und auch die Taktik des Einschüchterns nicht für unerlaubt ansah, versteht sich von selbst. Dagegen genügt wohl ein Hinweis auf seine öffentliche Rede im Lyceumssaale zu Speier, wobei er betheuerte: „Ich wollte heute noch mit meinen weißen Haaren unter freiem Himmel einen körperlichen Eid schwören, wenn noch einer nöthig wäre, daß ich für die Verfassung lebe und sterbe, und daß mit meinem Wissen von der Regierung nie etwas beabsichtigt worden gegen Sie oder gegen die Institution des Rheinkreises,“ um das von Wirth und Genossen erfundene Schlagwort „Bayerns Alba“ als lächerliche Hyperbel erkennen zu lassen.

In den letzten Lebensjahren ließ sich der Fürst mit Vorliebe Forst- und Landwirthschaft angelegen sein und suchte seine Lieblingsbesitzung Ellingen zu einem Mustergute zu gestalten. Am 12. December 1838 verschied er, in Heereskreisen aufrichtig betrauert, da er zwar stets auf strenge Zucht gehalten, aber auch unparteiische Gerechtigkeit geübt und die Interessen von Offizieren und Soldaten wie seine eigenen vertreten hatte. Das Lob, daß er mit den zu Gebote stehenden Mitteln fast jederzeit das Mögliche geleistet habe, kann ihm nicht versagt werden.

Von Küstrin bis Rheinsberg.

In blauer Ferne liegt vor uns eine Gebirgskette. Eines Berges Gipfel überragt alle anderen; er erscheint uns gewaltig; wir nennen ihn groß. Der Eindruck wird aber ein anderer, sobald wir — so zu sagen — den Riesen in seinem Daheim aufsuchen. Da tritt ein Zusammenhang mit dem großen Ganzen zu Tage; die ihn umgebenden Felsmassen kommen zu ihrem Recht, auch sie sind eigenartig, reichgestaltet, bedeutend. Unser Koloß ist der stolze Alleinherrscher nicht mehr. . . . Nun leben wir in seine Welt uns ein; wir üben auf immer kühneren Ausflügen nicht nur Muskeln und Gelenke, sondern berichtigen auch unser Urtheil. Endlich erklimmen wir den Gipfel. An steilen Felsabstürzen entlang, über öde Trümmergefilde steigen wir höher und höher, und siehe da, oben haben wir alles übrige Gebirge nun doch tief unter uns, wir blicken ringsum auf die Kämme und verschneiten Spitzen hinab und geben erschüttert und überzeugt unserem Koloß den alten Namen wieder: er ist der König dieser Berge.

Aehnlich ergeht es uns bei der Beurtheilung großer Persönlichkeiten in der Geschichte. Dem allgemeinen Beispiele folgend, sind wir gern bereit, Männer von hervorragender Stellung und Thatkraft groß zu nennen. Wenn wir nun aber näher zusehen: Welche Ziele verfolgten sie? Welche Mittel wandten sie an, um dahin zu gelangen? Wie dachten und handelten sie in den verschiedenen Schicksalslagen? Wie zeigen sie sich in den mündlichen und schriftlichen Aeußerungen, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren? — widerfährt uns häufig Enttäuschung. Wir entdecken an manchem Heros starke Gebrechen und kleine Schwächen, falsche Denkschlüsse und wunderliche Vorurtheile. Ernüchtert haben

wir schon den Ruf auf den Lippen: Auch er war ein Sterblicher, auch er ein Charakter ohne wahre Hoheit! Doch nun auch durch unser Gewissen verpflichtet, über das wahre Wesen des Mannes endgültig klar zu werden, setzen wir die Studien fort, und je allseitiger dieselben werden, je mehr wir uns auch mit den fremden Kräften vertraut machen, welche seinen Kreis durchschneiden, mit einem Wort, je mehr wir uns seiner geschichtlichen Entwicklung bewußt werden, desto lebhafter und zuletzt unabweisbar drängt sich uns die Ueberzeugung auf, daß jene Mängel und Makel für unser Urtheil über den wahren und unvergänglichen Werth des Mannes nicht so ausschließend von Belang sein dürfen. Auf solchem Boden stand er; aus solcher Schule zog er diese Grundsätze; gemäß diesen Grundsätzen handelte er, und sein Handeln hatte diese Wirkungen. Da liegt's! Die Wirkungen sind das Entscheidende in der Relation zwischen uns und ihm. Große Wirkungen erreicht nur derjenige, in welchem der ganze Geist und die volle Kraft seiner Zeit zum Ausdruck gelangten, That wurden.

Daß der Staatsmann Friedrich scrupellos in der Wahl der Mittel, daß der Soldat Friedrich seine strategischen Anlagen erst allmählich in der Praxis des großen Krieges bis zur Classicität entwickelte, daß die Begriffe des Regenten von Macht und Recht nicht mit den in seinen Schriften prunkenden Schlagwörtern von allgemeinen Rechten und bürgerlichen Pflichten übereinstimmten, — alle diese Vorwürfe, die Macaulay und andere Gegner auf den Preußenkönig laden, sind an sich gewiß nicht unberechtigt; allein es handelt sich darum, zu finden, inwiefern die allgemeinen Grundsätze, in welchen sie wurzeln, als Maßstab für den besonderen Fall angewandt werden dürfen. Wir können uns nicht verhehlen, daß die Unterthanen des großen Königs in einer anderen Schule erzogen waren, andere intellectuelle und moralische Bedürfnisse hatten als die Unterthanen Georg's II., die Macaulay im Auge hat; wir müssen zugeben, daß vom Standpunkte der Philanthropie nicht ohne weiteres die Geschichte betrachtet werden kann, daß es keinen für alle Zeiten und alle Nationen gültigen Codex politischer Moral gibt, daß es ungerecht wäre, von der einen Regierung Uneigennützigkeit zu verlangen, während die übrigen Cabinete fast insgesammt — und dasjenige des Inselreichs wahrlich nicht ausgenommen — mit falschen Würfeln spielten! Wer möchte loben, daß Friedrich eine besondere Lust darin fand, zu verspotten und zu

verunglimpfen, was Anderen heilig und ehrwürdig war, daß er in den Anforderungen an seine Untergebenen die Strenge mitunter bis zur Härte trieb, daß er dem aufstrebenden deutschen Genius im Gebiete der Literatur fast feindselig gegenübertrat? Darüber dürfen wir aber nicht vergessen, wie großartig Friedrich wirkte als Feldherr durch zugleich kühne und vorsorgliche Kriegführung, als Held durch persönlichen Muth und übermenschliche Standhaftigkeit, als Regent durch weise und energische Verwaltung, Sparsamkeit und richtig angewandte Wohlthätigkeit, als durchaus selbständiger Diplomat, als Philosoph endlich, der alles Menschliche zu ergründen rastlos bestrebt ist und die erkannten Wahrheiten unbedingt, mögen sie ihm gefallen oder nicht, auch anerkennt. Er vertheidigt seinen jungen Staat gegen eine Welt in Waffen, er entdeckt und erzieht Kräfte der Nation, von denen seine Vorgänger keine Ahnung hatten, und findet bei seiner ungeheuren Regierungsthätigkeit immer noch Zeit für rein wissenschaftliche Erörterungen und künstlerische Produktion. Er ist ein Held, ein schöpferischer Regent und ein Weltweiser!

Bei einer so hochbedeutenden Erscheinung sind vor Allem die Anfänge interessant. Wie hat sich eine solche Persönlichkeit entwickelt? Welche Einflüsse haben ihn, da er noch bild- und lenksam war, nach dieser und jener Richtung hingezogen? Auf welche Erlebnisse und Erfahrungen der Jugendzeit sind die Grundsätze des Mannes zurückzuführen?

Gerade in jüngster Zeit haben verschiedenartige Publikationen — es sei nur an Droysen, Onken, Hamilton erinnert — zum längst Bekannten manches aufklärende Detail über diese erste Lebensperiode Friedrich's hinzugefügt.

Die wichtigste Quelle bleiben die Memoiren der Schwester, der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth. Ein merkwürdiges Buch! Sie bringen uns den jungen Friedrich in unvergleichlicher Weise als Realität vor Augen, auch die übrigen einflußreichen Männer und Frauen jenes Kreises ziehen nicht wie Schattenbilder an uns vorüber, sondern wie sie leibten und lebten, in ihrem Costume, in der ganzen Individualität ihrer Zeit.

Aber auch ein gefährliches Buch! Geschrieben von einer Frau, der die Feen die einander widersprechenden Gaben verliehen, einen scharfen Verstand und ein leidenschaftliches Herz, — geschrieben, wie es jetzt feststeht, in den Tagen ehelichen Zwistes und trübster

Erfahrungen in Bezug auf menschliche Treue und Dankbarkeit. In ihrer physischen und psychischen Verstimmung flüchtet sie sich vor der Gegenwart vergeblich in die Vergangenheit, sie hat nur für das Düstere ein Auge, nur für das Leid Empfindungsfähigkeit, sie verfällt in den Fehler aller leidenschaftlichen Naturen: sie übertreibt.

Unbefangener und darum wahrer spricht Friedrich selbst in der „Histoire de mon temps“ und noch eingehender in den Brandenburgischen Memoiren über seinen Vater. Die Charakteristik, die er von ihm gibt, beweist seine volle und klare Erkenntniß dessen, was die gewaltige, in alle Einzelheiten der Verwaltung eindringende Arbeitskraft für den Staat bedeutete. Daß Friedrich Wilhelm erst die Finanz- und Wehrkraft Preußens geschaffen, wird er nicht müde hervorzuheben; er weiß auch des Vaters schroffe Eigenthümlichkeiten richtig zu beurtheilen, das Wesentliche, den geraden, offenen, deutschen Sinn unter der rauhen und ungefügen Schale zu erkennen. So war es ihm möglich, über seinen eigenen furchtbaren Conflict mit dem Vater ein versöhnendes Wort zu sprechen, das nichts Gemachtes an sich trägt. Die Markgräfin dagegen hat bei ihrer Schilderung, wenn ich so sagen darf, nur das dramatische Moment im Auge. Mag sie aber auch die Situation übertreiben, die Gestalten zuweilen verzerren, so viel geht aus der Uebereinstimmung ihres Berichtes mit denjenigen anderer glaubwürdiger Zeugen hervor, daß es gefährlich war, durch Wort oder That oder überhaupt durch stark ausgeprägte Eigenart den Widerspruch Friedrich Wilhelm's zu wecken. Er entwickelte gelegentlich seine Kraft in einem Grade, der zu dem gegebenen Widerstand in keinem Verhältniß stand; es wandelte sich dann seine Religiosität in Fanatismus, sein Rechtsgefühl in Starrsinn, seine nüchterne, nur auf das Nützliche gerichtete Weltanschauung in Barbarei. Von diesem Fehler kann ihn auch Droysen bei aller Ehrlichkeit und Schneidigkeit seiner bekannten Vertheidigung nicht reinigen. Und diesem knorrigen selfmade-man waren Geschwister zur Zucht in die Hand gegeben: die nervöse, schöngeistige Wilhelmine und der zum Zweifler geborne, geniale, aus Stolz schüchterne Friedrich! Kinder der neuen Zeit und ein Mann von altem Schrot und Korn; zwei sich schneidende Kreise, welche nur einen sehr kleinen Theil ihres Inhalts gemeinsam hatten! Insofern

kann man sagen, daß der Sohn des niedrigsten preußischen Unterthans weniger hart gebettet gewesen sei, als der Thronerbe!

Das Verhältniß wurde trüber von Jahr zu Jahr. Die Neigungen gehen weit auseinander. Der Prinz steht unter dem Einflusse französischer Lehrer und französischer Literatur. Ihm ekelt vor dem Qualm und den Späßen des Tabakcollegiums, das dem derben Vater zum täglichen Bedürfniß geworden. Der endlose Gamaschendienst ist ihm zuwider, und noch mehr die endlosen Religionsübungen, zu denen er angehalten wird. Die mehr pietistische als religiöse Tendenz tritt insbesondere in einem Stundenplan zu Tage, den Friedrich Wilhelm 1725 — sein Sohn war damals 13 Jahre alt — eigenhändig niederschrieb. Der Prinz soll sich frühzeitig rasch erheben, dann ein Gebet auf den Knieen sprechen; dann hat er sich hurtig anzukleiden und binnen fünf Minuten Thee einzunehmen, dann wird in Gegenwart aller Diener ein langes Gebet gesprochen, ein Capitel aus der Bibel gelesen und ein geistliches Lied gesungen. Fechtstunden wechseln Tags über ab mit Information in der Religion. Alle Morgen geht der Prinz mit dem König zur Parade, Sonntags marschirt er an der Spitze seiner Compagnie zur Kirche. In einer gewissen Beziehung hiezu steht die sonderbare Form des Geschichtsunterrichts; man ließ den Kronprinzen nur das Theatrum Europaeum lesen, dessen erste Bände die Religionskriege umfassen. Der Prinz soll vor allem ein guter evangelischer Christ werden. Von freier Ausbildung angeborner Geistesgaben, von Aneignung allgemeiner Cultur wird gänzlich abgesehen: der Sohn soll ein Mann werden, wie der Vater selbst einer war.

Dagegen regte sich nun im Knaben schon frühzeitig das Gefühl, daß die Deutschen an Bildung weit hinter den Franzosen zurückstehen; er fand mehr Geschmack an dem präcisen und witzigen Ausdruck in ihren Schriften und faßte den Begriff von Welt und Leben, wie sie ihn mittheilten, in sich auf. Er dachte, einem Fürsten gezieme es besser, auf geistige Vergnügungen zu denken, und empfand immer mehr Mißbehagen über das knappe, enge Soldatenwesen seiner Umgebung.

Ein Besuch am Dresdener Hofe, wohin er 1728 seinen Vater begleiten durfte, verlockte den Sechzehnjährigen gleich sehr zu berechtigten, wie zu ungerechten Vergleichen mit seinem spartanischen Daheim. Er bewegte sich zum ersten Male in der Welt ohne

Zwang, empfing zum ersten Male die Aufmerksamkeiten und Huldigungen, zu denen ihn seine Stellung berechtigte. Allerdings war damals das Leben am sächsischen Hofe im Kern so ungesund und unsittlich wie möglich. Aber die Außenseite war glatt und glänzend, man lebte im Stil eines Grandseigneur. Der junge Mann sah sich plötzlich aus einer Casematte in die Gärten der Armida versetzt! Auf den Vater freilich machte die Pracht, welche König August zu Ehren seiner Gäste entfaltete, wenig Eindruck. Die Fasangärten und Orangerien, erklärte er, seien in Dresden weit besser als diejenigen in Potsdam, aber das Zeughaus sei tausendmal schlechter als das Berliner; es verlohne sich also nicht der Mühe, eine so weite Reise zu machen.

Die einzige Freude, die der König seinem Sohne eine Zeit lang unverkümmert ließ, war seine Flöte. Wie fühlte sich Friedrich frei und glücklich, wenn er nach der steifen Parade und der noch steiferen Hoftafel die Uniform ablegen und sich mit seiner Flöte und seinen Büchern beschäftigen konnte. Der Vater hatte aber schlechterdings keinen Sinn dafür, daß eine auf Kunst und Literatur gerichtete Sinnesweise zu etwas Rühmlichem und Gutem, er sah nur, daß sie auf Abwege führen könne.

Das Verhältniß von Vater und Sohn charakterisirt am Besten eine Stelle aus einem Briefe Friedrich Wilhelm's vom 28. August 1731. „Alles habe ich angewandt, dir eine rechtmäßige Ambition, Lust und Inclination zum Soldatenhandwerk zu inspiriren. Ich habe aber nicht reussiret, weil du die Ambition in Hoffart verkehret hast und anstatt einer rechten Lust, Liebe und Application zum Handwerk einen rechten Widerwillen dagegen getragen, daß es alle Leute observiren können, daß es dir kein Plaisir, sondern eine rechte Last sei. Wie du denn auch dich gegen Fremde und Einheimische darüber beklaget hast und ein Soldat, der Ambition und rechtschaffene Lust dazu hat, wie ich dir tausendmal gesagt habe, auch eine Inclination haben muß zu Allem, was männlich ist, und nicht zu dem, was weibisch ist; daß er sich selbst nicht schonen, sondern sich sogleich exponiren und einfinden muß, wenn es Occasionen gibt, sich zu zeigen; der ferner nach keiner Kälte noch Hitze was fraget, noch nach Hunger und Durst, und die stärksten Fatiguen, die da sein können, gern aussteht. Du aber hast in allen Stücken gegen mich einen Abscheu davor gezeiget und wenn es auf Jagden, Reisen und andre Occasionen angekommen, hast du alle-

zeit gesuchet, dich zu schonen und lieber ein französisches Buch des bon mots oder ein Comödienbuch oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder Fatiguen.“

„Die Flöte ward zerbrochen“, so erzählt Wilhelmine, „die Bücher wurden aus dem Schloß verbannt, der Prinz bekam Fußtritte und Prügel und wurde an den Haaren gezerrt. Bei Tisch wurden ihm die Schüsseln an den Kopf geworfen, zuweilen ward er auf Wasser und Brod beschränkt, zuweilen gezwungen, ekelhafte Kost hinabzuschlingen, so daß er sie nicht behalten konnte; einmal schlug ihn sein Vater zu Boden, schleifte ihn durch's Zimmer an ein Fenster und wurde mit Mühe abgehalten, ihn mit der Gardinenschnur zu erdrosseln.“ So weit Wilhelmine, deren Aussagen z. B. Macaulay unbedingt Glauben schenkt, so daß bei ihm Friedrich Wilhelm geradezu als Unmensch erscheint, wie er selbst sich ausdrückt, halb Puck, halb Moloch. Beglaubigt, von weniger dramatisch schreibenden Zeugen beglaubigt ist nur, daß der König mehrmals den Sohn mißhandelte und dazu noch die beschimpfende Aeußerung fügte, Friedrich habe keinen Funken Ehre im Leibe, sonst würde er sich bei einer solchen Behandlung eine Kugel vor den Kopf schießen.

Dem Prinzen machte dies, anstatt auf seine Sinnesweise nach des Vaters Willen einzuwirken, nur seinen Zustand unerträglich, und der Wunsch stieg in ihm auf, auch wider Wissen und Willen des Vaters den Hof zu verlassen. Es war schon wiederholt das Projekt von englischen und preußischen Diplomaten verhandelt worden, wonach der Kronprinz mit einer englischen Prinzessin vermählt werden sollte. Friedrich Wilhelm war schon aus religiösen Gründen gegen die Aufnahme einer englischen Prinzessin an seinen Hof. Der Kronprinz aber sah in dieser Vermählung das einzige Mittel, der verhaßten Ketten los zu werden.

Die Weigerung des Vaters, auf das Projekt weiter einzugehen, legte er sich in gehässigster Weise zurecht. „Der König behandelt mich auf eine unerhörte Weise“, schreibt er an Hotham, „und schreckliche Dinge bereiten sich gegen mich vor. Der wahre und uneingestandene Grund, weßhalb der König in diese Heirath nicht willigt, ist der, daß er mich ewig in Abhängigkeit erhalten und mein ganzes Leben einkäfigen will.“ Gemeinsam mit der Mutter, Sophie Dorothea, der Tochter König Georg's I. von England, setzte er heimlich die Unterhandlungen fort. Da kam es zwischen

dem König und dem englischen Gesandten einer anderen Angelegenheit wegen zu einer heftigen Scene. „Was, ihr wollt mir in meinem Hause Gesetze vorschreiben?“ brauste der König auf und machte eine Bewegung mit dem Fuße, die nicht mißzuverstehen war. Der Gesandte erklärte darauf, die Ehre der englischen Krone zwinge ihn, sofort Berlin zu verlassen. Jetzt war auch des Prinzen Entschluß gefaßt, heimlich nach London zu entfliehen, um den durch des Vaters Starrsinn vereitelten Plan zur That zu machen. „Sie haben mich“, sagte er zu seiner Schwester, „zu König Artus Tafelrunde geladen, dort ist der Hafen der Freiheit, und um einer schönen Braut willen ist die Fahrt schon zu wagen.“ Er und sein Freund, Lieutenant Katt, der die Briefe besorgte, besaßen so wenig Geschick, ihr Unternehmen verborgen zu halten, daß bald der ganze Hof davon wußte. Eben hatte der König, erzürnt, daß er für den Prinzen ein paar tausend Thaler Schulden bezahlen mußte, ein Edikt erlassen: „daß bei Strafe der Karre und nach Befinden Leib und Lebens Niemand einem Minderjährigen, auch nicht von der königlichen Familie, Geld leihen sollte.“ Dennoch hatte Katt eine mäßige Summe für den Kronprinzen aufzutreiben gewußt und bei dem polnischen Gesandten Hoym einen Paß erwirkt, weil der Prinz incognito eine Reise zu machen wünsche.

Im Juli 1730 mußte Friedrich in Begleitung des Vaters das sächsische Lager bei Mühlberg besuchen. Hier sollte die Flucht in's Werk gesetzt werden, aber König August, der um des Prinzen Vorhaben wußte, überredete ihn, die Feste und die Freundschaft nicht zu stören. Von hier aus begaben sich Vater und Sohn zum Markgrafen von Ansbach auf Besuch. Auch diesem war der Fluchtplan schon bekannt, und weil er fürchtete, daß er, falls es in seinem Lande zur Katastrophe käme, am König einen schlimm gelaunten Gast haben werde, erlaubte er dem Prinzen nicht einmal, Pferde aus seinem Marstall zu reiten. Auch dem Könige selbst war durch Seckendorff längst mitgetheilt, daß die Flucht des Kronprinzen allerorten das Tagesgespräch bilde, und weil sich diese Kenntniß im Benehmen des Königs deutlich verrieth, glaubte der Prinz den Plan nicht länger aufschieben zu dürfen. Er schrieb an Katt: „In zwei Tagen bin ich frei, ich habe Geld, Kleider und Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen, und sollte ich verfolgt werwerden, so will ich in einem Kloster eine Freistatt suchen, wo man unter Scapulier und Kutte den argen Ketzer nicht herausfinden

wird.“ Durch einen sonderbaren Zufall wurde dieser Brief zum Verräther. In aller Eile hatte der Prinz das Schreiben „An Lieutenant v. Katt, über Nürnberg“ adressirt, „in Berlin“ aber hinzuzufügen vergessen. Der Postmeister in Nürnberg vermuthete, daß der Brief an einen preußischen Werbeofficier Katt in Nürnberg gerichtet sei, und gab ihn an diesen, der ihn dienstgetreu seinem König nach Frankfurt nachschickte.

Ein wirklicher Fluchtversuch des Prinzen war inzwischen durch das Knarren des Thores einer Scheune im Dorfe Steinfurt bei Sinsheim, wo er Nachtquartier genommen hatte, vereitelt worden. Sein Begleiter, Baron Rochow, war darüber aufgewacht und hatte den Prinzen, der schon zu Pferde saß, halb mit Gewalt bewogen, seinen Plan aufzugeben. Am nächsten Tage entlud sich in Mannheim nach dem Eintreffen des Prinzen bei dem Vater das Ungewitter. In einem der kurfürstlichen Prunkgemächer im Schloß zu Mannheim rief plötzlich der König den Obristlieutenant Rochow zu sich an's Fenster und rief ihm zu: „Mein Sohn, der Oberlieutenant Fritz, hat entfliehen wollen, ich weiß es, hier ist aber nicht Ort und Zeit, davon zu reden, man muß warten, bis wir auf eigenes Gebiet nach Wesel kommen. Sie stehen mir mit Ihrem Kopf dafür, daß der Prinz dahin gebracht wird, — lebendig oder todt!“ Noch ahnte nur der Prinz, daß man ihn beargwohne, bald aber lehrte ihn die Behandlung, die er erfuhr, daß Alles verrathen!

Am 12. August Abends langte man in Wesel an und hier kam der Streit zwischen Vater und Sohn zu einem Ausdruck, in welchem der Gegensatz der Charaktere mit der militärischen Ordnung und der politischen Lage verschmolz und die schwersten Folgen heraufzuführen drohte. So spät es schon war, lud der König sogleich den Prinzen zum Verhör vor. „Warum hast du entfliehen wollen?“ „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn, sondern wie einen Sclaven tractirt haben!“ „Du bist ein infamer Deserteur, der weder Muth, noch Ehre hat!“ „Ich habe so viel wie Sie!“ Diese heftig herausgestoßenen Worte reizten den König so zur Wuth, daß er den Degen zog, allein rasch entschlossen ergriff General Mosel seinen Arm und beschwor ihn, nicht in solcher Aufregung das Verhör fortzusetzen. Ranke nennt die Erzählung über diesen Ausbruch väterlicher Heftigkeit unverbürgt, aber der Ton der vom König eigenhändig niedergeschriebenen Instruktion für General

Buddenbrock, „auf was Art er des Königs Sohn von Wesel nach Küstrin wohlverwahrt bringen soll“, läßt solche Vorfälle gar nicht unglaublich erscheinen. Der Prinz selbst hatte Katt als seinen Vertrauten genannt, weil er annahm, daß sich dieser schon nach Holland begeben habe. Als er vernahm, daß Katt in Berlin festgenommen sei, und man ihm andeutete, es könne dem Freunde wohl das Leben kosten, verstand er sich dazu, an den Vater einen flehentlichen Brief zu richten, Katt sei nur der Verführte, er allein trage die Schuld. In den Verhören gestand er zu, er habe Unrecht gethan, aber als Deserteur dürfe er nicht betrachtet werden, es sei ihm gar nicht in den Sinn gekommen, daß man solchen Vorwurf gegen ihn erheben könne.

In Küstrin wurde er in scharfen Arrest gebracht. Der König selbst setzte die Fragen auf, die ihm das Kriegsgericht vorzulegen hatte. Die erste lautete: was ein Mensch verdiene, der seine Ehre breche und Complotte zur Desertion mache? Der Prinz antwortete, er glaube nicht, gegen die Ehre gehandelt zu haben. Artikel zwei: ob er sich noch für würdig halte, Landesherr zu werden? Der Prinz: er könne nicht sein eigener Richter sein. Der dritte: ob er sein Leben geschenkt haben wolle oder nicht? Der Prinz: er unterwerfe sich der Gnade des Königs. Der vierte und letzte Artikel: ob er, um sein Leben zu retten, auf die Erbfolge verzichten wolle? Der Prinz: an seinem Leben liege ihm nicht viel, aber er hoffe, Seine Majestät werde nicht so ganz ungnädig sein, der König möge mit ihm machen, was er wolle, er werde ihn dennoch ehren und lieben!

Die Tradition lautete früher, der Prinz sei vom Kriegsgericht mit allen Stimmen gegen zwei zum Tode verurtheilt und der König nur durch fremde Intervention abgehalten worden, das Urtheil zu vollstrecken. Allein aus den Protokollen des Kriegsgerichts erhellt, daß die Richter fast insgesammt der Ansicht waren, das Vorhaben des Prinzen habe Nichts mit Desertion gemein, die intendirte, aber nicht exequirte Flucht sei eine Staats- und Familiensache zwischen dem König und seinem Sohn. Damit fällt die Vermuthung weg, der König habe im Ernst an eine Hinrichtung seines Sohnes gedacht, denn gegen den Spruch der Richter würde er doch nie eine solche Verfügung getroffen haben. Der Prinz selbst glaubte noch nicht an eine tragische Wendung seines Geschickes. Er schrieb zwar bittere Verse über die fortune inconstante an die

Wand seines Gefängnisses, aber an seine Schwester schrieb er in fast übermüthiger Laune: Hoffentlich werde bald wieder der Tag erscheinen, wo ihr principe und seine principessa, ihre Laute und seine Flöte, in lieblicher Harmonie sich vereinigen würden.

Allein auf seine Tage sollte bald ein düsterer Schatten fallen.

Auch über Katt hatte sich das Kriegsgericht zu dem milderen Urtheil: Festungsstrafe auf Lebenszeit geeinigt, da ja doch sein strafbares Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen. Friedrich Wilhelm cassirte aber dieses Urtheil, weil es aus Menschenfurcht geflossen sei. Zum zweiten Male blieb das Gericht auf seinem Spruch, aber nun verhängte der König aus eigener Machtvollkommenheit: „weil Katt, obwohl als Officier der Garde ihm noch mehr als andere persönlich verpflichtet, mit der künftigen Sonne tramiret, und sich behufs Desertion mit fremden Gesandten in Durchstechereien eingelassen habe“ — das Todesurtheil über ihn. Vergebens bat der Unglückliche mit rührenden Worten um Erbarmen: der bibelfeste Monarch erwiderte, es sei besser, daß der Schuldige sterbe, als daß die Gerechtigkeit Schaden leide. Und so weit ging der König in seinem Zorn, daß er anordnete: vor des Prinzen Augen soll sein Genosse mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden.

Und so geschah es am 6. Nov. 1730. Unmittelbar unter den Fenstern des Kerkers, in welchem Prinz Friedrich saß, nur ungefähr 18 Schritte davon entfernt, stand das Schaffot.

„Verzeihen Sie mir, mein theurer Katt!“ rief Friedrich, als der Unglückliche die Richtstätte bestieg, „wollte Gott, ich könnte an Ihrer Stelle sterben!“

„Ich wüßte nicht, Monseigneur, was Sie mir zu verzeihen hätten!“ erwiderte Katt mit fester Stimme, nahm sich selbst die Binde von den Augen und richtete auf den Freund den letzten Blick — —

Eine wohlthätige Ohnmacht ließ Friedrich wenigstens nicht das Schrecklichste schauen. Als er wieder zu sich kam, verwandte er den ganzen Tag über kein Auge vom Schaffot, wo Kopf und Rumpf des Todten neben einander lagen, bis Abends ein paar Bürger den Körper in einen Sarg legten und wegtrugen.

Jetzt war es dem Prinzen zur Gewißheit geworden, daß auch sein Tod beschlossen sei. In finsterem Brüten verbrachte er die nächsten bangen Tage in einsamer Haft. Der Tod Katt's hatte

indessen den Zorn des Königs beschwichtigt; auch schmeichelte es ihm, daß fast alle europäischen Höfe seine Gnade für den Kronprinzen anflehten. Wenn dieser selbst Zeichen von Reue gäbe, so erklärte er an Grumbkow, werde er vielleicht Gnade für Recht ergehen lassen. Anfangs weigerte sich Friedrich entschieden, an seinen Vater zu schreiben; allein dem gewandten Höfling gelang es endlich, ihn zu bewegen, daß er an den König schrieb, er unterwerfe sich ganz und gar der allerhöchsten Gnade.

„Merkwürdig finde ich", sagt Ranke, „daß in dem ganzen Lauf des Processes kein Wort des Hasses, keine Spur einer politischen Ansicht zum Vorschein kommt. Wie ganz anders ist dieser Vorfall am preußischen Hof, wie derjenige am spanischen. Don Carlos hatte wiederholt in fieberhafter Gereiztheit von der Ermordung seines Vaters gesprochen; auch der russische Alexei hatte die Absicht in sich genährt, das Regiment seines Vaters umzustoßen, den er als Unterdrücker des Vaterlandes betrachtete. Hier sehen wir nur einen Vater, der einen Sohn und Nachfolger nach seinem Sinn haben wollte, und einen Sohn, in dem sich ein angeborner Bildungstrieb dagegen sträubt, der einer abweichenden Lebensansicht huldigt, jetzt aber unter gewaltigen Erschütterungen genöthigt wird, davon zurückzukommen."

Während noch der Prinz die Verkündung des Todesurtheils nahe glaubte, erhielt er die Nachricht, der König wolle, weil er durch den Prediger von seiner reumüthigen Zerknirschung gehört habe, ihn aus der Haft entlassen, gegen eidliche Versicherung, nie wieder einen Versuch zu machen, sich der väterlichen Gewalt zu entziehen.

„Er soll arbeiten lernen", sagte der König, „das wird ihm solche Gedanken austreiben!" Der Prinz richtete an ihn die Bitte, er möge ihm wieder das Porte-épée an den Degen verleihen. „Ja, ist denn der Fritz ein Soldat? Dann ist ja alles gut!" rief erfreut der König. Aber nicht als Soldat, sondern als Auscultator der Kriegs- und Domanialkanzlei zu Küstrin sollte er sich zunächst die Zufriedenheit seines „gnädigen" Herrn Vaters wieder zu erwerben suchen. An einem in der Kanzlei zunächst der Thür aufgestellten Tischchen sollte er alle Tage von halb 7 bis halb 12 und von 3 bis 5 Uhr arbeiten; in den späteren Stunden sollten ihn die Beamten in Cameralsachen unterrichten. Musik durfte er weder üben noch hören, über Politik mit Niemand sprechen,

von Büchern waren ihm nur die Bibel, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum bewilligt; habe er noch Zeit übrig, so könne er sich aus dem Küstrin'schen Archiv die Dokumente der alten Verfassung der Markgrafschaft Küstrin vorlegen lassen.

Die anonym erschienene Vie privée de **Frédéric** second erzählt, der Prinz habe nun zwar die Sitzungen besucht, aber darin Nichts gethan als Caricaturen der Herren Räthe gezeichnet. Dagegen zeugen viele Berichte und Vota von der Hand des Prinzen, der König selbst sah seine Arbeiten öfter durch und notirte, wo er nur des Prinzen Unterschrift sah: „Fritz soll nicht bloß unterzeichnen, er soll selbst arbeiten!“

Um ein Bedeutendes stieg er wieder in der Gunst des Vaters, als er erklärte, er wolle nicht länger an der calvinistischen Lehre von der Prädestination, die sein Vater unbedingt verwarf, festhalten. Hocherfreut schickte ihm der Vater als Beweis seiner Zufriedenheit ein paar Predigten. Wilhelmine ermahnte in anonymen Briefen den Bruder, auszudauern in seiner Mäßigung, die sie bewundere, und seine Ehre in standhaftem Ertragen der Widerwärtigkeiten zu erblicken, — mußte ja doch sie selbst dem ungeliebten Manne die Hand reichen. Grumbkow schickte, um sich den künftigen Landesherren zu versöhnen, Formulare, nach denen die Briefe an den König einzurichten wären, damit dieser bei guter Laune bleibe.

Vor Kurzem würde Prinz Friedrich ein solches Anerbieten als freche Zumuthung zurückgewiesen haben, — jetzt ließ er sich den Dienst gefallen!

Er war ein anderer geworden!

Nicht mehr der fröhliche, leichtlebige Idealist — die erduldeten Leiden hatten seinen Verstand gereift, aber sein Herz verhärtet. Er hatte Selbstbeherrschung und Verstellung gelernt. Unbedenklich gab er sich jetzt den Anschein, als ob er sich gern allen Ansichten des Vaters füge, nur um wieder in eine bessere Lage zu kommen.

In unterwürfigster Weise spricht er von Nichts als von Paraden, schönen Kerls, neugewaschenen Zelten, Monturen und anderen Dingen, wovon der Herr Vater gern hört. Hie und da nimmt er sich die Freiheit, ein paar Würste oder eine Pastete oder Erdbeeren in aller Unterthänigkeit nach Berlin zu senden. Gelegentlich des väterlichen Geburtstages bittet er um Erlaubniß, erklären zu dürfen, daß er „mit aller ersinnlichen submission, Treue, Respect

und, wann es erlaubt sei zu sagen, mit allerunterthänigster Liebe bis an sein Grab verharre als treugehorsamster Diener des allergnädigsten Königs und Vaters."

In einsamen Stunden klagte er in französischen Versen über das schwere Loos, auf das Liebste, die Freiheit, verzichten zu müssen, und tröstete sich mit der Hoffnung auf bessere Tage.

Nach einem Jahre der Buße sollte er seinen Vater wieder sehen dürfen. Die Zusammenkunft fand im Regierungsgebäude zu Küstrin statt. Ob Friedrich damals wirklich, wie Grumbkow an Seckendorff schrieb und Ranke glaublich findet, durch die väterlichen Vorstellungen so gerührt wurde, daß er sich voll Hingebung ihm zu Füßen warf, oder ob auch dieser Act vorbereitet war, wie nach des Prinzen eigenem Geständniß seine Reden, ist nicht zu entscheiden. Zum Zeichen seiner Versöhnung gestattete Friedrich Wilhelm, daß sein Sohn zuweilen Küstrin verlasse und die nächstliegenden Aemter besuche. Allmählich gewann der Prinz, da er wenigstens anscheinend Freiheit genoß, mehr Lust und Eifer für die Arbeit, wie sie die Verwaltung der in den letzten Jahren herabgekommenen Aemter mit sich brachte.

Dem herzhaften Eingehen auf die Prosa des Verwaltungsdienstes, sagt Oncken, stand anfangs ein Charakterzug im Wege, den der Prinz mit seiner älteren Schwester gemein hatte, die Liebhaberei, das Kleine kleinlich, das Trockene lächerlich zu finden, und über Alles, was sich nicht geistreich und geschmackvoll ausnahm, die Lauge des Spottes auszugießen. Er spricht von seiner Stellung nur wie von einer „Galeere, an die er geschmiedet sei", und dem Kammerdirector Hille gereicht es zu argem Verdruß, daß sein Zögling immer nur attisches Salz verlangt und sich um das Sachliche nicht kümmert. „Beim Prinzen war das nicht die Hoffart des Flachkopfes, der alles auslacht, was er nicht versteht, und deßhalb sein Leben lang nichts lernt, sondern, was Hille nicht sogleich durchschaute, der Jugendfehler eines wirklich geistreichen Menschen, der sich nicht imponiren lassen will, er wisse denn warum, und der, wenn er platte, alltägliche Roharbeit verrichten soll, verlangt, daß ihm die Seiten derselben gezeigt werden, die ihm zu denken, nicht zu lachen geben." Kaum hatte er das Zweckmäßige, das Fruchtbare der Arbeit erfaßt, so ergriff er die damit verbundenen Studien mit einem Fleiß, den ihm Niemand zugetraut hätte; er kümmerte sich um Alles in seinem Gebiet, sogar um Viehzucht und

Ackerbau, er untersuchte, wo Verbesserungen getroffen werden könnten, und suchte sich von Allem eigene Einsicht zu erwerben.

Es war ein entscheidender Wendepunkt in der Geschichte seines Lebens. Fahrt wohl, Hoffnungen und Träume der Jugend! Die ersehnte Geliebte, das Glück, entschwindet auf rollender Kugel, — an ihre Stelle tritt ein ernstes Weib, die Pflicht!

Auch politische Entwürfe arbeitete Friedrich in dieser Zeit aus. Am berühmtesten wurde derjenige, in welchem er die geographische Lage Preußens einer Kritik unterzog und den Besitz von West-Preußen und Schwedisch-Pommern für die Monarchie als eine politische Nothwendigkeit hinstellte, wenn sie nicht bei der nächsten Krisis auch das schon Errungene verlieren wolle. Seckendorff schickte den Aufsatz an Prinz Eugen. Dieser, indem er an der Klaue den Löwen erkannte, äußerte sich voll Staunens über die weitsehenden und wohlbegründeten Ideen des jungen Fürsten, der wohl dereinst seinen Nachbarn gefährlich werden dürfte.

Nach der Versöhnung betrieb der König, um die weitschweifenden Wünsche des jungen Mannes in einen engeren Kreis zu bannen, eifrigst die Vermählung des Sohnes. Da und dort liest man die Behauptung, es habe der Plan einer Vermählung des Thronerben mit der Erbtochter des letzten Habsburgers, Maria Theresia, bestanden. Doch findet sich in den diplomatischen Korrespondenzen auch nicht eine Andeutung davon, und wenn man, abgesehen von den politischen Gegensätzen, nur den confessionellen zwischen Kaiser Karl VI. und Friedrich Wilhelm in's Auge faßt und erwägt, wie jeder von beiden wahrhaft fanatisch an seinem Glauben hing, darf man ohne Zaudern behaupten, daß keinem von beiden ein solcher Gedanke in den Sinn kommen konnte. Durch österreichischen Einfluß aber wurde die Aufmerksamkeit des Königs auf die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig, eine Nichte der Gemahlin Karl's VI., gelenkt, und dem König gefiel gar wohl, was er von ihr hörte, daß sie zwar nicht hübsch, aber bescheiden und gottesfürchtig sei. Er schlug dem Prinzen die Verbindung mit der braunschweigischen Prinzessin vor; wenn Friedrich einen Erben habe, fügte er lockend hinzu, könne er reisen, wohin er wolle.

Prinz Friedrich glaubte gerade damals eine Dame zu lieben, eine Frau von Wreech, deren Gatte in der Nähe von Küstrin Gutsbesitzer war. Noch sind seine wunderlichen Liebesbriefe erhalten. Sie sind auf grobes, graues Actenpapier geschrieben; die krumm-

linigen Zeilen füllen dasselbe oben und unten bis an den Rand. Huldigende Verse wechseln mit beissenden Satiren auf Personen der prinzlichen Umgebung. Als der Liebesbewerber allzu dringlich wurde, machte die Dame dem Briefwechsel mit einem poetischen Scherz ein Ende, der die Andeutung enthielt, daß ihr Gatte von Allem unterrichtet sei.

Groll und Verdruß über diese Abweisung mochten noch mit leidenschaftlichen Aufwallungen in der Brust des jungen Mannes kämpfen, als die Aufforderung zu einer Convenienzheirat an ihn erging.

Im ersten Augenblicke überwog die Furcht vor dem Zorn des kaum besänftigten Vaters; er schrieb in unterwürfigstem Sinne an ihn. Kaum indeß war dieser Brief abgesandt, stellte sich die Betrachtung ein, daß er sein Loos durch diese Verbindung unerträglich mache. Nun schrieb er an Grumbkow, daß er nun und nimmer dem Vater darin gehorchen könne. Er fordere Unglück gegen Unglück heraus und wolle lieber seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende machen, als für immer elend leben. Grumbkow erwiderte mit beschwichtigenden Worten; zugleich langte ein Brief des Königs an, der dessen große Freude aussprach, einen so gehorsamen Sohn zu haben, und Friedrich anwies, sofort nach Berlin zurückzukehren.

Und Friedrich fügte sich auch dieses Mal. Er verband sich auf Befehl des Vaters mit einem Mädchen, das bei vielen sittlichen Vorzügen nicht eine einzige Eigenschaft, nicht die Macht noch den Muth besaß, um diesen Mann zu fesseln. Sie gelobten einander für immer zu lieben, aber wahrscheinlich hatten beide die Ueberzeugung, daß sie den Schwur niemals würden erfüllen können. Bei der Verlobung sollen dem Prinzen Thränen in den Augen gestanden haben; es können nur Thränen inneren Unmuths und schmerzlicher Erregtheit gewesen sein. Zur Belohnung beförderte der König den Auscultator an der Küstriner Domänenkanzlei zum Oberst eines Infanterieregiments, das zu Ruppin in Garnison lag. —

Das der Thronbesteigung Friedrichs vorhergehende Decennium, sagt Fontane, pflegt in zwei ungleiche Hälften getheilt zu werden, in die düsteren Tage von Küstrin und in die heiteren von Rheinsberg. Dazwischen liegt die kürzere Episode von Ruppin, unscheinbarer und weniger dramatisch, hier tritt kein Katt auf's Blutgerüst

und kein fröhlicher Bayard-Orden wird gestiftet, aber auch diese stilleren Tage haben ihre Bedeutung.

Aller Zwiespalt zwischen Vater und Sohn schien vergessen. Man wird förmlich überrascht durch die Erlasse des Königs, die sich damit beschäftigen, dem wieder zu Gnaden Aufgenommenen sein Entree und den Aufenthalt im Städtchen möglichst angenehm zu machen. „Der Galgen in Ruppin“ signirt er am 24. Mai 1732, „soll außer der Stadt herausgeschafft, auch die Pallisaden an die Mauer gesetzt und alle Schlupflöcher zugemacht werden. Muß alles gegen den 20. Juni fertig sein. Auch soll das Haus dicht bei des Obersten Haus, so der Kronprinz zu Dero Quartier choisiret, gehörig aptiret werden.“ In einer Ordre vom folgenden Tage heißt es: „Das Regiment soll den 2. Juni aus Neu-Ruppin ausmarschieren. Dann soll gleich der Koth aus der Stadt geschafft und die Häuser, so noch nicht abgeputzt sind, sollen abgeputzt werden.“

Was den Prinzen nun zuerst und zumeist in Anspruch nahm, war die Ausbildung seines Regiments. Wie früher in der Civilpraxis, so fing jetzt die ernstliche Beschäftigung mit dem „Dienst“ an, ihm den Soldatenstand lieb zu machen. Er fing an, wie sein Vater, auf Kleines zu achten, ohne darüber die großen Ziele und Absichten aus dem Auge zu verlieren. Wenn Revuen in Aussicht standen, so wurde auf das Strammste exerciert, um dem Regiment eine Haltung wie aus einem Guß zu geben. Der Prinz sah seine Anstrengungen belohnt. Sein Regiment bewährte sich bald so glänzend, daß es durch Erscheinung und Exercitium die Bewunderung des strengen Inspicienten erntete.

Mit seinen Kameraden verkehrte der Prinz in ungezwungener Weise. Er legte sich einen Garten vor der Stadt an, mit einem Tempel, der Amalthea geweiht. Hier versammelte er öfter eine kleine Gesellschaft von Officieren um sich. Noch ist kein Voltaire da, der seine Pikanterien präsentirt hatte, noch fehlen die Algarotti, D'Argens und la Mettrie, aber unter den gewöhnlich Geladenen war schon Chevalier Chasot, der nach und nach der intimste Freund Friedrich's wurde. Zuweilen überschritt man in jugendlichem Uebermuth die Grenzen des Erlaubten. Man warf ruhsamen Bürgern Nachts die Fenster ein, zettelte Liebeshändel an und hielt durch allerlei Schabernack die Kleinstadt in Athem. Doch bei allem dem lagen Leichtsinn und Leichtlebigkeit Friedrich nicht im Blute; er

hatte von schlimmen Eigenschaften nur die, welche zur Größe förderlich sind. So blieb er denn in seiner Berufsthätigkeit gewissenhaft und unermüdlich; daneben trieb er, nunmehr unbelästigt und unbeschränkt, all die Studien, die ihm zur Ausbildung der geistigen, wie der moralischen Fähigkeiten nothwendig erschienen. Er beschäftigte sich mit Historie, Politik, Philosophie; nicht oberflächlich, nicht pedantisch, aber immer mit der bestimmten Absicht auf seinen einstigen Regentenberuf. So lieb ihm die Werke der Fontenelle, Rollin, Voltaire sind, so widmet er doch den militärischen Schriften die meiste Zeit und seine besondere Aufmerksamkeit. Von Cäsars Commentaren bis zu Feuquiere's „Mémoires sur la guerre“ ist ihm Alles bekannt, was die militärische Literatur Bedeutendes hervorgebracht.

Der 12. Juni 1733 machte dem ungebundenen Junggesellenleben ein Ende. In Salzdahlum, dem herzoglichen Lustschloß bei Wolfenbüttel, wurde die Vermählung Friedrich's mit Prinzessin Elisabeth gefeiert. „Meine liebe Schwester,“ schreibt er an Wilhelmine, „vor einer Minute ist die Ceremonie verrichtet worden, Gott sei Dank, daß sie vorüber!“

Auf den 27. Juni ist der feierliche Einzug der Neuvermählten in Berlin anberaumt. Auch Wilhelmine eilt von Bayreuth dahin. Ein harter Tag für sie! Kein Schlaf die Nacht vorher, um vier Uhr Morgens beginnt bei Charlottenburg die Revue, musterhaft marschieren die langen Grenadiere in endlosen Reihen daher, ebenso glänzend ist der Corso der Hofequipagen, „waren unser mehr denn achtzig Kutschen voll,“ aber nirgends Schutz gegen die flammende Junisonne! Wilhelmine glaubt vor Hitze, Hunger und Durst verschmachten zu müssen, bis endlich der König die Heerschau beendigt und der Kronprinz mit seiner Gemahlin unter Kanonendonner und Trompetenschall in seine Residenz einfährt. Die Schilderung, welche die Markgräfin in ihrer Erinnerung von jenen Tagen und von der Kronprinzessin entwirft, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Nichts ist seltener, als daß die Schwester gerecht über die Schwägerin urtheilt. Linkisch und blöde, ohne ein Wort zu sprechen, sei die junge Frau dagestanden, so daß ihr Gatte endlich rief: „Peste soit de la bête!“ „Hol der Kukuck die Einfalt! So danken Sie doch meiner Schwester!“ worauf die Arme einen Knix nach dem Vorbild der Agnes in der „Ecole des femmes“ machte.

Der jungen Prinzessin fehlte es durchaus nicht an natürlicher

Grazie und Munterkeit; aber diese einfache Natur empfand instinctiv das Außerordentliche ihres Gemahls und fühlte sich deshalb ihm gegenüber eingeschüchtert, ungelenk, bedrückt. Bescheidenheit aber gehört leider zu den unproduktiven Tugenden. Ein Mann wie Friedrich, ganz Spannkraft, geistvoll und in einem großen Ideenkreis lebend und webend, konnte durch Passivität nicht gefesselt werden.

Eine Zeit lang hatte es den Anschein, als wolle sich ein harmonisches Zusammenleben der Gatten allmählich anbahnen, aber bald wuchs die Entfremdung bis zu unüberwindlicher Abneigung auf, und die Gatten lebten völlig getrennt bis zum Tode Elisabeth's. Ohne Zweifel hat das Fehlen des weiblichen Elements im Leben Friedrich's bedeutsam auf die Charakterentwicklung eingewirkt. Von der Empfindsamkeit und Weichheit, die der junge Friedrich zeigt, findet sich in späteren Lebensjahren keine Spur, er hat sich die dem Feldherrn und dem Staatsmanne nothwendigen Eigenschaften, Kälte, Besonnenheit, Beharrlichkeit, in vollstem Maße angeeignet, aber auch einen Zug ätzender Ironie in sich ausgebildet, der sich am leichtesten daraus erklärt, daß er niemals eine das tiefinnerste Wesen ergreifende Neigung gefühlt, wohl aber seine Vereinsamung schmerzlich empfunden hat.

Die Bereitwilligkeit des Sohnes, sich in das Eheprojekt des Vaters zu fügen, bewog diesen zu einem Act seltener Freigebigkeit. Als er erfuhr, daß seinem Sohne das alte Schloß Rheinsberg bei Ruppin wohlgefalle, kaufte er es heimlich, schenkte es dem Kronprinzen und noch überdies beträchtliche Summen, um es sich nach eigenem Geschmacke umbauen zu können. Friedrich that dieß mit leidenschaftlichem Interesse; auch nachdem er es bezogen, hörte er nicht auf, daran fortzubauen und es auszuschmücken, bis es in allen Stücken seinem Geschmack entsprach.

Eine stille Seefläche — ich folge der Schilderung des liebenswürdigen Geschichtschreibers der Mark, Theodor Fontane, — dahinter ansteigend grüne Rasenmatten und endlich das Schloß selbst, ein Mittelbau und zwei Seitenflügel mit abgestumpften Rundthürmen, so bietet sich Rheinsberg dem Besucher dar. Treten wir durch das Portal, so haben wir die alte Zeit leibhaftig vor uns. Die Spiegel mit ihren Barockrahmen, die Tische mit ausgeschweiften Füßen, die Atlasgardinen, die Deckengemälde mit Nymphen und Satyren, — Alles erinnert an jene reizvolle, aus prosaischen und poetischen

Elementen wunderlich gemischte Zeit. Und dort ist er selbst, der seinem Jahrhundert den Namen gab, an den Wandpfeilern gegenüber die Büsten Voltaire's und Diderot's. Der Arbeitstisch des Prinzen ist kaum so groß wie ein moderner Damenschreibtisch; die Steinplatte war ehedem mit Sammet überzogen, an dem aber seit hundert Jahren die Taschenscheeren und Federmesser der Engländer arg gewüthet haben. Der Park ist eine glückliche Mischung von französischem und englischem Geschmack; es fehlen nicht die üblichen Schaustücke, Säulentempel, Statuen, künstliche Ruinen; viele Gärten bergen reicheren und geschmackvolleren Schmuck, aber welche Namen knüpfen sich an diese Räume!

Ehe noch der Bau des Schlosses beendet war, führte die Eröffnung des Krieges zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich im Sommer 1734 den preußischen Kronprinzen an den Rhein. Im kaiserlichen Heere war nur noch der Schatten des großen Eugen, Philippsburg ging verloren, das thatenlose Hin- und Herziehen offenbarte nur die Schwäche der Reichsarmee. Nur der preußische Prinz zog aus dem lorbeerarmen Feldzug einen Vortheil: er gewann Einblick in den Verfall des österreichischen Heerwesens. Aus seinen Briefen erhellt, wie eifrig und sorgsam er Feind und Freund beobachtete. „Hier will ich das Soldatenhandwerk gründlich erlernen, den wahren Weg zum Ruhme!“ Dieses Wort charakterisirt die innere Umwandlung Friedrich's, der noch vor wenigen Jahren nur Klagen über das Soldatenleben im Munde führte. Im Gehölz bei Philippsburg hörte er zum ersten Mal Kugeln um sich sausen, und er äußert sich sehr befriedigt darüber, daß ihm die Hand, die den Zügel führte, nicht einen Augenblick unruhig wurde. Gern hätte er auch dem Feldzug vom Jahre 1735 beigewohnt, aber Friedrich wollte nicht, daß er abermals Zeuge der „gezwungenen deutschen Inaction seie, welches eben nicht glorieus für einen Kronprinzen von Preußen.“ Aus diesen Briefen Friedrich Wilhelm's spricht behagliche Befriedigung über seines Sohnes Umwandlung; in seiner Genugthuung liegt etwas von dem Gefühl eines Gärtners, der einen jungen Baum mit Gewalt in die Richtung, von der ein einseitiger Trieb ihn abgeführt hatte, zurückzog und nun nach seinem Wunsch emporwachsen sieht.

Wie vieles ging aber in Friedrich's Brust vor, wovon der Vater keine Ahnung hatte, was den Anschauungen, die dieser zeitlebens genährt hatte, von Grund aus widersprach. Es handelte

sich dabei nicht mehr um nichtige literarische Phantasien, sondern um die großen Ueberzeugungen, aus denen der geistige und moralische Mensch besteht, und wir können, sagt Ranke, hinzufügen, selbst nicht um rein persönliche Dinge, sondern um eine große Umwandlung in den Ansichten des Jahrhunderts.

Wie ganz anders lauten die Briefe des Prinzen an seine Schwester, als diejenigen an den Vater! Das Geschwisterpaar philosophirt über die höchsten Fragen des menschlichen Daseins, lacht inzwischen über Voltaire's „Pucelle“ und macht sich über die hohen und höchsten Personen ihrer Umgebung weidlich lustig. Vom „Glauben der Väter“ hatte sich Friedrich's Geist längst losgesagt. Schon in den ersten Briefen an Voltaire spricht sich Abneigung gegen die positive Religion aus. Dagegen treibt er mit dem Philosophen wahrhaft Götzendienst. „Ich glaube, daß es in der Welt nur einen Gott und einen Voltaire gibt, und ich glaube ferner, daß dieser Gott für unser Zeitalter eines Voltaire bedurfte, um es liebenswerth zu machen.“ Ja, nicht bloß dem Philosophen, auch dem Dichter und Historiker Voltaire zollt er glühende Verehrung. Er schätzt die „Henriade“ als das beste Epos und das Leben Karl's XII. als ein musterhaftes Geschichtswerk. Und niemand konnte Complimente besser als Voltaire erwidern. In denjenigen Briefen freilich, die nicht für Friedrich bestimmt waren, verräth er deutlich, daß er den großen Genius in seinem jungen Freunde gar nicht ahnte. „Er hat ein sanftes Gesicht“, so schildert ihn Voltaire leichthin, „große, blaue Augen, ist sehr angenehmen, ja außerordentlich angenehmen Geistes, spricht sehr gut und macht ganz reizende Sachen, sowohl in Prosa, als in Versen, und das alles zu seinem Vergnügen, und ist ein vortrefflicher Philosoph.“ Noch kommt in den Briefen zwischen Dichter und Königssohn der tiefe Gegensatz beider Naturen nicht zum Ausdruck. „Was Denken und Ausdruck des Denkens anbelangt“, sagt Friedrich von Arouet, „hat die Natur nie seinesgleichen geschaffen.“

So kam der August 1736 heran. Der Umbau des Schlosses Rheinsberg war beendigt und der Umzug aus Ruppin fand Statt. Es folgen die goldenen Tage, die Friedrich als die glücklichsten seines Lebens bezeichnete.

Treten wir ein in die fröhliche Gesellschaft!

Die Worte über dem Portal: Friderico tranquillitatem colenti! sagen uns, welchen Göttern hier geopfert wird. Aus den

Sälen des ersten Stockes tönt uns die Harmonie einiger Instrumente entgegen, die Flöte übernimmt das Solo, der Prinz bläst ein Concertstück von eigener Composition. Auf die Musik folgt lebhafte Unterhaltung. Ein Gesang der „Henriade“ wird vorgelesen, einige Scenen aus Voltaire's „Cäsar“ folgen, jeder der Gäste wählt den Charakter, der ihm am meisten zusagt, man liest mit Gefühl und Ausdruck. Ein Packet wird gebracht; am Siegel erkennt der Prinz, daß es von Suhm komme, dem geliebten Diophanes des Bayard-Ordens: er schickt die Fortsetzung von Wolff's Metaphysik. „Seid unbesorgt!“ tröstet der Prinz die Gesellschaft, „ich will euch nicht in die dunkle Kammer der deutschen Philosophie führen, zumal ja Algarotti bei uns ist, der damit ein für allemal verschont sein will.“ Der heitere Cäsarion Keyserling ist sehr damit einverstanden, er wendet die Unterhaltung auf lustige Abenteuer, die er an fremden Höfen erlebt. Der Hauptmann und Maler Knobelsdorf breitet seine Mappen aus und führt die Gesellschaft in ferne Lande, die er gesehen, oder entwirft mit flüchtigem Stift Schlösser und Opernhäuser für künftige Zeiten. Auch das Ordenshaus wird gezeichnet, wo sich die Ritter ohne Furcht und Tadel einst versammeln sollen. Ein neuer Gast tritt ein. „Es lebe Jordan und sein froher Humor!“ ruft ihm der Prinz entgegen. Es ist Jordan, der sich aus dem Bücherstaub der Bibliothek aufgemacht in die heitere Welt von Rheinsberg. „Eine neue Ausgabe des Horaz, mein Prinz, mit herrlichen Noten von Bentley und Heinsius, — auch bringe ich Briefe —“ „Briefe von Voltaire?“ unterbricht ihn der Prinz, „verstecke sie nicht hinter Deinen gelehrten Commentatoren, gieb uns die Briefe!“ Wirklich war Voltaire so gefällig, die beiden ersten Acte des „Mahomet“, wie sie eben aus der Feder geflossen, seinem Federico zu senden. Da werden die Champagnergeister aus dem Keller heraufbeschworen, um dem fernen Dichter einen feurigen Gruß zu senden, der Wein und der Witz schäumen lebhaft auf, und wie buntfarbig das Kleid, das die Gesellschaft trägt, so ist's doch ein Geist, der sie belebt, der Geist freier Bildung, und indem sich ein jeder vor den classischen Dichtern, die man hier pflegt und ehrt, und ebenso vor dem überlegenen Geist des Prinzen, wie vor seinem hohen Stande beugt, gewinnt die Tafelrunde heiterste Harmonie.

Allein es war nicht etwa bloß ein dilettantisches Behagen an Kunst und Literatur, worin Friedrich lebte; Wochen, Monate lang

saß er in ernstem Studium über die Bücher gebeugt. Was ihm nicht gestattet war, auf großen Reisen das provinciell Beschränkte zu überwinden, das sollten ihm die Studien ersetzen. Wie er alle Fragen ernstlich erwog, die für einen Regenten von Bedeutung, zeigen die zwei bedeutendsten Früchte der Rheinsberger Muße, die „Considérations sur l'état présent du corps politique de l'Europe" und der „Antimacchiavell."

Die erstere Schrift schildert die Unsicherheit der Lage des damaligen Deutschland und Europa. Als Gründe dieses gefahrvollen Schwankens gelten ihm: das Streben des Hauses Habsburg nach Errichtung der Erbmonarchie in Deutschland und das Streben Frankreichs nach der Welthegemonie, — und wie der Prinz in Rheinsberg seine Gedanken über die drohenden Gefahren schriftlich niederlegte, so erblickte er als König zeitlebens seine erste Aufgabe darin, ihnen mit Wort und Schwert zu begegnen.

Die ideale Ergänzung dieser praktischen Schrift bildet die „Réfutation du Prince de Macchiavell." Wir sind heute besser über Macchiavelli's Absichten unterrichtet, wir wissen, daß er nur zur Befreiung Italiens von der drückenden Fremdherrschaft und der selbstsüchtigen Politik der verkommenen kleinen Republiken in despotischer Fürstengewalt das Heil suchte, daß er nichts weniger als einen für ewige Zeiten gültigen Katechismus arglistiger Regierungskünste schaffen wollte. So mißverstanden aber hat, wie Friedrich ausführt, das Büchlein schädlich gewirkt, und dieser Einfluß war der eine Grund, der ihn bewog, eine Widerlegung zu schreiben. Der andere Grund ist wohl darin zu suchen: er fand sich in seiner Standesehre als Fürstensohn beleidigt, es empörte ihn, daß man wagte, gerade den Fürsten unsittliches Handeln zu empfehlen, daß man sie dadurch im Urtheil der wahrhaft Guten, herabwürdige. Die Staatsmacht, so führt er aus, sei freilich nicht dazu da, um den Fürstenehrgeiz zu befriedigen, aber es sei ein lächerlicher Stumpfsinn, das Glück des Fürsten zu beneiden, ihm sei ja die Sorge nicht für einen Einzelnen, nicht für eine Familie, sondern für sein ganzes Volk anheimgegeben, er habe sich dafür, wenn es nöthig sei, zu opfern.

Wenn in manchem Anderen die Probe, die Friedrich selbst in seiner sechsundvierzigjährigen Fürstenlaufbahn gegeben, auf das Exempel, wie es im „Antimacchiavell" ausgerechnet ist, nicht stimmt — wenige Fürsten haben für den Sieg ihres Rechts oder wenig-

stens ihrer Ueberzeugung mehr gestritten und gelitten als Friedrich. Er hatte, wie Prometheus, bei allen Listen große Absichten, und litt um dieser willen mehr als Tod, so daß auf ihn die Worte angewendet werden können, welche Aeschylos dem Prometheus in den Mund legt:

„Nicht leicht fürwahr erträgst Du meines Leides Last,
Weil auch zu sterben mein Geschick mir nicht vergönnt,
Denn Sterben überhöbe mich der Marter doch;
Nun aber ist kein Ende meiner Kämpfe mir
Beschieden . . . . .“

Als wenn eine geheime Ahnung ihm gesagt hätte, daß er selbst bald vor solche Fragen treten werde, führt er im „Antimacchiavell“ eingehend aus, daß ein Krieg zur Behauptung verkannter Rechte ebenso gerecht sei, wie ein Vertheidigungskrieg. Denn Tribunale für Könige gebe es nun einmal nicht, ihre Streitigkeiten seien nur durch die Waffen zu entscheiden: Souveräne plädiren, die Waffen in der Hand, bis der Gegner gezwungen ist, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

Die Widerlegung verwandelt sich, indem er schreibt, in Reflexionen über die eigene Zukunft: der 31. Mai 1740 bringt ihm die Krone.

Es folgen jene berühmten ersten Patente, die in die Staatsverwaltung den Geist der Cultur des achtzehnten Jahrhunderts einführten, Gleichheit Aller vor dem Gesetz, Gleichberechtigung aller Confessionen, Schutz der Wissenschaft und Kunst verhießen. Mit Staunen sah man im In- und Auslande solche Anfänge. Nie ward ein Wechsel vollständiger und glücklicher vollzogen. Allein dabei blieb er nicht stehen. Er spricht offen aus: „Ein Regent muß seine Person und seine Nation in Achtung setzen; Mäßigung ist eine Tugend, welche Staatsmänner nicht jederzeit üben können, oftmals ist es ihnen geboten, Proben der Entschlossenheit und nicht der Sanftmuth zu geben.“ Und in diesem Sinne unternimmt er, als der Tod des letzten Habsburgers den Krieg in Europa entfesselt, mit dem Kapital, das die „Mäßigung“ des Vaters angesammelt hatte, durch „Entschlossenheit“ zu arbeiten.

Wie er dies gethan, die Schilderung davon gehört nicht mehr in diesen Rahmen, nur den jungen Friedrich durfte ich in flüchtiger Skizze zeichnen, — die Bitte möchte ich aber noch an Sie

richten, sich zu erinnern, was der Mann, der König Friedrich nicht allein für seinen Staat, sondern für uns Alle geworden!

Erwägen Sie, was Alles in dem Jahrhundert, das zwischen ihm und uns gähnt, geschehen ist. Wie viele Götter und Helden sind in dieser Woge versunken! Er aber bleibt, den Wirkungen entsprechend, die sein Walten hinterließ, ein Heros, den Deutsche nie „vergessen" und von dem sie niemals „schweigen" werden. Er ist nicht nur für den Soldaten ein Bonaparte, er ist für jeden Menschenfreund der große Friedrich!

Wahrhaftiger Bericht,

wie anno domini 1467 zu München ein gar fürnehm Freischießen abgehalten worden.

Es war am Montag nach Pfingsten, das heißt am 18. Tag Maji Anno domini 1467, zur Zeit, da Kaiser Friedericus der Dritt ein ruhmlos Regiment führte. In München hatten sich dazumal Herr Sigismund, der bald darauf zu Frommen der Gläubigen Unser lieben Frauen ein stattlich Haus erbauete, und sein Bruder Albertus, schon in jungen Jahren in all geistlicher und weltlicher Wissenschaft wohlbewandert, gar ein weiser und fürsichtiger Herr, in Nutz und Beschwer herzoglichen Amts zu theilen. Da aber der ältere Bruder nit so fast zu Pracht und Macht, als zu schönen Frauen sonderlich Lust trug, auch zu Singen und Saitenspiel und ander Kurzweil, lag Herzog Albertus fast gänzlich und einziglich den Geschäften ob. Dessen freuten sich aber wenig die jüngeren Brüder, Herr Cristof, ein frommer Jungherr, in aller Art von Ritterspiel ein Meister, und Wolfgang, still und demüthiglich dem starken Bruder ergeben. Die Zween thaten sich also mit den Herren vom Adel zusammen und sannen auf Spän und Rach, und es lag über dem Baierland ein ängstlicher Druck, wie eine schwere, schwarze Wetterwolk.

Heut aber zeigete die Herzogstadt nur ein Antlitz voll eitel Freud und Lustbarkeit. Noch vier Jahr vorher war drin eine schlimm Pestilenz, der schwarze Tod, eingekehrt, und hatte gewüthet, so daß jeglicher Wanderer weitab floh und vor der Stadt sich forcht, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns. Aber auch solch Drangsal war ausgekost, und die löbliche Burgerschaft durft wieder

wagen, ein gemein Gesellenschießen auszuschreiben. Der Münchener Bürger Wehrlichkeit erfreute sich ja stolzen Ruhms. Schon in alter Zeit hatte man gesungen: „Baiere vuoren iê ze wîge!“ und die Münchener insonderheit waren niemals die letzten auf der Walstatt. Führten ja die Bäckenknecht sogar den kaiserlichen Adler in ihrer Fahn, weil sie in der Kaiserschlacht auf dem Ampfinger Feld so unverdrossen gestritten, und die Schuhknecht gleich der Stadt selbst den Münch, weil sie mit Herzog Rudolfen die Augsburger hart befehdet, und die Tuchmacher hatten gar bei Alling des wilden Herzog Ludwig Banner erbeutet, und so wäre noch von manch erheblicher Großthat zu berichten.

Waren also von den Burgern an siebenzehn Fürsten und dreihundert Städt bis hinab in die Niederland Ladbriefe geschickt worden. Es seien zwar bedrohliche Läuf' und unbeständige Zeiten, hieß es darin, aber Stahlbrust- und Büchsenführen sei ja nicht Wollust halben erdacht, sondern redlicher und löblicher Uebung wegen, auch zu Erhaltung gut nachbarlicher Freundschaft sei ein gemein Schiessen wohl am Platz. Am Pfingstabend möchten also die Schützenmeister und Schießgesellen sich einfinden, am Montag sollte das Fest anheben und währen bis zu unsers Herrn Frohnleichnamtag. Nun hatten wirklich zwölf Fürsten Vertreter gesandt, die von den Herzogen zu Hof geladen wurden, und nit minder kamen Schützen aus dreiundfünfzig führnehmen und kleineren Städten, alle frischen Muths, daß sie ein Kleinod gewinnen möchten. Auf Züllen und Wägen waren nach und nach der Genossen über dreihundert in der Stadt angelangt, vom Gebirg und flachen Land, so daß der Herr Burgermeister und die Rathsherren genug zu thun hatten, die Gäst' ehrbarlich zu empfangen und ihnen den Willkomm zuzutrinken. Bis von des Grafen von Hennegau Landen war ein frischer Schießgesell gekommen, dem denn auch mit Fug der Weitpreis, bestehend in einem goldenen Ring, zugesprochen ward. Herr Sigismund zwar blieb auf seiner lustigen Burg zu Menzing, aber Albertus und Christof nahmen in höchsteigener Person Theil. Der erstgenannt, in allen Dingen ein wohlgeordneter Herr, war sonst jeglichem Tumult abhold, trug aber den Burgern absonderliche Gunst, und sein Bruder Cristof durfte ja nimmer fehlen, wo es ritterlich Wehr und Waffen zu schauen gab.

Am Sonntag hatte man in allen Kirchen ein feierlich Amt gesungen, dabei gingen die Schützen zu Opfer und betete Mancher

mit ganz besonderer Inbrunst, daß ihm der best Schuß gelingen mög. Zu Mittag hatte der Rath allen lieben Gästen insgesammt Brot und Fleisch und ander Atzung gereicht und manch Füderlein rothen Baierweines war vertrunken worden. Waren ihrer nur wenig, die lieber hautiges Bier getrunken hätten. Nach der Vesper hatten sich die Schießgesellen einschreiben und Bölz und Rohr besichtigen lassen.

Hatte da einmal zur Zeit, da so viel christlich Volk den Tod fand in heiligen Landen um des Grabes Christi willen, Papst Innocentius bei Straf des Bannes verwehrt, ferner die mörderisch und gottverhaßte Kunst der Armbrust zu üben, hat aber das Verbot wenig gefrucht, war vielmehr das Geschoß immer beliebter geworden für Streit und Spiel, bis endlich ein listiger Münch gar ein teuflisch Mixtur erfand und man nun noch schrecklicher schießen konnt, aus langem Rohr ein ansehnlich Streck weit mit wunderbarlicher Kraft. Seither knallten Büchsen auf jedweder Zielstatt, aber das Stachelschießen gab man nit auf, weil sich dabei der Schütz viel vertraulicher auf sein Zielen verlassen konnt. Aber er durft nit dabei auflegen, so war ausdrücklich in der Münchener Ladbrief besagt, sondern er mußt schießen aufrecht sitzend auf seinem Stuhl mit freiem Arm, so daß der Armbrust Säul an die Achsel und die Schlüssel der Brust sich fügete. Nur fürstlich Personen, dies war in den Gewohnheiten bedungen, sollten auf ihren Stühlen schießen, all Andere auf der Malstatt mußten die Aermel vom Rock abtrennen, damit nit darunter Untreu verborgen wär. Auch mußt Jeglicher ein Leggeld von zwei Floren entrichten; war viel Geld für ärmere Leut, gab's aber Jeder gern, weil's nur kein Steuer war für Stadt und Land. Alsdann waren wohl qualifizirt Neuner zu wählen, die fleißig Aufsehens hätten, daß nicht heimlich oder ungebürlich Vortheil gebraucht, sondern all Dinge aufrichtig gehandhabt würden, die deßhalb bei Messen und Aufschreiben jederzeit gegenwärtig, damit nicht Irrungen und Spän vorfallen möchten. Endlich ward noch am selben Abend vom löblichen Rath nochmals Brot und Käs und ander Ehrung an all fremd Gäst gereicht, auch ein großmächtig Feuer vor dem Rathhaus angezündt, worüber Jung und Alt eifrigst hüpfte und lustige Schlumperliedlein darzu sang. Und später, als es einsamer ward in den Gassen, war es doch nit gänzlichen still; zu gutem Glück rauscheten die

Brunnen, sonst hätt man leicht da und dort geflüsterte Wort erlauschen gekonnt. —

Männiglich nach seinem Stand gebürende Ehr und guten Willen zu erzeigen, deß mühten sich Rath und Burgerschaft auf jedwede Weis, denn der Stadt Ehr und Ruhm hing daran, daß das Schießen ganz löblich und freudenreich verricht werde, daß nit einiger Mangel oder Irrung erscheinen möcht. Es konnten aber die Burger geruhsam sein, als der fürsichtig Herr Burgermeister Hans Bart mit froher Mien von der Schießstatt kam, wo er all Zurüstung nochmals selbsten visitiret; nun wußten sie, daß Alles zierlich und herrlich fertig gebracht, denn Herrn Bart waren scharfes Aug und strenges Wort zu eigen.

Wenn gleich schon vor sechzig Jahren ein neue Zielstatt vor dem Neuhauserthor erbaut worden, so war doch mancherlei Ursach halben der alt Platz vor dem Angerthor zur großen Solennität auserseheu. Das ganze Blachfeld war mit Bäumen gezieret gleich einem Wald, all Plankenwerk mit rother und blauer Farb angestrichen, die Schießständ mit schön gewundenen Schmuckbögen verbunden, auch für die Neuner und Schreiber zierliches Gestühl aufgerichtet. Die Schreiber waren wohl zweihundert Werkschuh vom Stand entfernt; wer mit der Büchse schießen wollt, hatte gedoppelt weiteres Ziel zu gewinnen. Auch die Schutzhütten für die Zieler waren bunt gefärbt und das Postament, worauf die Kleinod zu legen waren, mit Fähnlein und Reisigschmuck ausstaffiret. Das Beste sollt dem glücklichen Rittersmann oder Burger zu Theil werden, der die meisten Schuß im Kranzwinkel hätt, — ein güldener Kopfschmuck, mehr denn funfzig Gulden werth. Auch noch ander schön Abenteuer waren ausgesetzt, so der Rath und ander Freund edler Schießkunst gespendet hatten; nit minder war an baar Geld ein stattliche Summ zu gewinnen, zumal wenn es zu eifrigem Gewett kam. Waren also hiermit nach Schießens Brauch all Ding gar ordentlichen versehen, so hatte man auch sonst für löbliche Kurzweil Sorg getragen. Rings um die Zielstatt waren Zelt aufgeschlagen, so die Herren Herzog gar aus Straubing hatten kommen lassen. Hier konnten die Schützen Essens und Trinkens, auch wohl eines kurzen Schläfchens pflegen, wenn die Sonne gar zu heiß herabstach auf den Plan. In zwo Kuchlein war gesotten und gebacken Fleisch mit Zubehörung um ein ziemlich Geld zu haben; hier brodelt und prasselt es den ganzen lieben Tag. Auch Kram=

buden gab es auf dem Platz, wo lustiger Tand und süß Gebäck zu kaufen; wandernde Aerzt, die sich heimlicher Kunst berühmten, waren hier zu finden, Klopffechter, Spielleut, die neue Lieder und Weisen nach München brachten, und ander fahrendes Volk. Sonst war durch herzoglich Edikt im Burgfrieden von München all Glücks- und Würfelspiel für Geistlich und Weltlich, die fürstlichen Herrschaften ausgenommen, streng verboten, heut aber um der lieben Festfreud willen auch solch gefährlich Kurzweil zugelassen, Kugelspiel, Hahnenwerfen, und was den meisten Zulauf fand, ein Glückstopf, — konnte man doch hierbei Unterschiedliches gewinnen, insonderheit ein Bestes von zehn Gulden rheinisch. Namentlich das Frauenzimmer zeigete für dies hübsch Spiel groß Affection, drängte sich mit gerötheten Wangen und blitzenden Aeuglein herzu, — hat ja doch anno dazumal unsere Stammutter Eva um ein Apfel ihr paradiesisch Seligkeit verspielt!

Heut war aber der Schießplan öd und leer, denn Alles wollt in der Stadt der Schießgäst ersten Auszug schauen, der mit besonderer Solennität vor sich gehen sollt.

Auf St. Peter schlug die Glock die siebente Morgenstund, — alsbald bliesen von dem einen Thurm, der zum Marktplatz blickt, drei Zinkenisten einen heroischen Cantum. Kein Lüftchen thät sich regen, Ton für Ton drang klar und fein herab auf den dicht bestellten Platz. Da war von der ganzen Stadt kaum ein Geiziger, den schnöde Sorg nit ruhen ließ, oder ein Mütterlein um ihres zappelnden Kindleins willen zu Hause geblieben, Alles lief, um das Spectaculum zu schauen, und trollt und drängt sich hier, während dort Alles wie ausgestorben war. Wohin der Aufzug nur kommen wollt, da standen festgekeilt viel Bauersleut aus den Dörfern und Weilern rings um die Stadt. Die Alten trugen den Rock aus heimischer Woll, von den Jungen hat Mancher schon ein verbrämt mechlisch Kleid und verwegen Geierfedern auf dem Schlapphütlein. War ja allenthalben bei Bauernschaft nit minder als beim Adel groß Ueberflüssigkeit in Kleidung, wie in Nahrung eingerissen, und halfen all Ordnungen dagegen von Fürsten und Städten gar wenig und ward auch Gottes Straf von selbigen Leckern und Schleckern wenig gefürcht, — klagten aber dabei immer über traurige Zeiten und kümmerlichen Verdienst. Noch kostlicher waren etlich jung Kaufmannssöhn angethan, die da keck stolzireten, sich um den Aufzug nit viel kümmerten, sondern zu den Dirnlein, die all Fenster

besetzt hielten, auflugeten und vertraulich winkten. Waren so stolz auf ihrer Väter Geld und auf ihr vielfarbig Gewand mit silbernem Geschnür; trug auch Mancher sein Barettlein in der Hand, damit man säh, wie schön sein Haar gebäfft war. Deß hätten sich auch sonst die Dirnlein gewißlich gefreut, aber heut blickten sie nur sehnsüchtiglich aus, ob noch nicht bald der Zug nahen wollt. Sogar auf den Dächern lugte neugieriges Volk hinter Zinnen und Giebeln hervor. Und über all Häuser schaute der alte Thurm von Unser lieben Frauen gleichsam verwundert herüber, als wollt er zu dem hinfällig gewordenen Gollierkirchlein auf dem Marktplatz herüberrufen: „Was ist denn heut unerhört eitel Glanz und weltlich Zier in unsrem sonst so ruhsamen Städtlein? Ich seh es ein, wir passen selbander nicht mehr in so bewegte Zeit! Unser Stündlein wird wohl bald geschlagen haben!“ —

Da fällt bei unsres Herrn Thor ein Schuß. Ein langgezogenes Echo erwidert mit dumpferem Schall. „Das war die groß Stachlerin!“ erklärt mit gewichtiger Mien ein Burger dem erstaunt aufhorchenden Nachbarn, „unsre beste Büchs, schießt Stein, wohl drei Zentner schwer!“

Hei! nun giebt's auf dem Eiermarkt zunächst dem Thalbruckerthor ein gewaltig Schieben und Drängen, wie wenn der scharfe Wind durch silbern glitzernde Wiesen fährt und Halm und Blumen durcheinander zaust. Sogar der hölzerne Esel, auf dem sonst arme Schelme von schändlicher Uebelthat wegen nach gemeiner Stadt Malefizrechtens ein paar Stündlein reiten mußten, ward nicht mehr respektirt. Sonst wich Jedermann scheu dem garstigen Thierlein aus, — heut kletterte gleich ein halb Dutzend verwegener Bürschlein auf seinen Rücken und wurden von den unten Stehenden ob der nutzlichen Luegstatt noch gar beneidet.

Jetzt geht durch die Meng hinab zum schönen Thurm ein fröhlich Summen: „Sie kommen!“

Vier Stadtpfeifer schreiten stattlich voran, ihnen folgen selbviert der Stadt Frohnboten mit grauem Wams und rothem Hütlein, und ander Knecht in der Stadt Farben, schwarz und gelb gekleidet, auf den Schultern Hellparten tragend, von der Art, die bei den Flamändern den spottlichen Namen führt: Goden Tag! Nun giebt es helles Gaudium in der Zuschauermeng, denn drei Pritschmeister, mit bunten Lappen überdeckt, die spitze Mütze mit klingelnder Schelle in die Stirn gedrückt, erheben ein ausge-

lassen Hüpfen und Tanzen. Ein lustig und wichtig Amt ist ihnen anvertraut, zu sorgen zugleich für Spaß und Ordnung, und sie walten auch dessen mit redlichem Eifer. Bald wird ein Bäuerlein, das sich ungebührlich vordrängt, mit der klatschenden Pritsche auf den Gürtel geklopft, bald mit raschem Sprung ein Mägdlein umhalst; niemand blickt darob sauer, denn sie genießen der Narren Recht. Nur das vierte Pritschgackelein, wie das Volk ihm höhnisch zuruft, hält sich von den Andern abseits, hat für ihre Späß nur ein verächtlich Achselzucken, blickt fast ernsthaft und feierlich drein: Herr Erasmus Wunsam, der sonst, aber nit mit viel Glück das löblich Gewerb eines Schneiders treibt. Seltsamer Weis hat er sich über die Klingelkapp ein buschig Kränzlein gestülpt, wie es in alten Weltchroniken auf edlem Pergamen bei den Bildnissen der römischen Heroes zu schauen, sein Pritschlein trägt er wie einen Heroldstab, fast unablässig bewegen sich seine Lippen, zu Zeiten blickt er wie fragend, dann wieder ganz verklärt zum blauen Himmel auf. In den Händen trugen sie Fähnlein und Kränze; der schönste Kranz, mit silbernem Band umsponnen, der zugewandt werden sollt dem Fürsten oder der Stadt, so den besten Schützen gesendet, ward von zwen Knaben in der Mitten der andern getragen, hinterher ein Kißlein mit dem Besten, einem fein güldenen Kopfschmuck, sowie all ander fein Kleinodia. Aber auch ein Schimpffahnen, der des schlechtesten Schützen wartete, ward mitgeführt, sowie ein borstig Ferkelchen, das für den armen Mann, der den weitesten Fehlschuß machen würd, ein unlustsam Gab werden sollt.

Ob des unruhig an der Leine zerrenden Thierleins lachte Jung und Alt hellauf, so daß die weiter abwärts Stehenden sich hervor drängten und schon den Mund öffneten, um in den Jubel kräftiglich einzufallen; allein alsbald wurde es wieder still, denn nun zeigte sich das Allerschönst, für Alle ein herrliche Augenweid oder, so zu sagen, ein Collatz von köstlichstem Schleckwerk. Als ob aus trüben Wolken der Mond aufging, so walleten jetzt heran die Jungfräulein, dazu erkoren, an die glücklichsten Kumpan nach Schießens Schluß die Gaben auszutheilen. Schier lauter reicher Leute Kinder, waren sie angethan mit schwer sammetnen oder brokatenen wälschen Kleidern, und hätt nit forschen mögen, ob nit bei der und jener der Schlepp um vieles länger war, als des hohen Raths Kleiderordnung erlaubte. Darin waren die Schönen nit zu

bessern. Hatten doch sonst für den fürtrefflichen Prediger im Convent der Augustiner so herzinnig Affection, und P. Coelestin hatte erst wenig Wochen vorher gar zornig gerufen: Solch Pfauenschweif sei der Teufelchen Tanzplatz! Da gab's aber keine, die solch streng Mahnung auf sich bezogen hätt. Auch goldene Schauben oder feine Spitzhauben trugen sie, und von den Gürteln herab hingen an Silberschnüren zierlich Handspiegelein. Nur Eine stach, aber nit minder durch ihr Anmuth, wie durch ihr Schlichtheit hervor; die war nur eines Pergamentmachers Tochter, aber zu großem Aergerniß der stolzen Kaufmannstöchter auserlesen, weil sie an Schöne, an Zucht und Ehren leuchtete so recht als der Sonnenschein. Läßt sich recht gut begreifen, daß der Herr Stadtsyndikus, so den Zug zu ordnen hätt, dieser Jungfrau die Ehr zugedacht, eine silberne Schützenkett zu tragen, die zu ritterlicher Ehrung bei jedem Schießen der siegreiche Schütz ein Zeit lang umhangen durft. Darob war's aber zu einer garstigen Fehd gekommen, denn des Herrn Rath Lunglmayer überaus schlanke Tochter Venantia hatte sich grimmiglich ob solcher Nennung beschwert, da sie noch stets bei ähnlicher Solennität die Ketten hochpreislich getragen hätt. Der Herr Syndicus wollt sich ihrer erwehren und rief, sie könnt ja mit der Zunft der Färber gehn, sie werd schon wissen, wie er's meine. Da aber der Herr Vater und Rath ein nutzlich Best zum Schießen gespendet, entschied Hans Bart, der Burgermeister, daß zwar des Herrn Syndici Wahl nit zu verwerfen, daß aber Jungfrau Venantia die alt Schachtel tragen dürft, worein das Kettlein nach jeglichem Fest wieder sorgsam zu legen war. Und so geschah es auch von ihr mit Züchten, und ihre Wängelein waren gar lieblich roth anzuschauen, so daß das daneben gehend Dirnlein fast von bleicher Hautfarb schien; allein ihr Aug blickte so frisch nach Falkenart und ihr schlicht aufgebunden Haar erglänzte so hell im Sonnenschein, daß alles Volk fast andächtiglich sich zuraunte: „Seht doch, seht doch! Des Kramsachers Marie ist doch von allen die minniglichste Maid!" —

Die Letzten des Zugs, Rathsknecht mit langen Spießen, wollt Niemand mehr schauen, Alles schob oder ließ sich vorwärts schieben zum Rathhaus, wo auf purpurnen Stühlen die zwen Herzoge Albertus und Christof saßen, um sich des wohlgezierten Aufzugs der Burgerschaft zu erfreuen.

Hier sollten auch die „Gewohnheiten“ feierlich zur Lesung kommen, wonach sich Jeder die ganz Schießenszeit über strengstens zu richten hätt.

Und noch zu Mehrung der Festfreud hatte Herr Wunsam eine lobliche Ueberraschung den Gästen zugedacht; er wollt zeigen, daß nicht nur Mars, der rauhe Kriegsgott, sondern auch der Friedenskünste Pfleger, Apollo, an der berggeborenen Isar gar sehr in Ehren gehalten sei. Als fast die Schützen all in einem Halbrund vor dem Rathhaus sich aufgestellet, verließ Herr Erasmus den Platz der Pritschmeister, die noch immer des Quickens und Schäkerns kein End finden konnten, trat gemessenen Schritts ziemlich in die Mitt und machte, die Schellenkapp unterm Arm, vor den fürstlichen Herrschaften anmutig Reverenz. Alsdann strich er mit der Hand durch das dünne Gelock, verbeugete sich ein zweitmal, wobei fast auffiel, daß er zu der Jungfrauen Schönsten erröthend hinüber blinzelte, und hub an:

„In allen guten Dingen,
Daz ein jeglich Mann will beginnen,
Soll er —“

Hier mußte er mitten in zierlichstem Reimspruch abbrechen, denn auf dem Marktplatz rings um der Schützen-Runde erhob sich ein seltsam Flüstern, Schwirren, Rauschen, das immer machtvoller anschwellte, bis endlich laut Rufen und Geschrei durch die Volksmeng tosete, so wie Angst und Noth und Zorn es des Menschen Brust entpressen. Schier athemlos drängte sich ein Mauerwächter bis zu den Herzogen hin, die sich erstaunt erhoben hatten. „Fehd! Feurio!“ rief er ihnen entgegen, „der Nusperger!“ und diese Schreckenswort pflanzten sich wie der Donner in Bergklüften fort von Mund zu Mund. Herr Albertus nahm, wobei sein Blick wie fragend den Herrn Bruder streifte, aus des Wächters zittriger Hand den Brandbrief des Ritters, der schon seit Langem der Stadt München gehaß war. Wie ein Pendel, so berichtet der Bote, sei er vor Unsers Herren Thor auf und ab marschiret, nur ein ganz klein Weil hab er einmal auf der Zinkenisten herüberschallend Melodei geachtet, da sei auch schon, als er wieder aufgeschaut, das schnöd Wischlein mit einem Messer am Thorpfosten angefestet gewesen.

Es war bittere Mär. Die Münchener hätten ihm, so stand in des Nuspergers Brief geschrieben, einen Knecht, der doch nit so fast Unrechts gethan, niedergeworfen und in Fangniß gesetzt, das woll er ihnen entgelten. Justament, da sie's bei heissem Sonnenbrand am mindesten nit Noth hätten, woll er ihnen einheizen, und ihr Häuser möchten gar practicable Oefen darzu abgeben. Ihm sei nit unbekannt, daß Gevatter Hinz und Kunz und auch gar hochgestellt Schreiber und Stubenhocker von hochweisem Rath zu Gast geladen seien, allein die sollten ihn nit viel hindern und möchten nur Sorg tragen, daß ihnen ihr theuer Armbrust nicht zu Schaden kämen, wenn er das Kukuksnestlein ausräuchern thät.

Da ward manch rothes Mündlein fahl, und Schrecken und Furcht zehreten auch am Mark des Beherzteren.

Jetzt hub das Blashorn des Thürmers von St. Peter mächtiglich zu tuten an. „Ein Feuer steigt rasch auf in Gauting!" Kein Zweifel: dort steckte schon der Nusperger mit seinem reisigen Zeug!

Nun war aber auch die erst Panik verflogen.

Wie wenn ein muthwillig Knäblein in der Ameisen Bau einen Stein wirft, — ein Zeit lang irren und hasten erschreckt die Thierlein hin und her, doch mälig kennt Jegliches sein eigen Ziel und nimmt Theil an sorglicher Anstalt zur Abwehr. So stob zwar die müssige Meng in wirrem Tumult auseinander, aber die Burger zogen alsbald, die Sturmfahn mit dem Münch voran, mit Armbrust und Rohr auf die Mauer und der gesammt reisig Zeug ward behendiglich aufgeboten zur Werthätigung. Auch die eingeladen Gäst aus den Städten machten sich bereit zu wehrlicher Begegnung und sangen mit den Münchnern auf der Mauer gar trutziglich Liedlein von der Burger Kraft und Beruf, Schirmer zu sein des Rechts und des sinkenden römischen Reichs. Kurz, hielten sich Alle gar fraidig und ausrichtsam, getraueten sich, mit jedem Angriff fertig zu werden. Die Räth hatten sich eilends in ihr Haus begeben und Brief um Hilf an die freundlichen Nachbarstädt concipiret. Herr Albertus war auch stracks nach der neuen Vest aufgebrochen, um sein Fußknecht und Feldstück zu visitiren, denn vor so keckem Fant war auch der Herzoge Burg nit sicher zu achten. Das Sturmglöcklein ließ gellende Stimm vernehmen, der Marktplatz, vor einer Spanne Zeit so voller Leut, daß kein Mäuslein hätt durchschlupfen können, war völlig leer geworden, — nur

Herr Erasmus stand allein auf dem Plan; verdutzt drehte er sein Käpplein hin und her, sodaß die Schellen leis erklangen:

„In all guten Dingen,
Daz ein jeglicher Mann will beginnen,
Soll er“ — —

Es war aber nur ein blinder Allarm. St. Sebastian nahm sich der seinem Patronat befohlenen Schützen wacker an, daß ihr froh Fest nit eitel zerrann.

Der Nusperger hielt sich und seine Schalken weislich fern. Man raunte sich zu, Herr Christof hab Mittel und Weg gefunden, den zornigen Ritter zu sühnen, ja, als der löblich Rath ein decidirt Vorstellung und Bete an ihn gerichtet, gab er sogar Zusag, Urfehd zu halten und die Festfreud nit zu stören. Er war wohl dessen inne geworden, wie die frommen Burger nit so fast Lustbarkeit und Wonne anstrebeten, als sich ehrlich und ritterlich zu üben zu Wehr und Wal.

So konnt denn schon am Erchtag mit dem Schießen fortgefahren werden und nahm es geruhigen Verlauf nach Meinung des Ausschreibens, bis es an unsres Herrn Fronleichnam Tag eine fröhliche Endschaft fand. Das Best gewann Erhard Schnizer aus Geislingen im Schwabenland, soll aber, wie ich gleich erzählen werd, den güldenen Kopfschmuck gar nicht mit nach Haus gebracht haben, wenigstens nit vorerst und sogleich. Ihm zunächst schoß Herr Lutz von Freyberg, der Pfleger war zu Schongau, und gewann auch ein Kopfschmuck, war fünfundvierzig rheinisch Gulden werth. Den dritten vergüldten Knopf erbeutet ein Schütz aus Zürich, Lienhart Stemeli. Hat sogar ein geistlicher Herr, Herr Jorg Reisacher von Regensburg, ein Pferd für fünfundzwanzig Gulden gewunnen. Auch silbern verdeckt Becher und künstlich Schalen wurden in ziemlicher Zahl vertheilt, nit minder Armbrüst und Winden.

Nach dem Schießen liefen noch viel Schützen mit einander um einen güldenen Ring, das war den Frauen und Jungfrauen lustig anzuschauen. Wird wohl auch Herr Christof, der als der best Läufer und Springer galt im Baierland, dabei gewesen sein; nit dieser aber, sondern ein Deutschherr, Haus von Schellenberg, den Herr Markgraf Albrecht von Brandenburg hierher geschickt, gewann das erst Abenteuer.

Das köstlichst Kleinod aber von allen Edelleuten und Burgern führte der Erhard Schnitzer darvon, der ein gar frischer, kräftiger

Bursch war, — ich mein aber nit besagten Kopfschmuck, sondern etwas viel Anderes. Es muß wohl wahr sein, was der heidnisch Poet Ovidius sagt, daß jeglich Frauenzimmer ganz besonders Lieb und Lust trüg zu unerschrockenen und keck ernsthaften Männern; ist wohl darum, weil sie wissen, daß just der Stärkst durch ein zart Augenwinken am zahmsten zu regieren ist, wie ja auch die Geschicht von Herkules und Omphale es beweiset. Hat sich auch hier bewährt und ist so zugegangen; hab's zwar nit in Geschrift und Urkund gefunden, aber von einem alten Fräulein erzählen hören, und darf man, wenn diese von einer andern Frauen einmal Gutes aussagt, gewißlich trauen.

Herr Albertus, der in höchsteigener Person zwei- oder dreimal auf dem Schießplan sich eingestellet und mit der Armbrust sein Glück probiret, wollt den Gästen all, die in sein herzoglich Stadt gekommen waren, seinen besonders freundlichen und guten Willen erzeigen und gab dessentwegen in der neuen Vest ein Schmaus und Tanz.

Im Palas, das war der größt Saal in der Burg, sammelten sich am Abend vor der Heimreis die Schützenmeister und Schießgesellen in festlicher Gewandung. Herr Albertus war nit dafür bekannt, als gäb er gern groß Summ Gelds aus, aber wenn es sein fürstlich Reputation zu fördern galt, thät er nit sparen, er zeigte sich auch bei solchem Anlaß mehr zu Schimpf und Scherz geneigt, denn sonst. War also das Fest überaus kostlich und solenn. Im Saal, der gänzlichen mit Getäfel ausgeschlagen und mit zierlicher Tapezerei geschmückt war, standen lang Tisch, mit schönbordirten weißen Decken belegt. Der Herzog und sein adelig Gäst saßen im Erkergelaß auf hohen Polsterstühlen, für die andern waren geschnitzt Bänk in langer Reih aufgestellt. Auf Tischen und Truhen umher standen gar feine Becherlein und Scheuern von Silber und ander Geschmeid und Geschirr. Ueber die ein Seiten des Saals lief eine Altan, darauf saßen Musici mit Querflöt und Harfen und spielten lustiglich concordirende Weisen, so daß den Jungfrauen, alsbald sie eintraten, das Herz vor Freuden hüpfte. Schön gekleidete Knaben, an deren kurzen Seidenmäntelchen die Aermel herabreichten fast bis zur Diel, trugen mit ruhig gemessenem Schritt die Schüsseln zu Tisch. Wildpret und Fisch gab es genugsam und darzu Gebackenes und Zuckerwerk von mancherlei Figuren, war demnach die Erquickung nit kärglich bemessen. Nachdem sich

das Gelag mehr denn zwei Stunden verzogen, fügte sich die junge Welt zum Tanz. Von den älteren Herren und ihren Ehefrauen ward der und jene vom Herrn Herzog gnädiglich angeredet und suchten dann ihr höfisch Kunst zu zeigen nach bestem Vermögen. Die Jungen aber achteten dessen nit, ihr Sinn war nur auf Musika und Reigen gestellt.

Durften aber nit mehr denn fünf Paar jeweilig tanzen, wegen der langen Schlepp, so die Meisten an den Röcken trugen. Nur die Eine, die Feine, so im Aufzug die silbern Ketten tragen dürfen, war auch heut mit einem schlichten, weißen Kleid ohne viel Falbel und Borten angethan; bloß da, wo die Frauen schmal und schwank, war es mit einem Gürtelein von blaßrother Seide affichieret. Da nun als der Erst der Schnitzer Erhard, dem das Kränzlein beschert werden sollt, den Tanz beginnen durft, sann er nit lang hin und her, ging stracks auf die schönst Jungfrauen zu, faßte sie an der Hand, und hielten nun die Beiden mit schleifendem Schritt den ersten Umgang im Saal. Aufrecht und freisam hielt sich die Maid, blickte aber züchtiglich zu Boden. Da war keiner im Palas, dem nit diese Augen als süß Wunder erschienen wären. Sonderlich aber der Tänzer, der dem Jungfräulein zur Seiten ging, schaute ohn Vorsicht in diese Aeugelein, bis Minne sein Herz beschlich. Was höfliche und fröhliche Red er mit der Schönen getauschet, ist leicht zu denken, und da auch sie gar wonniglich lächelte, war nit zu verkennen, daß auch ihr Herz versehret, und nun trieb der Minne Blum lieblicher Süßigkeiten die Fülle. Schon Tags darauf war Jungfrau Maria ein Bräutlein und ward ihr gleichsam als erste Morgengab das Best, so ihr Liebster erschossen, offen vor allen Gesellen mit freundlicher Gebahrung überreichet. Und der Geislinger hat auch hier so recht in's Schwarze getroffen mit seiner Wahl! Sein Gespons parlirete zwar nit wie eines Raths Tochter Französisch und Latein, wußt auch nit Liedlein zur wälschen Fiedel zu singen, aber sie war auf's Best unterrichtet in der Moralitas, will sagen, in der Kunst guter und redlicher Sitt, welche den edlen Herzen so recht als ein Amm für's ganze Leben mitgeben ist. Der Bräutigam war nit, wie man ob seines Namens meinen möcht, vom löblichen Handwerk der Bildhauer oder Armbrustmacher, sondern ein Malergesell, nit unbewandert in bunter Tafelzier. Malte nachmals für die Herren Herzoge die Kreuzigung, so unter dem Thorbogen der alten Hofburg an der Burggaß hanget, und wer

gern wissen möcht, wie sein Liebste ausgesehen, braucht sich nur Sanct Magdalenam anzuschauen, das ist ihr leibhaftig Conterfei.

Doch ist's wohl hoch an der Zeit, zu unsrer Historiam zurückzukehren. War das ein freundschaftliches Valetsagen, als rascher, denn Wirth und Gäst es wolleten, das Fest zu Ende kam! Ist ja all Wollust dieser Erd nur wie ein zarte Blüth, die heut aufwächst in voller Zier durch sanften Regen und kühlen Thau und morgen hinfällt, wenn ein kalter Wind über sie hinbläst. Brauch nit weiter auszuführen, daß die Burger von München groß Ehr eingeleget han, — waren auch deß über die Massen froh und zufrieden. Nur von zwen Männern wird glaublich erzählt, daß sie mit saurer Mien des Festes gedachten. Erstlich trug der Herr Syndicus Groll, weil nur dem Herrn Burgermeister, nicht ihm, dem doch die meiste Mühe aufgehalst war, von Herzog Albertus ein feiner Ring verehret ward. Daß ihn, der bislang ein zewiderer, lediger Gesell geblieben, noch Etwas arg molestiret, recht wie ein Wurm im Herzen, mocht er sich selbsten nit eingestehn, war aber doch nit anders. Und was sollt man von Herrn Erasmus denken? War sonsten ein so artliches Männchen, trank nie über den Durst — und beim Valetetrinken auf dem Schießplatz war er wie keiner des süssen Weines voll und lachte und weinte und schrie recht wie ein Narre oder Einer, den die Lohe der Minne erfaßt und der nun in des Lethe Fluthen sich tauchen möcht. Mußten ihn die Genossen selbviert in sein Losament im Schleckergäßl heimtragen.

Sonst war Alles in eitel Freud und Fried verlaufen, höchstens daß es beim Büchsenschießen aus Ursachen des weiten Stands, dessen nit jeder Schütz gewohnt war, oft blutige Nasen gab, ja daß sogar Herr Hundertpfund einmal auf einen Stoß seiner Büchs eine geraume Streck weit kollerte, — möcht noch Manches lustig zu erzählen sein, will's aber doch lieber unterlassen. Wird ja wohl des Berichts genug sein, daß zu ersehen, ein wie rühmlich ernst und froh Fest in München begangen ward. Hab alle Mär aus glaubhaften Geschriften und trefflichen Urkunden gezogen und nur in lützel Ding der muthwilligen Phantasei die Zügel schießen lassen, und wär etwas Irrigkeit darin zu finden, mag man den Autor, Doctorem indoctum Hegelium, gutthätig nit allzuschwer schuldigen.

So war der Bürgerlust ein trostlich End beschieden,
Gott sei gelobt und geb uns stäten Frieden!
So hat auch mein Bericht ein End,
Vom Reich der Herr all Schaden wend!

Christian von Mannlich's Memoiren.

Jedem, der sich mit Forschung in neuerer deutscher Geschichte beschäftigt, wird sich die auffallende Armuth an guten Memoiren, woran unsere westlichen Nachbarn so glücklichen Ueberfluß haben, schmerzlich fühlbar machen. Fast ausschließlich Publicisten von Fach, nur wenige Staatsmänner haben ihre Erlebnisse der Nachwelt überliefert, und noch geringer ist die Zahl der Autobiographien von Künstlern. Zu großem Dank sind wir daher einem geistreichen, vielseitig befähigten Maler verpflichtet, der, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts geboren, auch noch Zeuge der wichtigen Ereignisse in den beiden ersten Decennien unseres Jahrhunderts war und die Muße des Greisenalters benutzte, um die gewonnenen Erfahrungen zu einem farbenreichen Gemälde zu sammeln. Es bietet nicht bloß über das eigenartige Wirken einer Künstlernatur, sondern über die Lebensschicksale vieler bedeutender Zeitgenossen, über den Charakter einer ganzen großen Epoche mannichfache Aufklärung.

Wir meinen die Autobiographie des 1822 in München gestorbenen Galleriedirectors Christian von Mannlich.

Nicht minder verdient König Ludwig I. von Bayern unseren Dank. Der Fürst erhielt Kenntniß von den zunächst nur für Familie und Freunde bestimmten Aufzeichnungen und bat die Erben um Mittheilung. Wie er auch sonst bei vielen Gelegenheiten historischen Sinn bethätigte, so beschloß er, diesen Schatz, in richtiger Erkenntniß des hohen, geschichtlichen Werthes, der Forschung zugänglich zu machen, und ließ 1856 durch den Bibliotheksekretär Helldobler eine für die Handschriftensammlung der Münchener Hof- und Staatsbibliothek bestimmte Abschrift fertigen. Sie wurde seither wiederholt von Forschern für einzelne Episoden benutzt, ohne

daß unseres Wissens über das Werk selbst eingehendere Nachrichten mitgetheilt worden. Eine Veröffentlichung des Ganzen erscheint aus mancherlei Gründen unpassend, namentlich weil der Erzähler in behaglicher Weitläufigkeit auch viele rein private Angelegenheiten hereinzog, die für ein größeres Publikum kein Interesse bieten. Welch reiche Fülle aber an wirklich interessanten Schilderungen von Zuständen und Persönlichkeiten sich finden läßt, wird eine kurze Uebersicht des Inhalts klarlegen.

Das Originalmanuscript besteht aus vier stattlichen Foliobänden. Mannlich schrieb es ungefähr um das Jahr 1817, ohne schriftliche Anhaltspunkte (mit Ausnahme einiger wörtlich eingefügten Briefe), frei aus dem Gedächtniß. Er bediente sich der französischen Sprache, und auch französischen Geschmack läßt seine Darstellung erkennen; es erklärt sich aus dem langjährigen Aufenthalt in Paris und an den nach Pariser Sitte eingerichteten pfälzischen Höfen. Dafür sind aber auch die Zeitereignisse, die überall in die Lebensgeschichte hereinragen, mit freierem Blick beurtheilt, als in den meisten gleichzeitigen deutschen Autobiographien, welche, wie schon Herder sagte, „das schwere bleierne Joch des deutschen Pedantismus" nicht abzuschütteln vermögen. Der Stil ist lebhaft und natürlich, der Verfasser hält keineswegs mit seinem Urtheil zurück, gefällt sich aber nicht, wie manche ähnliche Aufzeichnungen, in gehäufter Anreihung von Lehren und Sentenzen, die den Leser den Gedanken an die schwere Mühe der Aufspeicherung nicht los werden lassen. Die Charakteristik der in den Vordergrund tretenden Persönlichkeiten trägt das Gepräge der Offenheit, aufrichtig ist er auch im Geständniß der eigenen Schwächen, die er wohl hie und da gar zu unverhüllt ausmalt. In einzelnen Fällen überrascht bitteres Urtheil über bedeutende Zeitgenossen, z. B. über Montgelas. Selbstverständlich kann unser Urtheil über deren Wirken und Wollen durch die individuelle Auffassung eines Einzelnen nicht ohne thatsächliche Beweise beeinflußt werden; wo der Erzähler solche wirklich bringt, verdienen seine Mittheilungen Dank im Interesse der Wahrheit, denn: den Lebenden schulden wir Rücksichten, den Todten nur die Wahrheit!

Johann Christian von Mannlich, ein Sohn des zweibrückischen Hofmalers Konrad Mannlich, wurde 1740 in Straßburg geboren. Die Familie stammt ursprünglich aus Augsburg. Johann Heinrich Mannlich war zu Anfang des 18. Jahrhunderts als einer der

tüchtigsten Silberschmiede Augsburgs bekannt. Namentlich ein von seiner Künstlerhand im Auftrage Max Emanuel's gefertigtes Silberservice erwarb ihm diesen Ruf. Sein Sohn Konrad genoß die Schule des Malers Kupetzki in Wien und wurde von Pfalzgraf Christian III. als Hofmaler nach Rappoltsweiler berufen. Als das Hoflager nach Zweibrücken verlegt wurde, siedelte auch Konrad Mannlich mit seiner Familie dahin über, und hier genoß Christian den ersten Unterricht. In den Memoiren gibt er von diesen Jugendtagen ein anmuthiges Bild. Indem er einzelne Episoden, eine ländliche Hochzeit, Hoffeste, allerlei Ernstes und Fröhliches aus Haus und Schule schildert, wird uns eine Reihe echter Kulturbilder aus dem Pfälzer Leben in jener Zeit vorgeführt. Durch einen pietistischen Prediger angeregt, glaubte er in sich den Beruf zum geistlichen Stande zu entdecken, doch Herzog Christian IV., ein ebenso großmüthiger wie künstlerisch begabter Fürst, erkannte das Talent des Knaben und brachte ihn in die Mannheimer Kunstakademie, welcher damals der bekannte Bildhauer und Baumeister Peter Verschafelt als Direktor vorstand. Damit der künstlerische Gesichtskreis des Zöglings erweitert werde, nahm ihn Herzog Christian 1763 mit sich nach Paris. Hören wir wie Mannlich selbst den ersten Eindruck schildert, den die Riesenstadt auf ihn machte, die damals mit ihrem glänzenden, aber ideenlosen Adel und ihrem im Tiefinnersten aufgeregten Bürgerstand, mit ihren stets verneinenden Philosophen und tonangebenden Modeberühmtheiten der Künstlerwelt, mit ihren intriguanten Dipkomaten und geistreichen Hetären recht eigentlich der Mittelpunkt der europäischen Gesellschaft war.

„Paris! Ich hatte so oft mit Enthusiasmus davon sprechen hören, daß meine Phantasie, überhaupt stets bereit, alle Gränzen zu überschreiten, mir eine Stadt vorgezaubert, ähnlich dem neuen Jerusalem, wie es von St. Johannes in der Apokalypse geschildert wird. Endlich genoß ich das Vergnügen, mich in einer guten Kutsche in Gesellschaft der beiden Abbés Grinsard und Salabert (des späteren kurpfälzischen Ministers) und meines Freundes Fontenet zu sehen; die Postpferde schritten nur allzu langsam für meine hastig in die Ferne strebenden Wünsche, für meine Sehnsucht Paris zu sehen! . . .

„Es begann schon zu dunkeln als wir uns dieser unermeßlich großen Stadt näherten. Plötzlich machte sich eine Art Leichen-

geruch bemerklich, der noch zunahm, je näher wir kamen. „Das ist die Ausdünstung des Gassenkothes von Paris," erklärte Fontenet, „Sie werden sich bald daran gewöhnen!" Erste Enttäuschung für meine aufgeregte Phantasie, die mich früher glauben ließ, daß im Umkreis von einer halben Stunde die ganze Atmosphäre von Orange- und Muscat-Duft erfüllt sein müsse.

„Kaum hatten wir das Thor St. Martin hinter uns, als unser Wagen mitten auf der Straße stürzte, — ein Hinterrad war gebrochen! Wir krochen durch eines der Thürchen heraus. Da standen wir nun in schwarzem, klebrigem Koth, der uns bis über die Knöchel reichte, in einem Gewirr von Equipagen und Fiaker-Kutschen, die alle durch den Umsturz unseres Wagens im Weiterfahren gehemmt waren. Wir hatten Mühe, uns aus diesem Tumult mit heiler Haut zu retten. Die Straße war schlecht beleuchtet, die Häuser hoch wie Thürme, schwarz und schmutzig. Die Kutscher fluchten und schrieen mit heiseren Stimmen durcheinander; es war ein greulicher Lärm! Weit entfernt mich in dem vermutheten neuen Jerusalem zu finden, mußte ich vielmehr glauben, in die Hölle geworfen zu sein. Zweite sehr empfindliche Enttäuschung! Man brachte uns endlich einen Fiaker herbei, einen schmutzigen und übel riechenden Kasten, durch wahre Skelette gezogen, sodaß wir fühlbare Stöße zu kosten bekamen, während wir in die Rue Royale fuhren, wo das „Hotel des Deux Ponts" steht. Wir trafen dort erleuchtete und geheizte Zimmer und Alles in bester Ordnung. Mein Zimmer ging auf die Straße hinaus. Sie war, wie alle in Paris, nur spärlich erleuchtet durch eine in der Mitte hängende Laterne. Bei diesem düsteren Schein zeigten sich in dunkler, trüber Winternacht einige fünf- bis sechsstöckige Häuser, in denen sich kein Lichtschein wahrnehmen ließ, da alle Läden geschlossen waren. Als die Schauspiele zu Ende waren, begann das Gerassel der Wagen, und obwohl die Rue Royale keine der belebtesten Straßen, war doch dieser Lärm, vermischt mit dem Geschrei der Kutscher, so groß und für mich so ungewohnt, daß ich erst nach Mitternacht einschlafen konnte. Auch in unserm Hotel war es nicht ruhig, da gab es stets Kommende und Gehende. Wie mußte dies alles mich berühren, den Freund der ländlichen Stille und Zurückgezogenheit! In welche Hölle bin ich gerathen! sagte ich zu mir selbst, und dachte schmerzlich an meine friedliche Behausung bei Madame List in Mannheim und vor Allem an meine liebe, sanfte Jeanette!"

Um so entzückender war der Eindruck, den er am nächsten Abend in der Comédie française erhielt. Die schöne Clairon, die schwungvolle Dumesnil, der treffliche Brissart, vor Allen aber Le Cain ließen ihn zum Erstenmal den Zauber der darstellenden Kunst empfinden. „Le Cain, dieses vollkommene Muster eines tragischen Schauspielers, zeigte schon in seiner äußeren Erscheinung Würde und Schönheit; er stellte wirklich einen Helden dar, wie sie Homer besingt: von erhabener Einfachheit. Er recitirte mit einer Kraft und einem Wohllaut der Stimme, daß alle seine Rollen ein eigenthümlicher Zauber umgab; für ihn gab es keine schwachen Verse, wenn er sie nur mit dieser verführerischen Kunst, mit diesem gefühlvollen Tone sprechen wollte. Er opferte ihm aber nie die Wahrheit des Charakters, welchen er eben darzustellen hatte, und achtete stets auf die Haltung und auf die kleinste Bewegung, so daß sie immer das Gepräge edler Einfachheit trugen. Le Cain war der Erste, der auf einem Pariser Theater Wahrheit des Costüms wenigstens annähernd anzustreben wagte und das Publikum nach und nach daran gewöhnte, das noch immer die griechischen und römischen Heldinnen im Reifrock spazieren sah. Er schien für jede Rolle eine besondere Stimme zu haben; bald war sein Ton streng, ernst und unheimlich, bald sanft und rührend, immer aber erhaben. Ich verließ das Theater ganz entzückt, und noch heute, nach so langer Zeit glaube ich diese Künstler vor mir zu sehen!"

Dagegen wirkte eine Aufführung in der großen Oper förmlich abschreckend auf ihn, obwohl man nichts Geringeres als das Meisterwerk der französischen Musik, Rameau's „Kastor und Pollux," vorführte. Zwei berühmte Mannheimer Musiker, Wendling und Töschy, welche ebenfalls Herzog Christian nach Paris kommen ließ, hatten Mannlich in die Oper begleitet; sie konnten aber nicht einmal den ersten Akt aushalten, sondern zogen schleunige Flucht vor. Mannlich blieb zwar, fällte aber, als ihn am nächsten Morgen Herzog Christian fragte, wie es ihm gefallen habe, das Urtheil: „Ich fand Costumes und Decorationen prachtvoll, die Ballets sehr amüsant, aber was den Gesang betrifft, hielt ich mir schließlich die Ohren zu, und zugleich schloß ich auch halb die Augen und entdeckte durch dieses Mittel, daß das Spiel der Sänger nicht ganz ohne Leben und Ausdruck, und so gefiel mir die Oper prächtig!" „Nun, mit diesem Urtheil bin zwar ich ein=

verstanden," erwiderte der Herzog lachend, „aber hüten Sie sich, Ihre Entdeckung den Parisern zu verrathen, Sie würden gesteinigt werden!"

Eifriges Studium widmete der Kunstjünger den herrlichen Bauwerken und Sammlungen. Namentlich Raphael's Gemälde in der Galerie des Palais Royal übten solchen Zauber auf ihn, daß er bei dem ersten Besuch auf die Besichtigung aller übrigen Gemälde verzichtete.

Herzog Christian wünschte, daß sein Günstling mit Boucher und Vanloo, diesen Koryphäen des damals herrschenden Kunstgeschmacks, bekannt werde. Bei Boucher ging es leicht, nicht so bei Vanloo. Erst durch Verwendung der Gattin des Künstlers, bei welcher er durch einen gewissen Herrn Greff eingeführt wurde, konnte erreicht werden, daß Vanloo ihm eine Audienz bewilligte.

„Auf dem Heimweg konnte ich nicht umhin," erzählt Mannlich, „meine Ueberraschung über die Schwierigkeiten zu äußern, die bei einem Besuch bei Herrn Vanloo zu überwinden waren. „Glauben Sie ja nicht — sagte Greff — daß er sich aus Anmaßung oder Eitelkeit unsichtbar macht, er ist der beste Mensch von der Welt, ohne jegliche Selbstüberschätzung; er ist aber Künstler im strengsten Sinne des Worts und nimmt nur Rücksicht auf seine Kunst, und wenn er sich einmal in seinem Atelier eingeschlossen hat, giebt es für ihn keine Rücksichten. Dies wird Ihnen eine Episode bestätigen. Vanloo arbeitet gegenwärtig an einem großen Gemälde für den König von Preußen, es stellt das Opfer Iphigeniens dar; die große Verehrung, welche der Künstler für den Heldenkönig hegt, läßt ihn die äußersten Anstrengungen machen, er will sich selbst übertreffen. Ganz Paris ist neugierig, das Gemälde zu sehen, die Ungeduld ist so groß, daß man nicht warten will, bis es vollendet ist und ausgestellt wird: die Thüre seines Ateliers, obwohl verschlossen, ist dennoch immer von Neugierigen belagert. Vor Kurzem begab sich auch der Erzbischof von Paris dahin, im festen Glauben, diese Thüre werde sich sogleich öffnen, sobald er sich einstelle. Als er sie geschlossen fand, klopfte ein Cavalier aus seinem Gefolge. Keine Antwort. Er klopft stärker — noch immer Stillschweigen. Der Höfling glaubte nun allen Widerstand zu brechen, indem er nochmals klopfte und zugleich den Namen des Herrn Erzbischofs von Beaumont nannte. Da ruft Vanloo, voll

Aerger über solche Hartnäckigkeit, mit lauter zorniger Stimme: „Lassen Sie mich in Ruhe, und scheren Sie sich zum Teufel!" Der Herr Erzbischof war um so mehr durch diese Behandlung verletzt, weil eine Menge Zeugen anwesend waren, die sich kaum des Lachens enthielten und sofort das schlimme Abenteuer des Kirchenfürsten in ganz Paris bekannt machten. Mein Bischof begab sich nun nach Versailles und stellte Klage, daß die seiner Person schuldige Ehrfurcht verletzt worden sei. „Und wer hat es gewagt, Sie zu beleidigen?" fragte sehr ernst der König. „Vanloo, Ew. Majestät," und nun erzählte der Erzbischof voll Entrüstung den ganzen Vorfall. „Ich danke," erwiderte der König, „für die Anzeige, die Sie mir gemacht haben; auch ich hatte schon Lust, das Bild zu sehen, und bei dem Humor, den ich an meinem Maler kenne, wenn er in seinen Kunsteifer versunken, hätte er mir höchst wahrscheinlich dieselbe Scene gespielt. Jetzt, da ich gewarnt bin, werde ich ihn zuerst fragen lassen, um welche Stunde ich kommen darf, ohne ihn zu stören." Nach dieser Lection für den Kirchenfürsten wandte ihm Se. Majestät den Rücken und begann von Anderm zu sprechen."

„Zur bestimmten Stunde stellten wir uns im Atelier in der Galerie des Louvre ein. Vanloo saß eben vor seinem Gemälde und betrachtete es, während sein Diener Farben auf der Palette auftrug. Er empfieng uns mit natürlicher Artigkeit und fragte mich dann, ob ich schon die Galerien von Paris gesehen. Ich nannte ihm die Cabinete, die ich besucht. Er fragte mich weiter, welcher Meister den größten Eindruck auf mich gemacht habe. „Raphael," sagte ich ohne Zaudern. „Sie verrathen keinen üblen Geschmack; in Ihrem Alter liebt man sonst gewöhnlich das, was mehr Lärm macht, und ich ziehe daraus guten Schluß auf Ihre Anlagen. Hüten Sie sich aber, ihn nachahmen zu wollen, Sie würden ihn nicht erreichen, aber kalt wie Eis werden." Dann unterhielt er sich mit Greff und ließ mich vor seinem Gemälde stehen. Es machte im ersten Moment gewaltigen Eindruck auf mich. Die Kühnheit und Sorgfalt der Ausführung setzte mich in Erstaunen; auch die Lebhaftigkeit der Farbe, wie der Komposition nahm meine Sinne gefangen. Ich war noch keineswegs im Klaren über die Principien der schwierigen Kunst der Malerei, und obwohl der Verstand nicht immer billigte, was den Augen schmeichelte, gerieth ich doch vor jedem für mich neuen Werk in Schwanken und

ließ mich gewöhnlich durch die Sinne bestechen. Dieser Irrthum dauerte aber nicht länger, als bis mir ein wahrhaft gutes Werk vor Augen kam, das meine Ansicht wieder auf den rechten Weg leitete. Das Gemälde Vanloo's verblüffte mich nun durch seine Größe, durch seine Kühnheit, durch das lebhafte Kolorit und die treffliche Technik, vor Allem aber durch den hohen Ruhm seines Autors: dies imponirt und muß imponiren einem jungen Künstler, der eben erst in die Wettbahn der Kunst den Fuß gesetzt; er würde sich einfach lächerlich machen, wollte er sich gegen die Anerkennung von Meistern stemmen, welche die öffentliche Meinung zu den Wolken erhebt. Je ernster ich aber das Gemälde prüfte, desto mehr erkaltete der erste Eindruck. Glücklicherweise war Herr Vanloo in das Gespräch mit seinem Freunde Greff so vertieft, daß er auf mich nicht achtete und nicht bemerkte, welch wechselnde Bewegung sein Werk in mir wach rief. Man brachte dem Künstler seine Palette, dies war das Signal zu unserm Rückzug."

Endlich kehrte Mannlich nach Zweibrücken zurück, „nicht wenig stolz darauf, eine so weite Reise gemacht und so vieles gesehen zu haben und vom Scheitel bis zur Zehe nach der neuesten Pariser Mode gekleidet zu sein."

Zwei Jahre später schickte ihn Herzog Christian abermals nach Paris, diesmal zu längerem Aufenthalte, damit er Boucher's und Vanloo's Unterricht genieße. Der kunstbegeisterte Fürst war aber keineswegs ein blinder Verehrer einer glänzenden Kunst ohne Seele, immer wieder wies er den angehenden Künstler an die Natur und an die Antike.

In welch liebenswürdiger Weise sich das Interesse des Gönners an der Entwicklung seines Zöglings kundgab, möge einer der vielen in die Memoiren wörtlich eingefügten Briefe beweisen.

„Zweibrücken, 1. Dezember 1765.

„Mein lieber Mannlich! Zu meinem größten Vergnügen vernahm ich von den Fortschritten, welche Sie machen, und von Ihrem guten Betragen. Sie wissen, wie sehr ich an Ihnen Antheil nehme, lieber Mannlich, und können deßhalb die Genugthuung bemessen, die ich jetzt empfinde. Fahren Sie deßhalb fort und suchen Sie sich das Wohlwollen und die Anerkennung Ihres Lehrers Boucher zu verdienen. Sie dürfen sich Glück wünschen, unter den Augen eines so bedeutenden Meisters arbeiten zu dürfen, danken Sie ihm in meinem Namen für diese Güte und grüßen Sie ihn

herzlichst von mir. Ich höre Nichts mehr von Mayer, er muß in Paris sein, lassen Sie mich wissen, was er treibt, aber hüten Sie sich vor seinem Umgang, er ist für Sie unpassend, denn der junge Mann zeigt kein Streben und ist Ausschweifungen ergeben; er hätte wohl das Zeug dazu, ein trefflicher Mann zu werden, doch er hat die Reinheit des Herzens verloren, seine Gesellschaft könnte nur dazu beitragen, Sie zum Mitschuldigen zu machen, ich verlasse mich auf Ihre eigene Einsicht. Was ich Ihnen da sage, mein Lieber, entspringt, glauben Sie mir, nur aus wahrer Freundschaft. Ich habe immer wie ein Vater an Ihnen gehandelt, ich darf also auch die Rechte eines Vaters beanspruchen und will davon nur Gebrauch machen, um Sie immer mehr und mehr von meiner väterlichen Gesinnung zu überzeugen.

„P. S. Da dieser Brief Hrn. Boucher zu Gesicht kommen könnte, will ich Sie in deutscher Sprache darüber aufklären, was ich von diesem berühmten Manne halte. Er zeichnet sich durch anmuthige Darstellung aus, aber seine Farbe und seine Zeichnung sind nicht tadellos. Deßhalb, mein lieber Mannlich, verlieren Sie nie die Hauptgrundsätze, die Ihnen immer als Leitstern dienen sollen, aus den Augen: die Antike, und in Bezug auf das Kolorit Rubens' Werke. Von Boucher eignen Sie sich nur die heitere und anmuthige Komposition an, darin ist er, wie ich glaube, der erste Meister des heutigen Frankreichs! Sie würden mir ein großes Vergnügen bereiten, wenn Sie für mich ein Gemälde nach eigner Wahl versuchten. In drei Monaten will ich nach Paris kommen und werde hocherfreut sein, etwas von Ihrer Hand zu erhalten."

Der Name des Herzogs Christian, des Freundes Ludwig's XV, machte dem jungen Maler in Paris manche Kreise zugänglich, welche sich sonst dem Fremden kaum erschlossen hätten. So erhalten wir Nachrichten nicht bloß über die hervorragendsten Künstler, sondern auch über die Encyklopädisten-Gesellschaft. In den Salons der Gräfin Forbach, einer geborenen Fontenet, die mit Herzog Christian morganatisch vermählt war, einer enthusiastischen Verehrerin der Philosophen, hatte Mannlich schon wiederholt d'Alembert, Grimm und Diderot gesehen.

Eines Tages nun sagte die Gräfin zu Mannlich: „Ich möchte gern, daß Sie mit dem großen Diderot näher bekannt würden. Man muß berühmte Männer in ihren eigenen vier

Wänden kennen lernen, dann erst kann man sie richtig beurtheilen. Ich will Sie ihm vorstellen."

Auch Graf Christian, der älteste Sohn der Gräfin, wurde mitgenommen. Diderot wohnte damals im sechsten Stockwerk eines Hauses der Straße Taranne, das nach der Straße St. Benoit eine Ecke bildet. Als die Gräfin mit ihren Begleitern eintrat, saß eben der Philosoph, ohne Perrücke, in einem Hausrock von rothem Rattin, vor dem offenen Kamin, wo auf einem Feuerchen ein großer Topf stand. Graf Christian und Mannlich wurden vorgestellt; Diderot begrüßte sie mit dem Anstand, der den Mann von Welt verräth. Die Gräfin wünschte seine Tochter zu sehen, sie wurde gerufen. So lange Angelika im Zimmer war, öffnete ihr Vater nicht den Mund und ließ nur bewundernde Blicke auf ihr ruhen. Nach einer Weile bedeutete er ihr, sie möge wieder zur Mutter gehen und ihr beim Kochen behilflich sein. Als sie sich entfernt hatte, sagte er: „Sie setzt mich jederzeit in Erstaunen und Schrecken, sie besitzt so viel Geist, daß ich kaum vor ihr zu reden wage." Natürlich erwiderte man, bei einer Tochter Diderot's sei ja selbstverständlich, daß sie an Geistesanlagen alle Mädchen und Männer überrage. Während man noch solche Komplimente wechselte, wurde die Thüre aufgerissen, und eine Frau trat herein, wie ein Fischweib aussehend, unsauber gekleidet, die Haube schief auf dem schwarzen, ungeordneten Haar, das über Gesicht und Nacken fiel, Tabakflecken auf Nase und Wange, auf den Armen zwei Holzscheite tragend und in der einen Hand einen Schaumlöffel. Ohne von den Anwesenden Notiz zu nehmen, trat sie zum Kamin und warf das Holz nieder. Diderot fuhr sogleich von seinem Stuhl in die Höhe, um ihr Platz zu machen, und während sie nun im Topf die Brühe abschäumte, die das Diner des Philosophen bildete, das er der Tafel der Könige vorzog, gab er ein Zeichen, sich still zu verhalten und die Frau nicht zu stören.

Mannlich war wie aus den Wolken gefallen, als diese groteske Person vom Philosophen als seine Frau vorgestellt wurde. Die Gräfin pries ihr Glück, die Gattin eines so erhabenen Mannes zu sein. „Ja, da hat man etwas davon!" kreischte sie mit rauher Stimme, „dieser große Philosoph hat kaum so viel, daß man den Topf an's Feuer setzen kann!" Darauf verließ sie das Zimmer, ohne Jemand zu grüßen, und warf die Thüre hinter sich heftig zu. Ihr Gatte setzte sich nun wieder und sprach in sanftestem

Tone: „Ich habe mich an diese Launen meiner Gattin gewöhnt, sie hat die Sorge für das leibliche, ich für das geistige Wohl unsrer Tochter übernommen, sie sorgt auch auf's Beste für alle meine Bedürfnisse, sodaß mir nie etwas abgeht, und so bin ich dazu gekommen, mich nicht mehr an der rauhen Schale zu stoßen, die eine im Grund vortreffliche Frau birgt." „Es sei fern von mir," nahm nun die Gräfin das Wort, die voll Bewunderung zugehört, „daß ich Ihre Gemahlin mit Xantippe vergleichen möchte, aber Sie sind in der That ein zweiter Sokrates!" Beim Gehen wandte sich Diderot an Mannlich: „Sie, mein junger Freund, nehme ich besonders für mich in Anspruch. Besuchen Sie mich recht oft, ich liebe die Kunst mit Leidenschaft und glaube auch ein Bischen davon zu verstehen. Ich liebe auch namentlich die jungen Leute Ihrer Nation, sie wissen meist nicht so viel wie die unseren, aber was sie wissen, wissen sie recht, und das ist mehr werth. In dieser Ansicht bestärkt mich namentlich Herr Bemetzrieder und Sie werden mir ohne Zweifel ebenfalls die Bestätigung liefern."

Herr Bemetzrieder war ein junger Deutscher, der Fräulein Diderot Klavierunterricht und auch in Kompositions- und Harmonielehre Anweisung ertheilte.

„Die Philosophen beschäftigten sich damals viel mit Musik, weil Jean Jaques eine Oper (Le devin du village, 1752 zuerst aufgeführt) komponirt hatte und an einem Musikdictionnaire schrieb. Diderot namentlich sammelte mit Sorgfalt die Regeln des Herrn Bemetzrieder, übertrug sie in gutes Französisch und glaubte durch ihre Veröffentlichung den Beweis liefern zu können, daß bisher auch die berühmtesten Federn über das wahre Wesen der Musik keine richtigen Aufschlüsse gaben, weil Niemand Kenntniß der Harmonie und zugleich eine feste und sichere Methodik besaß, daß es erst diesem jungen Mann gelungen, das große Geheimniß zu ergründen. Als ich meine Besuche bei dem Philosophen wiederholte, hörte ich häufig darüber reden, d'Alembert und Grimm waren ebenfalls vollkommen einverstanden und drängten zur Veröffentlichung des Werkes, das alle übrigen, wenn nicht ganz überflüssig machen, so doch in den Hintergrund drängen müsse."

Mannlich irrt aber, wenn er im Jahr 1772 von diesem Werk als einem erst zu erwartenden spricht. Bemetzrieders Schrift: „Sur les leçons de clavecin ou principes d'harmonie," in dia-

logischer Form abgefaßt, von Diderot mit einer drastischen Vorrede versehen, erschien schon 1771.

Mannlich erzählt nun von weiteren Besuchen. Der Philosoph empfing ihn jedesmal freundlich und gütig. War er gerade beschäftigt, so gab er dem Gast ein Buch, sich die Zeit zu vertreiben, bis der Wirth mit seiner Arbeit fertig war. Mannlich hatte dabei Gelegenheit, zu beobachten, mit welchem Nachdruck Diderot jede Bewegung der Feder mit einem Schütteln des Hauptes begleitete, und wenn der Philosoph recht kräftig die Feder in das Papier eingrub, schrieb er sicher gerade eine Sentenz nieder, die ihm von besonderer Wichtigkeit erschien. Diderot fragte seinen Gast um alles Mögliche, forschte ihn über seine künstlerischen, religiösen und politischen Ansichten aus, ja er stellte hie und da ein recht peinliches Verhör an. Er führte ihn auch in Ateliers berühmter Maler, um die Meinung des jungen Künstlers über dieses und jenes Gemälde zu erfahren, was für ihn deshalb von höherem Interesse war, weil Mannlich gerade erst von Rom gekommen war. Auch Pigalle's Atelier besuchten sie zusammen, wo eben das vielbewunderte Grabmal des Marschalls von Sachsen zu sehen war. Mannlich machte aber kein Hehl daraus, daß er diese Bewunderung ganz und gar nicht theilen könne und, sowohl was Idee als Ausführung betreffe, dem Grabmal des Dauphin von Gouston den Vorzug gebe. Nach vielen Unterredungen über diesen Gegenstand sagte Diderot endlich: „Ich habe über Ihre Einwendungen reiflich nachgedacht und sie gerecht befunden, aber hüten Sie sich, Ihre Meinung unseren Kunstfreunden mitzutheilen, Sie würden gesteinigt werden. Fahren Sie fort, in Ihrem Handeln und Urtheilen nur der Stimme Ihrer Vernunft zu folgen und Alles mit eignen Augen anzuschauen, Sie werden dann kaum irr gehen, denn ich kenne viele junge Leute, die mehr Geist besitzen als Sie, aber Niemand, der so gerecht urtheilt."

Schade, daß Mannlich nur dieses für ihn schmeichelhafte Wort mittheilt, nicht aber eingehender über jene Unterredungen berichtet; der Aesthetiker Diderot scheint uns ja heute noch mehr Interesse zu bieten, als der Philosoph oder der Poet Diderot.

Doch nun zurück zu Madame Diderot!

Um die Meisterwerke der niederländischen Schule zu studiren, unternahm Mannlich 1773 eine Reise nach Holland. Diderot gab

ihm zwei Empfehlungsbriefe mit, an den Fürsten von Galizyn, damals russischen Botschafter im Haag, und an einen Kaufmann Biscop, Besitzer einer vorzüglichen Gemäldesammlung. Bei seinem letzten Besuche zeigte ihm Diderot ein kleines Modell von gebrannter Erde, den Entwurf eines Grabmals für den Marschall von Sachsen, das er nach eigener Angabe unter seinen Augen durch einen Zögling der Bildhauerschule hatte fertigen lassen, er schien ganz entzückt von diesem Werk.

Um ein paar zum Geschenk für den Fürsten Galizyn bestimmte Broschüren abzuholen, begab sich Mannlich kurz vor seiner Abfahrt nochmals in Diderot's Haus. Graf Christian begleitete ihn. Eine Frau, einfach, aber sehr reinlich gekleidet, öffnete die Thüre, empfing die beiden Freunde auf's Artigste und sprach ihr Bedauern aus, daß Diderot nicht zu Hause. „Ich bitte Sie aber, treten Sie doch in dieses Zimmer und gedulden Sie sich nur einen Augenblick, er kann nicht mehr lange ausbleiben und wird sicherlich hoch erfreut sein, Sie bei sich zu sehen!“ Graf Christian und sein Begleiter warfen sich erstaunte Blicke zu, sie drückten Madame Diderot — denn diese war es — ihren Dank für so viel Freundlichkeit aus, entfernten sich aber, indem sie dringende Geschäfte vorschützten. Madame wollte sie durchaus nicht fortlassen und verabschiedete sich endlich „mit jener bürgerlichen Artigkeit, die zwar ein wenig steif erscheint, aber unwillkürlich Vertrauen einflößt, — sie hatte offenbar vergessen, daß sie vor wenigen Wochen vor den Nämlichen die Rolle der Xantippe gespielt hatte.“ Auf der Stiege blieb Graf Christian stehen und rief: „Haben Sie jetzt gesehen, wie meine Mutter angeführt wird von diesen Encyclopädisten, die sammt und sonders Charletans sind? War das nicht der Typus einer gutherzigen Frau, mit der wir eben sprachen? Und was muß man nun von einem Philosophen denken, der eine solche Frau die Rolle der Xantippe spielen läßt, nur um selbst das Ansehen eines Sokrates zu gewinnen? Ein Komödiant der geringsten Klasse, der schlecht Komödie spielt, um seinen Unterhalt zu finden, ist viel achtungswerther in meinen Augen, als dieser Weise, — nie will ich mehr einen Fuß über diese Schwelle setzen!“ „Ohne gerade so streng zu urtheilen, wie der Graf,“ fügt Mannlich hinzu, „war auch ich nicht weniger verblüfft über die Farçe, die der Philosoph offenbar vor uns aufgeführt hatte.“

Es muß dahin gestellt sein, ob sich die beiden Freunde nicht

vielmehr über den Charakter der Frau, als des Mannes täuschten: möglich wäre ja immerhin, daß dieser „Typus einer gutherzigen Frau“ hie und da sehr heftig sein konnte. Auch Rousseau nennt sie bekanntlich in seinen Confessions ein „rohes Häringsweib.“ Wir wissen auch, daß den leicht erregbaren Diderot die Ehe mit seiner Annette nicht geistig befriedigte, es spielen nebenher eine Menge Liebesverhältnisse mit Frau von Puisieux, Sophie Voland und anderen Verehrerinen. Dies hinderte aber nicht, daß er an seiner Frau mit einer überraschenden Hingebung hing; sie war jedenfalls eine überaus sorgliche Hausfrau, wenn sie auch dem Gatten auf das Gebiet seines Schaffens nicht folgen konnte. Was von der Dürftigkeit des Haushalts erzählt ist, wird auch sonst bestätigt. Madame Diderot hatte nur des Morgens auf eine Stunde eine Aufwärterin, den ganzen Tag über leitete sie den Haushalt allein. Ihr war auch die Kasse anvertraut; es ist bekannt, daß sie dem Gatten täglich 6 Sous zum Besuch des Café de la Regence gab und sich um dieser damals als luxuriös angesehenen Ausgabe willen selbst die härtesten Entbehrungen auferlegte. Jedenfalls dürfte der Vorwurf des Eigennutzes, den Graf Forbach als Motiv des auffälligen Benehmens ansah, unbegründet sein. Wenn sich Diderot gern theatralisch zu drapiren, bald durch romantische Extase, bald durch skeptische Blasirtheit aus dem Rahmen der Gesellschaft hervorzutreten suchte, so hatte diese Schwäche mit schmutzigen Parasitenthum nichts gemein, Diderot ist, wenn auch kein erhabener, so doch ein rechtlicher und uneigennütziger Charakter.

Im Haag übergab Mannlich dem Fürsten Galizyn einen Brief des Herzogs Christian und den Brief und die Broschüren Diderots. Als Galizyn ersteren gelesen, lud er den Ueberbringer sofort ein, während der Dauer seines Aufenthalts im Haag sein Gast zu sein. Später las er Diderot's Zeilen, über deren Inhalt er anfänglich ganz verblüfft schien, dann lachte er auf und rief: „Ja, sagen Sie mir doch, mein Lieber, unser Philosoph ist also noch immer ein Narr? Hören Sie nur, wie sein Brief beginnt: „Mein Prinz, ich bin eben daran, durch Kindeshand das höchste Meisterwerk gestalten zu lassen!“ womit vermuthlich das Modell seines Moritzdenkmals gemeint ist.“

So erzählt Mannlich, und wir haben keinen Grund, an der Wahrheit seiner Mittheilungen zu zweifeln. Galizyn's Spott ist aber jedenfalls nur als Scherz aufzufassen, denn er, wie seine Frau

schätzten Diderot ungemein, wie sich aus ihren Briefen und aus den Memoiren des Schweden Björnstähl ersehen läßt. Diderot hielt sich im Jahr 1773 auf der Reise nach Petersburg und auch auf der Rückreise nach Paris mehrere Wochen bei dem fürstlichen Paar auf, das, wie er schreibt, „nur zu gemüthvoll war, um glücklich zu sein.“

Als Mannlich seine ersten zwei größeren Gemälde, Illustrationen zu Guarini's Pastor fido vollendet hatte, sprachen Kollegen, denen er seine Arbeiten zeigte, Vernet, Greuze, Vien, Doyen u. A., ihre Zufriedenheit aus und riethen ihm, die Bilder in die Ausstellung der Akademie zu schicken. Da kam eines Tages Diderot mit seiner Tochter in das Hôtel; sie waren von der Gräfin zum Diner geladen, denn diese hatte namentlich für die Tochter, die so geistreich und ausdrucksvoll zu sprechen wußte, große Vorliebe gefaßt. Mannlich begegnete ihnen auf der Treppe und hielt für schicklich, auch den berühmten Kunstkritiker zur Besichtigung seiner Werke einzuladen. Diderot versprach bald zu kommen.

Wirklich trat er schon ein paar Augenblicke später in Mannlich's Atelier, wo eben ein mit dem jungen Maler von Rom her befreundeter Kollege, St. Quentin, die Gemälde besah. Der Philosoph setzte sich schweigend nieder und hörte auf die Bemerkungen des Freundes. Plötzlich erhob er sich und sagte: „Ich werde Ihren Zimmernachbar Fontenet besuchen und später zurückkommen.“ Sobald sich St. Quentin entfernt, trat Diderot wieder ein und schob mit feierlicher Miene den Riegel vor. „Wir können ungelegene Besuche jetzt nicht brauchen.“ Dann umarmte er den Maler. „Ich bin hoch erfreut über Ihr Werk, mein junger Freund,“ sprach er, jedes Wort in gewohnter Weise stark betonend. „Mir brachte die unverschämte Handwerkerkritik Ihres Kollegen das Blut in's Sieden, ich wollte mit Ihnen allein sein, um Ihnen meine Ansicht mitzutheilen. Ihre Corisca ist ganz und gar der Schelm, den Guarini uns in seinem Pastor fido malt. Ihr Satyr vereinigt wirklich zwei Naturen in sich, ist Mensch und Bock. So muß man historische Stoffe darstellen, so muß man der Idee des Dichters gerecht werden. Ihre Farbe ist wahr, frisch und kräftig, ihre Komposition einfach und reich, aber ohne Ueberladung, Ihre Technik sorgfältig, ohne in's Kleinliche zu gerathen.“ Er sprach noch über einige Einzelheiten, dann saß er längere Zeit vor den Bildern, ohne mehr etwas zu sagen. Plötzlich wandte er sich mit der ihm

eigenen Lebhaftigkeit zu Mannlich. „Sind Sie reich?" „Das bin ich nicht, ohne gerade arm zu sein!" „Wollen Sie reich werden?" „Wenn es durch ein rechtliches Mittel sein kann, wie mir ja Herr Diderot kein anderes vorschlagen wird, — ja!" „Dann ist die Sache abgemacht! Ich bin beauftragt, für die Kaiserin von Rußland Werke unserer bedeutenderen Meister zu erwerben. Sie hat mir freie Vollmacht gegeben, ich wähle die Künstler nach eigenem Ermessen, bestimme die darzustellenden Stoffe und die Preise. Sie sehen ein, mein junger Freund, welch großer Vortheil für Sie daraus entspringen wird, wie leicht Sie Ruhm und Reichthum erwerben können!"

Mannlich war ebenso erfreut wie gerührt durch diesen Freundschaftsbeweis des Philosophen und namentlich über die Wärme, womit er den Vorschlag, der sein Glück begründen sollte, besprach. Er dankte daher aus vollem Herzen, fügte aber bei, die väterliche Güte, die ihm bisher Herzog Christian bewiesen, lege ihm die Pflicht auf, wenigstens seine ersten Werke, die Erstlinge seines Schaffens als Beweis der Dankbarkeit dem Wohlthäter anzubieten. Eben von einer Kunstreise zurückgekehrt, wozu ihm der Herzog großmüthig die Mittel geschenkt, könne er nicht sogleich den Dienst seines gütigen Herrn verlassen, später werde dieser selbst freudig einwilligen, daß sein Schützling das glänzende Anerbieten Diderot's annehme.

Die Mienen des Philosophen verfinsterten sich in eben dem Maße, wie diejenigen Mannlich's bei Erwähnung der väterlichen Liebesdienste des Herzogs sich erhellten. Nach einer Pause sagte er: „Die Dankbarkeit ist eine ebenso schöne wie in unseren Tagen seltene Tugend, ich kann Ihr Gefühl nur loben und schätze Sie deshalb um so mehr. Da uns aber unsere Empfindung gar so oft in die Irre leitet, müssen wir immer erst sorgfältig prüfen, ehe wir ihr uns hingeben. Sehen wir also einmal zu, was die Fürsten sind und was Sie sind? Die Fürsten beziehen ihren Reichthum von einem Theil ihrer Völker. Wozu? Nun eben, um ihn auf den anderen Theil zu übertragen!" Er erhob sich dabei und sagte, während er vorher mit erhobener Stimme gesprochen hatte, jetzt in leichtem Conversationston: „Sie sehen, daß der glückliche Zufall Sie auf die Seite gestellt hat, wohin das Gold gegeben wird. Bedenken Sie sich also nicht, lassen Sie es

sich aufbürden. Adieu, mein Freund, erwägen Sie die Sache und besuchen Sie mich dann!“

„Ich kann,“ fährt Mannlich fort, „mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich die Wahrheit spreche, wenn es auch wie Eigenlob klingt. Der Sophismus des Philosophen machte mich keinen Augenblick wankend. Die Vernunft, die nach seinem Sinn nichts Anderes war als Egoismus, hatte bis auf jenen Tag noch wenig Einfluß auf meine Handlungsweise geübt, und wenn ich mir meinen Lebenswandel vor Augen halte, so sehe ich zwar, daß er durchaus nicht von Fehlern frei war, aber Reue über eine böswillige That ist mir erspart geblieben. Von meinem Herzen, von meiner Empfindung ließ ich mich leiten in allen meinen Handlungen. Der allerdings nicht unverblümt ertheilte Rath, meiner Empfindung zuwider zu handeln, konnte mich, so „philosophisch“ er sein mochte, nicht überführen, im Gegentheil, er erfüllte mich mit einer Art von Entrüstung, die um so peinlicher war, als ich trotz der Xantippescene Diderot seiner großen Begabung wegen schätzte und verehrte.“

Tags darauf kam Grimm auf Besuch in das Atelier. Mannlich erwähnte Nichts von dem zwischen ihm und Diderot Vorgefallenen, aber Grimm fing selbst davon zu sprechen an.

„Diderot erzählte mir, welches Vergnügen ihm Ihre Gemälde bereiteten und welches Anerbieten er Ihnen aus wahrer Freundschaft machte. Ich hoffe, daß Sie sofort mit beiden Händen darnach greifen werden. Gelegenheiten, sich auszuzeichnen, Carrière zu machen, kommen nicht so häufig vor. Sie glauben nicht, wie unser Philosoph seines Auftrages wegen von den bedeutendsten Künstlern überlaufen wird, die alle gern Beschäftigung fänden.“

Mannlich wiederholte nun die Gründe, die ihn bewogen, das Anerbieten nicht sofort anzunehmen. Es sei ja nur im Interesse der hohen Auftraggeberin, wenn er erst später in ihre Dienste träte, denn er werde bis dahin reifere Kunstwerke schaffen können. Die Erstlinge seines Talents hätten ja doch nur speziellen Werth für den großmüthigen Gönner, der ihm überhaupt ermöglichte, die künstlerische Laufbahn zu betreten.

„Das ist Alles recht schön und gut,“ erwiderte Grimm kühl, „aber man muß den Großen dieser Erde nicht den guten Hans Narren abgeben. Wenn sie nur nach Laune rechts und links ihre Wohlthaten ausstreuen, können sie selbst nur zufrieden sein, wenn ein Theil davon auf Jemand herabfällt, der sie in der That ver-

dient. Ich rathe Ihnen: halten Sie das Glück, das sich Ihnen gerade jetzt darbietet, sogleich fest, lassen Sie die launische Göttin nicht entwischen, Sie wissen, die Rückseite ihres Kopfes ist kahl!"

„Ich war noch viel unzufriedener mit meinem Landsmann Grimm als mit dem großen Philosophen. Das sind also die Weisen, sagte ich zu mir, die in ihren beredten Abhandlungen behaupten, sie seien berufen, die Welt zu erleuchten und wieder zu beleben, den Irrthum zu bekämpfen, die Wahrheit zum Sieg und die Tugend zum Triumph zu führen, — die aber das einfache Gefühl eines guten Herzens, gute Sitte, Uneigennützigkeit und Dankbarkeit für Nichts achten. Können Sie denn wirklich in allem Ernst glauben, die Menschheit besser und glücklicher zu machen, wenn sie ihren Schülern insgeheim Unglauben, Egoismus und Undank predigen? Ich fing seitdem an, meine Weisen besser zu kennen, die sich den Ehrentitel Philosophen gaben, ohne an die Pflichten zu denken, die dieser schöne Name auferlegt. Diese Betrachtungen erklärten mir auch den Haß, den diese Herren auf den guten Jean Jacques warfen: er erschien mir edler, weil einfacher als diese Charlatans, die nur die Maske der Philosophie und der Tugend trugen, die solche Worte immer im Munde führten, ohne sich die Mühe zu geben, sie im Leben zu bethätigen, und die deshalb, indem sie vor den hohen Herren und ihren Maitressen und Ministern herumkrochen, jenem Mann von wahrer Tugend, wirklichem Verdienst und weit überlegenen Geistesgaben auf alle Weise zu schaden suchten."

Wir wissen nun freilich, daß die Encyclopädisten nicht allein die Schuld trugen an der Spannung, die zwischen ihnen und dem Verfasser des Emile bestand. Mochte auch der Liebeshandel mit Frau v. Epinay die Veranlassung gegeben haben und Autoreneifersucht ihr redlich Theil dazu beitragen, begründet war die Entzweiung Diderot's mit Rousseau schon im tiefen Gegensatz ihrer Geistesanlagen und ihrer seelischen Entwickelung. Rousseau, immer mehr Poet als Gelehrter, eine entschieden subjektive Natur, immer in der individuellen Sphäre bleibend, der Melancholiker, der „Einsiedler der Einsamkeit," — Diderot, der mit Schärfe und Klarheit auffassende Kritiker, ein encyclopädischer Kopf, für jeden Anstoß aus der Außenwelt empfänglich, der Choleriker, der „Einsiedler der Salons," — beide nach Anschauung von uns Durchschnittsmenschen verzogene Kinder der Natur, die ihren Wünschen

kein Maß setzen und im Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit für ihr Thun und Lassen keine Grenze anerkennen wollten. Ihr persönliches Leben weist, wie das Treiben der Pariser Elite überhaupt gar manche Flecken auf. Hat ja doch der „göttliche“ Voltaire an gemeinen Schmähungen seiner ehemaligen literarischen Freunde das Höchste geleistet, was eine Feder je verschuldet. Brockerhoff zählt in seiner Biographie Rousseau's eine lange Reihe von Titeln auf, die sich für Jean Jacques in den Schriften seiner Landsleute finden, man nannte ihn einen unverschämten Ignoranten, der sich nur mit fremden Federn schmücke, einen liederlichen Vagabunden, der unter der Maske der Ehrbarkeit den unnatürlichsten Lastern fröhne, einen schmutzigen Filz, der erlogene Dürftigkeit als Deckmantel für versteckte Betteleien benutze u. s. w. Rousseau selbst ist aber kaum minder maßlos in der Polemik gegen die Träger der Namen, die mit dem seinen vereint den Parnassus Gallorum schmücken, das harte Wort Grimm's über ihn ist nicht ungerecht: „Er liebt nur sich und quält nur sich im Haß der Andern.“

Gräfin Forbach, die gern für das Liebhabertheater in Zweibrücken eine talentvolle Actrice gewonnen hätte, ging damit um, eine Heirat Mannlich's mit Mademoiselle Diderot in's Werk zu setzen, allein es war auf beiden Seiten zu wenig Neigung vorhanden.

Was Mannlich von der abgöttischen Verehrung Diderot's für seine Tochter erzählt, stimmt mit den eigenen Aeußerungen des Vaters überein, er gerieth oft über ihre, aus dem Munde eines Kindes seltsam und fast unglaublich klingenden Paradoxa in feurigsten Enthusiasmus. „Ich bin ganz närrisch darauf versessen,“ schreibt er einmal an seine Freundin Voland, „von meiner Tochter zu schwätzen. Sie sagt, daß ihre Mama zu Gott betet, ihr Papa aber das Gute thut; daß meine Denkweise meinen Pantoffeln gleicht, die nicht für alle Welt, sondern um mir die Füße warm zu halten, angezogen werden; daß es mit den Handlungen, die uns nützlich und anderen schädlich sind, wie mit dem Knoblauch sich verhalte, den man, obwohl man ihn liebt, nicht ißt, weil er stinkenden Athem macht; daß sie, wenn sie bedenke, was um uns her vorgeht, nicht wage, über die Aegypter zu lachen; daß sie, wenn sie Mutter einer zahlreichen Familie wäre und in derselben ein böses, recht böses Kind hätte, doch nie sich entschließen könnte, es bei den Füßen zu nehmen, um es mit dem Kopf in einen Ofen zu stecken, — und das Alles in einer anderthalbstündigen Plauderei vor dem Mittagessen.“

Als Mannlich später wieder einmal nach Paris kam und Diderot besuchte, traf er den Philosophen in schmerzlicher Aufregung. Seine Tochter, die er wie ein überirdisches Wesen, dessen Geist ihm fast Besorgniß einflößte, verehrte, die er für ein Muster kindlicher Liebe und Sanftmuth hielt, hatte das väterliche Haus verlassen, um sich heimlich mit einem Gutsbesitzer zu vermählen, mit dem sie seit Langem ein Liebesverhältniß unterhalten hatte, ohne daß der Vater Socrates oder die Mutter Xantippe etwas bemerkten. Diderot erzählte die Geschichte mit einem leidenschaftlichen Feuer, das sich jedem Zuhörer mittheilen mußte, so daß auch Mannlich tief ergriffen war. Der Vater klagte namentlich über die Verstellung seines Kindes und über den Mangel an Vertrauen zu den Eltern; alles Andere könne er verzeihen, diese Verbrechen des Herzens aber niemals. Die Tochter, die ihren Vater recht gut kannte, ließ ihn einige Wochen zürnen, gab dann gute Worte, um ihn zur Verzeihung zu bewegen, endlich schrieb sie, er möge ihr doch wenigstens sein Porträt schicken, damit sie auf den Knieen davor hingestreckt ihr Vergehen beweinen könne. Von diesem Augenblick an war Alles vergeben und vergessen. „Die Idee war zu malerisch, zu romantisch: eine schöne Büßerin, in Thränen aufgelöst, zu Füßen eines Bildnisses, — da konnte man nicht länger widerstehen!" —

Auch Rousseau kennen zu lernen, hätte sich für Mannlich günstige Gelegenheit geboten; leider ließ er sie unbenützt verstreichen.

Bei einer Freundin, Mademoiselle Renard, war er schon häufig mit einer älteren, immer sehr reinlich gekleideten Frau, Madame Levasseur zusammengetroffen. Diese fragte ihn einmal, ob er nicht mit Rousseau bekannt sei.

„Vom Hörensagen weiß ich Manches von ihm und auf der Straße bin ich ihm mehrmals begegnet," erwiderte Mannlich. „Ich verdanke diesem Ehrenmann ungemein viel; was ich von seinen Werken kenne, hat mich entzückt, mich gebessert, meine Grundsätze befestigt und mir meine Pflichten gezeigt. Wenn ich mich dessenungeachtet nicht zu den Tugendhaften zählen darf, so trägt mein Alter die Schuld, man kann nicht immer, was man soll, ja sogar nicht, was man will."

„Aber warum suchen Sie nicht seine Bekanntschaft zu machen?"

„Weil man mir oft erzählt hat, daß er rauh und ungesellig,

Niemand sehen will und manche Leute, die seine Bekanntschaft suchten, auf unhöflichste Weise behandelte."

„Ach, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie dieser Mann unter Brodneid und Verleumdung zu leiden hat, Sie würden ihn beklagen. Besuchen Sie ihn doch, Sie werden in ihm einen ganz anderen Jean Jacques kennen lernen, als denjenigen, den man ihnen geschildert hat, er wird Sie gewiß lieb gewinnen, das versichere ich Sie!"

„Kennen Sie ihn denn näher?"

„Gewiß kenne ich ihn, ich wohne mit ihm seit vielen Jahren zusammen und besorge seinen kleinen Haushalt. Besuchen Sie mich, ich werde Sie dann selbst bei ihm einführen, Sie werden sehen, daß er liebenswürdig gegen Alle, die er nicht als Spione und Verräther betrachten muß."

Mannlich versprach, Madame Levasseur bald zu besuchen, unterließ es aber, weil die Gräfin Forbach ihm abrieth, indem sie ihm eine lange Reihe von Personen vom höchsten Range aufzählte, denen Jean Jacques die Thüre vor der Nase zuschlug.

Er theilt aber eine hübsche Geschichte von einer Begegnung des Grafen Görtz mit Rousseau mit, die vom Grafen selbst in Zweibrücken — er suchte damals den Herzog zur Verwerfung des bekannten Tauschprojekts Karl Theodor's zu gewinnen — erzählt wurde.

„Ich war mit der Erziehung des Prinzen N. betraut und begleitete ihn auf einer Rundreise an den europäischen Höfen. Der Prinz war ein gutmüthiger Charakter, verrieth aber doch einige Schwächen, die ich im Keim ersticken wollte, ehe sie zu Fehlern heranwüchsen. Ich beeilte mich daher, nach der Ankunft in Paris die Bekanntschaft Rousseau's zu suchen, dessen Emile mir das höchste Vertrauen zu dem pädagogischen Geschick des Autors eingeflößt hatte. Das erste Mal traf ich ihn nicht zu Hause, ich begab mich in den nächsten Tagen zu den verschiedensten Tageszeiten in seine Wohnung, — immer erhielt ich den gleichen Bescheid: Nicht zu Hause! Diese Unsichtbarkeit des Meisters ärgerte mich begreiflicher Weise, und ich beklagte mich darüber bei Bekannten. „Sind Sie an seinem Haus vorgefahren?" wurde ich gefragt. Ich bejahte. „Haben Sie dann durch einen Lakai fragen lassen, ob der Philosoph zu Hause?" „Ja." „Nun, so haben Sie den Weg eingeschlagen, auf dem Sie ganz sicher nie erreichen werden,

ihn zu Gesicht zu bekommen.“ „Aber was muß man denn thun, um zu diesem Wundermann zu gelangen?“ „Gerade das Gegentheil von dem, was Sie bisher gethan! Anstatt einen Diener zu schicken, müssen Sie selbst wie ein Diener aussehen, einfach gekleidet, zu Fuß kommen, unter den Arm nehmen Sie am Besten eine Musikalienrolle und verlangen, daß Jean Jacques sie kopire, — so wird Ihnen die Thüre geöffnet werden, die dem Reichsgrafen von Görtz stets verschlossen bleiben wird.“

Ich befolgte diesen Rath. Madame Levasseur öffnete mir die Thüre und ließ mich, als ich sagte, ich brächte Musikalien zum Abschreiben, sogleich eintreten. Ich stand vor dem Manne, den ich so lange umsonst zu sehen gesucht, konnte aber nicht über mich bringen, die Täuschung auch vor ihm fortzusetzen. Indem ich mich zu erkennen gab, bat ich zugleich um Verzeihung wegen der Hinterlist, die ich nur angewandt, um aus dem Munde des berühmtesten Erziehers der Menschheit einige belehrende Worte zu vernehmen. Als ich meinen Namen nannte, zog er seine Mütze und behielt sie trotz meiner Vorstellungen und Bitten in der Hand.

„Ich bin,“ fuhr ich fort, „mit der Erziehung eines jungen Prinzen betraut, der einst über ein ziemlich großes Land regieren wird. Das Glück eines ganzen Volkes wird von der Beschaffenheit seines Geistes und Herzens abhängen. Geist und Herz meines Zöglings zu bilden und für so hohe Bestimmung vorzubereiten, ist mithin eine wichtige Aufgabe. Deshalb glaubte ich vor Allem die erste Autorität im Erziehungsfache zu Rathe ziehen zu müssen, und der Verfasser des Emile wird um des guten Zweckes willen meine Zudringlichkeit entschuldigen.“ Ich legte nun dar, wie diese und jene Schwäche bei meinem Zögling hervortrete, und welche Mittel ich zu ihrer Unterdrückung anwandte. Auf die kleinsten Einzelnheiten ging ich ein und fragte ihn schließlich, ob er mit meiner Methode einverstanden.

Rousseau hatte gelassen zugehört. Als ich meine Rede beendigt, sagte er:

„Also ein Prinz ist Ihr Zögling?“

„Ja, mein Herr!“

„Nun wohl, dann ist Ihr ganzes Erziehungsgeschäft vergebliche Mühe. Verzeihen Sie, meine Zeit ist kostbar.“

Auf's Empfindlichste verletzt über diese brüske Erwiederung, gab ich mir keine Mühe, meinen Unwillen zu verbergen, und ver-

ließ ihn mit dem festen Entschluß, solche Weltverbesserer nie mehr aufzusuchen.

Bald darauf starb der Vater meines Zöglings. Der neue Souverän war untröstlich über diesen Verlust, der ihm so schwere Pflichten aufbürde, und beschwor mich mit Thränen im Auge, ihn nicht zu verlassen, sorgfältig über sein Betragen zu wachen, ihn auf seine Fehler ohne Beschönigung aufmerksam zu machen, sein Rathgeber und Freund zu bleiben. Freudig versprach ich, seinen Wunsch zu erfüllen.

Unsere Reise mußte jetzt natürlich abgebrochen werden, wir kehrten in die Hauptstadt zurück.

Dort stellte sich nun bald jenes Gelichter ein, das jeden Hof umlagert, Schmeichler, Glücksjäger, Intriguanten, denen kein Mittel zu schlecht ist, um egoistische Ziele zu erreichen und sich bei dem Fürsten beliebt zu machen. Ich prüfte die Umgebung meines ehemaligen Zöglings sorgfältig und verfehlte nicht, ihm das Resultat meiner Beobachtungen mitzutheilen. Er hörte mich aufmerksam an, dankte mir und versicherte mich seiner unwandelbaren Gewogenheit. Nichts desto weniger bemerkte ich, daß meine Vorstellungen erfolglos blieben. Ich wiederholte daher eindringlich meine Rathschläge.

Wie gewöhnlich begab ich mich dann zum Souper nach Hause — da lag auf dem Tische ein Schreiben, daß mir in sehr höflichen Worten meine — Entlassung anzeigte.

„Jean Jacques, göttlicher Prophet!“ fühlte ich mich auszurufen unwillkürlich gedrungen.

„Schnell war mein Bündel gepackt, und ich verließ den Hof, wo mir klar geworden, daß ich bei meinem Besuch in der Rue Platrière grundlos mit dem Philosophen unzufrieden gewesen war.“ —

Mannlich war ein eifriger Schüler der Akademie, kostete aber auch in vollen Zügen die Vergnügungen, welche die Seinestadt unmittelbar vor den blutigen Revolutionswirren in berauschender Fülle bot. Die Abenteuer mit einer Courtisane Aminte, einem ungewöhnlich geistvollen und im Grunde herzensguten Mädchen, das der junge Deutsche aus dem unwürdigsten Schlamme zog, aber nicht dauernd der gesitteten Gesellschaft zu erhalten vermochte, bilden einen hochinteressanten Liebesroman.

Herzog Christian mochte erkennen, daß die künstlerische Entwicklung des Zöglings durch weitere Lehrjahre in Paris nur

Schaden nehmen könnte und schickte ihn deshalb 1767 nach Rom, wo er ihm die Aufnahme als Pensionär in der französischen Akademie erwirkte. Boucher gab dem Schüler beim Abschied noch den Rath: „Halten Sie sich nicht zu lange in Rom auf, studieren Sie dort namentlich Albani und Guido Reni, denn Raphael ist trotz seines Ruhmes eigentlich ein trauriger Maler (un peintre bien triste), und Michel Angelo kann nur Furcht einflößen. Betrachten Sie sich ihre Werke, aber lassen Sie sich nicht einfallen, sie nachahmen zu wollen.“ Mannlich unternahm die Reise nach dem gelobten Land der Künste in Gesellschaft von mehreren jungen Kollegen. Sie gingen zunächst über Lyon, Marseille und Toulon nach Antibes, wo sie sich einschifften. Von heftigem Sturm in den Hafen zurückgeworfen, beschloß das heitere Völkchen einmüthig, die Reise nach Rom zu Fuß zu machen. Dies gab Anlaß zu mannigfaltigen Abenteuern, die unser Maler in seiner launigen Weise und so lebendig beschreibt, daß wir uns unmittelbar in jene Gegenden und Zustände versetzt sehen und ihn mit Vergnügen auf der Wanderung durch die prächtigen, alterthümlichen Städtchen und sonnigen Fluren begleiten. Von 1767 bis 1771 verweilte er sodann als Zögling der Akademie in Rom und übte Auge und Hand an den ewigen Mustern, die sich in diesem Heiligthum der bildenden Künste darbieten. Was er über diese Werke sagt, zeigt den denkenden und selbständig forschenden Künstler. Dem Rathe seines vormaligen Lehrers zuwider studierte er namentlich Raphael und kopirte einige seiner berühmtesten Gemälde. Doch hielt auch hier Mancherlei von strenger Arbeit ab. Er schwelgt in farbensatter Erzählung der Tage, die er in Tivoli und Frascati und Capua verlebte. Heitere Feste in den Villen lebensfroher Edelleute wechselten mit dem Besuche der herrlich gelegenen Klöster, wo freundliche Mönche ihre Altarbilder zeigten und ihre Bibliotheken öffneten und auch mit dem Falerner nicht kargten. Der Signore Manlio war auch bei den schwarzäugigen Töchtern der Stadt wohlgelitten, und manches Abenteuer ließ die Arbeit an der Staffelei recht mittelmäßig gerathen oder hatte ein nothpeinliches Verhör des Akademie-Direktors Natoire zur Folge.

Die Leichenfeierlichkeiten nach dem Tode des Papstes Clemens III., die Eröffnung des Conclave, der Aufenthalt des Kaisers Josef's II. in Rom und andere in diese Jahre fallende, für die Tiberstadt merkwürdige Ereignisse werden ausführlich beschrieben. Durch den Fürsten von Lambesk, der gleichzeitig mit Kaiser Josef nach Rom

gekommen war und mit Mannlich häufig verkehrte, war täglich etwas Neues zu erfahren.

Die Cardinäle saßen eben noch im Conclave, doch für einen so mächtigen Kaiser öffneten sich auch die sonst streng verschlossenen Zellen im Vatikan. Als Josef eintrat, wollte er den kleinen Degen, den er an der Seite trug, ablegen, aber Kardinal Albani hinderte es mit den Worten: „Nein, so ist es gerade Gottes Wille! Unter den unbesieglichen Waffen Eurer geheiligten Majestät wird die heilige Kirche Schutz finden, legen Sie also das Symbol unseres Schutzes nicht ab!“ „Es war aber eigentlich ein Jagdmesser,“ bemerkt Mannlich. Als der Kaiser in die Säle geführt wurde, wo für die Kardinäle kleine Zellen eingerichtet waren, beklagten sich einige der hohen geistlichen Würdenträger über „die unleidliche Einsamkeit.“ „Nun besser ist doch hier zu leben,“ meinte Josef, „als unter den Zelten, die uns weltliche Soldaten im Kriege beherbergen. Wenn Sie uns einen so liebenswürdigen und achtungswerthen Papst geben wollen, wie Benedict XIV., werden Sie dieses Einsiedlerleben nicht zu bereuen haben!“ Um von Rom etwas sehen zu können, aber nicht immer und überall durch die Ehrfurchtsbezeugungen des Volkes beengt zu sein, ließ er durch den Stadtgouverneur bekannt geben, daß er sich durch die vielen Beweise von Anhänglichkeit und Liebe der Römer sehr geehrt fühle, aber den Wunsch hege, wie ein gewöhnlicher Privatmann unter ihnen leben zu dürfen, man möge ihn deshalb auf der Straße seines Weges ziehen lassen. Nun hatte es zwar mit dem Beifallrufen ein Ende, aber so oft er sich öffentlich zeigte, begleitete ihn eine ungeheure Menge auf Schritt und Tritt. Auch Mannlich folgte ihm eines Tages in eine Kirche. Hier saß in einem Beichtstuhl ein dicker Mönch, zu ihm trat der Kaiser und beichtete dem Erstaunten allem Anschein nach mit aufrichtiger Frömmigkeit. Da das Osterfest herannahte und von dem Vorhaben des Kaisers Niemand Kenntniß gehabt hatte, standen vor dem Altar eine Menge Leute, die gebeichtet hatten, und nun zur Communion gingen. Als Joseph nun auch herantrat und die vor ihm Stehenden zurücktreten wollten, hinderte er es, indem er eine arme Frau am Arm faßte und sagte: „Bleiben Sie! Jeder nach der Reihe! Vor Gott sind wir Alle gleich!“ Solche Leutseligkeit, wovon er wiederholt Proben gab, enthusiasmirte die Römer, besonders die Trasteveriner, die das Priesterregiment haßten, für den deutschen Fürsten;

man konnte oft hören: „Wenn nur der Kaiser ein Einzigesmal riefe: Zu mir, meine Römer! Wir würden auf der Stelle die Kardinäle aus dem Conclave jagen, und er sollte unser Herr sein!"

Mannlich, an strengere Hofsitte gewöhnt, ist mit dem Benehmen des Kaisers nicht einverstanden. „Ich will zwar keineswegs eine an sich so schöne Handlung, wie die oben erzählte ist, tadeln, diese Liebenswürdigkeit erschien bei dem großen Fürsten wirklich natürlich; aber ich konnte mir nicht verhehlen — und die Folge hat es auch gelehrt — daß durch solches Sichgehenlassen des Fürsten vor dem Volke, und dadurch, daß er dem Volke förmlich Weihrauch opferte, zur Emancipation der Menge beigetragen wurde; sie lernte ihre Kraft kennen, und sang bald:

Les grands sont si grands,
Parceque nous sommes à genoux,
Levons nous!

Das Volk Frankreichs war thöricht genug, dem Beispiel der Brabanter folgen zu wollen, es gab ein Blutbad ohne gleichen, der halbe Continent wurde verheert — und jetzt wünscht das nämliche Volk klagend die Stellung zurück, die es bei seiner Erhebung verlassen hat."

1771 siedelte Mannlich nach Florenz über, um den Unterricht des berühmten Mengs zu genießen. Dies glückte erst nach einiger Zeit. Als nämlich Mannlich durch den Direktor der Gallerie Pitti, Hrn. v. Agatha, bei Mengs eingeführt und als französischer Kunstpensionär vorgestellt wurde, würdigte ihn der Meister fast keines Wortes. Erst als er ihm später zufällig nochmals vorgestellt wurde und es dabei zur Sprache kam, daß Mannlich ein Deutscher, bat Mengs wegen seines früheren Benehmens herzlich um Entschuldigung, und rief ein- über das anderemal aus: „Ich kann diese französischen Windbeutel nicht ausstehen!" Nun durfte Mannlich unter den Augen Mengs' seine Studien fortsetzen und eignete sich dabei auch vieles von dessen Manier an.

In die Heimath zurückgekehrt, wurde er von Herzog Christian, der ihm väterliche Neigung bis zu seinem Ende wahrte, zum Hofmaler und Direktor der in Zweibrücken errichteten Kunstschule ernannt. 1774 führte ihn der Wunsch des Herzogs nochmals nach Paris. Während dieses dritten Aufenthalts lebte er auf vertrautestem Fuße mit der Familie Gluck, die zur ersten Aufführung der Iphigenie nach Paris gekommen war und auf Einladung des Her-

zogs Christian im Hôtel des Deux Ponts wohnte. Ueber den Kampf des Maëstro, dieses originellen Vertreters deutscher Art, gegen die Lully's und Rameau's sind nirgendwo eingehendere und glaubwürdigere Nachrichten geboten, als in unsren Denkwürdigkeiten. Mannlich, welcher den Komponisten mit seiner Familie auch nach Mannheim und Zweibrücken begleitete, war von Madame Gluck zum Gatten ihrer Tochter ausersehen; er verzichtete aber seiner leidenden Gesundheit halber auf eine Heirat, von welcher er sich ebenso viel Ehre als Freude erwarten konnte, und lenkte selbst die Wahl auf seinen Freund Fontenet. Die Vermählung sollte im Sommer 1775 in Paris stattfinden, aber Mlle. Gluck starb schon im Frühjahr; auch Herzog Christian starb, und Mannlich konnte sich, da seine Gesundheit gänzlich zerrüttet war, nicht nach Paris begeben. Alle die ernsten und heiteren Pläne, die sich an seine Bekanntschaft mit dem großen Meister geknüpft hatten, waren vereitelt.

Der Gunst, welche Herzog Christian dem jungen Maler zuwandte, hatte Mannlich auch zu danken, daß er mit den Prinzen Karl und Max häufig verkehren konnte und ihr Vertrauen gewann. Er theilt viele interessante Beiträge zu ihrer Charakteristik namentlich aus der Jugendzeit mit. Lautet auch nicht Alles günstig, was er von Karl II. erzählt, so lernen wir doch dadurch die eigenthümliche Persönlichkeit dieses Fürsten besser verstehen und können deshalb nicht bloß seine bekannten Schwächen, sondern auch seine wirklichen Vorzüge gerecht beurtheilen.

„Herzog Karl war streng; ihm zu dienen, war schwierig, er forderte viel, fast das Unmögliche: er war argwöhnisch und mißtrauisch, was sich daraus erklärt, daß er wirklich gar oft betrogen und hintergangen wurde. Er war ein Sonderling, nicht frei von Egoismus; aber auch Wohlwollen und Gerechtigkeit waren ihm nicht fremd und stritten sich unaufhörlich mit den Regungen launenhafter Strenge. Es ist gar schwer, ein wahres Bild von seinem Charakter zu entwerfen. Großmüthig bis zur Verschwendung und prachtliebend im öffentlichen Auftreten, war er im Privatleben lächerlich sparsam und karg. Alle zwei oder drei Monate z. B. schied er unter den Briefen, die er in dieser Zeit erhalten hatte, diejenigen aus, die er nicht aufbewahren wollte, und übergab sie seinen Vertrauten, dem Abbé Tholay, dem Obersten Montigny und mir, wir mußten davon die weißen Blätter abschneiden, die dann als

Umschlag für andere Briefe verwendet wurden. Hundert ähnliche Züge könnte ich für seinen Geiz anführen, aber ebenso viele für seine Großmuth und Güte. Wie gesagt, es wäre äußerst schwierig, die Züge seiner Physiognomie festzustellen; der Biograph, der sein Bild zu entwerfen unternähme, könnte es schön oder häßlich machen, ohne daß er mit dem Einen oder mit dem Andern durchaus gegen die Wahrheit verstieße."

Als Kurfürst Max III. von Bayern starb und sein ebenfalls kinderloser Nachfolger Karl Theodor dem Vorschlag Oesterreichs, Bayern gegen die Niederlande einzutauschen, williges Ohr lieh, bewies Karl von Zweibrücken, daß ihm das Gebiet der Politik durchaus nicht so fremd war, wie es den Anschein haben mochte. Er erkannte die wahren Interessen seines Hauses und verstand sich auch auf ihre Vertheidigung. Mannlich zeigt uns, wie geschickt vom Zweibrückener Hof agitirt wurde, um die Pläne Karl Theodor's zu nichte zu machen. Der Zweibrücken'sche Minister Hofenfels hielt sich unter falschem Namen in München auf, während Minister Esebeck den Hof des präsumtiven Erben offiziell vertrat. Hofenfels wohnte den nächtlichen Sitzungen bei, welche bei der Herzogin-Wittwe Maria Anna abgehalten wurden, und vermittelte den Verkehr dieser Patriotin mit seinem Herrn und mit dem auf Oesterreichs Wachsthum eifersüchtigen König Friedrich von Preußen. Alles dies geschah, während Esebeck am Hofe die unschuldigste Miene zeigte und die Ansichten und Absichten aller Parteien kennen lernte, weil jede in der Hoffnung, ihn mit leichter Mühe gewinnen zu können, weniger zurückhaltend war. Herzog Karl selbst blieb während der ganzen Intriguenkomödie scheinbar apathisch, er schien sich nur für den Bau seines Luisenhofes zu interessiren. Je unentschlossener er sich zeigte, desto mehr bemühten sich alle Parteien, ihn durch Verheißungen aller Art zu ködern. Oesterreich versprach, seine Schulden übernehmen und ihm noch einige Millionen anzuweisen; überdies sollte das Amt Kaiserslautern an Zweibrücken abgetreten werden. Herzog Karl ließ alle diese Anerbietungen durch Phrasen beantworten, die zu Nichts verpflichteten. Sein ganzes Vertrauen war auf die Hülfe Friedrich's des Großen gerichtet, aber er wußte, daß Preußen selbst an der Erhaltung Bayerns gelegen sein müsse, und hütete sich wohl, ihn direkt um Schutz anzugehen, wofür der Protektor bei der Jülich-Berg'schen Erbfrage Entschädigung verlangen könnte. Erst als

König Friedrich selbst, durch die passive Haltung des Fürsten beunruhigt, Hülfe anbot und seinen Erbansprüchen auf Jülich zu entsagen versprach, warf Karl die Maske ab, eilte nach München und erklärte dem Kurfürsten in Ausdrücken, die an Bestimmtheit Nichts zu wünschen übrig ließen: er werde nie eines momentanen Gewinnes halber seine Einwilligung zu einem Handel geben, den die Ehre seines Hauses verbiete. Es kam zum Krieg. Als Friedrich seine Truppen in Böhmen einrücken ließ, wünschte General Chamboran, der sich eben am Zweibrücken'schen Hof aufhielt, dem Herzog Glück, daß er so mächtige Beschützer gefunden habe. „Verkaufen wir die Haut nicht, lieber Marquis," erwiderte Herzog Karl, „ehe der Bär erlegt ist. Wenn die Mächtigen der Erde sich zu Gunsten eines Schwachen streiten, endigt der Kampf gewöhnlich auf des Letzteren Kosten, und der Schwache muß die zerschlagenen Töpfe bezahlen." So kam es auch; Bayern verlor seine fruchtbarste Provinz, aber es war wenigstens verhütet, daß das gesammte Kurfürstenthum eine österreichische Provinz wurde, und dies war nur der Hülfe des Preußenkönigs einerseits und dem energischen Widerstand der Zweibrückener Linie zu verdanken.

Herzog Karl ernannte seinen Hofmaler auch zum Baudirektor und übertrug vorzugsweise ihm die Anlegung der verschiedenen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Bücherschätzen und Naturalien aller Art, die damals auf Schloß Karlsberg vereinigt wurden.

Der Zwist wegen des Tauschprojektes hatte zwischen Karl Theodor und seinem Erben Herzog Karl eine mehrere Jahre andauernde Entfremdung verursacht; endlich gelang es aber der Frau von Dalberg, eine Versöhnung anzubahnen und den Herzog zum Besuch seines Vetters zu bewegen. Natürlich wurde Herzog Karl als die „aufgehende Sonne" von den Höflingen in Mannheim auf das Allerunterthänigste empfangen und gefeiert. Jeden Tag drängten sich die Cavaliere in seinem Vorzimmer. Als aber einmal der Kurfürst selbst sich dort einfand, da war es komisch anzuschauen, wie die Schranzen ängstlich sich im Hintergrunde zu verbergen und unversehens zu entwischen suchten. Jeden Morgen stellte sich auch ein Prälat mit großem, goldenem Kreuz auf der Brust im Vorzimmer ein, ein Mann von ordinären, wenig einnehmenden Gesichtszügen. Er blieb bescheiden in einem Winkel unter den geringeren Höflingen, die ihm alle auszuweichen schienen, obwohl sie

sich höchst ehrerbietig gegen ihn bezeigten. „Der heilige Mann der so beharrlich im Hofdienst war, gab offenbar auf Alles Acht was er sah und hörte, er machte den Eindruck eines Fuchses, der eben aus seinem Busche schleicht und vorsichtig spionirt, bis er sich völlig offen zu zeigen wagt.“ Es war der bekannte Pater Frank. Herzog Karl wußte recht gut, daß gerade dieser Ränkeschmied den Zwist zwischen den beiden Höfen angefacht hatte. Er beeilte sich also nicht, den Gegner einzuladen, der jetzt bereit war, den Mantel nach dem Winde zu drehen, aber unermüdlich stellte sich der Prälat jeden Morgen wieder ein. Da fügte es sich einmal, daß der Herzog selbst durch den Vorsaal schritt, und nun wagte der Pater sich ihm zu nähern. Herzog Karl maß ihn von oben bis unten, verbeugte sich tief, wandte sich aber zugleich mit einer Frage nach der Witterung an den Nächststehenden und schritt, ohne die Antwort abzuwarten, aus dem Gemach.

Prinz Max, der Bruder des Herzogs, war damals noch Oberst des französischen Regiments d'Alsace und verbrachte gewöhnlich den Sommer in Straßburg, wo dieses Regiment stand den Winter in Versailles. Da starb plötzlich der einzige Sohn des regierenden Herzogs, und nun hatte Max die nächste Anwartschaft nicht bloß auf das kleine Zweibrücken, sondern auch auf Kurpfalz und Kurbayern. Schon damals zeigte er jene herzliche Leutseligkeit, welche später den „Vater Max“ seinem Volke so theuer machte. Aus Mannlich's Mittheilungen tritt sein Bild anschaulich entgegen; sowohl die Vorgänge am Zweibrückener Hofe bei des Erbprinzen Tod, als die Vermählung des Prinzen Max mit der protestantischen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, gegen welche der Münchener Hof vergeblich intriguirte, und das trauliche Familienleben im friedlichen Rohrbach finden an ihm einen treuen Chronisten.

Als die Revolution in Paris losbrach, waren bald ihre Wirkungen auch in dem deutschen Nachbarlande fühlbar. Die Sansculotten überschwemmten die Pfalz, der Hof mußte fliehen, das prächtige Schloß Karlsberg ging in Flammen auf, in den Straßen von Zweibrücken kam es zum Kampfe zwischen den Oesterreichern und dem Corps des Generals Gouvion St. Cyr, und nach dem Rückzuge der Oesterreicher verdrängte allenthalben die Inschrift „République Française“ das herzogliche Wappen. Die glückliche Rettung der Zweibrückener Galerie war hauptsächlich Mannlich's Werk. Während der Occupation starb Karl II, Max

Joseph war regierender Herzog von Zweibrücken, doch ein Fürst ohne Land. Mannlich hatte das Glück, auch die Gunst dieses Herzogs zu gewinnen, und wurde oft nach Rohrbach eingeladen. „Ich verlebte glückliche Tage bei meinem neuen Gebieter. Der Zwang, dem sich Alles bei dem Fürsten, den ich verloren hatte, fügen mußte, ließ mich wie einen Schüler an diesem Hofe erscheinen, wo alle Etikette verbannt war, wo volle Ungezwungenheit herrschte, die nur durch die Achtung und Liebe, die Jedermann für den liebenswürdigen Gebieter fühlte, in den Schranken gehalten wurde, wie sie die Würde des Wirths erheischte." Die stillen Tage zu Rohrbach wurden durch die Berufung des Herzogs auf den bayerisch-pfälzischen Kurstuhl unterbrochen. Mannlich folgte dem Monarchen nach München. Der erste Eindruck, welchen Leben und Treiben in der altbayerischen Hauptstadt auf ihn machten, war nicht günstig. Mißvergnügt sahen die Autochthonen auf die „Fremden," auf die „Krischer," welche die wichtigsten und einträglichsten Stellen erhielten. Auch Mannlich, zum Direktor aller Kunstsammlungen ernannt, hatte anfänglich schweren Stand. Ein Frhr. v. Weizenfeld, eine Kreatur des Paters Frank, hatte vor ihm die Stelle eines Direktors der Gemäldesammlung bekleidet. Er hatte ursprünglich — so erzählte wenigsten Verschafelt dem Nachfolger — die Aufsicht über die kurfürstliche Leinwandkammer, und da nun die meisten Gemälde auf Leinwand gemalt sind, so fand er, daß auch diese Sammlung in sein Departement gehöre; mit Hülfe Frank's erlangte er wirklich die Stelle und gab sogar, ohne nur die geringste Kenntniß von der Geschichte der Malerei inne zu haben, unter seinem Namen einen Katalog der Schleißheimer Sammlung heraus, dessen eigentlicher Verfasser der bekannte Maler und Galeriecustos Dorner war.

Mannlich's Mittheilungen bieten einen merkwürdigen Einblick in die eigenthümliche Mischung der Münchener Gesellschaft in jener Zeit. Politisch-religiöse Aufregung ging in hohen Wogen. Die Illuminaten-Bewegung wirkte noch fort, ihren Anhängern stand eine geschlossene katholische Phalanx gegenüber, jede der beiden Parteien vertrat das Extrem ihrer Richtungen.

Eine republikanische Verschwörung erhob im Jahre 1800 in München während der Occupation durch die Franzosen unter Moreau offen ihr Haupt, die neufränkischen Ideen wirkten hier zu einer Zeit nach, da die französische Republik selbst bereits dem Auslöschen

nahe war. Mannlich erhielt genauere Nachrichten über das Treiben der Münchener Clubisten durch den Franzosen Sotin, der ein Vertrauter Moreau's und deßhalb auch in die Unterhandlungen mit den Verschwornen eingeweiht war.

Mit dem Abzuge der Franzosen verlor jedoch die politische Bewegung ihre Bedeutung und Gefahr, da sie im eigentlichen Volke nicht Wurzel gefaßt hatte; dagegen erhielt sich die antikirchliche Bewegung, die natürliche Reaction auf das Jesuitenregiment unter Karl Theodor, vom mächtigen Minister Montgelas selbst genährt und geleitet. Obwohl Mannlich Protestant und keineswegs zu den Strengkirchlichen zählte, mißbilligt er dennoch manche Neuerungen des Ministeriums der Aufklärung, namentlich das Verfahren bei der Säcularisation. Er selbst konnte als Kommissär für die Kunstabtheilung wenigstens an einigen Orten der sonst beliebten barbarischen Verschleuderung und Vernichtung wichtiger Schätze der Kunst und Wissenschaft entgegentreten. Was er von dem Auftreten und Schalten des Regierungskommissärs Stengel in der Bischofstadt Bamberg, die besonders reich an mittelalterlichen Prachtwerken aller Art, erzählt, muß jedem Leser Zornesröthe in's Angesicht jagen. In vielen Fällen gelang es nur mit äußerster Anstrengung, angeblich werthlosen Trödel, in Wirklichkeit wichtige Denkmale der Vergangenheit, den Staatssammlungen zu erhalten.

Die durch Kunstsinn und Sammelfleiß der Wittelsbacher zu großartiger Bedeutung gelangte Gemäldesammlung wurde unter Mannlich in dem Galeriegebäude am Hofgarten neu aufgestellt: es wurde dabei noch nicht eine Ordnung nach Schulen, sondern nach der graduellen Entwicklung der Kunst überhaupt angestrebt. Mannlich verfaßte den ersten Katalog. Auch sonst wirkte er nach vielen Richtungen schöpferisch und anregend. Als der Steindruck erfunden war, half er durch Rath und Unterstützung, und in seinem Hause wurde eines der ersten und vorzüglichsten lithographischen Etablissements errichtet. Die Geschichte der wichtigen Erfindung findet in den Memoiren eingehende Würdigung.

Auch sonst werden dadurch manche Lücken unsrer Kenntniß über Ereignisse und Zustände in München zu Anfang unseres Jahrhunderts ausgefüllt. Unterstützt durch ausgedehnte Familienbeziehungen, wie durch ein staunenwerthes Gedächtniß, weiß er eine Menge Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben bekannter

Persönlichkeiten, von Fürst Wrede, Deroy, Otto, Brouillot, Reigersberg, Heideck u. A. zu erzählen, namentlich über Kunst und Theater ist des Denkwürdigen Vieles mitgetheilt.

Als ausübender Künstler kann Mannlich zwar nicht unter die ausgezeichnetsten Meister gereiht werden, doch ist seinen Gemälden, welche meistens biblische oder mythologische Stoffe behandeln, gefällige Komposition und Feinheit der Contouren nicht abzusprechen. Sie sind kräftiger und weniger nüchtern als die in der herrschenden akademischen Manier gehaltenen Produkte Robert Langer's. Wenn freilich ein von Professor Speth im Kunstblatt veröffentlichter Nekrolog seinen Werken die „glänzende Färbung eines Rubens" nachrühmt, so hat der gefällige Autor selbst allzu kühn in den Farbentopf rhetorischer Lobeswendungen gegriffen. Wenige Monate vor seinem Tod malte Mannlich noch eine Madonna und einen Christus und bestimmte in dankbarer Erinnerung an seine Jugendtage das erste Gemälde für die katholische, das zweite für die protestantische Kirche in Zweibrücken.

Er trat auch als Schriftsteller in die Oeffentlichkeit. 1802 gab er ein Werk über Kleidung, Waffen und Gebräuche der ältesten Völker bis auf Kaiser Constantin heraus, wodurch er insbesondere den Bühnenkünstlern eine sichere Richtschnur bieten wollte. 1812 veröffentlichte er ein Schriftchen: Versuch einer Schönheitslehre. Seine Absicht war, die Zöglinge der Kunstschulen mit den ersten Gesetzen der Schönheit bekannt zu machen und ihnen in der Natur und an den vorzüglichsten Kunstwerken namentlich die Bestätigung der Idee nachzuweisen, daß in der schönen Durchkreuzung der Linien ein Hauptgrund ihres Reizes zu suchen sei. Auch eine „Zergliederungskunde" für Zöglinge und Liebhaber der bildenden Kunst stammt aus seiner Feder.

Das unvergänglichste Denkmal aber errichtete er sich durch seine Memoiren, da hier gerade für jene erst seit Kurzem voll und ganz in ihr Recht getretene Forschung, die sich dem Kulturleben der Völker widmet, eine reiche Quelle erschlossen ist.

Christine von Schweden in Innsbruck.

Wie ehedem die römischen Kaiser das Andenken an ihre kriegerischen Thaten durch Ehrensäulen und Triumphpforten zu erhalten suchten, so liebte auch das päpstliche Rom seine glänzendsten Erfolge durch Bildwerke zu verherrlichen, zumal im St. Peter-Dom, den man die in Stein geschriebene Geschichte des Katholicismus nennen könnte. Ein Relief auf dem Denkmal der Bundesgenossin Gregor's VII, der Gräfin Mathilde von Tuscien, erinnert an den berühmten Vorgang in Canossa; nicht weit davon entfernt stellt gewissermaßen als Gegenstück eine Marmortafel auf dem Grabmal der Königin Christine von Schweden eine nicht minder bedeutsame Scene dar: die Tochter Gustav Adolf's schwört vor einem apostolischen Legaten den Glauben ihrer Väter ab und wird in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufgenommen.

Schon in der Christnacht 1654 legte Christine nachdem sie im Frühjahr zu Stockholm der Regierung entsagt hatte, in der erzherzoglichen Residenz zu Brüssel insgeheim das katholische Glaubensbekenntniß in die Hände des Dominikaner-Paters Guesmes nieder. Allein es war nicht ihre Absicht, diese Wandlung auf die Dauer vor der Welt geheim zu halten. Noch ehe sie nach Rom, das ebenso seiner antiken Schätze und Erinnerungen wegen, wie als Mittelpunkt der katholischen Welt das Ziel ihrer Sehnsucht war, der Einladung ihres Freundes Papst Alexander's VII Folge leistete, wollte sie durch eine öffentliche Demonstration vor der ganzen Christenheit ihren Uebertritt enthüllen. Hiezu ward Innsbruck ausersehen, wo Erzherzog Ferdinand Karl, der Sohn der

klugen Claudia von Medici, als selbstständiger Landesfürst von Tirol und Vorderösterreich residirte.

Wir sind über die denkwürdigen Vorgänge in der Alpenstadt gut unterrichtet. Noch im nämlichen Jahre erschienen zu Innsbruck eine offiziöse Schilderung der zu Ehren der nordischen Königin veranstalteten Festlichkeiten, sowie eine dem spanischen Gesandten gewidmete lateinische Festschrift eines Jesuiten. Auch Gualdo Priorato beschreibt, vermuthlich nach Aufzeichnungen, die für Papst Alexander gemacht wurden, ausführlich die mit der Ablegung des Glaubensbekenntnisses verbundene Kirchenfeier. Chevreau, der Geheimsekretär der Königin, bringt in seinen Memoiren manchen charakteristischen Zug aus der Zeit des Innsbrucker Aufenthalts; auch Abelin's „Theatrum Europæum" kommt auf jene in ganz Europa Aufsehen erregenden Scenen zu sprechen.

Dessenungeachtet wird es nicht ohne Interesse sein, auf eine noch ungedruckte originelle Darstellung der Innsbrucker Vorgänge aufmerksam zu machen. Hormayr scheint sie gekannt zu haben, benützte sie aber für seinen kleinen, im „Historischen Taschenbuch" erschienenen Aufsatz über Christine nur oberflächlich. Sie findet sich in einem im Münchener Staatsarchiv verwahrten Sammelbande von Aktenstücken, welche sich auf den diplomatischen Verkehr zwischen Schweden und Bayern im siebzehnten Jahrhundert beziehen. Durch die Vermählung des Pfalzgrafen Johann Casimir aus der Linie Zweibrücken-Kleeburg mit der Schwester Gustav Adolf's war ja das Wittelsbach'sche Haus in engste Beziehungen zur Familie Wasa getreten, und dem aus jener Ehe entsprossenen Sohn, dem Pfalzgrafen Karl Gustav, hatte Christine ihren Anspruch auf Schwedens Thron überlassen. Als daher Christine auf der Reise nach Rom an die Grenze Bayerns kam, schickte Kurfürst Ferdinand Maria seiner hohen Verwandten den „obristen Zeugmeister," Baron Royer, nach Augsburg entgegen, um sie zu einem Besuche des Münchener Hofes einzuladen. Christine lehnte jedoch, da ohnehin die Jahreszeit so weit vorgerückt sei, das Anerbieten ab und reisete über Murnau und Mittenwald nach Tirol weiter. Während der Fahrt durch Bayern schickte der Kurfürst noch einen zweiten Vertrauensmann, Geheimrath Frhrn. v. Haslang, an die Königin ab, damit er als Stellvertreter seines Gebieters die Honneurs mache. Vielleicht blieb Haslang auch noch in Tirol im königlichen Gefolge, vielleicht ist er der Verfasser jener für den Kurfürsten von Bayern

bestimmten „Relation über der Königin Christina von Schweden Ankunft in Tirol, beschehen des letsten octobris anno 1655," der wir nachfolgende Mittheilungen entnehmen.

An der Scharnitz, wo Bayern und Tirol sich berührten, begrüßte am 29. Oktober 1655 eine von Erzherzog Ferdinand abgeordnete Gesandtschaft, an deren Spitze der Kämmerer und Hauptmann der Leibguardia, Frhr. v. Freyberg, stand, den hohen Gast. Während die Königin mit ihrem etwa achtzig Personen starken Gefolge die Isarbrücke passirte, gaben die Geschütze der Veste Porta Claudia Salutschüsse ab. In Seefeld, „allwo Ihr Majestät zwar die Kürchen besehen, aber zue dem allda stehenten mirakulosischem sacramento — es ist die Wallfahrtskirche St. Oswald mit der heiligen Blut-Kapelle gemeint — nit gehen wollen," wurde Nachtquartier genommen.

Tags darauf ritt die Cavalcade nach Zierl, wo in aller Eile im Gasthaus einige Vorbereitungen zum Empfange der Königin getroffen worden waren. Nachmittags kamen aus Innsbruck, „um eine gebührende visita zu geben," die Erzherzoge Ferdinand und Sigmund nach Zierl, begleitet von fünfundzwanzig Cavalieren und vielen Pagen, Trompetern, „Balbirern" und Reitschmieden. Die hohen Herren sollen darob etwas verblüfft gewesen sein, daß ihnen die Königin, die trotz allen Sichgehenlassens gegenüber ihren Günstlingen und Dienern im Verkehr mit Ihresgleichen auf strengste Etiquette sah, nur innerhalb ihrer Kammer bis zur Thür entgegenging und sich dann wieder auf einem Thronsessel niederließ, während die Erzherzoge in ziemlicher Entfernung auf kleinen Stühlen Platz nehmen mußten. Ehrendamen waren nicht anwesend; Graf Cueva, Graf d'Este, der kaiserliche Gesandte Graf Montecucoli blieben im Vorzimmer; der ebenfalls im Gefolge der Königin mitreisende spanische Gesandte Pimentelli, der bekanntlich am Bekehrungswerk hervorragenden Antheil hatte, ließ sich gar nicht blicken, „so dem Ansehen nach beeden Erzherzogen nit gefallen." Erst beim Abschied gab die Königin, die „einen dunkelgrauen, mit nichten gebrämten Rock, ein just au corp, ein französisches Facilet um den Hals trug und den Kopf in schwarzen Taffet eingewickelt hatte," den Erzherzogen das Geleit bis zur Stiege.

Am nächsten Morgen kam der Kämmerer Graf Hohenembs nach Zierl, um im Namen der Fürsten einen glückseligen Morgen anzuwünschen. Nachmittags rüsteten sich die Erzherzoge zum

Empfang der Königin. Eine überaus stattliche Schaar stellte sich auf der großen Wiese neben dem Thiergarten auf. Voran zogen Trompeter und Heerpauker, dann folgten Bereiter und Pagen, mehr als fünfzig „wohlgekleidete“ Cavaliere, die hohen Offiziere, die Erzherzoge auf reichgeschmückten spanischen Tummelpferden, Erzherzogin Anna in einer köstlich geputzten Tragsänfte, dann eine Leibguardia von fünfzig Mann mit Trompetern und Heerpaukern, darauf eine für die Königin bestimmte Leibkutsche, endlich noch zwölf sechsspännige Kutschen, in welchen die schönsten und adeligsten „Hof- und Stadtdamen“ saßen. Nach einer ceremoniösen Begrüßungsscene hob der Erzherzog Ferdinand die Königin in ihre Kutsche, dann bewegte sich der feierliche Zug nach Innsbruck. Inzwischen war schon die Nacht hereingebrochen „und haben also die Finsternussen den Augen ihr Freud verderbt.“ Während des Einzugs gaben fünfzig Geschütze Salutschüsse, auch einige auf dem Rennplatz aufgestellte Fähnlein Landvolkes feuerten zwei Salven ab.

Christine wohnte im erzherzoglichen Schlosse, das nach dem großen Brande von 1534, der die ganze alte Burg bis auf den Wappenthurm zerstörte, von Kaiser Ferdinand errichtet worden war. Sechs der Königin angewiesene Gemächer waren mit rothem Sammet ausgeschlagen und mit köstlicher Tapezerei, auch allerlei kunstvollem Geräth geschmückt. Im Schlafgemach standen ein großes silbernes Crucifix, ein elfenbeinerner Schreibtisch, ein großer Spiegel und ein Bett von weißem Taffet mit reicher Goldstickerei. Zunächst an dieses Gemach stieß eine Stube für die Kammerfrauen, daran die mit allerhand fürtrefflichen Gemälden besetzte Gallerie; hier pflegte die Königin ein paar Stunden des Tages zu promeniren und jedes Gemälde sorgfältig zu betrachten. Auch Hr. Pimentelli wurde als königlicher Botschafter im Schlosse einquartiert. Die Erzherzoge warteten aber geraume Zeit vergeblich, daß er sich ihnen vorstelle; der stolze Spanier, der sich deutschen Fürsten gegenüber, mochten sie auch die nächsten Verwandten seines Königs sein, Nichts vergeben zu dürfen glaubte, ließ nur melden, daß er sich wegen Unwohlseins sofort in seine Gemächer zurückgezogen habe. Auch die Königin speisete in dieser Nacht allein auf ihrem Zimmer. Ausdrücklich glaubt unser Berichterstatter noch hervorheben zu müssen, daß der kaiserliche Gesandte, Hr. Graf v. Montecucoli, höchst eigenhändig die vertraute Hofdame der Königin, Gräfin

Eneva, aus der Sänfte gehoben und ihr die Dienste eines cavaliere servente erwiesen habe.

Am Festtag Allerheiligen erschienen zuerst die hohen Offiziere in den Appartements der Königin, um einen Morgengruß darzubringen. Jetzt ließ sich endlich auch Herr Pimentelli herbei, um Audienz bei Erzherzog Ferdinand nachzusuchen, und unsere Relation berichtet gewissenhaft, daß Herr Ferdinand dem Gesandten „bis auf halbe Camera“ entgegenging, dann aber ihn stehenden Fußes erwartete. Um 11 Uhr begaben sich alle fürstlichen Personen in die nahe bei der Hofburg gelegene Barfüßerkirche, wo sich Kaiser Maximilan's I. herrliches Denkmal erhebt. Christine nahm nicht im Kirchenraum Platz, sondern in einem Oratorium, wo „durch ein vornehme Person durch ain heimbliches Loch observiret worden, mit was äusserlicher Andacht absonderlich unter der Elevation (Wandlung) Ihr Majestaet der hl. Meß beiwohnete.“

Um Mittagszeit schlug ein Heerpauker wohl eine Viertelstunde im großen Hofe des Schlosses Appell, dann bliesen zwanzig Trompeter auf silbernen Instrumenten die „Ordinari-Sonata.“ Das Mahl wurde im Vorzimmer des königlichen Wohngemaches eingenommen. Kämmerer und Pagen trugen die Speisen und Getränke auf. Oben an der Tafel präsidirte die Königin, einen Schritt von ihr entfernt saßen zur Rechten die zwei Erzherzoge mit bedecktem Haupte, zur Linken die Erzherzogin, am unteren Ende der Tafel stand der Vorschneider. Die Speiseliste wird nicht mitgetheilt, sondern nur berichtet, daß das Tractament gar köstlich und auf vergüldetem Silber servirt war. Die Königin trank bloß Eiswasser in großem Glas. Während des Essens wurde gar trefflich musicirt, was der Königin so wohl gefiel, daß sie „zu mehrmalen beede Hände gen Himmel hebte und continue mit dem Kopf agirte.“ Die Tafelfreuden wurden jedoch durch einen traurigen Vorfall gestört. Einer der Kämmerer, Herr Ginger, der mit Auftragen der Speisen beschäftigt war, stürzte plötzlich todt nieder, worüber sich von der Ritterstube her lauter Jammer erhob. Nachdem die Tafel aufgehoben war, unterhielten sich die fürstlichen Personen noch kurze Zeit, dann zogen sie sich bis zur Vesper in ihre Gemächer zurück. Bei dem Abendschmaus versahen statt der Kämmerer und Pagen die Hofdamen Schenken- und Truchsessen-Amt; dann wurde wieder musicirt. Wenn man unsere Relation liest, glaubt man einen alten Holzschnitt von Zasinger vor Augen zu haben.

„Die Frau Erzherzogin lainete sich an den Tisch, wo man gegessen, beede Erzherzoge standen allain, die Käpplein auf dem Kopf, neben der Musica. Die Königin aber passagirte auf und ab, gleich als ob sie danzete, und, geling! lainete sie sich auf das instrument, in Summa erzeigete sie in allen ihren Geberten, die Musica gebe Dero ein großes contento, absonderlich der Clemente, ein castrato, der Engelländer mit der Viola di gamba und der Roberto mit der kleinen Geigen." Für Herrn Pimentelli war in einem anderen Flügel des Schlosses eine Tafel gedeckt, auch Graf Cueva speiste allein, die übrigen Cavaliere und Ehrendamen der Königin besuchten die Freitafel. „Männiglich verwunderte sich, daß alle Spanier nit allein auf den neuesten französischen Formb geklaidet geheten, sondern auch kein andere Sprach dann die Französische reden wollten."

Am nächsten Morgen wurden der Königin durch die zwei obersten Kämmerer „die Höflichkeiten des guten Morgens abgeleget." Dann wohnte sie — es war ja Allerseelentag — einem Requiem in der Hofkirche bei. Nach der Tafel, wobei es wie Tags zuvor gehalten war, ritt Christine in Begleitung der Erzherzoge und vieler Cavaliere nach Ambras. „Sie kann nämlich," erzählt bewundernd der Festbericht des Jesuiten „ebenso vortrefflich nach Männerart, wie nach Frauensitte reiten, wie sie überhaupt in allen Künsten erfahren und mit allen fürstlichen Eigenschaften ausgerüstet ist." Im Schloß zu Ambras, das in jener Zeit um der vom Gemahl der Philippine Welser gesammelten Kunstschätze willen als die schönste Zierde Tirols galt, wurden insbesondere Antikenkammer, Bibliothek und Zeughaus eingehend besichtigt. „Vor den Antiquität hat Ihr Majestät mit Verwunderung der Umbstehenden ex fundamento discuriret." Besaß sie ja doch selbst eine Sammlung der kostbarsten Anticaglien und war mit Chifflet und anderen gelehrten Freunden unablässig bemüht, diesen Schatz zu ordnen und zu vermehren. Auch der vom Papst nach Innsbruck abgeordnete Nuntius, der gelehrte Custos der vaticanischen Bibliothek, Lucas Holstenius, war nach Ambras gekommen; im Schloßhof mit der Königin promenirend, besprach er die auf den nächsten Tag festgesetzte Kirchenfeier.

Am 3. November ging nun der bedeutungsvolle Akt wirklich vor sich. Um 11 Uhr Vormittags begab sich Christine zu Fuß in die nahe Barfüßerkirche. Sie trug einfache schwarze Kleidung, nur auf der linken Seite der Brust war ein großes Diamantkreuz ange-

heftet. Beide Erzherzoge und Erzherzogin Anna begleiteten sie, auch Herr Pimentelli und das gesammte Gefolge schlossen sich an. Zahlloses Volk drängte sich auf dem Schloßplatz. Am Kirchenportal empfingen mehrere Prälaten aus bayerischen und tirolischen Klöstern im vollen Festornat die Fürstin. Sie küßte ein ihr dargereichtes Cruzifix und wurde mit Weihwasser besprengt; dann bewegte sich der Zug langsam unter Absingung des Hymnus Veni, creator spiritus! bis zum Chor der Kirche. Hier waren für die Neubekehrte unter rothsammetenem Baldachin Stuhl und Betschemel aufgestellt, in einiger Entfernung standen die Sessel für die erzherzogliche Familie, auch für den spanischen Gesandten ein mit rothem Sammet überzogener Betstuhl. Nach Beendigung des Gesanges trat der päpstliche Nuntius, von mehreren Prälaten begleitet, aus der Sacristei. Am Fuße des Hochaltars verlas er das päpstliche Vollmachtschreiben, dann das an die Königin gerichtete Breve. Es war darin der Freude Ausdruck gegeben, daß sich die hohe Frau aus den alten verführerischen Irrthümern erhoben habe und die wahre Weisheit gleichsam in ihrem Herzen neu geboren worden sei. Herr Ludovicus Holstenius sei ermächtigt und beauftragt, sie nach abgelegtem Bekenntniß von allen über Ketzerei verhängten geistlichen Strafen los und ledig zu sprechen und in die Gemeinschaft der katholischen Kirche aufzunehmen; die beiden Erzherzoge und der spanische Gesandte sollten dieses Schwures Zeugen sein für alle Zukunft. Darauf kniete Christine vor dem Nuntius nieder und las das Glaubensbekenntniß in lateinischer Sprache ab, „wohllaut, langsamb und wohl vernehmblich.“ Durch richtige Betonung der Worte und Auseinanderhaltung der Perioden bewährte sie sich als treffliche Kennerin der Sprache des alten Rom. In das Credo war folgender Satz aufgenommen: „So glaube ich auch Alles, was von den Canones und allgemeinen Concilien und insbesondere von dem jüngst abgehaltenen Concil zu Trient als Glaubenssatz aufgestellt worden ist, und verfluche zugleich alle Lehren, Secten und Meinungen, welche Namen sie auch führen mögen, die den obgeschriebenen Satzungen widersprechen, und ich verwerfe, verfluche und banne alle Ketzerei, Irrthum und Glaubensspaltung, die von der katholischen Kirche bisher verworfen, verflucht und gebannt worden sind oder nachgehends verflucht und gebannt sein werden.“ Bei den letzten Worten legte die Königin — wie es auf dem Relief in St. Peter dargestellt ist — ihre Rechte auf das ihr vor-

gehaltene Meßbuch. Alle in der Kirche Versammelten weinten vor Rührung und Freude, nur Christine selbst bewies, wie der Bericht des Jesuiten rühmt, „männlichen Geist, indem sie keine Thräne vergoß." Dann gab der Nuntius das Zeichen der Absolution, worauf zuerst die Erzherzoge, dann der spanische und der kaiserliche Gesandte, dann die übrigen Cavaliere herantraten und „eine Glückwünschung durch ein tiefeste Reverenz erzeigten." Nachdem die Königin wieder ihren Platz unter dem Baldachin eingenommen hatte, hielt der Jesuitenpater Staudacher „einen wohlberedten Sermon in teutscher Sprache;" die Worte des Psalmisten waren zu Grunde gelegt: „Höre, Tochter, schaue darauf und neige deine Ohren und vergiß deines Volkes und deines Vaters Haus!" Dann begann das Hochamt; den Schluß der Feier bildete ein Te Deum laudamus „von bester Musica," Trompeten- und Paukenschall füllte den Kirchenraum, und zugleich donnerten Geschütze von allen umliegenden Höhen.

Nach der Rückkehr in die Hofburg begann der Festschmaus im großen Saale, der durch Beschauessen und schimmernde Kleinodien geschmückt war. Die Tafelordnung war die nämliche, wie an den vorhergehenden Tagen, nur saß diesmal auch Herr Pimentelli neben den Erzherzogen und wurde von einem eigenen Vorschneider bedient. So oft die Königin trank, lüpften die Erzherzoge ihre Barettlein, der Gesandte nahm den Hut ab. Auch diesmal spielte und sang die fürstliche Kapelle anmuthige Weisen.

Noch fröhlichere Ergötzung brachte der Abend des Tages, der mit so ernster Feier begonnen hatte. Es muß füglich überraschen, daß fast unmittelbar auf jene religiösen Ceremonien so weltliche Vergnügungen folgten. Der Sekretär der Königin, Chevreau, erzählt, seine Gebieterin habe lachend geäußert: „Es ist billig, daß man mich Abends durch eine Komödie unterhält, nachdem ich euch diesen Morgen eine Komödie vorgespielt habe." Allein sogar derjenige Biograph Christinens, der die Bekehrung nur auf weltliche und äußerliche Motive zurückleiten will, Lacombe, ist nicht geneigt, der Königin ein so unbesonnenes Wort zuzutrauen. Ganz unglaublich klingt es freilich nicht. Auch in Brüssel suchte sich die phantastische Frau gerade in jenen Tagen, da sie sich von Pater Guesmes in den Lehren der römischen Kirche unterrichten ließ, nebenher durch Schauspiel und Tanz, Wettrennen und Ritterspiel zu zerstreuen und schrieb an ihre vertraute Freundin, Gräfin Ebba

Sparre: „Ich verbringe den ganzen Tag mit gut Essen und gut Schlafen, ein wenig Studieren, Schwatzen, Lachen, französische und englische Komödien Schauen — Predigten höre ich nicht mehr, denn der Prediger selbst sagt ja: „Es ist Alles eitel!“ Jedenfalls ist unwahrscheinlich, was Gualdo erzählt: der erzherzogliche Staatsrath Frhr. v. Girardi habe versichert, er würde, wenn er gewußt hätte, daß die Königin ein öffentliches Glaubensbekenntniß ablegen wolle, statt der weltlichen Schauspiele geistliche veranstaltet haben. Harmonirt ja doch das widerspruchsvolle Nebeneinander von christlicher Ascese und profanen Freuden auch mit ihrer Lebensweise in Rom, wo sie bald als Amazone den tollsten Vergnügungen nachjagte, bald klösterliche Einsamkeit aufsuchte und zerknirscht an den frommen Uebungen der Religiosen theilnahm.

Die in Innsbruck veranstalteten dramatischen Aufführungen werden nicht nur vom Verfaßer unsrer Relation angestaunt, sondern galten den Zeitgenossen überhaupt als unübertroffene Wunderleistung. Schon am Abend des 3. November gab es artiges Schaugepränge. Zuerst tanzten acht Edelknaben einen Fackeltanz; darauf folgte ein „gesungenes Freudenspiel.“ Es behandelte den Wettstreit von Mars und Adonis um die Liebe der Venus und endete mit einem Waffentanz der Gesellen des Mars, „allwo die Ohren und Augen ihr absonderliche Ergötzung gefunden haben, die Ohren zwar in Anhörung der auserlesenen Stimmen, die Augen aber bey erscheinender Schönheit und Lieblichkeit der Bihn, bei derselben erfreulicher Abwechslung und Veränderung, bei erglanzender Pracht der Kleidungen und bei andren Vorstellungen und Gerüsten, mit denen dieses Freudenspiel ist gezieret worden.“

Am nächsten Tage fuhren die Königin und ihre fürstlichen Wirthe in die Jesuitenkirche, wo ein Hochamt gesungen wurde und ein Karmelitenbruder eine Predigt in spanischer Sprache hielt. Nachmittags spielte Erzherzog Sigmund zu Ehren der mit lebhaftem Interesse Antheil nehmenden Königin mit sechzehn auserlesenen Gefährten auf dem Rennplatz „ballone.“ Um 9 Uhr begann in dem erst 1653 erbauten „Komödienhaus“ das musikalische Drama „Argia“ und dauerte bis 3 Uhr Morgens, „welches absonderlich des schönen Theatri halber nit zu beschreiben, zumahln man in dem Teutschland dergleichen niemahlen gesehen.“ Achtmal erfolgte Wechsel der Decoration; bald erblickte man die Thürme und Mauern der Seefestung Salamina und eine im Hafen vor Anker liegende

Kriegsflotte, bald die Lichträume des Tempels der Venus, bald hallengeschmückte Straßen von Negroponte, der Vaterstadt der Prinzessin Argia. „Darzu gesellte sich auch die Lieblichkeit der Stimmen, die Prächtigkeit der Kleider, der Flug durch die Lüfte und die Bewegung anderer Gerüste; daß also dise so angedeute Sachen samentlich sowohl bei der Königin als bei andren Zusehern zu einer sonders annemlichen Belustigung gedienet haben, massen dann die Königin solcher Comedie auch das zweitemahl hat beiwohnen wollen.“ Verfasser des wälschen Libretto war der erzherzogliche Truchseß Johann Philipp Apollonio, der Komponist wird nirgend genannt.

„Weillen ich den 5. Novembris Morgens in aller Frühe widerumb per posta abgereist, weiß ich nit, ‚was ferners ervolgt.“ Mit diesen Worten schließt die unserer Erzählung zu Grunde gelegte Relation. Aus dem offiziösen Bericht erfahren wir, daß Besuch von Kirchen und Klöstern, Schauspiel und Ballet, Abschiedsvisiten und Festgelage auch noch das Programm der nächsten Tage bildeten. Auf nicht weniger denn fünfzehn Tonnen Goldes sollen sich die gesammten, der erzherzoglichen Hofkammer erwachsenen Kosten belaufen haben. Am 8. November verließ Königin Christine die Stadt Innsbruck und setzte ihre Reise über Brixen, Bozen und Trient fort, überall von Bischöfen und Aebten, sowie von den Edlen des Landes mit königlichen Ehren empfangen und bewirthet. Am 19. November langte sie an der venetianischen Grenze an, am 20. Dezember verkündeten Kanonendonner und aufrauschende Freudenfeuer, daß Schwedens Königin im Vatican den päpstlichen Segen empfangen habe.

Andreas Hofer.

In der Stufenleiter der Urtheile über den Bauernkönig von anno Neun, welche Tonverschiedenheit, welch feierliche Akkorde und schneidende Dissonanzen!

Den einen ein Volksheld, den andern mehr Tribulator als Tribun!

Daß die „Münchner Politische Zeitung,“ das Organ des Ministeriums Montgelas, der Nachricht über die Gefangennahme Hofer's auch den politischen Todtenschein hinzufügt und an ihm nichts Außerordentliches als seinen Bart und in der ganzen Tiroler Erhebung überhaupt nur das Werk einiger verganteter Wirthe, fanatischer Priester und pfäffischer Adeligen sieht, ist erklärlich. Aber in Tirol selbst vollzogen sich wunderliche Wandlungen. Einst einstimmig bereit, das Bild des „Martyrers der Freiheit“ neben den Schutzpatronen des Landes aufzustellen, hat es heute nur noch wenige Enthusiasten aufzuweisen, welche, wie Hofer's Biograph Rapp, ihn als einen zweiten David feiern. „Man hebt“ — so schildert Steub die heutige Stimmung in Tirol — „mehr den Sandwirth hervor, der vor Schulden sich nicht mehr anders zu helfen wußte, als eine Rebellion zu machen, der, fromm und einfältig, nicht bedachte, was er that, der nie einem Rufe hätte folgen sollen, dem er nicht gewachsen war.“ Und unter der Feder des jüngsten Tirolischen Biographen wird der Rapp'sche neue David „der Mann mit der Flasche und dem Rosenkranz.“

Hören wir das nichtbayerische Deutschland über den geistigen Werth und die politische Bedeutung des Mannes. Da ist eine der ersten Stimmen ein Baron Wedel, der in einer 1810 er-

schienenen Schrift „durch Erzählung einiger Edelthaten die Falten der erhabenen Hofer'schen Seele zu enthüllen sucht." In diesem apologetischen Ton ist die ganze Abhandlung gehalten. Für Bartholdy gilt zwar der Mann von Rinn, Joseph Speckbacher, als die Seele der ganzen Bewegung, aber auch er ist geneigt, Hofer „den vielgerühmtesten Helden der Griechen- und Römer-Zeit gleichzustellen." Für Immermann vollends ist Hofer der „mythische Heros" und „Max Joseph wird einmal" — so äußert sich der Dichter in den Tagebuchblättern „Blick in's Tirol" — „höchstens wie Etzel im fahlen Lichte zu stehen kommen."

So begegnen wir Cultus und Verketzerung des einen Mannes in der Heimat und im fremden Land. In geschichtlichen Personenfragen kommt eben oft das Empfinden dem kühlen Denken zuvor und schärft zur Waffe das Urtheil, das ganz im Gegentheil immer Entwaffnung sein soll.

Wir wollen versuchen, ihm gerecht zu werden.

Die erste Forderung der Gerechtigkeit bei Beurtheilung eines Charakters ist die, daß wir ihn als Resultat seiner Zeit betrachten — und jedes Kind ist ja auch ein Enkel! — und als Gewächs seines Bodens. Ja, bei Hofer wird das lokale Element sogar von ganz besonderer Wichtigkeit. Man muß sich das abgeschlossene Gebirgsland, die Vorzüge und Schwächen seiner Bewohner vergegenwärtigen, die Schilderungen, wie sie Steub von Land und Leuten bietet, die lebenswahren Typen, wie sie Defregger's Pinsel geschaffen hat.

Es ist ein ganz eigenthümlicher Volksschlag. Angehörige des großen bayerischen Stammes, haben sie mit den Einwohnern des dermaligen Staates Bayern die derbe Sinnlichkeit gemein, die bequeme Selbstgenügsamkeit, die Vorliebe für ein Kirchenthum, das der Phantasie reiche Nahrung bietet. Dabei aber sind sie gewandter und geschmeidiger als der Altbayer, „findiger," wie ein treffender Ausdruck dafür lautet, von größerer Versatilität und doch wieder von weit zäherer Anhänglichkeit an das Ueberlieferte in Religion und Verfassung, Sitte und Sprache als ihre Stammesverwandten.

Eine ethische Schwäche — und als solche muß man Starrsinn doch wohl gelten lassen — kann allerdings der Kraft zum Verwechseln ähnlich sehen.

Dieses Land kam 1805 durch den Preßburger Frieden an Bayern. Der Erwerb war kein Gewinn, da er mit dem Verlust des höher entwickelten und reicheren Würzburg verbunden war.

Vor Allem aber paßte das Ländchen mit seinen ständischen Privilegien und Ausnahmszuständen nicht in die Oekonomie des neu aufstrebenden Königreiches, für welches der aufgeklärte Absolutismus des Ministeriums Montgelas eine neue Aera heraufrief. Denn dieser Staatsmann, wenn schon ein gefügiger Diener der Politik Bonaparte's, brachte, während in andern Rheinbundstaaten Knechtsinn mit geistiger Trägheit Hand in Hand ging, in die bayerischen Regierungskreise ein kräftiges Ferment. Sein Trachten zielte dahin, aus der gewonnenen Beute und den alten Stammlanden einen compacten Staatskörper zu schaffen, der allmählich gleichberechtigt in die Reihe der größeren Mächte Europa's treten sollte. Um aber diesen modernen Staat zu schaffen, mußten tief eingreifende kirchlich-politische Reformen durchgeführt werden, denn noch unter Karl Theodor war der Klerus mit seinem unbeschränkten Einfluß auf Schul- und Erziehungswesen ein Staat im Staate, ein ebenbürtiger Nebenbuhler der weltlichen Gewalt.

Regte schon in Bayern der Kampf zwischen dem werdenden Neuen und dem absterbenden Alten die Gemüther auf und warf die Blasen des Parteihaders, so waren jene radikalen Neuerungen noch zündender in Tirol. „Wenn jeder Gesetzmacher ein Gesetzgeber wäre, würden die Tiroler nicht aus hölzernen Kanonen schießen," sagte man zur Zeit des Tiroler Aufstandes, und auch heute noch ist man geneigt, den Verlust des Gebirgslandes lediglich auf Rechnung der Gesetzgebung Montgelas' zu setzen.

Aber betrachte man doch die Tiroler Verhältnisse, wie sie noch jetzt sind, und man wird die eiserne Nothwendigkeit jener reformatorischen Eingriffe zugeben. Durfte, konnte die veraltete ständische Verfassung des Tiroler-Gebiets in einem einheitlich organisirten, größeren Staatskörper beibehalten werden? War es, wie Rapp behauptet, planmäßiger Haß gegen den Katholicismus, war's Glaubensverfolgung, wenn man dem Geist der Widerspenstigkeit durch Kirchengesetze Zaum und Zügel auflegte? Nicht das große Wagen, sondern das zu wenig Wägen war ein Fehler. Der bureaukratische Mißgriff, Beamte in's gährende Land zu setzen, die Land und Leute nicht kannten und liebten, — ein hoher Justizbeamter z. B. spricht in einem Bericht an den König nur mit Abscheu von diesem „durch die Natur selbst zum schrecklichen Gefängniß gemachten Lande" — und alle die daraus entspringenden Thorheiten sollen nicht entschuldigt werden. Die Mißgriffe wurden

den Feinden der Regierung ebenso viele Handhaben. Es gelang ihnen, den Hülfeschrei: „Der Wolf kommt über Altar und Gemeinde," glaubhaft zu machen. Bald galt jede Reform, jede Abstellung alter Mißbräuche, die mit Religion wahrlich nichts zu thun haben, als Eingriff in das Heiligste! Die Begriffe bayerisch und ketzerisch deckten sich. „Addio, meine Bayern und Freimaurerei!" heißt es im Sandwirthslied. Um die Stärke der regierungsfeindlichen Partei zu bezeichnen, sei nur erwähnt, daß Tirol im Jahre 1805 nicht weniger als 4024 Geistliche zählte. Wo diese geschlossene Phalanx aufhörte, ist schwer zu sagen. Jedenfalls wurde ihr von Wien aus Trost und Hoffnung eines baldigen Umschwungs der Dinge nicht vorenthalten.

Als dann Oesterreich sich zum entscheidenden Waffengang mit Napoleon rüstete, zog man begreiflicher Weise auch die festgewurzelte Zuneigung des abgerissenen Tirolerstammes in Betracht. In den Gemächern des Erzherzogs Johann wurde in aller Form ein Plan zur Befreiung Tirols ausgearbeitet, seine Durchführung dem Günstling des Erzherzogs, Baron Hormayr, übertragen und ein Häuflein Tiroler in's Vertrauen gezogen.

Unter ihnen befand sich auch Andreas Hofer, von dem aber damals wenig mehr zu sagen war, als daß er von seinen Kunden und Nachbarn als schlichter, rechtlicher Mann geschätzt wurde.

Im melancholischen Passeierthal mit seinen kahlen Felsen und düsteren Tannenforsten zwischen St. Martin und der Jauffenburg steht, dreist an den wilden Gebirgsbach hingebaut, das Wirthshaus am Sand, wo Andreas Hofer am 22. November 1767 geboren ist. Der Vater hatte nicht gut gehaust, weßhalb sich denn der Sohn mehr auf den Handel mit Pferden und Wein verlegte. Indem er mit seinen Saumthieren alle Thäler von Wälschland bis zur Bayerngrenze durchzog, wurde er allenthalben eine wohlbekannte Persönlichkeit. Um so mehr, als ein ungewöhnlich langer schwarzer Bart ihn auszeichnete, den er in Folge einer Wette trug, um den Beweis zu liefern, daß ihm seine Ehefrau solche Liebhaberei nicht verkümmern dürfe. Die hohe und breite Gestalt, den festen Knochenbau, die vorwärts gebeugte Haltung hatte er mit den Aelplern seiner Heimat gemein. Sein Blick war mehr gutmüthig als bedeutend. Er trug die Tracht der wohlhabenden Einwohner seines Thales, auch dann noch, als ihn seine Stellung als Oberkommandant zu einem gewissen Glanz berechtigt hätte. Nur das Eine

konnte er sich nicht versagen, als Waffe einen erbeuteten bayerischen Offizierssäbel sich zuzulegen.

Wie seine Erscheinung, so war auch seine Bildung die eines gewöhnlichen Bauern; seine Kenntnisse reichten nicht über den Katechismus und ein wenig Lesen und Schreiben hinaus, doch zeigte er schon als Sprecher seiner Gemeinde bei manchen Gelegenheiten gesunden Mutterwitz und Urtheilskraft. Er war ein anhänglicher Sohn der katholischen Kirche und voll Ehrfurcht für das Priesterthum. Religiöse Vorstellungen und die Erinnerung an das österreichische Kaiserhaus entrissen ihn seinem gewohnten Phlegma, aber auch sie rührten ihn mehr, als daß sie ihn entflammten. Die Thränen waren ihm stets näher als der Zorn. Doch war er frei von Heuchelei. In diesem seinem harmlosen, einfachen, ungeschminkten Wesen lag der Zauber für seine Umgebung. Gerade weil er kein überlegenes Talent, sondern selbst nur ein Mann aus dem Volke, wirkte er auf das Volk so überraschend und unmittelbar; es übersah oder vergab, daß er unklar in seinen Ansichten, langsam im Erfassen, schwankend in seinen Entschlüssen war. Hormayr's organisatorisches Talent leistete unendlich mehr für die Lebensfähigkeit der Bewegung, der Mann der That war Speckbacher, der Odysseus des Tiroler Krieges, ebenso listig als verwegen, in der ersteren Eigenschaft nur vom Kapuziner Haspinger übertroffen, diesem Unermüdlichen, wo es zu schüren, zu überreden, zu überrumpeln galt. Auch Martin Theimer war begabter als Hofer, aber den Jägern und Hirten seiner Berge erschien der Wirth vom Passeier nun einmal als der wahre, der biblische Held! Als Speckbacher die Pinzgauer zur Theilnahme am Aufstand aufforderte, sprach er wohl berechnend zu ihnen „im Namen des Vaters und Erlösers Andreas Hofer." Auch beim unglücklichen Ausgang des Drama's blieb seinem Namen noch die Kraft. „Hofer hat's verboten!" erwiderten sie auf alle Versuche, sie zum Niederlegen der Waffen zu bewegen.

Nur wenn man das Volksgemüth in seine Atome zergliedern könnte, würde man die Zauberformel dieses Andreas in's Klare übersetzen können.

Hormayr weist spottend darauf hin, daß der persönliche Muth Hofer's sich im Verlaufe des Krieges nicht im vortheilhaftesten Licht gezeigt habe, da er sich bei Gefechten weit hinter der Front hielt. Ob dies in manchen Fällen im Interesse des Kommando's

geboten war, mag dahin gestellt sein; Thatsache aber ist, daß sich Hofer bei dem Treffen auf dem Berg Isel im Mai in der vordersten Reihe der Schützen befand. Selbst von den Feinden wurde seine Mäßigung und seine Milde gegen die Gefangenen anerkannt, und unbestreitbar liegt darin das größte Verdienst Hofer's. Ein Fanatiker wie Haspinger an der Spitze, und der Greuel gab es keine Grenze! Mußte ja doch Hofer wiederholt durch eindringliche Warnung und Drohung die Wuth seiner Waffengenossen gegen die „Herren“, d. h. gegen Alles, was nicht Bauer oder Priester war, zurückdämmen. Als Innsbruck zum zweitenmal in die Hände der Aufständischen fiel und Hofer eine Mahnung veröffentlichte, die Bewohner der Stadt als Brüder und Landsleute nicht zu beunruhigen, sagte ein Bäuerlein zu Pater Benitzi mit aufrichtiger Entrüstung: „A kloans Brandschatzungerl hetten wir do wohl verdient.“

Hofer war schon im Jahr 1796 zur Vertheidigung der Landesgrenzen gegen die Franzosen mit dem Passeirer Landsturm als Schütze ausgerückt. 1799 hatte er einen Hauptmannsposten zur Zufriedenheit ausgefüllt, aber er so wenig wie irgend einer der Anführer, die sich im Jahr Neun hervorthaten, besaß taktische Kenntnisse. Im Feldzug vom Jahr 1805, als Marschall Ney trotz der Entwicklung großer Militärmacht von Seite Oesterreichs in's Herz von Tirol siegreich vordrang, hatte sich die Landmiliz nicht gerade ruhmvoll bewährt, sie war eben von den Generalen nicht vortheilhaft verwendet worden.

Aber dieser Landsturm, dem wegen dieser Schlappe von den Militärs „Entartung“ vorgeworfen wurde, erhob und behauptete sich vier Jahre später gegen einen Feind, vor dem Europa zitterte, gegen die besten Soldaten und tüchtigsten Feldherren: ohne Arsenale, ohne Proviantkammern, ohne Strategen, verlassen von den natürlichen Bundesgenossen, bauten und vertrauten sie nur noch auf sich selbst und siegten in diesem Vertrauen. Man mag über Veranlassung und Begründung des Tiroler Aufstandes anders denken als jene Patrioten, dem Kampfe selbst kann man einen großartigen Zug nicht absprechen.

Allerdings ist kein Land des Kontinents für die Vertheidigung durch die Natur selbst so begünstigt, wie Tirol. Nur das breite Innthal ermöglicht geordnete Entwicklung größerer Heeresmassen: der strategische Centralpunkt Tirol's ist aber nicht das leicht er-

reichbare Innsbruck, sondern Brixen, die Brenner-Defileen müssen genommen werden. Hier und in den übrigen Thälern führen aber die Straßen über steile Anhöhen, durch enge Schluchten, über reissende Flüsse und ungestüme Waldbäche, überall können die Vertheidiger, durch natürliche Bollwerke gedeckt, den Marsch aufhalten oder doch beunruhigen. Artillerie ist an vielen Orten gar nicht zu gebrauchen, Reiterei stößt jeden Augenblick auf Hemmnisse, während die landeskundigen Schützen auf den Höhen leicht die Verbindung unter einander behaupten.

Etwas Mehl im Rucksack, die sichere Büchse im Arm, ohne Reglement, ohne Kommando, zogen die von Jugend auf an Gefahren und körperliche Strapazen gewohnten Hirten und Jäger dem Feind entgegen, lauerten kleineren Abtheilungen in Wäldern und hinter Gehöften auf und flohen, wenn größere Colonnen folgten, auf die Höhen. Während sich dann die feindliche Heerschlange durch das Thal wand, fingen die Berge zu dröhnen und zu wandern an, Felstrümmer und Baumstämme rollten in die Tiefe, und wenn der Qualm sich verzog, war da drunten ein Grab für Hunderte von Erschlagenen, und die Ueberlebenden waren die sichere Beute der Kugeln, die aus allen Büschen pfiffen. Die gewiegteste Taktik vermochte Nichts gegen diese Art von Kriegsführung, die alle Bewegungen und Unterhandlungen instinktgemäß nach dem Augenblick bemaß, in Geheimniß sich hüllte und dadurch die furchtbaren Ueberraschungen zu steigern wußte.

Schon der erste Ausbruch des Aufstandes war von so merkwürdigen Erfolgen begleitet, daß er die Aufmerksamkeit und das Erstaunen von ganz Europa wachrief.

Es kennzeichnet die Kopflosigkeit der bayerischen Beamten in Tirol, daß die rührige Thätigkeit der verschwornen und der österreichischen Emissäre ihnen entging und der Aufstand völlig organisirt war, als es an der Zeit schien, seine Fahne zu zeigen; ja als man nicht mehr nur Qualm, sondern schon das helle Feuer sah, log man sich in eine lustige Sorglosigkeit, indem man das Inkommensurable, die Kraft eines Volkes in Waffen, nur nach Ziffern maß! So kam es, daß die an sich nur geringfügigen bayerischen Streitkräfte, welche noch leicht im letzten Augenblick in einem verschanzten Lager oder unter dem Schutz einer Festung zusammengezogen werden konnten, in kleine Abtheilungen zerstreut und schimpflichen Einzelkapitulationen ausgesetzt blieben.

Am 9. April rückte ein österreichisches Corps unter General Chasteller das Pusterthal herauf. Sobald die Tiroler davon Kunde hatten, gellten in allen Dörfern Sturmglocken, aus allen Thälern, von allen Bergen zogen bewaffnete Bauern herbei und vereinigten sich zu Riesenknäueln, die sich lawinenartig in die breiteren Thalstriche wälzten, wo die verhaßten „Blauen“ lagerten.

In St. Lorenzen bei Bruneck kam es zum ersten Kampf; er endete mit der Flucht der Soldaten.

An der Spitze der Passeirer erschien nun auch Hofer auf dem Kampfplatz. „Morgen“ — so lautet sein lakonischer Aufruf — „wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen und Jedermann ermahnt, brav dreinzuschlagen.“ Im Sterzinger Moos hatte seine Schaar den ersten Zusammenstoß mit dem Feinde. Hofer ließ, um die feindlichen Kanonenschüsse unschädlich zu machen, zur Deckung seiner Schützen beladene Heuwagen vorfahren. Trotz verzweifelter Gegenwehr wurden endlich die Carrés der Bayern gesprengt, sie mußten die Waffen strecken. Dieser Erfolg gab Hofer einen weithin leuchtenden Glorienschein, in hellen Haufen zogen ihm bewaffnete Bauern zu.

An dem entscheidenden Hauptschlag bei Innsbruck, der die erste Befreiung Tirols zur Folge hatte, war indessen Hofer nicht betheiligt. Während er mit den Passeirern nach Südtirol zog, um Bozen und Meran zum Anschluß an den Aufstand zu bewegen, gelang Speckbacher der verwegene Handstreich gegen Innsbruck, die Gefangennahme der bayerischen Besatzung. Die Bauern selbst staunten über ihr Glück. Es war ihnen, wie einer sich äußerte, als scheine die Sonne jetzt Tag und Nacht. Die im Delirium gemachte Aussage des tödtlich verwundeten bayerischen Obersten Dittfurth: er habe den Tirolern voran einen Reiter auf weißem Roß gesehen, machte unglaublichen Eindruck auf die wundergläubigen Landleute, die sich nun vom Himmel selbst, vielleicht gar von ihrem Landespatron St. Jakob, beschützt glaubten. Nach den bayerischen Wappenschilden wurden Wettschießen veranstaltet und die Doppeladler unter Hochrufen auf den Kaiser Franz wieder aufgepflanzt.

Und als die Kunde kam, daß statt der erwarteten Oesterreicher ein starkes französisches Corps gegen Innsbruck anrücke, wurden die Siegestrunkenen nicht entmuthigt, sondern sie entbrannten vor Begier, sich nun auch mit diesen Weltbesiegern und

Glaubensfeinden zu messen. Ihre Berge waren auch diesmal ihr bester Bundesgenosse. Von den von allen Höhen herabschwärmenden Bauern umzingelt und durch deren Ungestüm erschreckt, streckten die Franzosen, mehr als 3000 Mann, die Gewehre.

Nun ging es hoch her in Innsbruck! Bei dem ersten Einmarsch hatten die Bauern nur über ein paar Trommeln und Schwegelpfeifen und einige Maultrommeln und Hafendeckel verfügt; jetzt mußte schon die Musikbande des gefangenen Regiments den Einzug verherrlichen. Die Gefangenen, voran General Bisson, ein altes, schmächtiges Männchen in reicher, goldverbrämter Uniform, von einem kräftigen Burschen auf den Schultern getragen, wurden als lebendige Siegestrophäen mitgeführt.

Nur die Festung Kufstein hielt sich im Besitze der Bayern; die Belagerung mußte wegen der Unkenntniß der Bauern in Behandlung der Geschütze bald eingestellt werden.

Die Oberleitung aller Geschäfte war nun in Händen des kaiserlichen Intendanten Freiherrn von Hormayr.

Dieser allerdings unermüdlich thätige und wachsame Mann stellt in seinen Schriften Andreas Hofer einige Stufen zu tief und dafür sich selbst mehrere zu hoch. Er erklärt: es sei nur sein Werk gewesen, daß der „ideenarme, rath- und thatlose Hofer“ ein Götze für seine Landsleute, ein Popanz für den Feind wurde, indem er sich die stufenweise Steigerung der Wichtigkeit desselben habe angelegen sein laßen.

Dem kann man entgegenhalten, daß die merkwürdigsten Erfolge von den Aufständischen erst erzielt wurden, als Hormayr mit den Oesterreichern schon abgezogen war, und daß die schon früh zu Tag tretenden Mißhelligkeiten zwischen Hofer und Hormayr von einer Protektorschaft des letzteren wenig erblicken laßen. Nicht der Neid von Nebenbuhlern, sondern die Verschiedenartigkeit der Charaktere und der Anschauungen über Zweck und Mittel des Aufstandes lag dem Conflikt zu Grunde. Hofer bildet zu Hormayr den geraden Gegensatz. Der letztere, ein geschmeidiger Aristokrat, ein wohlgeschulter Beamter, der eine festgeregelte Organisation der Bewegung und straffe Centralisirung durch Gesetze und Verordnungen zu erreichen sucht, der den Blick auf die Weltlage richtet und die Volksbewaffnung in Tirol nur als Annex der österreichischen Kriegführung betrachtet, — Hofer der gerade, ungewandte, aber deßhalb in der Wahl der Mittel und Pläne nicht

ungeschickte Bauer, der die bureaukratische, wie die staatliche Form überhaupt geringschätzt, der durch Enthusiasmus und Begeisterung Alles zu gutem Ende führen zu können glaubt, dessen Blick über die Berge nicht hinausreicht, der einen Kaiser von Oesterreich schwärmerisch verehrt, aber von einem Staat Oesterreich nur sehr unbestimmte Vorstellungen hat, der echte Repräsentant des selbstgenügsamen Tiroler Patriotismus. So erklärt es sich, daß in der ersten Periode des Aufstandes, als die Oesterreicher noch im Lande waren, Hormayr an der Spitze der Bewegung erscheint, während in der Folge, als die Tiroler auf sich allein angewiesen waren, die Bedeutung Hofer's wuchs und Licht- und Schattenseiten seiner Eigenart erst recht hervortraten.

Der Ausgang des „fünftägigen Feldzuges an der Donau," die Niederlagen der Oesterreicher bei Regensburg, Eckmühl und Landshut gaben auch dem Tiroler Krieg eine neue Wendung. Nicht nur der Weg nach Wien stand jetzt den Siegern offen, sondern auch der nach Salzburg, den gegen Ende April General Wrede beschritt. Ein anderes bayerisches Corps brach sich durch die Scharnitz Bahn, von Südtirol zogen die Franzosen herauf.

Da gab es allerorten verzweifelten Kampf. Nicht nur die Pflicht, sondern der Haß spornte beide und erstickte jedes ritterliche Gefühl, jede Rücksicht, jede Großmuth. Den Soldaten brachten die entsetzlichen Strapazen, die ungewohnte, unerhörte Kampfweise zur Raserei. Denn er ging immer den Todesweg. Dem offenen Gefecht mit heiler Haut entronnen, ward er vom verborgenen Feind niedergestreckt. Der Tag zeigte ihm höhnisch seine Ohnmacht wider Granitkolonnen, und die Nacht verdeckte ihm den Ueberfall. Weibeshand — sonst im Kriege die Friedenshand — drückte aus dem Hinterhalt die Büchse ab, und die Kinder schleppten der Mutter die Kugeln zu.

Da war denn nicht nur der Kampf, sondern auch der Sieg ohne Gnade. Bei dem entsetzlichen Ringen um den Strubpaß, welchen Wrede viermal mußte stürmen laßen, bis er ihn nahm, gab man keinen Pardon, alle Gefangenen wurden niedergemacht.

Wenn wir jetzt jene Berge besuchen, wie athmet Alles Frieden auf diesen sonnigen Halden, in den stillen Forsten; damals rauchten nicht blos im Thal Dörfer und Gehöfte, die Rachsucht klomm bis zur Gletschergrenze empor, in Feld und Wald, in tiefen Klüften

und auf schwindelnden Felsengraten geschahen Thaten übermenschlichen Muthes, unmenschlicher Grausamkeit.

Nach dem Siege bei Wörgl rückte Wrede unangefochten am 19. Mai unter dem Geläute aller Glocken in die Landeshauptstadt ein.

Das amtliche Bulletin verkündete: „Das Genie Sr. Maj. des Kaisers Napoleon hat seine Feinde gelähmt, die bewaffneten Bauern kehren reumüthig in ihre Heimat zurück." Solchem Wortpraß folgte bald die Enttäuschung.

Die „lateinischen Schützen," wie der Tiroler die österreichischen Truppen nannte, zogen sich scheu zurück, mit ihnen Hormayr und seine Beamten, den Tirolern „die Pharisäer und Schriftgelehrten," aber die Sturmglocken riefen den Landessöhnen nicht vergebens. Von den Kanzeln predigten die von den Bayern vertriebenen, nun wieder heimgekehrten Mönche den Makkabäerkampf. Nichts schien den Bauern unüberwindlich, nichts unmöglich, das ganze Volk war ein Wille und eine Kraft, welcher der kindlich fromme, wundergläubige Hofer mit der Losung: „Für die Religion und den Kaiser siegen oder sterben!" die Weihe gab.

Zehn Tage nach dem Einzug Wrede's in Innsbruck wurde um den Besitz des benachbarten Berges Isel gerungen. Auf beiden Seiten stellte Jeder seinen ganzen Mann und mehr! Der Kapuziner Haspinger, nur einen Stecken in der Hand, tummelte sich wie ein Rasender zwischen den Reihen der Kämpfenden, betend, rathend, anfeuernd. „Ich war so dreist geworden," erzählte er später, „daß ich mich gegen die Mündung der Kanone gewagt hätte!" Als die Bayern die Höhen erstürmt hatten und dort Erdwälle aufwarfen, stellte sich Hofer selbst an die Spitze und der Kampf entbrannte auf's Neue. Beim Einbruche der Nacht waren die Bayern zwar nicht geschlagen, aber doch auf das Blachfeld zurückgedrängt. Deroy, der an Stelle des heimgekehrten Wrede das Kommando übernommen hatte, zog in aller Stille in der Dunkelheit ab. Der Rückzug, fast aus der Mitte der an Zahl weit überlegenen Gegner in aller Ordnung durchgeführt, gereicht dem General zur Ehre wie eine gewonnene Schlacht, aber Tirol war frei, die Absicht des ganzen, mit so schweren Opfern erkauften Feldzuges für Bayern vereitelt.

Es war ein entscheidender Wendepunkt. Ueber dem Haupt, dem Dämon aller dieser Kämpfe zog es schwül und schwarz her-

auf. In Norddeutschland gährte es, England rüstete, Oesterreich hatte bei Aspern glänzend gesiegt, — aber die Schlacht bei Wagram lieh dem Stern des Imperators neuen Glanz, stärkte den Glauben an seine Unüberwindlichkeit und lähmte die Entschlüsse der Feinde.

Am 2. Juni war in Brixlegg Bauernrath unter dem Vorsitze Hofer's, Speckbacher's und Eisenstecken's. Ein Schreiben an Kaiser Franz wurde aufgesetzt, in welchem der bisherige Kampf und Sieg der treuen Tiroler geschildert und um Unterstützung mit Geld und Munition und Verstärkung durch Truppen unter thätigeren Führern gebeten ward, damit sie die errungenen Vortheile behaupten könnten. Der leise Vorwurf, der in dieser Bitte lag, wurde von Hofer gewiß nicht bemerkt, denn er betrachtete es als Pflicht, auch ohne Dank und Entgelt, wenn es sein müsse, sich zu opfern; um so lauter und entrüsteter aber äußerten sich die Aufgeklärteren im Lande über die österreichische Lauheit.

Sie sollten noch schlimmere Erfahrungen machen.

Noch am 29. Mai versicherte der Kaiser von Oesterreich in einem Handschreiben an seine „geliebten Tiroler,“ daß er keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als denjenigen, der Tirol unauflöslich an seine Monarchie knüpfe. Am 17. Juli aber verkündeten Freudenschüsse und Glockengeläute in der Festung Kufstein, die vom bayerischen Kommandanten Aicher gegen alle Angriffe behauptet worden war, den Abschluß des Waffenstillstands von Znaim. Die geliebten Tiroler waren von dieser Waffenruhe ausdrücklich ausgeschlossen, demzufolge Franzosen und Bayern alle Kräfte auf ihre Unterwerfung verwenden konnten.

Die Haltung Oesterreichs dem gut kaiserlichen Lande gegenüber wird durch die feindselige Stimmung der Diplomatie gegen die Tiroler Volkserhebung, den „Bauernrummel,“ erklärt. „Was heute dort für den Kaiser geschieht,“ entschlüpfte einem österreichischen Staatsmann zu Preßburg gegen die tiroler Abgesandten, „könnte ein andermal gegen ihn geschehen . . .“

Während die letzten in Tirol stehenden Truppen abmarschirten, erschien ein kaiserlicher Aufruf, der „diesen für das Herz des Kaisers Franz so schmerzlichen Schritt“ mit dem Drange der politischen und militärischen Ereignisse entschuldigte. Weiter noch ging ein Hirtenbrief des Bischofs von Salzburg, der zur Waffenstreckung mahnte.

Andrerseits kam Kunde, daß Napoleon, durch die von Bauern seinen Waffen angethane Schmach auf's äußerste erbittert, das ganze siebente Armeecorps unter dem Befehl des strengen Marschalls Lefevbre gegen Tirol abordnen werde, um die störrischen Bewohner zu Paaren zu treiben.

Und dennoch geschah das Unglaubliche!

Als Hofer die Nachricht vom Waffenstillstand, die er lange Zeit nur für feindliche „Fineß" gehalten, endlich doch wohl glauben mußte, nahm er die beschönigenden Versicherungen und Vorwände des Wiener Hofes als reinste Wahrheit auf und beschloß, den Widerstand fortzusetzen, damit dem Habsburger Hause sein Tirol erhalten bleibe.

Einige Führer des Aufstandes zwar verließen mit den Oesterreichern das Land, um sich vor den anrückenden Bayern in Sicherheit zu bringen. Auch Speckbacher entschied sich für Flucht. Er saß in einem Wagen mit österreichischen Offizieren, — da, bei St. Nepomuk unfern Bruneck kam gerade das Gefährt des Weges, in welchem Hofer von Lienz zurückkehrte, wo er die offizielle Botschaft des Waffenstillstandes erfahren hatte. Kaum gewahrt er seinen Freund Speckbacher in solcher Gesellschaft, so ruft er ihm zu: „Seppel, auch du willst mich im Stich lassen? Sie führen dich in die Schand'!" Der Vorwurf schnitt dem Bauernhauptmann in die Seele, — ohne sich weiter um die Oesterreicher zu bekümmern, ohne auch nur nach dem Hut zu greifen, springt er aus dem Wagen und kehrt mit Hofer wieder um.

Der Kriegsrath der Bauern faßte den Beschluß, sich ruhig zu halten, wofern die Feinde nicht auf tirolisches Gebiet rückten, da dies im Vertrag, wie natürlich, nicht ausdrücklich festgesetzt war. Als nun aber das Vordringen Lefevbre's bekannt wurde, rief Hofer ganz Tirol zur Abwehr auf. Er weist darauf hin, daß nicht bloß die Pflicht gegen den Kaiser Widerstand heische, daß auch der Religion augenscheinlich Gefahr drohe, wenn die Bayern sich wieder festsetzten. „Halb gethan ist nichts gethan! Das letzte, das einzige Loos von uns allen sei: Für Gott und den Kaiser Franz siegen oder sterben!" —

Hofer und seine Freunde sind nicht deutsche Helden: der Gesichtspunkt, daß es sich um deutsche Ehre handle, war ihnen völlig fremd, aber die Kühnheit, womit sie in einer Zeit, da alle Fürsten und Völker um die Gunst Napoleons buhlten, für ihre

Selbsterhaltung sich dem Uebermächtigen entgegenstellten, machte gewaltigen Eindruck in Deutschland.

Wie ihr Beispiel aufregend wirkte und selbst in Bayern Sympathien gewann, beweist ein wohlbeglaubigter Vorfall in der Münchener Museumsgesellschaft um die Mitte des Jahres Neun. Der Kronprinz Ludwig, dem selbst die Wiedereroberung Tirols übertragen war, trank beim Abschied auf die Gesundheit der tapfern Tiroler und brachte Napoleon ein Pereat, so heftig das Glas anstoßend, daß es zersprang. Ludwig that auch auf dem Zuge durch Tirol sein Möglichstes, um dem Blutvergießen zu steuern, und überwarf sich deßhalb bald mit dem Marschall, der nur durch Gewaltmaßregeln wirken zu können glaubte. Der Herzog schrieb deßhalb an Napoleon nach Schönbrunn: „Wenn ich an meiner Tafel die Augen schließe, so glaube ich wahrhaftig, nach den Gesprächen zu urtheilen, nicht im französischen, sondern im österreichischen Heerlager zu sein!"

Lefevbre mußte sich bald überzeugen, daß die Eroberung Tirols kein gewöhnliches Waffenstück. Seine Kolonnen stießen auf furchtbare Hindernisse: wohl vertheidigte Engpässe, abgebrochene Brücken, verschüttete Wege hemmten auf Schritt und Tritt, und auf den Höhen wuchs von Tag zu Tag die Zahl der schießkundigen Feinde. Nur wo größere Schaaren sich messen konnten, — aber auch da nicht immer — entschied wohlgeordnete Entwicklung geschulter Truppen glücklichen Erfolg.

Wieder kam es am Berg Isel am 13. August zum Entscheidungskampf. Trotz energischer Stürme auf die durch Verhaue und Erdwälle befestigten Waldhöhen gelang es nicht, die Tiroler aus ihrer Stellung zu verdrängen, und der Verlust auf französischer Seite war so bedeutend, daß schon in der folgenden Nacht der Marschall den Rückzug antrat. Napoleon's Adler hatte eine neue Demüthigung erfahren.

Als die aufsteigende Sonne Hofer und den Seinigen den Sieg offenbarte, warf er sich auf die Kniee, und das ganze Volk betete laut mit ihm. Es ist begreiflich, welch mächtige Wirkung solche Vorgänge auf die einfachen Naturmenschen übten. Wie gotterkorene Kreuzfahrer zogen sie still und feierlich in Innsbruck ein. Als ihnen die Studenten mit Fahnen und Musik entgegenkamen — ein bekanntes Volkslied schildert diese Scene — wehrte Hofer ab:

„Jetzt beten, nit schreien und musiciren, i nit, ös a nit, der droben hat's gethan!"

Es war auch ein eigenthümlich theokratisch-patriarchalisches Regiment, das „Andre Hofer, Oberkommandant von Tiroll," wie er sich nun nannte, in dem siegreich behaupteten Innsbruck führte.

Er stand jetzt an der Spitze der Landesverwaltung, wie er vorher die Leitung der Vertheidigung inne hatte, nicht durch offizielle Ernennung, auch nicht durch eine besondere Wahl seiner Landsleute, sondern nur durch die öffentliche Meinung auf diesen Posten erhoben. Volle Anerkennung verdient die Mäßigung und Ordnungsliebe, die er auch während dieser Regentschaft zeigte, obwohl ihm viele Eiferer den Spruch citirten: „Die Engel wollen Blut sehen!" Als sich nach dem Einzug in der Hauptstadt eine Bauernrotte anschickte, die Waffenkammer zu stürmen, erschien noch rechtzeitig Hofer und mahnte eindringlich, nicht eher an Anderes zu denken, als bis ganz Tirol vom Feinde gereinigt sei. Aber Beten und Trinken lag den frommen und von den Strapazen der vorhergehenden Tage erschöpften Landleuten mehr am Herzen, und bald hatten die Innsbrucker, diese mißliebigen „Herrenleut'," unter dem Druck der neuen Besatzung zu leiden. Als sich gerade eine lärmende Bauernschaar vor dem Stadlerhaus, wo Hofer wohnte, vorbeitrieb, öffnete dieser das Fenster und rief zornig hinab: „Wozu seid ihr noch da? Was habt ihr noch in der Stadt zu thun? Warum nicht dem Feind nach, der noch gar nicht weit weg ist! Hol' aus, in's Unterland, gleich, sag' ich, macht ihr euch fort — und wenn ihr mir nicht folgt, so bin ich euer Führer gewesen!"

Dem Drängen seiner Umgebung nachgebend, bezog er nach einigen Tagen die Hofburg, in deren schmucken Renaissance-Zimmern sich es auch seine Passeirer trinkend und rauchend bequem machten. Vor Allem ließ Hofer ein großes Crucifix aufhängen: „A bißl a christlichs Zeichen kann hier auch nicht schaden!" Seine Anforderungen an Lebensgenuß blieben mäßig. Er ließ sich die Mittagskost aus dem nächsten Gasthaus holen, ein Fäßchen Etschthaler hatte er in seiner Stube. Abends vor dem Schlafengehen sang er mit seinen Adjutanten geistliche Lieder; es gemahnt das fremdartige Bild an Cromwell mit seinen Rundköpfen im Tower, wenn sich auch der Vergleich zwischen dem einfachen, ideenlosen Tiroler und jenem staatsmännischen Genie nicht weiter fortspinnen läßt. Da die Biographen uns auch getreulich berichtet haben,

daß Hofer das Licht mit der Hand zu putzen pflegte, nicht aus einem Glase, sondern aus der Flasche trank und nur vor geistlichen Herren das Haupt entblößte, so mag auch dies zur Vervollständigung des Conterfeis erwähnt sein. Den Titel „Excellenz," womit ihm Supplikanten zu schmeicheln suchten, wies er zurück. „Ich heiß' Andre! Ich bin nicht besser als die Andern, wir alle sind Bauern und keine Herren!"

Was die Abwicklung der Geschäfte betrifft, so will ich lieber zu den von Beda Weber verspotteten „Schriftgelehrten" gezählt werden, als mit diesem zugestehen, daß „alle Regierungshandlungen Hofer's ein bewunderungswürdiges Gepräge von Billigkeit, Verstand und Herzensgüte tragen," oder als einem anderen Biographen, Rapp, beistimmen, dem das Regiment des Bauernkönigs als ein wahrer Musterstaat erscheint.

Man kann für den Bauer, der seine Berge vertheidigt und für seinen Kaiser ficht, Interesse und warmes Gefühl empfinden, aber für den im Schweiße des Angesichts an Dekreten und Gesetzen arbeitenden „Regenten" haben wir nur die Anerkennung, daß er leistete, was er leisten konnte, und was ihm eben angemessen schien.

Zwar verrathen manche Maßregeln praktischen Sinn, namentlich die Anordnungen für Sicherheit der Grenzen. Für Verwaltungszwecke wurde aus Beamten und Landständen eine provisorische Landesadministration gebildet, Hofer selbst griff aber wiederholt in ihr Wirken eigenmächtig ein. Mit Eintreibung von Steuern hatte er seine liebe Noth. Das Land war einmal aus den Schranken gesetzlicher Ordnung gerissen; wenn sie wieder fortzahlen sollten, meinten die Bauern, hätten sie ja wohl auch unter bayerischer Regierung bleiben können. Die für den Augenblick nöthigsten Bedürfnisse wurden hauptsächlich aus den Erträgnissen des Salzamts in Hall gedeckt.

Weit mehr aber als diese Verwaltungszweige, für welche er kein Verständniß, mithin auch keinen Eifer zeigte, lag dem Regenten das geistliche Wohl seiner Untergebenen am Herzen. Um die der Religion drohenden Gefahren abzuwenden, den Dienst der hl. Jungfrau zu fördern, den Besuch des Gottesdienstes zu heben, wurden Verordnungen über Verordnungen erlassen. In dieser Hinsicht durfte der Klerus auf jedes Zugeständniß rechnen. Wo geistliche Einkünfte von der bayerischen Regierung zu Schulzwecken ver-

wendet waren, wurden diese Bestimmungen aufgehoben, die Klöster kamen wieder in Besitz aller Vorrechte und Güter, — das glaubenseinige Tirol sollte wieder in unbefleckter Reinheit erstehen.

Außerhalb dieses neuen Kirchenstaates waren aber inzwischen Ereignisse eingetreten, die bald ihre Schatten auf das Alpenländchen warfen.

Einem gefangenen bayerischen Offizier, Baron Völderndorff, hatte Hofer gestattet, nach München und Wien zu gehen, um einen Austausch der Gefangenen zu vermitteln. Völderndorff brachte nach seiner Rückkehr nach Innsbruck die Nachricht mit: am Abschluß des Friedens zwischen Frankreich und Oesterreich sei nicht mehr zu zweifeln, man habe in München stündlich das österreichische Ultimatum erwartet, für Tirol werde wohl eine Amnestie ausgesprochen, aber auf keinen Fall werde es österreichisch werden.

Die Häupter des Aufstandes lachten darüber, manche glaubten daran, viele zweifelten.

Hofer selbst soll damals nicht abgeneigt gewesen sein, zu gütlichem Einlenken die Hand zu bieten und von Napoleon eine gnädigere Wendung des Looses für Tirol zu erbitten.

Allein zwei Ueberraschungen wandelten alsbald diese Stimmung wieder um.

Schon im April, nach der ersten Befreiung Tirol's hatte Theimer Streifzüge in das angrenzende bayerische Gebiet unternommen, Ortschaften gebrandschatzt und geplündert und Gefangene nach Tirol geschleppt. Hofer hatte diese Razzia, die mit der Landesvertheidigung Nichts gemein hatte, entschieden mißbilligt und schlimme Folgen prophezeit, ihre Fortsetzung aber nicht hindern können. Da gelang im September bei Lofer und Unken ein verwegener Handstreich Speckbacher's gegen bayerische Truppen über alle Erwartung glücklich, der Kapuziner Haspinger nahm Hallein und Berchtesgaden ein, der Weg nach Salzburg stand ihm offen. Nun schien jedes Ziel erreichbar. Haspinger schrieb an Hofer, es werde ihm ein leichtes sein, den Napoleon selbst zu fangen, und die von ihren Erfolgen berauschten Bauern wähnten sich allen Ernstes vom Himmel dazu ausersehen, das große apokalyptische Thier zu stürzen.

Das zweite Ereigniß war des Kaisers Franz Anerkennung und Belohnung seines treuen Hofer. Obgleich die Friedensunterhandlungen schon dem Abschlusse nahe waren, ließ Franz dem

haupte des Tiroler Aufstandes eine goldene Ehrenkette und 3000 Dukaten überbringen. In diesem Geschenk sah Hofer nicht blos überhaupt das höchste irdische Ehrenzeichen, sondern es schien ihm dadurch auch über jeden Zweifel erhaben festgestellt, daß der Kaiser von der Wiedervereinigung Tirols mit seinen Landen nie und nimmer abstehen werde. Am 4. Oktober wurde er von allen Behörden in festlichem Zug in die Hofkirche geleitet, und nach einem feierlichen Dankamt hing ihm ein Prälat die Kette um den Hals. Der weichherzige Tiroler weinte Thränen der Rührung, Jubel füllte die ganze Stadt, — aber schon am Abend des nämlichen Tages kam eine Hiobspost aus Südtirol, wo der Landsturm eine empfindliche Schlappe erlitten hatte. Hofer's Adjutant Eisenstecken setzte zwar dem weiteren Vordringen des Feindes Schranken, aber gefährlicher als Nachrichten von feindlichen Siegen wirkten bald die immer bestimmter auftretenden Gerüchte vom Abschluß des Friedens, dessen Bestimmungen mindestens zweifelhaft waren.

Auf drei Linien zugleich, durch Inn-, Puster- und Etschthal, drangen französische und bayerische Corps in Tirol ein. Auch die waghalsigsten Anstrengungen Speckbacher's und anderer Anführer konnten an den Grenzen die überlegene Macht nicht aufhalten. Verwirrung, Schrecken verbreiteten sich im Lande, und Eintracht fehlte gerade da, wo sie am nothwendigsten, im Kriegsrath der Bauern. Die Kirchthurm-Interessen machten sich geltend, Hofer's Plan, die gesammte tirolische Macht auf dem Berge Isel zu vereinigen, wurde verworfen, der Landsturm vertheilte sich zur Vertheidigung der einzelnen Thäler, nur die Passeirer blieben bei Hofer, der auf dem alten Schauplatz der Tiroler Siege die Feinde erwarten wollte.

Mit leichter Mühe wurde der Widerstand der einzelnen Schützencorps von den Feinden gebrochen, die nun schon an die Kampfweise der Tiroler gewöhnt waren und ihre Schwächen zu benützen gelernt hatten. Zwar wurde durch die Flüchtigen Hofer's Schar vermehrt, aber das Selbstvertrauen der Tiroler war dahin, und damit ihre Kraft.

Kronprinz Ludwig erließ an Hofer ein Schreiben, welches den Abschluß des Friedens anzeigte und unter der Bedingung freiwilliger Rückkehr zur Ordnung Allen ohne Ausnahme volle Amnestie zusicherte. Auch von Erzherzog Johann kam ein Brief, der diese bayerischen Angaben bestätigte und den Wunsch

ausdrückte, Hofer möchte sich und die Seinigen nicht unnütz aufopfern.

Bei nüchterner Prüfung der Lage mußte sich auch Jedem als Gewißheit aufdrängen, daß die Fortführung des Kampfes nur den Ruin des Landes nach sich ziehen könne. Außerdem machten sich die Wirkungen des Ausnahmszustandes immer peinlicher geltend. Tirol ist auf Einfuhr von Getreide angewiesen; da nun seit Monaten aller Verkehr mit den Nachbarstaaten abgeschnitten war, wurde der Mangel an Lebensmitteln immer empfindlicher, Handel und Industrie des Landes waren vollends lahm gelegt.

Hofer konnte sich diesen zwingenden Gründen nicht verschließen. Er war eben daran, nach Hall zu fahren, wo der bayerische Kronprinz lagerte, als Haspinger, sein böser Engel, eintrat und mit echter Kapuzinerberedsamkeit Alles, was von Frieden gefaselt werde, als eitle Lügenbotschaft und jeden Akt der Nachgiebigkeit als Feigheit und Verrath bezeichnete.

Hofer hatte, sagt Beda Weber, bei diesen Worten einen jener Augenblicke, die man vorzugsweise Schicksal nennen möchte, weil sich dasselbe, so zu sagen, unabhängig von unsrem Willen zu vollziehen scheint und den Widerstrebenden mit sich fortreißt.

Er stand zuerst betroffen und war dann plötzlich wie verwandelt. Mit warmen Worten dankte er dem Mönch für den Rath zur rechten Zeit und beschloß sofort den Kampf gegen die Bayern wieder aufzunehmen, möge das Ende sein was da wolle.

Es war krankhafter Trotz, nicht klare Ueberzeugung, was ihn dazu vermochte. Er selbst schrieb an die Kommandantschaft in Meran: „Wir postirten uns auf dem Berge Isel, aber ich fürchte, wir werden uns hier nicht halten können, indem die Leute völlig in der Furcht sind und bereits niemand haltet.“

Am 2. November kam es zum Treffen. Die Bayern hüteten sich diesmal, mit blindem Ungestüm gegen die Bergschanzen anzustürmen, sie pflanzten ringsherum ihre Geschütze auf, — was auf den Höhen nicht niederkartätscht wurde, warf sich in die Flucht.

Diese Niederlage war entscheidend für den ganzen Feldzug. Nur Hofer sträubte sich, dies anzuerkennen. Er war nach Steinach geflohen. Von hier aus schrieb er nach Meran: „Liebe Brüder, wenn auch die Schlacht auf dem Isel verloren ging, so ist doch noch nicht zu verzagen, noch ist nicht alles verloren, denn es lebt noch der alte Gott!“

Sein blindes Gottvertrauen ließ ihn wirklich auf Augenblicke eine glücklichere Fügung hoffen, das Volk müsse nur noch eifriger beten, meinte er. In einem solchen Moment bedrohte er sogar seinen Freund Sieberer, der von Nachgeben sprach, mit Erschießen. „Wie könnte der Kaiser," rief Hofer ganz erregt, „einen solchen Frieden eingehen und die Tiroler in so großes Unglück stürzen!" Seine Stimme kreischte, erzählte Sieberer, sein Bart war zerrauft, sein ganzes Benehmen war das eines Verzweifelten. Mit solcher Stimmung wechselten aber Verzagtheit und Zweifelqual. Als sich aus aufgefangenen Briefen ergab, daß ganz Tirol schon von feindlichen Truppen umzogen sei, gab er den Vorstellungen der Gemäßigten seiner Umgebung nach und unterzeichnete eine Unterwerfungsformel. „Nun, in Gottes Namen, unser Herrgott wird wohl alles recht machen!" Auch seine Unterkommandanten wies er an, die Waffen niederzulegen.

Dies geschah aber nicht allerorten. Da und dort dauerte das Geplänkel noch fort, an der Mühlbacher Klause kam es zu einem blutigen Treffen, und diese Fortstreitenden, wie die Friedfertigen beriefen sich auf Weisungen Hofer's, der, immer neuen Schwankungen unterworfen, oft heimlich bei Nacht Briefe schrieb, die zu weiterem Widerstand aufforderten, während er den Tag über friedliche Kundgebungen veranlaßt hatte.

Die besseren Elemente zogen sich mehr und mehr von der Bewegung zurück, schlechtere rückten dafür ein, Leute, denen es angelegentlicher um Raub und Plünderung zu thun war, als um den Schutz des Vaterlandes. Wieder stellte sich der Kapuziner, dieser unversöhnliche Fanatiker, ein und zerrte an dem haltlosen Mann, bis er abermals offen an die Spitze des Landsturmes trat und noch einmal einen blutigen Erfolg über General Rusca errang. Aber das waren nur noch letzte Lebenszuckungen des Aufstandes. Nur beim ersten Anprall war häufig der Vortheil auf Seite der Bauern, aber die Truppen gaben sich auf solche Schlappen hin nicht mehr wie früher gefährliche Blößen; sobald sie festere Stellung genommen und die Geschütze in Stand gebracht waren, flohen die Angreifer in die Berge zurück.

Der edle Baraguay d'Hilliers, Obergeneral der französischen Truppen, that Alles zur Beruhigung der Gemüther, um nicht zu Gewalt seine Zuflucht nehmen zu müssen. Er schickte auch an den ob mehrfachen Wortbruches vogelfrei erklärten Hofer einen ver-

trauten Boten und verpfändete ihm sein Wort, daß ihm, falls er sich freiwillig stelle, kein Haar gekrümmt werden sollte, selbst auf die Gefahr der Ungnade Napoleon's wolle der General ihn retten.

Umsonst. Hofer, der sich, nachdem sein Anhang zersprengt war, auf den Pfandlerhof bei Brandach geflüchtet hatte, war nicht zu bewegen, sich dem Anerbieten des Feindes zu fügen oder aus Tirol zu fliehen.

Seine halsstarrige Weigerung, sein mit offener Lebensgefahr verbundenes Bleiben erscheinen wie ein Räthsel: es läßt sich nur erklären aus der verworrenen Stimmung, welche sich Hofer's bemächtigt hatte, aus dumpfer Niedergeschlagenheit über die letzten Schicksalsschläge, aus der Trauer über so viel zwecklos vergossenes Blut, aus einer zähen Anhänglichkeit an die heimatliche Erde, aus einem unbestimmten Trieb der Reue, der ihn drängte bis auf das Aeußerste für seinen Kaiser auszuharren in Elend und Gefahr.

Nur mit Mühe konnte er bewogen werden, eine besser versteckte Alphütte am Eingang in's Hochland Fartleis zu beziehen. Der bayerische Landrichter zu St. Leonhard wußte recht wohl um diesen Versteck, trug aber aus Menschlichkeit Bedenken, der Angeber zu werden. Ein Tiroler spielte den Ephialtes.

Die Erhebung der Tiroler läßt herrliche Bilder von Muth und Selbstverleugnung erblicken, doch fehlt es nicht an dem düsteren Gegenstück: mehr als Einer der Anführer, die sich nach dem Mißlingen der letzten Anstrengungen vor den Nachstellungen des Feindes verbargen — es sei nur an Wallner's Schicksal erinnert — wurde von den eigenen Landsleuten um Geld und Gewinn verrathen.

Ein Passeirer, Joseph Raffel, fand zufällig den Versteck Hofer's. Trotz der Bitten des Flüchtlings, ihn nicht zu verrathen, führte der Elende, um den Blutlohn zu verdienen, eine Schaar italienischer Soldaten über die Bergpfade. Bei Tagesanbruch am 27. Januar 1810 fand Hofer die Hütte umzingelt. Er trat selbst heraus und ergab sich ohne Widerstand. Die Wälschen gebärdeten sich auf das Unwürdigste, sie rauften seinen Bart, so daß Blut von den Wangen floß, und knebelten ihm die Hände auf den Rücken. So wurde er wie eine wilde Bestie in's Thal geführt, dessen Bewohner zwar in stumpfsinniger Neugier sich zusammenschaarten, aber keinen Muth, keinen Arm für ihren gefangenen Führer hatten.

Ich kann rasch hinweggehen über das Ende. Das allbekannte

Lied Mosen's schildert es ja ebenso ergreifend, wie getreu. Die Stimmen des Kriegsgerichts zu Mantua waren getheilt, aber aus Mailand kam der Befehl, daß der Rebell binnen 24 Stunden zu erschießen sei.

Der Gefangene hatte in seinen letzten Lebenstagen die alte Ruhe und Festigkeit wieder gefunden, er zeigte sich auch, als das Urtheil verkündet wurde, ernst und gefaßt. Wenige Stunden vor seinem Tode traf er in einem Brief an seinen Freund Pichler die letzten Anordnungen: „Ade, du schnöde Welt," schließt der Brief, „so leicht kommt mir das Sterben an, daß mir nicht die Augen naß werden!"

Als er auf die Bastei zum Tode geführt wurde, warfen sich die in den Kasematten eingekerkerten Tiroler auf die Kniee, beteten und weinten. Hofer durfte eine Weile verziehen. Er sprach ein paar ergreifende Worte zu seinen Landsleuten und segnete sie. Noch auf diesem letzten Gange sprach er zu dem begleitenden Priester: er glaube fest, daß Tirol wieder österreichisch werde, mit eben der Zuversicht, als daß auch auf diesen Winter wieder der Sommer folge. Vor dem Sandhügel stehend ließ er noch einmal seinen Kaiser Franz leben und kommandirte mit fester Stimme Feuer. Zwölf Schüsse gingen fehl, erst die dreizehnte Kugel setzte seinem Leben ein Ende.

Zur nämlichen Zeit brachte der Moniteur die Nachricht, daß die Tiroler Rebellen, welche sich nach Wien geflüchtet, dort von der Polizei ausgewiesen würden; man bringe dies mit der hochwichtigen Kunde von einer engen Verbindung zwischen den zwei großen Kaiserhöfen in Zusammenhang. Als Hofer starb, war schon die Wiener Presse mit Beschreibungen der glänzenden Festlichkeiten zu Ehren der Procura-Vermählung der Kaisertochter Marie Louise mit Napoleon so beschäftigt, daß des erschossenen Tirolers fast mit keinem Wort Erwähnung geschah.

Merkwürdige Fügung! Für Oesterreich, wofür Hofer freudig starb, schien sein Tod ein unnützes Opfer, für Deutschland, das der Bauer kaum dem Namen nach kannte, woran ihn kein Band der Anhänglichkeit knüpfte, wurde sein Tod von Bedeutung.

Napoleon hatte auch im Riesenfeldzug des Jahres Neun gesiegt, wie immer, aber mit größerer Anstrengung, als je zuvor, — und zum erstenmal hatte in Tirol das volksthümliche Element eine

rühmliche Kraftprobe bestanden, hatte, nur auf sich selbst angewiesen und vertrauend, mit dem Welteroberer gerungen.

Zur nämlichen Zeit sprach ein Berliner Professor, Fichte, das Wort: „Kein Mensch und kein Gott und kein im Gebiete der Möglichkeit liegendes Ereigniß kann uns Deutschen helfen, sondern allein wir selber müssen uns helfen."

Und wie inmitten der kosmopolitischen Verächter alles Nationalen der Zuhörerkreis dieser ewig denkwürdigen Vorträge sich täglich erweiterte, so wuchs in allen deutschen Landen die Erkenntniß der nationalen Schmach, erstarkte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, reifte der Entschluß, die Kette zu brechen. Für dieses heranwachsende Geschlecht gingen die Schüsse, die auf Napoleon's Geheiß in Mantua den Tiroler zu Boden streckten, ebenso wenig wirkungslos verloren, wie das Ende Palm's in Braunau: Deutschland hatte einen Märtyrer mehr, und diese Blutsaat zeugte Männer.

Censurwesen in Altbayern.

Auch in Bayern wurde Freiheit der geistigen Mittheilung zuerst zur Abwehr religiöser Neuerung beschränkt; der politische Gesichtspunkt trat für das Censurprincip erst viel später in Geltung. Noch bevor auf dem Speirer Reichstag 1529 Censurbestimmungen für das ganze Reich angeordnet wurden, erließen 1523 die bayrischen Herzoge, um die Ausbreitung der Lehre Luther's in Bayern zu verhindern, ein strenges Verbot gegen Einschleppung der deutschen Bibelübersetzung. 1540 untersagte ein neues Landgebot, da „sich biß anhero zu vilmalen die Puechfürer und ander wieder Röm. Kön. Majestät außgangen Edict, Reichsabschidt, unsere Landpott ꝛc. understanden haben, manicherlay verbotten ergerlich und verfüerisch büecher, gedicht und schmachschrifften in unser Fürstenthumb zu fieren, umbgetragen, auch neben der erlaubten gueten büechern, die sy zum Gesicht fürgelegt, etwen haimblich und arglisteglich under dem gemainen volck ausgebreiten, darauß dann ergernuß, verfüerung und ander übel ervolgt“, das Feilhaben solcher Schriften bei Strafe der Wegnahme. Im Religionsmandat vom 15. Juli 1548 wird wiederholt eingeschärft, Bücher und Schriften, „so von Bäbstlicher Hailigkeit und dem Stuel zu Rom als verfüerisch erkhendt oder sonst unsers christlichen glaubens hailsamen leeren und satzungen der heiligen Concilii zugegen sein möchten“ nicht in den Häusern zu dulden und zu verkaufen; wer dawider handelt, soll „als Verachter der christlichen Kirchen, der Kayserlichen Majestät und des Landesfürsten“ an Leib und Gut gestraft werden. Mit der Bulle „Dominici gregis custodiae Domino“ vom 24. März 1564 erschien der erste römische Index librorum prohibitorum, von der eigens damit betrauten Com-

mission von Bischöfen und Theologen, die bei dem Concil zu Trient anwesend waren, herausgegeben. Herzog Albrecht V. ließ sofort das päpstliche Verbot und das Verzeichniß der verrufenen Bücher in seinem Lande nachdrucken und verbreiten und belegte die wegen verbotener Lektüre mit dem Interdict Bedrohten auch mit weltlicher Strafe. Dessenungeachtet mußte ein Mandat des Herzogs vom 1. März 1565 constatiren, daß die bisher ergriffenen Maßregeln nichts gefruchtet, da nach wie vor „die sectischen, unsrer wahren, alten Catholischen Religion widerwertige bicher, tractätl, famose schrifften und ergerlich schändliche gemäll" in's Land eingeschmuggelt würden, da sich die Buchführer, bei denen verbotene Waare gefunden wurde, „mit ihrem Unverstandt entschuldigen und durchbringen wollen, als ob sie, was gutt oder bös oder wo das Catholisch oder widerwertig herzunemen, nit wissen, noch verstehen." Es wird deshalb zu einem drastischen Mittel gegriffen, indem gewissermaßen eine geistige Demarcationslinie gezogen wird: es dürfen nur theologische Schriften fernerhin verkauft werden, die in München oder Ingolstadt, ferner in Dillingen, Mainz, Köln, Freiburg im Breisgau, Wien, Innsbruck, Paris, Löwen, Venedig, Rom, Florenz, Bologna oder in Spanien gedruckt sind. Wer andere Tractätl, Gebet- oder Gesangbücher in's Land bringt, soll von den bürgerlichen Obrigkeiten in Haft gesetzt werden, seine Büchervorräthe sind wegzunehmen, eventuell kann auch, „da die Verbrecher so gar freventlich", Landesverweisung „mit oder ohne offentliche Schandt" verhängt werden. Noch genauer wurde durch einen „Catalogus der Büecher und Schrifften, unser heilige Religion und Geistliche sachen belangendt, welche im Landt zu Bayrn, offentlich fayl zu haben und zu verkauffen, erlaubt seindt", festgestellt, welche Bücher und Schriften fürderhin in Baiern als verbotene Waare anzusehen. Dabei wird auch angeordnet, daß sich die Buchhändler zum Druck erlaubter Bücher nur der katholischen Druckereien in Baiern bedienen sollten. Die Sorge und das Verbot der Regierung erstreckten sich nicht blos auf geistliche Schriften. „Damit aber auch die Buchhandler iren vortl, der weltlichen, als insonderhait Historischer Bücher nit zu weit ziehen, als in deme sie vermainen wolten, sie möchten dergleichen Weltliche Ding, es were getruckht, wo es wölle, ohne scheuch oder sorg ainiger straff, in Bairn herein und undter die Leuth schlaichen", so werden die Chronik des Sleidanus, die Türkischen Historien des Heinrich

Müller, die Werke von Johannes Fox, Sebastian Franck, Flacius Illyricus u. A. verboten, desgleichen auch die neuen Tractätl, die in Teufels Namen intitulirt sind, als Hosenteufel, Spielteufel u. A., „danne ob wohl alle die das ansehen haben, als ob sie allerding politisch und allain gueter zucht halben geschriben seyen, so seindt sie doch der ergerlichen Exempel und anzug halben nit zu leiden und fast also geschaffen, das sie deme, dessen Titl sie tragen, zu seinem Reich am maisten dienen".

Die Anschaffung von Büchern wurde überhaupt möglichst erschwert; sogar Prälaten durften nur nach dem vom herzoglichen, fast nur mit Jesuiten besetzten Inquisitionsgericht gutgeheißenen Verzeichniß die Auswahl treffen. Noch strengere Vorsichtsmaßregeln traf der Jesuitengönner Wilhelm V; durch Mandat vom 1. August 1580 wurde ausgesprochen, daß Jeder, bei dem ein ketzerisches Buch befunden würde, „mit einer solchen Straf belegt werde, darob andere vil Tausendt ein abscheuchlich Exempel empfachen". „So wir . . . aus teglicher erfarung, fleissiger nachforschung und warer erkundigung im werckh lauter befünden, daz solche schödliche verdambte Irrthumben, Ketzereyen, Zwyspalt, Aufruer und Abfaal von unserer waaren Catholischen Religion auch erbarmlicher, verderblicher undergang und verwüestung viler Königreich, Fürstenthumb und Landt merern thailß und schier allein aus den verbottnen falschen Ketzerischen Püechern, Tractätlen und schrifften, welche Gott und seiner heiligen Kirchen zuwider, allen Christglaubigen zu höchstem schaden und verderben irer Seelen entspringen und herflüeßen und durch dieselben dem Menschen gleichsam durch ein Instrumentum oder Trachter ein süesses gifft und ewiger Schaden an Leib und Seel eingeschleicht und eingegossen wierdet, welchem wir bey zeiten mit allem vleis zufürkhommen nit allein genedicklich bedacht, sondern es für die höchste notturfft halten . . .", wird auf's Ernstlichste bei Vermeidung unlöslicher Straf und Ungnad befohlen, alle ketzerischen und verdächtigen Bücher an die weltliche Obrigkeit oder den Pfarrer des Orts abzuliefern, damit sie sofort an die Regierungen und durch diese an den Herzog selbst übergeben würden. Ausdrücklich wird auch hervorgehoben, daß von solchem Verbot, schändliche Bücher zu lesen, auch der geistliche Stand, Prälaten, Pröbste, Dechanten, Pfarrer und gemeine Priesterschaft nicht ausgenommen sein sollen.

Auch Aventin's Chronik gehörte jetzt zu den verbotenen Büchern;

da sie aber doch nicht gänzlich dem Gebrauch entzogen werden konnte, griff man zu einem andern Mittel, um die unverfänglichen Parthien dem Publikum zugänglich zu machen. „Zu Befürderung der ehrn Gottes, unserer heiligen Catholischen Religion und gemaines Nutz und wolstandts des vatterlandts“ beschloß der Herzog, „ein Werckh verfertigen ze laßen, wie vor disem ungeverlich Johannes Aventinus, so aber aus rechtmeßigen ursachen verbotten und hin und wider manglhafft geschriben“. Der herzogliche Archivar Michael Arrodenius wurde mit dieser Aufgabe, die sich im Wesentlichen auf Herstellung einer castrirten Ausgabe Aventin's beschränken sollte, betraut. Arrodenius erhielt zu diesem Zweck vom päpstlichen Inquisitionsgericht durch eine förmliche Urkunde vom 3. Oktober 1589 Erlaubniß, „den verfluchten Geschichtschreiber Aventin“ frei von Sünde und kanonischer Strafe, wie auch behufs der ihm vom Herzog anbefohlenen Arbeit noch einige andere verdammte Schriftsteller zu lesen, jedoch unter der Bedingung, sich länger als fünf Jahre und ganz allein damit zu beschäftigen und nach Ablauf dieser Frist alle Bücher dem Bischof von Freisingen auszuliefern, damit sie sogleich verbrannt würden. In den Schulen wurde natürlich noch sorgfältiger auf Unverfänglichkeit des Lesestoffes gesehen, und der casuistischen Moral der Väter Jesu paßten auch die heidnischen Autoren nicht. Die 1569 von Jesuiten entworfene Schulordnung schreibt vor, daß statt des Vergil Hieronymus Vida und Baptista Mantuanus, statt des Horaz Prudentius Flaminius und Johannes Pedioneus, statt des Ovid Ambrosius Novidius gelesen werden sollen. Auch unter dem glaubenseifrigen Maximilian I. gab man solche Bevormundung nicht auf. Da noch immer verbotene Bücher durch Schleichhandel im Publikum verbreitet wurden, erging sogleich nach Maximilian's Regierungsantritt eine ernste Drohung (13. März 1598), daß demnächst strenge Hausdurchsuchungen vorgenommen und Alle, bei denen sich verbotene Schriften finden würden, „daraus dann eines jeden ketzerisches, verstocktes und halsstarriges Gemüth unfehlbar abzunehmen“, Anderen zu abscheulichem Exempel gestraft werden sollten. Die Verbote wurden in der nächsten Zeit mehrfach wiederholt, und es blieb auch nicht bei der bloßen Drohung; es fanden in der That häufig Visitationen statt, namentlich die fremden Bücherballen in den Buchläden wurden eifrig durchsucht, und man wandte dabei auch dem dazu verwandten Packpapier Aufmerksamkeit zu. Auch

bei Todesfällen wurden die im Nachlaß vorgefundenen Druckschriften untersucht und eventuell die den Besitzern verbotener Bücher angedrohten Strafen über die Erben verhängt. Die Instruction für den geistlichen Rath vom 20. December 1608 schärfte wiederholt ein, die Buchführerläden namentlich auf Dulten und Jahrmärkten zu visitiren und die vorgefundenen sectischen Bücher zu confisciren; alle in Bayern zu druckenden Werke sind vorher der Censur zu unterwerfen und ohne Imprimatur darf keines in den Buchhandel kommen. Erläuternd wurde in einem Generale vom 24. Jänner 1609 hinzugefügt: „Zur Censur der in München gedruckt werdenden Bücher sind zwar jedesmal einige aus den geistlichen Räthen zu deputiren; wenn aber solche Tractätl und Sachen, zum Druck bestimmt, vorgelegt werden, die etwas wichtig und disputirlich sind, sollen auch andere Geistliche und gelehrte Personen beigezogen werden. Es soll auch ferners der Dechant bei U. l. Frau alle und jede censirte Tractate und Schriften cum solita attestatione und Beisetzung seines Tauf- und Zunamens, wie es zu Ingolstadt gebräuchlich, unterschreiben, welche Attestation von den Buchdruckern jedesmal entweder zu Anfang oder am Ende der censirten Schrift bei Vermeidung unausbleiblicher Strafe mitgedruckt werden soll“. Da unter den „Geistlichen und gelehrten Personen“ nur Jesuiten verstanden waren, so bleibt nicht zweifelhaft, in welchem Sinne die Verordnung gehandhabt wurde. In die herzogliche Bibliothek wurden zwar auch ketzerische Bücher aufgenommen, aber nur Festgläubige, welche eine eigene Dispens vom Papst oder von der römischen Inquisition besaßen, erhielten Zutritt zu dem wie ein Giftgefäß sorgfältig bewachten und verschlossenen Schrank der Remota.

Neue Censurcollegien wurden durch ein Mandat vom 6. Juli 1616 eingeführt. In jeder Stadt und in jedem Markt sollen zwei verständige und eifrig katholische Bürger als herzogliche Commissäre nebst dem Pfarrer oder Prediger jährlich zweimal zu Markts- oder andrer Zeit bei allen Buchführern und Briefträgern unvermuthet visitiren und über die Verkäufer verführerischer oder ketzerischer Bücher und Lieder exemplarische Strafe verhängen. „Ueberhaupt ist der Buchhandel in Zukunft ohne Specialerlaubniß und Ertheilung eines offenen Patents Niemandem mehr zu gestatten und den ausländischen Krämern verboten, vor geschehener Visitation auszulegen.“ Als auch diese Maßregeln nicht den gehofften Erfolg

hatten, wurde am 22. Februar 1639 eingeschärft, auf die Einschwärzung unzulässiger Prognostiken, Kalender, Praktiken „und wie man andre derley Scartechen zu nennen pflegt“, ein achtsames Auge zu haben, und diese Mahnung durch Decret vom 7. April 1644 wiederholt. Der geistliche Rath soll stets ein eigenes Mitglied des Gremium mit dem Visitationswesen betrauen; insbesondere sollen die Visitatoren nicht nur die Stübchen der Buchführer, sondern auch ihre Felleisen, Packete und Truhen durchsuchen, „worin jene gemeiniglich diejenigen Scartechen, deren wegen sie sich zu fürchten haben, verbergen, desgleichen auch das Einschlagpapier wohl beachten, da von Augsburg und Nürnberg viele Ballen solchen Papiers eingeführt würden, welche gemeinlich nichts andres als unzulässige und verbotene Druckschriften seien.“ Eine Verordnung vom 22. März 1645 bedeutete die Buchdrucker, daß sie neben dem bayerischen Privilegio, wenn sie solches haben, allzeit auch das kurfürstliche suchen und in frontispicio beider Privilegien Meldung thun sollen, widrigenfalls man die Buchdrucker lehren würde, was sie gegen ihren Kur- und Landesfürsten vor Respect zu bezeugen haben.

Unter den nächsten Nachfolgern Maximilian's I. wurden zwar auch wiederholt Verordnungen erlassen, welche namentlich vor Aushändigung gefährlicher Schriften an die Jugend warnten und die früheren Verfügungen bezüglich der Censur und des Imprimatur in Erinnerung brachten, aber im Allgemeinen genoß jetzt doch der geistige Verkehr größere Freiheit, schon deshalb, weil die Jesuiten nicht mehr so ausschließlich als Stützen von Thron und Altar angesehen wurden. Ein Censuredict vom 26. April 1728 betont zum Erstenmal den politischen Gesichtspunkt: „Da man aber Sachen in Druck legen wolte, so Politica oder großer Häuser Rechten betreffen, seynd solche zu unserm geheimben Rath der Revision und Concession willen herein zu geben“. Nicht selten wurde vom Ordinariat Freising bei den weltlichen Behörden Bayerns Confiscation und Visitation angeregt; so giebt z. B. ein Schreiben des geistlichen Raths zu Freising an den bayrischen Hofrath vom 28. Juli 1738 den Rath, sorgfältig auf die „Tobacapaltisten“ (appaltatore, Händler) zu achten, die den Tabakhandel oft nur zum Schein treiben, in Wirklichkeit aber sich mehr mit Verschleiß gefährlicher Bücher abgeben. Als aber unter Max Joseph III. ein etwas freisinnigerer Zug durch das bayerische Land ging,

erlaubte man sich auch solche Rathschläge abzulehnen. Namentlich waren die weltlichen Behörden in Bezug auf Bücher, welche den Kampf weltlicher und geistlicher Gewalt beleuchteten, nicht immer mit der Ansicht der geistlichen Rathgeber einverstanden. So verwahrte sich z. B. der Kurfürst auf das Energischste gegen die Maßregeln, welche 1766 vom Freisingischen Ordinariat wegen Confiscation der unter dem Pseudonym Veremund von Lochstein (Peter von Osterwald, Mitglied der Akademie) erschienenen kirchenpolitischen Schriften angeordnet worden waren. „Da so viel zu Tag, daß hierin kein Glauben- und Religionssachen, sondern nur landesherrliche Gerechtsame und Befugnisse, welche bereits bei den meisten catholischen Staten in kundiger Uebung seindt, mithin keine ander als zeitlich und solche Dinge abgehandelt werden, worüber die Censur in unsern Landen niemand als uns selbst von Landtsherrschaft wegen gebührt", so werden die gegentheiligen bischöflichen Maßregeln für null und nichtig erklärt, die an den Kirchenthüren angehefteten bischöflichen Decrete müssen abgenommen werden, und den Geistlichen wird bei Vermeidung der Temporaliensperre verboten, gegen den Willen der Landesregierung zu handeln. Nur der Verruf jener Bücher, welche entweder gegen die katholische Religion oder die gute Sitte oder die Grundregeln des Staates verstoßen, wird durch Mandat vom 5. Jänner 1767 erneuert.

In eine neue Phase trat das Censurwesen 1769 durch die Aufstellung eines eigenen Censurcollegiums. Die Mitglieder, welche vom Kurfürsten gewählt wurden, gehörten zwar zum größeren Theil dem Clerus an, vertraten aber jene gemäßigte, ja sogar freisinnige Richtung, welche damals unter den Weltgeistlichen und einigen Orden in Altbayern viele Anhänger zählte, denen die Jesuiten mit und ohne Soutane in erbitterter Feindschaft gegenüberstanden. Aus dieser Besetzung des Collegiums läßt sich erkennen, daß die neue Institution nach dem Sinne des Gründers nicht an sich eine noch weiter reichende Beschränkung der Preßfreiheit bedeuten sollte, sie sollte auch den Obscurantismus, wenigstens den Aberglauben, bekämpfen helfen, nicht fördern. Erst unter dem Nachfolger Max Joseph's wurden diese Censoren die Henker und Todtengräber der Gedankenfreiheit. Freilich waren auch schon unter Max Joseph die Maßregeln, die zum Schutze der strengen Kirchenlehre nothwendig schienen, so streng, daß sie uns befremdend, ja unbegreiflich erscheinen, aber es lag dies im Geiste der Zeit. Be-

fahl ja doch in Oesterreich ein Patent der Kaiserin Maria Theresia vom 12. Juli 1752 den Unterthanen, alle geistlichen Bücher, die sie besäßen oder neu kauften, ihren Seelsorgern zu überantworten, welche sie prüfen, die verdächtigen oder offenbar ketzerischen an sich nehmen, die unverdächtigen aber mit ihrer Unterschrift und Siegel versehen zurückstellen sollten; für jedes ohne Legitimation eines Geistlichen befundene Buch mußte der Besitzer drei Gulden Strafe zahlen, wovon der dritte Theil dem Angeber zufiel. Ja sogar die Buchbinder wurden in Oesterreich 1759 angewiesen, die ihnen zum Einbinden übergebenen Bücher den Seelsorgern zur Prüfung vorzulegen. Dagegen war die in Bayern angeordnete Censurpflichtigkeit noch mild zu nennen. Durch Decret vom 16. Februar 1769 wurden Graf von Paumgarten als Präsident des Censurcollegiums, Baron von Leyden als Vicepräsident, Stiftspfarrer von Vacchiery, der Theatiner P. Edlweck und der Augustiner P. Fulgentius als Referenten für Theologie und Kirchenrecht, Baron von Ickstadt für Staats- und Civilrecht, Osterwald und Oefele für Geschichte und Volkswirthschaft, Walter für Medicin und der Schotte P. Kennedy für Philosophie aufgestellt. Alle sowohl in Bayern gedruckten, als von anderen Ländern dahin kommenden Bücher sollten von diesem Kollegium zu untersuchen sein, das sich monatlich wenigstens einmal oder nach Verhältniß der vorfallenden Geschäfte zu Sitzungen versammelte. Das Mitglied, dem vom Präsidenten die Prüfung eines Buches übertragen wird, hat auf eigene Wag und Gefahr über die Zulässigkeit zu entscheiden und die Approbation schriftlich dem Secretär anzuzeigen, der das Buch in den Catalogus librorum approbatorum einträgt. Wenn sich Zweifel erheben, so steht es nicht in der Macht eines einzelnen Mitgliedes, ein Buch oder Manuscript zu verwerfen, sondern die anstößigen Stellen müssen in pleno untersucht werden; Stimmenmehrheit entscheidet sodann, ob das Incriminirte gegen die Dogmen der christlichen Kirche, gegen den Staat und die Gerechtsame der Regenten oder gegen die guten Sitten verstößt. Verrufserklärungen anderer Staaten sollen nicht maßgebend sein, allein ebenso wenig fremde Approbationen. Nur landesherrliche Verordnungen sind censurfrei, dagegen sind Schulbücher besonders streng zu prüfen. Uebrigens ist Predigern, Professoren und andern distinguirten Personen, bei denen ein periculum perversionis nicht zu befürchten, die Einfuhr des einen oder andern Exemplars von verbotenen Büchern, aber

nur mit kurfürstlicher Specialerlaubniß und gegen einen Revers, daß solche Bücher nur aus gutem Endzweck, allenfalls der Widerlegung halber begehrt und an niemand Anderen ausgeliehen werden, zu gestatten. Jedes Jahr soll ein Catalogus approbitorum (sic!) et prohibitorum gedruckt werden, in welch letztere Classe absonderlich alle unkatholischen Bücher gehören, so gegen die Religion schmählich und mit Lästerungen schreiben. Da es zur Zeit nicht sogleich möglich, einen solchen Catalog an's Licht zu bringen, so gewärtige der Kurfürst vom Collegium gutachtlichen Bericht, ob nicht einstweilen die Wienerischen Cataloge von 1768 pro norma dienen könnten. Letztere Frage wurde verneint. Man sieht, die neue Censurverordnung verräth doch einen ganz anderen Geist, als die Mandate aus dem 16. und 17. Jahrhundert, der weltliche Charakter tritt bestimmender darin hervor, auch wird nicht der einzelne Beamte zum unverantwortlichen Richter in allen Fragen über Staat, Kirche und Wissenschaft bestellt; ebenso findet sich doch wenigstens der Unterschied zwischen Gelehrten und Gebildeten, die auch ein verbotenes Buch ohne Seelengefahr lesen könnten, und den niederen Volksclassen, die mehr der Bevormundung bedürftig. Auch aus den ersten Protocollen des Collegiums erhellt, daß die Censoren ihr Amt nicht im Sinne des weltlichen und geistlichen Absolutismus auffaßten. So erklärt unter Anderem P. Fulgentius: „Wenn Niemand entgegensetzen darf, wird man niemalen zu einer gegründeten Wahrheit kommen. Ex oppositis veritas magis elucescit. Niemand hat das Recht, seine Meinung ohne vorhergehende Prüfung anderen mit Gewalt aufzudringen. Gegen Gebetlein voll Aberglaubens dagegen wird ebenso scharf verfahren, wie gegen nit auferbauliche Theatralia und Meditationes.“ Ickstadt verlangt, daß scharf nachgesehen werde, ob in theologischen Schriften Nichts wider die Jura supremae advocatiae, wider den Religions- und westfälischen Frieden ꝛc. enthalten sei. Durch Mandat vom 1. August 1769 wurden Stellung und Befugnisse des neuen Collegiums geregelt, das aus „gelehrten, bescheidenen und in allen Gattungen der Wissenschaft bewanderten Männern“ zusammengesetzt sei, da „die leidige Erfahrung bezeuget, wie viel Schaden durch die seit einigen Jahrhunderten eingerissene und von der erfundenen Buchdruckerei allzusehr begünstigte Autor- und Bücherschreibsucht der Kirche Gottes nicht allein, sondern auch der weltlichen Staaten vermittelst Ausbreitung höchst gefährlicher und aufrührerischer

Maximen, auch öfters unter dem geheiligten Vorwand der Religion selbst zugefügt werden, welches Uebel bei der heut zu Tage mehr und mehr zunehmenden Bücherschreiberei immer weiter um sich zu greifen beginnt.“ Es wird verordnet, daß sich alle Collegien und Aemter in Sachen des Bücherwesens an das Censurcollegium zu wenden haben, alle Bücher, Zeitungen, Monat= und Wochenstücke vor dieses Forum gebracht werden müssen. Den Maut= und Accisämtern wird eingeschärft, dem Unterschleif und Einschwärzen schädlicher Bücher nach Kräften vorzubeugen, gleichwohl den freien Buchhandel so wenig als möglich einzuschränken. Bücherpackete, die aus der Residenzstadt anderwärtshin adressirt sind, dürfen nicht passiren, ehe sie dem Collegium zur Kenntniß gebracht worden. Alle Buchhändler haben Verzeichnisse derjenigen Bücher, welche sie zu verschreiben gedenken, dem Collegium einzureichen und zu gewärtigen, welche Schriften simpliciter und unbedingt passiren dürfen, welche zur Censur abgeliefert werden müssen, und welche gar nicht importirt werden dürfen. Für diejenigen der ersten Gattung erhalten sie Freipässe, diejenigen der zweiten müssen in München eingeliefert werden, diejenigen der dritten können nicht weiter in Betracht kommen. Wenn Bücher im Lande selbst verlegt werden sollen, unterliegt das Manuscript der Censur und bedarf zum Druck einer förmlichen Approbation. Auswärtige Buchhändler, welche die bayrischen Jahrmärkte besuchen wollen, müssen wenigstens drei Monate vorher die Cataloge derjenigen Schriften vorlegen, die sie hereinzubringen gedenken; das Collegium hat diese Noten zu prüfen, die unpassirbaren in margine anzumerken, worauf die Noten gestempelt und mit einem schriftlichen Paß versehen werden, was als Legitimation bei den Maut= und Accisämtern dient. Da die Erfahrung lehre, daß die meisten schädlichen Bücher durch die hausirenden Krämer und sogenannte Kraxenträger eingeschwärzt werden, ist diesen der Handel mit Büchern überhaupt nur gegen speciellen Licenzzettel gestattet, aber auch in diesem Falle dürfen sie nur Waare, die sie von inländischen Buchhändlern erhandelt haben, wieder verkaufen; die herumhausirenden sogenannten Dissertationshändler sind zurückzuweisen. Alle diese Verordnungen beziehen sich aber nicht auf die Spedition derjenigen Druckwerke, die durch die bayrischen Lande bloß transitiren; diese können gegen Entrichtung der gewöhnlichen Mautgebühr frei passiren. In Confiscationsfällen giebt es vom Censurcollegium nur Appellation an die höchste Stelle

selbst. Ein andres Mandat vom nämlichen Datum läßt erkennen, daß die Regierung nicht gesonnen war, die strengeren Censurverordnungen nur der geistlichen Gewalt zu Gute kommen zu lassen. Da „mißfällig vernommen wurde, daß in unsren Landen nachgesetzte erst vor Kurzem herausgekommene Schriften öffentlich debitirt und verkauft werden, worinnen irrige und grundfalsche Maximen in Betreff der Grenzen beiderseitiger Mächte (der geistlichen nämlich und der weltlichen) aufgestellt, die Rechte der weltlichen Staaten auf eine verwegene Art angetastet und verächtlich behandelt, die Autorität der geistlichen Macht hingegen und das Regiment der Kirche mit einem weltlichen confundiret und dadurch ihr geheiligtes Ansehen indirecte herab- und den Calomnien ihrer Feinde ausgesetzt wird," so sollen eine Menge polemischer Schriften gegen Veremund von Lochstein, ferner die Abhandlungen Bellarmin's von der Macht des Papstes in weltlichen Dingen, Busenbaum's Medulla Theologiae moralis, Anselm Molitor's von der gesetzgebenden, zwingenden und erklärenden Macht der Kirche &c. verboten und deren Verkauf allen Buchhändlern, Krämern und Kraxenträgern bei Strafe der Confiscation und 50 Thaler für jedes verkaufte Exemplar untersagt sein. Mit Decret vom 28. November 1769 wird den Grenz- und Mautämtern der neu ausgearbeitete bayrische Catalogus librorum prohibitorum zugestellt. „Theils als religionswidrig, theils als denen guten Sitten, theils auch als denen landesfürstlichen Gerechtsamen nachtheilig" werden verboten u. A. Rousseau's Emile und Esprit, Maximes et principes, Bayle's Dictionnaire historique et critique, La Mettrie's Oeuvres, Febronii de statu ecclesiae, Damm's neues Testament, Jacob Böhme's Büchlein von Christi Testament „nebst allen übrigen Schriften dieses fanatischen Schusters von Görlitz", Stoiber's Armamentarium ecclesiasticum, Voltaire's Pensées philosophiques, Épitre à Uranie, Sur la religion naturelle &c., Rathe's Unpartheiische Abhandlung, ob denen Herzogen in Bayern das von so vielen hoch gepriesene Jus regium in ecclesiasticis zustehe, das große Planetenbuch, das Traumbuch des Jacobus Lupius und andere abergläubische Schriften, Freimaurerbriefe, Voltaire's Pucelle, Boccaccio's Decamerone, Crebillon's Contes und andere lasciv-erotische Schriften. Das gleichzeitig an die Grenz- und Mautämter erlassene Decret enthält übrigens eine wichtige Erleichterung, daß nämlich alle jene Bücher, welche an eine öffentliche geistliche oder weltliche Bibliothek adressirt sind

und wofür vom Ordensvorstand oder Inhaber oder Besorger der Bibliothek ein schriftliches Attest beigebracht wird, ohne Visitation frei und ungehindert passiren durften. Noch liberalere Normen der Censur schlägt ein im betreffenden Generalact befindlicher Instructionsentwurf (ohne Datum, „salvo meliori Fr. von Montgelas" unterzeichnet) vor, dessen Zusätze und Aenderungen zum Censurmandat jedoch nicht acceptirt wurden. Sobald es auf Sätze ankomme, heißt es darin, welche dem Kurfürsten oder dem Kurhause zum Nachtheil gereichen könnten, soll die Rejection oder Approbation aufgeschoben werden, bis Bericht an den Hof erstattet sei, wobei jedoch zu beachten, daß der Kurfürst nicht mit unnützen Fragen belästigt werde, damit „Sr. Kurfürstl. Durchlaucht väterliche Absichten, Verbreitung der Wissenschaften und Beybehaltung der ohne Schaden der Religion, Staat und Sitten nur immer bestehen mögenden Freyheit erreicht werden." Die durch das Censurmandat vom 1. August 1769 eingeführte Visitation bei den Maut- und Accisämtern hätte, da sie „den freyen Buchhandel als die Seele der Wissenschaften mehrfältigen beschwere," gänzlich wegzufallen, die Buchhändler sollten nur verbunden sein, ihre Kataloge an das Censurcollegium abzuliefern. Auch die ausländischen Buchhändler sollten zur Erleichterung des freien Handels und Wandels von der angeordneten Stempelung der Kataloge dispensirt sein. Die Schriften der Akademie der Wissenschaften sollten keiner Censur unterworfen, dagegen die theologischen Schriften mit besonderer Sorgfalt geprüft werden. „S. Kurfürstl. Durchlaucht sind zwar keineswegs gesinnt, weder durch sich selbst, noch dero untergebene Landesstellen einige Glaubensfragen zu behandeln, sondern sich dem Ausspruche der Kirche durchgehends zu unterwerfen; indem aber die leidige Erfahrung beweist, daß öfters in theologischen Büchern manche anstößige Sätze mit sonst ganz orthodoxischen Lehren vermischt und dadurch nur desto gefährlicher werden, so gehören alle, auch die blos dogmatischen Abhandlungen (wann sie nur den geringsten Bezug auf die Kirchenzucht und bloße Temporaliensachen haben) unter die Censur, darf nichts gedruckt oder verkauft werden ohne Imprimatur des Censurcollegii, das sie durch zwey Geistliche mit Beiziehung eines weltlichen Mitgliedes prüfen läßt, ob nichts darin gegen die Reichsgesetze und gegen die Sr. Kurfürstl. Durchlaucht kraft von Gott verliehener landesfürstlicher Macht zustehende höchste Schutz und Schirm und Gewalt über

das Kirchenwesen (jus advocatiae supremae) und daraus fließender Anordnung deren zur äußerlichen Zucht gehörigen Gegenstände, dann auf feierlichen Verträgen und uraltem Herkommen beruhende Rechten dero Kurhaus (jura majestatica in sacris und circa sacra) enthalten." Obwohl diese Vorschläge nicht Gesetzeskraft erlangten — was schon aus einem neuen, an die in- und ausländischen Buchhändler erlassenen Patent vom 4. August 1772 hervorgeht, das die Mahnung enthält, wenigstens vier Wochen vor der Marktzeit die Kataloge einzusenden, — so läßt sich doch constatiren, daß die Censur sowohl vom Collegium keineswegs so streng gehandhabt, noch die strengen Prohibitivmaßregeln überhaupt pünktlich beachtet wurden. Ein vom Collegialmitglied Widmer ausgearbeiteter Mandatsentwurf vom 3. November 1772 führt mit gelinder Entrüstung Beschwerde, daß von allen den Vorschriften der Mandate vom 1. August und 28. November 1769 Nichts befolgt werde, sodaß man fast vermuthen sollte, als wolle „von Seiten des publici die noch andauernde Existenz ersagten Collegii in Zweifel gezogen werden." Der Entwurf betont übrigens auch vor Allem das Gebot der Vorsicht gegenüber den Lehren auf kirchenpolitischem Gebiet. Die Approbation von Ordensobern allein genüge nicht, denn „es gebiehret Uns als einig regierenden Landsfürsten, auch in dergleichen bloß geistlichen Sachen ohne allen Unterschied darum eine vorläufige Einsicht zu nehmen, damit hiebei nichts unterlaufen möge, so etwa gegen unsre höchste landesherrliche Gerechtsame und Hoheitsrechte zu nahe treten könne." Am 12. Juli 1773 glaubt Widmer in einem Bericht an den geheimen Rath behaupten zu dürfen, die vom Censurcollegium getroffenen Vorkehrungen hätten schon so gut gewirkt, daß nur sehr selten noch ein schädliches Buch auftauche; er regt aber nochmals an, daß auf die Predigten, Dissertationes und Theses besonderes Augenmerk zu richten sei. In einem Bericht an den geheimen Rath vom 7. April 1774 werden schärfere Maßregeln für die Mautämter an der Grenze der Grafschaft Ortenburg beantragt, weil viele Oesterreicher, die unter dem Vorwand einer Walfahrt nach Ortenburg gingen, um sich im lutherischen Glauben unterrichten zu lassen, lutherische Bücher nach Bayern und Oesterreich mitschleppten, und es wurde in Folge dieser Anzeige mit der Regierung zu Linz correspondirt, wie diesem für die Religion in beiden Ländern so schädlichen Bücherschmuggel vorgebeugt werden könnte. Ungeachtet dieser Bethäti-

gung kirchlichen Eifers wurde nun aber doch gegen das Censurcollegium von der Regierung die Anklage erhoben, daß es seine Aufgabe allzu lax auffasse und dem Unwesen der Einschleppung und Verbreitung „schlechter“ Bücher nicht energisch genug steure. Es läßt sich ja in den letzten Jahren der Regierung Max Joseph's III. unverkennbar ein Wiedereinlenken in die den hierarchischen Plänen günstige Politik seiner Vorgänger verfolgen; auch der freisinnige Anlauf, den das Volksschulwesen genommen hatte, ermattete, die Jesuiten übten auch nach der Bulle In coena domini in den höheren Kreisen noch mächtigen Einfluß aus. Ein Signat vom 7. Jänner 1775 weist darauf hin, daß der Verschleiß von verbotenen Büchern nach wie vor stark im Schwange sei, fordert Gutachten, was für Vorsichtsmaßregeln fruchten würden, und regt an, ob es nicht besser wäre, wie ehedem durch das Generalmandat vom 1. August 1769 angeordnet gewesen, später aber wieder abgeschafft worden, daß alle Bücher vor dem Verkauf an das Censurcollegium abgegeben werden müßten. Graf Morawitzky sprach sich als Referent des Collegiums dagegen aus; die Ausführung jenes Mandats sei geradezu unmöglich. Er fordert dagegen entschiedenes Auftreten der Polizeigewalt gegen die Schleichhändler. Die hausirenden Buchhändler kümmerten sich ganz und gar nicht um das Censurcollegium. Seit dem Bestehen dieser Behörde sei ein Einzigesmal von einem Hausirer ein Paß verlangt worden, dagegen sei offenkundig, daß sogar durch Knaben und Mägdlein und Bettelleute die gefährlichsten Schriften verkauft würden und das Volk gierig nach diesen billigen und leicht lesbaren Cruditäten griffe. Schärfer noch trat ein Signat vom 20. Jänner 1775 gegen das Collegium auf: es wird ernstlich gerügt, daß man zwei höchst bedenkliche Schulbücher habe passiren lassen, „Kurzer Inbegriff der christkatholischen Lehre“ und „Von der Festigkeit und Geisterlehre“; nach solchen Erfahrungen bleibe nichts andres übrig, als anzuordnen, daß künftig alle in's Religion- und Kirchenwesen einschlagenden Druckschriften ad intimum zur Censur vorgelegt würden. Vergebens verweist das angegriffene Collegium darauf, daß den bestehenden Verordnungen gemäß über Schriften, die das Schuldirectorium genehmigte, keine weitere Censur geübt werde, und daß jene Bücher von hochachtbaren Gelehrten und Geistlichen, dem Realienlehrer Westenrieder und dem Theatiner P. Sterzinger, verfaßt seien; vergebens verwahrt es sich gegen eine „die Aufgabe und Competenz des Collegiums vernichtende“ An-

ordnung. Das Antwortsignat vom 1. Februar 1775 betont, daß „sich Höchstdieselben von dero untergebenen Censurs Collegio keine Maaß vorschreiben zu lassen gedenken.“ Bei der Einsendung jener Druckschriften ad intimum verbleibe es und überhaupt „versehen sich Ihro Churfürstl. Durchlaucht zu dero Censur Collegium ernstlich und gnädigst, selbes werde bey heicklichen Materien mit der Censur nicht platter Dingen verfahren, sondern in solchen Vorfällen sich höchster Orthen anfragen, ausserdeme die hierüber entstehende Verdrüßlichkeiten Demselben zu Schuld gelegt werden würden“. Umsonst erhob das Collegium nochmals seine Stimme, insbesondere gegen die neue Zumuthung, daß der Name des Censors jedesmal beigedruckt werden müsse, da es sehr bedenklich, daß er dem Autor und dem ganzen Publicum bekannt werde und sich damit alle Welt in censores censoris verwandle.

Ein neues, vom Collegium ausgearbeitetes Mandat vom 28. Juli 1775 wendet sich gegen den Unfug des Hausirens der Kraxenträger und Dissertationshändler, die künftig nur die in offiziellen Specificationen enthaltenen Schriften verkaufen sollen, und gegen die fälschlicher Weise eingebürgerte Annahme, daß bei geistlichen Büchern und Schriften die übliche Licenz und Approbation der Ordinariate, Facultäten und Ordensobern genüge; auch in jenen Fällen, wo bereits eine solche vorliege, könne das kurfürstliche Imprimatur nach Gestalt der Umstände entweder ertheilt oder abgeschlagen werden. Im nächsten Jahr (28. Februar 1776) erging ein Regierungscircular an alle Klöster, worin dem Befremden Ausdruck gegeben war, daß den bestehenden Censurverordnungen so ganz und gar nicht schuldgehorsamst nachgelebt werde.

Weit schlimmer erging es noch dem Hauptorgan der Freiheit und Cultur, als nach dem Tode Max Joseph's III. mit dem prachtliebenden Karl Theodor auch die Mannheimer Exjesuiten, darunter P. Frank, nach Bayern kamen und hier nicht bloß das Kirchenregiment an sich rissen, sondern auf die Regierung überhaupt maßgebenden Einfluß gewannen. Ihnen mußte ja Alles daran gelegen sein, den Fürsten über die wahre Volksstimmung zu täuschen, deshalb mußte das freie Wort verstummen. Namentlich seit das angeblich hochverrätherische Komplot der Illuminaten entdeckt worden war, gab Karl Theodor auch zu strengster Maßregelung und barbarischer Strafe seine Zustimmung. In den ersten Jahren seiner Regierung, als noch die vom vorigen Kur-

fürsten gewählten Mitglieder im Censurcollegium waren, setzten diese noch nach Kräften dem Eindringen der finsteren Reaction Widerstand entgegen. Am 15. März 1779 wurde durch ein kurfürstliches Mandat allen Buchdruckern in Bayern verboten, ohne Bewilligung des Censurcollegiums oder sonstigen kurfürstlichen Specialbefehl irgend etwas zu drucken. Daß dieses Verbot und überhaupt alle bisher zur Beschränkung des geistigen Verkehrs getroffenen Verfügungen schon am 26. September 1780 durch ein neues Mandat mit aller Schärfe in Erinnerung gebracht wurden, war Folge einer Beschwerde der Landschaft, die sich durch Anspielungen in einem bei Joseph Strobl in München verlegten Theaterstück „der teutsche Hausvater“ beleidigt glaubte. Zugleich wurde Confiscirung des Buches verhängt und der Verleger sogar bei strenger Strafe angewiesen, auch die verkauften Exemplare wieder zu Händen des Gerichts zu schaffen. Das neue Mandat verbietet, daß irgend ein Buch ohne genaueste Prüfung und Beurtheilung des Censurkollegiums in bayrischen Landen gedruckt oder von Buchhändlern verkauft oder sonst divulgirt werde, und schärft ein, daß nicht einmal für solche Aufsätze, welche die kurfürstlichen Staaten nur indirect betreffen, ohne gutachtlichen Bericht an höchste Stelle und eingetroffene höchste Resolution die Erlaubniß zum Druck ertheilt werde, und ebensowenig für Bücher, welche das Glaubens- und Religionsgeschäft berühren, ohne Berathung mit dem einen oder andren Ordinariat. Umsonst verwahrte sich das Censurcollegium durch Vorstellung vom 10. November 1780 gegen diese neuen Beschränkungen. Die Anordnung, daß über jedes Werk im Collegium ein ordentlicher Vortrag gehalten werde, während dies früher nur in zweifelhaften Fällen zu geschehen hatte, bürde dem Collegium eine größere Arbeitslast auf, als irgend einem Dikasterium im ganzen Lande; dadurch müsse die Entscheidung verschleppt werden und nächste Folge werde sein, daß „die stets des Druckes begierigen Schriftsteller“ ohne Censur ihre Werke im Ausland drucken lassen, was bald den Ruin der inländischen Buchdrucker herbeiführen müsse. Gegen die Vorschrift bezüglich der Bücher, welche Staatsverhältnisse indirecte besprechen, sei zu erinnern, daß dieses Wort gar nicht zu definiren und zum Vollzug eine Instruction nöthig wäre, welche die Kenntnisse der Censoren mit den Kenntnissen aller derjenigen in Verhältniß setzte, denen des Staatsruder anvertraut sei. Die neue Anordnung werde überdies eine Quelle

ständigen Haders mit dem geistlichen Rath werden. „Wir wissen, was zum Glauben und Religion directe gehört, aber auch was man durch die Worte indirecte oder quasi zum Schaden der Gerechtsame der weltlichen Macht dahin zog.“ Beweis dafür sei z. B. das jüngste Censurprotocoll, wonach die Paulaner die jura principis circa sacra durch Thesen vertheidigen, welche das Freisingische Ordinariat verbot ꝛc. Ungeachtet dieser Einwendungen wurde die Bitte des Collegiums, nach den alten Instructionen verfahren zu dürfen, nicht gewährt. Die kurfürstliche Regierung erließ sogar am 11. Februar 1783 ein Verbot, daß weder in Zeitungen noch in Intelligenzblättern irgend ein Buch oder eine Druckschrift angekündigt werde. Wieder erhob das Censurcollegium dagegen seine Stimme, wenn auch die Aengstlichkeit des Tones, in welchem das merkwürdige Actenstück gehalten ist, deutlich erkennen läßt, welch furchtbarer Druck bereits durch die Frank und Lippert ausgeübt wurde. „Daß der Verbot dieser Anzeigen der bayerischen Litteratur und Aufklärung einen Stoß gebe, ist zwar durchaus kein richtiger Satz, indem so viele schlechte Bücher, nichts bedeutende Brochuren, dem Vatterland viel mehr Schand verursachende Produkten dadurch dem Publico bekannt gemacht werden, allein mit dem bleibt auch das gute Buch unbekannt, ein wahrer, gesetzter, wohlmeinender Patriot würde nicht mehr schreiben, weil er keinen Abgang seines Produkts sähe, mithin schon zum Voraus überzeugt wäre, daß er auch mit dem besten Willen damit zur Verbesserung seiner Landsleute nichts beitragen könne. Der Buchhandel ist in Bayern sehr schlecht, er war es immer und wird es immer sein; Religion, Sitten, Staatsverfassung verursachen, daß man bey uns billig eine Menge Bücher verbieten muß, welche in anderen Ländern, wo diese Stücke anders beschaffen sind, villen Abgang finden. Der Buchhändler, der also ohnehin schon schlecht zu stehen kömmt, lebt nicht nur allein von seinem Gewerbe in der Stadt, auf'm Land muß sein größter Handel sein. Ein Pfarrer, ein Beamter, auch (!) ein Landcavalier kauft 10 Bücher, bis ein Stadtmann eines kauft, er bedarf solcher mehr, weil er auch mehrere langweilige müssige Stunden hat. Wie kann aber ein solcher ein neues Buch inne werden, wenn er deren Anzeige nicht in dem Blatte liest? Cataloge sind nicht hinreichend, solche kommen in wenige Hände, wohl aber die Mittwochblätter, der Beamte giebt sie dem Pfarrer, dieser dem Benefiziaten oder Caplan und so weiter, sie erscheinen sogar

auch in den Wirthshäusern, wo sie die Bauern zu lesen bekommen und zuweilen doch einen landwirthschaftlichen Kalender kaufen.“ Um jedem Mißbrauch vorzubeugen, könnte man ja vorschreiben, daß jedes Buch vierzehn Tage vor der Ankündigung in einem Blatt einem Censor in's Haus geschickt werden müsse. Während unter der Regierung Max Joseph's III. die Landesregierung eifersüchtig ihre Rechte gegen die Ordinariate zu wahren suchte, forderte sie jetzt die geistlichen Behörden selbst auf, das Volk durch Hirtenbriefe vor der vergiftenden Seuche unchristlicher Bücher zu warnen, und immer häufiger ergingen Mahnungen, die Censoren möchten strenger zu Werk gehen und die übrigen Landesbehörden vorsichtiger die Einschwärzung schlechter Bücher verhindern. Eine Vorstellung des geistlichen Raths, der gänzlich von P. Frank beeinflußt war, wies darauf hin, daß die bestehenden Vorschriften noch nicht genügen, um dem Mißbrauch der Presse vorzubeugen, und daß die Censurbehörde nicht genug Mitglieder zähle, um ihre Aufgabe zu bewältigen. Das Schriftstück beginnt: „Wie nützlich, räthlich und nothwendig in jedem gut polizirten Staat eine wohl geordnete und eingerichtete Büchercensur seye, muß jedem unbefangenen von selbst einleichten.“ Darauf wurden durch Erlaß vom 9. Februar 1791 alle Landesregierungen aufgefordert, Filialcensurbehörden zu errichten, deren Mitglieder theils aus dem Gremium, theils aus der Geistlichkeit zu ernennen, und deren Aufgabe die Untersuchung, welche Schriften verbreitet werden dürfen oder nicht. Auch die Haupt-Mautämter wurden angewiesen, alle theologischen, moralischen und belletristischen Bücher ohne in- oder ausländisches Imprimatur oder kaiserliche oder landesherrliche Privilegien sofort ohne Weiteres zurückzuschicken, anonym erschienene Schriften mit verdächtigem Titel schleunig an die Censurcollegien, dagegen volksempörende Libelle, Schmäh- und Lästerschriften an die kurfürstliche Regierung einzusenden.. Ein kurfürstliches Decret vom 11. Jänner 1792 ordnete den Geschäftsgang des Censurcollegiums. Die eingerissene Gewohnheit, daß die zu untersuchenden Schriften von den Respicienten nach Hause genommen würden, sei abzustellen, alle Censursachen müssen in den Rathssitzungen vorgetragen werden. In der Regel soll wöchentlich einmal eine Sitzung stattfinden. Die Censurbestimmungen sollen auch für die Professoren in Ingolstadt und alle Particuliers Geltung haben. Alle in- und ausländischen Buchhändler sollen gehalten sein, für jedes Buch einen besonderen Erlaubnißschein zur Ein-

führung zu erwirken, dagegen wird die früher erlassene Anordnung, daß die Mautämter die ohne Censurzeugniß betroffenen Bücher selbst an die Collegien einzusenden hätten, dahin abgeändert, daß sie nur Specificationen solcher Bücher einzusenden brauchten. Decret folgt auf Decret; alle sind darauf berechnet, jenen Obscurantismus zu befestigen, dessen Herrschaft Karl Theodor's letzte Regierungsjahre zur traurigsten Periode der bayrischen Regierung stempelt. Am 22. November 1793 wird angeordnet, daß auch alle Bücher, die einen wirklichen Censurrath zum Verfasser haben, der ordnungsmäßigen Censur zu unterwerfen seien. Am 14. November 1793 wird ein Gesuch des Censurcollegiums um Anweisung eines Jahresbezuges von 150 Gulden behufs Anschaffung einiger Journale abgelehnt, „da man sich auf die Bücherkritiken, welche in den Journalen eingerückt sind, ohnehin nicht verlassen kann und jedes Buch, welches censirt werden soll, von dem Censor selbst gelesen und geprüft werden muß.“ Ein Decret vom 12. November 1794 verbietet den in München befindlichen drei (!) Buchhandlungen, Liebesromane zu führen, die „in jedem Anbetracht nichts nützen, wohl aber im Gegentheil für die Leser, besonders für die nach dergleichen Lektüre begierige Jugend äußerst schädlich und verderblich.“

Eine merkwürdige Wendung nahm ein Streit, der sich 1796 zwischen dem Censurcollegium und der Oberlandesregierung wegen des von dieser für jene Stelle gebrauchten unziemlichen Ausdrucks „corpus“ erhob. Die Oberlandesregierung selbst veranlaßte die Buchhändler und Spediteure, gegen das Censurcollegium „wegen ganz zweckwidriger, eigenmächtiger und drückender Manipulation“ Beschwerde zu führen, insbesondere „die ohnehin zum äußersten Schaden der Buchhändler gereichende Rückspedirungsart der nicht erlaubten Bücher müsse bey fast überall gehemmten Posten zum gänzlichen Ruin dieser Bürger wirken.“ Mit überraschender Deutlichkeit wird von der Oberlandesregierung selbst darauf hingewiesen, daß die Censurräthe nur wegen „eingeschränkter Kenntnisse“ eine so ungeheuere Menge Bücher als nicht erlaubt bezeichnen. „Die ganze bisherige Verfahrungsart dieses Collegii macht uns befürchten, daß selbes dermal in diesem kritischen Zeitpunkt manche sehr schädliche Unbescheidenheiten und Inconsequenzen begehen möchte, welchen leichter vorgebogen, als in der Folge abgeholfen werden könnte.“ Dem daran geknüpften „ohnzielsetzlichen“ Antrag, die Verrichtungen

des Collegiums gänzlich zu suspendiren und der Polizeidirection zu übertragen, wurde jedoch vom Kurfürsten nicht Statt gegeben. Die P. Frank und Lippert und ihr Anhang fuhren fort, nach Willkür oder dem beschränktem Maß ihres Wissens über fremde Geisteswerke abzuurtheilen. So erklärt sich, daß Bayern an der klassischen Literaturperiode so gut wie gar nicht Theil nahm, und von dem in Deutschland neu erwachten geistigen Leben wie durch eine chinesische Mauer abgesperrt blieb.

Ein glücklicher Umschwung erfolgte erst, als nach dem am 16. Februar 1799 erfolgten Ableben Karl Theodor's Max Joseph IV. den Thron bestieg, ein Fürst, dessen Herz und Geist alle jene Vorzüge besaßen, welche einem Volke die geistige Freiheit sichern. Zwar konnten nicht sofort alle Mißstände der Verwaltung beseitigt werden, aber schon die ersten wichtigen Neuerungen auf dem Gebiete des Cultus- und Unterrichtswesens gaben Zeugniß, daß die neue Regierung von Josephinischen Grundsätzen geleitet werde. Durch Rescript vom 2. April 1799 wurde das Büchercensurcollegium aufgelöst; an dessen Stelle trat zwar eine neue Büchercensur-Specialcommission, aber sie wurde mit Männern besetzt, die sich nicht verhehlten, daß so engherziger Zwang, wie er in den letzten Decennien geübt worden, doch nur ohnmächtig gegen den Geist der Religions- und Denkfreiheit sei. Die Commission (unterzeichnet ist der bekannte, verdienstvolle Geschichtschreiber Westenrieder) zeigte am 9. April 1799 den Münchner Buchhandlungen (Lentner, Strobl und Lindauer) an, daß ihnen künftig alle vom Ausland kommenden Bücher nach entrichteter Maut- und Accisgebühr unaufgehalten ausgefolgt werden sollten. Jedes Buch aber, das zum öffentlichen Verkauf ausliegen oder in den Mittwochsblättern angekündigt werden soll, muß zuvor der Commission vorgelegt werden; nur Werke über Naturgeschichte und sonstige streng wissenschaftliche Disciplinen trifft diese Censurpflicht nicht. Da ferner die Commission der Ansicht sei, daß auch Bücher, welche wegen ihres Inhalts in mancherlei Rücksicht nicht öffentlich verkauft und angekündigt werden dürften, dem gelehrten Theil des Publikums nicht zu entziehen seien, so habe man beschlossen, daß solche Schriften zum Unterschied von den ganz und gar erlaubten mit dem Worte Permittatur bezeichnet würden. Sie dürfen unter der Hand an Leute von Stand und Beruf abgegeben werden. Die Manuscripte, die von den Buchhändlern in Verlag genommen werden, bedürfen eines Licenzzeugnisses der Com-

mission; es wird aber in Aussicht gestellt, daß sie in kürzester Zeit censirt werden sollen. Auch sind von den Verlagsartikeln künftig nur noch zwei Exemplare einzusenden. Schließlich wird die Erwartung ausgesprochen, die Buchhändler würden als getreue Staatsbürger selbst darauf Bedacht nehmen, Bücher, welche wider Gott und die geheiligte Religion, wider den Staat und wider die Sitten feindliche Grundsätze enthielten, nicht zu verbreiten, damit die Commission nie bemüssigt sei, die oberste Polizeistelle zu ernster Bestrafung eines Schuldigen aufzurufen. Am 10. April 1799 wurde die Aufstellung der Specialcommission öffentlich publicirt. Die Eingangsworte des Mandats verbreiten sich, wie dies bei den legislatorischen Publikationen aus jenen Jahren üblich, ausführlich über die von der Regierung gehegten Absichten. „S. Kurfürstl. Durchlaucht, in Erwägung, daß die wahre Besserung des Herzens von der zweckmäßigen Bildung des Verstandes größtentheils abhange und beide von einander nicht getrennt werden sollen, erachten eine ihrer wichtigsten Regentenpflichten zu seyn, die Nation, welche ihnen die Vorsicht zu regieren anvertraut hat, durch die dienlichste Anstalten zu diesen doppelten Zweck hinzuführen. So wesentlich also die beiden Grundpfeiler des öffentlichen Wohls, Religion und Sittlichkeit, sind, ebenso nothwendig ist die Erforschung vieler nützlicher Wahrheit als Hilfsmittel dazu, welches nicht nur keineswegs erschwert, sondern vielmehr befördert werden muß." Diese Aufgabe der Regierung mache insbesondere zur Pflicht, auf eine sachdienliche Einrichtung des Büchercensurwesens das Augenmerk zu lenken, und diese hinwieder hänge vorzüglich von der „männlichen Bescheidenheit" der damit betrauten Personen ab. Deshalb habe man beschlossen, die collegialische Verfassung des Büchercensurwesens, „welche dem liberalen Gange der Wissenschaften nachtheilich zu sein scheint," aufzuheben und nur eine Büchercensur-Specialcommission einzusetzen, welche dem Ministerialdepartement der geistlichen Gegenstände untergeordnet sei. Zu Mitgliedern werden „im vollen Vertrauen auf deren Gelehrsamkeit, patriotischen Eifer und den Bedürfnissen der Zeiten angemessenen Bescheidenheit" ernannt: Münz- und Bergrath Flurl, Joseph Klein, geistlicher Rath, Joseph Marius Babo, wirklicher Rath und Geheimsecretär, Hofrath von Mann, P. Maximus Imhof, Prior des Münchener Augustinerconvents, und Lorenz Westenrieder, geistlicher Rath; dem letztgenannten ist das Directorium übertragen. Die Commission hat

ihr Gutachten und Anfragen an das ihr vorgesetzte Departement in Antragsform gelangen zu lassen und mit sämmtlichen kurfürstlichen Collegien und Stellen durch Noten zu correspondiren. Alle Behörden werden zur Unterstützung der neuen Stelle angewiesen. Die Commission wendete namentlich dem Zeitungswesen Aufmerksamkeit zu; auf ihren Antrag wurde am 6. September 1799 ein kurfürstliches Preßmandat erlassen. Damit „jede Ausschweifung vermieden werde, ohne der vernünftigen Freiheit zu enge Gränzen zu setzen," werden folgende Normen aufgestellt: Ohne Specialerlaubniß der Regierung darf keine neue Zeitung und sonstiges periodisches Blatt politischen Inhalts in Bayern gedruckt werden; um diese Licenz ist das Ministerialdepartement der auswärtigen Angelegenheiten anzugehen, welches zuerst die betheiligte Polizeibehörde zu vernehmen und sodann Vortrag an den Kurfürsten zu erstatten hat. Vom genannten Departement ist allzeit ein Censor in München aufzustellen, welchem jeder erste Abdruck einer Zeitung vor der Ausgabe an das Publicum vorzulegen ist. In den übrigen Provinzen hat der Chef der politischen Landesstellen aus dem Gremium einen einsichtsvollen, sprachkundigen und bescheidenen Beamten als Censor aufzustellen. Den Zeitungsschreibern wird bedeutet, sie sollten sich alles unanständigen Schimpfens und harter Ausdrücke gegen die allerhöchsten Höfe und bestehenden Regierungen enthalten: die Thatsachen sollen, soviel als möglich, einfach, ohne alle Bemerkungen und Raisonnements, insoweit diese nicht aus der Natur der Sache fließen oder zu ihrer besseren Aufklärung dienen, erzählt, auffallende, aber nicht genug verbürgte Nachrichten können zwar des Reizes der Neuheit wegen dem Publikum angezeigt werden, doch nicht ohne Angabe der Quellen. Wegen Censur der literarischen und der übrigen periodischen Blätter bleibt es bei dem alten Herkommen.

Niemals trat offener zu Tage, wie schädlich die engherzige Beschränkung geistigen Verkehrs auf den Volkscharakter einwirkt, als damals in Bayern. Der Druck des Regiments der Frank und Schneider und Seccardi unter Karl Theodor hatte nur zur Folge, daß ein großer Theil der Bevölkerung sich in die von der neuen Regierung geschaffenen besseren Verhältnisse nicht finden konnte, den Werth der eingeräumten Freiheit nicht zu würdigen wußte und mit billiger Preßfreiheit Erlaubtheit rechts- und gesetzwidrigen Mißbrauchs der Presse verwechselte. Un-

mittelbar nachdem eine Flut von Broschüren dem Jubel über den Regierungsantritt des Monarchen in guter, mittelmäßiger und schlechter Form Ausdruck verliehen, verwandelte sich, wie der Allgemeine literarische Anzeiger klagt, die Preßfreiheit in Preßfrechheit. Begünstigt von den äusseren Verhältnissen, — der Kurfürst hatte mit seiner Familie flüchten müssen, die bayrischen Truppen waren geschlagen, die französischen hatten Land und Hauptstadt besetzt, — erschienen hämische Pasquille auf die Regierung des eben noch vergötterten Kurfürsten, offen die Republikanisirung Bayerns verlangend. Diesen Ausschreitungen gegenüber mußte die Regierung zu Repressalien greifen. In Folge einer Aufforderung von Seite des Kurfürsten, „dem Umlauf mehrerer, ohne diesortige Censur oder Wissenschaft gedruckten, zu Zwietracht und Mißverständnissen führenden Schriften Einhalt zu thun und den Quellen dieses Unfugs nachzuspüren", wandte sich Westenrieder an die Münchener Buchhändler (Joh. Bapt. Strobl, Joseph Lindauer, Anton Franz) mit eindringlicher Mahnung, keine hochverrätherischen Schriften in's Publikum zu bringen, um nicht selbst Maßnahmen hervorzurufen, „wodurch die gut bestehende und äusserst billige Büchercensurordnung geschärft werden dürfte". Zugleich wurden die Polizeibehörden zu strengerer Ueberwachung des Bücher- und Zeitungshandels angewiesen. „Wir haben," erklärt das kurfürstliche Rescript an die Generallandesdirection vom 4. März 1800, „durch Veränderung des ehemaligen Censurcollegii und dessen Umschaffung in eine Specialcommission den liberalen Gang der Wissenschaften und menschlichen Kenntnisse, sohin auch eine vernünftige und mit dem Wohl des Staats verträgliche Preßfreiheit zu bezielen vorgehabt, keineswegs aber vermuthet, daß diese Freiheit mißbraucht und in Preßfrechheit verwandelt werden soll." Da nun aber eine Menge unpassirlicher Broschüren im Publikum verbreitet würden und zwar durch Leute, die gar kein Recht dazu haben, seien ernstlich alle ordentlichen und nötigen Falls auch außerordentliche Maßregeln zu ergreifen, um solchem Unfug zu steuern. Die Specialcommission wurde angewiesen, bis auf Weiteres ohne Specialbewilligung gar keine Schriften, welche innere oder auswärtige Staatsverhältnisse zum Vorwurf haben, zu dulden. Dessenungeachtet erschienen nach wie vor in Menge Flugschriften und Lieder, welche die erregte Stimmung eines Theils der süddeutschen Bevölkerung bekunden. Hier wird zuerst auf eine nahe Verwandtschaft der Bayern mit

den Franzosen hingewiesen, da ja Bayer und Boier identisch seien. Bonaparte und Moreau werden aufgefordet, mit dem schwerbedrückten Bürger- und Bauernstand Mitleid zu haben und ihn von der Tyrannei der Zwingherrn zu befreien, der offene Aufstand gegen Oesterreich und die damit verbündeten Fürsten wird gepredigt.

In den „Liedern eines Deserteurs“, in einer Sammlung von Gedichten von durchaus revolutionärer Tendenz „Bayerische Nationallieder am Ende des 18. Jahrhunders und im letzten Jahre der Sklaverey“ veröffentlicht, wird unter anderen gegen die kurfürstliche Regierung gerichteten Anklagen auch dem Vorwurf Ausdruck geliehen, daß die „Inquisition“, das geheime Censurcollegium, in München noch immer in voller Thätigkeit:

„Die Du noch mächtig, alte Hyder,
Dein vielfach Haupt erhebst:
Riechst Du schon einen Braten wieder,
Nach dem Du immer strebst? —
Die neuen Köpfe, die Dich zieren,
Die erst entsprossen sind
Und Dein Geschäft so thätig führen,
Sprüh'n Feuer — in den Wind!
Ein Aretin und Westenrieder,
Und Delling, selbst ein Mann,
Der einst der Lippertischen Hyder
Nur durch die Flucht entrann, —
Du, alter Krenner, der vor Jahren
Ganz anders sich gezeigt,
Ist Lippert's Geist in dich gefahren,
Der Dich zum Sklaven beugt?“

Als ein neues Circular der Censurcommission vom 24. November 1800 die Buchhändler aufforderte, den wiederholt eingeschärften Vorschriften strenger nachzukommen, fügte ein Münchener Buchhändler, Strobl, in dessen Laden schon ganze Ballen republikanischer und communistischer Flugschriften confiscirt worden waren, die naive Verwahrung bei: „Ich kann gar nicht begreiffen, wie man bey diesen harten Kriegszeiten, wo man sich so selten um ein Buch bekümmert, sondern vielmehr um den täglichen Unterhalt, als Brod und Fleisch und um die nöthigen Victualien sich jeder zu besorgen hat, noch schärfere Censurmandaten über den hiesigen Buchhandel, der ohnehin ganz darniederliegt, erlassen kann. Man

beliebe doch die schon geleisteten Geldcontributionen und die neue Vermögenssteuer und die tagtäglich lästigeern Quartiere zu beherzigen. Herr Director Westenrieder haben nur ein paar mal einen einzigen Mann in's Quartier bekommen und diese nur auf kurze Zeit, ich bin noch nie befreut gewesen und mich kosten meine Quartiere schon über 600 fl."

Die vom literarischen Anzeiger geäußerte Befürchtung, die bayrische Regierung möchte nach solchen schlimmen Erfahrungen wieder in das alte Fahrwasser einlenken, war nicht unbegründet, erfüllte sich aber glücklicher Weise nicht. Im Gegensatz zur Illuminatenhetze unter Karl Theodor verschmähte die Regierung nach Abzug der Franzosen, Häscher und Tribunale in Bewegung zu setzen. Max Joseph, geleitet von dem Wahlspruch Constantin's: Das Ohr des Fürsten sei geduldig! beobachtete weise Mäßigung. „Zu einer Zeit," — so hatte das Postulatrescript an den ständischen Ausschuß vom 11. Februar 1800 das Programm der neuen Regierung entwickelt — „in welcher den Staaten große und gefährliche Erschütterungen drohen, müssen Staatsgebrechen schnell und mit Entschlossenheit geheilt werden, wenn man anders Anarchie vermeiden will. Mit Klugheit und Entschlossenheit sind die Bewegungen zu leiten, welche vielleicht noch eine Zeit lang aber doch nur mit großem Nachtheil, vielleicht nur mit Verlust des Ganzen zurückgedrängt werden könnten, . . . Neuerungen aufzuhalten, welche das unaufhaltsame Fortschreiten des menschlichen Verstandes und das Bedürfniß der Zeit jeder achtsamen Regierung abnöthigen, liegt so wenig in der Macht der Regierungen, wie das Gebot, einen Strom still stehen zu lassen." In diesem Sinne hielt es die Regierung trotz der Ausschreitungen der Presse während der französischen Occupation für ihre Pflicht, den Ideenaustausch zu fördern, nicht zu hemmen, und hielt an der Ansicht fest, daß Preßfreiheit mit dem Wesen des modernen Staates auf's Innigste verbunden ist. Diese Ueberzeugung vertritt das an das Landesdirectorium gerichtete Rescript vom 13. Juni 1803. Es wird zuerst Bezug genommen auf die Verfügung vom 2. April 1799, wodurch das Censurcollegium, um den liberalen Gang der Wissenschaften nicht aufzuhalten, aufgelöst und nur eine Censurcommission mit der Weisung zu bescheidenem und liberalem Verfahren eingesetzt wurde. Die kurfürstliche Regierung habe jedoch mit Wehmuth sehen müssen, zu welcher Ausartung die gestattete Preßfreiheit

mißbraucht wurde. „Allein wir wollen nicht die ungerechte Maxime befolgen, den Mißbrauch der natürlichen Kräfte durch Untersagung und allgemeine Beschränkung des Gebrauches selbst verhüten zu wollen; wir übersahen deßhalb großmüthig strafbare Angriffe auf Unsere eigene höchste Person, um keinen guten und aufgeklärten Mann abzuhalten, mit Freimüthigkeit und Redlichkeit seine Meinung darüber zu äussern, was nach seiner besten Absicht und seinem Dafürhalten beitragen könnte, das allgemeine Beste zu befördern.“ Da aber die Regentenpflicht erheische, Ordnung und Sittlichkeit kräftigst zu handhaben und einem jeden Unterthanen seinen guten Namen und Ruf zu sichern, seien immerhin einige Maßregeln geboten, wodurch die Lese- und Preßfreiheit in solchen Schranken festgehalten werden könne. „Da nun die bisherige Maasregel, zu welcher man gegen den Mißbrauch der Preßfreiheit seine Zuflucht seither genommen hat, nemlich die Censur, in ihrer Anwendung auf die einzelnen Fälle weder gerecht, noch zweckdienlich, noch hinreichend ist, so haben wir beschloßen, die in Unsern sowohl alten als neuen bayerischen Landen noch bestehende Censurcommissionen aufzuheben, und in Ansehung der schon gedruckten Schriften für die offenen Buchhandlungen und diejenigen, welche obrigkeitlich zu diesem Gewerbe berechtigt sind, einen freien Verkehr, sowie für die Verleger und Buchdruckereien im Lande eine solche Preßfreiheit zuzulassen, daß von nun an in der Regel keiner verbunden sein soll, seine Bücher und Schriften, die er in Unsern Erbstaaten einführen oder in Druck geben will, der bisher angeordneten Censur und Approbation zu unterwerfen oder zu dem Ende solche denjenigen zur Durchsicht auszuliefern, denen diese Verrichtung bisher übertragen gewesen war.“ Nur um Ausartung in eine schädliche Frechheit zu verhüten, wird eine allgemeine Aufsicht der Polizei jedes Orts und die Bestrafung der Vergehen, welche durch Schriften begangen werden können, den competenten Gerichten übertragen. Zu diesem Zweck sollen künftig alle Buchhandlungen verbunden sein, ihre Kataloge der Polizei zu übergeben. Leute, welche keine obrigkeitliche Concession haben, dürfen, ausgenommen zur Meßzeit, weder mit Büchern, noch mit Bildern handeln; auf unberechtigte Makler, Krämer, Colporteurs, Bänkelsänger und andere unangesessene Leute soll die Polizei streng Acht haben und ihre Lieder und Kalender in Beschlag nehmen. Falls die Polizei in den Katalogen Schriften findet, deren Inhalt sich was immer für illegale Angriffe auf eine

physische oder moralische Person erlaubt, also entweder die Rechte, die Ehre oder den guten Namen eines Dritten verletzt oder verleumderische Urtheile über den Regenten in's Publikum bringen will oder auf freche, unehrerbietige Art die Landesgesetze tadelt oder die im Staat bestehenden Kirchen gesetzwidrig angreift oder die Sittlichkeit untergräbt und zur Wollust verführt, soll ihre Verbreitung verhindert und die vorgesetzte obere Polizeibehörde zur Untersuchung aufgefordert werden. Läßt sich in der That der Charakter eines illegalen Angriffs erkennen, so ist die Schrift öffentlich zu verbieten und die ganze Auflage in Beschlag zu nehmen, überdies bleibt dem Angegriffenen unbenommen, den Verfasser, Verleger, Drucker oder Verbreiter der Schrift vor der competenten Behörde zu verfolgen. Für anonyme Schriften, deren Verfasser Verleger und Drucker unbekannt sind, ist derjenige, der ihren Debit besorgt, verantwortlich. Wenn zwar kein Verbrechen oder Vergehen constatirt wird, die Schrift aber in Rücksicht auf Moralität oder physisches Wohl der Staatsbürger schädlich wirken könnte, so ist blos zu verhindern, daß sie noch weiter in Umlauf gesetzt werde. Die Polizei hat durchaus keine Censur zu üben, sie hat nur zu wachen, daß die Gesetze beachtet und Uebel, die aus schädlichen Schriften erwachsen könnten, rechtzeitig verhütet werden.

Da auf solche Weise zwar für Handhabung der Gesetze und angemessene Bestrafung des Mißbrauchs genügend Sorge, im Uebrigen aber vollkommen dem Bewußtsein unsrer Zeit, daß Censur überhaupt mit Recht und Sittlichkeit im Widerspruch stehe, Rechnung getragen ist, reiht sich das Edict ehrenvoll an die übrigen gleichzeitigen Neuerungen an, welche eine Hebung des geistigen Lebens in Baiern anstrebten und in der That dieses Land, gerade während dessen Söhne unter der französischen Tricolore fochten, für Deutschland wieder gewannen.

Das Tagebuch Kaiser Karl's VII.

Nicht von einer Tragödie können wir sprechen, wenn wir die Blätter der Geschichte Kaiser Karl's VII. aufrollen, wir erblicken ja nicht prometheisches Ringen eines großen, kräftigen Geistes mit unüberwindlichen Hindernissen, — aber jeder, der Geschichte, wie Goethe verlangt, nicht blos mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen in sich aufnimmt, wird wie durch ein rührendes Trauerspiel von dieser Geschichte voll grausamer Wechselfälle von Hoffnung und Täuschung ergriffen werden.

Fast alle Historiker, auch Schlosser und Gfrörer, hatten sich, gestützt auf legendenhafte Tissotiaden, darin gefallen, den auf den Kaiserthron erhobenen Wittelsbacher als unwürdigen und unfähigen Libertin darzustellen und die frivole Politik des „feilen Werkzeugs des französischen Chauvinismus" für alles Unheil, das der österreichische Erbfolgekrieg über Deutschland brachte, verantwortlich zu machen. Als ich vor einigen Jahren in einer zum ersten Mal aus bayerischen Archiven schöpfenden Darstellung des österreichischen Erbfolgestreites nachzuweisen suchte, daß die ehrgeizigen Pläne des Prätendenten nichts weniger als frivol gegen Recht und Moral verstießen, und daß der Charakter Karl Alberts wohl der großen, nicht aber der edlen Eigenschaften ermangelte, wurden Stimmen laut, man könne solches „allzu subjektive Raisonnement" nicht annehmen, das von mir gezeichnete Porträt sei „in Folge patriotischer Regung" allzu schmeichelhaft ausgefallen u. s. w. Eine vom traditionellen Geleise abweichende Auffassung wird sich eben immer, wenn sie nicht von einer allseitig anerkannten Autorität getragen wird, sehr schwer allgemeine Geltung erringen, mag sie

sich auch auf vollwerthige Zeugnisse von Zeitgenossen berufen. Um so froher war für mich die Ueberraschung, als ich vor Kurzem auf eine neue Quelle stieß, woraus sich gerade zur Begründung meiner Anschauung mancher Beleg schöpfen läßt, die sich aber überhaupt als wichtiger Beitrag zur Kenntniß jener bedeutungsvollen Kämpfe auf den Schlachtfeldern und in den Kabineten Europas darstellt.

Gelegentlich der Versteigerung der Bibliothek des Schlosses Neubeuern am Inn, das früher den Grafen von Preysing gehörte, gelangte in den Besitz der Münchener Staatsbibliothek ein in braunes Leder gebundenes, 148 Blätter zählendes Manuscript mit der Ueberschrift: „Memoire sur la conduitte, que j'ai tenu dépuis la mort de l' empereur Charles VI. et tout ce, qui s'est passé à cet égard.“

Jeder Kenner der Handschrift Karl's VII. sieht auf den ersten Blick, daß die hier vorliegenden Aufzeichnungen vom Anfang bis zum Ende vom Kaiser eigenhändig niedergeschrieben sind.

Auch genaue Vergleichung mit anderen Schriftstücken, insbesondere mit einem im Kgl. Hausarchiv zu München verwahrten, von Ludwig Häusser herausgegebenen Fragment, das die Begebenheiten des Jahres 1744 erzählt, konnte nur die Ueberzeugung befestigen, daß die Echtheit des Fundes gar nicht angezweifelt werden kann: Schrift, Sprache, Stilnachlässigkeiten, Papierformat, Wassermarke, kurz, alle äußeren und inneren Merkmale geben dafür Zeugniß.

Auf welche Weise das literarische Vermächtniß des Kaisers gerade in jene Privatbibliothek gelangte, ist leicht zu erklären. Wie Graf Max Preysing der vertraute Rathgeber und Freund des Kurfürsten Max Emanuel, so war der Sohn, Graf Johann Max Preysing, Herr auf Hohenaschau und Neubeuern, Oberst-Stallmeister und wirklicher Geheimer Rath, der Liebling Karls VII., in dessen Umgebung er sich auch im Felde und während des Aufenthalts in Frankfurt und München befand.

Das Memoire ist, wie sich aus den Schriftzügen und noch deutlicher aus dem Inhalt erkennen läßt, nicht ein einheitliches Ganzes. Dem zu Ende des Jahres 1742 niedergeschriebenen ersten Theil folgen mehrere später eingetragene Fortsetzungen.

Der neuaufgefundene Band schließt mit einem frommen Wunsche für das kommende Jahr 1744, so daß sich das oben erwähnte Frag-

ment, das die Ereignisse bis zur zweiten Befreiung Bayerns umfaßt, unmittelbar als Fortsetzung anreiht.

Offenbar lagen dem Verfaßer Depeschen und Briefe vor, deren Inhalt in Kürze eingefügt wird. Den Forderungen historischer Kunst entspricht das Werk nicht. Karl war nicht, wie der Weise von Sanssouci, ein Geschichtsschreiber, ihm fehlten der hohe Gedankenflug, die Originalität des Geistes, die uns in den Werken der größern Zeitgenossen entgegentreten; er brachte auch nicht zur Beschäftigung mit Zeitgeschichte, wie Friedrich, eine gründliche wissenschaftliche Vorbereitung mit. Unvermittelt laufen die politisch-diplomatischen und die militärischen Momente nebeneinander her. Von einem Streben nach stilistischer Sauberkeit, wie es jenen König antrieb, immer wieder seine historischen Schriften zu überarbeiten, findet sich hier keine Spur. Der Kaiser schreibt ein barbarisches Französisch, überall stößt man auf Flüchtigkeit und Unbeholfenheit des Ausdrucks. Allein ein Anderes leiht diesen Denkwürdigkeiten Werth, ja sogar einen gewissen Zauber: ein überraschend ungekünstelter Ton der Wahrheit und Ueberzeugungstreue, wie er in den Memoiren des prahlerischen achtzehnten Jahrhunderts selten hörbar wird. Karl giebt sich, wie er ist, sucht nicht zu gefallen und zu gewinnen, schildert nur in schlichtester Form die Ereignisse und ihre Wirkung, will sich nur gleichsam selbst die Brust erleichtern und demjenigen, der wärmere Theilnahme daran nehmen mag, von seinem Leben und Streben Nachricht bieten.

Schon die Zeitgenossen sahen in der Wahrheitsliebe Karl's einen großen Vorzug. Der preußische Gesandte Klinggräff erklärt, er habe sich in allen Fällen, wenn ihm das Verhalten der bayrischen Regierung Bedenken erregte, unmittelbar an den Fürsten gewendet und nie aus diesem Munde ein unwahres Wort vernommen. Die Offenheit, womit Karl seine eigenen Irrthümer bekennt, gewinnt unsere Sympathie; wir können ihm, wenn er mit einfachen Worten der Sorge, dem Gram, der Verzweiflung Ausdruck giebt, herzliches Mitgefühl nicht versagen. Wohl war er in der Jugend von der Frivolität des höfischen Lebens nicht unberührt geblieben und hatte sich, allzu nachgiebig gegen den Hang zu Ueppigkeit und Prunk, zu einem Aufwand verleiten lassen, der zu den Einkünften seines kleinen Landes in keinem Verhältniß stand, aber in der Epoche, in welcher er uns in den Aufzeichnungen entgegentritt, sah er die Welt schon mit andren Augen an. Nicht Leichtlebigkeit

und Leichtfertigkeit sind hier ausgeprägt, sondern vielmehr der Hang zu ernster Ascetik; er ist im Sinne Plato's ein Dyskolos, zu dessen Wesenheit ein volles Maß von Trübsinn gehört. Er sieht überall die Hand der ewigen Gerechtigkeit, sieht sie aber überall gegen sich: darin vor Allem wurzelt sein Leid, nicht im Verlust irdischer Macht und Hoheit. Denn er ist strenggläubiger Katholik und vom Bewußtsein seiner religiösen Pflichten tief durchdrungen. Auch in seiner Politik giebt sich diese Ueberzeugung kund. Obwohl ihm das Bündniß mit Preußen hochwillkommen ist, betont er doch mit Nachdruck, er habe sich um dieser Gemeinschaft mit einem protestantischen Fürsten willen nie zu Concessionen verleiten lassen, die das Ansehen des Katholicismus untergraben könnten. Ohne Zweifel hat auch er, wie einst Kaiser Leopold, als es sich um eine Allianz mit dem protestantischen Hause Oranien handelte, die Zustimmung seines Gewissensrathes eingeholt. Ausdrücklich hebt er selbst hervor, daß ihn, als er auf seine Erbansprüche verzichten sollte, nur die beruhigende Erklärung des Beichtvaters, die Rechte seines Sohnes seien dadurch nicht gefährdet, zur Nachgiebigkeit bewog. Wenn solche Unselbständigkeit in seiner religiösen Ueberzeugung wurzelt, so zeigt er sich auch sonst nicht frei von Schwäche, und daraus erklären sich wenigstens theilweise seine Mißerfolge, unausbleiblich in einer turbulenten Zeit, wo Jeder der Feind des Andern war und das heute geschlossene Bündniß morgen schon zerrissen wurde. Er vermochte die bewegenden politischen Kräfte seiner Zeit nicht zu meistern, besaß nicht die Energie, die geistige Ueberlegenheit eines Friedrich, der stets zur rechten Zeit Stein oder Flamme war. Allein, wenn er auch nicht frei von Schwäche, so ist er doch nicht ein würdeloser Schwächling, der unsrer Sympathie verlustig gehen müßte. Aus den Memoiren läßt sich erkennen, daß er nicht selten in wichtigen Fällen das Richtige und Nöthige erfaßte und nur die verkehrten Maßnahmen seiner Freunde ihn in eine falsche Stellung hineindrängten.

Seine Freunde! Mit diesem Worte ist berührt, was ihm von vielen Zeitgenossen und noch strenger von der Nachwelt zum Vorwurf gemacht wurde. Und wenn wir auch zur Entschuldigung anführen dürfen, daß die Schuld nicht so fast auf Rechnung des Fürsten, als vielmehr des Zeitalters zu setzen ist, so liefert doch gerade das Tagebuch den Beweis, daß sich Karl mit seiner Beurtheilung der französischen Politik einem gefährlichen Irrthum

hingab. Was einst Christine von Schweden von König Jakob II. sagte, hat auch für Karl VII. Geltung: das traurige Mißgeschick, das ihn verfolgte, ist zu beklagen, aber es war nicht unverdient. Er wähnte an Frankreich einen uneigennützigen, zuverlässigen Gönner zu finden; mit submisser Devotion, die für einen Bewerber um die deutsche Krone am wenigsten passend war, flehte er um die Unterstützung des in Versailles allmächtig schaltenden Kardinals Fleury. Schlosser entnimmt jenem Briefwechsel einige Byzantinismen, um, wie er sagt, an einem Beispiel darzuthun, wie weit man lakaienhafte Speichelleckerei treiben könne. Er hätte aber auch hinzufügen sollen, daß so abgeschmackte Hyperbeln in jener Zeit durchaus nichts Ungewöhnliches waren, schreibt ja doch auch Friedrich der Große an seinen um die Kaiserwürde werbenden Bundesgenossen: nach seiner Ueberzeugung habe seit Karl dem Großen kein Würdigerer die Krone getragen! Die Gunst Frankreichs wurde denn auch dem Bittsteller gnädigst zugewendet. Für das Haus Bourbon war es ja überaus wichtig, daß die seit Jahrhunderten vom Hause Habsburg festgehaltene Kaiserwürde nicht auf den Lothringischen Zweig verpflanzt werde. Bald aber konnte Karl ausrufen: „Mi danno il fumo, ma mi tolgono il arrosto!" Wie für Jakob II. von England das „Mitleid" Ludwig's XIV, so wurde für Karl die „Freundschaft" seines königlichen Cousin und Bruders zum Verhängniß. Es ist wahr, Frankreichs Einfluß hob ihn auf den Kaiserthron, es ließ stattliche Armeen als kaiserliche Hilfstruppen aufmarschieren, Voltaire weiß die Großmuth und die Freigebigkeit Ludwig's XV. nicht genug zu rühmen, — aber der Schützling durfte sich nicht nach eigenem Ermessen dieser Hilfsmittel bedienen, dieselben durften überhaupt nur insoweit verwendet werden, als es nöthig war, um den Krieg auf deutschem Boden nicht erlöschen zu lassen. Man war in Versailles keineswegs gesonnen, dem Bundesgenossen zu wahrhaft kaiserlicher Stellung zu verhelfen; nicht einen ebenbürtigen Freund, sondern ein gefügiges Werkzeug wollte man haben. Karl hätte blind sein müssen, wenn ihm nicht endlich zum Bewußtsein gekommen wäre, welche Demüthigung für ihn die Abhängigkeit von einem so selbstsüchtigen Gönner bedeutete. Aus der Korrespondenz mit dem Grafen Seinsheim, der die Unterhandlungen im Haag mit den Bevollmächtigten Hollands und Englands leitete, erhellt denn auch, daß der Kaiser den redlichen Willen hatte, sich jener Fessel zu entledigen und durch Aussöhnung mit seinen Geg-

nern Frieden zu erhalten. Allein auch von dieser Seite wurde Unwürdiges von ihm gefordert. Er soll sich nicht blos vom Bündniß mit Frankreich lossagen, sondern seine eigenen Truppen dazu hergeben, um seine bisherigen Freunde zu verjagen. Dies weist er entrüstet zurück, verwahrt sich aber auch gegen die ausgestreute Verdächtigung, als ob er durch einen angeblich zu Nymphenburg abgeschlossenen Vertrag deutsches Gebiet an den Nachbar verkauft hätte. „Lord Stair mag wissen", schreibt er an Seinsheim, „daß ich Frankreich nicht ein Dorf als Lohn versprochen habe, daß diese Krone sich nur um meinetwillen in den Krieg einließ. Es ist wahr: durch Unthätigkeit und Lauheit gab es mir gerechten Grund zu Mißvergnügen, obwohl es mich nicht so ganz im Stiche ließ, als man glauben möchte, aber dessenungeachtet, wenn ich mich in dem einen oder andern Falle gezwungen sähe, Partei zu nehmen, müßte es immer unter Bedingungen sein, die sich mit meiner Ehre vertragen." Er will auf alle ehedem erhobenen Ansprüche verzichten, wenn ihm sein Land zurückerstattet wird, aber nun spricht auch die Königin von Ungarn, die sich kaum noch des stürmischen Angriffes auf ihre eigenen Lande zu erwehren hatte, stolz auf ihr junges Waffenglück, von Eroberungsrecht und Gebietsabrundung, der Krieg dauert fort, — Ixion bleibt an's Rad gefesselt, das der Sturmwind unaufhaltsam dahin rollt. —

Wie zu erwarten, finden sich im Tagebuch Karl's nicht gerade viele überraschend neue Thatsachen, wir sind ja bereits durch Veröffentlichung zahlreicher Kabinetscorrespondenzen und officieller Aktenstücke gerade über diesen Zeitraum auf's Beste unterrichtet, und auch die militärischen Ereignisse sind nach allen Richtungen beleuchtet. Immerhin wird durch manche Aufschlüsse der neuen Quelle die traditionelle Auffassung in wesentlichen Punkten umgestaltet. Den wichtigsten Gewinn bringt es, daß hier, wie schon erwähnt wurde, die Grundzüge der Politik des Kaisers selbst offen und ungeschminkt dargelegt sind.

Das Tagebuch führt uns sogleich in medias res.

In München ist wichtige Botschaft angekommen: Karl VI, der letzte Habsburger männlichen Stammes, liegt im Sterben! Es ist charakteristisch für die in Wien herrschende bange Stimmung, daß man dort alles aufbot, um die Verbreitung der

alarmirenden Nachricht zu verhindern. Trotzdem fand ein Diener des bayerischen Gesandten Mittel und Wege, um aus der Stadt unbemerkt nach Bayern zu entkommen. Unverzüglich meldeten nun auch Kuriere in Straßburg und Versailles die längst erwartete, nun doch überraschende Neuigkeit. Unmittelbar darauf trat auch wirklich das Ereigniß ein, auf welches Kardinal Fleury den ungeduldigen Kurfürsten von Bayern seit Jahren vertröstet hatte: es schlossen sich die Augen des letzten Habsburgers in der Nacht vom 19. auf den 20. Oktober 1740. Was schon der Schriftwechsel zwischen dem Kurfürsten und seinem vertrauten Kanzler Unertl glaublich erscheinen ließ, bestätigen die Memoiren: nur im vollen Bewußtsein seines guten Rechts erhob Karl Anspruch auf die österreichischen Lände. Nach seiner Auffassung handelt es sich um einen Kampf der Legitimität gegen die Usurpation; wenn wir dies als Mittel- und Kernpunkt seiner diplomatischen und kriegerischen Anstrengungen festhalten, werden wir Schlosser's Urtheil nicht gerecht nennen können. Zwar wurde die Hoffnung, die von bayerischer Seite auf das Testament Kaiser Ferdinand's I. gesetzt worden war, einigermaßen enttäuscht. Als sich nach kurzem Sträuben der Wiener Hof zur Edition des Testaments verstand, zeigte es sich, daß nicht für den Fall des Erlöschens der männlichen, sondern der ehelichen Leibeserben der Söhne Ferdinand's I. den Töchtern und ihren Nachkommen, d. h. dem bayerischen Hause, das österreichische Erbe zugesichert war. Allein Karl Albert, sowie alle seine Minister und viele berühmte Staatsrechtslehrer waren der Ansicht, daß auch unter „ehelichen" nur „männliche" Erben verstanden sein könnten; diese Auslegung wurde dadurch unterstützt, daß in den Ehevertrag der Tochter Ferdinand's der Ausdruck „männliche" Erben eingesetzt war.

Als daher die „Großherzogin von Toskana" — von Karl wird ihr nur dieser Titel gegeben — den fremden Höfen ihre Thronbesteigung anzeigte, erhob Karl Protest, und es begann unverzüglich an allen Höfen die diplomatische Fehde für und wider die Geltung der pragmatischen Sanction. Ein Versuch der Kaiserin-Mutter, die entzweiten Verwandten zu versöhnen, mißlang; in Wien wollte man sich höchstens zu Abtretung der österreichischen Besitzungen in Schwaben verstehen, in München wurde das geringfügige Anerbieten mit Entrüstung zurückgewiesen.

Verhieß ja doch Ludwig XV. ausreichende Hilfe, um dem seit

hundert Jahren der französischen Politik dienstbaren Bayern die Stellung des habsburgischen Hauses im Reich, vor Allem die Kaiserkrone zu erobern! Sorglos konnte sich der Kurfürst der Hoffnung hingeben, daß die zur Zeit noch widerstrebenden Kurfürsten im Widerstand nicht allzulang beharren würden, — Versailles war seit langer Zeit in solchen deutschen Fragen einflußreicher, als Wien! Dagegen fehlte es freilich in Bayern an den ersten Erfordernissen einer selbständigen Aktion, an Geld und Truppen. Mit klingender Münze war aber auch Fleury überaus zurückhaltend; andrerseits trug der Kurfürst Bedenken, auf das französische Projekt einer Vermählung seiner zweiten Tochter mit dem Prinzen von Chartres einzugehen. Fast hätte sich um dieser Differenzen willen die Freundschaft der beiden Höfe gelockert. Eine hier zum erstenmal mitgetheilte Depesche enthielt zwar, wie alle früheren, die schmeichelhaftesten Versprechungen, ließ aber durchblicken, daß sich vielleicht der Erhebung Karl's auf den Thron unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen könnten und in diesem Fall die Wahl des Kurfürsten von Sachsen betrieben werden müßte. In gereiztem Ton erwiderte Karl, er werde sich, falls man solche auf's Tapet bringen und Sachsen begünstigen wollte, lieber gleich an den Lothringer anschließen und ihm zur Krone verhelfen, dann würden zwar die bayerischen, aber auch die französischen Pläne durchkreuzt sein. Darauf erhielt Karl einen eigenhändig geschriebenen Brief König Ludwig's, der die Erfüllung aller früheren Verheißungen in Aussicht stellte, und zur beruhigenden Bekräftigung des guten Willens einen auf eine Million Livres lautenden Wechsel. Auch der Kardinal gab gute Worte und rieth sogar, was ihm vor Kurzem noch so verwerflich erschienen war, zum Bündniß mit Preußen, das bereits selbständig den Krieg gegen Karl's VI. Tochter eröffnet hatte. Karl Albert hatte schon bisher freundschaftliche Beziehungen zu König Friedrich unterhalten, trug aber Bedenken, sich mit dem Oberhaupt des evangelischen Körpers enger zu verbünden. Auch dem Kurfürsten von Sachsen, der ebenfalls dem Schwager den Gedanken einer Allianz nahe legte, mißtraute er, da er durch Agenten in Wien erfahren hatte, daß Sachsen insgeheim auch mit dem Wiener Kabinet unterhandle und nach der Kaiserkrone Verlangen trage. Mit standhafter Treue hielt nur der hochbetagte Kurfürst von der Pfalz, Karl Philipp, für welchen denn auch das Tagebuch die wärmste Sympathie kund giebt, an der Wittels-

bachischen Hausunion fest und förderte eifrig die Bewerbung seines Verwandten. Dagegen konnte der Bruder Karl's, Clemens August, Kurfürst von Köln, zu keinem festen Entschluß kommen. So lange er auf Besuch am Münchener Hof weilte, versprach er, was man wollte; kaum war er aber nach Bonn zurückgekehrt, ließ er sich durch den österreichischen Botschafter Grafen Colloredo so einschüchtern, daß er Maria Theresia als rechtmäßige Erbin Karl's VI. anerkannte. Als nun aber auch der französische Gesandte, Marquis Sade, seine Stimme erhob, wurde jene Erklärung erheblich eingeschränkt, und als der zum Frankfurter Wahltag abgeordnete französische Botschafter, Graf Bellisle, in Bonn erschien, gelang es vermöge „des hohen Credits und der liebenswürdigen Manieren" dieses „Fürsten der Jugend," den wankelmüthigen Prälaten zu einer weitreichenden Erklärung zu Gunsten seines Bruders und der Wittelsbachischen Hausunion zu bekehren.

Mit dem Erscheinen Bellisle's, dessen sorgliche Dienste Karl mit wärmsten Dank anerkennt, gingen die Unterhandlungen an den deutschen Höfen überhaupt in ein rascheres Tempo über. In Mainz und Trier bewirkte der Einfluß des Vertreters des mächtigen Nachbarstaates überraschenden Umschwung, wozu freilich die Vertheilung von Jahresrenten, Brillantringen und sonstigen „Convenienzen" nicht wenig beitrug. Auf Betreiben Bellisle's kamen auch die Unterhandlungen zwischen dem französischen Ministerium und dem Kurfürsten zu provisorischem Abschluß; die Stipulationen, die schon aus den offiziellen Dokumenten bekannt sind, werden auch im Tagebuch ausführlich mitgetheilt.

Von den schimpflichen Zugeständnissen, die der später zur Irreführung der öffentlichen Meinung gefälschte, angeblich im Mai 1742 zu Nymphenburg abgeschlossene Traktat enthält, findet sich, wie zu erwarten war, keine Spur. Die Thätigkeit Bellisle's während des Aufenthaltes in Nymphenburg beschränkte sich darauf, den Abschluß der Allianz zwischen Spanien und Bayern zu beschleunigen und die für den bevorstehenden Feldzug erforderlichen Maßnahmen zu berathen. Auch das Bündniß mit Preußen und Sachsen vermittelte Bellisle; überall knüpfte der chauvinistische Diplomat Fäden an, aus welchen ein Netz geflochten werden sollte, das den alten Nebenbuhler des Hauses Bourbon zu Falle brächte. Während Karl diesen Erfolgen Bellisle's bewundernde Anerkennung zollt, läßt keine Aeußerung darauf schließen, daß er den überlegenen

Genius Friedrich's von Preußen zu würdigen verstanden hätte. Freilich war aber auch die überlegene Feldherrnkunst Friedrich's in der Schlacht bei Mollwitz noch nicht zu Tage getreten, war ja doch der Sieg nur dem besonnenen Eingreifen des Marschalls Schwerin, nicht dem voreiligen Elan des jungen Königs zu verdanken gewesen!

Dankbar erkennt jedoch Karl an, daß ihm erst die Hilfe dieses neuen Bundesgenossen zum Kaiserthron den Weg gebahnt habe. König Friedrich mahnte auch unablässig, es möge von bayerischer Seite endlich der Feldzug eröffnet werden, aber die bayerische Armee war in Bezug auf Kriegstüchtigkeit nicht entfernt mit der Schöpfung des Königs Friedrich Wilhelm zu vergleichen. Langsam nur konnte sie mit Hilfe der französischen Subsidiengelder auf den Kriegsfuß gesetzt werden. Karl selbst betrieb die Rüstungen so eifrig, wie möglich, und widmete auch, wie sich aus dem Memoire und den vorhandenen Kabinetspapieren ergiebt, den politischen Geschäften angestrengte Thätigkeit; nicht an Eifer und Ernst, sondern, wie gesagt, an Selbständigkeit fehlte es ihm.

Dies zeigte sich schon bei Beginn des Feldzugs.

König Friedrich rieth, unverzüglich gegen Wien aufzubrechen und durch Einnahme der Hauptstadt den Stoß in's Herz des Feindes zu führen. Dagegen war Karl mit Bellisle übereingekommen, mit Besetzung Böhmens den Feldzug zu eröffnen. Er wagte aber auch nicht, sich dem Wunsche des wichtigen Bundesgenossen zu widersetzen, und beschloß deshalb, sich der Bischofstadt Passau durch einen Handstreich zu bemächtigen und sodann die bayerischen Truppen und das französische Hilfscorps stromabwärts der Donau entlang vorrücken zu lassen.

Inzwischen war es dem unermüdlichen Bellisle gelungen, alle Schwierigkeiten, die der Bewerbung seines Schützlings im Wege standen, zu beseitigen; ein Kurier nach dem andern brachte erfreuliche Nachrichten aus Frankfurt und den rheinischen Residenzen. Während es kurz vorher den Anschein gehabt hatte, als ob der Gemahl Maria Theresia's über die Stimmenmehrheit im Kurfürstenkollegium verfüge, konnte jetzt die einstimmige Wahl des Nebenbuhlers fast als gesichert gelten.

Karl wollte selbst an der Spitze der Armee den Angriff leiten. Wenn er aber auch ein tapferer Soldat, — dies hatte er im Türkenkrieg bewiesen — so war er doch kein Taktiker. Man

braucht, um dies zu erkennen, nur die lahme Kriegführung in Oesterreich mit der Action in Schlesien zu vergleichen. Allein es wäre ungerecht, den angeblichen Führer für alle Mißerfolge verantwortlich zu machen. Er hatte wohl die Befugniß, einen glänzenden Kriegsrath von französischen Generälen um sich zu versammeln, durfte aber auf ihren Gehorsam nicht rechnen. Da uns über diese damals, so gut es ging, geheim gehaltenen Differenzen zwischen Karl und den Franzosen das Memoire genau unterrichtet, ist es eine wichtige Quelle für die Geschichte der vielgetadelten militärischen Operationen.

Anfangs nahm der Feldzug den glücklichsten Verlauf. Die österreichischen Truppen zogen sich beim Anmarsch des Feindes zurück, ohne Widerstand wurden alle Städte und Burgen in Oesterreich besetzt, Adel und Volk wetteiferten in Ehrenbezeugungen für „den rechtmäßigen Erben Kaiser Karl's VI." Während die Bayern bei Ens „das schönste Lager der Welt" bezogen, kam die hocherwünschte Kunde, daß endlich auch Georg von England seinem „lieben Vetter" mit Freuden seine Kurstimme zur Verfügung stellte und den Wunsch aussprach, mit Frankreich und Bayern innige Beziehungen anzuknüpfen. Auch der König von Polen gab in wichtigen Punkten nach, König Friedrich gelobte treueste Freundschaft. Jeder Brief Friedrich's wiederholte aber als dringliches Ceterum censeo die Mahnung: Auf gegen Wien! „Da ich aber über keine Artillerie verfügte," schreibt Karl, „war es für mich ganz zwecklos, gegen Wien zu marschiren, wo ich ohne regelrechte Belagerung Nichts ausrichten konnte; was sollte es aber bedeuten, dahin vorzudringen, nur um wieder zurückzukehren? Trotz dieser guten Gründe gab ich jedoch den lebhaften Vorstellungen des Königs von Preußen nach, von keinem andern Motiv geleitet, als um dem König gefällig zu sein und seiner Freundschaft nicht verlustig zu gehen. Ich wandte mich also gegen Wien, im Widerspruch mit meiner eigenen Ueberzeugung und zu dem früher gefaßten Plan, gegen Prag zu ziehen."

Damit war aber Herr von Bellisle gar nicht einverstanden, sondern wetterte gar unwillig über die nutzlose militärische Promenade an der Donau. Dies genügte, um den Kurfürsten wieder wankend machen, und eine geschickt gesponnene Intrigue des Wiener Hofes bewog ihn vollends zur Umkehr. Die Kaiserin kündigte nämlich ihrer Tochter, der Kurfürstin, gleichsam zur Warnung an, daß der Abschluß des Friedens mit Preußen

bevorstehe; andere Briefe aus Wien bestätigten wenigstens so viel, daß Unterhandlungen im Gange seien. „Obwohl ich Angesichts des feierlichen Vertrags, den der König mit Frankreich geschlossen hatte, und Angesichts der Briefe, worin er sich auf Ehrenwort verpflichtete, sich niemals von mir zu trennen, jenen Versicherungen nicht Glauben schenkte, war ich doch nicht ganz und gar beruhigt, da mir der König von den Anträgen, die man ihm gemacht hatte, gar keine Mittheilung zukommen ließ, was ja doch wie eine Bestätigung der ausgestreuten Gerüchte gedeutet werden mußte. Alle diese wohl erwogenen Gründe erregten in mir Bedenken gegen den Marsch an der Donau. Ich berief deshalb einen Kriegsrath, und hier war Alles darüber einig, daß man in meiner gegenwärtigen Stellung keinen waghalsigen Streich begehen dürfe, daß es Thorheit wäre, über den Strom zu setzen und während des ganzen Marsches Neipperg die Flanke preiszugeben, daß man noch gar nicht wisse, welche Wege man einzuschlagen hätte, daß der Troß vielleicht gar nicht übergesetzt werden könnte," und was dergleichen strategische Erwägungen mehr waren. Den am schwersten in die Wagschale fallenden Grund will Karl offenbar nicht bekennen; wir sind aber darüber aus der geheimen Korrespondenz der französischen Generäle mit ihrem Kriegsminister unterrichtet. Die Herren mit den weiß-blauen Cocarden an den Hüten erklärten kurz und bündig, sie würden sich, falls Karl auf der eingeschlagenen Route beharren wollte, dem mit den Weisungen aus Paris unvereinbaren Kommando nicht ferner fügen.

So wurde denn der Vormarsch gegen Wien aufgegeben und die Straße nach Böhmen eingeschlagen. Mit Rücksicht darauf, daß die Befestigung Wien's keineswegs als vollendet gelten konnte, daß die Stimmung in Adels- und Volkskreisen für die „halsstarrige" königliche Frau nichts weniger als günstig war, daß dagegen Karl Albert, wie sich ja schon aus den Vorgängen in Linz entnehmen läßt, auch auf zahlreichen Anhang in der Reichshauptstadt zählen konnte, ist der harte Tadel König Friedrich's wohl kaum unbegründet zu nennen. Auch in Böhmen ließ sich Anfangs der Feldzug auf's Beste an. Das Volk strömte in hellen Haufen herbei, um den neuen Gebieter zu begrüßen, die Städte wurden ihm zu Ehren beleuchtet, Adel und Klerus erboten sich freiwillig zur Huldigung. Ebenso glücklich verliefen die meisten militärischen Unternehmungen. Am 25. November 1741 wurde fast Angesichts

des von Großherzog Franz zum Entsatz herangeführten Heeres die wohlbefestigte Hauptstadt Prag durch einen nächtlichen Sturm erobert. Der Plan, die Wenzelstadt durch einen Handstreich zu nehmen, ging von Karl selbst aus, der auch die ganze Unternehmung leitete; den Löwenantheil an der Waffenthat konnte der später so berühmt gewordene Graf Moritz von Sachsen in Anspruch nehmen. Froh bewegt schreibt Karl: „So kam die Stadt Prag unter meine Herrschaft. Am nächsten Morgen hörte ich die Messe auf dem Weißen Berg in einer Kapelle, genannt „Hl. Maria zum Siege," wo einst mein Ahnherr, Kurfürst Maximilian, den großen Sieg erfocht über Friedrich von der Pfalz, genannt der Winterkönig." Ahnungslos nennt er den Namen eines Fürsten, mit dessen Geschick sein eigenes so traurige Aehnlichkeit erlangen sollte!

Die Krönungsfeier auf dem Hradschin bildet gleichsam die Peripetie im Drama, das mit so glänzenden Erfolgen begann und in den grauenvoll verwüsteten bayerischen Landen seinen Abschluß fand. Dem neuen König Böhmens entging nicht, daß jetzt oder nie der Augenblick gekommen, die durch das Glück der Gegner entmuthigte österreichische Armee zum Entscheidungskampf zu zwingen. Er stieß aber auf zähen Widerstand der französischen Generäle, die nur von Winterquartieren, nicht von neuen Märschen und Treffen hören wollten. Auch Bellisle, ohne Zweifel der Ehrlichste und Fähigste, dessen glänzende Eigenschaften sogar Friedrich der Große anerkennt, blieb unerbittlich. Dem Kardinal, der alle diese Schachzüge leitete, schien der in Böhmen errungene Vortheil völlig ausreichend, und es war vergebliche Mühe, ihn überreden zu wollen, daß dieser Vortheil erst gesichert werden müsse. Die Gelegenheit dazu hätte nicht günstiger sein können. Schon auf die Nachricht vom Anrücken der combinirten Armeen zog sich der Großherzog hastig zurück, die Desertion in seinem Heere nahm täglich größeren Maßstab an, die Verwirrung stieg auf's Höchste. Nochmals beschwor Karl in Prag seinen Gönner Bellisle, durch rasches Handeln die Entscheidung herbeizuführen, erhielt aber nur die kühle Antwort, es sei für Verproviantierung der Truppen nicht genügend gesorgt und die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Die überlegene, siegreiche Armee verharrte in unverantwortlicher Unthätigkeit und ließ den Gegnern Zeit, die böhmische Armee in Sicherheit zu bringen und neue Streitkräfte an der Donau zu sammeln. Graf Khevenhüller, der Anführer dieser Truppen, in Wahrheit der Retter der Habs-

burgischen Monarchie, eroberte Oberösterreich zurück und näherte sich unglaublich rasch der Grenze Bayerns. Ich kann als Laie nicht beurtheilen, inwiefern die in unserem Memoire mitgetheilten militärischen Vorschläge des Kurfürsten zur Vertheidigung Böhmens und Bayerns den Regeln der Kriegskunst entsprechen; so viel aber scheint festzustehen, daß für das Kriegsunheil, das nun wie eine Sturmfluth über Bayern hereinbrach, der Kurfürst nicht verantwortlich zu machen ist. Als der Tag der Kaiserwahl herannahte und Karl vor der Reise nach Frankfurt nochmals seine Hauptstadt besuchen wollte, konnte er der feindlichen Invasion halber nicht mehr den nächsten Weg einschlagen, sondern mußte über Sachsen und Franken gehen. In Dresden wurde er von seinem Schwager, dem König von Polen, auf's Freundlichste empfangen. Die Königin stellte dem Gaste ihre Kinder vor; die heitere Familienscene wird anmuthig geschildert. „Elf Prinzen und Prinzessinen drängten sich heran, um mir die Hand zu küssen; ich konnte mich des Angriffes kaum erwehren, ihre Zahl gab ihnen ein so absolutes Uebergewicht, daß ich ihnen keinen Widerstand mehr entgegensetzen konnte. Ich blieb einige Zeit in dieser reizenden Gesellschaft meiner nächsten Verwandten, endlich mußte ich Lebewohl sagen; der Abschied war von beiden Seiten so zärtlich, wie nur denkbar, immer wieder erneuerten wir das herzliche Gelübde, an unserer Freundschaft und an unserm Bündniß unverbrüchlich festzuhalten." Und doch sollte schon nach wenigen Monaten auch dieser Freundschaftstraum verflogen sein!

„Ich schlug sodann die Straße nach Leipzig ein, wo ich mich nur während des Mittagsmahles aufhielt; zwei Poststationen darüber hinaus blieb ich zur Nacht. So ging glücklich dieses Jahr zur Neige; ich hoffe, daß sich das neue ähnlich dem verflossenen anlassen werde." Noch war ein ansehnlicher Theil der Reiche, auf welche er Anspruch erhob, von seinen Heeren besetzt, fast mit Sicherheit durfte er erwarten, demnächst den stolzesten Titel der Christenheit zu tragen, noch besaß er zahlreiche und mächtige Freunde, — aber freilich nur „Freunde, die Lieb' für Lieb' und Hand für Hand mit hohlem Herzen boten." Der Weg führte den Kurfürsten nach Bayreuth. Er fuhr unrekannt durch das Städtchen, ließ aber, nachdem er eine Poststation zurückgelegt hatte, durch einen Cavalier dem Markgrafen und seiner geistvollen Gattin, Friederike Wilhelmine, König Friedrich's Schwester, einen Gruß überbringen.

Unverzüglich stieg der Markgraf zu Pferde und holte durch einen raschen Ritt den erlauchten Reisenden ein, und auch diese Begegnung endete mit einer herzlichen Verbrüderung der beiden Fürsten. Die Markgräfin ging denn auch später zur Krönungsfeier nach Frankfurt, und wir verdanken ihr eine lebendige Schilderung jener geräuschvollen Feste. Sie pflegt bekanntlich über alle Welt gar streng und kaustisch zu urtheilen; auch von Karl's Gemahlin entwirft sie ein stark karikirtes Bild. Dagegen ist ihre Aeußerung über Karl selbst ebenso mild, wie treffend: „Er hätte ein besseres Schicksal verdient; er war sanft, menschlich, herablassend, er hatte die Gabe, die Herzen zu gewinnen, von ihm konnte man wohl sagen: in einem zweiten Rang hätte er geglänzt, während ihn ein erster verdunkelte; sein Ehrgeiz war größer als sein Geist, seine Lage reichte über seine Sphäre, und zum Unglück hatte er Niemanden, der seine fehlenden Talente ersetzt hätte."

Froh begrüßt von Familie und Unterthanen traf Karl in München ein, aber schon der nächste Morgen brachte eine Hiobspost. Khevenhüller hatte die Schanzen an der Ens durchbrochen, Segur war in Linz eingeschlossen, die Grenze Bayerns bedroht. Ebenso waren in Steiermark die bayerischen Truppen in Gefangenschaft gerathen, von Tirol aus drohten bewaffnete Bauernrotten in Südbayern einzufallen, die von General Bernclau geführten Panduren und Kroaten verwüsteten schon die fruchtbaren Innufer. Bis zur Ankunft neuer französischer Hilfstruppen konnte schon Alles verloren sein, rasche Hilfe war nur von Sachsen und Preußen zu erwarten. Beide Könige zeigten sich auch dazu bereit, aber bald ließ sich erkennen, daß von gemeinsamer Operation dieser durch eine unnatürliche Allianz zeitweilig verbundenen Mächte wenig Ersprießliches zu erwarten sei. Die von Karl entworfenen Pläne wurden von König Friedrich abgelehnt, aber auch der Feldzug in Mähren hatte nicht den gewünschten Erfolg. Von trüber Ahnung erfüllt, verließ Karl seine Residenz, um sich zunächst zur Doppelhochzeit zweier Verwandten an den Mannheimer Hof zu begeben. „Alle Tage waren nun durch prächtige Feste ausgefüllt, es gab glänzende Opern, eine herrliche Stadtbeleuchtung, kurz, Vergnügen und Pracht, wohin man sah! Ich aber konnte nur mit getheilten Empfindungen anwesend sein, da bange Sorge an meinem Herzen nagte und mich nicht zur Ruhe kommen ließ; ich mußte ja immerfort an die meinem Vaterlande drohende Gefahr denken." Dazu

kam die Furcht, daß noch in zwölfter Stunde das mühsam aufgerichtete Gebäude zusammenstürzen, die Wahl rückgängig gemacht werden könnte. Es war ihm wohl bekannt, daß in Frankfurt am grünen Tisch gar Manche saßen, die mit heller Schadenfreude vom Einfall der Oesterreicher in Bayern hörten. Endlich wurde doch wenigstens diese Besorgniß gehoben. Am 24. Januar traf der junge Graf Elz, ein Neffe des Kurfürsten von Mainz, in Mannheim ein und brachte die vertrauliche Meldung, daß in Frankfurt Alles glücklich abgelaufen, die Wahl einhellig auf den Kurfürsten von Bayern gefallen sei; bald nach dem Eintreffen dieses Privatkuriers gegen Mitternacht kamen vierundzwanzig lustig blasende Postillons auf dem Schloßplatz an, mit ihnen der Erbreichsmarschall Graf Pappenheim, der als officieller Vertreter das Wahlergebniß zu verkünden hatte. Nun gab es Tag für Tag Audienzen und Festlichkeiten, von allen Seiten brachten Kuriere die Glückwünsche europäischer Potentaten, und als endlich die Reise nach Frankfurt angetreten wurde, glich sie einem Triumphzug. Dazwischen aber brachte ein Bote aus Bayerland die Meldung, daß sich Linz den Oesterreichern ergab und Passau durch schmählichen Verrath in die Hände des Feindes fiel. „Ich mußte mich darauf gefaßt machen, ganz Bayern von den Feinden überschwemmt zu sehen, denn nach der Einnahme von Passau und Schärding war es wehrlos preisgegeben. Ich wußte auch, daß eine andere Abtheilung von Tyrol aus einzufallen beabsichtige, der Ruin Bayerns schien unvermeidlich, und ich hatte kein Mittel zur Hand, um es zu retten. Auch die Armee Khevenhüller's rückte mit größter Schnelligkeit gegen Braunau vor, die Unsern mußten die Festung räumen, und der Feind setzte sich hier, wie in Burghausen, fest und verhängte über Bayern alle Greuel der Verwüstung. Ich aber mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und mich zum Einzug in Frankfurt rüsten, wo man auf's Fröhlichste meiner Ankunft harrte."

Am 31. Januar ging dann der festliche Einzug vor sich; er vollzog sich mit nie gesehener Pracht, die nur noch durch die eigentliche Krönungsfeier überboten wurde. Wie traurig ist aber der Bericht des Gefeierten zu lesen, welch verhängnißvolle Kehrseite hatten diese gleissenden Feste! Während der Gedanke an die Vorgänge in Bayern die Seele peinigte, quälten den Leib Gicht und Steinschmerzen so furchtbar, daß der Arme kaum noch gehen und stehen konnte und oft gänzlich die Besinnung verlor. Tausende

von Festgästen kamen nach Frankfurt, die vornehmsten Kavaliere drängten sich in den Vorzimmern des kaiserlichen Prunkgemachs, aber hier saß am Schmerzenslager des Kaisers allein Frau Sorge und berichtete von Kapitulationen und Niederlagen, von rauchenden Dörfern und kläglich jammerndem Volk. So kam denn der 12. Februar heran. „Der anbrechende Morgen sah mich auf meinem Lager, Leiden des Körpers und des Geistes stürmten grausam auf mich ein. Dennoch beschworen mich meine Freunde und Alle, die mir aufrichtig zugethan waren, die Ceremonie nicht länger aufzuschieben, da meine Feinde daraus Kapital schlagen möchten. Man wies darauf hin, daß, so lange ich nicht gekrönt wäre, meine Wahl beanstandet und bemängelt werden könnte, sei ja doch durch das Unglück in Bayern die ganze Lage von Grund aus geändert. Ich konnte in der That nicht daran zweifeln, daß Viele diesen Wechsel gern ausnützen möchten, daß ich in Wahrheit erst nach der Krönung als Kaiser anzusehen wäre. So mußte ich denn die Schwäche des Körpers zu überwinden und die seelische Aufregung zu bemeistern suchen." Als die Sturmglocken erschollen, Musik in allen Straßen ertönte und Kanonenschüsse den Takt gaben, wurde dem neuen Cäsar, dessen Name heute auf allen Lippen lebte, der schwere Ornat angelegt, man hob den armen, kranken Mann auf einen reichgeschmückten Zelter, die Krönungsfeier nahm ihren Anfang. Eine ungeheuere Volksmenge drängte sich in den Gassen, — ein französischer Publicist wird durch den herrschenden Tumult an den Thurmbau von Babel erinnert, — etwa sechzig Reichsfürsten und mehrere Tausend Edelleute nahmen im reichsten Putz am Festzuge Theil. „Man hätte gern hundert Augen und hundert Ohren gehabt," heißt es in einer Schilderung, „um alle Festfreude in sich aufzunehmen." Lebhafter Zuruf begrüßte den Kaiser, denn wenn auch die Mehrzahl der Bürgerschaft österreichische Sympathien hegte, so zollte man doch auch dem Gewählten Achtung und Verehrung. Auch Goethe erzählt bekanntlich, daß die ernste, würdige Gestalt und die hellblauen Augen Karl's VII. großen Eindruck auf das Volk, namentlich auf die Frauen machten. Hören wir aber, wie der Gefeierte seine Seelenstimmung beschreibt: „Alles ist darüber einig, daß keine Krönung jemals herrlicher und glänzender war, als die meine, der Luxus und die Verschwendung, die sich an Allem und Jedem kundgaben, überstiegen alle Vorstellung. So konnte ich wähnen, den höchsten Gipfel menschlicher Größe erklommen zu

haben, mußte aber unwillkürlich der allmächtigen Hand Gottes gedenken, der zur selben Zeit, da er uns so hoch steigen ließ, gar dringlich daran erinnert, daß wir nur seine Geschöpfe sind, und stets im Auge behalten müssen: Wir sind nur Menschen!" Welch ein Contrast! In der Krönungskirche vollzieht sich mit allem erdenkbaren Pomp die altehrwürdige Ceremonie, die das längst verschüttete römische Kaiserthum wieder auf einen Augenblick lebendig darstellt, die Blüthe des deutschen Adels umgiebt unterthänig den Gekrönten, ein reicher Damenflor füllt die Tribünen, Alle richten die Blicke auf den Träger der höchsten irdischen Majestät, — dieser aber vermag sich kaum aufrecht zu halten, die schmerzliche Krankheit wühlt in seinen Eingeweiden, die Kroninsignien drohen den schlaffen Händen zu entsinken.

„Nie fühlte ich so tief, daß ich nur ein schwacher Mensch, ja mehr als Andere all den Gebrechen unterworfen, welche eine Welt in sich birgt, die scheinbar mir unterworfen ist."

Die Aufregung des Tages zog denn auch schlimme Folgen nach sich, die Krankheit steigerte sich. Während die Krönungsstadt Tag für Tag die glänzendsten Feste sah, deren vielumschwärmte Königin Madame Bellisle war — obwohl sie nur das Air einer Soubrette hatte, bemerkt ironisch die Markgräfin von Bayreuth, — war der Kaiser selbst nicht mehr im Stande, das Lager zu verlaßen. Trotzdem sah er sich genöthigt, die letzte Kraft aufzubieten, um gegen die von allen Seiten aufziehende Gefahr Maßnahmen zu treffen.

Verhängnißvoll war vor Allem der Sturz des englischen Ministeriums Walpole, denn ein erbitterter Feind Frankreichs, Lord Carteret, trat in's Cabinet. Karl selbst sieht mit Recht in diesem Systemwechsel gleichsam die Wurzel aller nachfolgenden Unglücksfälle. „Der König von England, an welchem ich einen aufrichtigen Freund zu haben wähnte, schien sich mit Einemmal auf die Seite meiner Gegner zu stellen; er unterstützte den Wiener Hof und trug durch seine Geldspenden am meisten dazu bei, daß jener Hof weniger denn je an Frieden dachte, da er sich dadurch in den Stand gesetzt sah, den Krieg fortzuführen und die wildesten Völker Ungarns, die man vorher nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte, in's Feld zu rufen."

Die Nachrichten aus Bayern hätten nicht trauriger lauten können. Am nämlichen Tage, da Karl VII. in der Bartholomäus-Kirche zu Frankfurt den Kaiserthron bestieg, zog der ungarische Reitergeneral Menzel in der Hauptstadt Bayerns ein, das ganze Land litt unsäglich unter dem Druck der feindlichen Besetzung.

Die französischen Streitkräfte wären stark genug gewesen, um solche Schmach abzuwehren, aber freilich hätte Broglie, der Befehlshaber der in Bayern stehenden Truppen, mit Bellisle, der den Rest des böhmischen Corps commandirte, nach einheitlichem Plane zusammenwirken müssen. „An ein Einverständniß dieser beiden Heerführer war aber gar nicht zu denken,“ klagt Karl, „zum schwersten Nachtheil für die gemeinsame Sache.“ Unser Memoire, sowie ein Tagebuch des kaiserlichen Adjutanten, Grafen Seyssel d'Aix, der abwechselnd die französischen Armeen besuchte, bieten unglaubliches Detail über die Kriegführung der französischen Marschälle, die ja auch Friedrich der Große als mittelmäßige Köpfe verspottet.

Ebenso der Kenntniße, wie der Kühnheit baar, suchten sie noch überdies sich gegenseitig zu hindern und zu schaden, so daß es einem geschickten Strategen, wie Khevenhüller, nicht schwer fiel, über solche Unfähigkeit zu obsiegen.

Auch die an König Friedrich's Sieg bei Czaslau geknüpften Erwartungen wurden getäuscht. Karl mußte die Erfahrung machen, daß dieser Bundesgenosse nur reale Politik treibe und sich seiner Verpflichtungen für entbunden erachtete, wenn sie mit seinen Interessen nicht länger vereinbar waren. „Der König von Preußen,“ schreibt Karl, „hatte einen seiner Adjutanten zur französischen Armee abgeordnet, um über alle Vorgänge genau informirt zu werden. Da war vom Rückzug und von der Demoralisirung der ganzen Armee nur das Trostloseste zu berichten. Ich weiß nun nicht, ob die gefährliche Lage selbst oder die Unthätigkeit der Franzosen, die er als Mangel an gutem Willen auslegte, oder Ueberdruß am Krieg oder einzig Selbstsucht die Ursache war, kurz, der Fürst faßte plötzlich den Entschluß, seine Bundesgenossen im Stiche zu laßen und einen Separatfrieden zu schließen, der ihm ganz Oberschlesien, sowie den größten Theil von Niederschlesien mit der Grafschaft Glatz sicherte. Mir machte er erst von der vollendeten Thatsache Mittheilung. Der Schlag traf mich um so schwerer, da die ganze Lage dadurch von Grund aus umgestaltet

war. Gott gab mir die Kraft, das Furchtbare zu ertragen, ohne ganz zu unterliegen; ich hoffte, daß nun meine anderen Verbündeten ihre Anstrengungen verdoppeln würden, damit wir uns trotz jenes Mißgeschicks behaupten könnten. Bald mußte ich aber die Erfahrung machen, daß es für die Gedanken der Menschen keine festen Gesetze giebt, daß wohl die Einen in Beharrlichkeit ihre Zuflucht suchen und auf Mittel sinnen, die Lage zu verbessern, die Andern aber erlahmen und sich verderblicher Hoffnungslosigkeit ergeben. So kam es, daß sich Sachsen, eingeschüchtert durch den Abfall des Königs von Preußen und die Annäherung des Feindes, zur schmählichsten Erniedrigung, welche die Geschichte kennt, herbeiließ."

Auch Sachsen folgte nämlich dem Lockruf der englischen Diplomatie und zog seine Truppen aus Böhmen zurück. Dies mußte den Verlust der Stadt Prag, die Bellisle bisher tapfer vertheidigt hatte, unvermeidlich nach sich ziehen; die Uebergabe war nur noch eine Frage der Zeit. Nicht minder glücklich waren die österreichischen Heere auf andren Kampfplätzen, und damit war auch ein entschiedener Sieg der englischen Politik erfochten. „Die weitreichenden Pläne Englands zielten auf nichts Geringeres, als auf Vernichtung Frankreichs; nur aus diesem Grunde leerte es seine Schatzkammern, um den Wiener Hof zu unterstützen. Auch an mich wurden wiederholt Anträge gebracht, um mich von Frankreich abzuziehen und mich zum Verbündeten zu gewinnen; man versprach mir Elsaß und Lothringen und Franche Comté als Königreich und versicherte mir, daß ich von Frankreich ja doch nur betrogen werde. Nun war ich zwar auf's Höchste entrüstet über die Lauheit und Unthätigkeit der französischen Regierung, aber ich hielt für unmöglich, daß sie mich verlaßen, geschweige denn verrathen könnte. So erwiderte ich denn, daß man, um mir einen solchen Verrath glaublich zu machen, unwiderlegliche Beweise vorlegen müsse, daß ich meine Ehre und meinen Ruhm vor Allem darin erblicke, ein ehrlicher Mann zu sein, daß ich mich nie zu einem Schritte, der damit in Widerspruch stände, herbeilassen würde. Der Krieg tobte also fort, und Bayern hatte unerhörte Drangsal zu leiden. Das Städtchen Cham im bayrischen Walde hatte sich bisher tapfer vertheidigt, endlich erlag es und wurde gänzlich eingeäschert, ein Theil der Bürgerschaft fand dabei den Tod, die Besatzung wurde dem klaren Wortlaut der Kapitulation zuwider gefangen genommen.

Die Grausamkeit, deren sich hier die Ungarn schuldig machten, hat vielleicht in der ganzen Geschichte nicht ihres Gleichen: drei Tage haben sie geplündert und nicht eher abgelaßen, bis Alles vernichtet und der Erde gleich gemacht war.“ Mit Entsetzen erfüllt ihn, daß für das Volk, das er aufrichtig liebte, seine Erhebung nur Untergang bedeute, daß um seiner eigenen Sünden willen, wie er fürchtete, der Herr das Land mit Dornen peitsche. Er beschwor die französischen Heerführer, sie möchten sich endlich des schwer bedrängten Bayerlandes thatkräftiger annehmen und eine entscheidende Schlacht wagen, — vergebens!

Nun ist sogar die Langmuth Karl's erschöpft. Während er sonst nur die vorsichtigsten Ausdrücke wählt und sogar, wie wir oben sahen, nach Gründen sucht, um treulose Freunde zu entschuldigen, läßt er dem Unwillen über die Feigheit der französischen Marschälle freien Lauf. „Nie hat eine große Nation eine klägliche Rolle gespielt.“ „Dahin kamen wir,“ ruft er gelegentlich der Nachricht von Prag's Uebergabe aus, „durch die armselige Kriegführung der Marschälle, die mehr als schuldbeladen wären, wenn sie solche Fehler ohne ausdrücklichen Befehl begangen hätten; man hat aber nie davon gehört, daß sie, wie sie ja doch verdienten, zur Bestrafung gezogen worden wären, wenigstens ist mir Derartiges nie bekannt geworden. Somit muß man annehmen, daß sich das schwache französische Ministerium durch Vorstellungen des Wiener Hofes — der wollte ja immer nur Armeen auflösen, ohne sie zu schlagen, — einschläfern ließ, sich der Hoffnung hingab, billig vom Handel loszukommen, und deshalb geheime Weisungen erließ, die Truppen keinem Wagniß auszusetzen.“ Endlich konnte dem Zweifelnden sogar schwarz auf weiß der Beweis geliefert werden, daß er von Frankreich verkauft und verrathen war. Es wurde ihm eine vom Grafen Gundaker von Stahremberg beglaubigte Copie eines Schreibens Bellisle's an Minister Amelot zugestellt; darin war eines ausdrücklichen Befehls des Königs gedacht, daß nicht bloß Böhmen, sondern auch Bayern gänzlich geräumt werden sollte, ohne daß von irgend einer Maßnahme zur Sicherung des Kaisers oder zur Zurückgabe Bayerns auch nur mit einer Sylbe die Rede war, im offensten Widerspruch mit den Verträgen.

„Dieser schändliche Verrath, dieses abscheuliche Betragen Frankreichs haben mir endlich die Augen geöffnet!“ Jetzt hielt auch er sich für berechtigt, mit England geheime Unterhandlungen anzu-

knüpfen. Gern wolle er, ließ er durch seinen Gesandten erklären, den eigenen Ehrgeiz der allgemeinen Wohlfahrt unterordnen und auf alle Ansprüche verzichten, wenn Bayern zum Königreich erhoben und durch eine Gebietserweiterung die kaiserliche Civilliste um sechs Millionen vermehrt würde. Das Cabinet von St. James und der Wiener Hof gingen anscheinend auf das Anerbieten ein, Maria Theresia eröffnete sogar Aussicht auf eine Vermählung ihrer Tochter mit dem bayrischen Kurprinzen, allein bald glaubte Karl annehmen zu müssen, daß dieses scheinbar ritterliche Entgegenkommen seiner Feinde nur darauf berechnet war, ihn in Unthätigkeit zu erhalten, während englische und holländische Truppen immer näher an die Reichsgrenze vorrückten.

Lord Carteret versicherte freilich, er werde niemals feindselig gegen den Kaiser auftreten, ja er wünsche aufrichtig die Vermehrung der Wittelsbachischen Hausmacht. Als Mittel zum Zweck bezeichnete er die Säkularisirung geistlicher Fürstenthümer, die sich ja ohnehin aus innerer Berechtigung und eigener Kraft nicht mehr behaupten könnten und nur noch ein politisches Scheinleben führten. Karl war aber diesem geheimen Plane noch gar nicht näher getreten, da brachten schon öffentliche Organe die Sensationsnachricht, der Kaiser denke an Säkularisirung und Mediatisirung! Das ganze Lager der geistlichen Fürsten gerieth in leidenschaftliche Aufregung, das Reich widerhallte von ihren Klagen: der Kaiser selbst bricht die Verfaßung!

So aufgeregt und unheilvoll endete das erste Jahr der Regierung Karl's VII., noch der letzte Tag brachte die Nachricht vom Tode des Kurfürsten von der Pfalz, des einzigen treuen Anhängers der kaiserlichen Sache. Wie jener sechste Heinrich klagt

„Saß wohl ein König je auf ird'schem Thron,
Dem nicht zu Dienst mehr Freude war, als mir?"

so verliert sich Karl in bittere Betrachtungen.

Wir glauben ihn vor uns zu sehen in seinem nicht allzu glänzend ausgestatteten Gemach im Barkhausischen Palaste auf der Zeil. Das Haupt ist von der Allonge bedeckt, das Gesicht schmal und fleischlos, die Nase nach habsburgischer Familienart auffällig groß und gebogen, unter feingeschwungenen Brauen blicken die Augen nicht geistvoll, aber klar und gutmüthig, um die Mundwinkel spielt ein schmerzlicher Zug. So sitzt er am Schreibtisch und zieht in seinem Tage-

buch aus den traurigen Ereignissen des abgelaufenen Jahres die traurige Bilanz: „Mit Ausnahme des Tages meiner Wahl hat das ganze Jahr, dem so viel Bitteres vorherging und folgen wird, auch nicht einen glücklichen Augenblick gebracht; dagegen konnte ich so recht die Unbeständigkeit des Glückes, der Freundschaft, der Größe, der Lebensfreude, kurz, alles dessen erfaßen, was die Welt scheinbar Glänzendes bietet, was aber in Wahrheit nur ein falscher, nichtiger Schimmer ist. So stellte ich Narr des Glücks einen Kaiser vor und that, als ob ich Frankfurt zu meiner Residenz erwählt hätte, weil es in der Mitte des Reiches liegt, in Wahrheit aber war ich ein Verbannter, der keine Heimath hatte, da mein Land vom Feinde besetzt war und ich nicht für passend hielt, als Fürst eines deutschen Staates an die Spitze eines fremden zu treten. Da hieß es, den Kopf hoch halten, sich durch das Mißgeschick nicht entwaffnen laßen, das Traurigste ertragen, ja sogar kalten Blutes ihm in's Antlitz schauen, — und doch ist die Lage verzweifelt, das nackte Elend ist mein Loos, ich habe keine Freunde, keine Truppen, kein Geld und soll noch den Schein der Größe wahren, da ich doch in Wirklichkeit so ganz klein geworden bin."

Der Neid des Glücks war noch nicht besiegt. Seit der französischen Heerführung allein die Aufgabe oblag, das Interesse des Kaisers zu wahren, geschah noch weniger oder vielmehr Nichts, um dieser Aufgabe gerecht zu werden. „Man wollte mich eben nicht unterstützen, sondern opfern und mit mir den Marschall Bellisle und seine ganze Armee. Ich kann nicht der Bosheit der Generäle die Schuld geben, denn man würde sie bestraft haben, wenn sie ohne gemessenen Befehl so schamlos die Ehre ihrer Nation preisgegeben, eine französische Armee dem Untergang überlaßen, den Bundesgenossen ihres Königs geopfert hätten. Da gingen mir endlich die Augen auf, ich erblickte mich in gefährlichster Lage und nirgend einen Ausweg, wie ich mich mit Ehren und Glück aus der Schlinge ziehen möchte." König Ludwig ließ jetzt sogar durch Bellisle in Frankfurt offen erklären, er könne für den Kaiser Nichts mehr thun, da sein eigenes Land bedroht sei. Er rathe dem Bundesgenossen, sich an's Reich zu wenden und gegen Herausgabe seines Landes Verzicht auf alle Ansprüche und Rechte seines Hauses anzubieten; der König interessire sich lebhaft für diesen Plan und werde, damit er gelinge, seinen ganzen Einfluß aufbieten. „Wenn

mich der König verlaßen will," erwiderte Karl, „so habe ich auch seine Einmischung nicht mehr von Nöthen, lieber will ich ganz verlaßen dastehen, als Frankreichs Verhalten gutheißen und für mich selbst einen schimpflichen Frieden erbetteln."

Inzwischen rückte die sogenannte pragmatische Armee immer näher gegen Frankfurt heran. „In diesen Tagen, während ich schon erwägen mußte, was im Fall der Ankunft des Feindes vor Frankfurt zu beginnen wäre, traf mich die Hand Gottes an empfindlichster Stelle. Inmitten aller Drangsal und Betrübniß war mir ein Trost geblieben: ich sah, daß meine theuren Kinder wie an Alter, so an Anmuth zunahmen. Ich konnte dem Allmächtigen nicht genug Dank zollen, daß er sie mir geschenkt und in guter Gesundheit bewahrte. Meine Befriedigung wuchs, als ich sah, daß Jeder, der durch Frankfurt kam, sein Wohlgefallen an ihnen zu erkennen gab. Meinem väterlichen Stolze schmeichelte es, daß insbesondere meine zweitälteste Tochter die Augen aller Welt auf sich zog. Ihre Tugenden, wie ihre Manieren verdienten alles Lob, und man sagte mir auch, daß ihre Züge nicht minder anmuthig, wie ihr Wesen. Ich hatte alle erdenkliche Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet und konnte mich des besten Erfolges versichert halten. Das theure Kind hat mir keinen Augenblick Kummer verursacht, mit einem Wort, all mein Hoffen ruhte auf dieser Tochter. ihr hatte ich voll und ganz mein väterliches Herz geschenkt, ich hätte sie nicht inniger, nicht zärtlicher lieben können, — da, in der schönsten Blüthe der Jugend — sie stand eben im siebzehnten Lebensjahre, ihre Schönheit war voll entwickelt, ihre Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig, — bekam sie plötzlich die kleinen Blattern, angesteckt durch meine Nichte, die ich ebenfalls zärtlich liebte; zuerst starb diese, nach zwei Tagen folgte ihr mein Kind, in dieser Spanne Zeit traf mich der schwere Schlag des Verlustes beider Mädchen. Die Worte fehlen mir, zu schildern, in welche Aufregung mich dieses Mißgeschick stürzte, mein Schmerz, mein Gram waren unsäglich; alles andere Unglück hatte mich nicht zu beugen vermocht, aber diesem Herzeleid konnte ich nicht Stand halten, ich brach ganz zusammen, und es war und es ist noch meine feste Ueberzeugung, daß ich durch diese Schmerzen gegen alle Trübsal, die mir noch während des Restes meiner Lebenstage begegnen mag, gefeit bin, denn grausamer, entsetzlicher kann mich andres Leid nicht treffen!"

Nun war des Bleibens nicht mehr länger in den durch den Tod des Lieblings verödeten Räumen. Im Frühjahr kehrte der Kaiser nach München zurück. Daß ihm dies möglich war, verdankte er den glücklichen Erfolgen seines eigenen Heeres. Törring war auf Betreiben Bellisle's des Oberbefehls enthoben — Karl sagt schonend bloß, er habe der Hilfe des Grafen im Cabinet bedurft, — und der zu Lebzeiten Karl's VI. in kaiserlichen Diensten gestandene Marschall Seckendorff damit betraut worden. Diesem bewährten Führer gelang es, den Feind allmälig an die Grenze zurückzudrängen. Durch die Energie des Grafen Moritz von Sachsen wurde auch Marschall Broglie aus seiner lethargischen Haltung aufgerüttelt, der Krieg nahm plötzlich eine für die Besiegten günstigere Wendung, es gewann auf einen Augenbick den Anschein, als ob das Boot, dessen Mast schon über Bord gestürzt war, durch freundlichere Wellen in den sicheren Hafen getragen werden sollte. Auf die im Memoire ausführlich behandelten Wechselfälle des Feldzugs näher einzugehen, wäre hier nicht am Platze. Es war aber nur ein kurzes Aufflackern des Kriegsglücks! Bald wiederholten sich die alten Klagen über die Langsamkeit der französischen Kriegführung und über den Starrsinn des Marschalls Broglie, — alle Tapferkeit der Truppen, alle Bravour der Officiere waren eitel verschwendet. Schon im Mai mußte Karl aus seiner Hauptstadt flüchten, und die Bürgerschaft öffnete den anrückenden Ungarn, wie Karl nicht ohne Unmuth urtheilt, allzu eilig die Thore. Der Kaiser begab sich zunächst nach Augsburg, wo er im Fugger'schen Hause ehrenvolle Aufnahme fand. Bald fanden sich aber auch österreichische Officiere in der neutralen Reichsstadt ein und promenirten demonstrativ vor dem kaiserlichen Quartier auf dem Weinmarkt. In nächster Umgebung Augsburg's schien sich ein entscheidender Kampf vorzubereiten, — da zog Broglie unerwartet mit seiner ganzen Armee ab und räumte ganz Bayern. „Er opferte die Staaten und gab sogar die Person des Bundesgenossen preis, indem er mich inmitten der Feinde in der Stadt Augsburg internirt ließ, und noch dazu in einer Zeit, da unsere Armeen den Oesterreichern, wenn nicht überlegen, so doch ebenbürtig waren, da Proviant zur Genüge vorhanden, unsere Stellung die denkbar günstigste war, der Feind bei Ingolstadt und Straubing, die noch von den Unsern besetzt waren, noch nicht frei über die Donau verfügen konnte, mithin genöthigt war, auf Kähnen über-

zusetzen: sicherlich hat die Welt noch nie ein solches Preisgeben oder vielmehr Aufopfern gesehen, das traurigste Loos für einen Kaiser, der unbedingt der Treue seines mächtigen Verbündeten vertraut hatte." Noch einmal wiederholt er voll Entrüstung den schon früher gebrauchten Ausdruck: „Da gingen mir endlich die Augen auf!"

Durch Vermittelung des Prinzen Wilhelm von Hessen suchte er wieder um Englands Hilfe nach, aber auch diesmal fand sein Antrag nur kühle Aufnahme. Zu gleicher Zeit gab er dem Marschall Seckendorff Befehl, mit seinen Truppen auf neutrales Reichsgebiet zu rücken und eine Erklärung zu veröffentlichen, daß sich die Armee auf eigene Kosten verpflegen und mit den Oesterreichern nicht mehr schlagen werde. Karl selbst ging wieder nach Frankfurt. Von Geldmitteln gänzlich entblößt, sah er sich genöthigt, Ehrengaben der Bürgerschaft in Anspruch zu nehmen; auch der Marschall Herzog von Noailles gab Vorschüsse, um, wie er in seinen Memoiren prahlerisch erklärt, zu verhüten, daß ein deutscher Kaiser Hungers sterbe. Kaum war Karl wieder in Frankfurt angelangt, so kam es bei dem nahe gelegenen Dettingen zum Treffen zwischen dem von Noailles befehligten französischen Corps und der pragmatischen Armee. Es endete nicht gerade mit einer Niederlage, aber doch mit einem Mißerfolg der Franzosen. Auch von Marschall Seckendorff kam befremdende Kunde. Er hatte im Kloster Schönfeld mit General Khevenhüller einen Vertrag abgeschlossen, der weit über die vom Kaiser gebilligten Zugeständniße hinausging; die Uebergabe von Straubing und Braunau, ja sogar von Ingolstadt und Eger war darin zugesagt. Der Kaiser erhob zwar unverzüglich Protest und erklärte den Vertrag für null und nichtig, aber dies bedeutete ungefähr so viel, wie das Eingreifen in die Radspeichen eines Gefährts, das unaufhaltsam den Abgrund hinabrollt. Die Hilflosigkeit des Kaisers trat so recht zu Tage, als holländische Truppen in Frankfurt einmarschirten und einige Generäle die Forderung erhoben, dem Kaiser vorgestellt zu werden. „Es war gewiß für alle Welt ein merkwürdiges Schauspiel," bemerkt Karl, seine eigene Lage ironisirend, „die Officiere der Hilfstruppen meines Feindes wollten mich besuchen! Ich fand die Sache seltsam und für mich in hohem Grade peinlich und mußte die äußerste Gelassenheit aufbieten, um sie mit erheuchelt freundlicher Miene zu empfangen." Uebrigens erwiesen die Holländer dem Schattenkaiser mehr Ehrer-

bietung, als er von seinen deutschen Unterthanen gewohnt war; sie betheuerten, die kaiserlichen Interessen im Kriege und in den Unterhandlungen nach Kräften wahren zu wollen. Für den von König Friedrich ausgesprochenen Verdacht, Seckendorff sei vom Wiener Hof bestochen worden, findet sich in den Memoiren kein Anhaltspunkt. Obwohl der General wiederholt Anordnungen seines Gebieters, wie dieser selbst erzählt, nicht beachtete, scheint doch Karl dem nach seiner Ueberzeugung tüchtigen General sein Vertrauen nicht entzogen zu haben, wenigstens beließ er ihn in seiner Stellung.

Um Ingolstadt, die einzige bayerische Stadt, die noch nicht in die Gewalt der Feinde gefallen war, zu retten, ging Karl damit um, sie den Holländern auszuliefern; während der Unterhandlungen capitulirte aber der französische Kommandant, ohne daß die Festung einen Schuß abgegeben hatte. Reiche Kriegsbeute, vor Allem das Arsenal mit den neuhergestellten Geschützen fiel in die Hände der Feinde, nur auf Sicherung der eigenen Bagage hatten die Franzosen Bedacht genommen. Mit der Einnahme Ingolstadt's war die Besetzung des ganzen Landes vollendet. Als bald darauf Prinz Karl von Lothringen am Rhein eine empfindliche Schlappe erlitt und sich zum Rückzug genöthigt sah, trug auch dieser Erfolg der kaiserlichen Sache nur dazu bei, das Kriegselend in Bayern zu steigern. „Dieser Rückzug, so beschämend für diese Prahler, die immer nur wohlfeile Eroberungen machten, ohne auf ernsten Widerstand zu stoßen, hat das arme Bayern vollends vernichtet, das ganze Land war von Truppen überschwemmt, die Einwohner zwang man, zuerst den Treueid zu schwören, um sie in Sicherheit zu wiegen, dann wurden sie mit einer unter christlichen Völkern unerhörten Unmenschlichkeit behandelt. Die Armeen nahmen hier Winterquartier und belasteten das Volk durch Brandschatzungen und andere Abgaben so übermäßig, daß sich Viele genöthigt sahen, ihre Häuser zu verlassen und Heil in der Flucht zu suchen. Welch ein betrübendes Schauspiel für mich, der ich Kaiser genannt bin, aber unthätig zuschauen muß, wie mein Land unter entsetzlichem Unglück erdrückt wird, ohne Hilfe bringen zu können.“

Noch mehr der Schmach! Der Bruder Karl's, Clemens August von Köln, nahm die hannöverschen Truppen in sein Gebiet auf! Der Kurfürst von Mainz veröffentlichte, ohne den Kaiser nur zu fragen, österreichische Proteste, worin die Frankfurter Wahl als

ein nichtiger Akt bezeichnet, Karl nur als Kurfürst von Bayern titulirt war! Zwar wurde dem Kaiser gegen Ende des Jahres 1743 eine kleine Genugthuung zu Theil. Es gelang ihm, die Wahl seines jüngeren Bruders Theodor zum Bischof von Lüttich durchzusetzen; hocherfreut erzählt er, daß sich bei dieser Gelegenheit auch sein Bruder Clemens August großmüthig und freundlich erwiesen habe. Allein noch die letzten Tage des Jahres brachten neues Mißgeschick: Sachsen verbündete sich mit Oesterreich. Daß es dabei zur Bedingung setzte, nicht am Kriege gegen den Kaiser selbst Theil nehmen zu müssen, war doch nur ein schwacher Trost. „So endete dieses Unglücksjahr mit dem Abfall eines meiner ersten Bundesgenossen. Möge der gute Gott denjenigen, die mir noch bleiben, mehr Treue und Festigkeit und mir mehr Glück im kommenden Jahre verleihen!"

Trotz aller Enttäuschung gab jedoch Karl nicht Alles verloren. In Versailles waren sich endlich König Ludwig XV. und seine Minister der Pflicht bewußt geworden, das schwer geschädigte Prestige der Nation mit Aufwand aller Kräfte wieder zu heben; der König selbst übernahm das Kommando über die flandrische Armee, eine zweite überschritt den Oberrhein. Auch König Friedrich trat wieder auf den Kampfplatz. Dank dem unvergleichlichen Genie des Königs, der Treue des Volkes und der Disciplin des Heeres war der preußische Staat wie ein mächtiger Baum emporgewachsen, während Karl mit so vielen Opfern nur nichtige Scheingröße erkauft hatte. Die Machtstellung Preußens war aber ernstlich gefährdet, wenn Oesterreich fortfuhr, auf Kosten der Kaisergewalt sein Ansehen im Reiche zu stärken. Friedrich erbot sich also freiwillig, dem Kaiser hilfreiche Hand zu bieten. Auch der empfindliche Verlust, den die österreichische Armee durch den Tod des tüchtigsten Generals, Khevenhüller, erlitt, konnte im andern Lager als günstiges Vorzeichen aufgefaßt werden. In ganz Europa flammte der Krieg gewaltiger auf denn je zuvor, in den Niederlanden, in Italien, in Deutschland und auf allen Meeren der alten und der neuen Welt kam es zu erbitterten Kämpfen. Von glücklichster Bedeutung für des Kaisers Sache versprach der im Mai 1724 in Frankfurt abgeschlossene Unionstractat zu werden. Frankreich, Preußen, Kurpfalz und Hessen traten mit dem Kaiser zu einem Bund zusammen, der Aufrechthaltung der bisherigen Reichsverfaßung, Vertheidigung der kaiserlichen Stellung Karl's und Befreiung Bayerns bezweckte.

Nach Friedrich's Wunsch sollten auch alle übrigen deutschen Fürsten beitreten. Der Kaiser konnte sich der Hoffnung hingeben, daß diese Reformen eine kräftigere Concentrirung der Centralgewalt und damit einen Aufschwung des Reichs zur Folge haben würden. Zum ersten Male seit langer Zeit hatte er auch wieder Nachrichten von siegreichen Gefechten und Stürmen in sein Tagebuch einzutragen.

Die Einnahme Weißenburg's glaubt er den glorreichsten Waffenthaten der Geschichte an die Seite stellen zu dürfen. Vor Allem freut ihn, daß sich seine eigenen Truppen auf jeder Wahlstatt am rühmlichsten auszeichneten. Darin seinem Vater Max Emanuel unähnlich, verläugnete er nie die Anhänglichkeit an sein Vaterland; wiederholt wurden ihm vortheilhafte Austauschprojecte angeboten, aber er schwankte keinen Augenblick, sie zurückzuweisen. Dagegen ließ der Wechsel des Kriegsglücks rasch auch die in den letzten Jahren gewonnenen Erfahrungen vergessen. In den Worten, welche er der Krankheit Ludwig's XV. widmet, tritt wieder unbemäntelt die Abhängigkeit von Frankreich zu Tage. „Kaum war der König in Metz angelangt, ergriff ihn eine heftige Krankheit, die sich so bedrohlich steigerte, daß man für sein Leben fürchtete, ja sogar ihn schon verloren gab. Aber der gute Gott hat es bei der Drohung belassen, hat mir diesen mächtigen Freund am Leben erhalten, ihn, der bisher mein Halt und meine Stütze war, dem ich nächst Gott das bessere Geschick, das ich erhoffe, zu verdanken haben werde." Es dauerte aber gar nicht lange, so gaben die in Bayern und Böhmen kämpfenden Marschälle zur alten Klage Anlaß. Insbesondere König Friedrich führte über ihre unverantwortliche Indolenz Beschwerde. Nur den Operationen dieses Königs, die den kaiserlichen Truppen Luft schafften, war es zu danken, daß endlich für das aus tausend Wunden blutende Bayern die Befreiungsstunde, freilich auch fast nur eine Stunde, schlug. Um die französischen Hilfstruppen zu neuen Anstrengungen zu nöthigen, beschloß Karl, sich selbst an die Spitze zu stellen. Am 18. September verließ er Frankfurt. Nicht ohne gewiße demonstrative Weitschweifigkeit erzählt er, wie ceremoniös er im Verlaufe der Reise vom Herzog von Württemberg und von anderen Fürsten aufgenommen wurde, es gereicht ihm offenbar zur Befriedigung, daß an Allem, was die Etiquette für den Verkehr mit dem Kaiser vorschreibt, auch ihm gegenüber pünktlich festgehalten wurde. Von allen Fürsten

aber, die den Kaiser mit tiefstem Bückling bis zum Wagenschlag begleiteten, war kaum Einer bereit, ihm uneigennützig auch thatkräftige Unterstützung zu gewähren. Das ganze Reich war eben nur noch durch die Etiquette zusammengehalten; nur die Eifersucht der Fürsten untereinander verhinderte, daß es gänzlich aus den Fugen wich!

Am 22. October traf Karl bei seinen um Dachau zusammengezogenen Truppen ein und hielt sogleich eine Heerschau ab. Das günstige Ergebniß wirkte auf ihn förmlich enthusiasmirend. „Ich kann gar nicht beschreiben, in wie hohem Maß mich das Aussehen der ganzen Armee befriedigte, sie kann in Wahrheit als eine Elitetruppe bezeichnet werden. Echt kriegerischen Eindruck machten Alle, namentlich aber die Kaiserlichen, denen man so recht ansah, daß sie zu Krieg und Strapazen wie geboren sind, wenn sie auch gerade deshalb in Bezug auf Sauberkeit den übrigen nachstehen. Die nationalfranzösischen Truppen erschienen vollzählig, lauter kräftige Männergestalten! Ihre fremden Truppen, die mit den Kaiserlichen die Strapazen des Feldzugs durchgemacht hatten, gleichen ihnen in allem Uebrigen. Auch das Aussehen der hessischen Truppen war geradezu glänzend zu nennen; ihre Regimenter waren wie neu uniformirt, die Pferde sammt und sonders gleichfarbig und hoch gebaut, wie diejenigen meiner Garden."

Am nächsten Morgen rückte die stattliche Armee in München ein. „Der Einzug in meine Hauptstadt war ebenso ergreifend für mich, wie für das Volk, das schaarenweise herbeigeströmt war. Vor Weinen konnten die guten Leute kaum die Stimme gebrauchen. Das herrliche Schauspiel einer siegreichen Armee, die aus unwürdigem Feindesjoch Befreiung brachte, die Genugthuung darüber, daß an der Spitze dieser Retter ihr Herr heimgekommen war, die traurige Erinnerung an die Vergangenheit, die Freude an der Gegenwart wirkten betäubend auf sie ein, so daß sie nur durch Thränen in den Augen mir ihre treue Anhänglichkeit kundgeben konnten. Auch mein Herz war erfüllt von Liebe zu meinem Volk, war tief erschüttert durch jene Empfindungen, die in so denkwürdigem Augenblick einem wohlgesinnten Fürsten nahe treten müssen, kaum konnte ich mich enthalten, mit meinen Getreuen zu weinen."

Mit dieser Schilderung eines Freudentages voll echter patriotischer Rührung schließen unsere Memoiren; die übrigen Blätter des Tagebuchs sind leer geblieben. Es ist zu bedauern, daß die

Ereignisse der nächsten Monate — denn nur noch wenige Monate waren dem Leben Karl's zugemessen! — nicht mehr zur Aufzeichnung gelangten, gerade dieser letzte Theil würde gewissermaßen als politisches Testament gelten können.

Erfreuliches wäre nicht mehr zu berichten gewesen.

Wohl mochte Karl nach seiner Rückkehr beim Gebet an der Mariensäule auf dem Hauptplatz schmerzlich bewegt jenes Tages gedenken, da er von dieser Andachtsstätte weg in den Krieg gezogen war! Ein Meer von Leid lag dazwischen, aber die Hoffnung schlug eine Brücke. Er durfte erwarten, daß auf den Morgenstern ein neuer, schöner Tag in Gold und Purpur folgen werde, aber auch der letzte Sonnenstrahl war rasch wieder verflogen. Schon die nächsten Wochen brachten neue Niederlagen der kaiserlichen Truppen, in kurzer Frist waren die Oesterreicher abermals Herren der Oberpfalz und des Donaugebiets. Karl mußte dem Leidensbecher bis auf den Grund blicken, für ihn hatte das furchtbare Wort des Philosophen wahrhaft Geltung: „Das Unglück überhaupt ist die Regel!“ Zu seinen alten körperlichen Gebrechen war noch ein anderes gekommen; ein Geschwür am Herzen verursachte ihm unsägliche Schmerzen und zog auch endlich den Tod herbei, die Nachrichten von neuen, schweren Unglücksfällen beschleunigten das Ende. Am 20. Januar 1745 verschied er. Wenige Tage später sah die Hauptstadt auf's Neue den Feind vor ihren Mauern.

„Das Unglück,“ soll Karl sterbend ausgerufen haben, „wird mich nicht eher verlaßen, bis ich es verlaße.“ Ich konnte für dieses von Hormayr zuerst mitgetheilte Wort eine Bestätigung in den gleichzeitigen Quellen nicht finden. Dagegen stieß ich auf eine andere Nachricht über das Lebensende des Kaisers in einem Briefe des ohne Zweifel gut unterrichteten Ministers Grafen Josef Seinsheim an seinen Bruder Adam Friedrich, damals Domherrn zu Bamberg; in ihrer Schlichtheit scheint mir die hier mitgetheilte letzte Bitte die Vertheidigung des Schwergeprüften beredter zu führen, als ich es vermochte. Als der Kaiser fühlte, daß seine Lebenskräfte am Erlöschen, zog er die Hände seiner Kinder an die welken Lippen und flüsterte: „Mes pauvres enfants, ma pauvre patrie, pardonnez à votre pauvre père!“

Nymphenburg.

„Das Schloß und das Zeughaus zu Berlin, die Reichskanzlei und die Kirche des hl. Johannes Borromäus (sic) zu Wien, das Schloß zu Nymphenburg in Bayern, die Elbbrücke und der chinesische Palast zu Dresden, das kurfürstliche Schloß zu Mannheim, das Schloß des Herzogs von Württemberg zu Ludwigsburg: diese Bauwerke kommen zwar denen zu Athen und Rom nicht gleich, aber sie übertreffen doch die gothische Baukunst unsrer Vorfahren." Mit diesen wunderlichen Worten bezeichnet Friedrich der Große in der „Histoire de mon temps" diejenigen Bauwerke, die zu seiner Zeit als die schönsten galten. Dagegen schickte ein halbes Jahrhundert später, während in München die Geschmacksrichtung Klenze's herrschte, der Verfasser einer Monographie über Nymphenburg gleichsam zur Entschuldigung die Bemerkung voraus, am Schloß werde freilich der Kunstkenner wenig Freude haben, da „der Stil den Stempel eines Jahrhunderts an sich trägt, dessen verirrter Kunstgeschmack nur zu bekannt ist," und der gleichzeitige Kunstschriftsteller Marggraff versteigt sich in einer Schilderung des Schlosses zur Behauptung, Alles, was das vorige Jahrhundert an derartigen Bauten geschaffen habe, zeige „den höchsten Grad der Entartung der Kunst."

Solche Kontraste können nicht überraschen. In allen menschlichen Dingen herrscht die Mode, und diese erzeugt intoleranten Sektengeist, der häufig als Fortschritt des Zeitgeistes gepriesen wird. Auch der Künstler ist nicht über diese menschliche Schwäche erhaben, ja er vermag sich selbstverständlich am schwersten von subjectiver Voreingenommenheit frei zu halten. Dessenungeachtet steht ein für allemal fest, daß der Künstler, der wirkliche Künstler allein ein richtiges Urtheil

über Werth oder Unwerth einer Kunstschöpfung fällen kann. Ich werde demnach berufeneren Kritikern die Aufgabe überlaßen, die Leistungen der Künstler, die Nymphenburg geschaffen haben, kritisch zu zergliedern und abzuwägen; einem Historiker steht nur zu, an der Hand zuverlässiger Quellennachrichten die einzelnen Entwicklungsstadien klar zu legen und die sich daran knüpfenden geschichtlichen Erinnerungen auf einen Augenblick zu beleben. Der subjektiven Empfindung über das eine oder andere Kunstwerk Ausdruck zu geben, kann, wenn die hiefür gezogene Schranke respektirt wird, nicht verwehrt sein. Es wäre wohl überhaupt viel unnötiger Lärm zu vermeiden, wenn man in ästhetischen Streitfragen bescheidener auftreten, sich weniger in Superlativen ergehen, lieber im Positiv und beim Positiven bleiben möchte.

Daß auch zu richtiger Beurtheilung der künstlerischen Erscheinung Kenntniß der geschichtlichen Daten nicht wohl entbehrlich ist, mag eine kleine Notiz zur Baugeschichte Nymphenburg's beweisen.

Nach Sighart's Ansicht geht die Schloßfaçade des Charakters eines korrekten Kunstwerks dadurch verlustig, daß sich die einer späteren Zeit entstammenden Flügel nicht harmonisch mit dem in italienischem Palaststil aufgerichteten Mittelbau verbinden. Meinem eklektischen Kunstgeschmack widerstrebt diese Mischung nicht, ja mir scheint gerade dadurch die Starrheit der Symmetrie, die an dem größeren Vorbild, dem Schloßbau zu Versailles, erkältend auftritt, glücklich überwunden, ohne daß es an einer gewissen einheitlichen Wirkung mangelt. Nun belehrt uns aber die Geschichte, daß für die fragliche Anordnung überhaupt ganz andere Faktoren maßgebend waren. Ein zuverläßiger Gewährsmann, der Beichtvater des Kurfürsten Max Emanuel, P. Pierre de Bretagne, erzählt, daß der Fürst trotz des Widerspruchs der Baumeister nur aus Pietät für seine verstorbene Mutter, die den Mittelbau aufgeführt und bewohnt hatte, dessen Erhaltung anbefahl.

Treten wir über die marmorne Freitreppe in die Empfangsräume des Schlosses ein!

Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, in verödeten Hallen und Gemächern eines umfangreichen Palastes umherzuwandern. Während man den Gang entlang über die schallenden Fliesen dahinschreitet, führt uns das Echo des Fußtritts fast in Versuchung, umzuschauen, ob nicht ein mit Hackenbüchse oder Partisane ausgerüsteter Gardist nachfolge.

Nun treten wir in eins der Prunkgemächer, der Fensterladen wird aufgestoßen, ein Sonnenstrahl fällt herein, im grellen Schein tanzt eine Wolke feinen Staubes. Die Liebesgötter auf dem Deckenfresko lassen sich in ihrem Lächeln nicht beirren, zornig aber scheinen von den Wänden die Ahnen des erlauchten Hauses auf die Eindringlinge zu blicken, fremdartig und doch wieder traulich muthet uns das allen möglichen Geschmacksperioden entstammende Geräth an, hier ein venetianischer Lüster mit blinden Glasperlen, dort ein Ofenschirm mit Napoleonischen Bienen, Meißener Nippes neben einer schwerfälligen Stockuhr, Schlachtenbilder aus den Befreiungskriegen über einem koketten Rosenholztischchen. Wir blicken durch's Fenster in den Park, und die Phantasie versetzt uns in eine jener Nächte voll trunkener Entzückungen, wo Lichterschein, Farbenpracht, der Ruhm, die Künste, die Töne, die Frauen, kurz, wo Alles vereinigt war, was im Menschenherzen den schönen Götterfunken Freude entfacht, — doch ich darf nicht vergessen, daß dem Historiker am allerwenigsten traumseliges Geplauder ansteht, — ich komme zur Sache.

Die Geschichte Nymphenburg's fällt zusammen mit der Geschichte der Fürsten, die dort ihren Wohnsitz aufschlugen. Fast Jeder griff in die bauliche Entwicklung ein; im Allgemeinen aber lassen sich vier Hauptperioden erkennen: die Anfänge des Lustgebäu's bis zum Tode der Kurfürstin Adelaide, der Ausbau von Schloß und Park im französischen Stil unter Max Emanuel, die unter Karl Albert hinzugefügten ergänzenden Bauten und endlich die tiefeingreifende Wandlung, die Schloß und Garten zu Anfang unsres Jahrhunderts erfuhren.

Als Adelaide von Savoyen ihrem Gatten, dem Kurfürsten Ferdinand Maria, das erste Kind geschenkt hatte, kaufte dieser, um der Freude und dem Dank Ausdruck zu geben, am 1. Juli 1663 um 10,000 Gulden die Schwaige Kemnat, die seit hundert Jahren als eine mannsritterlehenbare, geschlossene Hofmark dem Edlen von Gassner gehört hatte, sowie zwei anstoßende Höfe des Klosters Dietramszell und überließ die neuerworbenen Grundstücke seiner Gemahlin, damit sie, einem langgenährten Wunsche entsprechend, nach eigenem Gefallen und Geschmack ein Lustschloß aufführe. Für die Wahl des Platzes war ebenso die Nähe der Hauptstadt, wie der ebene Charakter der Landschaft maßgebend, denn nur auf einer nach allen Seiten unbeschränkten

Fläche, — so ist in d'Argenville's tonangebendem Katechismus konstatirt, — konnte ein fürstlicher Wohnsitz wohlanständig konstruirt werden. Noch im nämlichen Jahre wurde der Grundstein gelegt, der Bau selbst ging jedoch nur langsam von Statten, die Ausgaben bis zum Jahre 1679, dem Todesjahr des Kurfürsten, belaufen sich durchschnittlich nur auf 4000 Gulden jährlich. Bis vor Kurzem war man auf ein paar Rechnungsfragmente, die über den Bau und die dabei beschäftigten Künstler dürftige Aufschlüsse boten, angewiesen; man wußte nicht einmal mit Bestimmtheit, wer den Plan entworfen habe. Erst aus einer jüngst von Gaudenzio Claretta mit Benützung von Familienpapieren verfaßten Biographie Adelheid's erfuhren wir Genaueres. Zuerst wollte die Kurfürstin den Turiner Architekten Grafen Amadeo Castellomonte mit dem Bau betrauen; weil ihr aber die von diesem eingeschickte Skizze nicht gefiel, übertrug sie dem nach München berufenen Bologneser Agostino Barella den Bau des Schlosses, dem sie selbst den Namen Borgo delle nimfe, Nymphenburg, beilegte. Ueberhaupt waren für Bau, Ausschmückung und Einrichtung ein volles Jahrhundert hindurch fast ausschließlich Italiener und Franzosen thätig, nur selten stoßen wir auf Namen von Deutschen, die aber auch nur wieder Schüler der Welschen waren.

Nicht Liebe zur Einsamkeit bewog die Fürsten jenes Zeitalters, zeitweilig ihren Wohnsitz außerhalb der Hauptstadt aufzuschlagen: nur eine glänzendere Fortsetzung höfischen Brauchs war dabei beabsichtigt. Deßhalb wurde auch nach Nymphenburg alsbald ein stattlicher Verbindungsweg mit der Stadt angelegt, eine geradlinige Auffahrt zum Schloß war jedenfalls von vornherein projectirt, ebenso eine ähnliche Avenue auf der Gartenseite; wie hier in gerader Linie das Dorf Piping, so war gegen Norden der Kirchthurm in Schwabing sichtbar. Die zum ersten Stockwerk führende Freitreppe zeigt sich schon auf der ersten bildlichen Darstellung des Schlosses in Wening's malerischer Beschreibung des Churfürstenthums Ober- und Niederbayern, in den Baurechnungen wird sie erst 1714 erwähnt. Im Uebrigen präsentirt sich auf dem genannten Bild nur der jetzige Mittelbau, isolirt und schmucklos. Zur Rechten steht in einiger Entfernung das Kirchlein St. Magdalena, das sich schon damals am Festtag der Heiligen großen Zulaufs aus der Stadt erfreute, zur Linken ein für das Hofgesinde bestimmtes, kleineres Gebäude, und weiter entfernt, von Holzplanken

umgeben, die alte Schwaig, deren Nutzung „hauptsächlich in Feldbau, Gartengewachs, Geflügel und Viehzügl besteht.“ Der Garten scheint wenig umfangreich gewesen zu sein. Schon bevor durch Le Notre's Triumphe der französische Geschmack in ganz Europa zur Herrschaft gelangte, pflegte für fürstliche Gärten der reguläre Stil, den ja schon Pinius auf seinen Villen angewendet hatte, gewählt zu werden. Er bedeutet gleichsam nur ein Hervorschreiten der Architektur aus dem Haus in's Freie, der Garten war nur ein luftiger Salon für die förmlich und feierlich lustwandelnde Gesellschaft. Auch die Natur durfte hier nicht in freier Urwüchsigkeit, sondern mußte in gefälliger Abhängigkeit von der Majestät des Hofes erscheinen. Deshalb wurde der zum Garten bestimmte Landstrich sorglich geebnet und ausgerodet, jedes Blümchen hatte seinen bestimmten Platz in den regelrecht zugeschnittenen Beeten, steife Hecken zogen den geradlinigen Wegen entlang, eine Steinmauer schied das einförmige Parterre vom weithin sich dehnenden Forst.

Nach dem Tode Adelaidens und ihres Gatten verflossen zwei Jahrzehnte, ehe der Nachfolger Max Emanuel auf Nymphenburg sein Augenmerk richtete. Erst nach der Rückkehr aus den Niederlanden beschloß er plötzlich den bisher eifrig betriebenen Ausbau Schleißheim's einzustellen und beträchtlichere Mittel auf die Verschönerung der Schöpfung seiner Mutter zu verwenden. Während 1701 nur die bescheidene Summe von 698 fl. 35 Xr. für Nymphenburg verausgabt wurde, steigen die Kosten im nächsten Jahr einschließlich der Kanalanlagen auf 38,286 fl. 37 Xr. 2 Hl. Aehnliche Summen erscheinen in den Rechnungen der beiden nächsten Jahre. Nach der unglücklichen Schlacht bei Höchstädt stockte natürlich auch der Bau des kurfürstlichen Schlosses; nach der Rückkehr des Kurfürsten aus zehnjähriger Verbannung wurde aber damit fortgefahren, von 1714 bis 1718 beliefen sich die Kosten ungefähr auf 400,000 Gulden.

Als zur Feier der Verbindung des Kurprinzen Karl Albert mit der österreichischen Erzherzogin Maria Amalia 1722 mehrere Wochen hindurch glänzende Feste veranstaltet wurden, verfaßte — charakteristisch für das Zeitalter — der kurfürstliche Beichtvater, P. Pierre de Bretagne, eine panegyrische Schilderung aller Opern, Jagden, Bälle u. s. w. und verband damit eine überaus dankenswerthe Beschreibung der kurfürstlichen Schlösser, welche die Scene

für den Festzauber boten. Als erwünschte Beilage dienen treffliche Stiche des kurfürstlichen Gartenbauingenieurs Diesel. Wort und Bild unterrichten uns, daß sich die Physiognomie des eigentlichen Schlosses seither nicht mehr wesentlich verändert hat. An den alten Mittelbau reihten sich bereits auf jeder Seite, durch schmale Galerien verbunden, drei niedrigere Pavillons; die auf dem Stich sichtbaren großen Flügelbauten kamen in der projektirten Gestalt nicht zur Ausführung. Den Bau leitete Giovanni Viscardi, der, schon in jungen Jahren in bayrische Dienste gezogen, 1678 zum Hofmaurermeister, 1688 zum Hofarchitekten ernannt worden war; sein Werk ist u. A. auch die Klosterkirche zu Fürstenfeld. Seit 1718 führte Baumeister Effner, der früher im Verein mit Zuccali am Schleißheimer Schloßbau beschäftigt gewesen war, in Nymphenburg die Oberleitung. Der Mittelbau erhielt durch den Pariser Stuccator Dubut geschmackvollen Zierrath. Den seither durch andere Fresken ersetzten Wandgemälden zollt P. Pierre begeistertes Lob. Ueber dies biete sich vom Grand Salon eine Aussicht, wie an wenig anderen Punkten der Erde; über reizende Gartenanlagen und Wasserwerke hinweg öffnet sich eine Landschaft, anmuthig wie ein Gesang der Georgica, und majestätisch heiter schließen die blauen Berge das Panorama ab. Die Familienporträts waren größtentheils von dem gefeierten Vivien, dem Schüler Lebrun's, gemalt; um den Besitz des Künstlers geriethen sogar die Brüder Max Emanuel und Josef Klemens in ernstlichen Streit. Allenthalben gab es hohe Spiegel, Marmorcheminets, schwere Seidenvorhänge, japanesische Tapeten, reich vergoldete und gestickte Möbel, sodaß sogar die an den Glanz der Hofburg gewohnte Erzherzogin „starr vor Bewunderung" wurde. Unvergleichlichen Reiz lieh der langen Flucht von Sälen und Kabineten eine reiche Sammlung von Gemälden, Meisterwerken der Kunst, die Max Emanuel theils während seines Aufenthalts in Brüssel, theils bei Ausflügen nach Venedig erworben hatte. Viele von diesen Teniers, Rubens, Breughel, Salvatore Rosa &c., die P. Pierre namhaft macht, sind uns wohlbekannt; sie sind heute der Stolz und die Zierde der Münchener Pinakothek. Nicht so erfreulich wirkt, was von den damals in Nymphenburg selbst geschaffenen Gemälden erhalten ist. Sie scheinen mir im Allgemeinen wenig Ausdruck und Charakter zu haben, die Farbe ist kraftlos, die Komposition theatralisch. Glücklichere dekorative Wirkung erreicht der Venetianer Amigoni, der u. A. das große, durch virtuose

Lichtheit und Klarheit des Kolorits ausgezeichnete Deckengemälde des Salon in der Badenburg malte. Zartheit und Durchsichtigkeit der Farbe rühmte man auch an den Arbeiten des Nicolas Bertin, der das Deckenbild im Badezimmer um den ansehnlichen Preis von 1500 Gulden herstellte. Zahlreiche Gemälde in Nymphenburg stammen von dem schon unter Kurfürstin Adelaide nach München berufenen Antonio Triva, einem Schüler Guercino's; er erhielt kontraktmäßig für eine ganze Figur 60, für eine halbe 30 Gulden, was ihm in sechs Jahren die stattliche Summe von 11,128 fl. 36 Xr. einbrachte. Stillleben malte der bayrische Hofmaler Franz von Hamilton. Der Münchener Joachim Franz Beich, den man in Schleißheim als Schlachtenmaler kennen lernen kann, schmückte in Nymphenburg die Galerien mit Veduten bayrischer Lustschlösser in Dughet's Manier. Landschaften und Schlachten malte auch der aus den Niederlanden berufene Dominique Nollet, dem zugleich die Obhut über alle Kunstsammlungen des Kurfürsten anvertraut war.

Während sich demnach in den inneren Räumen eine Geschmacksrichtung von internationalem Charakter kundgab, gelangte das französische Rokoko im ansehnlich erweiterten Garten ganz und voll zur Herrschaft. Man wird die Diesel'schen Stiche, die uns ein getreues Konterfei dieser Herrlichkeiten bieten, nicht ohne getheilte Empfindung betrachten können. Die Architektur schüttelt alle konstruktiven Formen kaleidoskop-artig durch einander, die Plastik verirrt sich in's Gebiet der Malerei, Manierirtheit und Koquetterie treten an allen den Allegorien und Apotheosen, wenn man die Einzelwirkung in's Auge faßt, störend hervor, allein das Neben- und Miteinander der Schwesterkünste entbehrt trotz alledem eines eigenthümlichen Zaubers nicht — man braucht nur an die Ueberreste der künstlerischen Hungerperiode des Klassicismus heranzutreten, um rasch zur Ueberzeugung bekehrt zu sein, daß im pittoresken Rokoko ein frischerer Odem weht, mag er auch mit einem Bischen Parfum versetzt sein.

Den Unterschied zwischen den französischen und den englischen oder vielmehr chinesischen Gärten charakterisirt Schopenhauer dahin, daß diese in objectivem, jene in subjectivem Sinne angelegt sind, daß in diesen der Wille der Natur zu möglichst reinem Ausdruck gebracht, in jenen aber durch den Willen des Besitzers unterjocht ist, sodaß die Natur statt ihrer eigenen Ideen Abzeichen der

Sklaverei zu tragen gezwungen ist. Anmuthig vergleicht Tieck den regelmäßigen Garten mit einem Calderon'schen, den englischen Park mit einem Shakespeare'schen Lustspiel: hier scheinbare Willkür, von einem unsichtbaren Geist der Ordnung geleitet, gefällige, natürliche Grazie, dort künstliche Form, Entfernung alles unmittelbar an Natur Erinnernden, heiteres, aber zugleich feierliches Pathos.

Das unmittelbar hinter dem Schloß angelegte grand parterre glich einem mit buntfarbigem Teppich geschmückten Empfangssaal. In Zeichnung grotesker Schnörkel innerhalb der symmetrisch abgesteckte Beete, sowie in Malerei mit Farben und Schattirungen der Blumen konnte der Gartenkünstler seine Phantasie zeigen. Marmorvasen und Statuen schmückten, Wasserkünste belebten den heiteren Raum. In der Mitte sprang eine große Fontäne. Eine Flora, über deren Haupt ein Genius die Krone hob, Tritone und Amoretten zierten das breite Bassin. Die im Garten zerstreuten Skulpturen waren größtentheils Arbeiten des Bildhauers und Gießers Wilhelm de Groff, der 1716 aus Paris nach München berufen wurde und hier eine großartige Thätigkeit entfaltete. Welch originelle Grazie dem niederländischen Meister zu Gebote stand, läßt sich heute nur noch — der Schmuck des Bassins mußte ja längst einer neuen Mode weichen, — an zwei Figürchen erkennen, die wenig passend in Brunnenschalen des Salon in der Badenburg angebracht sind; sie wurden dem Vernehmen nach aus dem „Baustadel“ unlängst dahin versetzt. Ein Blick auf Beich's Vedute belehrt, daß diese Amoretten ehedem der Brunnengruppe angehörten. Wer doch den Zauberspruch wüßte, der zu jenem mysteriösen Baustadel, wo vielleicht noch andere Gefährten der reizenden Kleinen in Dunkelhaft stecken, den Eingang erschlösse!

Sowohl in Mitten, als zu beiden Seiten des Parterre liefen breite Wege, auf welchen sich der Corso der Karossen und Sänften entfalten konnte. Mauerförmigen Abschluß bildeten geradlinige Taxuswände, über welche die zu Kugeln und Pyramiden verschnittenen Baumkronen hervorragten. Engere Wege führten von hier aus nach den verschiedenen Theilen des Gartens, Mittelpunkt der ganzen symmetrischen Anlage ist das Parterre. Nach heutigen Begriffen wird solche Gleichförmigkeit als peinliche Einförmigkeit angesehen, aber in Vielem wird man dem eifrigen Vertheidiger des französischen Geschmacks in Tieck's Phantasus nicht Unrecht geben können. Es mochte sich ganz behaglich promeniren unter den

dichtverschlungenen Laubgewinden; in anmuthigem Wechsel boten sich Ruhebänke, Trophäen und Statuen dar, bald führte der Weg zu einer von bunten Vögeln belebten Volière, bald ließ sich unvermuthet das Sprudeln einer Quelle vernehmen, wie die Stimme eines lang entbehrten Freundes. Unter den Statuen galten als die schönsten diejenigen des Giuseppe Volpini, wahrscheinlich eines Sohnes des berühmten Mailänder Künstlers gleichen Namens, dessen Meisterwerke die Certosa bei Pavia besitzt. Noch andere Ueberraschungen bot die Promenade unter den Laubgängen. In lauschiger Stille that sich ein natürliches Theater auf, dessen Kulissen nur aus Taxushecken gebildet waren. Ein andrer Rasenplatz diente dem jeu de passes, einer Art Croquetspiel, das, wie Pater Pierre erzählt, Kurfürst Max Emanuel selbst erfunden hatte. Ein frischer Hagebuchenhain geleitete von hier zu einer für das jeu de quilles, das Kegelspiel bestimmten Terasse. Und überall rauscht und rieselt es von natürlichen Brunnen und burlesken Wasserkünsten. Auch das Mailspiel war beliebt, jedoch endete es, wie der Beichtvater berichtet, selten ohne Disput, — man möchte gar nicht für möglich halten, daß diese Herren in gesticktem Degenkleid und diese in breiten Krinolinen und hohen Frisuren prangenden Damen jemals zanken konnten! Als Ruheort für die durch das Mailspiel Ermüdeten wurde 1716 die Maison des Indes oder Pagodenburg gebaut, ein zierlicher Pavillon in Form eines Malteserkreuzes, wozu Max Emanuel selbst den Plan gezeichnet hatte. Das Innere war, wie es dem Namen und dem Zeitgeschmack entsprach, wie eine indische Pagode ausgeschmückt. Im Hauptsalon waren der Estrich mit rothem und weißem Marmor, die Wände mit Porzellanplatten ausgelegt, die Ornamente und Figuren „auf indianische Art“ in den Jahren 1717—1718 durch den Kammermaler Gumpp, der einer in Tirol und Bayern weitverzweigten Künstlerfamilie angehörte, hergestellt.

Die Perle des Lustgartens war die 1718 erbaute Badenburg, ein Sommerhaus, leicht und luftig, wie ein flüchtiger Liebesgedanke. Als „Meisterwerk der Kunst“ preist es begeistert der offenbar nicht rigorose Gewissensrath des Kurfürsten. Sogar der grämliche Nikolai nennt es „ein in seiner Art vollendetes Kunstwerk in bester sanfter Eurythmie.“ Heute freilich ist das Schlößchen fast alles architektonischen und plastischen Schmuckes beraubt, auch das Innere ist kahl und öd. Damals führte von einem hell-

blinkenden Schwanenteich eine Freitreppe zum Salon. Außer den Fresken von Amigoni und Bertin strotzten alle Räume von plastischem Bildschmuck in Metall, Marmor und Stucko. Eine berühmte Gruppe der Jahreszeiten, die fein individualisirten Frauenköpfe im Badekabinet, die Basreliefs, Festons und andrer Zierrath waren Arbeiten des Claudius Dubut. Dieser Pariser Bildhauer — bei Kunstwerken der Vergangenheit darf man ja vom Preis sprechen — bezog die höchste Gage am kurfürstlichen Hofe, 300 Gulden monatlich, während de Groff 250, Volpini 240, der einheimische Meister Beich nur 16 Gulden bezog; es finden sich aber für alle diese Künstler noch einzelne Posten für specielle Leistungen in den Hofbauamtsrechnungen. Vor dem Eingang in den Pavillon waren Sphinxe aufgestellt, was Nikolai zur gesuchten Erklärung Anlaß giebt, der Künstler habe damit den in Ueppigkeit versunkenen Fürsten zum Nachdenken über sich selbst ermahnen wollen. Auf der entgegengesetzten Seite führte unmittelbar aus den mit allem erdenklichen sinnlichen Zauber ausgestatteten Baderäumen eine Marmorterasse auf ein lauschiges Rosenparterre, das von dichten Laubgängen umschlossen war.

„Es war mir schrecklich, zu hören," schreibt Nikolai, — wir glauben ihn vor uns zu sehen, wie er voll frommer Entrüstung den Blick aufwärts richtet, — „daß eben der Kurfürst Max Emanuel, welcher das Badhaus bauete, auch die (Magdalenen-) Kapelle aufführen ließ." Solches Nebeneinander von Kontrasten war jedoch in den Fürstengärten jener Periode überhaupt nichts Ungewöhnliches; neben dem Tanzsaal baute man eine Einsiedelei, mitten in blühenden Rosenhag ein Beinhaus. Allerdings war auch hierbei nur eine sinnliche Wirkung berechnet, „les extremes se touchent" und insbesondere in jener Welt berührten sich nachbarlich Frivolität und Ascetik, Kapri und Pathmos. Die Kavaliere und Damen bereiteten sich zu Religionsübungen, „pour faire leur salut," wie zu weltlichen Festen, es war nur ein changement des coulisses, eine minutiöse Etiquette war hier wie dort erstes Gebot. Uebrigens ist die als künstliche Ruine aufgeführte Kapelle zwar unter Max Emanuel begonnen, aber erst unter seinem Nachfolger vollendet. Die theatralischen Scenen aus dem Leben der heiligen Büßerin sind von dem Münchener Nikolaus Stuber gemalt. Als seltenes Kleinod galt das noch vorhandene Krucifix aus Narval. Das schöne Eisengitter ist von dem Pariser Schlosser Mottée ge-

fertigt, der für die eigene Arbeit allein 3520 Gulden erhielt. Am Tag der hl. Magdalena 1728 wurde die Kapelle von Klemens August, Kurfürsten und Erzbischof von Köln, dem zweitältesten Sohn Max Emanuels, eingeweiht. Der Reisende Keysler, der ein Jahr später Nymphenburg besuchte, weiß zu erzählen, daß es gelegentlich der Eröffnungsfeier gar lustig herging, sodaß u. A. für 200 Thaler Trinkgeschirre zerschlagen wurden.

Den Abschluß der eigentlichen Gartenanlage gegen Norden bildete die große Kaskade. In zwei Absätzen rauschte hier der Kanal in Becken von buntfarbigem Marmor; Flußgötter, Tritone und Delphine spendeten Wasserstrahlen, an beiden Seiten erhoben sich auch hier hohe Taxuswände, die auf Diesel's Stichen erscheinenden Arkaden wurden nicht gebaut. Der Entwurf zur Kaskade rührte von dem französischen Maler François Roëttier her, die Ausführung leitete der Fontanier Girard, dem ein eigener Dolmetsch, Peter de Cler, zur Verfügung gestellt war.

Von der damals vielbewunderten Kaskade aus durchzog, von Hecken begleitet, der Kanal pfeilgerade den Garten. Ein acht Meilen im Umfang messender Wald schloß sich unmittelbar an. Hier wurden die großen Parforcejagden abgehalten, für die kleine Jagd boten die südlich gelegenen, mit niedrigem Gebüsch besetzten Felder reiche Beute. „Die umbliegenden Waldungen", heißt es in einem Festbericht von 1727, „lassen ihr geflügelte Inwohner von fruhe Morgen bis in die Nacht auf die umb dieses Schloß herumb gesetzte Bäume wandern und mit ihrem annemblichsten Gesang allda eine Erquickung machen; die Hirschen, Wildstuck und Wildschwein seynd in solcher Menge herumb, daß sie selbsten sich im freyen Feld genugsamb sehen lassen, Rebhühner und Wildtauben fliegen fast selbst an die Flinten." Namentlich das Fest des hl. Hubertus am 3. November jeden Jahres wurde durch große Jagden gefeiert. Morgens wohnte der ganze Hof einem Hochamt bei, die von der kurfürstlichen Kapelle aufgeführte Messe war von dem in München angestellten Maëstro Torri komponirt. Ausschließlich Jagdinstrumente begleiteten mit Fanfaren den Gesang; leider scheint die originelle Komposition verloren gegangen zu sein. Nach der Messe stieg Alles zu Pferd, die Hirschjagd begann und endete mit stürmischem Hallali. Dann gab es große Tafel im Salon; bei jedem Trinkspruch erklangen vom Garten her Jagdfanfaren. Als denkwürdiges Ereigniß galt es, wenn nach der Mahlzeit ein dunkel-

farbiges Getränk, Café, in chinesischen Schalen präsentirt wurde; nur die beherztesten Nimrode aber vermaßen sich, „Tabak zu trinken.“

Bei nächtlichem Korso waren die Bassins und Kanäle durch schwimmende Lichter erhellt, von Baum zu Baum schwangen sich strahlende Guirlanden, der ganze Mittelraum glich, indem die Beleuchtung der Zeichnung der Beete angepaßt war, einem ungeheuren Strauß von Feuerblumen. Und wenn die Girandola niedergeprasselt war, und nur noch das Mondlicht wie heller Schnee auf den Rasenflächen blinkte und die Fontänen leuchtende Silberkränze emporwarfen, bestieg die geputzte Gesellschaft die Barken — in den Listen der Hofdiener sind zahlreiche Gondoliers aufgeführt — und ein unsichtbares Orchester ließ feierliche Weisen ertönen. Wie stolz paradirte der Herr Botschafter aus Flachsenfingen, — der wohlgeborne Herr Komizialsekretarius erklärte seiner hochbusigen Schönen, wie alle Statuen „so überaus fürtrefflich in Ordnung gestellet sind,“ — scherzend, zürnend, seufzend folgte manch verliebtes junges Paar. Zur Winterszeit gab es Schlittenfahrten in Park und Umgebung. Die zierlichen Gefährte und Geschirre, die uns noch erhalten sind, verrathen, welch geschmackvolle Pracht bei diesen Festen verschwendet ward. Abends versammelten sich die geladenen Gäste im grand salon zum Tanz; der anmuthige Brauch des Jahrhunderts, daß die Damen ihre Tänzer wählten, kam der Kunst Terpsichorens trefflich zu Statten. Hierher kamen auch phantastische Abenteurer, Todtenbeschwörer und Goldmacher, die den bedrängten Finanzmännern mit Goldträumen, den Damen mit Nativitäterklärungen die Köpfe verdrehten, bis ihnen plötzlich gemessener Befehl zuging, ihre Destillirkolben und magischen Spiegel, Gespenster and Dämonen wieder einzupacken und schleunig das Weite zu suchen. Hierher kam auch in den ersten Jahren der Regierung Karl Albert's der galante Pölnitz, der in seiner Jugend am Hofe der Mutter des Herzogs von Orleans eine gewisse Rolle gespielt hatte und später, verachtet und gehudelt, aber doch geduldet, der Oberintendant der kleinen Zerstreuungen verschiedener deutscher Fürsten war. In der Beschreibung seiner Reisen rühmt er Nymphenburg als das Muster eines fürstlichen Prunkwohnsitzes. „Nach dem Garten zu Versailles ist keiner prächtiger und schöner angelegt als dieser.“

Karl Albert bevorzugte Nymphenburg vor allen übrigen Lustschlössern, ja diese Gunst flößte sogar, wie Keysler 1729 in Er-

fahrung brachte, den Münchnern einigermaßen Besorgniß ein; sie fürchteten, daß in Folge der vom Kurfürsten beabsichtigten Vergrößerung seines Lieblingsaufenthalts ihre Stadt überflügelt werden könnte. Der Kurfürst scheint sich wirklich mit solchen Plänen befaßt zu haben. Wenigstens befindet sich unter gräflich Preising'schen Schriftstücken im Reichsarchiv eine bis auf Unterschrift und Siegel fertig gestellte undatirte Urkunde, wodurch einer zwischen München und Nymphenburg anzulegenden „Karlstadt" Stadtrecht verliehen werden soll. Mannigfaltige Begünstigungen sollen den Kolonen, die hier Bürgerrecht nehmen, zugestanden werden, unbeschränkte Freiheit in Ausübung von Gewerbe und Handel, Befreiung von allen Zöllen, freie Wahl der städtischen Behörden u. s. w. Veröffentlicht wurde eine derartige Einladung nicht. Es ist jedoch in einem Schriftstück vom 20. November 1729 von Gründen „in der sogenannten Carlstadt zu Nimpfenburg" die Rede. Franz Christof Hieber, ein Schwager des berühmten Geschichtsforschers Andreas Felix von Oefele, Hofkontrolor und Eigenthümer einer „Tafern- und freien Bäckenstattsbehausung" — jetzt Wirthschaft „zum Kontrolor" — erbaute auf einem ihm vom Kurfürsten geschenkten Platz „die erste Behausung in dero daselbst vorgehabten Statt Karlstatt."

Auch die Kurfürstin hielt sich am liebsten in Nymphenburg auf. Sie war eine leidenschaftliche Jägerin, in grüner Mannskleidung, eine kleine Perrücke auf dem Haupt, pflegte sie schon mit Tagesanbruch in den Forst zu reiten, um einer Reihebeize oder einem Fuchsprellen beizuwohnen. Treffliche, von Desmarées gemalte Porträts des Kurfürsten und nachmaligen Kaisers und seiner Gemahlin im Jagdkostüm schmücken noch heute den gelben Salon in der Amalienburg, ein anderes Gemach ist mit zahlreichen Jagdbildern von Horemans ausgestattet. Dem zum „Konversationsmaler" ernannten Niederländer gefiel es in München so gut, daß er sich als Bürger aufnehmen ließ und die lockendsten Einladungen andrer Höfe ausschlug.

Die Amalienburg wurde, wie der Name sagt, der Kurfürstin zu Ehren 1734 nach dem Plane des Hofbaumeisters Cuvillies aufgeführt. Ringsumher lief ein Fasangarten; von der auf der äußeren Seite der Salonkuppel angebrachten Galerie aus schoß die Kurfürstin die aufgejagten Fasanen im Flug. Wie ja die Bauten Cuvillies' überhaupt, der Preysing'sche, der Törring'sche

Palast, das Museum, das Residenztheater rc. zu den glücklichsten Schöpfungen des Rokoko zählen, so darf auch der Amalienburg, insbesondere der inneren Ausschmückung das freudigste Lob gezollt werden. Der erwähnte, mit versilberten Ornamenten auf gelben Seidentapeten reich dekorirte Saal, sowie der anstoßende, mit Schnitzwerk auf duftig blauem Grunde geschmückte Spiegelsaal sind den vielbewunderten Prunkgemächern des Hotel Soubise ebenbürtig. Nirgend ist eine „organische Belebung des Rahmens" so gelungen, wie in der Ornamentik dieser Räume. Auch was sonst von der alten Ausstattung erhalten ist, — es sei nur an die reizende kleine Hängeuhr erinnert, — steht auf hoher Stufe technischer Vollendung.

Das Schloß selbst wurde durch Karl Albert ansehnlich erweitert. Zur Rechten des Mittelstocks wurden für die Hofkavaliere, zur Linken für französische Nonnen vom Orden Notre Dame neue Flügel aufgeführt. Auch ein zum Jagdschlößchen Neuhausen führender Kanal wurde in den Jahren 1728—1730 angelegt.

So glich das Leben in Nymphenburg einem beständigen Fest. Die geradlinigen Taxuswände und Alleen waren gleichsam die Pulsadern einer nicht bedeutenden, aber prächtig schimmernden Welt. Ein jährlich ausgegebener Hofkalender schrieb genau vor, wann sich der Hof zu den einzelnen Solennitäten zu versammeln, dem colloquio pastorale beizuwohnen oder die Kirche auferbaulichst processionaliter zu besuchen habe, „wobei pünktlichst nach des Kurhauses Etiquett und Observanz zu verfahren."

Es begreift sich leicht, daß der Geschichtschreiber der Mark Brandenburg, Gercken, der 1764 nach Nymphenburg kam, verwundert die Frage aufwirft: Wie war es den Fürsten eines verhältnißmäßig kleinen Landes möglich, den zu solchen Lustbauten erforderlichen Aufwand zu bestreiten? Zur Aufklärung kann darauf hingewiesen werden, daß nicht bloß die Einnahmen aus reichen Domänen zur Verfügung standen, sondern, wie fast allen deutschen Fürstenkassen, auch dem Münchner Hof aus Frankreich große Summen zuflossen. Diese Thatsache kann nur bedauert, nicht in Abrede gestellt werden. Dagegen hat die jüngste Forschung den angeblich zu Nymphenburg im Mai 1741 unterzeichneten Vertrag, wonach Kurfürst Karl Albert die Hilfe Frankreichs durch Abtretung der deutschen Westgrenze schimpflich erkauft hätte, als Fälschung aus der Geschichte gestrichen. Allerdings kam in jenen Tagen der

Botschafter Frankreichs, Graf Belliste, der „Fürst der Jugend“, wie ihn höfische Schmeichelei nannte, nach Nymphenburg und wurde mit fürstlichen Ehren aufgenommen, aber es galt nur, die Vorkehrungen zum Krieg mit Oesterreich zu berathen. Mit Spanien aber wurde in Nymphenburg in diesen Tagen, — deshalb war auch als Vertreter Sr. Katholischen Majestät Graf Montijo eingetroffen, — ein Schutz- und Trutzbündniß vereinbart.

Wie wenig Glück die Verbindung mit den Fremden dem nach der Kaiserkrone greifenden Wittelsbacher brachte, ist bekannt. Bald fielen auf den bunten Festreigen düstere Schatten. Der ungarische Reitergeneral Menzel besetzte die Hauptstadt des ohnmächtigen Kaisers, und in Schloß und Park zu Nymphenburg tummelte sich wüstes Steppenvolk.

Nach dem Tode Karl's VII. faßte der Sohn angesichts der rauchenden Dörfer und zerstampften Saatfelder, ohne das politische Für und Wider lange abzuwägen, den Entschluß, Frieden zu machen. Ihm blieb es Zeitlebens eine wahre Herzenssorge, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, Arbeitsgeist, Sittlichkeit, Aufklärung zu fördern. Nymphenburg zeigte seit dem Regierungsantritt dieses edlen Trägers wahren Menschenthums eine gänzlich veränderte Physiognomie. Zwar wurden auch jetzt noch bei besonderem Anlaß glänzende Feste veranstaltet, aber in Vielem, was in und für Nymphenburg geschaffen wurde, trat der nüchterne, praktische deutsche Sinn des Fürsten zu Tage. Im sogenannten grünen Zimmer des Schlosses hängt ein vom älteren Dorner gemaltes Bild, das uns den Kurfürsten zeigt, wie er an der Drehbank arbeitet, sein Freund, der aufgeklärte Graf Salern, steht ihm zur Seite. In der Eremitage sieht man noch mehrere vom Kurfürsten hergestellte kunstvolle Schnitzwerke. Charakteristisch ist auch die Vorliebe des Fürsten für die Biber, denen er im Schloßpark ein paar Häuschen einrichten ließ. Wo früher nur eine Heimstätte welscher Pracht, errichtete er 1758 eine Porzellanfabrik. Die Versuche eines Münchner Töpfers, Josef Niedermayer, aus bayrischer Erde Parzellan zu gewinnen, gaben den Anstoß zu dem Unternehmen, das sich unter der Leitung des Akademiepräsidenten Grafen von Haimhausen raschen Aufschwungs erfreute. Eine Zeit lang waren 200 Arbeiter beschäftigt, man gab sich allen Ernstes der Erwartung hin, mit Meißen in Konkurrenz treten zu können, aber

die spätere Entwicklung des Instituts entsprach nicht völlig so hoffnungsvollen Anfängen.

Während Wissenschaft und Kultur unter der Regierung des Friedensfürsten Max Josef die erfreulichsten Fortschritte aufweisen, ist in der künstlerischen Produktion eher ein Rückschritt erkennbar. Die Unparteilichkeit zwingt zum Geständniß, daß gerade von dem Zeitpunkt an, da fast ausschließlich nur noch deutsche Künstler beschäftigt waren, eine Minderung des künstlerischen Werthes der Leistungen hervortritt. Die Beweise bieten sich auch in Nymphenburg dar. Die Stuccaturarbeiten des Johann Zimmermann aus Steingaden sind ohne Zweifel vortrefflich, aber Niemand wird das gleiche Lob den im großen Empfangssaal vom nämlichen Künstler ausgeführten Fresken zugestehen wollen. In Rubens Manier, aber eben nur manierirt, malte Johann Schöpf zahlreiche Bilder für die kurfürstlichen Schlösser. Auf noch niedrigerer Stufe stehen die Fresken des Tirolers Josef Mölck, der seinen Namen, damit nur ja die Nachwelt dessen nicht verlustig gehe, mit fingerlangen Buchstaben auf alle Wände pinselte. Zahlreiche Ansichten von Jagden und Seefahrten sind von Josef Stephan, einem Schüler Watterschot's, gemalt, erfreulichere Genres von Jakob Dorner, dem Vater des Landschaftsmalers. Während aber die deutsche Kunst selbst noch darniederlag, vollzog sich eine Neuerung, die nicht wenig dazu beitrug, einen Aufschwung herbeizuführen. Bisher waren die von kunstsinnigen Fürsten gesammelten Meisterwerke in den Lustschlössern untergebracht, wo sie nur den geladenen Gästen und wenigen bevorzugten Liebhabern zum Genuße dienten. Dagegen beschloß Kurfürst Karl Theodor, dem edlen Beispiel anderer Mäcene folgend, seine Schätze für Jedermann, auch den Geringsten seines Volkes zugänglich zu machen, und ließ für die reiche Sammlung, der auch die besten Stücke des Nymphenburger Inventars eingereiht wurden, ein eigenes Haus an der Nordseite des Hofgartens errichten.

Ueberhaupt dankt München gerade diesem Fürsten, der sich in den wenig ehrenvollen Tauschhandel mit dem Wiener Hofe einließ und deßhalb von den Bürgern mit scheelen Blicken betrachtet wurde, die ersprießlichsten Wohlthaten. Er hob die Festungseigenschaft der Stadt auf und schaffte durch Niederlegung der Wälle und Bastionen Luft und Licht, er ist der Schöpfer des englischen Gartens, er verwandelte den Hofgarten neben seiner Residenz in

ine öffentliche Anlage, er gestattete auch zuerst zum Nymphenburger Park freien Zutritt. Jetzt fand hier auch der schlichte Wanderer, wie Westenrieder mit wunderlichen Worten der Rührung preist, „Pracht der Majestät, naives Lächeln der Grazien, Freude und Ermunterung und stilles Sehnen und Ausruhen der schweigenden Melancholie.“ Zumal Sonntags gehörte jetzt das fürstliche Lustgebäu dem Volk. Mit kühn geschweiftem Hut und apfelgrünem Bratenrock angethan, promenirte Herr Biedermayer in den holländischen Parterres, Frau Apollonia bewunderte die in den Berceaux stolzierenden Pfauen und Fasanen, und die rundlichen Kleinen jubelten vor Freude, wenn sie im Thiergarten, der seit 1780 in der Nähe des Schlosses angelegt war, die zahmen Hirsche füttern durften.

Nikolai, der 1781 hierher kam, kann zwar nicht umhin, den Prachtbauten mit grämlicher Miene Lob zu spenden, fügt aber hinzu: „Wenn ich zuweilen einen Blick neben der Allee auf das Land that und sah, wie kaum die Hälfte davon bebaut war, so klopfte mir das Herz.“ Der Vorwurf an sich ist nicht unbegründet, allein man darf daraus nicht übertriebene Folgerungen ziehen. Freilich darbten auch als Nachbarn dieses fürstlichen Prachtwohnsitzes arme Leute in schlechten Hütten, aber einen eigentlichen Pauperismus, eine Massenarmuth, gab es in den gesegneten bayerischen Landen nicht. Deßhalb rüttelte auch nie der Sturm einer Revolution an den Pforten dieses Klein-Versailles; es blieb ihm erspart, durch Frevelthaten eines entmenschten Pöbels eine traurige Berühmtheit zu erlangen.

Zwar blieb auch diese Schöpfung der absolutistischen Aera vom Geist der neuen Zeit nicht unberührt, aber die Wandlung war eine friedliche und freundliche. Die Rückkehr zur antiken Tradition, die sich an der Wende unsres Jahrhunderts in Zierrath und Einrichtung der inneren Räume vollzog, möchte kaum als eine gesunde, glückliche Entwicklungsphase zu bezeichnen sein. Die antikisirende Richtung der napoleonischen Aera entbehrt nicht einer gewissen feierlichen Würde; da man aber über ein konventionelles Formenschema nicht hinauskam, wirkt die Imitation des edlen Vorbilds nüchtern und trocken, insbesondere am Hausgeräth von rein architektonischer Disposition.

Inzwischen ergriff aber draußen eine fröhliche Revolution Busch und Hain. Auf allen Linien war der Kampf gegen den französischen Geschmack in der Gartenkunst eröffnet worden.

Milton's Schilderung des Gartens Eden, die Satiren Addison's und Pope's und die Anweisungen des Malers Kent hatten zur Ueberzeugung bekehrt, daß der Garten eine Landschaft im Kleinen sein soll, daß Abwechslung der Scenerie vor ängstlich ausstudierter Geputztheit den Vorzug verdiene, daß auch in dieser Kunst das schönste Ziel erreicht sei, wenn sie wieder als Natur, aber in edelster Form auftritt.

1804 gab Kurfürst Max Joseph dem Hofgartenintendanten Friedrich Ludwig Sckell den Auftrag, den französischen Garten zu Nymphenburg in einen Park in modernem Geschmack umzuwandeln. Sckell, der zweifellos zu den tüchtigsten Meistern seines Faches zählt, trat nicht als prinzipieller Gegner der alten symmetrischen Kunst gegenüber; er behielt den in großem Stil angelegten Mittelgrund mit den majestätischen Alleen, dem geradlinigen Kanal und der terassenförmig aufgebauten Kaskade bei. Indem aber Busch und Baum nicht mehr beschnitten und zu kleinlichem Spiel mißbraucht werden, ergiebt sich von selbst ein harmonischer Uebergang zu den Anlagen im sogenannten Landschaftstil. Wie verstand Sckell mit Bäumen, Wiesen und Wasserflächen zu malen! In reichem Wechsel und doch voll anmuthiger Ruhe ziehen die ländlichen Bilder an uns vorüber. Durch glückliche Verbindung von geometrischen und Naturformen, Anlage von Hügeln voll Schwung und Leichtigkeit, sorgfältige Auswahl der Baum- und Straucharten ist für schlichte, nichtsdestominder entzückende Ueberraschungen gesorgt. Bald wird das Auge durch Kontraste, bald durch sanfte Verbindungen erfreut. Laubholz voll Farbe und Rundung unterbricht an glücklichster Stelle das ernste Tannendickicht, die dunkelblättrige Rothbuche, die saftig grüne Hainbuche, die schlanke Fichte, die bewegliche Esche, — Eins steigert die Schönheit und den Reiz des Andern. Und wenn irgendwo, so ist hier das Wasser die Seele des Gartens. Spiegelklare Bäche und springende Brunnen bringen Leben und Bewegung in die Natur. Wer an mildem Sommerabend längs dem größeren See den mit durchsichtigem Strauchwerk umsäumten Uferweg wandelt, wird frohen Muthes bekennen, daß hier Lessing's Wort zur That ward:

„Wenn Kunst sich in Natur verwandelt,
So hat Natur und Kunst gehandelt!" —

Doch die Chronik hat nicht bloß von friedlichen Arbeiten im Dienste der Schönheit zu berichten; auch von den seit der großen

Revolution immer wieder entfachten Kriegen blieb Nymphenburg nicht verschont.

Als im Juni 1800 Moreau's Armee München besetzte, wurde das Hauptquartier nach Nymphenburg verlegt. Auch aus diesem Schloß wurden, wie aus der kurfürstlichen Residenz zu München, werthvolle Kunstschätze entführt; auf die Klagen und Beschwerden der Beamten erwiderte der zum Stadtkommandanten bestellte General Desolle: „Es kann nicht die Rede sein von Bedingungen und Schwierigkeiten zwischen Sieger und Besiegten; der Erste befiehlt, der Andere gehorcht gutwillig oder weicht der Gewalt!" Die französischen Offiziere thaten sich in den Palästen der Stadt auf Kosten der entflohenen Wirthe gütlich und veranstalteten Tag für Tag Gelage und Feste. Moreau dagegen blieb einsam in Nymphenburg. Sein einziges Vergnügen war frühmorgens die Pürschjagd. Den ganzen Tag widmete er der Arbeit, nicht bloß der militärische Dienst beschäftigte ihn, er conspirirte schon damals mit jenen Männern, die Frankreichs Freiheit gegen den Ehrgeiz Bonaparte's vertheidigen wollten.

Der neue Cäsar selbst kam sechs Jahre später als Protektor des Landes und Verwandter der Regentenfamilie nach Nymphenburg. In einem Zimmer im ersten Stockwerk des rechten Flügels pflegte auch der „kleine Korporal" ernst und einsam am Schreibtisch zu sitzen, zur Erholung diente ein rascher Ritt durch die Laubgänge des Parks.

Und wieder wenige Jahre später bewohnte die nämlichen Räume der Ueberwinder des Gefürchteten, ein schöner Mann, ritterlich und kokett wie Lucius Verus, Czar Alexander I., dem zu Ehren aller Prunk des königlichen Hofes aufgeboten wurde.

Als aber endlich die Kriegsfanfaren verhallt waren, verweilte hier mit besonderer Vorliebe der Fürst, der eine dauerhaftere Herrschaft, die der Liebe, aufgerichtet hatte, nachdem die hassende und die gehaßte vergangen waren. Im Erdgeschoß des linken Flügels sind noch heute die Zimmer oder, richtiger gesagt, die Kämmerchen im nämlichen Zustand, wie sie „Vater Max" bewohnt hatte, erhalten. Die Ausstattung könnte nicht einfacher sein. Den einzigen Schmuck der Wände bilden ein paar bilderbogenartige Darstellungen von Episoden aus den Napoleonischen Kriegen, Familienporträts und Bleistiftzeichnungen, „verfertigt von Charlotte", „verfertigt von Auguste", den zärtlich geliebten Töchtern des Königs.

In dem von grünseidenen Vorhängen umschlossenen Bett entschlief Max Josef in der Nacht des 12. Oktober 1825, nachdem er noch am Abend einem Ballfest des russischen Gesandten beigewohnt hatte. Wie der heitere Glaube der Alten die Lieblinge der Götter durch jähen Tod der Erde entrückt werden läßt, so war auch er hinübergegangen, während noch auf jenem Feste Trinksprüche auf Gesundheit und Leben des geliebten Fürsten ertönten.

Den Thron bestieg der Königssohn, der oft, wie er in einem Gedichte schildert, an einsamem, schattigem Plätzchen im Nymphenburger Park seinen Homer gelesen und sich in ideale Pläne und Hoffnungen versenkt hatte. Daß er dessenungeachtet auch für praktische Unternehmungen ein scharfes Auge hatte, beweist die Thatsache, daß lange bevor Stephenson's Lokomotive ihren Eroberungszug durch die Welt antrat, auf Anregung und mit Unterstützung des Kronprinzen das Modell einer Eisenbahn nach einem Plane Josef von Baader's gefertigt wurde. Im Nymphenburger Garten, wo auch eine sinnreich konstruirte, hydraulische Maschine, vom technischen Genie des nämlichen Erfinders Zeugniß ablegt, wurde der Versuch im Großen ausgeführt, und mit Staunen sahen die Münchner Gäste, daß von einem einzigen Pferd große Lasten auf Eisenschienen mittels Bergwinde und Kompensationsmaschine über jedes Terrain fortbewegt wurden.

Zur Verschönerung Nymphenburgs geschah in der Aera Ludwig's I. wenig. Des Königs Streben war ja darauf gerichtet, durch die Kunst veredelnd auf das Volk einzuwirken; deßhalb waren fast alle Unternehmungen für das öffentliche Leben der Hauptstadt bestimmt und trugen vorzugsweise monumentales Gepräge.

In diese Zeit hoffnungsvoller Kunstblüthe fällt ein Ereigniß, das wie der letzte, schönste Ring einer Kette die Gegenwart mit der Vergangenheit verbindet und sich als würdigster Abschluß unsrer Erinnerungen darbietet: im Schloß zu Nymphenburg stand die Wiege eines Fürsten, der ein Schutzherr echt idealen Strebens geworden ist, an dessen Thron lange noch nur die Freude weinen möge.

Historische Vorträge und Studien.

Dritte Folge.

Von

Karl Theodor Heigel,
Professor der Geschichte an der Universität München.

München, 1887.
M. Rieger'sche Universitätsbuchhandlung.
(Gustav Himmer.)

Meiner lieben Frau

zugeeignet.

Vorwort.

„Rien n'est beau que le vrai; le vrai seul est aimable." Boileau.

Daß ich der ersten und zweiten Sammlung historischer Vorträge und Abhandlungen in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine dritte folgen lasse, dürfte gerade die Freunde, die sich jene ersten beiden errangen, bedenklich machen. Doch kann ich getrost versichern, daß auch dies Buch die Frucht gewissenhafter Studien und fast für jeden einzelnen Essay urkundliches Beweismaterial aus den Archiven von mir erbracht worden ist. Und auch das darf ich zu meinen Gunsten sagen, daß viele Mittheilungen neu sind, indem sie theils bisher Unbekanntes zu Tage bringen, theils das Bekannte ergänzen oder berichtigen.

Aus meinem Vorsatz, Neues, aber nur urkundlich Sicheres zu bringen, erklärt es sich, daß die meisten Stücke von meinem engeren Vaterlande Bayern handeln; man wird dies um so eher gelten lassen, als eine Ueberproduktion aus bayerischen Landen nicht zu beklagen ist.

Wenn wiederholt derjenige Fürst in den Vordergrund tritt, dessen Name mit der Geschichte des Aufschwungs der Kunst in unsrem Jahrhundert unzertrennlich verbunden bleibt, so wird dadurch im Säcularjahr seiner Geburt nur einer Dankespflicht Genüge geleistet.

Ich habe mich bemüht, das Thatsächliche in gefälliger Form vorzutragen. Dies Geständniß wird nicht dem Gelehrten, sondern nur dem Pedanten das Buch verdächtig machen. Wie ernst der Geschichtsforscher seinen Beruf nehmen mag, er wird immer auch die Kunst zu erzählen lernen müssen!

Für den Scherz „Mein Freund Apicius," für den Auftritt des Schalks in einer ernsten Gesellschaft erbitte ich die Nachsicht der Kritik. Es ist gut, wenn diejenigen, welche seit Jahren Geschichte studieren, den Beweis liefern, daß sie den Humor noch nicht verloren haben.

München, Weihnachten 1886.

Karl Theodor Heigel.

Inhaltsverzeichniß.

Herzogin Maria Anna Orsini.

Haben die Frauen Beruf und Geschick zu politischer Thätigkeit?

„Der Staat, wie er ist, ist das Staatsrecht; das Staatsleben, das öffentliche Leben im weiteren Sinn, das ist die Politik. Der oberste reinste Ausdruck des Staatsrechts ist das Gesetz (die Verfassung); die klarste und lebendigste Aeußerung der Politik ist die praktische Leitung des Staats selbst (die Regierung). Die Politik ist daher mehr noch Kunst als Wissenschaft."

Mit diesen Auseinandersetzungen des Staatsrechtslehrers Bluntschli werden Sie sämmtlich einverstanden sein, nicht alle aber — und ich fürchte, die schönere Hälfte nicht — mit der Antwort, welche derselbe Gelehrte auf die Eingangs aufgeworfene Frage gegeben hat, trotz der feinen Charakterisirung der Politik als Kunst gegeben hat.

„Sind auch die Frauen von einer regelmäßigen unmittelbaren Theilnahme an den Staatsgeschäften ausgeschlossen, so ist dagegen ihre mittelbare Einwirkung auf die Wohlfahrt des Staates nicht gering zu achten. Am schönsten und wohlthätigsten zeigt sich das in der Familie in der Sorge für den Ehemann und dem Antheil an seinem Geschick, wie in der Erziehung der Kinder, dann auch in dem gesellschaftlichen Leben. Aber auch in dieser Sphäre artet der Einfluß der Frauen auf das Staatsrecht leicht aus, wenn derselbe von politischen Motiven geleitet wird. Rein und heilsam erweist er sich fast nur, wenn religiöse oder moralische Gründe die Handlungen der Frauen bestimmen. Die berühmten politischen Frauen haben meistens den Staaten und den Ihrigen Schaden gebracht. Die weibliche Klugheit und List in kleinen Dingen wird

auf politischem Gebiete zu gefährlicher Intrigue. Und wenn einmal die politischen Leidenschaften des Hasses, der Rache, des Ehrgeizes in der Brust des Weibes eingekehrt sind, werden sie leicht zu maßloser Gier entzündet und theilen sich so den Männern mit. Es gilt das nicht bloß von den Maitressen der Fürsten, es gilt das auch von manchen Ehefrauen und Müttern, die sich in der Geschichte einen Namen erworben haben. Die römische Geschichte ist nicht arm an Beispielen dafür und die französische Revolution kennt solche nicht minder als das Hofleben der französischen Könige."

Ehrgeizige Frauen werden sich aus diesem harten Urtheil den Trost entnehmen, daß sich die Regierenden aller Zeiten der Frauen zu politischen Geschäften bedient haben, und von Staatsdingen — gibt ein Spinoza zu — verstehen die Staatsmänner mehr als die Philosophen.

Die belesene Frau führt vielleicht gegen Bluntschli den französischen Kritiker Sainte-Beuve in's Treffen, der in seiner berühmten Definition der femme politique gerade den Mangel an Leidenschaftlichkeit und leidenschaftlichen Beweggründen als das wesentliche Merkmal der politischen Frau erklärt.

Wie dem sei — die Actualität jener Frage steht außer Frage, und darum dürfte ein Beitrag zu ihrer Lösung — der Lebensabriß einer eminent politischen Frau — willkommen sein. Er ist der Beitrag eines Historikers. Der Historiker gibt Thatsächlichkeit, keine Werthurtheile!

Freilich so ganz ohne Gemüthsantheil, so ganz nur bei der Sache werde ich nicht bleiben können. Wer vermöchte das! Meine deutsche Art könnte mich vielleicht zwingen, zuweilen von der Französin hinweg einen warmen Blick auf ihre politische Gegnerin zu richten, die eine deutsche, eine pfälzische Prinzessin war. Allein mein Interesse an dieser soll sich nicht zur Parteilichkeit steigern. Meine Ueberzeugung von der Verderbtheit der Hofluft, in welcher die Orsini groß geworden, soll mich nicht verführen, der Fürstin Fehler aus einem fehlerhaften Gesichtspunkt zu betrachten. Der weltumwälzenden Heroen sind wenige, auch die begabtesten Menschen sind meist nur zeitgemäß begabt.

Es gereichte der Fürstin Orsini nicht zum Heil, daß sie bei Lebzeiten ausschließlich von ihresgleichen geschildert und beurtheilt wurde. Denn das Verständniß für das Recht des Gegners war

die allerschwächste Seite der Diplomaten und Höflinge des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. So finden wir denn in den zeitgenössischen Mittheilungen anstatt des Verständnisses Lob oder Tadel, sehen sie hier nur im Licht, dort nur im Schatten. Auch der gewuchtige St. Simon wird ihr trotz entschiedener Vorliebe nicht gerecht. Wir erfahren durch ihn, daß die Fürstin tadellos, hoch und schlank gewachsen war, daß sie blaue, jedes Ausdrucks fähige Augen, eine weiche, gewinnende Stimme besaß, daß sie Jeden unwiderstehlich bezauberte, wenn sie bezaubern wollte, durch ihr Wesen, das Würde mit Anmuth verband, durch ihre Beredsamkeit, die Geist, Witz, Weltkenntniß bewies. Aber alle diese Gaben verwerthete sie nach St. Simon nur im Dienst der Intrigue und zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes. Er übersah — wie wir in der Folge beweisen werden — über der großen Dame die bedeutende Frau. Wir finden in seiner Schilderung eine Menge portraitähnlicher Züge und doch kein Gesammtbild.

Am Ausgang ihrer Tage unglücklich, theilte die Herzogin mit sehr vielen Berühmtheiten das Schicksal, schon bei Lebzeiten begraben und vergessen zu werden.

Erst in neuerer Zeit war man im Stande, den historischen Charakter richtiger zu würdigen, seit man nicht mehr auf jene mehr oder minder scabrösen Memoiren und Anekdoten angewiesen war, seit man aus authentischen Actenstücken und Briefen nicht nur die Herrschbegierde, sondern auch die Herrscherkraft dieser Frau ermessen lernte. Geffroy gelang es, eine, Gott weiß durch welchen Zufall in's Stockholmer Archiv gerathene Abschrift der Correspondenz der Orsini mit der Marschallin Noailles und Frau von Maintenon aufzuspüren, Combes fand andere Briefschaften im Kriegsarchive zu Paris und unter den Orsini'schen Familienpapieren. Nun ist sie diesen ihren Landsleuten ein Genius gleich Ximenes und Richelieu. Schärfer und, wie ich glaube, richtiger, zeichnet Noorden in seinem vortrefflichen Werke über den spanischen Erbfolgekrieg ihre weiblich klugen, männlich energischen Züge.

Auch ich stieß auf eine neue, für die Geschichte des spanischen Hofes in der Zeit der Orsini ziemlich ergiebige Quelle. Es befinden sich nämlich im Münchener geheimen Staatsarchiv zahlreiche Briefe der zweiten Gemahlin des letzten Habsburgers auf spanischem Thron, Karls II., Briefe der Maria Anna, geborene Prinzessin von Pfalz-Neuburg, an ihren Bruder Johann Wilhelm, Kurfürsten von

der Pfalz, Briefe in einem barbarischen Französisch-Deutsch, aber für den Historiker von hohem Interesse, leider nur ebenso einseitig wie herzlich. Die Königin plaudert darin mit ihrem „englisch lieben Hansele“ über alles Mögliche, über ihren kranken, eigensinnigen Gemahl, über ihre gescheite Freundin Berlepsch, die vom spanischen Volk für eine Hexe und Wunderthäterin gehalten werde, über Hoffeste und Cortessitzungen, Costumes und Gemälde, fromme Empfindungen und politische Pläne.

Als Karl II. starb und, wie Johann Wilhelm geschmacklos spottet, der „neubackene“ Anjou, Philipp V., in Madrid Einzug hielt, kamen für die verwittwete Königin, die als Haupt der österreichischen Partei in Spanien galt, schlimme Tage. In „ohnbeschreiblicher Melancolie und Verlassenheit“, als „eine von der gantzen Welt abandonnirte Wittib“ sieht sie sich jedes politischen Einflusses beraubt, sie hat nur noch von Impertinenzien zu erzählen, auf welche sie aber Antworten gab, „welche die Bourboniden blutschamroth machten“, und der Bruder lobt bewundernd seiner „Mariandel“ „nicht weniger generose, als irreprochable condotta.“ Bald wird die Königin gezwungen, von Madrid nach Toledo überzusiedeln, aber auch von hier aus gibt es manche Neuigkeit zu berichten aus der verhaßten Hofwelt, deren Mittelpunkt jetzt die Herzogin Orsini.

Leider muß ich den „thatsächlichen“ Lebensabriß meiner Heldin mit dem Bekenntniß beginnen, daß sich über das Jahr ihrer Geburt nichts Thatsächliches erbringen ließ. Es steht nur so viel fest, daß sie nicht vor 1635 und nicht nach 1642 geboren worden, als Tochter Ludwigs, Herzogs von Noirmoutiers, Pairs von Frankreich. Immerhin noch sehr jung vermählte sie sich mit Andrien Blaise von Talleyrand, Prinz von Chalais. In Folge eines Duells mußte dieser 1663 nach Spanien fliehen. Seine Gemahlin begleitete ihn und fand und benützte dort die Gelegenheit, sich mit der spanischen Sprache und Hofsitte, wie mit dem Nationalcharakter vertraut zu machen. Später begab sich das Paar nach Venedig und von dort nach Rom. Bei solchem Wanderleben gewinnt man selten wahre Erfahrungen und verliert immer an echtem Gefühl. Die Prinzessin glaubte sich von ihrem Manne nicht verstanden und suchte Trost und Entschädigung in der großen Welt. „Es gab damals schwerlich noch einen anderen Ort“, sagt Ranke, „wo sich so viel Cultur der Gesellschaft, so mannichfaltiges

Bestreben in Literatur und Kunst, so viel heiteres, geistvolles Vergnügen, überhaupt ein Leben, so erfüllt mit Theilnahme abgewinnenden, den Geist beschäftigenden Interessen gefunden hätte, wie am Hofe zu Rom." Die Prinzessin besaß alles, um sich in jenen Kreisen heimisch zu fühlen, und hatte den Reiz der Fremden vor den Einheimischen voraus. Auch Kirchenfürsten zählten zu den Bewunderern ihrer gesellschaftlichen Talente, an erster Stelle der Cardinal Portocarrero, der in Madrid war, was Mazarin einst in Paris gewesen.

Der Tod des Gatten däuchte ihr kein Unglück, kaum ein Ereigniß. Unter Vermittlung der ihr befreundeten französischen Cardinäle und mit Zustimmung Ludwigs XIV., der auf die glänzende Vertreterin Frankreichs in Rom aufmerksam geworden war, vermählte sie sich alsbald mit Flavio Orsini, Herzog von Bracciano, Granden von Spanien.

Ehen aus Liebe werden nicht immer im Himmel, Ehen aus Berechnung nicht immer mit Gewinn geschlossen. Die jungen Gatten trennten sich sehr bald, die Herzogin aber blieb nach wie vor der Mittelpunkt der vornehmen römischen Gesellschaft.

War die Politik bisher in ihrem Palast auf der Pizza Navona, so zu sagen, als Sport betrieben worden, so trat jetzt ein politisches Ereigniß ein, das auf die gesammte europäische Gesellschaft wie eine elektrische Entladung wirkte. Joseph Ferdinand, des bayerischen Kurfürsten ältester Sohn, welchen der lebensmüde spanische Habsburger zum Gesammterben seiner Reiche eingesetzt hatte, stirbt — darf man sagen, zum Glück? — stirbt, da er gerade das Schiff besteigen will, das ihn nach Spanien bringen soll. Mit ihm erlischt die Hoffnung auf eine friedliche Lösung der großen spanischen Erbfrage. Ueber dem Palast des sterbenden Königs hängt die schwarze Wolke: Krieg — das Gewisper der politischen Intriganten in den Cabinetten Europa's ist die Schwüle vor dem Sturme.

Es war für die Herzogin verhängnißvoll, daß in eben dieser Zeit auch ihr zweiter Gemahl aus dem Leben schied. Statt der erhofften Schätze erbte die Wittwe drückende Schulden. Rasch entschlossen erbat sie von ihrem König eine Pension und ließ wenigstens durchblicken, daß sie dafür gewisse Dienste leisten könnte. Fortan treibt sie die Politik als Geschäft, aber in großem Styl. Sie lenkt den einflußreichsten Mann Spaniens, den Cardinal Porto-

carrero, bei dem sich persönlicher Ehrgeiz und patriotische Stimmung bisher im Gleichgewicht erhielten, klug nach ihrem Willen, der Cardinal wirkt auf den todeskranken König, dieser macht in der zwölften Stunde ein Testament zu Gunsten des Enkels Ludwigs XIV., Philipps von Anjou — es gibt für Frankreich keine Pyrenäen mehr!

Dieß hat sie für Frankreich gethan. Sobald aber der spanische Habsburger die Augen geschlossen hat, der Erbe die Regierung antritt, denkt sie an sich.

In Versailles hatte man sich bei der wichtigen Wahl einer Lebensgefährtin des jungen Königs für Maria Luisa, Tochter des Herzogs von Savoyen, entschieden. Nun galt es noch eine geeignete Persönlichkeit für die Stelle der camerera major, der Obersthofmeisterin, zu finden, welche nach spanischer Hofsitte am häufigsten unmittelbar mit den Majestäten zu verkehren hatte.

Hier winkten Ehre, Einfluß, Macht! Um die Würde zu erlangen, nahm die Herzogin die Hülfe der Freundinnen in Anspruch, die sie am französischen Hofe gefunden hatte, der Frau von Maintenon und der Herzogin Noailles.

In ihrer Correspondenz mit der ersteren schlägt sie den fast wehmüthig weichen Ton einer treuen Untergebenen an. Sie versichert immer wieder, daß sie als höchstes Glück schon überhaupt die Auszeichnung empfinde, mit einer Dame, die ihrem König so nahe stehe, Briefe wechseln zu dürfen. Mit der Marschallin Noailles dagegen spricht sie eine ganz andere Sprache. „Sie haben viele Töchter, die Sie zu verheirathen wünschen, ich habe viele Freunde und kann, wenn ich mein Ziel erreiche, noch mehr gewinnen und Ihnen behülflich sein. Niemand eignet sich besser zu der Stellung einer camerera, denn ich. Ich bin die Wittwe eines spanischen Granden. Ich spreche Spanisch, bin bekannt im Lande und habe dort viele Gönner, unter ihnen den Cardinal Portocarrero. Urtheilen Sie selbst, ob ich nicht im Stande bin, Regen und Sonnenschein an jenem Hofe in Scene zu setzen, und ob es von mir nur eitle Vermessenheit, wenn ich Ihnen meine Dienste verspreche!“

Wirklich wiegte sie den Hof von Versailles in den Glauben, daß man in ihr eine unbedingt ergebene und immer gefügige Dienerin der französischen Diplomatie haben werde, sie erhielt das erbetene Amt.

In Wahrheit faßte sie ihre neue Stellung durchaus nicht im Sinne der Torcy und Noailles als einfache Fortsetzung ihrer römischen Dienste auf — nicht für Ludwig XIV., sondern für Philipp V., in dem sie nicht mehr den französischen Prinzen, sondern den König Spaniens erblickte, wollte sie wirken.

Spanien war damals nur noch ein Schatten des Reiches Karls V. Räumlich ausgedehnter als irgend ein anderes der christlichen Reiche, war es doch keineswegs eine Großmacht. Es ist genugsam bekannt, unter welchen Einflüssen die Monarchie so herabgesunken war. Der Absolutismus ist die beste oder die schlechteste Regierungsform: in Spanien zeigte er sich nur als Sultanismus, und das Land büßte die Sünden seiner Herrscher. Die Finanzlage war die ungünstigste von der Welt, die Armee schwach und undisciplinirt, die Justizpflege zerrüttet, die Beamtenwelt corrumpirt. Marquis Louville, der in Philipps V. Gefolge nach Madrid kam und alsbald ein erbitterter Gegner der Orsini wurde, entwirft ein geradezu abschreckendes Bild von den spanischen Zuständen. Er spendet damit unfreiwillig ein hohes Lob seiner Feindin; denn nur einer Energie und einer Staatsklugheit ohnegleichen konnte es gelingen, ein so versumpftes, verlorenes Volk zu glorreichen Thaten aufzurütteln, wie sie die Spanier in den letzten Jahren des großen Erbfolgekrieges vollbrachten.

Beim Einzuge Philipps V. freilich war eitel Jubel und Wohlgefallen, alle Gefahr schien beseitigt zu sein, der gefürchtete Name Ludwigs XIV. die Ruhe Europa's, die Sicherheit Spaniens zu verbürgen. Vor seinem Enkel beugten sich alle Kniee und die Begeisterung des erregbaren Volkes wuchs beim Anblick der noch mädchenhaft reizenden Königin. Aber auch ihre fortan unzertrennliche Begleiterin, die camerera mayor, die vielgenannte Herzogin Orsini, zog die Augen auf sich. Obwohl sie über die jungen Jahre längst hinaus war, hatte sie, wie Saint-Simon sagt, von der Jugend noch Alles, ausgenommen die Unbefangenheit. Maria Luisa ergab sich „Madame Etiquette" willig, bald zärtlich — das gelang der Zauberin. Aber Maria Luisa blieb ihr so ihr Leben lang ergeben — das gelingt nur der bewährten Freundin!

Wie unentbehrlich sich die neue Dienerin dem Königspaar machte, ersehen wir aus einem ihrer Briefe an die Marschallin Noailles, dem wir unbedingt Glauben schenken dürfen, da Aehnliches von Freund und Feind, auch von der verwittweten Königin be-

richtet wird. Angeblich ermüdet und erschöpft beschreibt die Herzogin, wie sie nie und nirgend Ruhe finde, nicht zur Mahlzeit, nicht zum Gebet, nicht zum Schlaf, denn sie habe jeden Augenblick vollauf Beschäftigung. „Madame Maintenon würde lachen, wenn sie das ganze Detail meiner amtlichen Verpflichtung kennte. Sie können ihr sagen, daß ich die Ehre habe, die Gewänder des Königs von Spanien in Empfang zu nehmen, wenn er sich zu Bette legt, und sie ihm wieder zu überreichen, wenn er sich erhebt — sammt den Pantoffeln!“ Sie zählt nun all die zum Theil gar wunderlichen Dienstleistungen auf, denen sie sich gern unterzieht, um das Vertrauen des Königspaares zu erwerben. Eine Zeitlang seufzt Maria Luisa noch nach ihren piemontesischen Kammerfrauen — „mir unbegreiflich,“ schreibt die Orsini, „denn ich bin überzeugt, daß sie ihr nie so geschickt die Füße wuschen oder die Schuhe auszogen, wie ich es mache“ — aber die Dienerin wird Freundin, die Freundin Herrin.

In den Briefen an Torcy spricht sie bald mehr von Staatsgeschäften als von den kleinen großen Hofereignissen. „Wir sind hier,“ schließt sie einmal, „um wieder in der alten Pracht aufzubauen, was die Nachfolger Karls I. niederrissen, und so hab' ich mir die Eroberung der spanischen Herzen zum Programm gemacht.“ Weil der König trotz seiner Jugend ein ruheseliger Mann war, veranstaltete sie bei sich Soupers und Bälle; um dem Hofe ein glänzenderes Relief zu verleihen, berief sie für ihre Rechnung einen Schwarm von Pagen und Haiducken, Sängern und Tänzerinen. „Fürchten Sie Nichts,“ schreibt sie an Torcy, „das ist nur glänzender Tand für den Hof, ich frage nichts darnach, wenn ich eine Bettlerin bleibe!“ Um den Adel in innigere Beziehungen zum Monarchen zu bringen, wurde das steife spanische Ceremoniell aufgehoben und die Hofsitte von Versailles eingeführt.

Ihr Hauptbestreben aber war darauf gerichtet, daß so viel wie möglich dem Nationalstolz der Spanier Rechnung getragen werde. Ihrer Bitte folgend, trat König Philipp, mit spanischem Mantel angethan, in den Kronrath. Nur in einem Falle war weder der Monarch, noch seine vertraute Freundin zu bewegen, auf nationalen Brauch einzugehen. Auf's bestimmteste weigerte sich Philipp, einem Auto-da-fé beizuwohnen. Umsonst beschwor ihn Torcy, aus Rücksicht auf die heilige Inquisition wenigstens bis zum Auflodern der Flamme sich zu zeigen — der Monarch war nicht zu überreden!

„Wir haben ein eigenthümliches Regiment hier zu Lande," äußerte damals einer der spanischen Granden, „einen König, der niemals spricht, einen Cardinalminister, der nicht hört, einen Präsidenten von Castilien, der kein Ansehen, und einen französischen Gesandten, der keinen Willen hat."

Der französische Gesandte war Marsin. Nach der Herzogin Ansicht hatte er des Willens allzu viel. Als König Philipp den Oberbefehl über die spanischen Truppen in Italien übernehmen mußte, blieb seine Gemahlin als Regentin zurück. Bei der Wende des Kriegsglücks entstanden Unruhen im Lande. Jetzt trat die Schwierigkeit zu Tage, die unversöhnlichen Elemente wenigstens im Gleichgewicht, den längst groß gewachsenen Haß des Volkes gegen die Monarchie überhaupt darnieder zu halten. Nach der Herzogin wiederholt dargelegter Ansicht war das nur möglich, wenn man in Versailles aufhörte, Spanien als französische Provinz zu betrachten. Marsin, der ganz im Sinne seines Herrn die Regentschaft bevormundete, mußte fort. Allein auf Marsin folgte trotz der offenen Einwendungen und geheimen Umtriebe der Orsini ein ebenso eingefleischter Franzose, der Cardinal d'Estrées. Und mit ihm ein französisches Gefolge, das durch tausend übermüthige Streiche den französischen Namen verhaßt machte. Die Stimmung wurde immer bedenklicher. „Kein Diener ist in unserem Haus, der nicht bestochen wäre!" klagt die Orsini. Während die Damen zu Ehren der Königin deren Toiletten nachahmten und deren Lieblingsfarben trugen, grollten ihre Gatten ob der nutzlosen Blutopfer, welche die Verbindung mit Frankreich kostete, und beriethen sich schon, wie man die Kette brechen könne.

Allein noch behauptet die reizende kleine Königin, von ihrer staatsklugen Freundin berathen, das Feld. Mit einer Stickerei in der Hand, wohnt sie den Sitzungen der Junta bei, hört geduldig die langen Reden an und entwaffnet, wenn sich Zwist erhebt, durch ein Wort die Zürnenden, besänftigt durch einen Blick die Ungeduldigen.

Durch einen Meisterzug vernichtete die Orsini das Ansehen des früher allmächtigen Portocarrero. Da er ihr einer Conspiration mit der Königin-Wittwe und der Habsburgischen Partei nicht abgeneigt erschien, entzog sie ihm die Leitung der Finanzen, entschädigte ihn aber durch Verleihung eines Regiments. Und der eitle Prälat, des festen Glaubens, jetzt fehle ihm nichts mehr zu einem

Richelieu, ließ seine Soldaten im Prado vor sich her marschiren. Madrid aber lachte, und der Cardinal wurde fortan nicht mehr ernsthaft genommen.

Mit gleicher Waffe und gleichem Erfolge machte sie die Königin-Wittwe unschädlich. Während die Habsburgische Partei von derselben erwartete, daß sie beim ersten Herannahen der Verbündeten an die Spitze der Bewegung zu Gunsten des Erzherzogs Karl treten werde, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, der Dauphin sei heimlich verlobt und seine Braut sei — die Königin-Wittwe von Spanien. Maria Anna's Bruder weiß gar nicht, was er davon denken soll, und wagt „bescheidentliche Anfrag", die ehrliche Pfälzerin selbst ist außer sich vor Zorn, aber das Gerücht erhält sich und die Vorsichtigen unter ihren Getreuen machen Frieden mit den Bourbons.

So fand König Philipp bei seiner Rückkehr 1703 die Verhältnisse und Aussichten ziemlich günstig. Die Herzogin aber schreibt an Torcy: „Gott sei Dank, mein Ministerium, wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf, ist im Dienste der Königin ehrenvoll zu Ende geführt; jetzt werde ich mich, bis Sie mich ganz aus Spanien fortziehen lassen, nicht weiter um Geschäfte kümmern, die mich ja eigentlich nichts angehen!"

Es erinnern diese Worte an den ruhmredigen Ajax des Ovid: . . . „Ajax armis, non Ajaci arma petuntur." „Ajax wird für die Waffen verlangt, nicht Waffen für Ajax." Die Orsini bedarf nicht der Politik, die Politik bedarf der Orsini.

Der Minister war galant und gerecht genug, um in den schmeichelhaftesten Ausdrücken ihre Unersetzlichkeit anzuerkennen.

Aber gefährliche Feinde arbeiteten an ihrem Sturz: Louville, der neue Günstling des Königs, der königliche Beichtvater Pater Daubenton, am eifrigsten aber der Nachfolger Marsin's, der Cardinal d'Estrées. Für die Geringschätzung, die dieser den Frauen, der Königin so gut wie der Vertrauten, bewies, rächten sie sich durch mancherlei Chicane. Er bekam den König nur noch in den Gemächern der Königin zu sehen, wo ihn dann die beiden Damen kaum zum Worte kommen ließen. Ueberdieß wurden ihm die Audienzen nur in später Nacht bewilligt und bis zum Morgen ausgedehnt, was dem hochbetagten Prälaten den Hofdienst unleidlich machte.

Empört wandte er sich mit seinen Klagen nach Versailles,

und es gelang ihm, das Vertrauen König Ludwigs in seine „Agentin“ zu erschüttern. Gereizte Briefe wurden zwischen den Höfen von Versailles und Madrid gewechselt. Ludwig warnte jetzt seinen Enkel, auf „die eigennützigen Rathschläge derer, die ihn verderben wollten,“ zu hören, sich in einen Serail zu vergraben und ein schimpfliches Weiberregiment zu dulden.

Allein alle diese Angriffe scheiterten an der Festigkeit des königlichen Paares, die Orsini selbst vertheidigte sich ebenso klug wie schneidig. Ein vom Cardinal verbreitetes Pasquill, das die „abtrünnige“ Französin mit allerlei berühmten oder berüchtigten Frauen des Alterthums verglich, kam ihr zu Statten, König Philipp verlangte jetzt energisch die Abberufung des Gesandten. Ludwig mußte ihm willfahren. Statt einer Demüthigung ward der Herzogin volle Genugthuung. Ihr unversöhnlichster Gegner wurde entfernt, ein Cabinetswechsel brachte nur unbedingte Freunde und Anhänger der Orsini in's Ministerium.

Dennoch war sie die Betrogene. Nicht ohne ihr eigenes Bemühen nämlich war an Stelle des Cardinals dessen Neffe, Abbé d'Estrées, als Gesandter in Madrid belassen worden. Der Neffe war gefährlicher als der Oheim. Während er öffentlich als ergebenster Diener der Orsini auftrat und Bewunderung für ihre Regententugenden heuchelte, schilderte er sie in den Depeschen in den schwärzesten Farben als selbstsüchtig und ränkevoll und raunte von schlechtem Lebenswandel ꝛc.

Auf die Länge konnte eine Maske die Menschenkennerin nicht täuschen. Sie schöpft Verdacht, wird durch dieß und das darin bestärkt und erwirkt zuletzt vom König die Erlaubniß, die erste, die nächste Depesche d'Estrées aufzufangen und öffnen zu dürfen.

Es geschieht. Das Schriftstück enthält die wüthendsten Ausfälle gegen sie. Unter anderem wird aus ihrem Privatleben erzählt, daß sie mit einem gewissen d'Aubigny, der mehr Lakai, als Edelmann sei, wie Mann und Frau zusammenlebe; man müsse allen Ernstes glauben, daß sie verheirathet seien. „Oh, pour mariés, non!“ schreibt sie ebenso zornig wie cynisch an den Rand und läßt das Schriftstück sammt Randnote nach Versailles abgehen. Ja, noch mehr! Eine Copie schickt sie an ihren Bruder, den Herzog von Noirmontiers, und dieser läßt den „guten Witz“ in ganz Paris circuliren.

König Ludwig, der im Gesandten sich selbst beleidigt fühlte,

verlangte jetzt von seinem königlichen Enkel gebieterisch, daß er entweder mit der Herzogin oder mit Frankreich breche, und gerade damals war Spanien unmittelbar von feindlichem Einfall bedroht und der Hülfe Frankreichs mehr denn je bedürftig. Nach einigem Widerstand ließ sich Philipp überzeugen, daß der Wohlfahrt des Landes ein Opfer gebracht, die ihrer Unentbehrlichkeit allzu bewußte Freundin aufgegeben werden müsse.

Nicht ohne Würde führte die Angeklagte ihre Vertheidigung. Als dieß vergeblich, fügte sie sich ins Unvermeidliche. „Endlich hat die Lüge über die Wahrheit gesiegt," schrieb sie am 23. Mai 1704 an Frau von Noailles, „und obwohl ich kühn behaupten darf, daß Niemand eifriger und ehrlicher als ich, dem König dienen kann, sehe ich mich doch wie eine Verbrecherin behandelt, die den Staat verrathen hat, und sehe meine Ankläger triumphiren!"

Es ward ihr anbefohlen, nach Rom zurückzukehren, und Route und Reisezeit wurden ihr genau vorgeschrieben. Sie versuchte nicht einmal die Königin zu sehen, sondern begnügte sich, an sie zu schreiben: Der Wille des großen Königs müsse für sie beide das oberste Gesetz sein.

Kein leidenschaftliches Wort entschlüpfte ihr; den Blick auf's Zukünftige gerichtet, bemeisterte sie die Aufregung der Gegenwart. Oh, sie kannte König Ludwig so gut, wie Maria Luisa. Ihn entwaffnete, die Königin entflammte dieser stillleidende Gehorsam. Maria Luisa war bereit, alles zu wagen, sogar ihre Krone, nur um die Freundin zu retten. Ludwig gab anfänglich harte Worte. Es züngelte aus seinen Briefen etwas wie Eifersucht auf die Fremde, die seinen Enkel zu bestricken und Spanien nach eigenem Ermessen zu regieren verstand.

„Bleibt unsere Freundin in Ungnade bei Ihrem König, so betraten Sie heute zum letzten Male meine Schwelle!" Mit diesen Worten empfing Maria Luisa den neuen französischen Gesandten, Marschall Grammont, und der Marschall bat mit der schönen Königin für die Verbannte.

Nach einem Hin und Her von leidenschaftlichen Briefen und raisonnirenden Noten gab König Ludwig nach. Madame des Ursins durfte vorläufig in Toulouse ihren Aufenthalt nehmen.

Die Verbannte selbst hatte inzwischen keineswegs verzweifelt. „Sie sind die Vorsehung, der ich alles überlasse!" schrieb sie an

Frau von Maintenon, und diese suchte geschmeichelt solches Vertrauen zu rechtfertigen.

Vor Allem aber war der Umschwung, der sich seit der Entfernung der Orsini in den politischen Verhältnissen zum Nachtheil Spaniens vollzog, ihr wirksamster Bundesgenosse. Gerade am Tage, da der Erzherzog spanischen Boden betrat und als Karl III. die Krone Spaniens forderte, lief die ganze Armee König Philipps, da es an Lebensmitteln, Sold und Waffen fehlte, auseinander.

Unter solchen Umständen hielt es Ludwig für geboten, dem Drängen der Freunde der Orsini wenigstens in so weit nachzugeben, daß er ihr gestattete, sich in Versailles persönlich zu vertheidigen.

So groß war der Ruf der merkwürdigen Frau, daß sich Alles nach dem königlichen Hoflager drängte, um sie zu sehen. Beim Lever des Königs waren weniger Höflinge versammelt, als in den Vorzimmern der Orsini. Nachdem sie bei Frau von Maintenon eingeladen worden, stellten sich auch die königlichen Prinzen, zuletzt sogar Minister Torcy, der „Homme de sottise“, ein. Endlich gewährte ihr der König Audienz, und Ludwig XIV. verstand auch gezwungen anmuthig zu lächeln.

Und die politischen Erwägungen zwangen ihn, zu lächeln.

In Italien hatten die Franzosen nur Mißerfolge aufzuweisen, in Deutschland hatten sie bei Höchstädt eine furchtbare Niederlage erlitten, unheilvoller noch gestalteten sich die Dinge in Spanien.

Catalonien, Aragonien und Valencia erklärten sich offen für Karl III., im Westen erhoben sich auf's neue die Portugiesen, eine englische Flotte und ein Heer der Verbündeten sollten den Thron des Habsburgers befestigen. Gegen alle diese Feinde konnte Philipp kaum 5000 Mann zuchtloser Truppen in's Feld stellen, er war verkauft und verrathen im eigenen Lande.

König Ludwig ließ der Herzogin nahe legen, daß er sie nicht ungern wieder in Spanien wüßte. Sie fühle sich zu krank, erwiderte sie, und einer so schwierigen Aufgabe nicht gewachsen. Der König empfing ihren Freund D'Aubigny, ja sogar Frau von Maintenon würdigte denselben überraschender Auszeichnung. — umsonst! Die Herzogin zögerte. „Retten Sie unseren Staat und unseren Thron, denn Sie allein können retten!“ schrieb die Königin von Spanien. Die Herzogin sorgte dafür, daß der Brief bekannt werde, aber blieb. Immer dringlicher warb der König, er über=

häufte sie mit Ehren, so daß zuletzt die Eifersucht der Frau von Maintenon rege ward. Auch diese verwandte sich nun dafür, daß man ihrer Freundin alle Forderungen bewillige; sie sollte sich nach eigener Wahl ein neues Ministerium bilden und sogar den französischen Gesandten selbst aussuchen, aber: „Eilen Sie nach Madrid, seien Sie meinem Enkel eine Stütze, ich kann ihm keinen klügeren und zuverlässigeren Rathgeber senden!"

Endlich ließ sich die Vielbestürmte bewegen, ihre Wünsche auszusprechen; sie wählte Amelot, nachmals Minister des Auswärtigen, zum Gesandten, einen gesetzeskundigen, versatilen und, was die Hauptsache war, seiner Gönnerin treu ergebenen Beamten aus Colberts Schule.

Ihr Triumph in Versailles hätte nicht glänzender sein können, und einem Triumphzug glich auch ihre Reise nach Madrid. Von Philipp und Maria Luisa wurde ihr ein Empfang bereitet. wie ihn nur eine regierende Fürstin verlangen durfte.

Doch nicht zu Festen war sie nach Spanien gekommen, sondern zu ernster Arbeit.

Jetzt trat sie mit ihrem nationalen Programm offen hervor, jetzt regierte sie unverzagt und unverzüglich nach dem Grundsatz: Spanien für die Spanier! Nicht mit einem vielköpfigen Staatsrath, nicht mit den streitsüchtigen Cortes konnte sie eine gründliche Reform durchzusetzen hoffen. An Stelle der übermüthigen Oligarchen ein dankbares Bürgerthum emporzuheben, den Haß und die Eifersucht der Provinzen zu tilgen, die Liebe zu einem unzertrennten und in der Anhänglichkeit an eine Dynastie gefestigten Spanien zu wecken, diese wahrhaft großartigen Gedanken kehren in den Briefen der Orsini und Amelots immer wieder.

Doch alle Pläne und Reformen wurden durch die nächsten sich überstürzenden Ereignisse in den Hintergrund gedrängt. Erzherzog Karl marschirt siegreich gegen Castilien, der Hof muß Madrid eilends verlassen, Engländer und Portugiesen ziehen hier ein, um Karl III. einzusetzen, in stolzem Triumph kehrt Maria Anna, die Königin-Wittwe, aus der Verbannung zurück, jetzt jubelt sie: „Gesiegt hat unser gutes Recht, besiegt ist die Intrigue!"

Allein Madrid bot nicht den Eindruck einer ihren legitimen Herrscher begrüßenden Residenz. Die Straßen blieben leer, nur die öffentlichen Gebäude waren geschmückt, kein Jubel begrüßte die

Sieger, und wenn da und dort ein Ruf ertönte, so galt er dem besiegten Philipp.

Die Uneinigkeit und die Eifersucht der Provinzen unter einander hatten am meisten zu Philipps V. Unglück beigetragen, aber eben diese Uebel retteten seinen Thron. Der Castilianer sah in dem Fürsten, der aus Catalonien kam, nur einen frechen Eindringling, zumal er im Geleite von Portugiesen, die dem Spanier damals noch als abtrünnige Rebellen galten, und ketzerischen Engländern einzog. Jetzt sah er im bourbonischen Prinzen den echten Fortsetzer der alten spanischen Dynastie, beim Rufe: Philipp! fühlten sich jetzt der Grande und der Bauer eins, — Niemand aber hätte geschickter diesen Brand zu nähren und zu schüren verstanden, als die Orsini!

Während Philipp mit den wenigen ihm gebliebenen Regimentern umherirrte, begab sich die Königin mit kleinem Gefolge nach Burgos. Die letzten Pretiosen, der Tribut der neuen Welt, wurden um eine Bagatelle losgeschlagen, nur um das Nöthigste zum Leben beschaffen zu können. Der Aufenthalt in den Posadas Castiliens war nicht bequemer als derjenige in asiatischen Karawansereien, Verrath und Gefahr lauerten allerorten — aber die Orsini, die fast Siebzigjährige, schildert mit einer Art Behagen diese abenteuerlichen Fahrten, sie freut sich darüber, wie ein Mädchen über die erste Bergbesteigung. Muth, Selbstvertrauen, Besonnenheit wachsen ihr mit der Noth, mit der Gefahr. Die Depeschen Amelots an Torcy berichten eine Fülle von Detail über die Wunder, die damals diese Frau gewirkt hat. Wie sie es verstand, Feinde zu versöhnen, Freunde zu ermuthigen, in der verzweifelten Lage Geld zu schaffen, die militärischen Operationen der Feinde zu lähmen, Adel und Volk von Castilien zu trunkenem Opfermuth für Philipp und die Dulderin Maria Luisa zu entflammen, dafür bietet die neue Geschichte kaum ein zweites Beispiel. Aber auch Philipp bewies in diesen Tagen eine Energie, die Niemand in dem trägen Melancholiker gesucht hätte, und im Herzog von Berwick stand ihm ein ebenso umsichtiger, wie muthiger Feldherr zur Seite.

Im Oktober 1706 hielt das Königspaar Einzug in das befreite Madrid und sprach im Dom von Nostra Senora de Atocha ein Dankgebet. Drei Stunden währte die Fahrt zum Schloß, so stürmisch umdrängte das Volk den königlichen Wagen, in welchem

auch die Herzogin saß. Die Häuser der wenigen Madrilenen, die sich an Karl III. angeschlossen hatten, wurden ausgeplündert, die geraubten Gegenstände aber auf dem Marktplatz verbrannt, da sich Niemand mit dem Gut der Verräther bereichern wollte.

Eine Stadt, eine Provinz nach der andern fiel Philipp zu, immer zahlreicher wurden die Fahnen in der Atochakirche, die von Siegen der Spanier und der Franzosen Zeugniß gaben.

Der Sieg Berwicks bei Almanza im April 1707 vollendete das Befreiungswerk, war aber auch der letzte Dienst, den Frankreich dem Enkel seines Königs erwies, die fernere Verbindung beider Staaten brachte für Spanien nur Unheil. Die militärischen Operationen des Nachfolgers im Oberbefehl, Philipps von Orléans, waren verdächtig, und in der That unterhielt Orléans geheime Verbindung mit dem Feinde. Er war nicht abgeneigt, seinen Neffen Philipp dem Vortheil Frankreichs, wenn nicht seinem eigenen Ehrgeiz zu opfern. Mit einem so zweideutigen Freunde konnte die Orsini nicht in Frieden bleiben. Sie setzte dessen Abberufung durch, aber schon sprach auch König Ludwig, durch die Niederlagen seiner Armeen in Italien, Deutschland und den Niederlanden erschüttert, von der Unmöglichkeit, für seinen Enkel die spanische Monarchie zu behaupten.

Der Sturz der neuen Dynastie schien nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Ihr Schöpfer selbst gab sie verloren.

Welche Partei wird die Herzogin Orsini ergreifen? Ludwig XIV. hatte sie nach der Versöhnung in Versailles gleichsam als seinen Minister nach Madrid gesandt. Wird sie für Frankreich, dem sie durch Geburt angehört, oder für Spanien, dessen Volk sich ihrer Führung anvertraut hatte, entscheiden?

Nicht ohne Wehmuth, aber ohne Zaudern entschied sie sich für das Rechte, für ihre Pflicht. Spanien muß gerettet werden, Spanien kann nur durch sich selbst gerettet werden! Ihr Beispiel wirkt erhebend und belebend auch auf den müden König. „Ich bin empört“, schreibt er nach Versailles, „daß man es überhaupt für möglich hielt, daß ich Spanien verließe, solange noch ein Tropfen Blut in meinen Adern rollt. Nein, ich werde mit meiner ganzen Kraft den Thron behaupten, den ich nächst Gott Ihnen verdanke, und nichts soll meinen Willen beugen als der Tod.“

Ebenso entschlossen lauten die Briefe der Orsini. Sie beschwört Frankreichs König, doch nicht sein eigenes Werk zu zerstören. Auf

die Mahnung der Frau von Maintenon, daß sie dem Willen des mächtigsten Gebieters nicht aus Starrsinn und Ehrgeiz widerstreiten solle, erwiderte sie: „Sie sind als die Freundin des erhabenen Königs mit Recht auf dessen Ruhe und Sicherheit bedacht, aber Sie werden mir das gleiche Recht zugestehen, für die Ehre dieses Königs zu wachen und sie nöthigenfalls gegen den König selbst zu vertheidigen."

Als man die Hoffnung auf Frankreichs Hülfe aufgeben mußte, rief sie eine nationale Bewegung wach, wie sie Spanien bisher nie gesehen hatte. Alle Franzosen wurden ihrer Aemter und Würden entsetzt, auch die Orsini legte ihr Amt nieder, nachdem sie auf ihren Gehalt zu Gunsten der Staatscasse schon längst verzichtet hatte. Philipp berief die Granden und erklärte, daß er lieber sterben als Spaniens Krone aufgeben wolle, und Alle jubelten, von nationalem Stolz durchglüht, dem jungen Könige zu, am lautesten der greise Cardinal Portocarrero, obwohl er kürzlich erst Karl III. in Toledo's Kathedrale gekrönt hatte. Was man für unmöglich gehalten hatte, geschah; das nicht etwa blos als träg, sondern als sterbenskrank geltende spanische Volk war ganz Willens- und Thatkraft. Als die Orsini vom Balcon des Königschlosses der nach Tausenden zählenden Volksmenge Maria Luisa's Söhnchen, den Prinzen von Asturien, zeigte und ihm die spanische Mütze aufsetzte, ergriff ein wahrer Taumel die jauchzende Menge, die erbittertsten Feinde der Orsini drängten sich zu ihr, um ihr den Saum des Kleides zu küssen, trugen Geld und Kleinodien in den Palast und ließen sich in Freischaaren zum Schutze des Vaterlandes einreihen.

Dieser Ernst, diese Entschlossenheit imponirten auch in Versailles. Da alle Versuche, Philipp zu freiwilligem Verzicht zu bewegen, scheiterten, gewährte Ludwig, während er in Folge seiner Verpflichtung gegen England und Holland die letzten französischen Truppen aus Spanien zurückrief, seinem Enkel wenigstens einen tüchtigen Heerführer, den Herzog von Vendôme. Dieser machte durch den glänzenden Sieg bei Villaviciosa die Aussichten des habsburgischen Hauses auf die Krone Karls II. für immer zu nichte.

So Großes, so Unerhörtes war gelungen, da kann uns nur begreiflich scheinen, daß das spanische Königspaar der kühnen, findigen und beharrlichen Frau einen Beweis ihrer dankbaren Gesinnung geben wollte. Um einer eifersüchtigen Regung bei Frau

von Maintenon vorzubeugen, schrieb Maria Luisa an diese, es sei beschlossen, der Orsini ein kleines Fürstenthum in den Niederlanden mit einem Einkommen von 30,000 Thalern zu schenken, das sie schon deshalb verdiene, weil sie die treueste Freundin von Frau von Maintenon sei. Als König Ludwig zustimmte, sah man in Madrid die Sache für geordnet an; die Herzogin empfing die Glückwünsche des Hofes und nahm den Titel Hoheit an.

Leider scheint sie über diesem Titel, über diesen Aussichten auf eine (wenn auch noch so kleine) Krone ihre frühere Gesinnung eingebüßt zu haben. Sie begann, ihr persönliches Interesse im Verkehr mit den Mächten zu betonen. Für seine Zustimmung zur Dotation sollte England einen günstigen Handelsvertrag erhalten, Frankreich den früheren Einfluß auf Spaniens Regierung wiedererlangen. Auch mit Max Emanuel von Bayern, der damals noch als muthmaßlicher Erbe der Niederlande galt, schloß sie eine Art Schutz- und Trutzbündniß. Das Münchener Staatsarchiv verwahrt einen Contract vom 24. November 1711, wodurch sich die Herzogin zu eifriger Vertretung der bayerischen Interessen am spanischen Hofe verpflichtete, gegen das Versprechen der Abtretung des Fürstenthums Durbuy oder einer anderen souveränen Herrschaft in den Niederlanden.

Am Widerspruch Hollands und des Kaisers scheiterte aber das ganze Project. Und nicht nur eine stolze Hoffnung, ihr ganzes Glück sank in diesen Tagen zu Grabe.

Noch ehe Spanien den Utrechter Frieden angenommen hatte, starb plötzlich Maria Luisa.

König Philipp, untröstlich, sprach nur noch von Thronentsagung und Klosterzelle. Da war es wieder die Herzogin, die ihn aufrichtete und an seine Vaterpflicht erinnerte, und der König blieb und ließ die Erzieherin seines Sohnes in allem gewähren.

Aus den Memoiren von Duclos und St. Simon, Fitz James und Paggiali erfahren wir, daß es an allen Höfen Europa's gehässigen Klatsch über gewisse Vorgänge im Palast Medina Celi gegeben habe. Demzufolge hätte die greise Frau den noch nicht dreißigjährigen königlichen Wittwer umgarnen, selbst Königin von Spanien werden wollen.

Der Inhalt des Gerüchts dünkt mich wenig glaubhaft, dagegen die Absicht seiner Verbreitung klar, wenn man die folgenden Ereignisse in Erwägung zieht. Abbé Alberoni — „so ein böser Schelm

ist", sagt Elisabeth Charlotte — war auf die Empfehlung der Orsini hin Geschäftsträger des Herzogs von Parma am spanischen Hofe geworden. Er war ihr zu Dank verpflichtet, also ihr Feind. Daß er der Urheber und Rädelsführer bei den nächsten Vorfällen, steht außer Zweifel.

„Was gibt es Neues in der Stadt?" fragte König Philipp seinen Gewissensrath, Pater Robinet. Verlegenes Achselzucken und Räuspern. Nachdrücklicher betonte Frage des Königs. „Man sagt, Sire, daß Ew. Majestät sich mit der Herzogin Orsini vermählen wollen!" „Vermählen? Das ist nicht wahr, das ist nicht wahr!" Und die Furcht vor der Lächerlichkeit ließ ihn alle Verdienste der alten Freundin und die Freundschaft selbst vergessen.

Der Herzogin konnte diese Wandlung nicht entgehen. Sie drang nunmehr darauf, daß sich der König wieder vermähle.

Da hatte Alberoni einen reizenden Vorschlag zur Hand. In Parma weile ein gutes Kind, erzählte er, Prinzessin Elisabeth, wohlgenährt von Butter und Käse, gesund und harmlos; weiß wenig mehr als ein Schäferkind, kann nichts als ein Bischen nähen und sticken, aber sie ist kreuzbrav und wie keine geeignet, dem König eine wackere, treue und ganz ergebenste Eheliebste zu werden.

Die Herzogin überlegte, aber glaubte. Alberoni's List gelang, die Herzogin entschied sich für diese Heirat und wußte König Philipp und, was schwieriger war, auch den Großvater dafür zu gewinnen.

Schon war die Verbindung eingeleitet, als die Herzogin erfuhr, daß das Portrait, das man ihr von der künftigen Königin entworfen, falsch, daß Elisabeth Farnese zwar ohne Erziehung, aber lebhaften Geistes und herrschsüchtigen Charakters sei. Ein Kurier wurde nach Parma abgeordnet, um vorerst Aufschub der Procuravermählung zu verlangen, wurde aber hier auf Betreiben der Braut in seiner Herberge festgehalten, bis — am 16. Sept. 1714 — die kirchliche Feier vollzogen war.

Statt der Nachricht vom Aufschub der Hochzeit gelangte die Meldung nach Madrid, daß die neue Königin Spaniens bald ihren Gatten begrüßen werde. Die Orsini verbarg ihren Verdruß unter heiterer Miene und fuhr in ihrer Eigenschaft als camerera der Königin entgegen. Rascher aber gelangte an diese ein Brief Philipps, der die Königin warnte, sich dem lästigen Einfluß der Herzogin zu überlassen. „Wenn Sie zwei Stunden mit ihr allein

bleiben, wird sie von Ihnen ganz und gar Beschlag nehmen und uns verhindern, zusammenzukommen."

In Pamplona machte Alberoni der Königin seine Aufwartung. Hier wurde offenbar der Plan, wie die Uebermächtige gestürzt werden sollte, verabredet.

St. Simon schildert ausführlich die berühmte Scene, die sich am 23. Dec. 1714 in Xadraque, wenige Meilen von Guadalaxara, abspielte. Ganz entstellt wird sie von Elisabeth Charlotte erzählt, wie überhaupt die Unvereinbarkeit deutschen und französischen Geistes sich nirgends so prägnant ausdrückte, wie im Verhältniß Liselottens zu einer Maintenon, zu einer Orsini.

Königin Elisabeth empfängt die Herzogin mit Kälte. Das läßt diese die eigene Liebenswürdigkeit verdoppeln. Sie buhlt nun um die Gunst der neuen Gebieterin. Aber plötzlich bricht Elisabeth in heftige Vorwürfe aus: „Ihr Anzug, ihr Verhalten beweisen, daß Sie mir nicht die gebührende Achtung zollen!" Die Herzogin stammelt Entschuldigungen, aber zornig öffnet die Königin die Thüre und ruft dem wachthabenden Officier zu: „Jagen Sie diese Närrin fort!" Da der Officier zögert, schreit sie: „Verhaften Sie dieses Weib und bringen Sie es über die Gränze!" Nochmals wagt der Officier, sein Bedenken zu äußern, doch sie unterbricht ihn: „Haben Sie Befehl vom Könige, mir zu gehorchen, oder nicht?" Und es zeigt sich, daß der König den Befehl gegeben hat — mit seinem Wissen und Willen erlitt die Retterin seines Thrones so schmachvolle Behandlung, grausamer als eine Hinrichtung!

Nur eine Kammerfrau durfte die Verbannte begleiten, man ließ sie nicht einmal die Kleider wechseln, so wie sie war, im prächtigen Festkleid, wurde sie in den Wagen gebracht, den eine Dragoner-Escorte an die Gränze geleiten sollte.

Es war Nacht, tiefer Schnee, in jenen Landstrichen eine Seltenheit, bedeckte die Straßen — aber was war das Dunkel der Nacht gegen die Finsterniß, in welche die Arme brütend versank; was waren die Frostschauer gegen den Sturm von Empfindungen, der durch ihre Seele ging!

Aber noch hoffte sie. Ein Bote des Königs wird den traurigen Zug einholen und ihr Befreiung und Genugthuung verkünden.

Der Bote kam, aber wie anders war die Botschaft! Mit

kühlen Worten schrieb ihr der König, daß er das Vorgefallene bedauere, aber dem Willen der Königin unmöglich widerstreben könne. Außerhalb Spaniens möge sie sich aufhalten, wo sie wolle, und ihre Pension werde ihr pünktlich ausbezahlt werden.

Das ihr Dank!

Allein was schwache Seelen vernichtet, das Ende der Hoffnung, gerade das gab ihr die Fassung, die Ruhe wieder. „Ja, ich kann mich beklagen", schreibt sie an Frau von Maintenon, nachdem sie eine 23tägige Schreckensfahrt an die Gränze überstanden, „ich darf mich beklagen, daß mich die Königin vor ganz Europa verächtlicher behandelt hat als die niedrigste Dirne, mich, die ich so erfolgreich das Vertrauen der zwei größten Könige genoß. . . . Ich werde den Beschluß des Königs in St. Jean-de-Luz abwarten, hier wohne ich in einem Häuschen unmittelbar am Strand. Ich sehe das Meer vor mir — heute peitscht es der Sturm, morgen ist es wieder ruhig, — das ist der Lauf der Welt!"

Endlich erhielt sie Erlaubniß, nach Versailles zu kommen. Die Höflinge hatten für die gefallene Größe nur Neugierde, kein Mitgefühl. Zwar wurde ihr durch Vermittlung der Frau von Maintenon eine Jahresrente zugewendet, aber Herzog Philipp von Orléans setzte durch, daß seiner weiland Widersacherin verboten wurde, vor Mitgliedern der Familie Orléans zu erscheinen — das bedeutete soviel, wie Verbannung vom Hofe. Sie ertrug diese Unbill, wie St. Simon versichert, mit heiterer Stirn, ohne Vorwurf.

Als bald darauf König Ludwig starb und Herzog Philipp die Regentschaft antrat, mußte sie Frankreich verlassen. Sie suchte da und dort ein Asyl, umsonst! Man ließ sie überall empfinden, daß man nicht ihretwegen die guten Beziehungen zum spanischen Hofe gefährden wolle. Zuletzt kam sie nach Rom, und hier wurde ihr wenigstens eine Genugthuung zutheil: hieher kam auch Alberoni, nachdem er durch seine abenteuerliche Politik Spanien in's Elend und seine hochstrebende Gönnerin, Elisabeth Farnese, beinahe um die Krone gebracht.

In Rom schloß sich die Herzogin an die Stuarts an, die, gleich ihr, als Flüchtlinge die Gastfreundschaft des Papstes genossen. Geistig ungebrochen blieb sie bis zum letzten Athemzug, am 5. December 1722 verschied sie.

„Ihr Tod", sagt St. Simon, „würde wenige Jahre früher ganz Europa in Allarm gebracht haben, jetzt ging er völlig unbemerkt vorüber; der kleine Hof der Stuarts und ein paar Freunde, zu denen auch ich zählte, betrauerten ihren Hingang, sonst schien ihn Niemand gewahr zu werden."

Ein dunkler Anfang und ein düsteres Ende, aber dazwischen liegt ein vollinhaltliches, thätiges, echt menschliches Leben: Irrthum, Größe, Kampf, Sieg, Sturz, die süßeste Thorheit: Machtbegier, und die bitterste Weisheit: Resignation!

Die Tulpenmanie in Holland.

Ueber die Tulpenmanie, welche im 17. Jahrhundert das holländische Volk ergriff, ist viel gesagt und geschrieben worden. Allein je mehr Geschichten man davon erzählte, desto weniger beschäftigte man sich mit ihrer Geschichte. Nun will ich mir durchaus nicht anmaßen, Ursache und Wirkung jener merkwürdigen Episode aus dem Völkerleben erschöpfend darlegen zu wollen. Immerhin hoffe ich, über den Gang der Ereignisse einiges Neue und eben das zu sagen, was zur Erklärung des Unerklärlichen beiträgt. Denn wohl unerklärlich muß auf den ersten Blick jene Tollheit bei einem so hervorragend wirthschaftlichen Volke wie das holländische erscheinen. Der Wirthschaftlichkeit, dieser „Tochter der Klugheit, Schwester der Mäßigkeit und Mutter der Freiheit", verdankte ja Holland seine materielle Macht. Die republikanische Regierungsform schien Adam Smith die Hauptstütze der Größe Hollands zu sein, aber sie war selbst hinwieder die Frucht der volkswirthschaftlichen Ueberlegenheit der Holländer über die Spanier. Wirthschaftliche Interessen hauptsächlich bewogen die sieben nördlichen Provinzen der Niederlande, sich von Spanien loszuringen und als eine holländische Nation aufzuthun. Kriegstüchtig und reich, errangen diese „beidlebigen" Niederländer, wie sie Goethe im Hinblicke auf ihr Heimatsrecht zu Wasser und zu Lande nennt, ungeheure Erfolge. Ihre Flagge wehte auf allen Meeren, die ostindische Compagnie beherrschte die reichsten Länder der Welt, die westindische wetteiferte wenigstens eine Zeit lang glücklich mit ihrer Nebenbuhlerin, die Union hatte, wie man zu sagen pflegte, mehr Schiffe als Häuser, die Bank von Amsterdam war die erste Geldmacht der Welt. Dabei blieb der Holländer seiner Natur getreu: äußerst sparsam. „Es will den

Holländern nicht in den Kopf," schrieb Temple, „daß der regelmäßige Belauf der Ausgaben dem Einkommen gleich sein sollte, und wo dies ja der Fall wäre, glauben sie ein verlornes Jahr gelebt zu haben." Roscher führt eine Stelle aus „Richesse de Hollande" an, die Schilderung eines reichen Dorfes bei Amsterdam, wo ein Mann mit 120,000 Gulden Einkommen jährlich vielleicht nur 1000 Gulden für sich ausgiebt.

Wie aber stimmt mit allem Dem die Tulpennarrheit überein?!

Ich werde zeigen, daß der Wahnsinn „doch Methode" hatte, oder um sachlicher zu sprechen, daß das Uebel in einem volkswirthschaftlichen Vorzuge wurzelte, in der Sitte nämlich, jede Handelswaare so viel wie möglich als Grundlage von Umlaufsmitteln zu benutzen, welchen Brauch ebenso wie die unbegrenzte Arbeitstheilung die Holländer vor den Engländern voraus hatten.

Es ist eine Erzählung in zwei Capiteln. Im ersten spielt der Blumist und seine Tulpe, im zweiten der Speculant die Hauptrolle.

Aus Martin Zeiller's Beschreibung und verschiedenen Reiseberichten wissen wir, daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts Gartenbau und Landwirthschaft in Holland erfreulich entwickelt waren. Wo immer der Boden es gestattete, wechselten fette Weiden mit Saatfeldern; die Straßen waren mit Alleen von Obstbäumen oder Linden besäumt, ein Garten schloß sich an den andern an.

Der Holländer verkannte bei seinem ebenso gesunden wie praktischen Sinne nicht die Vortheile und Reize des Landlebens. Der Kaufherr, der den Tag angestrengter Arbeit widmen mußte, wollte doch Abends eine Stätte haben, wo er frische Luft schöpfen, behaglich spazieren wandeln, ungestört seiner Familie leben konnte; er baute sich also in unmittelbarer Nähe der Stadt ein Landhaus, und dabei durfte der Lustgarten nicht fehlen. Da in den meisten Fällen nur ein enger Raum gegeben war, verbot sich Abwechselung der landschaftlichen Scenerie durch zwanglose Zusammensetzung von Wiesen, Buschwerk und Hain, Wasser und Höhen von selbst.

Dafür bildete sich ein eigenthümlicher holländischer Gartenstyl aus, dem zwar auch wie dem französischen Symmetrie des Plans als Gesetz, bunteste Farbenpracht eines Blumenflors aber als höchster Reiz galt. Wenn der französische Gartenkünstler auch schon vor Le Nôtre's epochemachenden Schöpfungen wie ein Architekt wirkte

und der englische Geschmack später den Gärtner zum Landschaftsmaler machte, so war der Holländer dem Mosaikbildner vergleichbar, der durch Reinheit, Helle und Feuer harmonisch gemischter Farben bestrickende Wirkung erzielt. In den zierlichen Gärtchen der „hochmögenden Mynheers“ kamen zuerst die sanften Tinten einer Hyacinthe, die feinen Schattirungen der Nelke, die Gluth der Rose zur Geltung.

Es ist gewiß kein Zufall, daß sich gerade in Holland und in der Zeit, da die Blumenzucht eine so hohe Stufe erreichte, auch eine echt künstlerische Blumenmalerei entwickelte, während sie in allen anderen Ländern und Zeiten nur decorativen Zwecken dienstbar gewesen war. Hier, wo eine reiche Pflanzenwelt mannigfaltiges Material bot, wurde nicht blos nach getreuer Nachahmung der Natur getrachtet, sondern auch sinnige Anordnung, Farbenharmonie, kurz, eine ästhetisch geläuterte Darstellung angestrebt. Hier legte ein Jan Breughel, der „Sammetbreughel“, den Grund zu freierer Kunstentfaltung, schuf David de Heem Blumenportraits von unübertroffener natürlicher Frische, erreichte Huysum einen Glanz der Farbe, welchen Jahrhunderte nicht zu trüben vermochten, ließ Rachel Ruysch Blumen auf der Leinwand erblühen, deren Lob begeistert die Dichter sangen.

Hier strebte man auch bald erfolgreich, der Natur durch künstliche Mittel neue Bahnen zu weisen, sodaß der ursprüngliche Typus der Art oft gar nicht mehr zu erkennen war; für die sogenannte „Veredelung“ der Flora war Holland gleichsam die classische Scene. Wenn dadurch einerseits manche schätzbare Neuerung erzielt wurde, so lag andererseits die Gefahr nahe, daß die Kunst in Künstelei ausarte und schließlich nicht mehr die Anmuth und Lieblichkeit, sondern die Curiosität den Werth bestimme. Guter Geschmack ist ohnehin nicht allzuhäufig ein Begleiter des Reichthums; auf diese Wahrnehmung gründet sich Falconer's Behauptung, bei Handelsvölkern sei am seltensten die Fähigkeit ausgebildet, die Schönheit zu erkennen. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in Holland da und dort die Begierde, mit dem durch Handelsglück erzeugten Ueberfluß zu prunken, zu nichtigen Schaustellungen verführte. So sah man z. B. in einem Garten zu Broek einen mit Flaschen und Gläsern besetzten Tisch, ein großes Kriegsschiff, eine Hasenjagd u. dgl. m., Alles aus Buchs geschnitten. Eine Geschmacklosigkeit war die Anpflanzung von weit ausgedehnten Blumenbeeten, deren

Farbenfülle das Menschenauge nur verwirren, nicht fesseln konnte. Auch die Vorliebe der Holländer für Einleitung von Gräben und Teichen mit stehendem Wasser tadelt Hirschfeld in seiner Theorie der Gartenkunst; die Gothen, spottet er, hätten nicht barbarischer zu Werke gehen können.

Keine von diesen Verirrungen stand jedoch mit der anmuthigen Kunst in so unversöhnlichem Widerstreit, wie der Mißbrauch, die holden Geschenke des Frühlings als Objecte der Speculation in den Handel zu bringen.

Der Zeitraum, den wir nun zu betrachten haben, gehört nicht mehr der Blüthezeit der holländischen Handelsgeschichte an. Wie durch das Aufstreben des absolutistischen Militärstaates Frankreich die politische Bedeutung, so wurde der Handel der Niederlande durch die siegreiche Concurrenz Englands schwer geschädigt, und ein noch gefährlicherer Feind war der eigene Materialismus. Freilich war im kleinen Holland noch immer mehr Capital aufgestapelt, als in irgend einem großen Reiche Europa's, allein gerade dieses Uebermaß verleitete zu einseitiger Begünstigung des Geldhandels und damit ebenso zu Habgier wie zu kleinlichem Krämersinn. Im Privatleben und in der Regierungspolitik traten trübe Symptome zu Tage. In vielen Kreisen überwucherten Gewinnsucht und Speculationslust die alte, sprüchwörtlich gewordene Solidität, leichtfertige und betrügerische Bankerotte waren an der Tagesordnung.

„Fixen", das heißt Betrieb von Differenzgeschäften, die gar nicht auf wirkliche Lieferung von Waaren und Effecten berechnet sind, sondern wobei nur der Betrag der in Folge des Schwankens der Preise erwachsenden Differenz bezahlt wird, war schon nach römischem Recht verboten. Auch die Hansa untersagte auf's Strengste dergleichen volkswirthschaftlich unfruchtbare Speculationen, so durften z. B. die Eigenthümer der auf Häringsfang ausziehenden Schiffe nicht den erhofften Gewinn verkaufen, durfte die Ernte nicht auf dem Halm veräußert werden 2c. In Holland dachte man weniger streng, nicht blos die Actien der Compagnien, die den Handel Ost- und Westindiens gepachtet hatten, wurden zu Zeitkäufen benutzt, sondern auch Effecten, die ihrer Natur gemäß ganz und gar nicht zu Speculationsobjecten geeignet scheinen, vor Allem die Tulpen.

„Tulipa," sagt der Dichter Rist in seinem Büchlein ‚von der alleredelsten Thorheit', „kommt zwar vom Schlawonischen Tulipant,

das einen türkischen Hut bedeutet, aber Diejenigen irren nicht weit, die an das niederländische Wort Tülpa, Tülpisch denken, welches einen groben Phantasten oder dummen Menschen bedeutet, sodaß die Blume selbst eigentlich Narrenkraut zu heißen."

Die etymologische Ableitung ist nicht unrichtig. Das Wort Tulipane bezeichnete die dem türkischen Kopfbund, türkisch Tulband, ähnliche Blume, die, wie so viele andere, aus dem Orient in's Abendland gebracht wurde und sich hier allmälich einbürgerte. Die natürliche, ungekünstelte Tulpe ist fast einfarbig, großblätterig und verhältnißmäßig langstielig; erst unter dem Einfluß der Cultur verliert sie die ursprünglich starken Farben, sie wird blasser, bunter, kleiner, sie wird je schöner, desto schwächlicher, sodaß sie nur durch sorgfältige Wartung erhalten werden kann.

„So verschönert die Cultur," klagt der Göttinger Professor Beckmann in einer 1780 geschriebenen Abhandlung, „das vierschrötige Bauernmädchen zur schwächlichen Prinzessin, so verfeinert Paris den starken Teutschen!"

Kaum eine andere Blume hat so viele Varietäten aufzuweisen; holländische Blumisten erzogen von den Spättulpen über tausend Spielarten. Alle diese aber sind Abkömmlinge derjenigen Art, die nach dem Linné des 16. Jahrhunderts, dem Polyhistor Conrad Gesner, Tulipa Gesneriana benannt wurde. In Augsburg wurde sie in dem ob seiner Seltenheiten hochberühmten Garten des um Kunst und Wissenschaft verdienten Rathsherrn Johann Heinrich Herwart gezogen. Hier sah sie Gesner im Jahr 1559 und entwarf die erste wissenschaftliche Beschreibung in seinen Zusätzen zu den Werken des Pharmaceuten Valerius Cordus. Er erwähnt auch eine andere, in Italien bereits eingebürgerte Tulpe, die jedoch nur eine Spielart der Augsburgischen war.

Balbinus, in seinen Böhmischen Miscellen, nimmt das Verdienst der ersten Uebertragung der bei den Türken sehr beliebten Blume nach dem Abendland für Kaiser Ferdinand's I. Gesandten bei der Pforte, Augier Ghislen von Busbeck, in Anspruch. Nun thut dieser allerdings in seinen für die Kenntniß türkischer Lebensweise bahnbrechenden, 1555 geschriebenen „Türkischen Briefen" der Tulpen ziemlich ausführlich Erwähnung. Er habe auf dem Wege von Adrianopel nach Konstantinopel außer Narcissen und Hyacinthen auch andere Blumen gesehen, „welche die Türken Tulipan heißen", die sich zu seinem Erstaunen mitten im Winter, der doch

sonst den Blüthen wenig hold, entfalteten. „Sie haben entweder gar keinen oder doch nur dürftigen Duft, dagegen zeichnen sie sich durch Mannigfaltigkeit und Schönheit der Farbe aus. Die Türken vervollkommnen die Pflanze sehr und tragen, sonst keineswegs verschwenderisch, kein Bedenken, für hervorragend schöne Exemplare einige Aspern aufzuwenden. Auch mir kamen diese Blumen theuer zu stehen.“ Allein Busbek scheint keine Exemplare davon nach dem Abendland gebracht zu haben, denn an anderer Stelle heißt es: „An Wurzeln und Pflanzen habe ich fast Nichts heimgebracht, nur Abbildungen, die mir Mathiolus fertigte.“

Entschieden unrichtig ist die Angabe eines anderen Zeitgenossen, des Reisenden und nautischen Schriftstellers Hakluyt, daß der Botaniker de l'Ecluse, genannt Clusius, die ersten Tulpen nach Europa gebracht habe; diesem Botaniker gebührt nur das Verdienst, in seiner 1601 veröffentlichten Geschichte seltener Pflanzen zuerst die damals bekannten Spielarten untersucht und beschrieben zu haben. Er verdankte seine Kenntniß der noch immer seltenen Blume glücklichem Zufall. Einem Kaufmann in Antwerpen, erzählt er, war von einem Geschäftsfreund in Konstantinopel mit einer Sendung Baumwolle eine Anzahl Tulpenzwiebeln geschickt worden. Der Kaufmann, der von der Bestimmung der Knollen keine Ahnung hatte, ließ sich einige mit Essig und Oel als Salat zurichten, andere setzte er zwischen Kohlstauden in seinem Garten ein, wo sie verkamen. Aber ein Kaufherr aus Mecheln, Georg Ryn, der sich einige Knollen geben ließ, schenkte, Dank seinen botanischen Kenntnissen, den Fremdlingen größere Aufmerksamkeit und bessere Pflege. Er ward mit herrlichen Blüthen belohnt, und diese konnte de l'Ecluse untersuchen und classificiren.

In Holland, wie im Abendland überhaupt, pflegten damals vorzugsweise Gelehrte und Antiquare mit Zucht seltener Pflanzen sich zu beschäftigen. Der große Philologe und Kritiker Justus Lipsius (eigentlich Joest Lips) hatte in Leyden und später in Löwen berühmte Gärten, deren Blumenschätze meist durch Geschenke weitgereister Freunde gesammelt waren. Hier unter Tulpen und Ranunkeln — so erzählt sein Biograph Aubertus Miraeus — fernab vom Tumult der Städte suchte und fand er Zerstreuung und jene reine Freude, welche den Blumenfreund für alle Anstrengung und alles Sinnen und Sorgen reichlich entschädigt. In seiner Schrift „Ueber die Beharrlichkeit“ feiert Lipsius begeistert

die Gärtnerei. Mit großen Kosten legte sich der Philologe und Dichter Johannes Barclay in Rom nahe beim Vatikan einen Garten an, wo er ebensowohl mißachteten Alpenpflanzen, wie theuer gekauften Tulpen und Narcissen sorgfältige Pflege widmete. Auch Pompejus de Angelis wird als eifriger Blumist geschildert, und es fehlte nicht an Eiferern, die — wie Reimann, der Begründer der Litterargeschichte in Deutschland — so kostspielige „Allotria“ mit der Gelehrtenwürde unvereinbar fanden.

Mit besserem Recht konnte man über die Ausartung der Blumenliebhaberei in Holland den Stab brechen.

„Die Rose, die Königin des Blumenreichs, wird mißachtet,“ klagt der holländische Humanist Schrevelius in seiner Beschreibung von Haarlem, „die Tulpe dagegen um so mehr überschätzt — die Nachwelt wird unsere Verirrungen kaum glaublich finden.“

Und in der That erzielte diese Blume, welche nur durch ihre Farben sich auszeichnet, verhältnißmäßig märchenhafte Preise. Am tollsten steigerte sich die Manie für sie in den Jahren 1634 bis 1637 in Amsterdam, Utrecht, Haarlem und einigen anderen holländischen Städten, in Haarlem gerade in der Zeit, da die Pest am furchtbarsten wüthete. Manche Angaben mögen übertrieben sein, aber auch die wohlbeglaubigten lesen sich heutzutage wie lächerliche Uebertreibungen. Die Stadtkammerregister von Alkmaar bezeugen, daß im Jahr 1637 120 Tulpen zum Vortheil des Waisenhauses um 90,000 Gulden versteigert wurden. Der Botaniker Munting zog aus den Handelsregistern einige Preise für Tulpenzwiebeln aus, von denen nur derjenige für die Spielart Viceroi erwähnt sei. Es wurden für eine Zwiebel 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 fette Schweine, 12 fette Schafe, 12 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Bier, 2 Tonnen Butter, 10 Centner Käse, ein vollständiges Bett, ein Kleid und ein silberner Becher, Alles im Gesammtwerth von 2500 Gulden, verschrieben. Die Spielart Semper Augustus — weiß mit Lackroth aus einem blauen Grunde bis zu oben fein proportionirlich und ebenmäßig geflammt, wie sie in Francisci „lustiger Schaubühne vielerhand Curiositäten“ beschrieben — kostete 2- bis 5000 Gulden, etwas niedriger im Preis standen die Spielarten Admiral van Eyk, Admiral Liefken, Schilder und Andere. Für eine Zwiebel wurden einmal, wie Munting erzählt, 4600 Gulden verschrieben, und da sich der Verkäufer noch nicht

begnügte, gab der Liebhaber eine neue, mit zwei Apfelschimmeln bespannte Kutsche dazu.

Mancherlei Anekdoten sind aus jenen Tagen überliefert. Ein Amsterdamer Kaufmann hatte eine Tulpenzwiebel um 500 Gulden gekauft. Noch lag der unscheinbare Schatz auf dem Tisch, als ein Matrose in's Zimmer trat und eine Botschaft überbrachte. Der Kaufmann ließ ihm eine Kanne Bier und einen Häring vorsetzen, und unbemerkt griff der Bote auch nach der Zwiebel, schälte und aß sie, — ein Frühstück, das dem Wirth mehr kostete, als wenn er durch den Koch des Prinzen von Oranien ein stattliches Tractament hätte rüsten lassen. Ein englischer Naturforscher, mit welchem Matthews reiste, steckte in einem Garten in Holland ein paar Zwiebeln zu sich, um die schädliche Wirksamkeit der sogenannten Tulpenfliege zu untersuchen, wurde aber des Diebstahles bezichtigt und sollte einen Schadenersatz leisten, als wenn er sich in einer fürstlichen Schatzkammer einen kühnen Griff erlaubt hätte.

Ein treffendes Urtheil über jene Handelschaft findet sich in Francisci's oben genannter Schrift. Er läßt einige Freunde über die Tulpenmanie der Holländer ein Gespräch führen. Ehrenhold verwirft ein für allemal solche Geschäfte, ein ehrlicher Mann dürfe sich nicht aus eines Andern Thorheit bereichern. „Warum nicht?" erwidert ihm Freund Gaston, „wenn die Narren zu Markte gehen, freuen sich die Weiber, denn sie lösen Geld!" „Warum," fährt er fort, „soll gerade nur ein edler Stein und nicht auch eine edle Blume hohen Preis erzielen? Wenn reiche Leute ihr Geld mit Schmausen und Zechen verprassen, finde man es begreiflich, aber man schelte sie Narren, wenn sie für eine Lieblingsblume ein kleines Vermögen ausgeben." —

Es handelte sich aber in Wirklichkeit nicht mehr um Befriedigung einer Laune reicher Liebhaber, es war vielmehr, wie ein Zeitgenosse, der holländische Geschichtschreiber van Meteren, es kurz und bündig ausspricht, „eine blinde Kauffmannschaft, daß manche Blum an den zwantzigsten verkaufft wurde, deren keiner die Blum jemahls gesehen." „Sie kaufen und verkaufen, was sie nicht besitzen," damit bezeichnet auch Schrevelius das neue Geschäft als „Fixen". Bei der Steigerung des Handels und der Häufung der Preisschwankungen wurde die Differenz der Course selbst zum Gegenstand des Handels gemacht, und diesem nur der Schein von Waarenverkaufsgeschäften gegeben.

Dieser Gesichtspunkt ist festzuhalten. Es ist deshalb im Ganzen und Großen unrichtig, von einer Tulpenmanie — der französische Dichter Menage, ein Zeitgenosse Racine's, soll zuerst das Wort Tulipomanie gebraucht haben, — zu sprechen, denn nicht um den Besitz der Tulpe handelte es sich, — in diesem Falle hätte der Preis nicht steigen, sondern fallen müssen. „Macht die Producte der Landwirthschaft theurer, wenn ihr sie wohlfeiler haben wollt," sagt Young, und mit Recht, denn stärkerer Consum bewirkt stärkere Production, und die Tulpe ist so gut wie der Spargel ein Product der Landwirthschaft im weiteren Sinn des Worts. Wo es viel Personen giebt, die Spargel essen wollen und bezahlen können, werden viele Spargelbeete angelegt, und der Preis fällt. Auf gleiche Weise würden binnen Kurzem in Holland ganze Tulpenplantagen entstanden sein, und nach wenigen Jahren würden alle Liebhaber für weit niedrigere Preise Blumen haben kaufen können. Allein dies traf nicht ein, weil eben der Schornsteinfeger, der seinen Besen wegwarf, nicht Gärtner, sondern Händler wurde. Aus weiter Ferne würde man Zwiebeln verschrieben, nach Cappadacien und Thracien würde der hohe Preis die Leute gejagt haben, um Zwiebeln zu holen, dagegen zechte der Tulpenhändler gelassen in der heimathlichen Schenke, ohne an so mühevolle Beutezüge zu denken. Ehe nur überhaupt der Tulpenflor aufblühte, waren mehr Zwiebeln erhandelt und verhandelt, als alle Gärten Hollands aufzuweisen hatten, und obwohl der Semper Augustus nur in zwei Exemplaren zu Amsterdam und Haarlem vorhanden gewesen sein soll, so wurde doch keine Art öfter gekauft und verkauft als diese.

Ein unglaublicher Spieltaumel ergriff Alt und Jung. Bettler fingen an, auf Tulpen zu bieten, die viele Tausende kosten sollten, Edelleute und Bauern, Matrosen und Holzträger, Weber und Waffenschmiede verließen ihre gewohnte Beschäftigung, um Tulpenhandel zu treiben. Es lief dabei nicht viel Geld um, Alles ging auf Borg und auf „Lieferung in der Tulpenzeit, welche irgend ein vier Wochen wehret". Alle schlimmen Folgen einer Erschütterung der gewohnten Ordnung des Handelsverkehrs stellten sich ein. „Was für Praktiken, Betriegerey und Vervortheilung unter dieser Kauffmannschaft ist fürgelauffen," sagt van Meteren, „kann ein Jeder leichtlich gedenken." Manch Einer entzweite sich mit seiner Hausfrau ob der Verwendung des erhofften Gewinns, weil der Mann Rappen und die Frau Schimmel vor die Kutsche zu spannen

wünschte. Nicht blos Banken zu gemeinsamem Betrieb mit größerem Capital bildeten sich, sondern die Blumisten insgesammt vereinigten sich zu einer förmlichen Gilde mit eigenen Herbergen, Beamten, Schiedsgerichten. In den Herbergen pflegte es hoch herzugehen. Schrevelius plündert die ganze poetische Literatur Roms, um die Ausschreitungen jener Schwindelperiode nach Verdienst zu brandmarken. „Den Himmel selbst gedachten sie in ihrer Thorheit zu stürmen!"

Auch in England und Frankreich, Deutschland und Dänemark begann man Zwiebelgeschäfte abzuschließen. Ein Engländer soll für eine Zwiebel, welcher ein regelrecht ausgearbeiteter Stammbaum beigelegt war, 13,000 holländische Gulden geboten haben. Die Agiotage hatte ihren Höhepunkt erreicht – da brach das Kartenhaus zusammen. „Als nun die Sache auf's Höchste kommen und die Blumisten in ihrem großen Gewinn gleichsam ersoffen waren, ist dieser Handel unversehens so gar übern Hauffen geworffen worden."

Ein unbedeutender Zufall führte die Krisis herbei, die ohne ihn freilich nur verzögert, niemals aufgehalten worden wäre.

In Haarlem war zu Anfang des Jahres 1637 große Tulpenbörse. Da fiel plötzlich der Cours einer beliebten Gattung um mehrere hundert Gulden. Das Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und erregte in allen betheiligten Kreisen Bestürzung und Furcht. Die kleinen Leute wollten nun ihr Capital retten, indem sie rasch Baarzahlung verlangten, dies hatte unvermeidlich ein Sinken aller Course und eine Panik auch in allen anderen Städten zur Folge. Die wirklichen Tulpenzüchter wollten die vor Kurzem so kostbaren Zwiebeln in natura abliefern, aber Niemand wollte sie annehmen. Sobald einmal der windige Handel in seinem wahren Charakter erkannt war, mußte er ein Ende nehmen, ein Ende mit Schrecken. Alle Symptome des Bankerotts zeigten sich im ganzen Lande, wie sie ein Jahrhundert später bei dem Actienschwindel der Law'schen Compagnie in Frankreich sich wiederholten. Die Träume von fabelhaften Reichthümern zerrannen, Angst und Trauer bemächtigten sich der Gemüther, der Anruf der Gerichte war erfolglos, die Resignation eine Nothwendigkeit, kein Trost.

Zwar wurde ein Versuch gemacht, die Krisis abzuwenden oder doch in engeren Schranken zu halten. Eine Anzahl der angesehensten

Blumisten trat am 24. Februar 1637 in Amsterdam zusammen; es wurde verabredet, daß alle Contracte, die vor dem 30. November 1636 geschlossen waren, unverbrüchlich gehalten werden, neuere aber gegen eine Entschädigung von zehn Procent für die Händler außer Rechtskraft gesetzt werden sollten.

Allein es war nicht mehr möglich, die Katastrophe aufzuhalten, der Credit der neuen Gesellschaft selbst war allzusehr erschüttert, als daß ihr Ausspruch Beachtung gefunden hätte. Nun riefen die in ihrer Existenz Bedrohten Staatshülfe an, aber die Generalstaaten weigerten sich, das Schwindelgeschäft durch obrigkeitlichen Schutz gleichsam zu sanctioniren. Zwar erklärte ein Edict vom 27. April 1637 vorläufig, d. h. bis zum Ausgang amtlicher Untersuchung, alle Contracte für gültig; die Verkäufer sollten ihre Tulpen den Contrahenten anbieten und, falls diese die Annahme verweigerten, ihre Waare entweder aufbewahren oder anderweitig verkaufen und sich des Schadens wegen an die ersten Contrahenten halten. Da aber kaum zu erwarten stand, daß sich die Obrigkeit definitiv für Gültigkeit der Contracte aussprechen werde, so gereichte die provisorische Erklärung keineswegs zur Beruhigung. Die Käufer weigerten sich, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, der Proceß führte nur um so sicherer zum Bankerott, man schätzte sich schließlich glücklich, wenn man durch Vergleiche 5 oder 6 Procent rettete.

So nahm jenes Hazardspiel ein jähes, immerhin zu spätes Ende. Es wurden zwar später wiederholt Versuche gemacht, ähnliche Geschäfte in's Leben zu rufen. Rist erzählt, daß in den sechsziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Holland plötzlich die Anemone, das Windröschen, so hoch im Preise stand, wie einige Jahrzehnte früher die Tulpe, aber bei massenhaft gesteigerter Production verlor das Ziergewächs rasch diesen Modewerth. Eine gefüllte Lilie kostete 50 Reichsthaler. Ricard, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Haarlem kam, sah dort ein paar Tulpenzwiebeln, die ungefähr 600 holländische Gulden gekostet hatten. In Weston's „Botanicus universalis" und in der „Physikalisch-ökonomischen Bibliothek" finden sich Listen, in welchen für einige Tulpenarten, Don Quivedo, Valentinier etc., mehr als zwei Pfund Sterling angesetzt sind. Auch Sophie La Roche, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Holland bereiste, sah in Haarlem eine Tulpe von schönem Blau, Imperialis, welche 100, eine weißrothe, Maria Schurmann, welche 50 Gulden kostete. Sie erwähnte

auch eine Sitte, wonach sich reiche Kaufherren, welche „von der artigen Krankheit, kostbare Blumen besitzen zu wollen", angesteckt waren, von ihren Lieblingen getreue Portraits malen ließen und diese wie Familienbilder an ihre Freunde versendeten. Der Göttinger Professor Beckmann meinte deshalb, man könne immerhin noch von einer „kleinen Tulpomanie" sprechen.

Zum Hazardspiel freilich war die Zwiebel nicht mehr nöthig, dazu hatte man bereits fast in allen Staaten das italienische Lotto, Dank dem, wie Beckmann klagt, „einige Gewinne Vornehme und Geringe, Reiche und Arme zum öffentlichen Spiel ziehen, daß alle Gewerbe schläfriger betrieben und von manchen gänzlich verlassen werden, weil man den Arbeitern ein bequemeres Mittel, reich zu werden, gewiesen hat; sowie wir die Tulpomanie des 17. Jahrhunderts verlachen, so werden unsere Nachkommen über die Lottomanie des 18. spotten."

Nun, des Lotto sind wir in Deutschland ledig, die Spielsucht, d. h. die Begier nach außergewöhnlichem Gewinn ist geblieben, und wir können ebenfalls nur die Frage aufwerfen: wie werden unsere Nachkommen über die von uns erlebte Gründer-Aera, über die Schwindel-Banken, über den „schwarzen Freitag" 1869 in New-York, über den Börsenkrach 1873 in Oesterreich und Deutschland denken?

„Die Welt," läßt Francisci seinen Ehrenhold sagen, „ist mit all ihrem Wesen selbst eine Blume, bei der man billig Zweifel hegt, ob sie nit allzu theuer im Preise stehe."

Ludwig I. von Bayern und Karl Haller von Hallerstein.

„Aus der Tiefe quillt das Licht!“ Welche Fülle von Kunstschätzen ist in den letzten Jahren aus hellenischem Boden zu Tage gefördert worden! Die Nationen wetteifern in kühnen Unternehmungen. Die altehrwürdigen Kultus- und Kulturstätten Delos, Dodona, Ephesus haben ihre Thore wieder aufgethan, heute für eine Gemeinde, welche nicht die Götter, aber das Göttliche sucht. Was für Winkelmann nur das Ziel frommer Wünsche gewesen, ist heute erreicht. Das alte Ilion ist gefunden; über den Heiligtümern am Alpheios wölbt sich wieder der Himmel; die Hypogäen zu Mykenä, die vermeintlichen Thesauren der Atriden, sind als Königsgräber erkannt; mit den Funden von Pergamon beginnt eine neue Aera in der Geschichte der Plastik.

Nur das zweite Jahrzehent unseres Jahrhunderts war an ähnlichen glücklichen Entdeckungen annähernd so reich wie unsere Tage, und mit jenen Unternehmungen ist der Name des kunstsinnigsten deutschen Fürsten, Ludwigs I. von Bayern, auf's innigste verknüpft.

Was soll man dazu sagen, wenn Gervinus in seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts behauptet, König Ludwig habe den Mangel an eigentlichem Kunstsinn dadurch dargethan, daß er sich um die Alterthümer Griechenlands gar nicht kümmerte! Der Vorwurf wird schon durch die eine Thatsache entkräftet, daß die Wirksamkeit des Begründers systematischer Forschung in Griechenland, Ludwig Roß, auf die Initiative König Ludwigs zurückzuführen ist. Aber schon viel früher, als noch wenige im Geiste Winckelmann's die Denkmäler hellenischer Kunst hochhielten, war Ludwig bemüht, den Reliquienschatz der Antike zu vermehren und der historischen und ästhetischen Bildung neue Gebiete zu erschließen. Er selbst durchforschte die

klassische Litteratur, um Einsicht zu erlangen, wo von Ausgrabungen günstiger Erfolg zu erwarten sei, und wenn auch der Gewinn nicht sofort den Hoffnungen entsprach, die Fährten waren richtig.

Größeres würde er erreicht haben, wenn nicht eben der Mann, dem er die wichtigsten Aufgaben zugedacht hatte, Karl Freiherr Haller von Hallerstein, inmitten der Arbeit vom Tode ereilt worden wäre.

Ein liebenswürdiger, ein echter Künstler!

An seine Beziehungen zu dem genannten Fürsten möchte ich erinnern, weil ich aus dem schriftlichen Nachlaß Beider neues, für die Geschichte der Kunst nicht unwichtiges Material zu bieten habe.

Die eigenhändigen Briefe Ludwigs werden gegenwärtig in der Bibliothek des bayrischen Nationalmuseums verwahrt die Konzepte, sowie Tagebücher, Memoranda ꝛc. Hallers — wie mir Herr Professor Bergau gütigst mittheilte — in der Straßburger Universitätsbibliothek. Die Direktoren der genannten Institute, Herr von Hefner-Alteneck und Herr Dr. Barack, stellten mit bekannter Liberalität das gesammte Material zur Verfügung.

Karl Haller Freiherr von Hallerstein ist auf Schloß Hilpoltstein bei Nürnberg, wo sein Vater Pfleger in nürnbergischen Diensten war, am 10. Juni 1774 geboren. Seine Jugend war, wie er selbst in einer von Bergau veröffentlichten kurzen Autobiographie erzählt, sonnig und glückverheißend. Als Edelknabe am nassauischen Hofe gewann er die Gunst des regierenden Fürsten und die Freundschaft des Erbprinzen. Sobald letzterer zur Regierung gelangte, berief er seinen Liebling, der inzwischen die Karlsschule in Stuttgart absolvirt hatte, ohne indes für ein Fachstudium sich entschieden zu haben, in seine nächste Umgebung. Der jähe Tod des Fürsten setzte aber den Hoffnungen Haller's alsbald ein Ende. In den dürftigsten Verhältnissen nahm dieser in Berlin seine Studien wieder auf, um sich zum Architekten auszubilden. Erst nach Jahren gelang es ihm, in Nürnberg, das inzwischen an Bayern gekommen war, die Stelle eines Bauinspektors zu erhalten, aber seine Seele war in Italien, und so sah er den Weg zum Glück sich erst geöffnet, als ihm 1808 durch Vermittlung des Kronprinzen Ludwig ein längerer Reiseurlaub ertheilt ward. Zu Fuß, mit sehr geringen Geldmitteln ausgestattet, wanderte er nun von München bis Rom, für alle Mühsale und Entbehrungen durch die künstlerischen Ge-

nüsse unterwegs entschädigt und in seinen kühnen Erwartungen am Ziele nicht enttäuscht. „Ein achtzehnmonatlicher Aufenthalt konnte mich nicht nur nicht sättigen, sondern jeder neue Tag zeigte mir es mit dem nämlichen, ja ich möchte sagen, neuen Reiz." In Reisebriefen an eine Freundin wird er nicht müde, das einzige Rom zu rühmen. Eine Beschreibung der Villa Ludovisi mit ihren berühmten Schätzen zeigt ihn als feinfühligen Kenner; Schilderungen des römischen Karnevals, einer Fußreise in's Albanergebirge und anderer Scenen gewähren Einblick in eine echte, in den bunt wechselnden Genüssen des römischen Lebens schwelgende Künstlernatur. Obwohl heimisch im Kreise der verbannten Götter, ließ er auch den Zauber des christlichen Rom ganz und voll auf sich einwirken. Die Kirchenfeste der Karwoche wandeln ihn zum Schwärmer. „Stellen Sie sich einmal," schreibt er, „vor den Hochaltar im majestätischen Dom von St. Peter, wo um das mit 100 Lampen gleich einem großen Strahlenkranz ununterbrochen beleuchtete Grab des Schutzheiligen Massen von Betenden in stummer Andacht gebückt liegen und ihre Seelen himmelwärts erheben, währenddem in der entferntesten Kapelle das Miserere von Allegri, Pergolese oder Singarelli wie ein Gesang von himmlischen Heerschaaren angestimmt tönt und Aller Herzen zur frömmsten Andacht rührt — oder treten Sie, nachdem das zum Ave Maria ertönte Geläute aller Glocken der Hunderte von Glockenthürmen das Hinabsinken der Sonne begleitet hat, und der eben im stillen Frieden aufsteigende Mond den von der Menge von colossalen Säulen umzirkten Platz von St. Peter mit seinem egyptischen Obelisk und bis zum Wunderwerk emporschäumenden beiden Fontainen zur magischen Wirkung zu beleuchten angefangen hat, treten Sie in diesem Augenblick vor die sich öffnenden Pforten des Domes, und Sie sehen wie ein Gebild aus einer anderen Welt das zu einer einzigen Sternenmasse gewordene Kreuz aus dem ungeheuern dunkeln Raum der Kuppel vorleuchten — kann man schöner im Bilde die Worte Christi ausdrücken: Kommt alle zu mir, ich bin das Leben und das Licht . . ." Freilich blieben seine Freuden nicht ungetrübt. „Gott allein weiß es, daß auch oft die schwersten Sorgen so auf mich wirken, daß ich mitten im herrlichen Rom die in der kühlen Erde an der Pyramide des Cestius friedlich ruhenden Glaubensgenossen sehnend beneide." Als sich aber im Sommer 1810 einige Freunde zu einer Forschungsreise nach Griechenland anschickten, bot sich Hilfe zur

rechten Zeit. Der bayrische Gesandte in Rom, Bischof Häffelin, der in der Geschichte der Konkordatsverhandlungen Bayerns mit dem römischen Stuhl keine rühmliche Rolle spielte, hatte — es darf auch dies nicht vergessen werden — für die Kunst Verständniß und für die Künstler eine offene Hand. Auch Haller erhielt von ihm ein Darlehen, das den Anspruchslosen in den Stand setzte, mit den gleichgesinnten, gleich hochgestimmten Freunden die Heimat klassischer Kunst zu besuchen.

Zwei Dänen, Bröndsted und Koes, die sich unter Anleitung von Bast, Hase, Coray und anderen tüchtigen Hellenisten in Paris und Rom gründlich vorbereitet hatten, der livländische Edelmann von Stackelberg, der in Göttingen studirt hatte und ein trefflicher Zeichner war, der Landschaftsmaler Linckh aus Kannstatt und unser Haller begaben sich im Juni 1810 über Korfu und Korinth nach Athen. Zunächst beabsichtigten sie die Herstellung und Herausgabe eines großen Bilderwerks über Griechenland. Wechselseitig durch Kenntnisse und Talente sich zu unterstützen, war der Zweck der Vereinigung. Bröndsted hat von jener Reise, welche so wichtige Entdeckungen zur Folge hatte, eine ausführliche Schilderung entworfen. Vor allen Genossen scheint ihm Haller des ungetheilten Lobes werth, „ein Charakter, wie man ihn nur im Plutarch oder im Tacitus, aber kaum im wirklichen Leben der Gegenwart zu finden hoffen kann". Pflichteifer von einer an Uebertreibung streifenden Strenge, war der hervorstechende Zug, ἑαυτὸν τιμωρούμενος nannten ihn die Freunde. Die Anstrengungen der Reise wie der Arbeit und wiederholte Fieberanfälle schwächten seinen Körper, er magerte zum Skelett ab, war aber trotzdem der Thätigste, der Unermüdliche, so daß Bröndsted ihm das Lob zuerkennt, das Xenophon dem Lakedämonier Diphridas widmet: „Vergnügungen der Sinne hatten keinen Theil an ihm, aber jede Arbeit, der er sich hingab, war schon gethan." In Athen schloß sich der Engländer Cockerell, der auf der troischen Ebene Ausgrabungen und Messungen vorgenommen hatte, auf's engste an Haller an; auch Scott, Douglas und andere Briten betheiligten sich vorübergehend an Unternehmungen der Künstlerkarawane. In den Wintermonaten studierte man diejenigen Schriften der Alten, welche zur Aufsuchung verschollener Kunstdenkmäler Anhaltspunkte boten, vor Allem die Periegesis des Pausanias. „Den gründlichen Studien Hallers und Cockerells über die Bauten der Alten," sagt Bröndsted, „verdanken

wir den Anstoß zur Auffindung der Tempel von Aegina und Phygalia, ja bis zu gewissem Grad auch zur Ausgrabung von Karthäa."

Im Frühjahr 1811 besuchten Haller, Bröndsted, Linckh und der englische Architekt Foster die Insel der Aeakiden, Aegina. Auf dem Höhenzuge, der sich Attika gegenüber erhebt, verweilten sie monatelang unter Zelten auf dem Trümmerfeld eines Tempels, den sie für das berühmte Nationalheiligthum des panhellenischen Zeus hielten; erst durch Stackelberg's Untersuchungen wurde festgestellt, daß es derjenige Tempel der Athene, an welchem einst die siegesfrohen Insulaner die Schnäbel der Schiffe der unterworfenen Samier aufgehängt hatten. Die Beharrlichkeit und die Unerschrockenheit, womit sie das verwilderte Eiland durchforschten, wurden köstlich belohnt. Unter Schutthaufen fanden sie die heute unter dem Namen der Aegineten weltbekannten Statuen, die -- nach Brunn's Erklärung — unmittelbar nach der Schlacht bei Salamis zum Dank für die Befreiung von Fremdherrschaft im Giebel des Tempels aufgestellt worden waren. Der Fund machte sofort großes Aufsehen. Ein englischer Reisender bot für den Antheil Haller's und Linckh's zweitausend Pfund Sterling, aber Haller, obwohl des Geldes mehr denn je bedürftig, war nicht zu bewegen, seinen Antheil zu verkaufen, ohne ihn vorher der Regierung, die ihn unterstützt hatte, angeboten zu haben.

Noch ein zweiter, nicht minder wichtiger Fund glückte im nämlichen Jahre.

Eine Stelle des Pausanias, dessen Glaubwürdigkeit sich durchaus bewährte, veranlaßte unsere Forscher, sich nach Phygalia im alten Arkadien zu begeben. Auf dem Berge Kotylius bei Bassä, in wilder Bergeinsamkeit, wo heutzutage die Laubhürde eines Hirten das einzige Zeichen menschlicher Kultur, erheben sich, inmitten von Gestrüpp und überragt von Eichen, die zierlichen Säulen einer Ruine. Es ist der Tempel des Apollo Epikurios, ein Werk des Iktinos. Erdbeben hatten den Bau zerstört, räuberische Gäste die Ruine so gründlich geplündert, daß Getrümmer, Schutt und Scherben den ganzen Berg bedeckten. Schon 1770 hatte ein französischer Reisender, Bocher, dies Chaos zu untersuchen begonnen, war aber von Banditen ermordet worden. Während nun Haller auf dem Trümmerfelde umherspähte, wurde er gewahr, daß ein Fuchs zwischen dem Gestein verschwand. Die Reisenden spürten nach, und

siehe! Reinecke hatte sich auf einem Relief, das die Verfolgung von Lapithen durch Centauren darstellt, ein bequemes Lager bereitet. Offenbar hatte man ein Stück des berühmten Frieses vor sich, der schon im Alterthum als Kunstwerk von lebendigster Auffassung und kühnster Bewegung berühmt war. Die Freunde waren zur Hoffnung berechtigt, daß sie auch die übrigen Theile des Frieses finden würden, und wollten sofort mit einer gründlichen Untersuchung des Platzes, nöthigenfalls mit Ausgrabungen beginnen; aber die Archonten des benachbarten Städtchens Andrizene, in dessen Bezirk der Tempel gehört, verweigerten die Erlaubniß, sogar der sonst wunderthätige Bachschisch blieb wirkungslos, und da überdies der Winter bevorstand, blieb vorerst nichts übrig, als nach Athen zurückzukehren.

Hier wurde Haller freudig durch ein eigenhändiges Schreiben des Kronprinzen Ludwig überrascht, das ihm Unterstützung für die Gegenwart und schätzbare Aussichten für die Zukunft eröffnete. Der Kronprinz hatte schon seit 1805 mit Sammlung von Antiken begonnen; durch Dillis hatte er das Museo des Hauses Bevilacqua in Verona, durch Martin Wagner und die Gebrüder Camuccini Antiken aus den Palästen der Familie Braschi, Ruspoli, Rondanini, Barberini u. s. w. erworben. Die Kunde von der Auffindung werthvoller Werke auf griechischem Boden lenkte seine Aufmerksamkeit dorthin. Er beauftragte Haller, auf seine Rechnung wenigstens noch fünf Monate lang in Griechenland zu bleiben, und wies ihm zu Nachgrabungen 4000 Gulden, zu Ankäufen 7000 Gulden an. „Nur ausgezeichnet schöne Werke“ sollen erworben werden, darunter womöglich die beiden über den Metopen des Parthenon befindlichen Pferdeköpfe. „Bei diesem wichtigen Geschäft“, schrieb Martin Wagner (20. August 1811) an Haller, „ist die größte Verschwiegenheit zu beobachten. Außer mir weiß Niemand eine Silbe davon. Selbst dem Bischof Häffelin in Neapel soll es ein Geheimniß bleiben.“ Hocherfreut nahm Haller den Antrag an. Am 10. Dezember begann er — die Daten sind seinem Tagebuch entnommen — mit Nachforschungen in Gräbern vor dem Thebanerthor, und schon einige Tage später konnte er Wagner mittheilen, daß ihm die Auffindung einer ziemlich großen Marmorvase mit schönen Basreliefs gelungen sei. Größeres aber sei auf Aegina erreicht und in Phygalia zu erhoffen; die Angebote für die Aegineten seien fortwährend im Steigen begriffen, doch gelte ihm als erste Bedingung, daß die interessanten Werke nicht dem Vaterlande ver-

loren gehen dürften. Wegen des Ankaufes wurde nun auch zwischen dem Kronprinzen selbst und seinem Sekretär Kreuzer, Martin Wagner und Haller eifrig korrespondiert. Die Erwerbung war dadurch erschwert, daß sich vier Finder in das Eigenthumsrecht theilten und jeder die Statuen seinem Vaterland zuzuwenden wünschte. Das Verdienst der Erwerbung des seltenen Schatzes soll dem ehrlichen Wagner nicht verkümmert werden, aber auch die Uneigennützigkeit, womit Haller immer wieder die höheren Angebote englischer und russischer Sammler zurückwies, soll unvergessen bleiben.

Auch der Gewinn des phygalischen Frieses war für den Prinzen, wie für Haller eine Herzenssorge. Durch österreichische Vermittlung wurde Veli Pascha, Gouverneur von Morea, bewogen, Haller und seinen Gefährten, zu denen sich auch der Berliner Gropius gesellte, Nachgrabungen zu Bassä zu gestatten, dagegen mußten sie sich verpflichten, dem Pascha die Hälfte jedes Fundes abzutreten. Da Ludwig einen namhaften Theil der Kosten der Expedition bestritt, beantragte er für sich ein Sechstheil des Fundes und für den Fall, daß die Kunstschätze in fremde Hände übergingen, einen Gipsabguß.

Durch die Ausgrabungen ward es in den sonst so stillen Waldschluchten laut und lebendig. Die Eingeborenen, heute noch gutmüthig wie zu Theokrits Zeiten, unterstützten gegen mäßiges Entgelt die Fremden in ihren Bemühungen, Steine, deren hoher Werth ihnen gänzlich unverständlich, an's Tageslicht zu fördern. „Wohl lebt noch jetzt unter ihnen der Ruf der Hellenen," sagt Stackelberg, dem wir Beschreibung und Zeichnung der Bildwerke verdanken, „mit diesem Namen bezeichnen sie alles Helden- und Riesenmäßige, aber weit entfernt, sich selbst als Erben der Glorie früherer Bewohner einzusetzen, worin sich hingegen das Selbstgefühl der anderen Griechen auch jetzt nicht verleugnet, hält der einfache Sinn dieser Hirten die Hellenen für Vorfahren der Franken, für kunstfertige Fremde, die einst im Besitz ihres Landes waren, und erklären sich hieraus die häufigen Besuche der reisenden Europäer und den Werth, welchen diese auf alle von jenen herrührenden Ueberbleibsel legen." Nach Tagesarbeit gab es frohe Feste. Da zeigten die Arkadier ihren Wirthen den Ziehreigen und die Pyrrhiche, und der Musikfreund Stackelberg konnte artige Volkslieder und Tanzmelodien aufzeichnen. Und an Anlaß zu Freude und Festen war kein Mangel, denn alle Marmorplatten des Frieses

wurden aufgefunden, und die lebendige Auffassung, die Leichtigkeit der Bewegung, die Mannigfaltigkeit der Motive dieser Reliefs bewiesen, daß Pausanias sich keiner Uebertreibung schuldig machte, wenn er den Apollotempel zu Bassä als einzigen Nebenbuhler des Tempels zu Tegea im ganzen Peloponnes gelten lassen wollte.

Auch diesmal entschlossen sich die Finder zu einem allgemeinen Ausgebot. In einer Beilage des Zantischen Zeitungsblattes im September 1812 wurde die erste Beschreibung bekannt gemacht und den Kauflustigen eine zweijährige Frist eingeräumt. Schon vorher hatte Haller den Prinzen unterrichtet und dringend aufgefordert, sich die herrlichen Antiken nicht entgehen zu lassen. Ludwig war auch durch den hohen Preis von 60,000 Scudi nicht abgeschreckt. Wagner mußte für ihn in Zante Umrisse der Frieses aufnehmen; die Zeichnungen wurden 1814 in Rom herausgegeben, werden jedoch von Stackelberg als mißlungen getadelt. In allen Briefen des Prinzen und Haller's, deren jeder aus ungefähr zehn bis dreißig Frag- und Antwortpunkten zusammengesetzt ist, wird diese Frage erörtert. Der Ankauf kam jedoch nicht zu Stande, in erster Linie wohl aus Rücksicht auf den bevorstehenden Krieg. Am 10. August 1813, als es schon nicht mehr fraglich war, daß auch Bayern in den Bund der Mächte gegen Napoleon eintreten werde, schrieb Ludwig: „Die Zeitumstände bewegen mich, Ihnen zu sagen, daß ich für das phygalische Fries keine 60,000 spanische Tolleris gebe. Selbst, sollte es zu keinem Kriege kommen, hat sich schon hinlänglich widriger Einfluß geäußert auf mich, wie ich denn im Begriffe, mit meiner Hofhaltung nach Augsburg in wenigen Tagen zu ziehen zu meinem einstweiligen Aufenthalt. Es müßte der Preis äußerst gemindert werden (schreiben Sie mir den niedrigsten), dann vielleicht mache ich den Erwerb, doch bekommen Sie keinen von mir später geschriebenen Brief, Auftrag dazu enthaltend, so ist es ein Zeichen, daß ich ihn nicht machen will.“

Noch eine andere Erwägung war dabei maßgebend. Die englische Regierung war willens gewesen, die Aegineten zu erwerben. An dem für die öffentliche Versteigerung anberaumten Tage war denn auch Mr. Combe, der Agent des Britischen Museums, in Malta eingetroffen, aber nicht ein einziger von den Eigenthümern. Die Wahrheit war: sie hatten die Skulpturen inzwischen unter der Hand an den Kronprinzen von Bayern verkauft. Unter anderen Umständen würde vermuthlich die englische Regierung Lärm

geschlagen und auf Vornahme der angekündigten öffentlichen Versteigerung bestanden haben; dem kunstsinnigen Fürsten zuliebe verzichtete sie jedoch auf weitere Schritte. Als sie nun ihre Absichten auf die phygalischen Marmortafeln kundgab, trat artiger Weise der Prinz zurück. So wurde denn, wie Haller am 2. Mai 1814 dem Prinzen anzeigte, der ganze Fries zu Zante für das Britische Museum erstanden.

Ludwig setzte auf Olympia, wo der Hain Altis mit heiligen und profanen Denkmälern überfüllt gewesen war, die größten Hoffnungen. Haller theilte dieselben nur in bedingter Weise. „Grabungen in Olympia könnten allerdings von sehr interessanten Folgen sein, wenn auch nicht in Auffindung vorzüglicher Bildhauerwerke, von denen wohl schon zur Zeit der Römer das Beste weggekommen sein mag, doch in Rücksicht architektonischer Entdeckungen, vorzüglich in den Ruinen des Jupitertempels.“ Die erheblichen Kosten schreckten ihn ab, denn mindestens acht Fuß unter dem heutigen Boden befinde sich der antike. Schon im vorigen Jahrhundert hatten sich die Engländer Chandler, Gell, Dodwell u. a. mit Messungen einiger Ruinenreste begnügen müssen. Auch Cockerell hatte das Gestade des Alpheios untersucht; namentlich auf seines Freundes Gutachten sich stützend, erklärte Haller, von Ausgrabungen in Olympia könne man sich nur, wenn sie in großartigem Maßstabe ins Werk gesetzt würden, lohnende Ausbeute versprechen.

Die Wintermuße benützte Haller zu Ankäufen von Antiken in Athen. Er erwarb mehrere heute in der Glyptothek aufgestellte werthvolle Artefakte, unter anderen die alterthümliche Büste des bärtigen Bakchos, eine Marmorvase aus Rhodus, die Graburne des Onesimos, ein Fragment vom Erechtheion und einige kleine Reliefs.

Aber auch dem schaffenden Künstler gedachte Ludwig ein Feld der Thätigkeit zu eröffnen.

Am 27. Juni 1813 schrieb Ludwig an Haller, er habe vor, zwei große Bauten in griechischem Stil aufführen zu lassen, das eine zur Bergung der in Italien und Griechenland erworbenen Antiken, das andere zur Aufstellung von Büsten berühmter Deutscher, gleichsam als Ehrentempel für den deutschen Genius. Er wünsche, daß von den besten Architekten Deutschlands Pläne gefertigt werden möchten, vor allen aber auch Haller seinem Unternehmen näher trete; deshalb wolle er ihm zuerst sein Projekt klarlegen. Bis in's geringste Detail wird nun auf alles und jedes eingegangen,

was er an und in den Gebäuden angebracht wissen will. Man sieht, der Plan zur Walhalla stand in ihm schon völlig fest. „Werde wahrscheinlich einen Preis für den besten Plan zu solchem Bau (Glyptothek) aussetzen, wie zu jenem für ein Gebäude, bestimmt, daß 100 Büsten darin aufgestellt werden, Raum aber muß gelassen werden zu größerer Zahl; Plätze für die 100 aber sind gleich darin anzugeben, ferner für die Rahmen von 20 bis 30, auch für 10 mehr, von welchen Menschen keine Bildnisse vorhanden, entweder in Denksteine gegraben, oder anzugeben, auf welche andere Weise Sie vorzögen, selbe zu verewigen in diesem Gebäude, welches gleichfalls nur ein Geschoß, aber auch nur eine Halle bildet, welche, fänden Sie es gut, durch aufgehängten Teppich, nicht aber durch Mauer zu theilen wäre; ob eben auch dieses zu geschehen, hängt von Ihrem Ermessen ab. Aber rein griechischer Styl muß dieses gleichfalls sein, durchaus, und wie an jenem Gebäude, auf der Decke innerer Verzierung, wie daß sie auch von außen rein antik sei. Da nur Büsten in dieses letzte Gebäude kommen, so meine ich, doch ohne daraus Bedingung zu machen, es würde gut stehen, zöge sich ein Fries innen herum. Gesetzt, es wäre am besten, ihm Licht ertheilen zu lassen, wie vielen antiken Tempeln, daß sie nähmlich z. Th. offen, so würde unser Klima kein Hinderniß seyn, weil in der Höhe Glas anzubringen, das nicht bemerkt wird: denn unten, wo es gesehen wird, erzeugt es einen Mißstand an solchen Gebäuden, die Einheit störend, da es die Masse unterbricht. Breite und Länge nicht vorgeschrieben, aber ein großes Gebäude soll es geben; ausgezeichnet in Allem, angemessen dem Angegebenen, was der Bau enthalten soll, muß das Innere werden. Länglichtes Viereck mit sich herumziehender Säulenvorhalle (Peristyl), gerinnt in dorischer Ordnung, wäre am schönsten, einem griechischen Tempel soll es gleich sehen. Daß die Büsten gut beleuchtet werden, worauf wohl Bedacht zu nehmen; daß sie es auch des Nachts werden können, hierzu wären die Vorkehrungen gleich anzugeben, so wie die Alten ihre Tempel bei nächtlicher Feyer erhellt. In diesem Gebäude sind keine Gemächer für den Wärter anzubringen; wohl aber ein paar andere zum beliebigen Gebrauche, z. B. Stühle zu enthalten, um auszuruhen, zugleich einen Tisch, auf welchem ein Buch, seinen Nahmen einzuschreiben; das andere Bücherschränke verwahrend, doch nur, wenn dieses die Schönheit der Gestalt der Halle nicht vermindert. Diesen

wie jenen Plan wünsche ich zu bekommen; die Grundrisse, Durchschnitte, Ansichten, alles nach immer beygefügtem Maßstabe und bis in jeder Verzierung Einzelheit eingehend. Auch das Dach, welches reich antik seyn muß, nicht zu vergessen, so daß gleich danach zu bauen wäre. Nicht Originalität — Schönheit ist der Hauptzweck; so ist es beßer, als minder zu seyn, daß es Kopie des Parthenons gebe. Wenn antikem Styl und Schönheit unbeschadet, mir angenehm, wenn auf jedem dieser Pläne zur Inschrift Raum angegeben würde."

Der nächste Brief vom 11. August 1813 enthält eine „Fortsetzung der Gedanken über das hundert Büsten enthalten sollende Gebäude, welches den Namen Walhalla führen wird".

„a) Nicht darf die eigentliche Halle mit ihren Säulen herum auf der Erde ruhen, sondern auf dreyfachem Sockel, drey Stufen bildend; wie das Ganze, so auch sie müssen kolossal seyn, in welche vor der eigentlichen Halle Eingangspforte Staffeln zu bauen sind zu des Gebrauches Behuf.

b) Von Erz hat diese Pforte zu sein, nicht glatt, aber große Massen bildend, verziert. Wünsche sie in allen Theilen genau angegeben. Es versteht sich, daß die Pforte an die Halle, von marmornen Quadern erbaut, kommt; ober welcher Pforte, wenn es gut läßt, in eherner Schrift der Nahme anzubringen, lateinisch die Buchstaben.

c) Ich möchte noch eine Inschrift, das Jahr und den Erbauer einfach angebend. Wäre sie nicht an den Säulengang außen anzubringen, oder da eher ‚Walhalla', die andere Inschrift aber über der Pforte, oder in Mitte des Hintergrundes des Gebäudes selber? War an keinem öffentlichen Gebäude der Griechen bester Zeit Inschrift von außen an dem Säulengang, auch nicht über der Pforte angebracht? Sollte es Mißstand verursachen, hat aber die eine, und wenn, auch die andere gleichfalls dann wegzubleiben. Groß seyend und Größe vereinige Walhalla; die Masse muß durchdringenden Eindruck bewirken, einen bleibenden. Es sey gediegene Größe.

d) Wären Sie der Meinung eines inneren Frieses, und daß er auf allen Seiten herumginge, oder nur auf wie vielen? daß jede Seite besonderen Gegenstand ausdrücke, oder auf jeder der andern unmittelbare Fortsetzung?

e) Der Nahmen, welche in Walhalla sollen geschrieben werden

von Menschen, deren Büsten es nicht gibt, sind es gewiß 20, vielleicht gegen 30 und darüber.

f) Irre ich nicht, müssen die vier Ecksäulen etwas beträchtlicheren Durchmessers seyn. Wenn dem also, geben Sie den Unterschied genau an.

Ueberhaupt versteht sich, daß bey diesem Plane, wie jenem für Antiken, Maßstab beygefügt sey. Beide Pläne wünsche ich ausdrücklich in Griechenland noch von Ihnen verfertigt.

Nun von dem die Antiken enthalten sollenden Gebäude:

a) einen Saal von des phygalischen Frieses Länge, nur im Fall solchen Erwerbes nöthig, was, wie gesagt, sehr (wenig) wahrscheinlich ist. Aber es schadet nicht, wenn ein Saal die Länge hat, da er immer für andere Gegenstände benützt werden kann. In einem Saal werde ich, wie sie auf Panhellenions Tempelgiebel gestanden, die Bildsäulen ordnen, keine andern in demselben.

b) Jeder Saal, jedes Gemach mit einer Mauer getrennt; in Walhalla dürfen nur die beyden früher in Briefen erwähnten Zellen es sein für Bücher. Doch, wie gesagt, solche Zellen haben ganz wegzubleiben, laßen sie nicht gut. In dem Gebäude für Antiken ein paar Gemächer für den Wächter; Walhalla's seine aber kommen in einem kleinen, nicht dazu gehörenden Häuschen.

c) Ich wünsche den Plan für das Antikengebäude so eingerichtet, daß solches von hinten, wollte man es, mit der Zeit vergrößert könnte werden."

Die wörtliche Wiedergabe dieser Briefstellen beweist nicht nur die Unhaltbarkeit der Vermuthung, daß das 1814 von Klenze entworfene Projekt zu einem Friedensdenkmal als Prototyp der Walhalla zu betrachten, sondern gewährt überhaupt, wie ich glaube, besser, als es die ausführlichste Darstellung vermöchte, Einblick in den Verkehr Ludwigs mit seinen Künstlern. Der Prinz ließ es nicht bei dem sic volo, sic jubeo bewenden. Sein eigenstes Werk sind seine Bauunternehmungen; er hat also ebenso für glückliches Gelingen das erste Lob zu beanspruchen, wie für ungünstige Erscheinung die Verantwortung zu tragen.

Die Worte des Prinzen begeisterten den Künstler. Auch ihm erscheint es ebenso wichtig, daß die projektirten Gebäude im reinsten griechischen Stil aufgeführt werden, aber er verhehlt sich auch nicht die Schwierigkeiten. „Ew. Hoheit Vorschrift nach habe ich einen dorischen Tempel zum Motiv genommen. Es wird ein achtsäuliger

Peripteron Hypathros werden, dessen Celle ein jonisches Peristylium bekommt, in welchem die Büsten und Namensinschriften in schöner Vertheilung aufgestellt werden. Den rings umgebenden jonischen Fries wird ein zusammenhängendes Basrelief zieren. Da ich mir das Gebäude als ein Monument des Nachruhms großer Menschen und ihrer Handlungen denke, so glaube ich, ist die Hindeutung auf Cultur und ihre Fortschritte hier bedeutungsvoll, ich denke mir, daß Schiller's eleusinisches Fest schöne Motive gäbe zu jenem Basrelief. Es ist mir nicht bekannt, daß in der schönen Zeit an dergleichen Gebäuden von so gediegener Größe Aeußerem ihre Bestimmung nennende Inschriften angebracht worden sind. Sie sprechen sich durch sich selbst aus, und ihre besonderen Bestimmungen lagen öfter in plastischen Kunstwerken an ihnen angedeutet, wie z. B. die Thaten Theseus' in den Metopen des ihm gewidmeten Tempels zu Athen, das an der äußeren, der Cellenmauer herumgehende Basrelief am Parthenon, den Zug bey dem Panathenäischen Feste in der Akropolis darstellend." Auch dem bekanntlich von Ludwig zeitlebens festgehaltenen Wunsche, den Namen des Erbauers am Gebäude angebracht zu sehen, trat Haller freimüthig entgegen. „Ew. Königliche Hoheit wollen, daß die Inschrift, die den Erbauer und das Jahr der Erbauung angäbe, wegbleibe, wenn es Mißstand verursache. Ew. Hoheit erlauben mir gnädig, hier mein Gefühl auszusprechen, nach welchem ich es mit der großen und schönen Idee ganz harmonisch finde, daß der Erbauer Walhalla's in dem bleibenden Eindruck des Gebäudes fortlebe, so wie der Nahme Perikles gewiß immer im Parthenon. Uebrigens glaube ich, daß es sehr interessant wäre, in diesem Gebäude die Geschichte der Erbauung schriftlich aufzubewahren, so wie die des Parthenon von Kallikrates vorhanden gewesen ist, was in der Büchersammlung, die Ew. Hoheit angebracht wünschen, stattfinden könnte." Er ist der Ansicht, daß die Walhalla auf einer Anhöhe bei Salzburg sehr malerisch stehen würde, während der Kronprinz damals, wie ein in seinem Auftrag von Hofgarteninspektor Sckell gezeichneter Plan beweist, einen Platz im englischen Garten zu München im Auge hatte.

Ein echt künstlerischer Zug ist es, wenn Haller selbst den Prinzen bittet, daß auch sein Freund, der Engländer Cockerell, an der Konkurrenz für Walhalla und Antikengebäude theilnehmen dürfe; Ludwig erwiderte, es könne ihn nur freuen, wenn auch

Fremde zur Verherrlichung deutschen Namens beitrügen. „Habe einen trefflichen Mann gefunden, Menschen wie Künstler,“ schrieb Ludwig zu seinem Sekretär Kreuzer, „ehrlich ist Haller und geschickt, und wie keiner, verbindet er Wissen mit Kunst!“

Am 4. Februar 1814 erließ die Akademie der bildenden Künste zu München im Auftrag des Kronprinzen ein Preisausschreiben für Pläne zu einem Invalidenhaus, zu einem Gebäude für Aufstellung von Werken der Bildhauerkunst und zu einer dem Andenken großer Deutscher gewidmeten Festhalle. Die offenbar vom Prinzen selbst aufgesetzten Bedingungen stimmten im wesentlichen mit den Anweisungen für Haller überein. „Das Dach, die nothwendig befundenen Verzierungen im Innern, alle Theile überhaupt, sollen wie das Ganze im reinsten antiken Geschmack gezeichnet werden.“ „Zum allgemeinen Augenmerk diene, daß nicht Zierlichkeit, sondern gediegene Größe die erste Bedingung ist. Am besten, wenn beyde vereinigt werden können. Besser auch, es zeige sich als würdige Nachahmung des Großen im Alterthum, denn als minder schöne Selbsterfindung. Aeußerlich groß, verbinde es damit die innerliche, den Geist ausfüllende Größe; die Masse muß durchdringenden Eindruck bewirken, bleibenden, dem Gegenstand angemessenen.“ Die Risse und Ansichten sollten bis 1. Januar 1815 an die Akademie eingeschickt werden; für die besten drei Entwürfe wurde ein Preis von je zweihundert Dukaten festgesetzt. „Die ersten Baukünstler Deutschlands zuvöderst, aber auch der übrigen Länder sind aufgefordert, an der Bewerbung Theil zu nehmen.“ Später wurde namentlich mit Rücksicht auf Haller, der durch Krankheit aufgehalten worden war, der Termin bis 1. Juli 1816 verlängert und zugleich den Künstlern mehr Selbständigkeit eingeräumt. Für Walhalla und Antikengebäude „werden auch Pläne von anderer Gestalt als der im Programm bezeichneten angenommen, wenn sie nur den Zweck erfüllen“.

Da der Verkauf der phygalischen Skulpturen Haller's Anwesenheit nothwendig machte, begab er sich im Frühjahr 1814 nach Zante. Nach Abschluß des Kaufgeschäfts besuchte er Ithaka und begann auf der nördlichen Seite der Insel Grabhügel aufzudecken. Wirklich wurden zahlreiche irdene Vasen und andere Gefäße, jedoch von gewöhnlichen Formen ohne Bilder und Ornamente gefunden, auch ein Spiegel, eine kleine silberne Vase, Ringe und Ohrgehänge von Goldblech, Silber- und Bronzemünzen.

Von Ithaka dann wandte sich Haller nach Aitos, wo nach seiner Annahme des Odysseus Burg gestanden hatte, fand jedoch schon alle Gräber durchwühlt. Der englische Platzkommandant besaß ein ziemlich reiches Antikenkabinett; Haller bemühte sich vergeblich, es für den Kronprinzen zu erwerben. Er glaube übrigens, schrieb er an diesen, daß alle auf Ithaka gefundenen Gegenstände nicht aus der heroischen oder homerischen, sondern aus historischer und zwar römischer Zeit stammten. Hier fortzuarbeiten, werde sich kaum lohnen.

„Nachgrabungen," erwiderte Ludwig, „sind mir von Professor Brönstedt (der im Herbst 1813 zu Augsburg vom Kronprinzen empfangen worden war) angerathen worden an folgenden Orten: a) im Epaminondischen Messene auf dem Berge Ithome, b) zu Olympia, welches ohnehin im Plane, c) im Arkadischen Megalopolis nahe dem griechischen Dorfe Selano, nicht weit von Leondari am großen Theater, d) in den Ruinen von Mantinea, e) im Phokischen Delphi, dem jetzigen Orte Castri, f) in einigen der ältesten Gräber hinter Phygalia, g) in den Trümmern des Tempels der Athene Sunias." Haller möge sich über die Vorschläge aussprechen.

Haller unterzieht denn auch dieselben einer Kritik und entscheidet sich schließlich für Nachforschungen im Innern von Morea, wohin noch keine beutelustigen Kapitäne englischer Schiffe vorgedrungen seien. Ludwig ließ ihm freie Hand. „Das fernere Nachgraben überlasse ich ganz Ihren eigenen Einsichten, wie und an welchen Stellen Sie es für's beste halten, so auch, welche Geschäftsleute und Gehilfen Sie zur Erreichung Ihres Zweckes zu brauchen Sie für dienlich erachten. Ich bin überzeugt daß Sie das Mögliche thun werden, um meinen Wünschen zu entsprechen."

Auf der Rückfahrt von Zante nach Athen scheiterte das Schiff, das unseren Künstler trug. Er rettete nur das nackte Leben; seine eigene Habe, die Zeichnungen, sowie die gesammelten Antiken mußte er den Wellen überlassen. In Athen traf er den Maler Martin Wagner, den der Prinz zur Abholung der Aegineten geschickt hatte. Obwohl sich Wagner über die Mitwirkung Haller's nicht zu beklagen hatte, fehlte es nicht an Konflikten. Es war an sich nicht leicht, dem ehrlichen und tüchtigen, aber rauhen und eigenwilligen Wagner Alles recht zu machen; dazu kam noch, daß ihm der Barontitel des Kollegen unbequem war. Während in den früher gewechselten Briefen nicht selten ein herzlicherer Ton

angeschlagen war, beschränkte sich der spätere Verkehr auf geschäftsmäßige Mittheilungen. Auch die Briefe Haller's an den Prinzen unterscheiden sich scharf von denjenigen Wagner's. Dieser spricht allezeit frank und frei, holt häufig weit aus, erzählt von seinen eigenen Erlebnissen, gibt Wünschen und Befürchtungen nicht selten auf drastische Weise Ausdruck. Haller dagegen berichtet ziemlich knapp, was er zu sagen hat; seine eigene Person tritt niemals in den Vordergrund, und wenn er einmal eine Bitte äußert, so gilt sie für einen Freund oder Kollegen. Auf den Berliner Gropius waren Martin Wagner und, von diesem beeinflußt, auch Kronprinz Ludwig schlecht zu sprechen. Dagegen gab sich Haller redlich Mühe, dessen Vorzüge in helles Licht zu setzen, und als Gropius ein Denkmal für das Schlachtfeld bei Leipzig entworfen hatte, suchte Haller den Prinzen zur Ausführung des Projekts zu bewegen. Er selbst beanspruchte für sich kaum das Nothwendigste. Trotz aller Liebe zu Hellas, trotz aller großen Erinnerungen ließ das armselige Leben unter Schmutz und Ungeziefer den Wunsch nach Heimkehr erwachen. Dazu kamen noch andere Erwägungen. „Die solide Betrachtung, daß ich bei schon etwas vorgeschrittenem Lebensalter mit etwas genauer Sorgfalt die Oekonomie meiner Zeit zu berücksichtigen habe, drängt den Wunsch, in das Vaterland zurückzukehren, mächtig in meine Seele, da ich damit das Ziel meines Strebens, als ein nützlicher Bürger demselben mein Leben zu widmen, beßer zu erreichen glaube." Da jedoch der Prinz diese Anspielung nicht beachtete, kam Haller nie mehr darauf zurück, nur noch einmal läßt er die Sehnsucht nach der Heimat durchblicken, aber „Ew. Hoheit Wunsch giebt mir eine andere Bestimmung, und ihr zu gehorchen, ist mir Pflicht".

Ein peinliches Geschäft war im Winter 1814 zu erledigen. Das Bankhaus Hübsch und Timeoni in Konstantinopel, bei welchem der Kronprinz die für Erwerbungen und Nachgrabungen in Griechenland bestimmten Summen anzulegen pflegte, stellte ganz unerwartet seine Zahlungen ein. Haller selbst eilte nach Konstantinopel, um dem Prinzen zu retten, was etwa noch zu retten war. Nur auf Delos machte er Station. Er hoffte dort den zur Ergänzung der Aegineten geeigneten Marmor zu finden. Zugleich untersuchte er die Oertlichkeit auf künftige Ausgrabungen. Er stieß auch dort, wie allenthalben, auf barbarische Verwahrlosung der Baureste des Alterthums; die Inselbewohner pflegten aus Statuen und Säulen

Kalk zu brennen. An Ausgrabungen in größerem Maßstab war — wenigstens vorläufig — schon deshalb nicht zu denken, weil man, um die Erlaubniß zu erlangen, „nur mit großen Summen in der Hand vor die Herren Türken kommen“ durfte.

Die Fahrt nach Konstantinopel war stürmisch und gefahrvoll, und auch der Aufenthalt brachte nur Verlegenheiten und Enttäuschungen. Trotz aller Bemühungen glückte es nicht, einen namhaften Betrag zu retten, und ebensowenig wollte es trotz Verwendung der österreichischen Gesandtschaft gelingen, einen großherrlichen Ferman zur Erlaubniß von Grabungen auf Morea zu erlangen. Inzwischen arbeitete der Unermüdliche an den Plänen für Walhalla und Antikengebäude eifrig fort. Jeder Brief des Prinzen enthielt neue Anfragen, jeder Brief des Künstlers ausführliche Erklärungen seiner Pläne. Auf eine Bemerkung Ludwigs, er wolle für Walhalla einen Mosaikfußboden, Hermanns Teutoburger Schlacht darstellend, anfertigen lassen, erwiderte Haller, er könne nur davon abrathen. Ein buntes Mosaik werde den Eindruck der Halle sicherlich stören. Zur Verherrlichung der Thaten Hermanns könnte entweder der Fries, wie am Parthenon, oder könnten die Metopen, wie am Theseion, benützt werden. „Haller hat Recht,“ schrieb Ludwig an Kreuzer, „belehrt seyend gebe ich gern nach, davon ist Wagner umgehends zu benachrichtigen, damit er abbestelle Auftrag zu theuren Mosaikmustern.“ Auf Grund von genauen Messungen der Säulen des Erechtheion und des äginetischen Tempels entdeckte Haller das von Vitruv nur angedeutete, sogar so scharfen Beobachtern wie Stuart und Revett entgangene Princip der Alten, an den Säulen eine Schwellung, eine Verjüngung eintreten zu lassen. „Was Haller über seine und Cockerells Beobachtung von Säulenschwellungen schreibt,“ wies Ludwig seinen Sekretär an, „neu, mir ganz neu ist es, ist Fischer mitzutheilen, mit Verbindlichem, seine Meinung darüber möchte mir zukommen.“

Im Frühjahr 1815 eröffnete sich für Haller Aussicht, unter dem Schutze des Pascha in Thessalien Ausgrabungen unternehmen zu können. Er hoffte auf namhafte Erfolge, obwohl für jene Landschaft die zuverlässige Leitung des Pausanias fehlte. Dem Wunsche des Pascha gemäß sollte in Larissa begonnen werden; von solcher Willfährigkeit versprach er sich als Lohn die Erlaubniß zu Untersuchungen in Delphi, wo die Trümmer des Gymnasiums lockten, und bei Chäronea, wo schon Gropius ein Stück einer Löwenmähne

aus der Erde hervorragen gesehen hatte, wie Haller mit Recht vermuthete, ein Stück des von Pausanias beschriebenen Löwen auf dem Grabe der Thebaner (später durch den von der Regentschaft beauftragten Konservator Pittakis ausgegraben).

Allein die an Veli Paschas Entgegenkommen geknüpften Erwartungen wurden ebenso enttäuscht wie die Hoffnung auf einen Gnadenbrief des Sultans. Ludwig hielt nun weitere Anstrengungen für aussichtslos. „Die Pläne, wovon ich Ihnen früher gesprochen habe," schrieb er am 30. Dezember 1815, „hinsichtlich weiterer Nachgrabungen habe ich bey den vielen Schwierigkeiten und der Ungewißheit, die mit solchen Unternehmungen verbunden sind, nunmehr aufgegeben, und ich setze Sie von dieser meiner Entschließung hiemit zu dem Ende in Kenntniß, damit Sie dieses Vorhabens wegen nicht länger in Griechenland bleiben und durch mich an Ihrer Rückreise in's Vaterland gehindert sind, welches Ihnen wahrscheinlich nicht unangenehm seyn wird, wenn Sie es sonst nicht vorziehen, eigener Liebhaberey und Geschäfte wegen Ihren Aufenthalt zu verlängern."

Zur nämlichen Zeit entwarf aber Haller, der endlich seine Pläne für Walhalla und Statuengebäude nach München geschickt hatte, die kühnsten Projekte. In der troischen Ebene hoffte er auf Ueberreste einer vorhellenischen Kultur zu stoßen; im argolischen Thal von Nemea wollte er da, wo drei schlanke dorische Säulen als die letzten Ueberreste des Tempels des Zeus Nemeios aufrecht stehen, nachgraben, endlich auch auf dem Vorgebirge Tainaron, wo die Stätte des alten dorischen Nationalheiligthums seit den Zeiten des Pausanias nicht wieder untersucht worden war, weil Reisende, „die etwas zu verlieren hatten", die räuberischen Mainotten fürchteten.

Leider sollte keiner dieser Entwürfe verwirklicht werden. Am empfindlichsten mochte den Künstler die Ablehnung seiner Baupläne berühren. „Ihre Pläne enthielten viel, recht viel Schönes," schrieb der Kronprinz am 12. April 1816, „aber der Preis ist keinem davon zugesprochen worden, ist überhaupt von denen, die eingelaufen sind, nur einem für Walhalla zuerkannt worden. Die Ihrigen befinden sich zu Ihrer Verfügung bey der Akademie der bildenden Künste in München. Ich ließ mir (durch Klenze) einen neuen für die Glyptothek — also nenne ich (auf Bibliothekar Lichtenthaler's Anregung) das die Bildhauerwerke alter und neuer

Zeiten enthaltende Gebäude — verfertigen, zu dem ich am 23. dieses den Grundstein legen werde."

An die für den Künstler schmerzliche Nachricht knüpfte er aber eine für den Forscher tröstliche: er hat den Entschluß, von den Nachgrabungen abzustehen, aufgegeben und überträgt dem Vielbewährten ein neues Mandat. „Der Kredit auf Apostolo Popo (Bankhaus in Konstantinopel) bleibt Ihrem Wunsche gemäß offen, und ein Jahr lang täglich zwey spanische Thaler zum Behufe Ihres Unterhalts, um Architektonische Nachforschungen in den Ueberresten Griechischer Gebäude zu machen, von solchem auf meine Rechnung zu erheben, bewillige ich Ihnen, den ich sehr schätze, unter der von Ihnen selbst angetragenen Bedingung, daß was für Alterthümer gefunden werden, mir gehören, worunter ich auch schöne Kapitäle (wohlverstanden, nur herabgestürzte!) verstehe, welche Sie des Transportes und der Aufstellung werth achten. Ich sollte meinen, eines einer jeden Art wäre hinlänglich. Ich wünsche sehr, daß Sie mit dem Pausanias in der Hand herumreisen (überhaupt aber nur reisen, wo keine Gefahr seyn kann), wo Hoffnung schöner Ausbeute, wenn es angeht, nachgraben; was dieses außer den beyden (täglich Ihnen für ein Jahr bewilligten) span. Thalern für Kosten erfordert, beziehen Sie, ohne bey mir anzufragen (was zu viel Zeit verlieren macht), auf jenen Kredit, wie auch was zu allenfallsigen Uebereinkünften mit Obrigkeiten hiezu erforderlich wäre." Mit rührender Bescheidenheit dankte der Künstler für den Auftrag, der ihm die Möglichkeit verschaffte, wenigstens durch Fleiß und Ausdauer sich seinem Gönner dankbar zu erweisen.

Der nächste Brief vom 13. September 1816 ist von Milo datiert. Da Haller's Thätigkeit auf dieser Insel mit der Geschichte desjenigen Kunstwerks, das mehr denn irgend ein anderes bis auf den heutigen Tag die forschenden Geister beschäftigt hat, verknüpft ist, sei auf die Episode ausführlicher eingegangen. Am 22. August landete er, wie in seinem Tagebuch aufgezeichnet ist, auf der Insel. „Gegenwärtig bin ich hier mit der Untersuchung der Reste eines alten Theaters beschäftigt, die vor Kurzem der Zufall den Besitzer des Ackerlands, auf welchem sie vergraben liegen, hat finden machen. Ich bin durch die englische Zeitung Galignanis Messenger Nr. 428 Montag, Juni 1816, darauf aufmerksam gemacht worden, in welcher ein Correspondenzauszug des Consuls Mr. Salt zu Alexandria steht, der einige Notizen von diesem Theater gibt. Ich habe das

Wenige, was schon davon zu sehen war, so interessant gefunden, daß ich für unrecht geglaubt habe, diese Gelegenheit, vielleicht einige interessante Entdeckungen und Bemerkungen über dergleichen Gebäude zu machen, unbenutzt vorübergehen zu lassen. Ich bin daher hier zurückgeblieben und habe, so viel mir es bisher mein Gesundheitszustand, der noch kürzlich wieder durch Fieber unterbrochen worden war, erlaubt, meine Nachsuchungen anzufangen.

„Ein großer Theil der ersten neun graduum, Reyhen, die ganz von weißem Marmor sind, scheint noch sehr gut erhalten zu seyn. Die Lage des Theaters ist sehr schön, in einer bedeutenden Höhe über dem weiten Hafen, gegen welchen und die entgegenliegenden Berge der Insel man die Aussicht hat.

„Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß dergleichen Ruinen besonders wenn sie neu an's Tageslicht gezogen worden sind, gar sehr der Zerstörung muthwilliger und habsüchtiger Menschen ausgesetzt sind, und wirklich hat auch diese Ruine mir schon Beweise gegeben, indem ein englisches Schiff, das vor Kurzem hier gelandet hatte, ein Stück einer der schönen Marmorgraduum ausgebrochen und an seinen Bord geladen hat. Außerdem benutzen die Einwohner dergleichen Gegenden solchen Marmor, um Kalch daraus zu brennen, und das muß hier schon vor sehr langer Zeit der Fall gewesen seyn, denn ich habe auf den Ruinen des Theaters selbst die Spuren von dergleichen Kalchöfen gefunden. Alles dieses hat mich bewogen, da mir kein dringenderes Mittel jetzt zu Gebote steht, mit dem Besitzer des Ackers einen der englischen Vicekonsulats-Kanzlei eingereichten Vertrag abzuschließen, mittelst welchem ich ihn zu binden suchte, daß er selbst nicht nur die Ruine in dem nehmlichen Zustand lassen wolle, als ich sie ihm übergeben würde, sondern daß er auch soviel als möglich darüber wachen wolle, daß keine Fremden ihr fernerhin Schaden zufügen. Ich habe gesucht, die Einwohner des hiesigen Orts für Erhaltung der heiligen Reste aus der Vorzeit ihres eigenen Landes zu interessiren, allein das sind, so wie leider beynahe durchgehends die heutigen Griechen, für Kunst und die Geschichte ihres Vaterlands verstockte rohe Menschen, die keinen Begriff mehr von Ehre haben und nichts thun, was ihnen nicht unmittelbar einen Geldgewinnst zeigt."

Aus dem Tagebuch läßt sich ersehen, mit wie unsäglichen Schwierigkeiten das Unternehmen verbunden war. Den einheimischen Arbeitern mußte Taglohn bis zu drei Piastern bewilligt werden,

dessenungeachtet waren sie kaum zu bewegen, den Spaten anzurühren. Feiertage gab es die Fülle, und wenn Haller vom Fieber geschüttelt in seiner Herberge bleiben mußte, so war auch das für die Arbeitsscheuen ein Ferientag. Am 8. Oktober erstattete Haller über den Verlauf der Untersuchung Bericht. „Die Kürze der Zeit macht es mir unmöglich, jetzt schon die Riße beyzulegen, wozu ich zur Zeit über diesen Gegenstand, so weit ich damit gekommen bin, die Materialien habe. Ich habe einen großen Theil des Theaters ausgegraben, aber außer den unmittelbar dazu gehörigen Theilen und ihrer Architektur nur erst wenige Alterthümer, die meist in zerbrochenen Stücken von irdenen Vasen und Lampen bestehen, gefunden. Bey der täglich zunehmenden Kürze des Tages und dem hohen Preis der Taglohnungen, auch dem Mangel an nöthigen Utensilien, um die Grabungen schneller betreiben und dadurch jene vermindern zu können, habe ich es für nöthig gehalten, dieselben für jetzt abzubrechen und von E. K. H. die allergnädigste Erlaubniß abzuwarten, ob ich damit weiter fortfahren und meine Untersuchungen beendigen darf. Da ich außerdem in Griechenland kein Gebäude der Art kenne, von welchem noch so vieles gut erhalten ist, so unterstehe ich mich, E. K. H. die Bemerkung zu machen, daß ich es für sehr wünschenswerth halte, die noch vorhandenen Theile davon ganz wieder von dem Schutt zu befreyen, ja ich wage es, selbst E. K. H. den Vorschlag zu machen, daß E. H. den Acker, auf welchem es vergraben liegt, ankaufen und damit diese schöne Ruine in den Besitz von E. K. H. bringen möchten, als wodurch ich am sichersten in Stand gesetzt zu werden glaube, sie für fernere Zerstörung durch Menschenhände zu sichern.

„Ich habe deswegen schon mit dem Besitzer gesprochen und ihn geneigt gefunden, mir den Acker für 400. türkische Piaster, welches ungefähr nach dem jetzigen Course 125—130 Gulden Augsburger Geld betragen mag, zu überlassen, doch mit der Bedingung, daß ihm die bisher von mir zugestandene Begünstigung des Viertels des Werthes der darinn zu findenden Alterthümer dennoch bliebe.

„Ich glaube, daß alsdann die Sicherung der Ruine am besten erreicht werden würde, wenn man sie nach deren Ausgrabung zu einer griechischen Kirche weyhen würde, da ich gefunden habe, daß das beste Mittel es ist, Alterthümer vor Zerstörung von den Landesbewohnern zu sichern. Unter der Menge der kleinen griechischen Kirchen, die man in den hiesigen Ländern und meist auf Stellen

alter Gebäude antrifft, sind die mehrsten aus Ueberresten dieser Gebäude construirt und dekorirt. So bin ich überzeugt, daß die gute Erhaltung des Theseus-Tempels blos seiner Weyhe zu einer griechischen Kirche in früherer Zeit zu verdanken ist. Außerdem würde ich es für gut halten, dem jetzigen Besitzer des Ackers auch nachher, wenn E. K. H. Besitzer davon seyn würden, noch die Aufsicht über den Ort zu übertragen, wozu er sich gern verständigen würde, wenn ihm die Hoffnung bleibt, die Trinkgelder Reisender, die ohne Zweifel häufiger hieher kommen werden, für sich zu erhalten.

„Soviel ich nun ohngefähr über die weiteren Kosten der Nachgrabungen zu urtheilen im Stande bin, so glaube ich sie außer den Ankaufskosten, wenn E. K. H. darein willigen würden, mit 200, höchstens 300 spanischen Thalern beendigen zu können. Ich würde mich in der Ehre sehr glücklich schätzen, E. K. H. Gelegenheit gegeben zu haben, Besitzer eines alten Monuments auf griechisch klassischem Boden zu werden, und ich bitte Allerhöchst Dieselben allerunterthänigst, mir Ihre Verhaltungsbefehle zu dieser Sache allergnädigst bald zu geben."

Das Mittel, eine Ausgrabungsstätte gleichsam unter den Schutz des christlichen Kultus zu stellen, war schon mit Erfolg angewendet worden. Auch nach Räumung des phygalischen Tempels hatten die Hirten aus der Nachbarschaft gebeten, daß er zum Gottesdienst geweiht werde, und die Gesellschaft hatte, um jede Beschädigung fern zu halten, im Apollotempel eine Kapelle zu Ehren der heiligen Apollonia errichtet.

Mit lebhaftester Theilnahme griff der Prinz die Vorschläge Haller's auf. „Löblich finde ich Ihren Vorschlag," erwiderte er am 25. November, „und ich bewillige die Summe von 400 türkischen Piastern, wenn solche dafür erfordert würden, die Aecker, unter denen noch des Theaters auf der Insel Milo größter Theil vergraben liegt, nebst dem Theater selber, sowohl was davon schon sichtbar, als was es noch nicht ist, nebst allem, was darin und dabey gefunden, ausgegraben wird, als mein Eigenthum zu erwerben, worüber mir ein gerichtlich gültiger Kaufbrief soll zugestellt werden. Das ist ein trefflicher Gedanke von Ihnen, daß griechischer Gottesdienst in demselben nach geschehener Ausgrabung zu halten wäre. Bewirken Sie, daß Ihr Gedanke That werde, aber unter folgenden Bedingungen: a) daß mich es nichts koste (oder wenn des Gebäudes Erhaltung es erfordere unerläßlich, doch nur wenig),

b) daß des Gottesdienstes ungeachtet das völlige Eigenthum mir bleibe und meinen Erben, c) daß, um den Gottesdienst zu halten, nichts abgebrochen, und wenn etwas hineinzubauen erforderlich wäre, solches nicht verunstaltend geschehe; daß die Popen nicht glauben, ein Recht zu haben, nach Willkühr zu verfahren; überhaupt, daß sowohl gegen Türken, Griechen und Franken das Theater sicher gestellt werde gegen jede Beschädigung. Wenn Sie statt ein Viertel des Werthes der zu findenden Kunstwerke (worunter doch nur Statuen und Basrelieven, nicht aber Säulen, Marmorstufen rc. zu verstehen wären, was aber ausgedrückt werden müßte) dem bisherigen Eigenthümer des Feldes zu versichern, was zu großen Weitläufigkeiten und Uneinigkeiten führen könnte, gewiß zu ersten führen würde, denn um den Werth der Gegenstände in einem Lande ohne Kunstrichter, die nicht selbst Parthey wären, zu entscheiden, müßte auf lange Zeit hinaus Versteigerung angesetzt, dem gebildeten Europa sie angesagt und Zeit gelassen werden, aus demselben zu kommen. Können Sie also statt diesem versprochenen Viertel des Werthes mir eine bessere Bedingung bewirken, würde mir es lieb seyn. Doch ist dies kein sine qua non. Sollten auch zur völligen Ausgrabung zwei- bis dreihundert span. Thaler nöthig seyn, bewillige ich sie Ihrem Antrage gemäß."

Als der Winter den Erdarbeiten ein Ziel setzte, kehrte Haller nach Athen zurück. Hier wurde ihm vom Prinzen ein neuer Auftrag zu Theil, allein zum erstenmal setzte er dem Wunsche seines Gönners ernsten Widerspruch entgegen. Und dieser Widerspruch ehrt den Künstler.

„Wenn Sie mir aus Athen," hatte Ludwig am 25. November geschrieben, „von dem Pandrosion eine Karyathide, lieber noch zwei, wenn dieß ohne des Gebäudes Schaden geschehen kann, erwerben könnten, würde mich sehr freuen; und sollte dieß nicht durch Geschenke von den türkischen Obrigkeiten zu bewirken seyn, mit der Vorstellung begleitet, daß das Werk doch nicht mehr ganz besteht, da Lord Elgin eine Karyathide hinweggeführt, und eine dennoch bliebe, wenn ich auch zwei bekäme; da nicht mehr alle vier, es schon kein Ganzes mehr bilde?" Es handelte sich um die berühmten Karyatiden, welche — nach Julius' Beschreibung — die zierliche Korenhalle auf der Südseite des Erechtheions tragen; eine von den majestätischen Kanephoren hatte Lord Elgin nach England geschleppt. Obwohl man den Wunsch, Antiken von so

hoher Bedeutung in's Abendland zu entführen, in jenen Tagen noch als Wunsch, die Kunstwerke gerettet zu sehen, rechtfertigen konnte — kam es ja doch nicht selten vor, daß Türken die unschätzbaren Denkmäler althellenischer Kunst als Scheiben für Schießübungen benutzten, ohne daß die Eingeborenen solchen Muthwillen als Schmach empfanden —, so war doch in Haller, noch ehe Byron vor dem Forum der gebildeten Welt gegen seinen Landsmann die berühmte Anklage erhob, das Bewußtsein wach, daß sich der Sammeleifer in gewissen Schranken halten muß, von geweihter Stätte nicht die letzten Ueberreste einer herrlichen Vergangenheit rauben darf. „Ich flehe E. K. H. an," schrieb er an Ludwig, „nicht an diese Kunstwerke zu tasten, nicht das Beispiel Lord Elgins zu befolgen." Und Ludwig erkannte die Berechtigung dieses Widerstandes an: „Sie nehmen sich der Erhaltung aller noch bestehenden Theile des Pandrosiums mit so vieler Wärme an, daß ich von dem, was ich Ihnen im Betreff der Karyathiden gesagt hatte, abstehe."

Die Muße der Wintermonate benutzte Haller zu archäologischen Studien; insbesondere suchte er sich über den Bau der griechischen Schauspielhäuser zu unterrichten. Im Mai 1817 traf er wieder auf Milo ein und nahm im Eremitenkloster St. Elias Quartier. Die Eingeborenen waren höchlich entrüstet, daß er Arbeiter aus Athen, die um geringeren Tagelohn gedungen waren, mitbrachte. Es gelang ihnen unschwer, die Landsleute zu überreden, daß sie auf milesischem Boden ihrer Verpflichtungen los und ledig wären, falls sich der Fremde nicht bewegen ließe, den landesüblichen Lohn zu zahlen. Haller übergab einige Widerspänstige dem Richter; damit war jedoch erst recht Oel in's Feuer gegossen, denn nun galt es als patriotische Pflicht, dem Franken jeden möglichen Schabernack zu spielen. Schließlich mußte Haller noch froh sein, daß sich einige Eingeborene wieder herbeiließen, um hohen Lohn ihm beizustehen. „Ich hatte treffliche Gelegenheit, die graeca fides kennen zu lernen: viele Kreuze auf der Stirne, viele Teufel in der Brust." Gerade ein Charakter wie Haller mußte unter solchen Plackereien unsäglich leiden.

Auch der Besitzer des Ackers zog die Verhandlungen in die Länge und erhob immer neue Bedenken. „Der Mann will durchaus nicht das ihm früher bewilligte Viertel des allenfallsigen Fundes gegen eine andere Vergütung vertauschen, fest vertrauend, daß in seinem Acker ein Schatz vergraben liege. Ebensowenig konnte ich

noch bisher den Kauf des Grundstückes mit ihm abschließen, und ich halte es der Klugheit gemäß, meinen Eifer dafür zurückhaltend, die Unterhandlungen allmählig zu betreiben, was mir indeßen viel zu schaffen macht, da ich so sehr wünschte, die Ruine für E. K. H. erwerben zu können. Auch ist es gut, die Sache vor der Hand unter meinem Namen zu betreiben, da ich mit geringeren Schwierigkeiten und Kosten dazu kommen werde."

Endlich am 8. Juni 1817 konnte der Kauf abgeschlossen werden. Den ganzen Sommer wurden die Nachgrabungen fortgesetzt, ohne daß jedoch namhafte Funde erzielt wurden.

Um so peinlicher war Ludwig berührt, als wenige Jahre später auf Milo jene Statue gefunden wurde, deren Lob alsbald über ganz Europa sich verbreitete.

Am 8. April 1820 — so wurde wenigstens am 12. April von dem Nachbarn des Finders, dem französischen Konsularagenten Brest, an das Generalkonsulat in Smyrna berichtet — stieß ein Bauer Yorgos, der sein Feld bestellte, auf Quadersteine und beim Weitergraben auf eine Grotte. Hier lag, in zwei Stücke getheilt, eine Statue, die vermuthlich in diese alte Grabstätte versteckt worden war. Brest erwarb zwar nicht sofort das Bildwerk, aber das Vorkaufsrecht. Acht Tage später landete die französische Gabarre Chevrette auf Milo, und die Offiziere Dumont d'Urville und Matterer besichtigten den Fund. D'Urville berichtete darüber an den französischen Gesandten in Konstantinopel, Marquis de Rivière, und dieser gab Befehl zum Ankauf. Um 550 Franken wurde die Perle des Louvre erworben. Freilich mußten auch dann noch französische Matrosen den Besitz förmlich erkämpfen, und bei diesen Händeln soll erst die Statue — die Behauptung Aicard's wird jedoch sicher mit Fug angefochten — den linken Arm, der einen Apfel hielt, verloren haben. Das Schiff Estafette brachte den Kampfpreis nach Paris, und erst im Louvre wurde die Statue zusammengesetzt.

Nun stieß aber der Acker des Yorgos fast unmittelbar an das durch Haller für den Kronprinzen erworbene Grundstück. Von der Vorstadt Plaka des Hauptortes Kastron auf der Höhe des steilen Berges Hagios Elias bis an den Hafenort Adamas ziehen sich die Ruinen der alten Stadt Melos. Hier finden sich Theile der antiken Stadtmauer, Ueberreste des kleinen Theaters, eines Tempels und etwa hundert Schritte weiter südlich das Koilon jenes größeren Theaters, das von Haller ausgegraben wurde,

endlich wieder ein paar hundert Schritte davon entfernt die von Yorgos aufgedeckte Nische.

Als Venus victrix schon in den Louvre eingezogen war, tauchten Gerüchte auf, daß das Eigenthumsrecht der Franzosen nicht so unanfechtbar, wie es nach der gewöhnlichen Erzählung der Auffindung angenommen werden mußte. „Man sagt," schrieb Martin Wagner am 30. April 1823 aus Rom an den Prinzen, „jene Venus in Paris sei in demselben Theater auf Melos gefunden worden, welches das Eigenthum E. K. H. ist. Daß diese Bildsäule in dem Theater zu Melos gefunden worden, bestätigte mir auch der allerliebste Freund, Herr von Bröndstädt, auch sagte mir dieser, daß er noch ein anderes Stück in Malta gesehen, welches aus dem Theater in Milo ausgegraben worden und ein architektonisches Stück von etwa 8 bis 9 Fuß von sehr schöner Arbeit enthielt." Ludwig ließ darauf durch Bröndsted in Paris auf vertrauliche Weise über die eigentliche Fundstätte Erkundigung einziehen. Die Annahme, daß im Theater zu Melos, wo der Aphroditekultur eifrig gepflegt war, eine Statue der Göttin aufgestellt gewesen, klang glaublicher als die Erzählung von der mysteriösen Nische. Auch die Venus von Arles wurde im dortigen Theater gefunden, und im Theater zu Melos selbst fand später Ludwig Roß einen Hermestorso. Der Kronprinz beruhigte sich aber, als ihm versichert wurde, daß sein Eigenthumsrecht nicht verletzt worden sei.

Drei Jahre später kam der bekannte Philhellene Heideck, der am Befreiungskampfe hervorragenden Antheil nahm, nach der Insel Milo. Sofort hörte er von allen Seiten, daß die Statue auf dem von Haller angekauften Grundstück gefunden und nur zum Schein nochmals auf dem benachbarten Acker vergraben worden sei. Heideck erbot sich, durch Zeugen den Nachweis zu liefern. Darauf wies Ludwig den bayrischen Gesandten Grafen Bray an, in Paris nochmals geeignete Vorstellungen zu erheben. Da es nicht wahrscheinlich, daß sich die französische Regierung zur Herausgabe des weltberühmten Kleinods verstehen würde, so sollte wenigstens ein kleiner Ersatz durch Stücke der Albanischen Sammlung geleistet werden. Allein auch diese Bemühungen blieben erfolglos. —

Es ist bekannt, welch warme Sympathie Ludwig der Erhebung des hellenischen Volks entgegenbrachte. Während noch der Kongreß zu Wien tagte, faßten die Griechenfreunde den Beschluß,

vorerst durch Hebung des geistigen Lebens in Griechenland das Volk für die in Aussicht genommenen Thaten vorzubereiten. Zwei große Erziehungsanstalten sollten in's Leben gerufen werden, ein attisches Lyceum zu Athen und ein thessalisches auf dem Berge Pelion, wo nach der Sage der junge Achilles den Unterricht des weisen Chiron genossen. Das Projekt hatte an Ludwig einen warmen Freund, und Haller sollte berichten, ob er für nützlich halte, daß sich der Prinz dem Unternehmen der „Musenfreunde" anschließe. Haller rieth davon ab. Die Ausführung werde, so-lange in Griechenland türkische Paschas herrschten, auf unüber-windliche Schwierigkeiten stoßen; als ersprießlicher empfehle sich, junge Hellenen in abendländischen Instituten erziehen zu lassen; echte Bildung werde die Freiheit bringen. Ludwig folgte auch hierin dem Rathe des Erfahrenen und ließ vorläufig vier junge Griechen nach München rufen, wo sie auf seine Kosten das Lyceum besuchten.

Längst war in dem warmen Freund der Kunst und der Ge-schichte der Wunsch erwacht, Griechenland kennen zu lernen und die klassischen Stätten zu besuchen. Am 16. Dezember 1817 zeigte er Haller an, daß er Mitte April nächsten Jahres nach Athen zu kommen gedenke. „Wenn Ihre Geschäfte für mich machen, daß Sie noch in Griechenland sich bei meiner Ankunft befinden, wird mich recht freuen, Sie, Herr Baron, der durch Redlichkeit und Kenntnisse und Kunst sich ausgezeichnet, zu sehen, sey es in Athen, in Milos oder Megara. Aber entgegenkommen sollen Sie mir nicht, Sie müßten es denn für nothwendig halten." Am 1. Februar 1818 wiederholte er die Nachricht, und auch dem uneigennützigen Eifer Haller's wird nochmals die vollste Anerkennung gezollt. „Gewissenhafter zu seyn, als Sie sind, ist nicht möglich; ich habe Ihnen für ein Jahr das Tagegeld bewilligt, und Sie ziehen die Tage, an welchen Sie nicht für mich beschäftigt waren, davon ab. Ich aber erwidere Ihnen, daß Sie auch die Tagesgelder für diese an dem Jahre fehlende erheben sollen."

Allein dieses Lob wurde nicht mehr einem Lebenden gezollt.

Eben stand Ludwig im Begriffe, sich in Ancona nach Zante einzuschiffen, als er zwei Briefe erhielt; in dem einen befahl ihm der königliche Vater, zur Unterzeichnung der Verfassungsurkunde unverzüglich nach München zurückzukehren, das zweite Schreiben

von der Hand des österreichischen Internuntius Stürmer meldete den Tod Haller's.

Im Oktober 1817 hatte sich Haller nach Larissa begeben, um im Auftrage des Pascha eine Brücke zu bauen. In der sumpfigen Niederung am Peneios überfiel ihn auf's neue das Fieber. Im Dorfe Ampelaki am Fuße des Olymp verschied er, erst 43 Jahre alt, am 5. November 1817. Kurz vor dem Ende setzte er für sich eine Grabschrift auf, den stolzbescheidenen Spruch: „Wanderer, sage in Deutschland, daß ich hier ruhe, weil ich nach Vervollkommnung rang!"

Die Memoiren des bayerischen Ministers Grafen von Montgelas.

Wie unsere Staatseinrichtungen zur Zeit beschaffen sind, wird auch der beste politische Kopf außerhalb der regierenden Kreise dem pathologischen Anatomen gleichen, der genau weiß, daß alle durch Krankheitsursachen bewirkten Veränderungen im Körper physikalische oder chemische sein müssen, und doch nur diejenigen ergründen kann, die sich durch Skalpel, Mikroskop und Reagentien den Sinnen wahrnehmbar machen lassen. Eine Chronik der Volksstimmungen würde Blatt für Blatt beweisen, daß die Beschränktheit des politischen Blicks mit dem Maß der Entfernung von der Centralgewalt zunimmt. Es ist daher, um ein richtiges Urtheil über wichtige Entwicklungsphasen der Staaten zu ermöglichen, von besonderem Werth, wenn der leitende Staatsmann selbst die Umstände, die für sein Handeln maßgebend waren, offen darlegt, zumal sich ja viel Bedeutungsvolles aus den in die Archive gelangenden offiziellen Akten und Urkunden nicht entnehmen läßt.

In und für Bayern hat kein anderer Staatsmann so epochemachend gewirkt, wie der erste Minister des Königreichs, der ohne Zweifel der Schöpfer des modernen Staates Bayern genannt werden kann.

Freilich, der Name Montgelas ist heute von der Menge vergessen, im Kreise der Gebildeten eine unbequeme Erinnerung an überwundene Politik und abgethane Zustände. Heute ist die deutsche Idee, in der Napoleonischen Zeit von einer ungeheuren Majorität als Träumerei belächelt, zur Wahrheit, aus der kraftlosen Konföderation das mächtige Deutsche Reich geworden. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme hat als Pflicht-

bewußtsein in jedem einzelnen Reichsunterthan feste Wurzel geschlagen. Dem großen Ganzen und Jedem in's Besondere zum Heil und Segen! Aber schlimm für die Werthschätzung desjenigen Staatsmannes, der so recht als der Vertreter des Partikularismus gelten kann, der, um einen Einzelstaat zu retten und zu heben, unbedenklich fremde Hilfe in Anspruch nahm und wohl am Meisten dazu beitrug, daß der Rheinbund gestiftet wurde und später der Deutsche Bund nur eine inhaltlose Form blieb. Diejenigen aber, die mit der äußeren Politik des Staatsmannes auch heute noch insgeheim oder offen einverstanden wären, verurtheilen ihn andrerseits um so heftiger als den Umsturzmann, dem allein die Schuld beizumessen sei, daß Bayern nicht mehr der rein katholische Staat, wie unter Kurfürst Maximilian I., als den Julian, der „den Illuminaten zum Sieg verhalf und allem Irr- und Unglauben einen Freipaß gewährte."

Der objektiv urtheilende Historiker wird, ohne alle Wege zu billigen, welche Montgelas als Mehrer des von ihm geleiteten Staates einschlug, seine Erfolge — und Erfolge sind in der Politik Verdienste — anerkennen.

Als Montgelas 1799 pfalz-bayerischer Minister wurde, umfaßte das Kurfürstenthum 938 Quadratmeilen; bei seinem Sturz 1817 war Bayern ein Königreich mit 1837 Quadratmeilen. Freilich entsprach dieser Zunahme an Ausdehnung nicht der Zuwachs an Ansehen, denn der Rheinbundstaat war ja doch nur ein Satellit bonapartischer Politik; dennoch ist es Thatsache, daß eben in jenen unseligen Tagen Dank den Bestrebungen Montgelas' das geistige Leben in Bayern mächtig gefördert und dadurch Bayern für Deutschland wiedergewonnen wurde, wenn schon seine Söhne zur Zeit noch unter dem französischen Adler fochten. Was in dieser Beziehung dem Zeitalter und besonders unserm Volke noth that, hat er mit wahrhaft staatsmännischem Blick erkannt, und seine Reformen, wenn auch im Einzelnen nicht tief genug durchdacht oder allzu gewaltsam durchgeführt, waren im Großen und Ganzen die richtigen Vorbedingungen einer besseren Zukunft.

Es wurde von den Historikern immer bedauert, daß sich die Familie des 1838 gestorbenen Ministers nicht entschließen konnte, die von ihm verfaßten Memoiren, deren schon Baron Freyberg im akademischen Nekrolog Erwähnung that, zu veröffentlichen. Vor zwei Jahren erschien zwar in den historisch-politischen Blättern

auszugs- und probeweise — und, wie ich hinzufügen muß, trefflich — übersetzte Abschnitte, allein schon der für die Publikation ausersehene Platz legte die Vermuthung nahe, daß man gerade die für das Porträt des rationalistischen Staatsmannes charakteristischen Züge nicht finden werde; es waren denn auch nur einige auf die Rheinbundstiftung und andere politische Ereignisse bezügliche Excerpte geboten. Um so freudiger wurde ich überrascht, als mir in liberalster Weise Erlaubniß zur Einsichtnahme gewährt wurde. So bin ich glücklich in Stand gesetzt, über eine wichtige Quelle für bayerische und deutsche Geschichte neue Aufschlüsse zu bieten.

Die mir vorliegenden drei Foliobände enthalten 1720 Seiten Text. Selbstverständlich französischen Text, denn Montgelas war des Deutschen nur mangelhaft mächtig, während er ein vortreffliches Französisch schrieb, dessen Eleganz nur durch allzu gekünstelten Periodenbau beeinträchtigt wurde.

Die ersten zwei Bände haben die Ueberschrift: Section quatrième des maximes suivies relativement à la politique extérieure depuis le 16. février 1799 jusqu'au 2. février 1817. Das Avant-propos zum dritten Band verheißt eine Fortsetzung, es wird jedoch nur eine Uebersicht über Lage, Bedürfnisse, Aussichten 2c. aller europäischen Staaten, hauptsächlich auch ihre Beziehungen zu Bayern und der bayerischen Dynastie angereiht.

Was die drei ersten, mir zur Zeit noch unbekannten, — leider muß ich hinzufügen: aller Wahrscheinlichkeit nach verlorenen — Abtheilungen enthalten, wird aus einigen Bemerkungen in den vorliegenden Theilen ersichtlich. Es wird nämlich einmal erwähnt, daß die Verhandlungen Montgelas' mit dem Nuntius de la Genga wegen Abschlusses eines Concordats, und ein andermal, daß die Bestimmungen wegen der künftigen Stellung der mediatisirten Standesherren schon früher eingehend dargestellt worden seien. Jene drei ersten Theile beschäftigen sich also mit der inneren Regierungspolitik, während der vierte ausschließlich der politischen und militärischen Geschichte gewidmet ist. Die Eingangsworte lauten: „Ehe ich über die Regierung Ew. Königl. Majestät spreche, muß ich etwas zurückgreifen, um deutlicher hervortreten zu lassen, wie zur Zeit Ihres Regierungsanfanges für Ihre Dynastie, wie für Ihren Staat die Dinge gelagert waren." Aus diesen Worten

könnte gefolgert werden, daß das Ganze für den König bestimmt gewesen; auch würde das, was über die öffentliche Thätigkeit des Ministers und den eigenen Antheil des Königs an diesem und jenem Beschlusse berichtet wird, solche Absicht nicht ausschließen: erst im letzten Kapitel, das vom Sturze des Ministers handelt, wird statt des sonst gebrauchten Votre Majesté einfach le Roi gesetzt und auch Manches erzählt, was nicht darauf hindeutet, daß die Kenntnißnahme durch Max Joseph beabsichtigt gewesen sei.

Absolut Neues von hervorragender Wichtigkeit erfahren wir aus den Memoiren nicht. Durch seither veröffentlichte offizielle Aktenstücke und andere zeitgenössische Berichte sind wir ja über die Vorgänge in Bayern während der Revolutionskriege, — denn auch auf diese greifen die Memoiren zurück, — während der rheinbündischen Epoche und in den nächsten Jahren nach dem Befreiungskampfe verhältnißmäßig gut unterrichtet. Auf manche Episoden fällt aber erst durch Montgelas' Mittheilungen helleres Licht, abgesehen davon, daß es hohes Interesse bietet, die Urtheile eines Diplomaten, der an Kaltblütigkeit, Scharfsinn und Takt Wenige seinesgleichen hatte, und die Urtheile gerade des leitenden Staatsmannes in Bayern über die Allianz mit Frankreich, die Napoleonischen Kriege, die Stiftung des Rheinbundes, die Stimmung bei Hofe und im Lande u. A. kennen zu lernen. Ganz besonders gilt dies von den Enthüllungen über die geheime Geschichte der vielen Bündniß- und Friedensverträge, welche in die Verwaltungsepoche des Ministers fielen; hie und da, z. B. bei Aufzählung der Gründe, welche das bayerische Kabinet 1805 veranlaßten, Tirol gegen Würzburg zu acceptiren, hat es den Anschein, als stütze sich der Bericht auf unmittelbare Benützung der authentischen Dokumente. Es liegt auf der Hand, daß der Minister die von ihm eingeschlagenen Wege als die richtigsten darstellt; wiederholt weist er dem Fürsten nach, daß sein Kalkul der vortheilhafteste gewesen sei, während die gegnerischen Strömungen in die Irre leiteten. Im Allgemeinen aber macht sich in den Memoiren nicht jene Ruhmredigkeit und Selbstgefälligkeit breit, die bei ähnlichen Rechtfertigungsschriften gestürzter Staatsmänner die Regel; sie sind sachlich gehalten und beschränken sich nicht bloß auf den speziellen Wirkungskreis des Ministers, sondern bringen auch die Politik anderer deutscher und außerdeutscher Staaten und deren Zweckmäßigkeit zur Sprache. Durch viele Züge wird man an das autobiographische Memoire Metternich's erinnert,

wie ja auch das politische Glaubensbekenntniß der beiden Staatsmänner selbst, des „ersten deutschen Revolutionsministers“, wie Montgelas von Hardenberg bezeichnet wurde, und des Führers des konservativen Europa trotz der abweichenden Ziele in vielen Dogmen übereinstimmte. Wie die Bildung, so ist der Ideenkreis des Verfassers spezifisch französisch. Das französische Interesse aber vertritt er ebensowenig wie das deutsche. Wenn es wirklich die erste und oberste Tugend eines Staatsmannes wäre, daß er ganz in dem Staat, dem er dient, aufgehe, so könnte gegen seine Regierungsprinzipien kein Vorwurf erhoben werden. Er will nichts Anderes als die Kräfte des seiner Leitung anvertrauten Bayern nach innen und außen so gestärkt sehen, daß es allmählig gleichberechtigt in die Reihe der größeren Mächte eintreten könne. Deßhalb betrachtet er jede Frage lediglich aus dem Gesichtspunkt der Opportunität. Er bewundert die Klugheit Karl Theodor's gegenüber den französischen Revolutionären und bedauert nur, daß damals nicht im rechten Augenblick auch eine Politik der „action“ eingeschlagen wurde; nicht bloß wären Mannheim und Heidelberg zu retten, sondern Mainz und Landau im Handumdrehen zu gewinnen gewesen. Er findet lächerlich, daß Karl August von Zweibrücken mit Frankreich nichts zu thun haben wollte; Frankreich erscheint ihm von dem Augenblick, da die „folie revolutionnaire“ der Danton und Robespierre aufhörte, auch wieder bündnißfähig, ja, als die wirkliche Schutzmacht der germanischen Freiheit. Ihm war es eine erfreuliche Thatsache, daß diese Einsicht, seit Preußen den Baseler Separatfrieden einging, auch in Bayern immer mehr Freunde gewann; das Beispiel Preußens gilt ihm als Signal zu besserer Erkenntniß der wahren Interessen der deutschen Staaten. Max Joseph selbst, durch den Tod des Bruders unerwartet zum Herzog von Zweibrücken erhoben, begann sofort freundschaftliche Beziehungen mit dem mächtigen Nachbar anzuknüpfen. Montgelas erinnert mit Nachdruck daran, daß diese Wünsche in Paris freundliche Aufnahme fanden, obwohl der Herzog nur mit leeren Händen erschien und für die von Frankreich erbetenen Dienste keine Gegenleistung in Aussicht stellen konnte. Nur größerer Vorsicht, meint Montgelas, hätte man sich befleißigen sollen; es wäre nicht nöthig gewesen, daß der Minister Salabert mit dem französischen Agenten in herzoglichen Equipagen umherfuhr, den Argwohn der Oesterreicher wachrief und dadurch den Skandal verschuldete, daß österreichische

Generäle den Minister des Herzogs gefangen setzten. Was über die Anstrengungen für Salabert's Befreiung, sowie über den Antheil Pfalzbayerns am Koalitionskrieg und die Schaukelpolitik des Kurfürsten, der mit dem Wiener Hofe nicht brechen und den Zorn der Franzosen nicht auf sich laden wollte, mitgetheilt wird, kann um so höheres Interesse beanspruchen, da Montgelas die vertrauliche Korrespondenz zwischen Karl Theodor und seinem Minister Grafen Oberndorff vor Augen hatte und auch Graf Rumford ihm allerlei Enthüllungen machte. Daß seit den überraschenden Waffenerfolgen der Franzosen das bayerische Volk noch entschiedener den angeblichen Erbfeind seiner Sympathien würdigte, hält er für eine glückliche Wendung, und er hat deßhalb am Pfaffenhofener Vertrag nur auszusetzen, daß man sich allzu harte Bedingungen auferlegen ließ. Der Herzog von Zweibrücken ordnete schon im August 1796 einen Gesandten nach Paris ab, um der französischen Regierung die Versicherung zu geben, „daß das pfälzische Haus nicht unversöhnlich sei." Seit vollends Bonaparte den Sieg an die französischen Fahnen fesselte, war es nicht mehr zweifelhaft, auf welche Seite sich der präsumtive Erbe Karl Theodor's schlagen werde.

Dem Genius Napoleon's huldigt Montgelas unumwunden, er beklagt aber dessen Brutalität und Maßlosigkeit, Talleyrand ist nach seiner Auffassung der größere Staatsmann, wenn auch von der Bestechlichkeit der „rechten Hand" Napoleon's drastische Beispiele berichtet werden. Die interessantesten Schlaglichter fallen auf die Vorgänge unmittelbar nach der Thronbesteigung Max Josephs. Das Vorgehen der österreichischen Regierung gegen Bayern in den letzten Lebenstagen Karl Theodor's ließ keine andere Erklärung zu, als daß Kaiser Franz mit Einwilligung des Kurfürsten das alte Projekt der Einverleibung Bayerns zu betreiben gedenke; die bayerischen Regimenter sollten vereinzelt in österreichische Abtheilungen aufgelöst werden, während österreichische Soldaten — so versichert Montgelas — in bayerische Uniform gesteckt waren. Nur der unerwartete Tod Karl Theodor's vereitelte den Anschlag. Es war also nach Montgelas' Urtheil ein Akt der Nothwehr, daß der Nachfolger — wenn auch vorerst nur insgeheim — die alten freundschaftlichen Beziehungen zu Frankreich wieder anknüpfte. Um Geld in die leere Staatskasse zu bringen, wurde die Aufhebung des Malteserordens dekretirt, aber diese Maßregel reizte den Zorn des Zaren Paul so sehr, daß derselbe den bayerischen Gesandten

in Petersburg wie einen Verbrecher behandelte und die schlimmsten Drohungen gegen das bayerische Kabinet richtete.

Nun erfolgte unter dem Einfluß des Herzogs Wilhelm und beschleunigt durch unkluges Verhalten des österreichischen Gesandten ein völliger Umschwung am Münchener Hofe. Der Herzog selbst wurde nach Gartschina gesandt, eine Vermählung des Kurprinzen Ludwig mit der Großfürstin Katharina in's Auge gefaßt, Bayern unter russischen Schutz gestellt und mit Frankreich offen und barsch gebrochen. Bald darauf vollzog sich aber am russischen Hofe selbst eine Schwenkung, Kaiser Paul befreundete sich mit dem Gedanken einer französischen Allianz und — gewiß eine überraschende Neuigkeit — auf Wunsch und Betreiben des russischen Kabinets erneuerte die bayerische Regierung ihre Beziehungen zu Paris, die zu dem bekannten Bündniß von 1801 führten.

Erst von dieser Zeit an scheint Montgelas die eigentliche Leitung der auswärtigen Politik übernommen zu haben. Als erstes Prinzip bezeichnet er: möglichst unabhängig nach jeder Seite hin zu bleiben, um jederzeit seinem Vortheil entsprechend handeln zu können. Die Frage, ob bei Ausbruch des Krieges von 1805 das Bündniß mit Frankreich oder die Rücksicht auf die alten Reichsgesetze den Vorzug verdiene, betrachtet er, wie gesagt, lediglich aus dem Gesichtspunkte der Opportunität. Da sich, setzt er auseinander, aus einer unparteiischen Prüfung der Talente der Feldherrn, wie der Beschaffenheit der Armeen mit Sicherheit entnehmen ließ daß sich der Sieg auf die Seite der Befähigung und des Genies schlagen werde, war Anschluß an Frankreich das Nützlichere, mithin das Richtige. Den von österreichischer und englischer Seite erhobenen Vorwurf der Bestechung weist er zurück; die französische Regierung, bemerkt er, sei überhaupt stets geneigter gewesen, zu nehmen als zu geben. Weiter wird erzählt, daß die Vorstellungen, welche Fürst Schwarzenberg, „den wir seither die Rolle eines europäischen Agamemnon spielen und ungeheure Erfolge erzielen sahen, ohne daß er sich doch eigentlich militärischen Ruf hätte erwerben können", im Auftrag des Kaisers Franz in München machte, den Kurfürsten so erschütterten, daß er sich zur Umkehr und zur Annahme der österreichischen Anträge entschloß. Nun warf aber Montgelas seinen ganzen Einfluß in die Wagschale. Er bat um seine Entlassung, der Kurfürst wagte nicht, sie anzunehmen, und wechselte über Nacht abermals seinen Entschluß, zur Bestürzung des Fürsten

Schwarzenberg, der sich böslich mystifizirt sah. Aus den Enthüllungen Montgelas' erhellt ferner, daß die Erhebung Bayerns zum Königreich in erster Reihe die Belohnung für Zustimmung Max Joseph's zur Vermählung Eugen Beauharnais' mit seiner Tochter Augusta war. Napoleon sah in dieser Heirat geradezu eine Lebensfrage für sein Kaiserthum, und Montgelas bedauert nur, daß man zu lange zauderte und nur dem Zwang sich fügte, während für ein rasches und freiwilliges Zugeständniß Alles zu erlangen gewesen wäre. Erst als Napoleon drohen ließ, er werde die Prinzessin durch italienische Truppen abführen lassen, gaben Max Joseph und seine Gemahlin nach. Für die Schöpfung des Rheinbundes will Montgelas nicht in erster Reihe verantwortlich gemacht werden; das Vorgehen des Stuttgarter Hofes habe dem bayerischen keine Möglichkeit gelassen, dem neuen Bunde auszuweichen. Es war damit Bayern die peinliche Verpflichtung auferlegt, fortan bei allen Kriegen Frankreichs mitzuwirken, anstatt, wie Montgelas vorgezogen hätte, immer freie Hand zu behalten und auf seine Mitwirkung von Fall zu Fall auch einen neuen Preis zu setzen. Merkwürdig ist die unsers Wissens hier zum erstenmal geäußerte Behauptung, Franz II. habe nach Stiftung des Rheinbundes nur deshalb so rasch die deutsche Kaiserkrone niedergelegt, weil der Erzkanzler Dalberg allen Ernstes beantragen wollte, daß der Kaiser feierlich abgesetzt werde, wie weiland 1400 König Wenzel. Die Hinrichtung des Buchhändlers Palm ist für Montgelas kurzweg eine „unpraktische Handlungsweise“ des „lobestrunkenen und für Schmähschriften jederzeit überempfindlichen Napoleon“, schon deshalb, weil sie dem unbequemen „Stand der Gelehrten“ Gelegenheit gab, einen Märtyrer der deutschen Freiheit zu feiern.

Wenn nicht meine Mittheilungen schon längst die mir vorgezeichneten räumlichen Grenzen überschritten hätten, wäre des Interessanten noch viel und vielerlei zu berichten, z. B. wie Montgelas über die preußische Politik von 1806 urtheilt, — seine Bemerkungen über den Prinzen Ludwig Ferdinand, den er mit Philipp Egalité vergleicht, — über den Kronprinzen Ludwig, der zu Mondsee mit Wrede und Hans v. Gagern nächtlicher Weile einen Bund zum Kampfe gegen Napoleon schloß, ähnlich jenem der schweizerischen Eidgenossen auf dem Rütli, — über die verschiedenen Heiratsprojekte und die schließliche Vermählung des Kronprinzen, — über die Differenzen mit Napoleon in Folge eines Geldge-

schenkes, das Max Joseph an Talleyrand gab, — über die Reise des Königspaares und des Ministers nach Tirol und Italien, — über den Tiroler Aufstand, es sei nur die überraschende Thatsache erwähnt, daß die Stände von Südtirol damals eifrig in München petitionirten, mit Bayern vereinigt bleiben zu dürfen, nur um nicht an das „verhaßte Italien" ausgeliefert zu werden, — über des Ministers eigene Beobachtungen bei der Hochzeit Napoleon's mit Maria Louise in Paris — in Napoleon, bemerkt er, sei die Sinnlichkeit mindestens ebenso stark entwickelt gewesen, wie die Herrschbegier; unmittelbar nach der Ankunft der Prinzessin zu Compiegne, während der versammelte Hof im Thronsaal den Eintritt des hohen Paares mit Ungeduld erwartete, sei Napoleon mit seiner Neuvermählten zu Bette gegangen, — über die Zurückhaltung, die Montgelas fortan Frankreich gegenüber beobachtete, sodaß ihm Alexander v. Humboldt, der im geheimen Auftrag der preußischen Regierung 1811 die deutschen Höfe bereiste, das Compliment machte, Montgelas sei ein so guter Deutscher, wie irgend Einer, — über den Abfall Bayerns von Napoleon, der für ihn auch wieder nur durch ein äußeres Abwägen von Vortheil und Gefahr räthlich geworden war, — über die streng verurtheilte politische Thätigkeit Wrede's, — über den „allzeit nach Popularität haschenden" Freiherrn von Stein, über Arndt, Jahn und die ganze Partei, die sich „aus überspannten und ehrsüchtigen Offizieren, endlich aus sämmtlichen Gelehrten und Professoren von Ruf mit wenigen Ausnahmen" zusammensetzte, — über die Genesis der deutschen Bundesakte, — endlich über den eigenen Sturz.

Selbstverständlich urtheilt er über die Urheber, den „Franzosenfresser" Wrede, der nur von ehrgeizigen Motiven geleitet gewesen wäre, Staatsrath v. Zentner und Conferenzsekretär Egidius v. Kobell, — die wunderlicher Weise in den gegen das Ministerium Montgelas gerichteten Pamphleten gewöhnlich als Kreaturen Montgelas' bezeichnet werden, — nicht ohne Bitterkeit; im Uebrigen läßt er wenigstens zwischen den Zeilen lesen, daß ein Staatsmann mit seinen Traditionen in der neuen Aera als Leiter der Geschäfte unmöglich war. Denn auf allen Seiten standen ihm jetzt Feinde gegenüber.

In erster Reihe die deutsch gesinnte Partei. „Die unbestreitbare Tapferkeit des Marschalls Wrede, seine in der Hanauer Schlacht empfangene Wunde, sein lebendiger Eifer für die Krieg-

führung, seine Aeußerungen des Hasses gegen Napoleon, von dem er doch Schmeicheleien und Gunstbezeugungen angenommen und mit anscheinender Ergebenheit erwidert hatte, so lang er es für seine persönlichen Zwecke dienstbar erachtete, — alles dies hatte ihn zum Ideal jener Partei gemacht, welche in Deutschland gegen Sprache, Litteratur und Sitten der Franzosen auftrat und unter der Maske der Nationalität unheilvolle Pläne verbarg, die eine Zeit lang zu sehr begünstigt, später allzu maßlos verfolgt wurden. Das bayerische Ministerium hatte diese Umtriebe frühzeitig durchschaut und zurückgewiesen, so oft sie sich gegen das Land wendeten, damit aber auch die Ehre erworben, den Haß der Rädelsführer und deren unablässige Angriffe in den von ihnen abhängigen Blättern auf sich zu ziehen. Der Marschall, welcher bei den Verhandlungen zu Wien im Jahre 1814 bisweilen in ihrem Sinn stimmte und sonst durch dieser Richtung zugeneigte Landesangehörige in mittelbare Beziehungen zu ihnen trat, erntete deßhalb fortwährend Lob, während aus der gleichen Quelle unablässige Schmähungen gegen den Minister als einen ungerechten und willkürlichen Despoten flossen, der nur seinem Eigenwillen folge, jede Freiheit und insbesondere die constitutionelle Regierungsform anfeinde, überhaupt ein unverbesserlicher Wohldiener Napoleons sei."

Durch Wrede, so meint Montgelas, sei auch in Wien gegen ihn Stimmung gemacht worden. Er — Wrede — reiste im November 1816 nach Wien, muthmaßlich um sich mit dem Erzbischof und der klerikalen Partei zu besprechen, denen er schon 1814 sich genähert hatte und welche großes Gewicht auf einen Wechsel des bayerischen Ministeriums legten. „Erwiesen" — fährt Montgelas fort, — „ist dieser Umstand allerdings nicht, ebensowenig, daß das kaiserliche Cabinet von den eingeleiteten Umtrieben Kenntniß gehabt und sie begünstigt habe; allein soviel darf man als gewiß annehmen, daß, wenn Oesterreich nicht geradezu und unmittelbar an den Vorbereitungen zum bayerischen Ministerwechsel sich betheiligte, es ihn jedenfalls nicht ungern gesehen; sein Geschäftsträger Wessenberg sagte ja am Tag des Ereignisses selbst ohne Umschweife: „Nun sind wir sicher, thun zu können, was uns gefällt!" Zudem hat sich Fürst Wrede seither selbst gerühmt, daß er die Bombe schon in Wien hätte platzen machen können, daß er sich aber dessen enthalten habe, damit unsere Bevölkerung nicht auf

den Gedanken gerathe, der Schlag sei von Oesterreich ausgegangen."

Auch die Königin, von ihrer Mutter, der Markgräfin von Baden, einer bekannten Franzosenfeindin, beeinflußt, — ihre Macht über die Töchter war so groß, daß man sagte, sie seien weder Gattinnen noch Mütter, sondern immer nur Töchter der Markgräfin — war eine Gegnerin Montgelas'; Wrede soll sogar ein galantes Verhältniß mit der Gräfin Einsiedl, der vertrauten Hofdame der Königin, angeknüpft haben, um durch sie auf die Königin und durch diese auf den König einzuwirken.

Den Ausschlag gab die Mitwirkung des Kronprinzen Ludwig. „Dieser junge Prinz, dessen Benehmen, Charakter, und Grundsätze ich schon wiederholt zu schildern Gelegenheit hatte, war aus Gewohnheit und anerzogenem Vorurtheil ein Gegner Frankreichs, hegte auch gegen Napoleon einen unverhohlenen Haß, da er seit den früher erwähnten Vorfällen in Salzburg demselben die Absicht beimaß, ihn der Thronfolge zu berauben und dieselbe seinem Bruder zuzuwenden. Dieser Haß erstreckte sich nun auch auf den Minister, indem der Prinz nicht genau zwischen einem durch besondere Umstände veranlaßten Bündniß und einer wirklich rückhaltlosen Hingebung unterschied, dem Minister als Urheber des Vertrags von 1805 Gefühle dieser letzteren Art zuschrieb und ihm außerdem die Schuld an verschiedenen Unannehmlichkeiten beilegte, die er sich selbst zugezogen hatte, jedoch mit Unrecht von den bestehenden Verbindungen mit Frankreich herleitete. Den Marschall Wrede schätzte er als einen Vorkämpfer der deutschen Sache, der er selbst mit dem vollen Enthusiasmus seines jugendlichen Alters und der ganzen Heftigkeit seines Charakters hingegeben war. Den Minister dagegen duldete er nur, mehr aus alter Gewohnheit und Rücksicht auf seinen Vater als aus irgend einem Gefühl der Hochachtung, war auch geneigt, ihm so manches, was eben einfach nicht zu hindern war, zur Last zu legen, insbesondere einzelne Nachgiebigkeiten und Verschwendungen, welche der Prinz laut zu beklagen liebte, während er doch selbst einer bisweilen unbemessenen Leidenschaft für die Kunst die größten Summen opferte." Noch aufgereizt durch die zwei Grafen Pappenheim, die im Namen der mediatisirten Standesherren, der unversöhnlichen Feinde des Ministers, handelten, richtete der Kronprinz einen Brief an seinen Vater, worin über die undeutsche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten

Klage geführt und zugleich dem Bedauern Ausdruck gegeben war, daß sich gewisse Diener des Königs erlaubten, des Prinzen Person und Aufführung in ungünstigem Lichte darzustellen.

Wrede brachte den Brief zum König, der noch kurz zuvor den Wagen bestellt hatte, um Montgelas, wie gewöhnlich, in Bogenhausen einen Besuch abzustatten. Nach einer halben Stunde war das Schreiben ausgefertigt, das die ganze Landesverwaltung umgestaltete. Wrede hatte auch die Dekrete über die Ernennung der neuen Minister vorbereiten lassen und mitgebracht. „Ja, man hatte sogar zwei Regierungsblätter drucken lassen, um das Ereigniß sofort dem Publikum bekannt zu geben, datirt vom Sonntag den 2. und Mittwoch den 5. Februar 1817, damit selbst durch irgend eine unverhofft eingetretene Verzögerung keine Verlegenheit entstehe: diese beiden Blätter befinden sich in meinem Besitz."

Am 2. Februar 1817 erhielt Montgelas, während er gerade beim Früchstück saß, das königliche Handbillet, das ihn benachrichtigte, daß ihm auf wiederholtes Ansuchen — Montgelas selbst erklärt jedoch, daß davon niemals die Rede gewesen war, — die Entlassung aus dem aktiven Dienste gewährt worden sei. Montgelas nahm die überraschende Kunde gelassen auf; sein Unwille wurde erst rege, als ihm bedeutet wurde, er brauche keine Besorgniß zu hegen, die Polizei habe gemessenen Befehl, die Person und das Eigenthum des Ministers gegen die Folgen des allgemeinen Hasses zu sichern, den er auf sich geladen habe. „Wohl hätte der Minister, wenn er nun selbst zu Hofe gegangen wäre, eine Intrigue noch vereiteln können, die dem Monarchen unbekannt war und der er nur mit Widerstreben nachgab; allein abgesehen davon, daß ihm sein Gesundheitszustand nicht auszugehen erlaubte, hielt er es bei der Art, wie sich die Dinge gestaltet hatten, kaum der Mühe werth, die Zügel ferner in Händen zu behalten, mögen darüber Andere wie immer denken oder urtheilen."

„Auf eine so eigenthümliche, fast dramatisch zu nennende Weise", so schließt der Autobiograf diese Mittheilungen, „nahm eine 18jährige Verwaltung ein Ende, welche sich im Ganzen nicht unvortheilhaft für das Land erwiesen hatte und deren Beseitigung auch nicht so viel Gutes erzielte, als manche Personen vorauszusetzen sich den Anschein gaben." —

Was die Frage der Veröffentlichung der Memoiren betrifft, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß Manches da-

gegen spricht. Aus Gründen der Discretion dürfte nur sehr Weniges zu unterdrücken sein. Größere Schwierigkeit dagegen wird der gewaltige Umfang des handschriftlichen Nachlasses bereiten. Dem großen Publikum, das nur nach dem „Neuen" verlangt, würden allerdings Auszüge genügen. Damit aber werden sich die Geschichtsforscher und ernstere Geschichtsfreunde schwerlich bescheiden. Für sie gewinnt auch das schon Bekannte, durch einen Montgelas dargestellt, neuen Reiz, für sie bieten diese Memoiren den Schlüssel zum Verständniß mancher Thatsachen, die sich durch die in den Archiven verwahrten amtlichen Schriftstücke allein nicht erklären lassen. Alles in Allem wäre, da es sich um eine Originalquelle ersten Ranges handelt, möglichst vollständige Veröffentlichung geboten.

Ein Schöngeist aus der Soutane vor hundert Jahren.

Vor hundert Jahren erschien in München ein Büchlein, das viel Aufsehen erregte, dem Verfasser begeisterte Freunde gewann und heftige Verfolgung zuzog, heute aber so gut wie vergessen ist. Kaum dürfte der originellen Erscheinung in irgendeiner Literärgeschichte gedacht sein. Und doch sind die Schriften des Pfarrers Dietl ein nicht unwichtiger Beitrag zur Culturgeschichte des katholischen Süddeutschlands, zur Geschichte der Aufklärung in Bayern, die freilich heute noch ungeschrieben ist.

Georg Alois Dietl, geboren am 19. Februar 1752 zu Pressath in der Oberpfalz, wurde, da er frühzeitig die Eltern verloren hatte, im Jesuitenseminar zu Amberg erzogen. Er war gewillt, in den Orden einzutreten, doch da sprach, während er noch im Noviziat stand, die Bulle Dominus ac redemtor noster vom 21. Juli 1773 die Aufhebung der Gesellschaft in allen Staaten der Christenheit aus. In der That wurde damit die Wirksamkeit der Jesuiten in Süddeutschland keineswegs völlig gelähmt; Dietl selbst erzählt uns, daß man in Bayern auf die Societät das Wort der heil. Schrift anwandte: „Sie ist nicht gestorben, sie schläft nur!“ Der Jesuitenzögling besuchte nun die hohe Schule zu Ingolstadt, und wenn schon die Lehren eines Schmid, Sattler, Weishaupt auf Herz und Verstand des jungen Mannes nicht im Sinne der früheren Lehrer einwirkten, so wurde noch entscheidender die Lectüre der englischen Deisten und der zeitgenössischen deutschen Denker und Dichter. Nachdem er zum Priester geweiht war, nahm er zuerst eine Hofmeisterstelle in München an, wandte sich aber bald der Seelsorge zu und wurde 1781 Curat des berühmten Wallfahrtsortes Maria Taferl in Unterösterreich. Seine Leutseligkeit und immer gute Laune machten ihn bei der gemüthlich gleich veranlagten Bevölkerung

rasch beliebt. Aber nicht bei seinen Amtsgenossen. Wenn nicht allen, so doch vielen war die freisinnige Denk- und Handlungsweise Dietl's ein Aergerniß, und bald war er höheren Orts als heimlicher Protestant, als gefährlicher Freigeist verdächtigt.

Da war es eine glückliche Fügung, daß er 1784 in sein Vaterland zurückberufen wurde, wo ihm sein vertrautester Freund, Revisionsrath v. Chlingensperg, die Pfarrei seiner Hofmark auf dem Schloßberg zu Landshut übertrug. Hier konnte er vorerst ungestört des Amtes eines Seelenhirten, wie er es auffaßte, walten und zugleich heiteren Umgang mit den Musen pflegen. Ein Tourist jener Tage entwirft ein freundliches Bild vom gastlichen Pfarrsitz. „Hohe Wälder von Nuß- und Obstbäumen, schattichte Spaziergänge, gut angebaute Felder mit Häusern untermischt, beschränkte, aber reizende Gegenden, und wieder auf einmal große weite Aussichten über das Isarthal, die im Hintergrund durch die böhmischen Waldgebirge begränzt werden." Der genius loci verläugnet sich in den Schriften des bayerischen Landpfarrers nicht. Ländliche Einfachheit und heiteres Behagen am regen Lebenskreise bilden den Grundzug, aber es fehlt auch nicht an Ausblicken in's Weite, an ernster Theilnahme an den starken Bewegungen im Staats- und Geistesleben.

Im Jahre 1786 erschienen die „Vertrauten Briefe eines Geistlichen." In Briefen an einen Freund (Chlingensperg) schildert ein jugendlicher Landgeistlicher seine Stimmungen und Erfahrungen. Als sein Vorbild bezeichnet er selbst Yorik's empfindsame Reise; begeistert spricht er von Young, der ja auch auf größere Geister, wie Klopstock und Wieland, mächtig eingewirkt hat. „In seinen Meinungen lebe und webe ich." Auch durch die Anmuth Wieland'scher Fabelei läßt er sich willig bezaubern, und die Anakreontik Geßner's erfüllt ihn mit Entzücken. Freude an der Natur und an unbefangenem Lebensgenuß führt ihm, wie gesagt, die Feder. Hie und da macht sich ein Ueberschwang der Empfindungen, der im Grunde nur ein Getändel mit Empfindungen ist, diese von Kant so bitter gerügte Schwäche der deutschen Youngianer, auch bei Dietl bemerkbar. Doch alsbald versöhnt er uns wieder durch ein gesundes, kerniges Wort, durch seine Beobachtung des menschlichen Herzens, und wir gewinnen die Ueberzeugung, daß wir es nicht mit einem oberflächlichen Scribenten, sondern mit einer ernst und ehrlich strebenden Seele zu thun haben.

Er bekennt sich offen als Gegner des Cölibats. „Es ist gewiß daß die Liebe dem menschlichen Charakter etwas Sanftes, Gefälliges, Menschenfreundliches mittheilt. Unsere Naturen werden dadurch besser, gütiger, wohlwollender. Sie verfeinert das Empfindungsvermögen des Menschen, erweitert sein Herz, schließt es dem Mitleid und der Mitfreude auf. Da steht mir nun der hölzerne Priester, einsam, kalt, mit eingeschrumpftem Herzen! Keine zärtliche Umarmung, keine kindliche Liebkosung wärmt das Eismeer seines Busens auf. Abgerissen von der menschlichen Gesellschaft blickt er kalt in ihre unschuldigen Freuden und gleichgültig in die eingreifendsten Leiden, weiß sich nicht in ihre Situation zu versetzen und kann das, was Eltern und Gatten empfinden, nicht nachempfinden."

Allein das einmal gegebene Wort, die freiwillig übernommene Pflicht sind ihm heilig, und so sucht er denn für Lust und Leid der Liebe Ersatz in der Freundschaft. „Auf Ihre schalkhafte Frage, wie ich es mit den Schäferinnen in meinem Arkadien halte? diene hiemit zur Nachricht: Ich liebe in der That jedes weibliche Wesen, das in einem schönen Körper eine schöne Seele verräth. Aber diese süße Neigung ist mehr Freundschaft als Liebe, mehr behagliche Freude am traulichen Umgang mit einer geist- und gefühlvollen Person, als Hunger nach einer Portion zarten, weißen Menschenfleisches, wie's Fielding nennt. Freundschaft — Freundschaft mit dem schönen Geschlecht, das so viel Grazie hat, ist fürwahr die wonnigste Sache von der Welt, eine süß duftende Rose ohne Dörner. Aber kaum verwandelt sie sich in Liebe, so fällt die liebliche Blüthe ab, und die Dörner bleiben zurück."

Mit seinem Vorgesetzten, dem Pfarrer, hat er wenig Berührungspunkte; der ist schon sechsundachtzig Jahre alt „und seine Denkart, die ist noch viel älter." Ebenso wenig Freude machen ihm seine gleichalterigen Amtsgenossen, denn auch diese können nicht verstehen, wie man für Margaretha von Alacoquez nicht schwärmen, gegen die geistlichen Komödien bei Oelbergs- und Auferstehungsfeier eifern und prunklose Hoheit und Würde für den christlichen Gottesdienst verlangen könne. Auch in Gesellschaft der Dorfhonoratioren fühlt sich der Freund Young's und Sterne's einsam und verlassen. „Keine attischen Scherze, keine Yorik'schen Launen! An Litteratur wird gar nicht gedacht, man müßte denn Zeitungswissenschaft auskramen und auf gut kannengießerisch politisiren!"

Da tritt ihm Fanny entgegen, „ein stilles, geistvolles Mädchen

mit einer lichthellen Seele.“ Die Beiden gemeinsame Liebe zur Litteratur verbindet ihre Herzen. In Fanny's kleiner Bibliothek trifft er alle seine Lieblinge, und auf seine Frage, ob auch sie Klopstock's „Messias“ verehre, erwidert sie: „Der ist mein Gebetbuch.“ Da das Mädchen mit klangvoller Stimme rein und geschmackvoll zu singen weiß, verknüpft sich mit dem sympathischen Zug der Natur auch der Zauber der Tonkunst, um den jungen Priester vollends zum Gefangenen zu machen. „Ich liebte das Mädchen, wie Selige sich lieben.“

Wem es nicht gegeben ist, an der Schwärmerei eines Jean Paul'schen Liebespaares herzlich theilzunehmen, der möge auch den Liebesroman unseres Curaten ungelesen lassen. Wer aber für die süßen Thorheiten der Minne Nachsicht und Nachempfinden hat, wird auch in diesem Liebesfrühling manche duftige Blüthe finden.

Je inniger der Jüngling liebt, desto lästiger wird ihm das Treiben um ihn her, der Materialismus seiner Amtsbrüder, die nur den weltlichen Besitz ihrer Kirchen vermehren, nicht geliebt, sondern gefürchtet sein wollen, die nur in Formeln und Wundern das Wesen der Religion erblicken.

Sein Standpunkt ist der Locke'sche Deismus. Das Dasein Gottes ist für ihn eine unumstößliche Wahrheit, aber nicht bloß weil die Offenbarung es lehrt, sondern weil auch die Prüfung der Vernunft zur Ueberzeugung führt: Die Vollkommenheit der Weltordnung bedingt die Existenz eines vollkommenen Weltbaumeisters. Der Christ brauche nicht der Freiheit und der Aufklärung zu widerstreben; denn nur durch Kenntnisse und Erkenntniß werde man wieder zum wahren Christenthum gelangen!

„Religion, die Fleckenlose! mit keinen menschlichen Zusätzen verbrämt, mit keinen Lappen von Andächtelei behängt -- Religion, wie das Evangelium sie lehrt — unmöglich könnte sie Feinde haben! Theologen, die sie verunziert und entstaltet haben, die haben sie Manchem verächtlich und lächerlich gemacht. Doch man entkleide sie nur von den vielen Anhängseln! in ihrer ursprünglichen Reinheit und in ihrer himmlischen Simplicität wird sie alle Herzen wieder gewinnen.“

Während der junge Priester vergeblich sich bemüht, für diese geläuterte Theologie Gläubige in seiner Umgebung zu gewinnen, kommt auch das romantische Capitel seines Lebens zum frühzeitigen Abschlusse. Fanny kann den Gedanken, daß sie niemals dem geliebten Manne

angehören dürfe, nicht ertragen, die ohnehin schwachen Kräfte schwinden dahin, ihr bricht das Herz. Die letzten Stunden werden ihr aber die süßesten des Lebens, da der Priester, der am Sterbelager kniet, der Geliebte ist. Er will ihr den Phädon vorlesen, entscheidet sich jedoch für die schönen Bibelworte vom Tod und der Auferweckung des Lazarus. „Ihr Ende war der heitere Abend eines schönen Sommertages."

Nun ist dem Vereinsamten die Stätte, wo ihn Alles an den Verlust erinnert, verhaßt geworden; er sucht einen Platz in der Fremde. „Ob ich da oder dort für Israel Wache halte, das ist im Grunde ziemlich einerlei. Die Schilderhäuschen sind sich bis auf kleine unbedeutende Verzierungen ganz gleich." Er findet eine Stelle in Unterösterreich, wo er überzeugungstreu als Vorkämpfer der Josephinischen Reformen gegen die conservative Mehrheit der Amtsgenossen auftritt.

„Was that denn Joseph, das Tadel verdiente? Nahm er uns das Evangelium? Er weiset uns offenbar darauf hin! Aenderte er was, das zum Grundwesen der Religion gehört? Gerade das will er genau geglaubt und gethan wissen! Er führte die Toleranz ein, gut! Eine Religion, die, wie Ganganelli sagt, aus dem Schoße des Vaters der Barmherzigkeit gebracht ward, die aus dem Blute des Gottmenschen, der sich für Alle opferte, aufsproß — soll sie etwa nicht tolerant sein? Wir sollen lehren, überzeugen, bitten und, wo das nicht nützet, dulden! Wir mögen Irrende bedauern, aber nicht verfolgen, und thun wir es, so treibt uns nicht der Geist desjenigen, welcher in diese Welt gekommen ist, nicht zu verderben, sondern zu retten. Joseph hebt Mönche auf. Ei? Dafür errichtet er Seminarien, den Klerus zu bilden; vermehrt die Pfarreien auf dem Lande, daß fast jede Gemeinde ihren eigenen Hirten hat; stellt neue Bischöfe auf, die ihre Diöcese übersehen, selbst regieren und jeden Seelsorger zu seiner Pflicht anhalten können. Ist das nicht herrlich? Von diesem Punkte, denke ich, sollte jeder Reformator ausgehen."

Die Wallfahrtskirche, zu deren Curaten er bestimmt ist, soll eine Burg werden, dem Glauben zum Schutz, dem Aberglauben zum Trutz. Freilich setzen seine Predigten die andächtigen Pilger oft in helles Erstaunen; das hatten sie bisher nie gehört, daß das wahre Christenthum in der Sittenlehre zu suchen, daß der von anderen Kanzelrednern verketzerte Drang der Zeit nach Aufklärung

ein göttlicher Hauch sei und dem Heil der Menschen diene, daß die Kluft zwischen Glauben und Philosophie nicht unüberbrückbar sei. Immer schärfer wird die Sprache der Briefe, immer bitterer die Klage über die „kritischen Mückenseiger", Kleingeistler, wortklaubenden, engherzigen Pharisäer, die an geistlichen Etiketten und Formen hängen."

Um so ernster vertieft er sich in seine Studien. Er liest die Briefe Ganganelli's, die Naturgeschichte Haller's, die Schriften des großen Friedrich, der „König, Held und Philosoph zugleich," liest die Philosophischen Gespräche des wackeren Mendelssohn, die „Kritik der reinen Vernunft" Kant's, „dessen Lehre der Grund- und Eckstein einer neuen Philosophie werden wird."

Außer den Büchern hat er noch eine milde Trösterin, die Natur, deren unvergängliche Schönheit ihn Leid und Sorgen leichter tragen läßt. Seine Schilderungen erheben sich nicht selten zu Klopstockischem Schwung. Hören wir, wie er von einem Gewitter erzählt:

„Neulich ward ich auf einem Spaziergang von einem Donnerwetter überfallen. Welch eine prächtige Erscheinung war mir das! Ich konnte kein Haus mehr erreichen, und unter einen Baum wollte ich mich nicht flüchten. Ich stand also auf einer Anhöhe unter freiem Himmel. So tief und frei von aller Furcht habe ich noch nie angebetet; so fühlbar nahe war mir der Ewige noch nie. Hier war's, wo ich ein paar Psalme und eine der schönsten Klopstockischen Oden so recht verstand und fühlte. Da zitterte und schwankte mir der Berg, auf welchem ich stand, da bebte seine Grundveste auf! Da neigte der Ewige die Wolken nieder und stieg herab und flog auf den Flügeln der Winde. Der Hauch seines Mundes war Feuer, seine Stimme zersplitterte Bäume und erschütterte weit umher das Land. Jeder Donner rief: Jehova! Jehova! Aber Jehova war nicht gekommen, zu verderben, sondern wohlzuthun. So wie er wandelte, träufelten die Wolken unter seinem Fußtritte Segen. Die welke Natur stand nun erfrischt und verjüngt und pries ihren Wohlthäter — wie hätte ich stumm bleiben können?"

Immer wieder gibt er der Ueberzeugung Ausdruck, daß wahres Menschenglück nur in der Familie zu finden sei. Davon muß er ausgeschlossen bleiben; die Berufung auf eine Pfarrei, die ihm wenigstens „ein eigenes Heim" gewährt, ist nur ein kläglicher Ersatz.

Wie ernst Dietl die Seelsorge eines Pfarrers auffaßte, beweisen die Fortsetzung der Vertrauten Briefe, die „Freundschaftlichen Briefe" (München, 1790), und die „Gespräche eines Pfarrers auf dem Lande mit seinen Pfarrkindern" (München, 1789). Er sucht seine Pfarrkinder nach dem Gottesdienste auf dem schönen Platze vor der Kirche auf, erklärt ihnen, was ihnen in seiner Predigt unverständlich blieb, räth ihnen, wie sie ihre Andachtsübungen vernunftgemäß einzurichten hätten, und sucht sie nach Sokratischer Methode zu wahrhaftem Gottesdienste zu erziehen. Seine Urtheile sind nicht immer richtig; er verfällt zuweilen in Wunderlichkeiten und geht im Eifer des Puristen entschieden zu weit. Den kunstsinnigen Leser wird manche Aeußerung in Schrecken setzen. Fort mit dem alten Gerümpel aus der Kirche! ruft er aus, fort mit allen Täfelchen und Figuren und Verzierungen! Es genügt, die Kirche sauber auszuweißen und ein paar gute Gemälde auf die Altäre zu stellen! Die „griechische Simplicität" ist sein Kunstideal.

„Hätte ich eine Kirche zu bauen, ich baute eine Rotunda. Ein Durchschnitt, der zugleich dies- und jenseits die beiden Thüren bezeichnete, theilte das Ganze in zwei Halbcirkel, wovon der hintere einem Amphitheater ähnlich wäre. Das Volk säße hier rundum in erhöhten Stühlen, immer eines über dem anderen, damit sein Alle bequem sehen und hören könnten, was vorginge. In dem vorderen Theile stünde der Altar, einsam, frei, in einfacher Würde, dem Ewigen geweiht. Ein Priester in einem Schmuck, wie dort in der Offenbarung auf Pathmos der Menschensohn, im weißen Talar, die Brust mit einem goldnen Gürtel umgürtet, verrichtete den Gottesdienst, natürlich in der Sprache des Volkes, ohne viel Ceremonien, aber rührend und mit feierlichem Anstande. Es müßte, so viel möglich, Anbetung im Geiste und in der Wahrheit seyn, wozu jedesmal eine vorhergehende kurze Anrede der Versammelten aufmunterte."

Diese und ähnliche Phantasien, welche an die Rosenkreuzer'schen Mysterien und an die „Zauberflöte" erinnern, machen begreiflich, daß Dietl's Wirksamkeit nicht unangefochten blieb. Unter Karl Theodor war es, nachdem die Verfolgung der Illuminaten begonnen hatte, nicht mehr gefahrlos, einer freieren Richtung zu huldigen; unser Pfarrer vom Schloßberg aber sprach und schrieb so manches, was ein katholischer Priester, wenn er diesem Stande getreu bleiben wollte, nicht sagen durfte.

Als eine Sammlung von Predigten Dietl's im Druck erschien, sprach ein Recensent in der „Jenaischen Literaturzeitung" die Vermuthung aus, die Publikation rühre wohl nicht, wie das Titelblatt besage, von einem katholischen, sondern von einem protestantischen Theologen her. Es erschien eine Berichtigung, aber das Lager der Strenggläubigen war nun einmal allarmirt, und die Pater Franck und Lippert und Genossen eröffneten gegen den allzu Offenherzigen den Kampf.

Dietl wurde vor eine Commission geladen, um sich wegen verschiedener Stellen in seinen Schriften zu verantworten. Er vertheidigte sich mit Muth und Geschick und wußte sich insbesondere von der Anklage, daß er dem Illuminaten-Orden angehöre, zu reinigen. Die „Vertraulichen Briefe" wurden confiscirt, aber in Folge dieser Maßregelung um so eifriger gesucht und gelesen, sie stiegen um das Drei- bis Vierfache im Preis. Der Versuch, den Kurfürsten gegen den Verfasser aufzustacheln, mißlang, da sich Herzog Wilhelm des Verfolgten annahm.

Nun wurde das Freisinger Ordinariat um einen Urtheilsspruch angegangen; allein Fürstbischof Konrad war durchaus nicht gesonnen, den Büttel der Münchener Exjesuiten zu machen. Er betraute die aufgeklärten Kleriker Stockmayer und Mutschelle zu Commissären, und Dietl wurde nur zum Widerruf einiger Stellen verurtheilt.

Das Schriftstück, womit er dem Urtheil entsprach, gefiel zwar dem Ordinariat weder in der Form, noch nach dem Inhalt, dennoch wollte man es gelten lassen. Dem Pater Franck aber erschien dieses Vorgehen „zu lax," und er bewirkte, daß Dietl vom geistlichen Rath zu öffentlichem und präcisem Widerruf angehalten wurde. Pater Stattler selbst revidirte Dietl's neue Erklärung und versah dieselbe mit allerlei Zusätzen. Nun weigerte sich der Münchener Verlagsbuchhändler Strobel, das entstellte Schriftstück zu drucken, und fand so lange immer neue Einwände, bis einflußreiche Freunde des Landshuter Pfarrers sich annahmen und die völlige Einstellung des Verfahrens erlangten.

Fortan konnte Dietl unangefochten seinem Beruf und seinen Studien leben. Daß die Verfolgung seine Gesinnung nicht geändert hatte, erhellt aus den „Nachgelassenen freundschaftlichen Briefen", welche der Patronatsherr Joseph v. Chlingensperg nach dem Tode des Verfassers veröffentlichte (München 1810).

„Es lebe Wieland mit seiner Aristippisch-Horazischen Philosophie!“ ruft darin der Musenfreund in der Soutane aus, „längst ist er mein Liebling geworden, aber mir genügt es nicht an ihm allein, ich flattere wie ein Schmetterling von Blume zu Blume und schlürfe süßen Honig, genieße alles Schöne und halte ewige Saturnalien — doch nur im Seelentaumel!“

„Ich bin fest entschlossen, als ein echter Aristippianer und Schandyaner zu leben und zu sterben und von der stoischen Philosophie nicht anders als im Nothfall Gebrauch zu machen. Das laetus in praesens animus ist mein Morgen- und Abendsegen und die Maxime meines Lebens.“

Sehr bemerkenswerth — man halte nur Schriftproben der in ähnlichen Lebensverhältnissen sich bewegenden Collegen daneben! — ist der Eifer, den der bayrische Poet auf Reinheit, Richtigkeit und guten Fluß der Sprache verwendet. Ihm ist es eine Herzenssorge, dafür zu wirken, daß „die barbarische Gothensprache mit ihren Alldieweilen, Sintemahlen und Wasmassen“ verdrängt werde.

Dagegen darf nicht verhehlt werden, daß Gemeinplätze und Geschmacklosigkeiten in den „nachgelassenen,“ vielleicht nicht zur Veröffentlichung bestimmten Briefen häufiger als in den älteren Sammlungen sind. Der Autor gefällt sich gar zu sehr in tändelnden, „blumigen“ Wendungen. „Meine Philosophie,“ sagt er u. a. einmal, „war immer eine Philosophie der Grazien; oft ist der Dichter mehr Philosoph als der abstracteste, profundeste Denker; jener führt uns unseren Weg durch Blumengefilde und Lusthaine, dieser weist durch Labyrinthe und Dörner.“ Auch verstimmt er den Leser durch allzuhäufiges Eigenlob und führt seine Selbstvertheidigung gegen seine geistlichen Richter, die „aus dem Satz: Eins und Zwei sind Drei! eine Ketzerei gegen das Mysterium der Dreieinigkeit herauszuspintisiren wissen,“ nicht immer mit Würde.

Als nach dem Regierungsantritt Max Josephs die Hochschule Bayerns nach Landshut verlegt wurde, berief man den aufgeklärten Pfarrer auf den Lehrstuhl für Aesthetik. In seiner Antrittsvorlesung über das Thema: „Die schönen Künste und Wissenschaften bilden zur Humanität“ erweist sich Dietl als begeisterter Anhänger der Theorien Schiller's. Seine Schlußworte hingegen waren wieder unläugbar Wieland. Er richtet an die Musensöhne die Mahnung, „sie möchten Jünger des Bacchus werden, aber den Silen verachten,

sie möchten die Gelage der Lapithen und Centauren meiden und nur die kleinen thauenden Becher, welche Cicero preist, beim Gastmahl kunstliebender Griechenjünger aufsuchen."

Dietl gehörte zu dem Gönner'schen Kränzchen, das mit dem Landshuter Klerus manchen Strauß auszufechten hatte; das Ministerium Montgelas ließ sich aber dadurch nicht abhalten, dem „gut Febronianisch gesinnten Professor" 1802 auch die Stadtpfarrei von St. Martin zu verleihen. Als im nämlichen Jahre ein königliches Decret die definitive Belassung der Hochschule in Landshut anordnete, wurde zum Dank dafür, „daß man den unwirthlichen Boden Ingolstadts verlassen, wo die Aufklärung immer etwas unterdrückt gewesen war," ein öffentliches Freudenfest gefeiert. In der alten Dominicanerkirche predigte Dietl „über den Nutzen der Wissenschaften." Er pries den Fortschritt der neuen Zeit gegenüber dem Mittelalter, das nur die sieben freien Künste als Dienerinnen der Theologie kannte, pries den Nutzen der Aufklärung, welche, „nach langem Kampf endlich das Dunst- und Trugbild eines Frohn- und Heuchlerdienstes zerstreute und die Tochter der Wahrheit, Christi Religion, in ihrer himmlischen Schönheit zurückführte, den Lichtstrahl, der ja vom Vater des Lichtes ausgeht."

Dietl starb in Landshut am 17. März 1809. Kurz vor seinem Tode erst verliert er in seinen Briefen an den Freund die gewohnte Heiterkeit. „Man muß in der Stoa einkehren, wenn die Gärten des Epikur verschlossen sind." Als ihn der Freund beim Tode seiner Frau wegen eines Grabsteines für die Hingeschiedene befragte, verwies er auf ein antikes Relief, welches Psyche und Amor sich umarmend darstellt. Ueber seinem eigenen Grab wollte er ein Kreuz aufgerichtet wissen, das ein Kranz von Rosen schmückt.

Es konnte hier nicht ein sorgfältig gezeichnetes Charakterbild, nur ein Schattenriß geboten werden; aber vielleicht verlockt derselbe eine berufene Feder, die Schriften des Landshuter Pfarrers der Vergessenheit zu entziehen.

Kurfürst Max Emanuel von Bayern und Franz Rakoczy.

Die Episode, über welche ich heute sprechen will, hat noch keinen Bearbeiter gefunden. Die bayrischen Historiker beschränkten sich auf Andeutungen, welche theilweise nur Unkenntniß des wirklichen Sachverhalts verrathen; in Oesterreich und Ungarn wurde zwar gerade in jüngster Zeit eine Fülle interessanten Materials über den jüngeren Franz Rakoczy veröffentlicht, doch ist eine erschöpfende Biographie, wie sie der Führer der in Ungarn noch heute populären Erhebung verdiente, auf Grund dieser neuen Quellen noch nicht geschrieben; auch konnten die ungarischen Historiker dem Verhältniß Rakoczy's zum Kurfürsten schon deßhalb nicht völlig gerecht werden, weil sie mit den bayrischen Nachrichten nicht vertraut waren.

Es wird daher willkommen sein, wenn ich, nachdem schon an anderer Stelle die Beziehungen Max Emanuels zu Frankreich, zu Polen, zu den Niederlanden von mir dargelegt worden sind, die Ergebnisse meiner Untersuchungen bekannt mache, in welcher Weise Max Emanuel auch in jene Bewegung, die beinahe zur Losreißung Ungarns vom Erzhaus geführt hätte, verwickelt war.

Man konnte die Fährten dieser Verbindung erst genauer verfolgen, seit es Fiedler gelungen war, die Papiere von zwei Geheimagenten Rakoczy's wieder aufzufinden, des Ladislaus Kökenyesdi von Vetes, dem hauptsächlich die unmittelbaren Verhandlungen mit Ludwig XIV. und Max Emanuel übertragen waren, und des Johann Michael Klement, der an verschiedenen deutschen Höfen, sowie in England und Holland für die Sache Ungarns Freunde zu gewinnen suchte. Beide Männer erwiesen sich später als ungetreue

Freunde; als der Aufstand bezwungen war, unterwarfen sie sich nicht bloß dem Kaiser, sondern lieferten diesem die gesammte im Interesse ihres Gebieters geführte Korrespondenz aus.

Ihre Enthüllungen finden erwünschte Ergänzung durch einige im geheimen Staatsarchiv zu München verwahrte Schriftstücke des Kurfürsten Max Emanuel, wenn auch die Originalbriefe Rakoczy's und seiner Agenten an den Kurfürsten nicht aufgefunden werden konnten.

Auch diese Verhandlungen zeigen uns, wie Max Emanuel während der ersten Jahre des spanischen Erbfolgekriegs so recht im Vordergrund der politischen Bühne stand, wie sich an ihn hohe Erwartungen der Zeitgenossen knüpften und sein von der Nachwelt bitter verurtheiltes Streben nach Macht und Einfluß von der Mitwelt gebilligt und gepriesen wurde. Je eingehender wir uns mit der Geschichte dieses Fürsten beschäftigen, desto höhere Achtung zwingt er uns vor seinen Talenten ab, leider nur wird das Urtheil über seinen Charakter um so strenger lauten.

Und auch sein Ehrgeiz konnte nur unheilvoll wirken, denn er verfügte nicht — wie ja das Gleiche von Franz Rakoczy gilt — über die entsprechenden Kräfte. Dieses Mißverhältniß zwischen Wollen und Können machte beide Fürsten zu Werkzeugen der französischen Politik, d. h. in damaliger Zeit zu Drahtpuppen Ludwigs XIV.

Die Bluttage von Eperies nach Bezwingung des von Tököly geleiteten Aufstands hatten nicht zu dem von Leopolds I. Räthen angestrebten Ziel geführt: Ungarn in eine österreichische Provinz umzuwandeln und die evangelische Konfession jenseits der Leitha gänzlich auszurotten. Als sich nach Ausbruch des spanischen Erbfolgekriegs das Habsburgische Kaiserhaus in gefährlicher Lage sah, plante der ungarische Adel, durch mannigfache Verletzungen der Verfassung gereizt, eine neue Schilderhebung; sie wurde zur That, sobald in der Person des jungen Rakoczy, den schon die Familientradition zu solcher Rolle bestimmte, ein Führer gefunden war, dessen Name wie Cymbalklang berauschend auf den Ungar wirkte. Anfangs standen zwar nur schlecht gerüstete, undisciplinirte Kuruczen unter seiner Fahne, aber die schwächliche Haltung der kaiserlichen Behörden begünstigte die Bewegung, in Stadt und Land regte sich die nationale Partei, die ersten Erfolge gewannen neue Freunde, die verspäteten

Versuche der Kaiserlichen, durch Unterhandlungen oder Waffengewalt den Aufstand zu ersticken, mißlangen, und als das Manifest Rakoczy's vom 7. Juni 1703 alle Patrioten zum Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit aufrief, stand schon ganz Ungarn in Waffen.

Aussicht auf Erfolg konnten sich jedoch die Aufständischen nur versprechen, wenn ihnen von auswärtigen Mächten, insbesondere von dem gefährlichsten Widersacher des Habsburgischen Hauses, Ludwig XIV., Hilfe geboten wurde. Rakoczy faßte denn auch solche Verbindung von vornherein in's Auge. Er glaubte an den besten Erfolg dieser Aussichten, wenn er dem Kurfürsten von Bayern die Krone Ungarns anböte, da Max Emanuel — abgesehen von seiner Bedeutung als kriegsgeübter Feldherr — bei Ludwig in hohem Ansehen stand. Doch als Rakoczy seinen Plan zum ersten Mal dem französischen Gesandten in Danzig, Bonac, mittheilte, hielt dieser die Sache nur für abenteuerlich, für das Phantasiestück eines verzweifelnden Verbannten.

Es begreift sich leicht, weshalb der Franzose so geringschätzig davon dachte. Die Bewegung, welche Rakoczy's Wahlspruch „Pro patria et libertate“ zu ihrem Programm gemacht hatte, war eine nationale. Würden die Ungarn ihre Krone auf dem Haupt eines Fremden, zumal eines Deutschen sehen wollen?

Allein Rakoczy kannte seine Magnaten: sie würden immer noch lieber einem Fremden die Krone gönnen, als einem von ihnen. Was Max Emanuels deutsche Abstammung anbelangte, so hielt er es ja nicht mit dem „Eindringling in ungarischen Landen“, sondern im Gegentheil, er war der Freund und Bundesgenosse des großen Gegners der Habsburger.

Vor Allem aber lenkten militärisch-politische Erwägungen auf die Wahl des bayerischen Kurfürsten. Zwar war der Tiroler Feldzug im Sommer 1703 mißglückt, aber die tirolischen Grenzfestungen waren in Händen der Bayern geblieben; auch die schwäbischen Reichsstädte, darunter das wichtige Augsburg waren von den Bayern besetzt und am 16. September 1703 schlug Max Emanuel, mit Villars vereint, die kaiserliche Armee unter Styrum bei Höchstädt. Dieser Sieg machte ihn zum Herrn von Süddeutschland; nicht minder wichtig war die Einnahme von Regensburg, dem Sitze des Reichstages. Jetzt galt er vielen Fürsten, welche ja selbst Schwächung der kaiserlichen Autorität sehnlich wünschten,

förmlich als Patron der gefährdeten „teutschen Libertät", das Erzhaus schien verloren zu sein. Rakoczy sandte nach Wien eine Erklärung, welche das Haus Oesterreich des Thrones verlustig erklärte, Ludwig XIV. ordnete einen Gesandten nach Ungarn ab und bewilligte Hilfsgelder, und, was das Gefährlichste war, Max Emanuel plante gemeinsame Action mit den Ungarn, diese sollten vom Osten, er wollte vom Westen gegen Wien vorrücken. In der vom österreichischen Generalstab herausgegebenen Geschichte der Feldzüge des Prinzen Eugen wird nicht verhehlt, daß für die Kaiserstadt nach menschlichem Ermessen das Schlimmste zu befürchten gewesen wäre, wenn der Kurfürst, dem „weder eine ausreichende, noch eine einheitlich geleitete Kraft entgegenstand", von der französischen Oberleitung, die von so „übereiltem Vorgehen" Nichts wissen wollte, nicht eher gehemmt, als unterstützt worden, wenn es den Bayern gelungen wäre, rechtzeitig den im eigenen Lande bisher siegreichen Ungarn über Wien die Hand zu reichen. Als Rakoczy dem Kurfürsten durch den französischen General Marquis d'Usson zum Erstenmal Aussicht auf den ungarischen Thron eröffnen ließ, gab Max Emanuel auf diesen Punkt keine Antwort, wies jedoch den Marquis an, doch ja den Fürsten zu dauerndem Widerstand gegen den Kaiser zu ermuntern, der Kurfürst werde ihm sicherlich zu Hilfe kommen.

Allein die Niederlage der Franco-Bavaren bei Höchstädt am 13. August 1704 vernichtete diese Hoffnungen; der Kurfürst von Bayern war ein Flüchtling, die Sache Oesterreichs gerettet.

Im ersten Augenblick hatte es den Anschein, als bedeute die Niederlage bei Höchstädt auch das Ende der Erhebung Ungarns.

„Die Unglückspost ließ jede Hoffnung auf Vereinigung mit dem Kurfürsten von Bayern schwinden", wird in den Memoiren Rakoczy's versichert, „nur diese Hoffnung aber hatte mich ermuthigt, mich in den Krieg, dessen Schwierigkeiten ich richtig vorausgesehen hatte, einzulassen." Bald trat jedoch zu Tage, daß jene Niederlage nicht von so entscheidender Bedeutung, wie man es befürchtet hatte. Frankreich setzte den Kampf mit verstärkten Kräften fort, Max Emanuel nahm den Feldzug in den Niederlanden wieder auf, General Heister, der die kaiserlichen Truppen in Ungarn befehligte, erfocht zwar in offenen Feldschlachten glückliche Erfolge, aber im „kleinen Krieg" behaupteten die Aufständischen

ihre Ueberlegenheit. Rakoczy, von den „konföderirten Ständen" zum Fürsten von Siebenbürgen erhoben, ließ sich zwar auf Unterhandlungen mit dem Wiener Hofe ein, aber nur um Zeit zu gewinnen; umsonst suchten die Seemächte ihren Einfluß in Wien und in Ungarn zu Gunsten eines friedlichen Ausgleichs geltend zu machen, die freiheitslustige Kriegspartei behielt die Oberhand. Nun hielt aber auch Rakoczy ernstere Schritte für nöthig, um Geld und Hilfstruppen vom Ausland zu erlangen.

Am 1. September 1704 begab sich Kökenyesdi nach Brüssel, um einen Brief Rakoczy's an den Kurfürsten zu überbringen. Um nicht Argwohn zu erregen, trat er dort in die Dienste des Kurfürsten; er wurde zum Oberstlieutenant und Kommandanten eines Husarenregiments ernannt. Der Ungar legte später, als er zum Kaiser abfiel, auf das Dienstverhältniß zum Kurfürsten starkes Gewicht; nur dieser sei seither sein Gebieter gewesen, von einem Verrath an Rakoczy und Ungarn könne demnach nicht die Rede sein u. s. w. Der Einwand ist jedoch schon deshalb haltlos, weil Kökenyesdi im Sold Rakoczy's, nicht Max Emanuels gestanden war und überhaupt erst seine Verbindung löste, als Rakoczy nach dem Zusammenbruch der Konföderation die Summen, welche er seinen Agenten schuldete, nicht bestreiten konnte.

Kökenyesdi sollte auf jede Weise den Kurfürsten und mit dessen Hilfe auch den König von Frankreich für eine offene Allianz mit den Aufständischen gewinnen. Auch Uebertragung der ungarischen Krone an Max Emanuel sollte zur Sprache gebracht werden. Kökenyesdi versichert zwar, man habe ihm zu verstehen gegeben, er brauche sich dafür nicht zu erhitzen, denn es sei beabsichtigt gewesen, die Wahl Rakoczy's zu betreiben; seine Behauptung klingt jedoch nicht recht glaublich, man darf nicht vergessen, daß sie in einem für den Kaiser bestimmten Memoire auftritt. Auch wird unmittelbar darauf erklärt, Rakoczy habe die Erhebung Max Emanuels zum König von Ungarn deßhalb betrieben, um selbst leichter zur Krone Polens zu gelangen.

Der Kurfürst maß vorerst dem Anerbieten keine ernste Bedeutung bei. Es könne ihm nicht in den Sinn kommen, erklärte er, neue Verwirrung und Gefahr herauf zu beschwören, außer wenn es sich um sein gutes Recht handle. Alle Vorstellungen des Agenten blieben erfolglos; auch Verwendung am französischen Hofe,

wo man die Konföderirten wohl insgeheim unterstützen, aber nicht offen als Bundesgenossen anerkennen wollte, lehnte er ab.

Günstigere Aussichten auf friedliche Schlichtung des Zwistes zwischen den Magyaren und dem Kaiserhaus schienen sich nach dem Tode Leopold's I. (5. Mai 1705) anzubahnen. Von dem seiner Selbständigkeit und Energie wegen auch in Ungarn geachteten Nachfolger wurden neue Unterhandlungen angeknüpft. Bald darauf aber wurden, wie Joseph selbst dem englischen Kabinet anzeigte, in München Briefe aufgefangen, welche den Beweis lieferten, daß Max Emanuel und sein mächtiger Bundesgenosse sowohl mit den Ungarn conspirirten, als auch in Böhmen einen Aufstand zu erregen suchten. Nun glaubte der Kaiser durch äußerste Strenge diesen Umtrieben ein Ziel setzen zu müssen. Und auch Rakoczy strebte nicht aufrichtig Aussöhnung und Frieden an. Schon am 13. Mai ließ er durch Kökenyesdi in Versailles beruhigende Versicherungen geben; er denke nicht an einen Separatfrieden, sondern wolle getreulich an der Seite Frankreichs ausharren. Dafür ließ ihm König Ludwig durch seinen Finanzminister Chamillard eröffnen, es werde ihm bis auf Weiteres ein monatlicher Zuschuß von 50,000 Livres gewährt werden. Auch der Kurfürst, der von den geheimen Verhandlungen mit der kaiserlichen Regierung Kenntniß bekommen und mit bitteren Worten darauf hingewiesen hatte, wie dringend unter solchen Verhältnissen Mißtrauen und Zurückhaltung geboten seien, wurde beschwichtigt. „Sie können dem Bayern versichern", schrieb Rakoczy am 29. Juli 1705 an den Agenten, „daß Ungarn, sogar wenn es zum Frieden kommen sollte, dem Kaiser niemals gegen den ehemaligen Bundesgenossen Hilfe leisten würde." „Wenn Gott unsern Waffen Glück verleiht, darf der Kurfürst zuversichtlich darauf bauen, daß die Nation nicht nur jeden Frieden verwerfen, sondern auch Wahl und Interregnum in Frage stellen wird". Ungarn könne und müsse aber auch verlangen, daß ihm endlich ein wirkliches Bündniß bewilligt werde; Kökenyesdi sei beauftragt, einen Vertrag abzuschließen.

Der Entwurf, den er vorzulegen hatte und den er später dem Kaiser aushändigte, lautet auf Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen Sr. Majestät dem allerchristlichsten König, Sr. Kurfürstl. Hoheit von Bayern und Sr. Durchlaucht Franz II. Rakoczy von Felsövadacz, Fürsten von Siebenbürgen, und den zur Wiedereroberung ihrer Freiheiten und Privilegien vereinigten Staaten

des Königreichs Ungarn. Die Verbündeten sollen nur in wechselseitigem Einverständniß auf Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser eingehen; Rakoczy soll als Fürst von Siebenbürgen anerkannt, dem Königreich Ungarn freies Wahlrecht eingeräumt, den Insurgenten zur Fortsetzung des Kriegs genügende Unterstützung zugewendet werden; endlich hätte sich König Ludwig zu verpflichten, die Befreiung Rakoczy's zu erwirken, falls der Fürst in die Hände der Kaiserlichen fallen sollte.

Da Max Emanuel gerade damals die Operationen der französischen Hauptarmee gegen den Herzog von Marlborough mit Glück leitete, theilte ihm der in der belgischen Hauptstadt zurückgebliebene Regierungspräsident Rouillé den vom ungarischen Agenten überreichten Vertragsentwurf und ein für König Ludwig bestimmtes Memoire mit. Zugleich wies jedoch Rouillé warnend darauf hin, daß sicherem Vernehmen nach die große Mehrheit des ungarischen Volkes den Frieden wünsche und auch der Kaiser sich zu billigen Zugeständnissen bereit erklärt habe. Der Kurfürst erwiderte, gerade die Thatsache, daß der Kaiser so nachdrücklich auf Frieden mit Ungarn dringe, sei der beste Beweis, welche Wichtigkeit dem Bundesgenossen im Osten beizumessen sei. Demgemäß wurden die Verhandlungen in Brüssel fortgesetzt und im Oktober konnte Kökenyesdi berichten: der Kurfürst ist unser, ist zum Abschluß des Bündnisses bereit, aber, fügt er hinzu, was nützt der Kurfürst, wenn nicht der König von Frankreich seinen mächtigen Schutz verleiht?

Auf dem Landtag zu Szecseny im September 1705 gewannen die Pläne der Insurrektionspartei in Ungarn festere Gestaltung. Eine „Föderation der ungarischen Stände zur Wiederherstellung aller vom Hause Habsburg verletzten Gesetze und Freiheiten“ wurde proklamirt, zum Führer Franz Rakoczy erkoren. Trotzdem wurden von kaiserlicher Seite neue Unterhandlungen angeknüpft und den Winter hindurch fortgesetzt. Majlath versichert, Rakoczy habe, gegen seine bessere Ueberzeugung dem Einfluß seiner Umgebung folgend, die vom Kaiser dargebotene Hand zurückgewiesen. Rakoczy selbst beklagte später, daß er sich durch die Vorspiegelungen des französischen Gesandten, Marquis Desalleurs, und durch die Rathschläge des „Grafen Bercsenyi, des bösen Geistes der Bewegung“, zur Verwerfung der Friedensvorschläge bewegen ließ. Aus der Korrespondenz mit Kökenyesdi erhellt jedoch, daß der Fürst selbst damals von stolzestem Selbstvertrauen erfüllt war und in den Warnungen

des Agenten, der die französische Komödie durchschaut hatte, nur Hirngespinste eines Schwarzsehers erblickte. Die Zugeständnisse, welche vom Kaiser gefordert wurden, waren so hoch gegriffen, daß sie nicht angenommen werden konnten. Graf Wratislaw soll damals dem Fürsten ein prophetisches Wort zugerufen haben: „Nun wohl, mein Prinz, Sie verlassen sich auf die Versprechungen Frankreichs! Frankreich ist jetzt schon ein Hospital für Fürsten, welche es unglücklich gemacht hat, — auch Sie werden dort Aufnahme erbitten müssen!“ Augenblicklich war aber die Lage der Aufständischen nicht ungünstig. Der Sieg der Kaiserlichen bei Sibo (11. November 1705) hatte nicht einmal zu verhindern vermocht, daß unmittelbar darauf die kaiserlichen Erblande durch Streifzüge der Kuruczen heimgesucht wurden. Der Bauernaufstand in Bayern machte Abberufung eines großen Theils der kaiserlichen Truppen aus Ungarn nothwendig. Mit welchem Interesse man in Rakoczy's Hauptquartier die Vorgänge in Bayern verfolgte, läßt sich aus den Fragepunkten, welche den gefangenen österreichischen Soldaten vorgelegt wurden, ersehen. Sie hatten auf's Genaueste anzugeben, was ihnen über die Erfolge der bayrischen Bauern, die Theilnahme des Kurfürsten an der Erhebung u. s. w. bekannt geworden war. Die Lage der Kaiserlichen in Ungarn flößte eine Zeit lang sogar ernste Besorgniß ein. „Kein Geld“, so schildert dieselbe Hofkriegsrath Tiell dem Prinzen Eugen, „kein Volk, kein Gewehr, kein Proviant, keine Munition, kein systema, kein Eifer, keine Einigkeit.“ Als sich auf dem Miskolczer Konföderationstag im Januar 1706 Gesandte Schwedens, Preußens und Frankreichs einfanden, konnte sich Rakoczy stolzer Hoffnung hingeben.

Auf offenes Zusammenwirken und ausgiebige Hilfe wollte sich aber Frankreich nicht einlassen. Der Kurfürst selbst gestand dem ungarischen Agenten, der im Februar 1706 wieder nach Brüssel gekommen war, seine Besorgniß, daß die Verheißungen des französischen Ministeriums nicht ernst gemeint seien; insbesondere bezweifle er, ob der französische Geschäftsträger Desalleurs als aufrichtiger Freund der ungarischen Sache anzusehen sei. Der Kurfürst ließ durch seinen Gesandten Grafen Münster in Versailles den Abschluß des Bündnisses mit Rakoczy eifrig betreiben, aber der König lehnte jede persönliche Verhandlung ab und verwies auf seine Minister, und diese bewegten sich nur in nichtssagenden Redensarten. Frankreich konnte sich ja damals selbst nur mit

Mühe seiner Gegner erwehren und wäre kaum im Stande gewesen, den Ungarn die verlangte Hilfe zu bieten; andrerseits lag es in seinem Interesse, den Kampf an der Ostgrenze Oesterreichs, der dem Kaiser die Concentrirung seiner Macht unmöglich machte, nicht auslöschen zu lassen. Kökenyesdi gab fast in jedem Berichte an Rakoczy seinem Argwohn und seinen Befürchtungen Ausdruck. „Seien Ew. Durchlaucht wohl auf der Hut", schrieb er am 16. Februar 1706 an den Fürsten, „daß der Gesang dieser Sirenen nicht zum Verderben Eurer Durchlaucht und des Landes ausschlage." Ja, wenn sogar einmal das Bündniß verbrieft werde: wer beachte heutzutage Versprechen und Verträge? „Niemals vorher fing das amo so beim ego an, als eben jetzt." Dem Kurfürsten zwar scheine es wirklich mit seiner Theilnahme für Ungarn ernst zu sein. „Aber doch darf man auch dem Gevatter, nur wenn man ihn festbindet, trauen, denn Jeder ist sich selbst der Nächste." Der Fürst möge wenigstens zur Einigung mit dem Kaiser ein Pförtlein offen lassen.

Allein zwischen der österreichischen Gesammtstaats-Idee und den leitenden Grundsätzen der ungarischen „Malcontenten" war eine Vermittlung nicht möglich. Ein Manifest Rakoczy's vom 30. Juli 1706 machte der Nation kund, daß jede Aussicht auf einen Ausgleich, jede Gemeinschaft mit Oesterreich aufgegeben sei. Gleichsam zur Belohnung ließ ihn nun König Ludwig offiziell als Fürsten von Siebenbürgen begrüßen, und Max Emanuel richtete aus diesem Anlaß an ihn ein Glückwunschschreiben. In seiner Antwort erklärte Rakoczy, er werde den Dank durch eifrigste Vertretung der Interessen des Kurfürsten bethätigen. „Gerade weil ich meinem Vaterlande so treu ergeben bin, muß ich auch das Andere glühend herbeisehnen."

Auf den ersten Blick mußte man des Glaubens sein, daß die Uebertragung der Krone Ungarns an Max Emanuel auch den Wünschen und Plänen der französischen Regierung entspreche, denn dieselbe machte davon förmlich ihre Unterstützung abhängig. Kökenyesdi blickte aber tiefer. Der König, schrieb er am 15. Mai 1707 an Rakoczy, könne gar nicht seinem Bundesgenossen zur Krone verhelfen, da ja in Folge der Niederlagen seiner Heere die Krone auf seinem eigenen Haupte in's Wanken gerathen sei. Auf Erleichterung müsse er also sinnen, neue Belastung ablehnen; es wäre ihm aber eine schwere Pflicht aufgebürdet, wenn er dem neuen

König von Ungarn beistehen müßte, das ganze Land zu unterwerfen und gegen innere und äußere Feinde zu behaupten. „Schöne Worte giebt Seine Majestät, von uns aber werden dafür nicht Worte gefordert, sondern Thaten.“ Und wieder mahnt er, nicht die Brücke hinter sich zu verbrennen, einen Weg in die Wiener Hofburg offen zu lassen.

Rakoczy verschmähte aber so feige Zurückhaltung. Auf dem Landtag zu Onod im Mai 1707 wurde offener Abfall vom Hause Habsburg proklamirt. Wohl gab es unter den Konföderirten manche Freunde des Ausgleichs, aber sie kamen kaum zum Worte, ja, der Versuch eines Widerstands einiger „Verräther“ wurde sofort durch blutige Gewaltthat erstickt. Die große Mehrheit der anwesenden Magnaten und Gespanherren erklärte, sie werde fortan den deutschen Kaiser nicht mehr als König Ungarns anerkennen, der Thron sei als erledigt zu betrachten, vom nächsten Reichstag ein neuer König zu wählen. Zugleich wurde eine Meldung an den Kurfürsten von Bayern beschlossen: Die ungarischen Stände würden keinen andren als ihn zum König wählen, sobald er offen seine Geneigtheit zur Annahme erklären und der König von Frankreich ausreichende Unterstützung in Aussicht stellen wollte.

Allein ein Protest des Palatin Esterhazy, dem sich zahlreiche Bischöfe und Magnaten anschlossen, lieferte den Beweis, daß nicht die ganze Nation die zu Onod gefaßten Beschlüsse gutheiße. Durch Parteiung im eigenen Lager und strategische Fehler ging den Konföderirten ein großer Theil des okkupirten Gebiets verloren. Um so dringender schien es dem Führer des Aufstands geboten, Hilfe vom Ausland zu erwirken. Insbesondere mit Zar Peter trat er jetzt in enge Verbindung, und es wurde in Aussicht gestellt, daß der Zar für Erhebung Rakoczy's zum König von Polen einstehen und zugleich vom Kaiser die Abtretung der ungarischen Krone an den Kurfürsten von Bayern erzwingen werde.

Kökenyesdi berichtete am 19. Juli 1707 an den Kurfürsten, mit Hilfe des Zaren und durch eifrige Verwendung Rakoczy's werde ohne Zweifel der Lieblingswunsch des Kurfürsten und der ungarischen Nation in Erfüllung gehen. Der Kurfürst möge recht bald nach Bayern vordringen, und von dort aus Verbindung mit den Ungarn anstreben; ohne Zweifel werde ihm dazu auch der König von Schweden ein paar Tausend Mann zur Verfügung stellen. Rakoczy habe die von Zar Peter angebotene Krone Polens

nicht ausschlagen können, werde aber um keinen Preis die Verbindung mit Frankreich aufgeben.

In den Briefen an Rakoczy aber äußert sich Kökenyesdi nichts weniger als zuversichtlich. Er wiederholt immer wieder die alte Klage, daß es dem Kabinet von Versailles nicht ernst sei mit der zur Schau getragenen Sympathie für Befreiung Ungarns. Auch die Haltung des Kurfürsten erregt ihm Bedenken. Max Emanuel habe zwar eingewilligt, die Rolle eines Prätendenten zu übernehmen, aber offenbar nur aus Gefälligkeit für seinen Gönner. Beim Abschied Kökenyesdi's machte der Fürst kein Hehl daraus, daß er sich nicht in neue Händel einlassen wolle, wenn nicht sichere Aussicht auf Erfolg geboten wäre.

Trotzdem hielt Rakoczy an seinem Projekt fest. Im Oktober 1707 sandte er wieder seinen Agenten nach den Niederlanden. Dem Kurfürsten sollte dargelegt werden, daß die Bewegung in Ungarn lebensfähig, daß Alles, Hoch und Nieder, von Einem Wunsch beseelt sei: den Kurfürsten von Bayern auf den ungarischen Thron zu setzen. „Nur Er allein ist der rechte Mann; wir Alle erhoffen von ihm Alles, was zum Wohl einer Familie von einem Vater erhofft werden kann.“ Am glücklichen Ausgang sei gar nicht zu zweifeln; der Kurfürst möge nur recht bald nach Ungarn kommen, am besten über Schlesien, wohin ihm ein ungarisches Korps entgegenziehen könne. Rakoczy selbst trachte nicht nach der Krone, sondern wolle sich mit der Würde eines Fürsten von Siebenbürgen begnügen; allerdings sei Verbindung mit Zar Peter trotz der freundschaftlichen Beziehungen Max Emanuels zum König von Schweden angestrebt worden, aber zu keinem andren Zweck, als um dem Zaren durch Vermittlung Frankreichs Frieden zu erwirken und dadurch dem neuen König von Ungarn auch die Hilfe des dankbaren Rußland zu sichern.

In gleichem Sinn sollte auch Graf Touraon in Versailles operiren. Seine Instruktion lautete: Ohne den Kurfürsten von Bayern keine Rettung Ungarns! Weder Rakoczy, noch ein andrer Ungar, sondern nur ein durch Hausmacht und Verbindungen so einflußreicher Fürst wie Max Emanuel werde dem stürmisch erregten Lande den Frieden geben.

Kökenyesdi überreichte dem Kurfürsten in Mons das im Namen der „Republik Ungarn“ ausgefertigte Memoire. Schon die Forderung, der Kronbewerber möge zur Sicherung der Wahl ein Armeekorps

von mindestens 15,000 Mann mitbringen, überstieg bei Weitem die Kräfte des von seinem Lande gänzlich abgeschnittenen Fürsten. Er wies also den ungarischen Geschäftsträger an den König von Frankreich; sein eigener Gesandter, Graf Monasterol, werde ihm in Versailles sekundiren.

Am 17. Januar 1708 hatte Kökenyesdi Audienz bei König Ludwig. „Ich hätte mir keine herzlichere Antwort erhoffen können", berichtete er darüber an Rakoczy, „Seine Majestät weihten mich unverzüglich in ihre Beschlüsse ein, die niemals, so sagte der Monarch, ein andres Ziel verfolgen könnten als den Vortheil Ihrer fürstlichen Durchlaucht und des ganzen Königreichs." Der König war aber nur mit allgemein gehaltenen Freundschaftsbetheuerungen freigebig; im Uebrigen verwies er den Gesandten an die Entscheidung des Kronraths.

Hier wollten sich mit dem Plane Rakoczy's Wenige befreunden. „Der Kronrath", schreibt Kökenyesdi am 1. Februar an Rakoczy, „hat drei fast unübersteigliche Hindernisse konstatirt." Es heiße an sich schon fast eine Unmöglichkeit verlangen, wenn man den Kurfürsten auffordere, nach Ungarn zu gehen, denn welchen Weg könnte er einschlagen, ohne sich allen erdenklichen Gefahren auszusetzen? Und sogar wenn es ihm gelänge, sich dorthin durchzuschlagen: mit welchen Streitkräften soll er seinen Thron vertheidigen? Sein Anhang in Ungarn würde keinesfalls dem Kampf mit den Kaiserlichen gewachsen sein. Ihm aber ein französisches Armeekorps zur Verfügung zu stellen: daran sei vollends gar nicht zu denken.

Demnach bleibe nur ein Ausweg übrig: der Kurfürst soll darnach trachten, nach Bayern zu kommen, dort Streitkräfte sammeln und einen Vorstoß gegen Ungarn unternehmen. Freilich sei auch dieses Wagniß mit tausend Gefahren verknüpft, so daß es fast als Ausgeburt des Wahnsinns erscheine.

Schließlich wurde nach Beschluß des Kronraths Graf Monasterol nach den Niederlanden geschickt, um den Kurfürsten zu einer Erklärung über seine Auffassung der Lage zu veranlassen.

Offenbar wollten die französischen Diplomaten dadurch Aufschub gewinnen, denn wichtigere Sorgen waren gerade in jenen Tagen aufgetaucht. Bitter beklagt sich Kökenyesdi, daß in Paris wie in Versailles die Landung König Jakobs in Schottland ausschließlich das Gespräch beherrsche; von Ungarn und Rakoczy war mit keinem Sterbenswörtchen mehr die Rede.

Graf Monasterol ließ lange auf sich warten. Erst nach anderthalb Monaten, am 14. März 1708, kehrte er nach Versailles zurück. Im Allgemeinen, berichtete er, werde sein Gebieter mit Allem dankbar einverstanden sein, was man in Versailles für ihn zu thun gedenke. Zunächst soll Graf Monasterol in's schwedische Lager abgeordnet werden, um den König zu einer militärischen Action zu Gunsten des stammverwandten Fürsten zu bewegen oder doch dem Abschluß eines Friedens mit dem Zaren günstig zu stimmen. Falls König Karl nicht zu gewinnen wäre, habe der Gesandte den Fürsten Rakoczy aufzusuchen und mit diesem zu berathen, wie der Kurfürst nach Ungarn gelangen könnte. Denn der Kurfürst selbst kenne nur einen Weg und eine Hoffnung: wenn ihm König Ludwig eine Armee anvertraue, wolle er in Bayern einbrechen; dann werde es ihm bald ein Leichtes sein, den tapferen Ungarn die Hand zu reichen.

Dies Alles höre sich prächtig an, schließt Kökenyesdi den Bericht an Rakoczy, aber er habe sich gerade während seines Aufenthalts in Versailles von der Unumstößlichkeit von zwei Thatsachen überzeugt: der Kurfürst ist ganz und gar vom Willen König Ludwigs abhängig, und dieser denkt gar nicht an gefährliche Opfer.

Inzwischen hatte sich die Lage der Konföderirten in Ungarn selbst so ungünstig gestaltet, daß Rakoczy trotz alledem nur noch in fremder Hilfe Rettung erblickte. Kommt der Kurfürst nicht, schreibt er an Kökenyesdi am 16. April 1708, so können wir uns nicht mehr behaupten!

Der Agent wandte sich also nochmals nach Mons, wo Max Emanuel seit der Einnahme von Brüssel durch die Verbündeten die Wintermonate zuzubringen pflegte. Allein auch diesmal konnte nur von glatten Worten, nicht von festen Entschlüssen in die Heimat berichtet werden. Der Kurfürst will uns nicht gerade eine abschlägige Antwort geben, urtheilt der Gesandte, aber er setzt keine große Hoffnung auf Frankreich und hegt zu große Furcht vor dem Kaiser. „Gott gebe, daß ich als falscher Prophet erscheinen möge, aber ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß man mit uns ein schnödes Spiel treibt!“

Als Max Emanuel, mit dem Kommando über die Rheinarmee betraut, am 1. Mai nach dem Elsaß aufbrach, lies Kökenyesdi um eine Abschiedsaudienz bitten. Weinend beschwor er den Kurfürsten

bei Allem, was ihm heilig sei, endlich offen zu erklären, was Ungarn zu hoffen habe; ja, er warf sich sogar, um Mitleid flehend, dem Kurfürsten zu Füßen. Dieser weigerte sich lange, offen seine Meinung zu bekennen, endlich ließ er sich erbitten, und die Antwort bestätigte voll und ganz den Argwohn des Gesandten. Er glaube nicht an Frankreichs Beistand, erklärte der Fürst, und ohne Aussicht auf sicheren Erfolg werde er sich nicht auf ein Glücksspiel einlassen. Er wisse, daß König Ludwig nichts sehnlicher wünsche, als den Frieden; unmöglich könne also in dessen Absicht liegen, dem Bundesgenossen zur Krone Ungarns zu verhelfen, denn damit wäre der Streit auf's Neue entfacht und der Kaiser gezwungen, den Kampf bis auf's Messer fortzusetzen. Er, der Kurfürst, habe auch andere Pflichten, er müsse an sein Haus, an seine Kinder denken, man dürfe von ihm nicht wahnwitzige Abenteuer fordern. Er habe jedoch den Grafen Monasterol angewiesen, in Versailles nach Kräften für Abschluß des Bündnisses mit den Konföderirten zu wirken; er selbst könne nichts thun, als die armen Betrogenen beklagen.

Trotz alledem schenkte Rakoczy den Versicherungen und Rathschlägen des französischen Diplomaten Desalleurs mehr Vertrauen, als den Enthüllungen seines Agenten.

Max Emanuel war ursprünglich für den Oberbefehl in den Niederlanden, wo er sich im verflossenen Jahre so rühmlich behauptet hatte, ausersehen gewesen. Dieser Beschluß wurde jedoch wieder umgestoßen und der Enkel des Königs, der Herzog von Burgund, auf den flandrischen Kriegsschauplatz geschickt, wo den französischen Waffen ein glänzender Erfolg zu winken schien, dagegen der Kurfürst von Bayern, obwohl er seiner Stellung als Reichsfürst wegen gerade von solcher Aufgabe gern verschont geblieben wäre, mit dem Kommando am Oberrhein betraut. Gegenüber den Ungarn wurde jedoch betheuert, daß der Wechsel im Kommando nur um ihretwillen erfolgt wäre. Freudig bewegt theilte dies Rakoczy dem in Siebenbürgen stehenden Károlyi mit. Auch an Nedeczky schrieb er am 23. Juni 1708: „Sie sehen, daß mein Spiel am französischen Hofe noch nicht verloren ist. Noch jüngst ließ mir der König durch seinen Gesandten eröffnen, daß er, meinem Wunsche entsprechend, den Kurfürsten von Bayern deßhalb in die Rheinlande schicke, damit es ihm möglich wäre, sowohl mit Bayerland in Verbindung zu treten, als auch in unsren Feldzugs-

plan einzugreifen. . . . Daß der König uns aufrichtig geneigt ist, beweist er auch dadurch, daß er, unsren Bund als freie Nation anerkennend, offen mit uns in Allianz zu treten wünscht."

Bald zeigte sich jedoch, welcher Werth diesen neuen Versicherungen beizumessen war. Schon am 6. Juni hatte Kökenyesdi, der nochmals an den französischen Hof gereist war, in Erfahrung gebracht, daß sich der Kurfürst bitter über das von Versailles in Scene gesetzte Intriguenspiel zu beklagen habe. „Der französische Kronrath", schreibt er aus Saarlouis an Rakoczy, „betrügt nicht bloß Sie, sondern auch den Kurfürsten." Denn das Versprechen, daß der Kurfürst die Rheinarmee zur Förderung seiner Zwecke verwenden dürfe, erwies sich als eitler Schein; die französischen Generäle weigerten sich einfach, dem Befehl des Kommandanten, der den günstigsten Augenblick zum Angriff gekommen glaubte, Folge zu leisten. Ueberdies wurde der Plan, nach Bayern durchzubrechen, den Oesterreichern verrathen und in Folge dessen die kaiserliche Besatzung in Bayern erheblich verstärkt.

Auch am französischen Hofe waren dem Gesandten nur trübe Erfahrungen beschieden. In dem Memoire, welches er dem König zu überreichen hatte, war auf's Neue die flehentliche Bitte, dem bedrängten Königreich ein Oberhaupt zu geben, ausgesprochen und der Kurfürst von Bayern als der einzige Fürst der Christenheit, der den ungarischen Thron behaupten könne, bezeichnet. Allein auch diesmal waren Achselzucken und zweideutige Redensarten die einzige Antwort. Günstiger schien sich die Bündnißfrage anzulassen. Am 11. Juli schrieb Kökenyesdi, König Ludwig wolle den Entwurf von 1705 annehmen, aber schon ein paar Wochen später war auch davon nicht mehr die Rede. „Ich glaube", schreibt Kökenyesdi, „der Dichter Scarron, der den französischen Hof kannte, hat diesen für seine kleine Neapolitanische Erzählung (Plus d'effets que de paroles!) zum Muster genommen: Wenig Worte, große Thaten, viele Worte, keine That!"

Bald darauf brachten holländische Zeitungen die Nachricht, daß die Kaiserlichen unter General Heister am 4. August 1708 bei Trenczsin einen glänzenden Sieg über Rakoczy erfochten, und nun war vollends vom französisch-ungarischen Bündniß nicht mehr die Rede.

Der Tag von Trenczsin entschied das Schicksal der Konföderirten. Bald tauchten Verräther im eigenen Lande auf, sogar angesehene Führer des Aufstands riethen zum Ausgleich mit dem

Kaiser und suchten, als Rakoczy widerstrebte, heimlich für sich günstige Bedingungen zu erlangen. Fast jeder Zusammenstoß mit den Kaiserlichen brachte neue Schlappen, der Diktator selbst hatte offenbar alle Ueberlegung und alles Selbstvertrauen verloren. Er fing an, ohne einheitlichen Plan unruhig hin und her zu tasten, bald hier, bald dort um Hilfe zu werben, und büßte, indem er an Aller Mitleid appellirte, Aller Vertrauen ein.

Die Bewegung nahm auch jetzt mehr und mehr einen religiösen Charakter an. Die Protestanten fuhren fort, unter Rakoczy's Fahne für Duldung und Glaubensfreiheit zu kämpfen, während sich die Katholiken, voran die Prälaten, von Anfang an laue Freunde des Aufstands, allmälig zurückzogen und mit dem Kaiser Frieden machten.

Auf's Bitterste beklagte sich Rakoczy über die treulose Politik Frankreichs. „Nachdem man die Orange ausgesogen, wirft man die Schale weg!" Nicht minder grollte er dem Kurfürsten, der Nichts wagen, Nichts auf's Spiel setzen, sondern Alles fest und gesichert vorfinden möchte. Die nationale Partei, erklärte er, werde sich nur noch auf die protestantischen Mächte stützen und werde bei diesen sicherlich aufrichtigeres Wohlwollen finden.

Dabei hatte er insbesondere Preußen im Auge. Im Herbste 1708 knüpften seine Agenten Dobosy und Johann Klement, der unter dem Pseudonym von Rosenau reiste, in Berlin mit dem Hofprediger Jablonski vertrauliche Unterhandlungen an. Von den Dogmen der katholischen Kirche wolle er sich nicht trennen, schrieb Rakoczy selbst am 18. Oktober 1708 an den Prediger, aber Ungarn aus den Banden des Hauses Oesterreich, wie von der Tyrannei des römischen Stuhles befreien. Seinen alten Verbindungen entsage er ohne Bedauern. „Denn wenn uns die Waffen Frankreichs bisher einigen Nutzen brachten, so war für uns, glaube ich, ebenso schädlich die Meinung, daß ich nur in Frankreichs Interesse und Auftrag den Krieg eröffnet hätte." König Friedrich stellte in Aussicht, er werde gemeinsam mit England und Holland zu Gunsten der Konföderirten interveniren und die preußischen Truppen von der kaiserlichen Armee abrufen, aber die Lage Rakoczy's in Ungarn selbst war schon so hoffnungslos, daß auch das Anerbieten, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf den ungarischen Thron zu erheben, nicht zu offenem Anschluß an eine verlorene Sache zu verlocken vermochte.

Auch der letzte Versuch, mit den Waffen eine günstigere Wendung zu erkämpfen, schlug fehl; im Treffen bei Badkert am 22. Januar 1710 wurde Rakoczy auf's Haupt geschlagen. Damit war der Aufstand thatsächlich bezwungen, nur Rakoczy klammerte sich noch an kraftlose Stützen.

In einem Schreiben an Baron Urbik vom 21. Juli 1710 warf er abermals die Frage auf, ob nicht doch der König von Frankreich zu Gunsten des Kurfürsten von Bayern sein Schwert in die Wagschale werfen möchte? und als im nächsten Frühjahr Josef I. starb, ließ der Fürst wieder durch Kökenyesdi an Minister Torcy und den Kurfürsten einen Aufruf richten: jetzt oder nie sei der günstige Augenblick gekommen, das Projekt von 1707 in's Leben zu rufen! Kökenyesdi selbst mußte im Juni 1711 nach Versailles gehen, um an's Gewissen des Königs zu appelliren. Allein es waren nur die letzten Zuckungen des Aufstands, die Sache Rakoczy's war unrettbar verloren, seit am 1. Mai 1711 auf dem Szathmarer Feld von der großen Mehrheit der verbündeten Stände der Friede mit dem Kaiser unterzeichnet war.

Auf der Durchreise nach Versailles sprach Kökenyesdi zu Compiegne den Kurfürsten, der hier seit zwei Jahren als Pensionär des Königs in größter Zurückgezogenheit lebte. „Was wollen Sie?" unterbrach der Fürst den Gesandten, der die alten Pläne auszukramen begann, „der Szathmarer Vergleich hat solche Gedanken ein für allemal abgeschnitten, davon kann nicht mehr die Rede sein!" Umsonst protestirte der Gesandte, der Kurfürst brach die Unterredung ab.

Rakoczy weigerte sich, die durch Karolyi vermittelten Friedensbedingungen anzunehmen, und zog die Verbannung der Unterwerfung vor. Sechs Jahre verweilte er als Gast am französischen Hofe. Durch das Scheitern aller Pläne und Hoffnungen schienen seine Thatkraft gebrochen und sein Ehrgeiz ausgelöscht zu sein. In den Hofkreisen spottete man, weil der ungarische Fürst nur an Andachtsübungen und Abfassung von frommen Erbauungsschriften Gefallen zu finden schien. Es lasse sich schwer begreifen, sagt der Herzog von St. Simon, daß ein so schlichter, ruhiger Herr noch vor Kurzem als mächtiger Parteigänger so viel Lärm in der Welt erregt habe. In Wahrheit hatte Rakoczy irdischen Hoffnungen keineswegs entsagt, sondern fuhr fort, insgeheim gegen den Kaiser Propaganda zu machen, um nochmals die nationale Fahne in

Ungarn zu entfalten. Die kaiserliche Regierung hatte Kenntniß von diesen Umtrieben und sah daher mit Mißvergnügen, daß die ehedem mit Frankreich und unter einander verbündeten Fürsten Max Emanuel von Bayern und Rakoczy auch nach Abschluß des Rastatter Friedens keine Miene machten, den französischen Hof zu verlassen.

Die Freundschaft der beiden Fürsten war aber längst erkaltet. Ueber die Ursache der Entfremdung unterrichtet uns ein im bayrischen Staatsarchiv befindlicher Brief des Kurfürsten an Baron Malknecht, der in Wien für Bayern günstigere Friedensbedingungen erwirken sollte. „Es ist für mich schmerzlich", schreibt Max am 16. Februar 1715, „sehen zu müssen, mit welchem Mißtrauen der Wiener Hof alle meine Schritte verfolgt, und ebenso unrichtig wie beleidigend ist die Annahme, als ob ich noch mit Fürst Rakoczy im Einvernehmen stände oder freundschaftliche Beziehungen unterhielte .... Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich mit Rakoczy überhaupt erst vor zwei Jahren bei seiner Ankunft persönlich bekannt wurde; zu Surenne habe ich damals ein Viertelstündchen mit ihm gesprochen. Im Gegentheil, so oft ich jetzt mit ihm zusammentreffe, vermeide ich mit ihm zu sprechen, ja, mein geringschätziges Benehmen gegen ihn hat hier sogar Aufsehen erregt. Ueberdies wissen Sie ja, daß mir sein ungarischer Sekretär, weil ihm die Handlungsweise seines Herrn Abscheu einflößte, die schriftlichen Beweise übermittelte, daß der Fürst ein Bündniß mit Brandenburg schließen wollte, um zu verhindern, daß mir als Katholiken im Frieden meine Staaten zurückgegeben würden, weil er den Katholiken im Reich den Untergang geschworen und selbst Kalvin's Lehre anzunehmen und unsren heiligen Glauben abzuschwören sich erboten hatte. Ich habe die Beweise in Händen gehabt. Seit jener Zeit verabscheue ich ihn, so daß ich mich kaum zu beherrschen vermochte, wenn ich auf den Jagden des Königs oder in Rambouillet und Chantilly, wo er sich im Gefolge seines Gönners, des Grafen von Toulouse, befand, mit ihm zusammentraf."

Der hier gegen Rakoczy erhobene Vorwurf ist in vollem Umfang sicherlich nicht begründet. In der That wurde, wie wir sahen, bei den Verhandlungen mit Preußen die religiöse Bedeutung des Bündnisses stark betont und Begünstigung des Protestantismus in Ungarn als Dank für den Schutz der protestantischen Mächte in Aussicht gestellt. Von einem Plane, die katholischen Fürsten

oder speciell den Kurfürsten von Bayern zu schädigen, ist jedoch in den zwischen Rakoczy und seinen Agenten gewechselten Briefen nirgend die Rede, und es liegt auch kein Grund vor, weßhalb etwa gerade solche Schriftstücke dem Kaiser nicht hätten ausgehändigt werden sollen.

Ebenso läßt sich, wenn man die urkundlichen Belege kennt, einer andren, ebenfalls an Malknecht gerichteten Behauptung des Kurfürsten, er habe den ungarischen Thron nur aus Rücksicht auf den Kaiser und die Pflichten eines legitimen Fürsten ausgeschlagen, volle Berechtigung kaum zuerkennen.

Neu aufgefundene Tagebücher Kaiser Karls VII.

Häufig ist von Historikern beklagt worden, daß die deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts, die doch sonst in allem und jedem die Franzosen nachahmten, in einem Punkte von ihrem Vorbild abwichen, daß sie sich nämlich nicht die Mühe nahmen, ihre Erlebnisse und Erfahrungen der Nachwelt bekannt zu machen, d. h. ihre Memoiren zu schreiben.

Zu den wenigen Ausnahmen zählt jener bayerische Kurfürst, der den deutschen Kaiserthron bestieg, freilich ohne kaiserliche Macht je zu erlangen, Karl VII.

Auch der Vater, Kurfürst Max Emanuel, hat Selbsterlebtes für sich und andere aufgezeichnet; aber diese Denkwürdigkeiten scheinen verloren zu sein. In einem Briefe an seine Gemahlin Therese Kunegunde vom 21. August 1704 (k. geheimes Hausarchiv zu München) spricht Max Emanuel sein Bedauern aus, daß er bei einem Ueberfall durch Reiter des Markgrafen Ludwig von Baden in der Nähe von Tuttlingen seine ganze Feldbagage und darunter auch das Manuskript der Memoiren, an denen er bisher so fleißig gearbeitet habe, verlor. „Dies ist der einzige empfindliche Verlust, das Uebrige ist leicht zu verschmerzen." Da die Vermuthung nahe lag, daß sich das Manuskript etwa noch im Nachlaß des Markgrafen finden ließe, regte ich eine Nachforschung im badischen Landesarchiv an; dieselbe blieb jedoch erfolglos.

Dagegen sind uns aus der Feder des Nachfolgers Karl Albert allerlei memoirenartige Aufzeichnungen erhalten, wenn auch ihnen widrige Schicksale beschieden waren. Nur ein Bruchstück eines Tagebuchs aus dem letzten Lebensjahr des Kaisers gelangte ins

Hausarchiv; es wurde von Häusser in den Quellen und Erörterungen zur deutschen und bayerischen Geschichte (Bd. 8, S. 133) veröffentlicht. Derjenige Band aber, welcher das Autograph des Kaisers vom Beginn des österreichischen Erbfolgestreits bis zum Jahre 1744 enthält, kam in die Bibliothek des Schlosses Neubeuern am Inn; vermuthlich brachte ihn dorthin Graf Max Preysing, der nach dem Tode seines kaiserlichen Freundes die wichtigsten Briefschaften und Papiere aus der auf's Neue von ungarischen und kroatischen Reitern bedrohten Residenz mit sich fortnahm. Das nicht unwichtige litterarische Vermächtniß des Kaisers blieb verschollen, bis die ganze Privatbibliothek 1883 unter den Hammer und das Memoire in den Handschriftenschatz der Münchener Hof- und Staatsbibliothek kam; Direktor Karl von Halm machte mich auf das Manuskript aufmerksam, ich erkannte es als Autograph des Kaisers und veröffentlichte den Fund noch im nämlichen Jahre.

Eine von Karl verfaßte Beschreibung der Reise, welche er im Jahre 1737 mit seiner Gemahlin und seinem Bruder Ferdinand über Mittenwald, Innsbruck, Trient, Verona, Venedig, Bologna nach dem von ihm hochverehrten Wallfahrtsort Loretto unternahm, wurde von Edmund Freiherrn von Oefele nach einer Abschrift eines Hoffräuleins der Kurfürstin in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie (Jahrgang 1882, S. 176) veröffentlicht.

Auf einen Bericht über die italienische Reise des Kurprinzen Karl Albert und seiner Brüder vom 3. Dezember 1716 bis zum 24. August 1717 machte zuerst Söltl aufmerksam (Abendblatt zur Neuen Münchener Zeitung, Jahrgang 1857, S. 506); er meinte, daß dieses deutsch abgefaßte Diarium vermuthlich von dem Kabinettssekretär Ferdinand Ehrenfried von Scholberg, der als „teutscher Sekretarius“ die Reise mitmachte, herrühre.

Allein eine weit ausführlichere, in französischer Sprache abgefaßte Schilderung der nämlichen Reise ließ sich im bayerischen Nationalmuseum finden. Im Saal XVI lag auf einem reichgeschnitzten Stehpult ein Buch, dem offenbar seiner prächtigen himmelblauen Sammtdecke wegen dieser Platz angewiesen worden war. Herr Bibliothekar Mayer hatte die Güte, mir dasselbe zur Einsicht zu überlassen, und die genauere Untersuchung führte zu erfreulichem Ergebniß. Der Band enthält auf 88 Folioblättern ein Manuskript „Voyage d'Italie de Son Altesse Sérénissime

Monseigneur le Prince Électoral de Bavière ou Relation journalière et exacte de tout ce qui s'est passé de plus remarquable dans le dit voyage (jusqu'à Florence, jüngerer Nachtrag)". Da auch im Text von „Seiner Hoheit" in der dritten Person gesprochen wird, möchte man vermuthen, daß dieses Diarium gleichfalls von einem Hofbeamten, vielleicht von dem „Welschen Sekretarius Triva", der den Kurprinzen auf der ganzen Reise begleitete, abgefaßt wäre. Allein ein glücklicher Zufall bietet uns über den Charakter des Schriftstücks überraschende Aufklärung. Denn nur als ein glücklicher Zufall kann es bezeichnet werden, daß in dem Band bis zum heutigen Tag fünf lose Bogen liegen geblieben sind, auf welchen der Bericht über die Heimreise von Florenz bis Starnberg enthalten ist. Jeder Kenner der Handschrift Karls VII. wird auf den ersten Blick erkennen, daß diese letzten Einträge vom jungen Fürsten eigenhändig geschrieben sind. Da sich dieselben auch nach Form und Inhalt dem Text des gebundenen Manuskripts anschließen, so könnte gefolgert werden, daß dieses nur als Reinschrift eines vom Kurprinzen verfaßten Konzepts anzusehen sei. Solche Annahme verbietet sich aber, weil wiederholt, z. B. bei der Erzählung des Abschieds von Rom, von den „hohen Vorzügen", der „unglaublichen Beliebtheit" des Prinzen rc. die Rede ist. Wir werden demnach folgern dürfen, daß Tagebücher des Prinzen die Grundlage des Textes bildeten, die Reinschrift aber von Triva oder einem andren Sekretär redigiert wurde.

Das gebundene Manuskript ist mit neun Tuschzeichnungen, welche künstlerischen Werth nicht beanspruchen können, ausgestattet; von wem dieselben herrühren, ist nicht zu konstatieren. Das erste Blatt bringt ein Porträt des Kurprinzen, das von Genien getragen wird, mit der Devise: „Nunc viator, demum victor". Die übrigen Illustrationen stellen besonders bemerkenswerthe Reiseepisoden dar, die Aufwartung der venezianischen Deputirten, das dem Kurprinzen in Murano gegebene Festmahl, den im Canale grande aufgerichteten Triumphbogen, die Festregatta, die erste Audienz beim Papste, den Besuch des Hospitals zur heiligen Dreifaltigkeit in Rom, die Vorstellung im großherzoglichen Palast zu Florenz, eine Kavalkade auf der Piazza Santa Maria Novella; die Szenen sind offenbar nach der Natur aufgenommen, Aehnlichkeit der Porträte ist wenigstens angestrebt. Auch ein Grundriß des Palastes in

Chievo, wo der Kurprinz beim Eintritt in Italien Quarantäne halten mußte, und der anstoßenden Gärten ist beigeheftet.

Was nun den Text betrifft, so kann freilich nicht behauptet werden, daß damit ein wichtiger Beitrag zur Reiselitteratur des vorigen Jahrhunderts geboten wäre. Alles, was hier geschildert wird, kennen wir besser aus eingehenderen Darstellungen welterfahrener und kunstverständiger Reiseschriftsteller. Allein unsrem Bericht verleiht nicht bloß die Persönlichkeit des Verfassers erhöhtes Interesse, sondern Manches davon wird auch für politische und Kulturgeschichte mit Nutzen verwerthet werden können.

Die Reisen fürstlicher Personen hatten bekanntlich damals andren Charakter und andre Bedeutung als heute. Dies erhellt schon daraus, daß überaus weitläufige diplomatische Verhandlungen vorauszugehen pflegten, wodurch über die einzuschlagenden Straßen, Quartier, Verpflegung, Besuche und vor allem über die an den Höfen von Gast und Wirth zu respektirende Etikette jede Einzelheit festgesetzt wurde.

Dies war auch der Fall, als im Sommer 1715 am Münchener Hofe beschlossen worden war, den Kurprinzen auf Reisen gehen zu lassen. Erst kurz vorher war Max Emanuel in seine durch den Rastatter Frieden restituirten Kurlande zurückgekehrt. Kaiser Karl hatte seine Bereitwilligkeit zur Aussöhnung mit dem bayerischen Hause dadurch kundgethan, daß er im Februar 1715 dem bisher zu Graz in Haft gehaltenen Kurprinzen den Orden vom goldenen Vließ feierlich überreichen ließ. Zu festerer Knüpfung freundschaftlicher Beziehungen mit dem Wiener Hofe sollten auch die Unterhandlungen wegen der Reise des Kurprinzen Karl Albert nach Italien benutzt werden. Da österreichisches Gebiet zu passieren war, mußte man sich der Zustimmung des Wiener Hofes versichern; daß dies aber, wie der im Hausarchiv verwahrte umfangreiche Akt ersehen läßt, auf so umständliche Weise geschah, erklärt sich daraus, daß schon damals das Projekt einer Verbindung des bayerischen Prinzen mit einer Erzherzogin in München wie in Wien in Erwägung gezogen ward. Nachdem der für Bayern gewonnene Beichtvater des Kaisers, P. Tennemann, einleitende Schritte gemacht hatte, wandte sich Max Emanuel am 7. August 1715 unmittelbar an den Kaiser. Da dem Kurprinzen bisher so väterliche Theilnahme bewiesen worden sei, richte der Vater vertrauensvoll an den erhabenen Gönner eine Bitte. Der Prinz

habe „nit allein über seine zu End gebrachte studia juridica, sondern beynebens über die gantze philosophiam, ethicam, geographiam und studium historico-politicum et politico-historicum in synopsi eine mündliche solche relation bey Gegenwart meiner geheimben Rhät in zierlich lateinischer expedierter Sprach abgelegt, daß ich und diese hierüber in Verwunderung kommen"; nun soll er „zu einer mehreren Weltbelehrung" eine Reise nach Italien machen, und der Kaiser möge diesem Unternehmen gnädige Förderung zuwenden. Bald lief aus Wien die schmeichelhafteste Zusage ein, und auch in Italien wickelten sich alle Vorbereitungen glücklich ab, so daß der Kurprinz, von seinen jüngeren Brüdern und einem Gefolge von mehr als fünfzig Personen begleitet, am 3. Dezember die Reise antreten konnte.

Ueber die Anfänge derselben, den Aufenthalt in Altötting, dem bayerischen Loretto, in Salzburg, Innsbruck, Brixen und Trient, worüber das deutsche Diarium eingehende Nachrichten enthält, geht der Bericht des Kurprinzen ziemlich rasch hinweg; dagegen werden ausführlich die Schwierigkeiten und Drangsale geschildert, welche die Quarantäne im Schloß Chievo nahe bei Verona mit sich brachte. Vom 21. Dezember bis zum 29. Januar mußten der Prinz und alle seine Begleiter in den engen Räumen jenes Schlosses weilen, bis endlich den Venezianern die Furcht benommen war, daß durch die deutschen Gäste die Pest in ihr veronesisches Gebiet eingeschleppt werden könnte. Das Diarium erzählt viele theils verdrießliche, theils drollige Episoden zum Beweis, wie streng es mit der Kontumazhaft gehalten wurde. Der von der Signoria zur Begrüßung des Gastes abgeschickte Marchese Frisimelica strauchelte bei der Verbeugung und berührte im Fallen den Mantel des bayerischen Oberhofmeisters Grafen Wels — da riefen sofort die Quarantänewächter, der Marchese sei angesteckt und müsse jetzt ebenfalls in Chievo die Kontumaz überstehen; es war aber, setzt der Berichterstatter hinzu, nur eine wohl ersonnene Komödie, um den Gästen einen Aufseher zugesellen zu können. Der Marchese erbat sich auch als ganz besondere Ehre, in unmittelbarer Nähe des Prinzen sein Zimmer nehmen zu dürfen, und plötzlich wurde durch einen Zufall entdeckt, daß er, der nur Italienisch zu verstehen vorgab, des Deutschen völlig mächtig war. Als während der Fahrt nach Chievo an einem Wagen des bayerischen Gefolges ein Rad gebrochen war, konnte nur die

Drohung, daß die gefürchteten Deutschen in die Häuser der nach allen Seiten flüchtenden Bauern eindringen würden, wenigstens einen Beherzteren bewegen, das Rad einzurichten; Trinkgeld nahm er nur unter der Bedingung an, daß es die Leute des Prinzen in eine mit Wasser gefüllte Schale werfen sollten. Der Kurprinz selbst scheint über die lange Haft weniger ungehalten gewesen zu sein als sein Gefolge; es war ihm dadurch Gelegenheit geboten, seinem Lieblingsvergnügen nachzugehen. Er ließ in einem Saale ein einfaches Theaterchen aufschlagen, und nun kamen fast alle Tragödien Corneille's zur Aufführung, wobei der Kurprinz selbst in jedem Stücke die Hauptrolle übernahm, die übrigen Rollen seinen Kavalieren einstudierte. Karl war auch Musikfreund und schwelgte schon in der Hoffnung auf die in Italien zu erwartenden Genüsse; vorerst mußte er sich freilich damit begnügen, daß ihm der Stadtrath von Verona hie und da eine Serenade außerhalb der Parkmauer veranstalten ließ.

Die Gefangenen glaubten, daß die Erlösungsstunde gekommen sei, als der Kommandant von Verona, Conte Pasqualigo, mit großem Gefolge in Chievo eintraf. Ueber den Prunk, der dabei entfaltet wurde, und insbesondere die endlosen Zeremonien, welche die Begrüßung begleiteten, berichtet das Tagebuch mit gewissenhaftester Ausführlichkeit. Allein auch dieser Besuch brachte noch nicht die Befreiung. Erst am 29. Januar wurde Seine Hoheit in festlichem Zug nach Verona abgeholt. Es würde viel zu weit führen, all die Festlichkeiten und Vergnügungen aufzuzählen, womit die Behörden und der Adel des venezianischen Gebiets ihren Gast zu ehren und zu ergötzen suchten. Den mannigfaltigsten Wechsel boten die Vergnügungen in Venedig selbst, wo der Prinz am 2. Februar anlangte. Bald darauf traf der Kurprinz von Sachsen ein, und wenn auch hierbei die strengste Etikette festgehalten wurde, so entwickelte sich doch ein ziemlich freundschaftlicher Verkehr zwischen den beiden deutschen Prinzen, die wenige Jahre später durch Heirat mit habsburgischen Prinzessinnen verschwägert werden und nach ein paar Jahrzehnten durch ihre Ansprüche auf das Erbe Karls VI. den österreichischen Erbfolgekrieg entfachen sollten.

Karl Albert bewohnte in Venedig den am Canale grande gelegenen Palast des Prokurators Pisani, dessen Familie schon dem Vater des Prinzen gastliche Herberge gewährt hatte. Ein Pisano (Alvise, der nachmalige Doge) befand sich auch unter den vier

Nobili, welche die Republik als ständige Begleiter dem Prinzen zur Seite gab. Im „Historischen Merkurius“, einer in Augsburg monatlich erscheinenden Zeitung, welche über die Reise der Prinzen von Sachsen und Bayern von Zeit zu Zeit Nachrichten brachte, wird erzählt, daß sich insbesondere der sächsische Prinz umsonst bemühte, von dieser „verdrüßlichen Höflichkeit“ befreit zu werden. „Die Ursachen davon sind leicht zu errathen, weil außer die Aestime, so die durchlauchtigste Signoria vor solche große Herren zu haben hierdurch bezeugen will, selbige durch diese subtile Politique gar leicht Alles von diesen vier Schutzengeln, so zu reden, erfahren kann, was in dem Palast derselbigen und anderswo vorgehet und wer diejenigen von ihren Unterthanen, dero Nahmen und Qualitäten, so mit einem dergleichen großen Herren einigen Umgang pflegen.“ Ueber Visiten und Gegenvisiten, Besichtigung der vielen herrlichen Kirchen der Lagunenstadt, Ausflüge nach benachbarten Inseln, Schauspiel- und Opernaufführungen wird sorgfältig Buch geführt, leider ohne auf Beobachtungen und Beurtheilungen näher einzugehen. Häufig verkehrte der Prinz maskirt im frohen Menschengewühl des Markusplatzes; eines Tages führten die bayerischen Herren, als Gondeliere verkleidet, allerlei tolle Streiche aus. Mit besonderer Befriedigung erzählt die Reisechronik vom Besuch des berühmten Arsenals. „Um 8 Uhr morgens fanden sich die vier zur Begleitung ausersehenen Nobili in den Gemächern Seiner Hoheit ein und führten ihn und seinen Hofstaat zu dem überaus umfangreichen Etablissement. Beim Eintritt empfing dieselben Kavalier Bembo, der gerade in dieser Woche als Gouverneur der Anstalt aufgestellt war. Auch mehrere Damen aus Venedig hatten sich eingefunden. Als Seine Hoheit aus der Gondel gestiegen war, reichte er der Madame Elena Grimani die Hand und jeder von seinen Kavalieren einer von den übrigen Damen. Dann durchschritten die Paare das ganze Arsenal, gefolgt von zwanzig Gardisten des Gouverneurs; dieser selbst, mit schwarzer Robe angethan, ging Seiner Hoheit zur Seite, vor ihnen her schritt der Admiral oder Pilot der Republik, der eine Robe von scharlachrothem Atlas mit goldenen Blumen trug. Eine Abtheilung Trompeter und Trommler mit dem Banner des St. Markus an der Spitze eröffnete den Zug, und eine große Menge von venezianischen Nobili, fremden Edelleuten, Damen und venezianischem Volk, dem man freien Zutritt gestattet hatte und das mehr aus Neugierde, um

den Prinzen zu sehen, als des gewohnten Schauspiels wegen herbeigeströmt war, begleiteten Seine Hoheit auf dem ganzen Rundgang. Zunächst gab es Folgendes zu sehen. Ein Mann schwang sich aus stattlicher Höhe zur Tiefe mit Hilfe eines Seils, an welchem er festgemacht war, ganz auf die nämliche Weise, wie es im Karneval auf dem Markusplatze zu geschehen pflegt. Dann führte man Seine Hoheit in einige große Räume, wo sich die Schmelzöfen zum Guß von Ankern und Kanonen befanden. Nachdem der Gouverneur auf alles Nöthige aufmerksam gemacht hatte, ließ er vor den Augen des Prinzen glühendes Erz in ein Kanonenmodell einlaufen. Dann wurde der Prinz in einen Raum geführt, wo man das Rohr polirte und sodann mittels einer genial erfundenen Maschine ausbohrte, endlich in einen andren Raum, wo man das Stück auf sein Kaliber prüfte. Alle diese Arbeiten wurden in Gegenwart des Prinzen vollzogen. Nach Besichtigung der Salpetersiederei kam man in ein geräumiges Lokal, wo alle erdenklichen Sorten von Tauen, wie sie auf Kriegsschiffen nöthig sind, angefertigt wurden; während der Anwesenheit des Prinzen wurde ein gewaltiges Tau, das einen halben Fuß im Durchschnitt und eine Länge von mehr als 450 Fuß hatte, gewunden; es waren mit dieser Arbeit mehr als 100 Männer beschäftigt. Nachdem Alles besichtigt war, bestieg man einen Balkon und genoß hier das Schauspiel, wie eine Galeere in's Wasser gestoßen wird; auch diese Arbeiten gelangen auf's Beste. Dann wurde der Prinz in die Magazine geführt, wo Waffen von allen Arten aufgestapelt sind, und wo man die Sauberkeit, die geschickte Aufstellung und die ungeheure Menge von Panzern, Lanzen, Musketen, Helmen, Degen, Sattelzeug und Kriegsinstrumenten aller Art bewundern mußte; die Vorräthe würden genügen, um eine ganze Armee zu Lande und zur See auszustatten. Hier ruhte der Prinz kurze Zeit aus, da ihn der zurückgelegte Weg ein wenig ermüdet hatte. Dann durchschritt man die Tischlerwerkstätten, wo alles zur Ausrüstung eines Kriegsschiffs nöthige Holzwerk fabriziert wird; natürlich konnte man eben nur im Vorübergehen davon Einsicht nehmen. Sodann gelangte man auf einen Platz, wo Zimmerleute beschäftigt waren, alle erdenklichen Lafetten für Feld- und Schiffsgeschütze herzustellen. In der Nähe lag auch ein Fahrzeug von außergewöhnlicher Größe bereit, das an diesem Tage und zwar durch Seine Hoheit als Pathen getauft werden sollte; es mochte wohl 140 Fuß lang und 40 Fuß hoch

sein. Eine breite Treppe, über welcher sich weiße Segel blähten, führte auf's Deck; davor erhob sich eine Art Portikus oder Triumphpforte, mit Statuen und Büsten geschmückt, alles aus bemalter Leinwand hergestellt. Als der Erste stieg Seine Hoheit hinan, die Damen und die Edelleute folgten ihm auf das Deck, wo die Geistlichen schon für die erforderlichen Zeremonien eine Art Altar aufgerichtet hatten. Nachdem sie ein paar Psalmen abgesungen hatten, fragten sie Seine Hoheit, welchen Namen künftig das Schiff tragen sollte; dieser erwiderte: ‚Der triumphirende Löwe.‘ Nun hielten die Priester, Hymnen singend, einen Umzug auf dem Deck, segneten das Schiff, gaben ihm den Namen Leo triumphans und lasen zum Schluß noch ein Kapitel aus dem Evangelium des heiligen Matthäus. Hierauf verließ Seine Hoheit das Schiff und stieg, von allen Damen begleitet, hinab zu den Gondeln des Dogen, die in der Nähe bereit lagen, um den Prinzen auf die eigentliche Werft zu bringen, d. h. dem für den Bau der Kriegsschiffe bestimmten Platz, wo dieselben getheert und mit Werg ausgestopft werden. Sodann kam man zu dem Lagerhaus, wo der Bucintoro aufbewahrt wird. Der Prinz, sämmtliche Damen und viele venezianische und fremde Edelleute bestiegen die Galeere; aber kaum waren sie auf Deck angelangt, wurden die Tragebalken und andren Maschinen, die das berühmte Fahrzeug über Wasser hielten, weggestoßen, und fast unvermerkt nahm das Schiff seinen Kurs nach der See, während am Ufer die Trompeter eine Fanfare bliesen, die Tamboure anschlugen und eine unzählige Menge ‚Viva sua altezza serenissima!‘ rief. Endlich wurde der Prinz in die Waffenkammer nahe am Eingang in's Arsenal zurückgebracht. Hier hatte Cavaliere Bembo ein reiches Frühstück bereit gestellt. Seine Hoheit nahm hier mit den Damen — es waren ihrer mehr denn dreißig — Platz und blieb ungefähr eine Stunde. Im großen Saale drängte sich eine so zahlreiche Menge von venezianischen und fremden Kavalieren, daß man sich kaum noch bewegen konnte. Auch Musik ließ sich zu Ehren Seiner Hoheit hören. Als das Stück verklungen war, trat der Prinz an's Fenster, um die Spiele des Herkules mitanzusehen, welche von den Gondelieren, die den Namen Castellani tragen, aufgeführt wurden. Zu diesem Behuf war an der Mündung des Kanals ein kleines Theater aufgeschlagen. Erst gegen 5 Uhr Abends war Alles zu Ende. Seine Hoheit sprach dem Gouverneur für die hohe Auszeichnung, die ihm zu theil geworden

war, seinen Dank aus, bestieg seine Gondel und verließ das Arsenal, während alle Musketiere die Büchsen abfeuerten. Noch am nämlichen Abend gab der Prinz sieben oder acht Damen, die an der Arsenalwanderung theilgenommen hatten, desgleichen seinen Ehrenbegleitern, den vier Nobili, und dem Gouverneur des Arsenals ein Souper."

Auch von einem Besuch der Glasbläser in Murano entwirft das Tagebuch eine lebendige Schilderung, welche freilich mit besonderer Vorliebe wieder bei dem glänzenden Festgelage, welches die bayrischen Gäste mit den ersten Vertretern des venezianischen Adels vereinigte, verweilt. Nach einem Trinkspruch auf den Ehrengast der Republik wurden alle Gläser an die Wand geschleudert; dann wurde die Tafel aufgehoben und nun erst auch den übrigen, aus der Stadt gekommenen vornehmen Venezianern Zutritt gewährt. Es waren mehr denn hundert Edelleute und fünfzig Damen anwesend. „Das Gefunkel ihrer Edelsteine überstrahlte noch den Schein der unzähligen Lichter und Fackeln, womit alle Gemächer erhellt waren". Der von Pollaroli komponirten Serenade, welche in einem Amphitheater von einigen dreißig Musikern aufgeführt wurde, lag das Programm zu Grunde „Serenada da recitarsi in musica l'anno 1716 in Murano". Die Heimfahrt erinnerte an ein Zaubermärchen. Nicht bloß alle Gondeln waren festlich beleuchtet, sondern auch am Gestade der Kanäle, welche die Kavalkade zu passieren hatte, waren Feuerzeichen aufgestellt, und im großen Kanal erstrahlten alle Paläste im hellsten Lichterglanz.

Nicht minder prächtig verlief die Regatta, welche zu Ehren des Prinzen veranstaltet wurde und zu welcher die Vornehmen und Reichen der ganzen Stadt ihre Hausgondeln mit verschwenderischem Luxus schmückten. Die Ausführlichkeit, womit in unsrem Tagebuch alles und jedes beschrieben wird, verräth das Interesse des Verfassers sowohl an den Wettkämpfen als an dem dabei entfalteten Prunk.

Am 11. März verließ Karl Albert Venedig und fuhr zu Schiff nach Ferrara. Auch auf päpstlichem Gebiet wurde der Prinz, obwohl er nur inkognito als Graf von Trausnitz auftrat, mit aller Auszeichnung empfangen, wie es die Intimität der auch während des Erbfolgekriegs nicht gestörten Beziehungen des kurbayerischen Hauses zum römischen Stuhl dem Papst zur Pflicht machte. In Bologna traf der Reisende seine Tante, die Groß-

herzogin-Wittwe von Toskana, eine Schwester seines Vaters; auch die jungen Prinzen von Modena fanden sich ein, so daß der Aufenthalt in der „Stadt der heiligen Katharina“ mehr den Charakter eines fröhlichen Familienfestes trug.

Ueber Forli, Pesaro, Ankona, Foligno, Vignano ging es dann nach Rom, dem eigentlichen Ziel der Reise. Hier wohnte der Prinz im Hause des bayerischen Agenten Abbé Scarlatti, des dritten in der Reihe der fünf Mitglieder dieser Familie, welche von 1678 bis 1765 Bayern am päpstlichen Hofe vertraten. Günstiges Zeugniß vom Kunstsinn des Prinzen gibt die detaillierte Beschreibung, welche er von den ihm angewiesenen Gemächern gibt, den Gobelins, Gemälden 2c., womit dieselben ausgeschmückt waren. Ueber die Edelleute und Prälaten, welche sich — obwohl der Prinz auch in Rom sein Inkognito beibehielt — zur Aufwartung einfanden, wurde genauestens Liste geführt. Es schmeichelte ihm offenbar nicht wenig, daß bei seiner ersten Ausfahrt nach St. Peter der weite Platz vor der Kirche mit vielen hundert Karossen vornehmer Römer, welche dem Gast ihrer Stadt das Ehrengeleit geben wollten, besetzt war. Natürlich wird die erste Audienz beim Papst mit ihrem zeremonienreichen Gepränge bis zum kleinsten herab geschildert, denn neben der Vorliebe für Pracht und Glanz treten Frömmigkeit und Ergebenheit gegen die Kirche als Hauptzüge im Charakter des bayerischen Fürstensohnes hervor. Der Beichtvater, der ihn auf der Reise begleitete, ein Jesuit, P. Franz Waldner, schrieb an den Kanzler Unertl, in allen italienischen Städten, ja in Rom selbst habe der Andachtseifer des Prinzen allgemeine Aufmerksamkeit erregt, wie denn auch alle einig im Urtheil, daß er „sowohl eine rechte hochfürstliche Gravität als zugleich eine gegen jedermann gnädigste Angenehmlichkeit habe.“ Deshalb wurden nicht bloß die Kunstschätze, sondern auch die Reliquien der vielen Kirchen Roms besichtigt und pietätvoll beschrieben. Nur einmal steigt im frommen Besucher ein kritisches Bedenken auf; da ihm in St. Peter unter andren Kostbarkeiten auch das Haupt des heiligen Sebastian gezeigt wird, konstatirt er mit leiser Ironie, daß noch ein zweites Haupt jenes Heiligen in einer Kirche in Bayern gezeigt werde. Auch von den kleinen Geschenken des Papstes wird mit ersichtlicher Genugthuung Notiz genommen. Vielen Kardinälen wurden Besuche erstattet, desgleichen den bedeutenderen Klöstern und Spitälern, wo er mehrmals, um einen Beweis frommer Demuth zu geben, Arme und Kranke bei

Tische bediente. Um, wie er ausdrücklich hervorhebt, dem römischen Adel ein gutes Beispiel zu geben, suchte er in der Karwoche nicht zu Wagen, wie es bei den vornehmen Römern Sitte war, sondern zu Fuß die heiligen Gräber in den verschiedenen, weit zerstreuten Kirchen Roms auf und betete in den Kirchen inmitten der Volksmenge. Der heilige Vater war über den frommen Eifer, den der deutsche Prinz so demonstrativ an den Tag legte, hoch erfreut und schickte täglich — damit das Inkognito des Prinzen gewahrt bleibe — an Abbé Scarlatti „für den in seinem Hause wohnenden Gast“ Wein, Austern und leckere Fastengerichte. Aber auch durch Wohlthätigkeit und Freigebigkeit machte sich der Prinz in der Weltmetropole populär. Am Karsamstag, erzählt er, liefen ihm die Armen so massenhaft zu, daß der ganze Apostelplatz angefüllt war, aber jeder von den Tausenden empfing einen Groschen und einige Lebensmittel — eine gefährliche Zumuthung für die Reisekasse. Nachdem die glänzenden Kirchenfeste der Osterwoche verrauscht waren, fand der Prinz mehr Muße, die Denkmäler der antiken Kunst, die Galerien und die berühmten Paläste zu besichtigen; das deutsche Diarium hebt hervor, daß er sich auch den Besuch dieser geweihten Stätten mit fast allzu hitzigem Eifer angelegen sein ließ und, um aus der edlen Augenweide den besten Nutzen zu ziehen, zu Hause über alles Geschehene die besten Beschreibungen nachlas. Die Bemerkungen des Tagebuchs über das Kolosseum, das Forum, die Triumphpforten und andere Werke der Alten verrathen wenigstens warmes Interesse, und aus den Schätzen der Museen werden in der Regel ein paar wirklich hervorragende Meisterwerke namhaft gemacht. Wenn es nothwendig schien, Körper und Geist zu erfrischen, folgte der Prinz Einladungen der Nobili zur Jagd auf Landgütern außerhalb Roms.

Am 28. April wurde die Reise nach Neapel über Terracina und Gaëta angetreten. In Neapel bot der Vicekönig, Graf Daun, Quartier im königlichen Palast an, Karl blieb jedoch, um sein Inkognito zu wahren, im Kloster auf dem Monte Oliveto. Das Inkognito schloß aber auch hier Visiten und Gegenvisiten in großer Zahl und glänzende Feste nicht aus. Mit gläubiger Pietät beschreibt Karl ausführlich den bekannten Akt des Flüssigwerdens des Blutes des heiligen Januarius; mit Entzücken erfüllt ihn das andächtige Schweigen der unzählbaren Volksmenge während der ganzen Feier, nur der Wahn der guten Leute, Gott Vater müsse erst den

heiligen Januarius bitten, das Wunder zu wirken, erscheint ihm „einfältig oder abergläubisch“. Auch den Sehenswürdigkeiten Neapels, Kirchen und Schlössern, Bilder- und Reliquienschätzen, Gärten und Schiffswerften, sowie den Aussichtspunkten der Umgebung wird eingehende Schilderung gewidmet. Zuletzt wurde noch der Vesuv erstiegen, und obwohl sich der Vulkan gerade in lebhafter Thätigkeit befand, drang der Prinz bis zum Krater vor, so daß ein Schöngeist — wie das Tagebuch konstatirt —, „erstaunt wie alle Andren über den tapferen Entschluß Seiner Hoheit“, ein lateinisches Epigramm verfaßte, das die Frage offen läßt, ob Cäsar, der die stürmischen Fluthen des Meeres durcheilte, oder Karl, der bis zu den stygischen Schlünden sich wagte, größeren Muth an den Tag gelegt habe. In manche Scene des Aufenthalts in Neapel spielte auch ein politisches Element hinein; so z. B. konnte es nur als artige Anspielung aufgefaßt werden, wenn die Zöglinge des adeligen Seminars einen Tanz aufführten, dessen Verschlingungen ein Allianzwappen, das bayerische Wappen gepaart mit dem habsburgischen, darstellten. Freilich trat gerade damals ein Ereigniß ein, das alle Hoffnungen, welche an die projektirte Heirat des Prinzen hätten geknüpft werden können, aussichtslos zu machen schien. Eben als der Prinz vom Vesuv zurückkehrte, veranstaltete das Munizipium der Stadt Beleuchtung und Feuerwerk zu Ehren der Geburt eines männlichen Sprossen des habsburgischen Hauses, eines Sohnes des Kaisers Karl, Leopold.

Auch in Rom reihte sich aus Anlaß dieses Ereignisses während der Abwesenheit des Prinzen Fest an Fest. Nach seiner Zurückkunft besuchte Karl sofort mehrere Kirchen, um für das Wohlergehen des kaiserlichen Sprossen zu beten und den prächtigen Aufputz, den man eigens deshalb den Kirchen belassen hatte, zu besichtigen. Diesmal hatte er auch Gelegenheit, einem Konsistorium beizuwohnen, das die Seligsprechung des Jesuiten Johann Franz von Regis aussprach, und einem andren, wobei dem neu ernannten Kardinal Spinola der Mund geöffnet wurde. Wieder besuchte der Prinz, vom besten Kenner der Antike, dem Prälaten Bianchini, geführt, die hervorragendsten Kunstsammlungen, wieder wurden ihm zu Ehren von Graf Bolognetti, Marquese Gabrielli, Fürst Borghese und andren Großen Bankette, Jagden und andere Feste veranstaltet; Kunststudien, Andachtsübungen und Vergnügungen füllten wechselweise noch einige Wochen aus. Als Karl endlich

Rom verließ, umringte eine große Volksmenge den Wagen, „da man nicht ohne Betrübniß einen Fürsten scheiden sah, der so trefflich verstanden hatte, den Beifall und die allgemeine Anerkennung der Bevölkerung zu erwerben, sowohl durch reiche Almosenspenden an die Armen, als durch öffentliche Beweise von Frömmigkeit und andere große Vorzüge, die ihm eigen sind und die ihn gleichermaßen zum Liebling des Adels wie des Volkes von Rom machten."

Im Postwagen reiste der Prinz nun über Caprarola und Siena nach Florenz, wo er, um sein Inkognito zu wahren, nicht im Palazzo Pitti, wo ihm der Großherzog Gemächer anbot, sondern im Palast des Herzogs von Salviati abstieg. Aus den großherzoglichen Küchen und Gärten wurden aber Speisen und Lebensmittel aller Art in ungeheuren Massen in das Quartier des Gastes geliefert. Mit ersichtlicher Genugthuung schildert das Tagebuch, welch hohe Achtung am Hofe zu Florenz die Etikette genieße. Hier gab es auch wieder treffliche Opernaufführungen. „Das Theater war sehr klein, aber sauber gehalten, und der ganze Adel war anwesend. Die Musik von Scarlatti konnte nur vortrefflich genannt werden, und das gleiche Lob gebührte den Mitwirkenden; während der ganzen Aufführung nahm aber das Vivatrufen, mit den Füßen Scharren und mit den Händen Klatschen kein Ende; es ist das eine Unsitte, welche sich in allen italienischen Theatern eingenistet hat und selbst durch die Anwesenheit der Souveräne nicht mehr gehemmt werden kann, mit Ausnahme von Neapel, wo man nicht wagt, solchen Lärm zu machen, wenn der Vizekönig zugegen ist."

Ein eigenartiges Fest wurde in der Arnostadt am Tage des heiligen Johannes des Täufers, des Schutzheiligen von Florenz und ganz Toskana, gefeiert. „Der Großherzog begab sich auf den großen Platz und ließ sich hier auf einem Throne nieder, um die Huldigung der Stadt Siena und aller andren Burgen und Städte seines Staates entgegenzunehmen. Der Kurprinz mit der Großherzogin, der Großmeister, Chevalier Santini, und andere Gäste nahmen Platz auf einem Balkon der alten Signoria, der mit einem Baldachin bedeckt war. Ein Herold, der zur Seite des großherzoglichen Thrones stand, begann die Zeremonien, indem er einige Verse zum Lob des heiligen Johannes Baptista ablas, dann rief er mit lauter Stimme die Abgeordneten der Städte und Schlösser

zur Huldigung auf, und zwei Trompetenfanfaren gaben das Signal zum Auftritt der Gesandten. Ein jeder war beritten und trug ein Banner mit dem Wappen oder einem andren Abzeichen des betreffenden Ortes. Nach einem langsamen Umzug um den ganzen Platz ritten sie an den Thron des Großherzogs heran, dann umritten sie noch dreimal den Platz, wobei einer dem andren zuvorzukommen trachtete, ja sogar die Herren Gesandten, wie es die Sitte oder Unsitte erheischte, sich mit den Fahnenstangen weidlich zerklopften. Dann nahte sich der Vertreter von Siena an der Spitze der Uebrigen, eine große silberne Vase tragend, auf's Neue dem Throne. Ohne vom Pferde abzusteigen, verbeugte er sich vor dem Großherzog und erklärte mit kurzer Rede, die Stadt und Republik Siena huldige hiermit dem Großherzog von Toscana, lege aber feierlichen Protest ein, daß damit eine Abhängigkeit von der Republik Florenz zugestanden sei. Dann machten sämmtliche Abgeordnete des Gebietes von Siena einen dreimaligen Umritt um den Platz. Ihnen folgten berittene Livreediener mit silbernen Kredenztellern als Zeichen der Huldigung für die Lehen, welche ihren Herren vom Großherzog übertragen waren. Dann kamen Waisenkinder mit Blumentöpfen. Hinter ihnen wurden drei große Thürme auf einem von sechs Ochsen gezogenen Wagen herangefahren; das galt als Vertretung der drei Städte, welche der verstorbene Großherzog in Besitz genommen hatte. Dann folgten die Pferde oder Barben, welche an dem für den Abend festgesetzten Wettrennen theilnehmen sollten; sie waren reich geschmückt mit Bändern von verschiedenen Farben und mit kostbaren Satteldecken, die man bei der Vorführung vor den Thron des Fürsten wegnahm. Endlich erschien noch der Wagen des heiligen Johannes Baptista, deshalb so benannt, weil auf hohem Thurme ein Mann festgebunden war, der nur mit einem Leopardenfell bekleidet war, in der einen Hand ein kleines Kruzifix hielt und mit der andren fortwährend Segen spendete, jedoch auf eine Weise, die so stark an Maskerade erinnerte, daß sie mehr zum Lachen reizte, als Respekt einflößte. Hinter diesem Wagen schritten paarweise Gefangene mit blauen Hüten einher; es waren nur solche, welche Schulden halber in Haft gerathen waren, heute aber zu Ehren des Festes freigegeben wurden. So ging der Aufzug vor sich, dann verließen die Kürassiere unter Führung ihres Kapitäns, des Herzogs von Salviati, den Platz, und der Großherzog begab sich inmitten

seiner Garden in die Kirche des heiligen Johannes, wo ein feierliches Hochamt gelesen wurde."

Mit dem Aufbruch des Kurprinzen von Florenz schließt die Reinschrift des Tagebuchs. Auf den eigenhändig vom Prinzen beschriebenen Bogen wird noch, wie erwähnt, die Heimreise über Livorno, Genua, Mailand und Innsbruck geschildert. In Livorno wurde das Geburtsfest des Vaters des Kurprinzen (11. Juli) auf eigenthümliche Weise gefeiert. Der Kommandant veranstaltete nämlich ein großes Trinkgelage; weil man andere Musiker nicht zur Verfügung hatte, vollführten einige Dutzend Trommler bei jedem Toast auf das Wohl des Kurfürsten von Bayern einen Höllenspektakel, und dieser Lärm und der reichliche Weingenuß versetzten die ganze Gesellschaft in „eine sehr animirte Stimmung". Die Stadt Genua veranstaltete zu Ehren ihres fürstlichen Gastes einen originellen Ball mitten auf dem Meere, indem auf acht aneinander gekuppelten Galeeren ein ungeheurer, festlich beleuchteter Tanzsaal hergestellt war. Nicht bloß mehrere Musikcorps, sondern auch die Kanonen der Citadelle und sämmtlicher im Hafen liegender Kriegsschiffe spielten zum Tanze auf, und von Zeit zu Zeit erstrahlte die ganze Marmorstadt in farbigem Licht. Den Schluß der vielen Feste, welche während der Reise des Kurprinzen in Italien zu verzeichnen waren, bildete eine zauberhafte Beleuchtung der Arena in Verona.

Zur Verherrlichung der unter dem blauen Himmel Italiens verlebten genußvollen Tage fand sich auch ein Poet. Dem Archivfaszikel, der die auf die Reise bezüglichen Korrespondenzen und Rechnungen enthält, ist ein umfangreiches Poem beigebunden, „Wettstreit der vornehmbsten Stätt in Italien", welche wechselweise rühmen, welche Freuden sie dem hohen Reisenden zu bieten hatten: zuletzt tritt das kleine Starnberg auf und spricht:

„Was ihr da rühmt, sind fremde Dinge:
Mein Apfel freut mich mehr als Bäum' in fremdem Garten,
Der Freud' des Eigenthums all andre Freude weicht;
Ich hab', was seine ist, allein ihm dargereicht,
Und was er Hohes sonst für sein und eigen acht' —
Mit seinem Vaterland gab ich ihm alles wieder."

Im folgenden Jahre (1717) gingen Kurprinz Karl und sein Bruder Ferdinand mit einem bayerischen Hilfscorps nach Ungarn, und auch im Jahre 1718 nahmen die beiden Prinzen an den

Kämpfen mit den Türken theil. Wahrscheinlich hat Karl auch über diese Kriegszüge Aufzeichnungen gemacht; es sind uns aber nur ziemlich dürftige Diarien erhalten, welche nicht vom Prinzen selbst herzurühren scheinen. Dagegen sind dem betreffenden Archivalakt eigenhändige Aufzeichnungen des Prinzen über die wichtigsten Vorfälle der Jahre 1723 und 1724 (Petite remarque des révolutions de la fin de l'année 1723 und Remarque de ce qu'il s'est passé de remarquable 1724) beigefügt, welche aber nur allgemein Bekanntes über politische Ereignisse, die Abdankung Philipps V. von Spanien, die Papstwahl Benedikts XIII. u. a. enthalten und mithin als werthlos übergangen werden dürfen. Einiges Interesse bietet das beiliegende eigenhändige Konzept einer humoristischen Fastnachtspredigt, welche der Prinz wohl gelegentlich einer sogenannten „Wirthschaft" — die Eingangsworte lauten: „In nomine sponsi et sponsae, utriusque hospitis et peregrinorum et omnis populi, Amen" -- gehalten haben mag; sie ist artig mit allerlei Versen und klassischen Citaten aufgeputzt und liest sich nicht übel.

Wichtiger ist ein anderer Fund: eigenhändige Aufzeichnungen des Kurfürsten über die Reise von München nach Mölk im Juni 1739. Auch diesem Tagebuche war ein wunderliches Geschick beschieden. Es umfaßt achtundvierzig Oktavblätter, wovon vierzig beschrieben sind, ist in rothen Pappdeckel gebunden und trägt auf dem Rücken die Ueberschrift „Voyage par Melk", auf dem vorderen Deckblatt das Preysingische Wappen in Golddruck mit der Ueberschrift „Max Comte de Preysing". Ohne Zweifel gehörte es, wie jenes oben erwähnte Tagebuch über den österreichischen Erbfolgekrieg, zu den Beständen der Bibliothek des ehemals Preysingischen Schlosses Neubeuern bei Rosenheim. Bei Auflösung der Bibliothek gerieth das Büchlein in den Laden eines Käskäuflers in Rosenheim und vermuthlich hat es seine Schonung nur dem kleinen Format zu verdanken. Endlich wurde ein Geschichtsfreund darauf aufmerksam, und dieser verkaufte das Büchlein an die Münchener Staatsbibliothek; Herr Kustos Dr. Wilhelm Mayer hatte die Güte, mich auf die neue Erwerbung aufmerksam zu machen. Auch bei diesen Aufzeichnungen, welche überschrieben sind „Notes sur mon voyage de Melk", ist jeder Zweifel ausgeschlossen, daß man ein Autograph des Kurfürsten vor sich habe.

Die Reise der kurfürstlichen Familie nach Mölk bezweckte zu-

nächst einen Besuch der verwittweten Kaiserin, Wilhelmine Amalie, der Mutter der Kurfürstin Amalie, entbehrte aber nicht einer gewissen politischen Bedeutung. Der Kurfürst hatte niemals ein Hehl daraus gemacht, daß er eventuell nach Ableben des Kaisers ohne männliche Erben mit Ansprüchen auf das habsburgische Erbe hervortreten werde, und da es dem Wiener Kabinett nicht unbekannt war, daß der Prätendent zur Durchführung seiner Pläne ein Bündniß mit Frankreich eingegangen habe, war eine feindselige Spannung zwischen den Höfen von Wien und München eingetreten, ja der Kaiser hatte, da Bayern seinen Verpflichtungen gegen das Reich nur zögernd und mangelhaft nachkam, in Briefen an den Kurfürsten ernste Drohungen ausgesprochen Durch die zweideutige Haltung des Leiters der französischen Politik, Kardinal Fleury, erschreckt, näherte sich aber Karl Albert nach Abschluß des Wiener Friedens wieder dem Kaiser und stellte im Frühjahr 1738 zum Krieg mit der Pforte ein Hilfscorps zur Verfügung. Dem Kurfürsten fehlte es in Wien nicht an einflußreichen Freunden, und insbesondere vertrat seine Schwiegermutter eifrig die bayerischen Interessen. Wie ihre im bayerischen Hausarchiv verwahrten Briefe beweisen, war sie unausgesetzt bemüht, eine Versöhnung ihres Eidams mit dem Kaiser anzubahnen, und zu diesem Zwecke erfolgte auch die Einladung der kurfürstlichen Familie zu einer Zusammenkunft im Stift Mölk in Niederösterreich. Hier war ja die beste Gelegenheit geboten, dem nahe bei Mölk in St. Pölten wohnenden Kaiser einen Besuch abzustatten und damit wieder die alten freundschaftlichen Beziehungen anzuknüpfen.

Wir waren schon bisher über die Mölker Reise der kurfürstlichen Familie unterrichtet durch eine aus dem Kloster Gars stammende, jetzt in der Münchener Staatsbibliothek verwahrte Handschrift „Außführliche Relation ab der Höchst vergnügtesten Raiß, welche von dem durchleichtigisten Carolo Alberto ꝛc. ꝛc. aus hiesiger Residenzstatt München uf Wasserburg yber Land, von dannen aber nach dem in Oesterreich unter der Ens gelegenen exempten Stüft und Closter Mölckh per Wasser vorgenommen worden im Monat Junio des mit Gott laufenten Jahres 1739“.

Die Angaben dieses originellen, von Brunner veröffentlichten Reiseberichts werden nun aber vielfach ergänzt durch das neu aufgefundene Tagebuch, wenn dieses auch freilich, wie es dem Charakter und der Lebensweise des Verfassers entspricht, politische Gedanken

nur in Kürze streift, während es den mit dem Mölker Besuch verbundenen Festlichkeiten eingehende Schilderung widmet.

Die Reise wurde bis Wasserburg zu Lande, dann aber bis Mölk auf Inn und Donau zurückgelegt, und zwar wurde dafür ein nach heutigen Begriffen überraschend komplizirter und kostspieliger Apparat in Anwendung gebracht. Der kurfürstliche Leibschiffmeister Johannes Caldera mußte dazu eine ganze Flotte in Bereitschaft stellen. Das erste Leibschiff enthielt zwei Gemächer für den Kurfürsten und zwei für die Kurfürstin, das zweite Leibschiff drei Gemächer für den Kurprinzen Max Joseph und seine zwei Schwestern. Außerdem gab es ein Tafelzimmerschiff, auf welchem gespeist und auch Gottesdienst gehalten wurde, ein Damenschiff, ein Ministerschiff, ein Kavalierschiff, ein Beichtväterschiff, wo außer den drei Gewissensräthen der kurfürstlichen Familie der Kabinettssekretär, der Leibmedikus und der Zahlmeister untergebracht waren, drei Offizierschiffe für Kammerdiener und Kammerfrauen, das Kontroloramtsschiff, das Zehrgadenschiff (Speisezimmerschiff), das Tafeldeckerschiff, das Hofkuchenschiff, das Nebenkuchenschiff, das Hofkellerschiff, das Mundbäckerschiff, das Hoflibereyschiff, das gemeine Dienerschiff, das Wagenschiff, auf welches 19 zwei- und 4 viersitzige Gefährte aufgepackt waren, das Holz- und Kohlenschiff, das Leibschiffmeisterschiff, das Proviant- und Fourageschiff, das Musikinstrumentenschiff, endlich noch drei Rennschiffe (Schnellfahrer), im ganzen 27 Fahrzeuge. Alle waren blau und weiß angestrichen und mit Fahnen und Wimpeln in gleichen Farben geschmückt. Mit Befriedigung wird im Tagebuch versichert, die bayerische Flotte habe gar lustigen, liebenswürdigen Anblick gewährt. Ebensowenig war in Bezug auf Bequemlichkeit ein Mangel; die hohe Gesellschaft konnte, während die Schiffe den Inn hinabfuhren, Komödie spielen, Musik hören und ein Spielchen machen; erst die Donauwirbel störten zeitweise den fröhlichen Aufzug. Um vor dem berühmten Gnadenbild Beistand für die Reise und die Reisezwecke zu erbitten, wurde in Altötting Halt gemacht. Während der ganzen Fahrt fehlte es nicht an Besuchen von adeligen Gutsbesitzern aus der Umgebung, und insbesondere nach dem Ueberschreiten der Grenze kamen und gingen fast ohne Unterbrechung Abgeordnete der österreichischen Landschaft und der Donaustädte, was im Tagebuch mit gewohnter Pünktlichkeit verzeichnet wird. Am Inn- und Donaugestade wurde die Flotille mit Musik und

Böllerschüssen empfangen, die ganze Fahrt glich einem Tag und Nacht währendem Freudenfest. Der auffällige Luxus und die fürstliche Pracht, welche der Kurfürst bei dieser Gelegenheit entfaltete, hatte übrigens auch einen versteckten politischen Zweck: dem Adel und den Bürgern der österreichischen Städte sollte vor Augen gebracht werden, daß es dem bayerischen Hause, das einen Heimfall österreichischer Landestheile in Anspruch nahm, an fürstlichem Wesen und Freigebigkeit nicht mangele.

Das reiche, romantisch auf hohem Felsen am Donauufer gelegene Stift Mölk war deshalb für die Zusammenkunft der hohen fürstlichen Verwandten ausersehen worden, weil kaum an anderem Platze eine so zahlreiche Versammlung hätte aufgenommen werden können. „Das schöne Kloster ist aller Bewunderung werth und bietet eher den Eindruck des prächtigsten Fürstenschlosses als einer Mönchswohnung. Wir wurden in einer langen Flucht herrlicher Gemächer untergebracht, so daß jeder mit seinem Quartier vollauf zufrieden sein konnte." Dies war keine geringe Leistung, denn auch die Kaiserin-Wittwe, obwohl sie eben im Begriffe stand, sich in das Salesianerinenkloster auf dem Rennweg bei Wien gänzlich zurückzuziehen, brachte nach Mölk ein Gefolge von 214 Personen, 9 Hofwagen, 56 Hof- und 26 Reitpferden, 3 Maulthieren, 40 Landkutscherpferden und 133 gewöhnlichen Wagen.

Da sich die hohen Verwandten seit vielen Jahren nicht mehr gesehen hatten, gelang dem Kurfürsten, der solche Galanterie liebte, eine Ueberraschung. Er eilte seinem Gefolge voraus, trat an den Wagen der Kaiserin und reichte ihr die Hand trotz des Widerstrebens ihres Hofmarschalls, der über die Keckheit des unbekannten Mannes höchlich erbost war. Endlich gab sich der Kurfürst zu erkennen, und die Episode löste sich in Wohlgefallen und Freude auf. Die Lektüre des Tagebuchs läßt die Ueberzeugung schöpfen, daß sich die in Mölk vereinigten Familienglieder mit aufrichtiger Liebe zugethan waren. Insbesondere ist der Kurfürst stolz auf die Talente und die Wohlerzogenheit seiner Kinder; wiederholt mußten dieselben vor der Großmutter Proben ihrer wissenschaftlichen und musikalischen Befähigung und Kenntnisse ablegen. Häufig wurden kleine Familienkonzerte veranstaltet. Prinzessin Marie Antonie hatte einen hübschen Sopran, die Kurfürstin sang die zweite Stimme, Prinzessin Therese begleitete auf dem Klavier, der Kurfürst blies die Flöte, der Kurprinz spielte die Viola und die

kleine Prinzessin Marie die Harfe. Nach dem Konzert gingen Alle zur Tafel, wobei der Abt von Mölk wie ein Souverän die Honneurs machte und auch ein wahrhaft fürstlicher Reichthum zur Schau getragen wurde. Gewöhnlich machten dann Feuerwerk und Beleuchtung den Schluß der Vergnügungen des Tages. Auch ein Schauspiel wurde auf Wunsch der Kaiserin zur Ausführung gebracht. „Die Bühne war aufgebaut in einer leeren Holzremise, welche das Jahr zuvor bis auf die Mauern vom Feuer zerstört worden war. Trotzdem wurde Alles mit den von München mitgebrachten Kulissen so hübsch eingerichtet und auch für Beleuchtung so trefflich gesorgt, daß man sich in ein eigens für diesen Zweck gebautes Schauspielhaus versetzt glauben konnte. Endlich konnte das Schauspiel ‚Athalia‘, ein Werk Racine's, zur Aufführung gelangen. An der Vorderseite der Bühne stand ein Stuhl für die Kaiserin, wir hatten unsere Plätze zu beiden Seiten, der Adel hinter uns, und noch weiter zurück gruppirte sich wie in einem Amphitheater das übrige Publikum. Wenn ich nach dem von allen Seiten kundgegebenen Beifall urtheilen darf, müssen alle Mitwirkenden ganz vortrefflich gespielt haben. Die kleine Herzogin Marie spielte den Joad, Herzogin Marie Antoinette die Athalia, Herzogin Therese den Josabet, der Kurprinz den Abner, Graf d'Anvie den Joas, Graf Max Terring den Matthias, der junge Graf Daun den Zacharias, Baron Haslang den Ismael, Baron Seyssel den Azarias. Auf die Tragödie folgte ein kleines Stück, betitelt ‚Der wiedergefundene Ehemann‘, das ebenfalls allgemeinen Beifall fand . . . Dann gab es noch ein Ballet, wobei meine Prinzen und Prinzessinnen die Hauptrollen innehatten. Als das Schauspiel zu Ende war, wurde die ganze Truppe von der Kaiserin zum Handkuß zugelassen. Sie drückte mir ihre volle Befriedigung aus und bat, daß das Ganze an einem andren Tage nochmals wiederholt werde. Den Prinzen und Prinzessinnen wurde gestattet, in ihren Kostümes zur Tafel zu gehen, und ebenso auch den übrigen Mitwirkenden, in ihren Kostümes aufzuwarten, und so schloß dieser Tag mit einem fröhlichen Abendmahl bei der Kaiserin.“

Da der Kurfürst und seine Gemahlin die Jagd leidenschaftlich liebten, wurden in den wildreichen Klosterforsten ein paar große Treibjagden veranstaltet. Aber auch die Besichtigung der kostbaren wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Stifts bot den Gästen genußreiche Unterhaltung.

Leider geht das Tagebuch, das, wie gesagt, über diese Feste und Freuden ausführlich berichtet, weit rascher über den politisch bedeutsamen Besuch der regierenden kaiserlichen Majestäten hinweg. Gelegentlich einer Jagd in der Umgebung von Burkersdorf sollte es zu einer „Art von Zusammenkunft" wie zufällig kommen. Es scheint bei einem formellen Höflichkeitsakt geblieben zu sein. „Der Oberststallmeister empfing uns am Fuß der Schloßtreppe, aber ich folgte ihm so rasch, daß ihm nicht Zeit blieb, den Kaiser zu benachrichtigen; dieser blickte mich deshalb verblüfft an, aber die Kaiserin begrüßte mich und die Kurfürstin in höflichster Weise; die Majestäten schienen auch nicht geringe Freude am Kurprinzen zu haben. Wir tauschten die freundschaftlichsten Versicherungen aus, und nachdem wir uns eine Stunde unterhalten hatten, nahmen wir ganz befriedigt von einander Abschied, worauf mir der Kaiser noch durch zwei Zimmer bis zur Treppe das Geleite gab."

Daß aber die bei dieser Gelegenheit zur Schau getragene Herzlichkeit nicht ganz aufrichtig gemeint war, beweist der Eintrag, den der Kurfürst unmittelbar voranschickt. In Mölk war eine Stafette angelangt: der Kurfürst von der Pfalz sei soeben mit den Sterbsakramenten versehen worden. Darauf hatte der Kurfürst sofort seinen Gesandten am Wiener Hofe, den Grafen Perusa, angewiesen, sich mit dem französischen Botschafter in's Benehmen zu setzen, und unmittelbar vor der Abfahrt des kurfürstlichen Paares nach Burkersdorf hatte Perusa gemeldet, daß für den Fall des Ablebens des Pfälzers alle nöthigen Vorkehrungen getroffen seien, d. h. also, daß Bayern wieder, wie zu Max Emanuels Zeiten von Frankreich Unterstützung und Befehle annehmen werde. Allerdings waren die an ein Ableben des Kurfürsten von der Pfalz geknüpften Pläne nicht unmittelbar gegen den Kaiser gerichtet, sondern gegen Preußen, dessen Absichten auf Jülich-Berg vereitelt werden sollten.

Eine wichtige Rolle bei der Mölker Zusammenkunft spielten die wechselseitig ausgetauschten Geschenke, deren Aufzählung auch den breitesten Raum im Tagebuch beansprucht. Die Mitglieder der kurfürstlichen Familie erhielten von der Kaiserin Kleinodien, deren Werth auf eine Million Gulden geschätzt wurde; aber auch der Kurfürst widmete der Schwiegermutter, von welcher er treuen Beistand zur Durchführung seiner ehrgeizigen Pläne erwarten konnte, kostbare Gaben, worunter insbesondere eine nur aus Jaspis

und Gold hergestellte, anderthalb Fuß hohe Nachbildung der Mariensäule in München allgemeine Bewunderung erregte. Daß auch den österreichischen Kavalieren reiche Geschenke zugewendet wurden, war ebenso durch Herkommen und Etikette wie durch politische Rücksicht geboten.

Eine kurze Beschreibung der Heimreise, wobei der leichteren Beherbergung wegen das kurfürstliche Paar, der Kurprinz und die Prinzessinnen verschiedene Routen einschlugen, bildet den Schluß des Tagebuchs. „Am 8. Juli abends 8 Uhr fand sich in München die ganze Familie wieder zusammen, und die Reise, die uns allen jede erdenkliche Befriedigung gewährt hatte, war zu Ende."

Im nämlichen Büchlein, das den Reisebericht enthält, finden sich auch — ebenfalls vom Kurfürsten eigenhändig geschrieben — Bemerkungen über den Anfang des Feldzugs, den Karl im Herbst 1741 gegen Oesterreich eröffnete. Es ist eine Art Reisejournal, das sich aber nur vom Abschied von München (7. September) bis zur Vereinigung der bayerischen und französischen Truppen (13. September) erstreckt und außer Anführung der Haltstationen und der Losungen lediglich ein paar dankenswerthe Mittheilungen über die von Karl getroffenen und projektirten Marschdispositionen enthält.

Die Erhebung Bayerns zum Königreich.

Unter den Gemälden im Schloß zu Versailles, welche den Ruhm der französischen Waffen verherrlichen sollen, befindet sich auch eine Darstellung des Einzugs Napoleon's I. in München.

Die Szene ist der Platz vor dem Karlsthor. Der Imperator ist von glänzendem Gefolge umgeben, die bayerische Garde bildet Spalier, die guten Münchner in groteskem Kostüme wetteifern in devoter Verbeugung, insbesondere die Münchnerinen geben ihre Befriedigung über den Einzug des Weltbezwingers und seiner Krieger, der galanten Herzensbezwinger, jubelnd kund.

Vor dem Jahre 1870 konnte ein deutscher Mann das Bild nur mit Unmuth betrachten; heute können wir darüber lächeln. Trotzdem fällt es dem Historiker schwer, von den Vorgängen jener Tage zu sprechen, denn der Künstler, der den Münchner Einzug darstellte, hat sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht.

Kant sagt einmal, er hoffe zuversichtlich, daß von Frankreich dereinst der ewige Friede ausgehe, gerade weil bisher von dort der ewige Krieg gekommen sei.

Schon zwölf Jahre währte fast ununterbrochen der Krieg, der sich an der Flamme der großen Revolution entzündet hatte und den der Ehrgeiz Bonaparte's nicht mehr erlöschen ließ. Der dämonischen Herrschbegier dieses Mannes war Ruhe unerträglich, der entscheidende Waffengang zwischen dem von ihm aufgerichteten neuen Kaiserreich und dem alten römischen Imperium deutscher Nation war unvermeidlich, und Englands diplomatische Künste, welche die Aktionslust des Eroberers vom Inselreich abzulenken suchten, beschleunigten den Ausbruch.

Es war kaum noch zweifelhaft, auf welche Seite sich Bayern schlagen werde. Schon am 24. August 1801 hatte Kurfürst Max

Joseph mit der französischen Regierung in der verschämten Form eines Separatvertrags bezüglich der künftigen Entschädigung für Abtretung des linksrheinischen Gebiets ein Bündniß eingegangen, und mit Hilfe Frankreichs hatte Bayern durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 reichen Zuwachs erhalten. Seither hatte sich die Spannung zwischen den Höfen von Wien und München noch verschärft, da Oesterreich ein Heimfallsrecht auf bayrisch-schwäbische und oberpfälzische Gebiete geltend machte und die fränkische Reichsritterschaft gegen Uebergriffe der bayrischen Regierung in Schutz nahm. Nur durch russische Vermittlung war bisher ein offener Bruch verhütet worden.

Dazu kam, daß der Kurfürst persönlich französische Sympathien hegte. Dieser Fürst war ja nicht so glücklich, in die Fußstapfen eines großen Friedrich zu treten. Als nachgeborner Sohn eines nachgebornen deutschen Prinzen hatte er die Einladung, in französische Dienste zu treten, dankbar annehmen müssen; noch als König bezeichnete er jenen Aufenthalt in Straßburg, wo er mit den französischen Kameraden in cordialstem Verkehr stand, als die glücklichste Zeit seines Lebens. Während die übrigen deutschen Fürsten nur durch die Erfolge der Napoleonischen Waffen zu Franzosenfreunden umgewandelt wurden, entsprach Max Josephs Politik seiner natürlichen Neigung. Und als er auf überraschende Weise durch eine Reihe von unerwarteten Schicksalswendungen zur Stellung eines Souveräns gelangt war, hatte er sein Land gegen das Annexionsgelüste des deutschen Nachbarn, der zugleich das Oberhaupt des deutschen Reiches war, nur mit Hilfe Frankreichs retten können.

Trotzdem war der Kurfürst, als sich im Sommer 1805 die große Koalition gegen Frankreich bildete, nicht sofort bereit, auf das Ansinnen seines Ministers Montgelas, der engste Verbindung mit Frankreich für räthlich hielt, einzugehen. Was den genialen Staatsmann, der damals die äußere wie die innere Politik Bayerns leitete, zum Franzosenfreund machte, enthüllt er selbst in seinen Memoiren ohne Umschweife: „Eine Frankreich zugeneigte Politik war bisher den Interessen Bayerns jederzeit günstiger gewesen, schien auch jetzt mancherlei Aussichten zu öffnen und allein die Möglichkeit darzubieten, einerseits großen Verlegenheiten zu entrinnen, andrerseits erfreulichere Zustände herbeizuführen. Wollte man ferner aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließen und

mit möglichster Unparteilichkeit die Talente der Feldherrn, wie die Beschaffenheit der Armeen auf beiden Seiten abwägen, so schien der Ausgang des Krieges kaum zweifelhaft; es war mehr als wahrscheinlich, daß sich der Sieg auf die Seite der Befähigung und des Genie's neigen werde." Als der Kurfürst gegenüber den „vernünftigen" Ansichten des Ministers noch immer von Passivität und Neutralität sprach, zog eine einzige Zeile Napoleons diesen Wünschen eine Schranke. „Ich will nicht", schrieb er am 13. August an Talleyrand, „daß Bayern neutral bleibe!" Nun kam ein rascheres Tempo in die Verhandlungen. Der Kurfürst opferte sogar eine Befugniß, welche sich seine Vorgänger bei früheren Verträgen mit Frankreich stets ausbedungen hatten, das Recht, zu allen Reichskriegen das bayerische Kontingent zu stellen, ohne daß daraus ein Bruch der Allianz gefolgert werden könne, und übernahm die Garantie des neugeschaffenen Königreichs Italien. Im Landhäuschen des Ministers zu Bogenhausen wurde am 29. August 1805 in Gegenwart des Kurfürsten der Allianzvertrag zwischen Frankreich und Bayern unterzeichnet.

„Also verhielt es sich," erklärt Montgelas, „mit dem Ursprung und der Beschaffenheit einer Verbindung, welche viele Jahre lang zwischen Frankreich und Bayern fortbestand, erheblich auf Deutschlands Schicksale einwirkte und namentlich zu Anfang Frankreichs Erfolge wesentlich förderte. Sie hat allerdings die Regenten von Württemberg und Baden nach derselben Seite hingezogen: allein wem war die Schuld beizumessen? Ohne Zweifel denjenigen, welche durch ihre übertriebenen Ansprüche und unausgesetzten Drohungen einen schlechterdings unerträglichen Zustand herbeigeführt hatten und fortwährend unsere Grenzen gefährdeten, ohne darüber irgend eine Aufklärung zu geben."

Die Rechtfertigung des Ministers entbehrt nicht einer gewissen Begründung. Man darf von Staaten nicht eine Politik verlangen, welche einem Selbstmord gleich käme. Bayern befand sich gegenüber dem lüsternen Nachbar in einer Nothlage, welche auch verzweifelte Hilfsmittel erlaubt erscheinen ließ. Denn auch nach dem Luneviller Frieden war die Begehrlichkeit Oesterreichs nicht erloschen. Gentz, der damals an der Spitze der Kriegspartei im kaiserlichen Kabinet stand, schlug bezüglich der süddeutschen Fürsten folgendes Verhalten vor: „Jetzt ist die wahre Politik, sie nur gänzlich ihrem Gange zu überlassen, von ihren Unterhand-

lungen und Kabalen mit Frankreich so wenig als möglich Kunde zu nehmen, aber beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten sogleich den Schauplatz des Krieges in ihre Länder zu verlegen und sie durchaus wie konfiszirtes Gebiet, d. h. wie unser eigenes zu betrachten." Als das Wiener Kabinett mit dem russischen in Unterhandlungen trat, verlangte es für den Fall glücklicher Waffenentscheidung Garantie für Abtretung Bayerns bis zum Inn. „War denn die Koalition von 1805 sittlicher?" diese Frage wirft sogar Häusser auf, gewiß kein Freund der Rheinbündler, „oder war die Wiener Politik mit ihrer Lüsternheit auf Salzburg und ein Stück von Bayern deutscher zu nennen? In einer Zeit, wo Recht und Moral in der großen Politik, nach Robespierre's Ausdruck, verhüllt und vertagt waren, hatte fürwahr Keiner Ursache, den Andern als unsittlich anzuklagen. Wer der Glücklichste war in diesem Wettlauf, sich aus den Spolien der Uebrigen zu bereichern, dem gehörte in solcher Zeit die erste Stelle." Auch ein österreichischer Historiker, August Fournier, der vor Kurzem „aus Süddeutschlands Franzosenzeit" interessante Enthüllungen aus dem Wiener Polizeiarchiv veröffentlichte, findet es begreiflich, daß die bayerische Regierung, mißtrauisch auf die habsburgische Macht, von der sie seit Jahrzehnten nur Nachtheil und Einschränkung erfahren hatte, andere Bundesgenossen aufsuchte.

Das Zusammengehen mit Frankreich schien jedoch plötzlich wieder in Frage gestellt zu sein. Um die Mitte des Septembers kam Generallieutenant Fürst Schwarzenberg in besondrer vertraulicher Mission nach München. Er überbrachte ein eigenhändiges Schreiben seines Monarchen an den Kurfürsten, worin dargelegt war, welch hohen Werth der Kaiser auf Mitwirkung Bayerns im Kampf mit Napoleon, dem unverbesserlichen Feind des europäischen Friedens, zur Vertheidigung der ehrwürdigen Verfassung des deutschen Reiches lege. Zugleich führte der Gesandte dem volksfreundlichen Fürsten vor Augen, welcher Verwüstung und welchen Schrecken und Greueln Bayern im Fall einer Okkupation durch österreichische Truppen ausgesetzt sein würde, wie eine Wiederholung von 1705 und 1742 den Ruin Bayerns herbeiführen müsse. „Meinen Unterthanen schulde ich die erste Rücksicht!" rief der Kurfürst erregt, und ohne erst mit den Ministern Rücksprache zu nehmen, erklärte er dem Gesandten, er nehme die Vorschläge des Wiener Kabinetts an.

Aus diesem, den Denkwürdigkeiten Montgelas' entnommenen Bericht erhellt zur Genüge, daß das im Volk — vielleicht absichtlich — verbreitete Gerücht, Fürst Schwarzenberg sei im Reiseanzug mit der Reitpeitsche in der Hand vor den Kurfürsten getreten und habe diesen durch sein brüskes, beleidigendes Verhalten zum Bruch mit Oesterreich gedrängt, durchaus auf Erfindung beruht.

Montgelas wurde angewiesen, die Unterhandlungen mit Schwarzenberg weiterzuführen, erklärte aber, zu einer Politik, welche seinem System zuwiderlaufe, die Hand nicht bieten zu können, und bat um seine Entlassung. Max Joseph wollte den unentbehrlichen Staatsmann nicht verlieren und änderte über Nacht seinen Entschluß. Um nicht nochmals von Schwarzenberg in Versuchung geführt zu werden, reiste er sofort nach Würzburg ab und gab den Befehl zur Zusammenziehung der bayrischen Truppen jenseits der Donau. Die Abreise des Königs bedeutete für Oesterreich eine Kriegserklärung. Die Gesandten Rußlands und Oesterreichs waren mit Recht erbittert ob der Täuschung, der sie zum Opfer gefallen waren, aber auch das Wiener Kabinett hatte seine Truppen, welche nach Schwarzenberg's Versicherung die bayerische Grenze nicht ohne Zustimmung des Kurfürsten überschreiten sollten, unbekümmert um die diplomatischen Abmachungen in Bayern einrücken lassen. Auch dieses Vorgehen bedeutete einen Friedensbruch, so daß jede von beiden Parteien eine gewisse Berechtigung hatte, die andre mit Vorwürfen anzugreifen.

Am 23. September zog General Mack mit einem österreichischen Corps in München ein, verließ aber die Hauptstadt nach wenigen Tagen wieder und verlegte sein Hauptquartier nach Ulm. Am 1. Oktober überschritt Napoleon den Rhein. Der Tagsbefehl, den er an seine Armee richtete, enthält die prunkende Phrase: „Wir werden nicht eher still stehen, als bis wir die Unabhängigkeit des deutschen Reiches gesichert, unsrem Verbündeten geholfen, den Stolz unsrer Feinde gedemüthigt haben werden!" Was die erste Behauptung anbelangt, so ist zur Genüge bekannt, was Ludwig XIV. wie Napoleon I. unter der mit Vorliebe zitirten liberté germanique eigentlich verstanden und zu welchen Zwecken sie den „schwächeren" deutschen Fürsten ihren Schutz zuwendeten. Die andren Verheißungen dagegen gingen unglaublich rasch in Erfüllung, denn was war ein General Mack gegen den Sieger von Marengo!

Den Bayern, die zum ersten Mal seit den Tagen Max

Emanuels unter französischer Fahne fochten, — im österreichischen Erbfolgekrieg waren ja die Franzosen als „bayerische Hilfstruppen" aufgetreten, — rief Napoleon zu: „Ihr werdet dem Beispiel eurer Vorfahren folgen, die sich stets die Unabhängigkeit und die politische Existenz bewahrten, welche die ersten Güter der Nationen sind. Ich kenne eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und meinem Volk sagen zu können, daß ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen."

Uns erscheinen heute solche Worte als eine Herabwürdigung, eine Demüthigung der deutschen Tapferkeit; damals galten sie als schmeichelhaftes Lob und weckten helle Begeisterung im bayrischen Lager. Und nicht blos der Offizier und der Soldat waren mit ganzer Seele für den Krieg mit den verhaßten Oesterreichern, auch in der übrigen Bevölkerung überwog diese Stimmung. Es kann nicht bezweifelt werden, daß ein Plebiszit die Zustimmung einer großen Mehrheit zu Tage gefördert haben würde. Demnach wäre es unrichtig und ungerecht, wollte man für das unmoralische Bündniß das System Montgelas verantwortlich machen, während man den Lohn, die Erhebung Bayerns zum Königreich, als glückliche Wendung sich gern gefallen ließ. Als Kaiser Franz auf der Reise in's Lager durch München kam, wurde er mit demonstrativer Mißachtung aufgenommen; die Bevölkerung entschlug sich sogar der Rücksichten, welche sie dem Reichsoberhaupt unter allen Umständen schuldig war. Zahllose populäre Schriften erinnerten an die Leiden und Drangsale, welche für Bayern seit Jahrhunderten aus dem feindseligen, treulosen Verhalten der Habsburger erwachsen waren, und an die „historische" Freundschaft Bayerns mit Frankreich, — seien ja doch die beiden Völker selbst durch verwandtschaftliche Bande auf's engste verknüpft, da die Boier, der Bayern Stammväter, gute Gallier waren.

Vor Allem aber hatte damals noch der Name Napoleon einen Zauberklang, dem Niemand widerstehen konnte. Man darf, um über Montgelas und seine Leute gerecht zu urtheilen, nicht die allgemeine Stimmung der Zeitgenossen außer Acht lassen. Schrieb doch der nämliche Johannes Müller, der 1806 den Ausspruch gethan hatte: „Ich mache nur zwei Abtheilungen politischer Menschen: die ihn (Napoleon) hassen und die ihn lieben, und mit Jenen, wer sie auch seien, bin ich!" nach der Schlacht bei Jena und nach seiner ersten Audienz bei Napoleon: „Die an das morsch

gewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müssen auf das Neue übertragen werden: Gott ist es ja, der die Regierungen einsetzt! Man muß sich umdenken!" Hegel schreibt enthusiastisch über den Einzug Napoleons, der „Weltseele", in Jena: „Es ist eine ganz wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentrirt, über die Welt übergreift und sie beherrscht!" Sogar Schiller weiß nur zu klagen: „Wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt!" Wenn also die Besten und Größten der Nation, jedes patriotischen Selbstgefühls bar, nationales Empfinden nur als spießbürgerliche Beschränktheit betrachteten, so dürfen wir doch gewiß mit den natürlichen Vertretern des Partikularismus nicht allzu streng in's Gericht gehen, weil sich ihre Philosophie auf den Satz beschränkte: Man muß sich in's Unvermeidliche fügen und mit dem Unüberwindlichen auf möglichst guten Fuß setzen!

Der französische Gesandte Otto, der mit dem Kurfürsten nach Würzburg übergesiedelt war, hatte Mühe, den Fürsten zu beruhigen. Max Joseph war noch immer von bangen Zweifeln gequält, ob er den Anschluß an Frankreich vor seinem Volk verantworten könne. „Où menera cela?" fragte er ängstlich den Gesandten. „A la couronne!" tröstete ihn Otto.

Bald trafen auch günstige, ja geradezu glänzende Nachrichten vom Kriegsschauplatz ein. Am 20. Oktober ergab sich Mack mit seiner ganzen Armee, und Ulm, die stärkste deutsche Festung, wurde an Napoleon ausgeliefert. Damit war der Weg nach München, nach Wien geöffnet.

Am Maximilianstage zog Wrede in München ein, am Abend des 24. Oktober folgte der Kaiser selbst. Unter dem Donner der Kanonen und dem Geläute aller Glocken fuhr Napoleon, von seinen Marschällen und einer Abtheilung seiner berittenen Garde umgeben, in einer sechsspännigen Equipage durch das Neuhauserthor ein. Zum Erstenmal durchtönte der Ruf: Vive l'empereur! die Straßen einer deutschen Stadt. Die Häuser aller Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, waren festlich geschmückt und beleuchtet. Am Akademiegebäude waren — die Einzelheiten sind dem handschriftlichen Tagebuch des bayerischen Generals Clerembault entnommen — zwei Chronographe angebracht:

Venit, vidit, vicit Napoleon, Avstriae terror, pivs Bavariae amicvs, vivat!

Favsta Monachii liberatio per Gallo-Boios in ipso principis anniversario plavsv civico et voto vniverso celebratvr!

An der Stiege des kurfürstlichen Schlosses wurde der Kaiser, da der Kurfürst noch nicht zurückgekommen war, von bayerischen und französischen Generälen empfangen. Nach rasch beendigtem Abendmahl begab er sich zur Ruhe, wozu er sich im goldenen Kaiserzimmer, das Prunklager Karls VII. verschmähend, ein einfaches Feldbett aufschlagen ließ. Der folgende Tag brachte Aufwartung der Hof- und Staatsbeamten. Die von Lorenz Hübner redigirte „Kurpfalzbayerische Staatszeitung" konnte versichern, daß „Jedermann die edle Einfachheit und Güte des Kaisers bewunderte." Abends wohnte der hohe Gast einer Festvorstellung im Opernhaus bei; es wurde Peter Winter's Oper „das unterbrochene Opferfest" aufgeführt.

In den nächsten Tagen zogen in ununterbrochener Reihenfolge französische und bayerische Truppen durch die Stadt. Der Kaiser musterte dieselben mit peinlicher Gründlichkeit; vom Ergebniß schien er sehr befriedigt zu sein und war überhaupt in zuversichtlicher Stimmung und bester Laune. „Sa Majesté imperiale a beaucoup causé avec les dames", notirte Clerembault wiederholt in sein Tagebuch.

Am 28. Oktober brach der Kaiser nach Haag auf. Tags darauf traf der Kurfürst in München ein, begab sich aber sofort, vom Kurprinzen begleitet, zum Besuch des kaiserlichen Hauptquartiers nach Linz. Am 13. November hielt Napoleon in Wien festlichen Einzug, Kaiser Franz war nach Preßburg geflüchtet.

Napoleon mußte jetzt rasche Entscheidung suchen, denn es galt, den Eindruck, den die furchtbare Niederlage der französisch-spanischen Flotte bei Trafalgar (21. Oktober) in Paris hervorrief, durch einen glänzenden Erfolg wett zu machen und den Folgen der im französischen Hauptquartier nicht unbemerkt gebliebenen Abmachungen von Berlin — am 3. November fand die bekannte Szene in der Gruft Friedrichs des Großen in der Potsdamer Garnisonskirche statt, wobei sich Zar Alexander und König Friedrich Wilhelm in Gegenwart Louisens über dem Sarg die Hände reichten und ewige Freundschaft schworen, — zuvorzukommen.

Die „Dreikaiserschlacht bei Austerlitz" (2. Dezember) zerriß denn auch alle diese Fäden, der Zar entwich in's russische Reich, Kaiser Franz erbat Waffenstillstand, Friedensverhandlungen wurden

in Preßburg eingeleitet. Noch ehe dieselben zu Ende geführt waren, gelang es dem unermüdlichen Montgelas, den Abschluß eines neuen Vertrages zwischen Frankreich und Bayern durchzusetzen (8. Dezember). Napoleon verpflichtete sich, zu Gunsten Bayerns von Oesterreich die Abtretung von Vorarlberg, der Markgrafschaft Burgau, der Reichsstädte Augsburg und Lindau, der Grafschaften Montfort und Hohenems und der Hochstifte Eichstätt und Passau zu verlangen. Montgelas hebt mit Genugthuung hervor, daß sich der Kaiser nur mit Bayern in solche Verhandlungen eingelassen habe, während die übrigen Bundesgenossen Frankreichs nicht in's Geheimniß gezogen wurden. Nichtsdestoweniger blieb auch den Höfen von Stuttgart und Karlsruhe nicht verborgen, daß der Friedensschluß bevorstehe, und natürlich wurde auch von dieser Seite Alles in Bewegung gesetzt, um werthvolle Stücke aus der Beute zu erjagen. Wie Montgelas versichert, erzählte ihm später Talleyrand selbst, er habe vom Stuttgarter Hofe für Unterstützung der württembergischen Ansprüche auf Montfort eine Million erhalten. Talleyrand that auch sein Möglichstes, aber Baron Gravenreuth, der bayerische Gesandte im französischen Hauptquartier, blieb bei seiner Forderung und wußte endlich von Napoleon günstige Zusage zu erwirken. Durch die Mittheilung Montgelas' wird die Schilderung, welche ein österreichischer Agent „Mayer" in München von diesem Vorgang entwirft, beglaubigt, und da die Szene überaus charakteristisch für die damals so schwunghaft betriebene Staatenfabrikation, mag die Erzählung hier Platz finden. Talleyrand, der, wie erwähnt, vom württembergischen Hofe bestochen war, ließ kurz vor Friedensschluß den bayerischen Militärbevollmächtigten Gravenreuth rufen, um den Entschädigungsplan für die drei Alliirten unterzeichnen zu lassen. Gravenreuth fand zu seinem Erstaunen, daß hier für Bayern blos von Tirol die Rede war, Württemberg dagegen sich sogar über Kempten ausdehnte und Vorarlberg und über die Hälfte des Bodensees auf seinen Antheil erhielt. Er weigerte sich also, diesen Entwurf zu unterzeichnen. „Wie", rief Talleyrand, „ist ein Zuwachs von 600,000 Unterthanen nicht genug für einen Feldzug von drei Monaten?" Nun setzte ihm Gravenreuth auseinander, welch wichtige Dienste der bayerische Hof und die bayerischen Truppen geleistet hätten, wie der Gewinn eines armen Landes, das Nichts eintrüge, nicht als Lohn für solche Aufopferung betrachtet werden könnte, und schloß mit den Worten: „Je ne signerai pas,

car je signerais ma mort!“ Dann eilte Gravenreuth zum Kaiser und stellte diesem die Lage der Dinge vor. „Comment“, sagte Bonaparte, „n'est-ce pas assez? Eh bien“ — fuhr er fort und deutete auf die Landkarte — „prenez!“ Gravenreuth, der damals Nichts von der Abtretung Würzburgs ahnte, deutete auf das Vorarlbergische und diejenigen Gebiete, welche Bayern jetzt am Bodensee und in Schwaben besitzt. Nun ließ Napoleon seinen Minister rufen, zeigte auf die Karte und sagte „Ceci est pour la Bavière.“ „Mais le roi de Wurttemberg?“ warf Talleyrand ein. Da stampfte der Kaiser wüthend auf den Boden und schrie: „Je le veux, écrivez!“ So erhielt Bayern, was es jetzt an schwäbischen Landen besitzt.

Der Modus der Einverleibung von Augsburg erregte sogar in Montgelas Skrupel. Ohne die Bevölkerung zu fragen! Ohne sich um die Vertretung des Reichs, dem die Stadt angehörte, zu bekümmern! Und dies, nachdem der nämlichen Stadt drei Jahre vorher ihre Unabhängigkeit von ganz Europa in feierlichster Weise garantirt worden war!

Am 15. Dezember 1805 schlossen Marschall Duroc und Graf Haugwitz einen Vertrag ab, der eine Aussöhnung Preußens mit Frankreich bedeutete; Preußen erhielt dadurch das Kurfürstenthum Hannover, trat dagegen Neufchatel und Ansbach an Frankreich ab. Ansbach wurde sodann durch Vertrag vom 16. Dezember an Bayern tauschweise gegen das Herzogthum Berg abgegeben. Es war für Bayern kein „rentables Geschäft“, da Berg weit reichere Einkünfte abwarf und überdies das Bayreuther Unterland bei Preußen verblieb. Diese Konzession an Preußen war übrigens gar nicht freiwillig gemacht worden. Das Bayreuther Unterland war vom Ansbachischen Hauptgebiet durch einen schmalen Streifen des Nürnbergischen Territoriums getrennt. Der Kaiser zog nun auf der Landkarte die bayerische Grenze nur bis an diesen Nürnbergischen Streifen und ließ das jenseits gelegene Territorium unbeachtet. Erst als schon der Kurier nach Berlin abgefertigt war, wurde der Irrthum aufgedeckt, es war also nicht mehr möglich, die Regulirung rückgängig zu machen. Auf die vom Vertreter Bayerns erhobenen Vorstellungen erwiderte der Kaiser barsch: „Ceci pour une autre fois. . . . . . “

Immerhin war die Markgrafschaft Ansbach für Bayern schon deshalb eine günstige Erwerbung, weil dadurch das alte Gebiet

vortheilhaft abgerundet wurde. Dies galt in noch erhöhtem Maß vom Gewinne Tirols. Zwar hatte der österreichische Fiskus aus dem armen Nordtirol so gut wie Nichts bezogen, und die im Bergland organisirte Landesvertheidigung, die, auf ihre Ausnahmsstellung pochend, von Unterordnung und militärischem Gehorsam Nichts wissen wollte, mußte jeder Regierung unbequem werden. Allein insbesondere die strategischen Vortheile, welche der Besitz von Tirol für Bayern bot, — in den Feldzügen von 1703 und 1742 war die Wichtigkeit einer Sicherung der Südgrenze evident zu Tage getreten — fielen so schwer in die Wagschale, daß sich um ihretwillen Montgelas sogar zur Aufopferung der einträglichen Würzburgischen Lande entschloß. Dazu kam, daß die Tiroler in Sitte und Sinnesart den Bayern näher standen als die Franken, die aus ihrer Abneigung gegen die südlichen Nachbarn kein Hehl machten. Auch Motive wirthschaftlicher Natur ließen die Verbindung Tirols mit Bayern wünschenswerth erscheinen, und an einen Widerstand der Bevölkerung dachte man um so weniger, als es gerade in der letzten Zeit an Mißhelligkeiten zwischen dem österreichischen Gouvernement und den Tiroler Ständen nicht gefehlt hatte. Nach langen Verhandlungen im bayerischen Ministerrath wurde also der Austausch von Tirol gegen Würzburg gutgeheißen.

Am 26. Dezember 1805 wurde zu Preßburg der Friedensvertrag unterzeichnet. Schon vorher waren die Bedingungen in der bayerischen Hauptstadt bekannt und nur mit Unmuth aufgenommen worden. Man hatte hier — so charakterisirt Montgelas den Umschwung der Volksstimmung — bei Beginn des Kriegs das Zusammengehen der Regierung mit Frankreich gebilligt, aber mit ernster Besorgniß der Waffenentscheidung entgegengesehen, man fürchtete eine Wiederkehr der Schrecken einer österreichischen Okkupation. Als aber der Feldzug so unerwartet glücklichen Verlauf nahm, gingen die Wankelmüthigen von einem Extrem zum andern, von banger Furcht zu übermüthigster Hoffnung über. Finis Austriae schien vollendete Thatsache zu sein, und die Erbschaft, darüber war Alles einig, könne nur Bayern zufallen. In den Münchener Bierschänken waren bereits alle Königreiche und Provinzen der österreichischen Monarchie vertheilt worden, als die Nachricht einlief, daß am Bestand Oesterreichs im Ganzen und Großen Nichts geändert, Bayern zwar neuen Zuwachs erhalten, aber auch wichtige Theile des alten Besitzes verlieren werde. Diese Ueber-

raschung ernüchterte zwar die Gemüther, erschütterte aber zugleich den Glauben an den Nutzen der französischen Freundschaft.

Wenn wir auch den übrigen Mittheilungen des oben erwähnten österreichischen Agenten über die Intriguen, die sich in jenen Tagen bei Hofe abspielten, als auf unbeglaubigtem Hörensagen beruhend, geringe Bedeutung beimessen und insbesondere die Behauptung, der Sturm gegen Montgelas sei eigentlich nur an der Trägheit des Ministers gescheitert, lächerlich finden werden, so wird doch durch Montgelas' eigene Angaben festgestellt, daß den Festen, welche prunkvoll das Franko-Bavarische Bündniß feierten, ein heftiger Angriff auf den Minister und dessen Politik voran gegangen war.

Diese feindliche Strömung brachte auch den von Napoleon in Vorschlag gebrachten und von Montgelas begünstigten Plan einer Familienverbindung des pfalz-bayerischen Fürstenhauses mit der neugeschaffenen kaiserlichen Dynastie in Gefahr. Es war ohne Zweifel für Napoleon von hohem Werth, wenn Eugen Beauharnais, der Sohn eines einfachen Vicomte, mit Rücksicht auf die Adoptirung durch den kaiserlichen Stiefvater zum ebenbürtigen Mitglied der ältesten Herrscherfamilie Europa's erhoben ward. Das Projekt wurde dadurch nicht wenig erleichtert, daß der junge Eugen schon zu den berühmtesten Männern des neuen Frankreichs zählte und unbestritten der Beliebteste war. „Eugen war fast noch ein Junge," so schildert ihn im Jahre 1800 die Herzogin von Abrantes, „aber schon ein allerliebster und liebenswürdiger, der Alles zu werden versprach, was er späterhin wurde. Seine Gestalt bot ein vollkommenes Ensemble von Eleganz dar, noch anziehender dadurch, daß sich etwas sehr Seltenes damit vereinigte, Freimuth und Fröhlichkeit. Er konnte lachen wie ein Kind, äußerte jedoch seine Heiterkeit nie auf übermäßige Weise und niemals über Dinge von schlechtem Geschmack. Er war höflich, ohne unterwürfig zu sein, und liebte den Spott, ohne allzu keck zu werden. Er sang entzückend, tanzte wie sein Vater, der nur „Beauharnais, der schöne Tänzer" hieß, spielte vortrefflich Komödie, kurz, er war ein angenehmer, trefflicher Jüngling." Seither hatte sich Eugen in der Schlacht bei Marengo mit Ruhm bedeckt und die wichtigsten diplomatischen und militärischen Aufgaben mit Geschick gelöst: die glänzendste Zukunft stand dem „Bayard de l'empire" offen. Noch während des Feldzugs in Oesterreich hatte Napoleon den Marschall Duroc nach München gesandt, um für seinen Liebling die Hand

der ebenso schönen wie geistvollen Prinzessin Amalia Augusta zu erbitten. „Auf dem Punkt, wo einmal die Dinge angekommen waren," sagt Montgelas, „wäre es schwierig gewesen, die Zustimmung zu verweigern." Der Antrag wurde vorerst freundlich aufgenommen, zugleich aber auch in München eine Karte ausgespielt, auf welche der Kurfürst, getreu der Tradition seiner Vorfahren, den höchsten Werth legte, man verlangte Erhebung Bayerns zum Königreich.

Um der Königskrone willen war einst Max Emanuel zuerst Bundesgenosse, dann General, endlich Pensionär Ludwigs XIV. geworden. Karl Albert wäre bereit gewesen, auf seine Ansprüche an das österreichische Erbe zu verzichten, wenn sein Wunsch, in die Reihe der Souveräne zu treten, erfüllt worden wäre. Der Schimmer einer Krone, wenn auch nicht einer bayerischen, hatte am meisten dazu beigetragen, Karl Theodor den Projekten Kaiser Josephs geneigt zu machen. Jetzt wurde der Plan, Bayern selbst durch Erhebung zum Königreich auf gleiche Rangstufe mit Oesterreich und Preußen zu heben, zur guten Stunde aufgenommen. Die Rücksicht auf die gewünschte Familienverbindung machte Napoleon gefügig, somit wurde Anerkennung dieser Erhöhung von Kaiser Franz verlangt und bewilligt und die darauf bezügliche Erklärung in den 7. Artikel des Preßburger Friedensvertrags aufgenommen. Freilich war ausdrücklich hinzugefügt, der neue König sollte nicht aufhören, der „conféderation germanique" — vom „Reich" war schon nicht mehr die Rede — anzugehören, allein es war vorauszusehen, daß die letzten Reste der Reichsordnung nach so radikaler Umwälzung bald in Trümmer gehen würden. Durch Talleyrand war auch für Württemberg der Königstitel erwirkt worden, worüber man in Bayern höchlich ungehalten war. Der Neid und die Eifersüchtelei der deutschen Staaten untereinander, die besonders deshalb in Selbsterniedrigung vor dem Gebieter wetteiferten und bei jeder Gelegenheit den lieben Nachbar verdächtigten und denunzirten, bilden das häßlichste Blatt in der Geschichte des Rheinbunds. Der österreichische Agent „Mayer" erzählt, in München sei eine Karikatur auf den König von Württemberg mit Wohlgefallen kolportirt worden; darauf war der König als Harlekin vorgestellt, sein Königreich war als Landkarte auf seinen Hosenknopf gezeichnet, den er mit aller Anstrengung zu erblicken suchte. „Ich bin doch ein großer Mann," ruft er aus, „ich kann

mein Königreich nicht übersehen!" was ihm in Wahrheit durch den ungeheuren Umfang seines Unterleibs unmöglich gemacht war.

Um gegenüber der Erhöhung Württembergs einen gewissen Vorrang zu behaupten und der neuen Würde historischen Nimbus zu verleihen, wurde offiziell von „Wiederherstellung des bayrischen Königthums" gesprochen. Montgelas erwähnt es mit lakonischer Kürze. „Man ging von der Vorstellung aus, daß Bayern ehedem ein Königreich war und das neue Ereigniß nur dasjenige wiederbrachte, was frühere Vorgänge geraubt hatten." Offiziöse Federn aber erinnerten eindringlich an „König" Garibald, den ersten bekannten Agilolfinger, und an „König" Arnulf, den ersten bayrischen Regenten aus dem Schyren-Hause. Bezüglich des Letztgenannten ist heute nachgewiesen, daß er sich nie den Königstitel beigelegt hat und die entgegengesetzte Annahme nur auf irrthümliche Erklärung einer Urkunde begründet war. Garibald wird zwar von Paul Warnefried „König" genannt, allein der Langobarde schrieb erst zwei Jahrhunderte später, so daß sein Zeugniß, wenn es auch keineswegs werthlos, immerhin nicht jeden Zweifel ausschließt. Mit besserem Recht hätte man darauf hinweisen können, daß Bayern als Kern des ostfränkischen Reiches unter den letzten deutschen Karolingern von allen Chronisten, sowie in Urkunden „Königreich" genannt wird, und überhaupt auf die Thatsache, daß von allen deutschen Stämmen nur noch der bayrische auf dem nämlichen Boden, wo er vor mehr denn tausend Jahren zuerst festen Fuß gefaßt hatte, einem noch immer lebenskräftigen Staat den Namen gab.

Es wäre ungerecht, wollte man behaupten, die Schöpfung des neuen Königreichs sei nur der Lohn für die Einwilligung zur Heirat Eugens gewesen, denn auch die Allianz der bayrischen Regierung mit Frankreich, wodurch erst Württemberg und Baden auf die nämliche Bahn gezogen wurden, hatte zum Gelingen des Feldzugs von 1805 wesentlich beigetragen, und die bayrischen Truppen hatten bei Lofer und Iglau gute Dienste geleistet. Immerhin legte Napoleon gerade auf jene Heirat besondres Gewicht: es begreift sich also leicht, daß der Leiter der bayerischen Politik, Montgelas, in lebhafte Aufregung gerieth, als das Projekt plötzlich auf Hindernisse stieß. Gerade hier sollte der Hebel angesetzt werden, um das Ministerium zu stürzen. Montgelas selbst hält den ehrgeizigen Baron Gravenreuth für den Urheber jener Umtriebe, welche schein-

bar nur eine Fernhaltung der „Mesalliance" von der königlichen Familie bezweckten, in Wirklichkeit aber einen Wechsel des „Systems" herbeiführen sollten. Jedenfalls hatten aber die Gegner des Ministeriums ihre Widerstandskraft überschätzt. „Einige Flüche Napoleons, womit bekanntlich dieser Herrscher nicht sparsam umging, genügten, um solche Possen zu vereiteln." Der Minister bedauert nur, daß in Folge jener Zetteleien der rechte Augenblick versäumt wurde, um noch einen werthvolleren Lohn für den Ehekontrakt zu erlangen. Als der Hof auch nach Abschluß des Preßburger Friedens noch keine Miene machte, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, brach über dem Haupt des bayrischen Bevollmächtigten das Ungewitter los. Seine Geduld sei zu Ende, rief der Kaiser, er werde die Prinzessin einfach durch die in Bayern kantonnirenden italienischen Truppen aufheben und über die Grenze bringen lassen. Wie brutal diese alsbald in München bekannt gewordene Drohung die Betheiligten berühren mochte, ihr Zweck wurde erreicht, denn es war für Jedermann klar geworden, daß es gegen den Willen eines Napoleon keinen Widerspruch gebe.

Die letzten Bedenken mag die Liebenswürdigkeit der Kaiserin Josephine, welche am 5. Dezember selbst nach München kam, besiegt haben. Am 27. Dezember wurde die Verlobung der Prinzessin Auguste mit Prinz Eugen offiziell bekannt gegeben. Der Vierundzwanzigjährige wurde zum Vizekönig von Italien ernannt, und da die für einander bestimmten Gatten wechselseitig die herzlichste Neigung faßten, konnte die Verbindung als glückliches und glorreiches Ereigniß gefeiert werden.

Der Hochzeit wollte Napoleon selbst beiwohnen. In der Nacht vom 30. Dezember traf er zum zweiten Mal in München ein. Während er als Gast in der Residenz verweilte, erfolgte die Proklamation des Kurfürsten zum König. Am 1. Januar 1806 durchritt ein in die Landesfarben gekleideter, von einer Abtheilung Bürgerkavallerie eskortirter Herold die Straßen der Stadt und verlas das vom Ministerium entworfene Schriftstück: „Durch die unerschütterliche Treue Unserer Unterthanen und die vorzüglich bewiesene Anhänglichkeit der Bayern an Fürst und Vaterland hat der bayerische Staat sich zu seiner ursprünglichen Würde emporgehoben. Wir haben Uns daher entschlossen, zur Begründung der Unabhängigkeit der Uns von der Vorsehung anvertrauten Nation, den dem vormaligen Beherrscher derselben ange-

stammten Titel eines Königs von Bayern anzunehmen und diesen Entschluß feierlich heute in Unserer Residenzstadt bekannt zu machen.“

Glänzenderes Gepränge hatte die Münchener Residenz noch nie gesehen als am Morgen dieses Neujahrtages. Zum Hochamt in der Hofkapelle erschienen nicht bloß die bayerischen Majestäten, sondern auch Napoleon und seine Gemahlin Josephine mit großem Gefolge, darunter Prinz und Prinzessin Murat, die berühmtesten Marschälle des Kaiserreichs und die aus Italien zur Begrüßung des Vizekönigs nach München gekommenen Deputirten. Nach dem Gottesdienst versammelten sich die höchsten Beamten des neuen Königreichs, um zum Erstenmal nach königlichem Zeremoniell dem Landesherrn zu huldigen, da öffneten sich die Flügelthüren, Max Joseph trat mit der gewohnten schlichten Freundlichkeit in den Saal und sagte: „Macht nicht so viel Geschichten. Ich wünsche Euch Allen ein gutes neues Jahr. Wir bleiben die Alten!“

Aus den Aufzeichnungen des Ministers geht hervor, welche Mühe man sich gab, den Kronprinzen mit der neuen Gestaltung der Dinge zu befreunden. Ludwig, damals neunzehn Jahre alt, hatte von vornherein aus seiner Abneigung gegen das Franko-Bavarenthum kein Hehl gemacht. Er hielt noch immer am Projekt einer Vermählung mit der russischen Großfürstin Katharina fest und war gleich seiner Stiefmutter ein offener Gegner des „Systems Montgelas“. Der Minister hatte deßhalb den Monarchen gebeten, er möge sich bei der Reise in Napoleons Hauptquartier von seinem Sohne begleiten lassen, und die kluge Berechnung war nicht getäuscht worden, der große Schlachtenmeister imponirte dem für alles Große und Eigenartige empfänglichen Prinzen, sodaß der Minister mit der Stimmung des Thronfolgers nach der Heimkehr sehr zufrieden war. Auch Napoleon ließ sich während seines Aufenthalts in München ernstlich angelegen sein, den Sohn seines Bundesgenossen für sich zu gewinnen. Nachdem er, wie erwähnt, dem Hochamt in der Hofkapelle beigewohnt hatte, lud er den Kronprinzen zu sich zum Frühstück. Hier überreichte er ihm den Groß-Cordon der Ehrenlegion und schenkte ihm den Degen, den er selbst in der Schlacht von Austerlitz getragen hatte. „Mein Sohn“, soll er dabei nach Clerembault's Aufzeichnungen gesagt haben, „dieser Degen, den ich Ihnen zum Geschenk anbiete, hat keinen Werth, aber ich habe ihn in der furchtbaren Schlacht bei Austerlitz

getragen; behalten Sie ihn, um damit Ihre Rechte zu vertheidigen, und ich wünsche, daß er Ihnen immer Glück bringen möge."

Nachmittags ritt der Kaiser in Begleitung des Kronprinzen in den englischen Garten. Gegen Abend gelangten sie zur Isarbrücke. Hier war eine mächtige Triumphpforte errichtet. Auf ein vom Prinzen gegebenes Zeichen begannen alle Glocken zu läuten, die auf dem Gasteigberg stehenden Geschütze wurden gelöst, die Straßen, durch welche der Kaiser heimzureiten hatte, waren festlich beleuchtet. Auf die Frage, was dies Alles zu bedeuten habe, antwortete der Prinz, es sei eine Nachfeier der Ankunft des Kaisers, da der hohe Gast unerwartet in später Nachtstunde eingetroffen sei.

Um 6 Uhr Abends war Cercle in den Gemächern der Königin, um 7 Uhr Hofconcert in der grünen Galerie, wobei sich auch Napoleon und Josephine einfanden. Bei allen Festlichkeiten konnten sich die Zuschauer überzeugen, daß das kaiserliche Paar sich auf's Zärtlichste an die neuen Verwandten anschloß. Bei Napoleon sicherlich nur ein wohlberechnetes Schauspiel! Er wolle noch einige Zeit in München bleiben, schrieb er damals an den Senat, da es ihm süße Erholung gewähre, sich den Pflichten eines Familienvaters zu widmen, nachdem er bisher unaufhörlich den Pflichten eines Soldaten obgelegen. Napoleon als zärtlicher Familienvater! Das war etwas Neues, das mußte auf den Pariser Bourgeois und seine bessere Hälfte, bei welchen die Kriegsthaten des Gebieters nur getheilte Empfindungen hervorriefen, günstigen Eindruck machen!

Solange Napoleon in München weilte, folgte Fest auf Fest. Der 2. Jänner brachte eine militärische Feier. Die Bürgerwehr zu Fuß und zu Pferd rückte mit klingendem Spiel aus, um im Triumph die 30 bayerischen Kanonen und 21 Fahnen einzuholen, welche die Oesterreicher ehedem in Bayern erbeutet hatten, jetzt aber aus dem Wiener Zeughaus zurückgeholt worden waren. Im Dom zu U. L. Frau wurde Tedeum gesungen, wieder ertönten Glockengeläute und Kanonensalven, und in langen Reihen tafelte das Volk auf allen Plätzen der Stadt. In den nächsten Tagen kamen eroberte österreichische Kanonen nach München. Abwechselnd mußten französische und bayerische Truppen vor dem Kaiser Revue passieren. Im Schauspielhaus führte eine Pariser Truppe die beliebtesten französischen Komödien dem Münchener Publikum vor.

Wo immer sich der Kaiser zeigte, wurde der „Wiederhersteller des bayrischen Königthums", wie ihn die Münchener Staatszeitung nennt, mit unermeßlichem Jubel begrüßt.

Man gefiel sich in der Idee der uralten Verwandtschaft mit den Nachkommen des Vercingetorix, und auch die Vermählung der bayerischen Prinzessin mit dem Thronerben von Italien gab Anlaß zu allerlei geschichtlichen Rückblicken und Vergleichen. Während einst die Vermählung Theodolindens mit Autharis, dem Beherrscher Italiens, den Groll des Frankenkönigs geweckt und die Flamme unheilvollen Kriegs entzündet habe, sei jetzt durch die Verbindung einer bayerischen Königstochter mit dem Regenten Italiens der Bund Bayerns mit Frankreich noch fester und inniger geworden. Man wies darauf hin, daß gerade derjenige Monarch, der in Thaten und Entwürfen mit Karl dem Großen wetteiferte, das Unrecht, das jener Franke an Tassilo und Bayern verübt hatte, wieder vergüten wolle. „Sequanum et Eridanum Isarae jungunt regales nuptiae" (Durch Hochzeit im Königshause ist jetzt mit Seine und Po die Isar verbunden) war gelegentlich der Hochzeit Eugens am Gebäude der Akademie der Wissenschaften zu lesen. Und ein deutscher Gelehrter veröffentlichte in der Münchener Staatszeitung das servile Anagramm: Ὦ πᾶν λέον (O Du ganz Löwe!) Ἐν ὅλῳ πᾶν (Du Alles im Weltall), Ὦ πᾶν ἕλων (Du, der Alles sich unterthan macht)!

Die letzten Aufgaben der Politik, welche Frankreich seit Richelieu's Tagen gegenüber dem deutschen Reich verfolgt hatte, schienen der Lösung nahe zu sein. Der Preßburger Frieden hatte scheinbar an der Existenz des Reichs nicht gerüttelt; bald zeigte sich aber, daß es in seinen Grundvesten erschüttert sei. „Indessen werde ich den Theil von Deutschland, der mich interessirt, geordnet haben", schrieb Napoleon am 31. Mai 1806 an Talleyrand, „es wird keinen Reichstag mehr zu Regensburg geben, denn Regensburg wird zu Bayern geschlagen werden; es wird kein deutsches Reich mehr geben, und dabei werden wir es bewenden lassen." Am 1. August ließ Napoleon durch seinen Gesandten Bacher in Regensburg erklären, er erkenne kein deutsches Reich mehr an, und gleichzeitig sagten sich der König von Bayern und fünfzehn andere deutsche Fürsten vom Reiche los, „um dadurch den inneren und äußeren Frieden Süddeutschlands zu sichern, für welchen, wie die Erfahrung schon lange und auch neuerdings gezeigt, die deutsche Reichsverfassung keinerlei

Bürgschaft mehr biete", und vereinigten sich zum Rheinbund unter dem Protektorat desjenigen Monarchen, „dessen Absichten sich stets in Uebereinstimmung mit dem wahren Interesse Deutschlands befunden haben."

Wie aber dieser Schutzherr von seinen neuen Pflichten dachte, zeigte sich deutlich, — in Metternich's Memoiren wird die Episode erzählt — als der Fürstprimas Freiherr von Dalberg mit andren deutschen Fürsten nach St. Cloud kam, um Napoleon zu den neuen Siegen über Preußen zu beglückwünschen. Als Dalberg von deutschem Vaterland und deutscher Bestimmung zu sprechen begann, unterbrach ihn der Kaiser barsch, er möge von solchen „Albernheiten" endlich schweigen. Dies hielt aber den würdigen deutschen Reichsfürsten nicht ab, den Kopf Napoleons als Sonne, welche auf das Weltall ihre erwärmenden Strahlen wirft, malen zu lassen und dem Gemälde in seinem Schlafzimmer einen Platz anzuweisen.

Doch auch in den Rheinbundstaaten beugten sich nicht Alle vor dem übermächtigen Sieger. Die Hoffnung, daß sich Kronprinz Ludwig mit den Ansichten und Absichten des väterlichen Regiments befreunden werde, schlug fehl. Napoleon hatte ihn nach Paris eingeladen, und noch im Januar 1806 reiste der Prinz dahin ab. Allein die Eindrücke, welche er in unmittelbarer Nähe des Kaiserthrones in sich aufnahm, waren ganz andre, als die Vertreter der Rheinbundpolitik erwartet hatten. Montgelas selbst räumt dies unumwunden ein. Der Prinz, erzählt Montgelas, habe nach der Heimkehr zwar mit Enthusiasmus von den in der Welthauptstadt aufgehäuften Kunstschätzen gesprochen, aber nur mit Mißachtung und Widerwillen von dem Alles brutalisirenden Tyrannen, der das deutsche Wesen ausrotten wolle, wie er das deutsche Reich zerschmettert habe. Die Thatsache, daß sich an der deutsch-patriotischen Gesinnung des Thronfolgers alle Jene aufrichteten, welche die nationale Sache nicht verloren geben wollten, wird auch dadurch nicht erschüttert, daß man im Pariser Archiv ein paar schmeichelhafte Dankschreiben an den Protektor des Rheinbunds aufgespürt hat. Weit schwerer wiegt das Wort, das der Prinz damals im Hause des Ministers sprach: „Nur der Mann ist groß, der für sein Vaterland wirkt. So wirkte Preußens großer Friedrich, Bonaparte nur für den eigenen Ehrgeiz!"

Und wie der hochherzige Thronfolger, so dachten, fürchteten, hofften Viele auch im deutschen Süden. Gerade in jenen Tagen,

da sich das deutsche Verhängniß zu erfüllen schien, da bayrische Krieger an Oder und Niemen gegen preußische fochten, schrieb der Präsident der Münchner Akademie, Jakobi, an einen Freund: „Sterben wir auch ab als ein thatenloses, hilfloses Volk, — ich sehe doch, es gibt eine Menge echt deutscher Gemüther; die werden den Samen der Freiheit gewiß unvertilgbar weiter tragen, und so wird ein neues Geschlecht deutscher Art entstehen und weiter blühen. Deutschland geht nicht unter!“

Gluck und Piccini.

Am 5. September 1777 war schon frühmorgens in der Rue des Fossoyeurs großes Gedränge. Ein kleines, elegantes Haus, das die Primadonna der Pariser Oper, Mlle. Rosalie Levasseur, bewohnte, — wie die böse Welt versicherte, auf Kosten des Herrn Grafen Mercy-Argenteau, Botschafters Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia, — war förmlich belagert von einem Schwarm Neugieriger: Alle wollten den Ritter Gluck sehen, wenn er das Haus verließe, um in's Palais Royal zu fahren. Sollte doch heute die Generalprobe der schon vor der Aufführung vielgepriesenen und vielverlästerten Oper „Armida" vor sich gehen! Einige Kühnere versuchten, in die Hausflur einzudringen, allein der Thürhüter wies sie zurück mit einem barschen: „Der Herr Ritter ist für Niemand zu Hause!" Verehrer des Meisters bildeten die Mehrheit, allein auch Feinde und Neider hatten sich eingefunden, um den „Musicien tudesque" von Angesicht kennen zu lernen. Ihre spöttischen Zurufe vermischten sich mit den Scheltworten der vom Hauswart Zurückgewiesenen, — da ward es plötzlich still: Der Meister trat aus dem Hause.

Gluck zählte damals 63 Jahre. Er war von ziemlich hoher Gestalt, ein schöner, stattlicher Greis, das heißt, nicht von der Art, daß seine Erscheinung Frauen den Ausruf entlockt hätte: „Das muß ein schöner Mann gewesen sein!" allein ihm blitzte der Genius aus den klaren Augen, so daß der Denkende unwillkürlich voll Ehrfurcht ausrief: „Ein herrlicher Kopf!"

Gluck war begleitet von seiner Gattin, einer bejahrten Dame von sanften, einnehmenden Gesichtszügen, und einem jungen Mann von schlankem Wuchs, Mehul. Die an Schwärmerei grenzende

Bewunderung, die dieser Jüngling dem Schöpfer des Orpheus und der Alceste entgegentrug, hatte den lange Widerstrebenden endlich besiegt: Mehul wurde als Schüler angenommen, wenn sich auch freilich der Unterricht fast nur auf Gespräche über Stil und Schönheit in der Musik beschränkte.

Langsam nur konnten sich die Drei Bahn brechen, um zum Wagen zu gelangen.

Ehrfurchtsvoll traten die Einen zur Seite und begrüßten freudig den Meister, der ihnen als der erste Tonkünstler der Gegenwart galt, während Andere mit mürrischer Miene oder höhnischem Lächeln auf den „böhmischen Propheten" blickten.

Auch vor dem Opernhaus, ja selbst in den Foyers drängte sich eine neugierige Menge, denn sogar die in „Armida" nicht beschäftigten Herren und Damen von Oper und Ballet hatte die Neugierde in's Theater getrieben.

Am lebhaftesten ging es auf der Bühne zu.

Hier schwirrte und kreiselte und trillerte es unaufhörlich, und wer nicht selbst sprang oder sang oder deklamirte, blickte lachend in das bunte Treiben und zischelte witzige oder auch nur boshafte Aeußerungen dem Nachbarn in's Ohr.

Eine Dame von junonischer Erscheinung hatte um sich einen dichten Kreis lauschender und lachender Kollegen versammelt. Es war die berühmte „Aspasia der Pariser Oper", Sophie Arnould, die vor drei Jahren als Iphigenie so glorreichen Sieg errungen hatte und noch immer Gluck's Fahne hochhielt, obwohl die Titelrolle der neuen Oper — der Herr Botschafter aus Wien, Gluck's Landsmann und Mäcen, konnte ja gewisse Rücksichten beanspruchen — der jüngeren Collegin, der Levasseur, anvertraut worden war. Schallendes Gelächter begleitete eine Erzählung, welche soeben die Sängerin zum Besten gab. Einer der heftigsten Gegner Gluck's hatte an den Fürsten von Andora die Bitte gerichtet, er möge ihm die Partitur derjenigen Oper senden, die sich zur Zeit in Italien des höchsten Ruhmes erfreue, und der Fürst schickte: Gluck's Orpheus! Neugierig hatte sich inzwischen ein tadellos gekleideter Elegant dem fröhlichen Schwarm genähert, wollte aber, als er die ob ihrer Zungenfertigkeit gefürchtete Sängerin erblickte, möglichst unbemerkt den Rückzug antreten, doch schon war Sophie seiner gewahr geworden und rief ihm zu: „Wie steht's, mein lieber Freund Marmontel, wollen wir uns denn gar nicht mit der deutschen

Musik aussöhnen? Ist unser Herz noch immer von Ingrimm und Trauer zerrissen?" „O ganz und gar nicht," antwortete der Dichterling, „der Herr Ritter von Gluck wird sich nie rühmen können, mir das Herz zerrissen zu haben, es ist mit den Ohren schon genug!" „Oh, welch großes Glück für Sie," rief Sophie, „besonders wenn er auf sich nimmt, Ihnen andere zu verschaffen!" Weithin lachte Alles über den unfeinen Witz, Marmontel wollte eben gereizt erwidern, aber das Wort erstarb unter Bücklingen, denn sein vornehmer Gönner, Graf Caraccioli, der neapolitanische Gesandte, trat mit der Frage: „Wollen Sie denn auch die neue Höllenkomödie anhören?" an ihn heran und zog ihn mit sich auf die rechte Seite des Parquets, wo sich die Anhänger Piccini's bei Proben und Aufführungen zu sammeln pflegten. „Der Herr Hofdichter und Hofhistoriograph ist ja schon von der väterlichen Werkstatt her an die Hölle gewöhnt!" spottete die unerbittliche Sophie den Abgehenden nach. „Ah, unsre tugendhafte Guimard!" wandte sie sich dann wieder rasch an eine über die Bühne eilende Tänzerin, „was macht P. Seraphine bei St. Madelaine? Mein Gott, wenn sich das gute Kind durch frommes Gebet doch einen Zuwachs von drei Pfund Fleisch erwirken könnte! Wenn sie im zweiten Akt das Trio mit Vestris und Dauberval tanzt, sieht es justament so aus, als ob sich zwei Hündlein um einen Knochen stritten!" Wieder erscholl helles Lachen, immer mehr Neugierige sammelten sich um die Spötterin, — da brach sich mit geschäftiger Miene, eine große Musikalienrolle unter dem Arm, ein zwergenhaftes Männchen Bahn. „Ich bitte, Madmoiselle, geben Sie uns die Bühne frei; Sie sehen ja doch, Alles ist auf der Bühne, Niemand im Saal!" „Wahrhaftig, Mr. Gossec," erwiderte Sophie, „es ist gerade so, als ob heute ‚Sabinus' aufgeführt würde!" Zornig kehrte ihr Gossec den Rücken, denn die Erwähnung seines verunglückten Werkes hatte ihm die Lust benommen, das Gespräch fortzusetzen. Er wandte sich also zum Orchester: „Nun, Herr Kapellmeister, wir warten auf Sie!" „Aber wir, Herr Chordirector, haben nicht auf Sie, sondern auf den Ritter Gluck gewartet!" entgegnete Francoeur, „dort tritt er eben ein!" Wie auf einen Schlag verstummte alles Lachen und Plaudern. Freundlich grüßend trat Gluck in's Orchester, schüttelte einigen Musikern die Hände, bedeckte sein Haupt mit einer leichten, schwarzseidenen Mütze und ließ sich dann schweigend neben

dem Kapellmeister nieder. Der Vorhang ging herunter, die Ouverture begann.

Was uns heute fast zu schwach und wirkungslos erscheint, war für jene Zeit schon eine unerhörte Ueberfülle. Als die Posaunen, überhaupt erst durch Gluck in die Pariser Oper eingeführt, einige dumpfe Accorde ertönen ließen, um das Erscheinen finsterer Dämonen anzudeuten, wurde auf der rechten Seite des Parterre unwilliges Murren laut. Besorgt blickte Madame Gluck auf den Gatten. Der Meister blieb ruhig.

Nun ging der Vorhang in die Höhe. Im Straßencostüm traten die Sänger und Sängerinen auf die Scene, sangen zwar mit voller Stimme, markirten aber das Spiel nur mit einigen Bewegungen. Als Mlle. Levasseur auftrat, ging ein leises Kichern durch's Parterre. „Der Trotzkopf", flüsterte die Arnould, die in Gluck's Nähe Platz genommen hatte, „er gleicht Tasso's Ideal, wie eine Nürnberger Puppe unsrer Königin!" Gluck lächelte; auch seiner Vorstellung entsprach diese „Armida" nicht. Er wagte sich freilich selbst nicht zu gestehen, welch hohe Erscheinung seiner Phantasie vorgeschwebt hatte, allein der schelmischen „Leonore Sanvitale" des Versailler Hofes war dies nicht entgangen. „Gluck componirte" so erzählt die Prinzessin von Lamballe in ihren Memoiren, „die Armida, um die Schönheit der Königin auf schmeichelhafte Weise zu feiern . . . Eines Tages, als er nach der Probe eines Stückes, worüber er soeben das Urtheil Ihrer Majestät eingeholt hatte, von Marie Antoinette fortging, folgte ich ihm, um ihm zum wachsenden Erfolg seiner Armida Glück zu wünschen. „O meine liebe Prinzessin", rief er aus, „es mangelt ihr nichts weiter, um in den siebenten Himmel erhoben zu werden, als zwei so herrliche Erscheinungen wie Ihre Majestät und Sie!" „Wenn weiter nichts fehlt," antwortete ich, „so werden wir uns für Sie malen lassen, Herr Gluck!" „Nein, nein, Sie verstehen mich nicht, ich meine die wirklichen Erscheinungen; meine Darstellerinen sind nichts weniger als hübsch, und Armida sowohl wie ihre Vertraute sollen reizende Gebilde des Himmels sein!" —

„Ah, sieh da!" flüsterte jetzt Sophie, als eben ein ärmlich gekleidetes, hageres Mädchen als Melissa auftrat, „der neueste Fündling, Madame Ersatz!" „Sie haben ganz recht", sagte Gluck, sich zur Sängerin umwendend, „sie wird ganz sicher dereinst ein trefflicher Ersatz sein!" — Eine Verheißung, die sich bald erfüllte:

Cecile Clavel, später Madame Saint-Huberti, wurde binnen wenigen Jahren die kräftigste Stütze der Oper. Die Königin nahm sich der jungen Sängerin liebevoll an; auf ihr Geheiß wurde sie durch Sacchini ausgebildet, durch Gluck selbst mit dem dramatischen Stil vertraut gemacht. Trotz ihres wenig einnehmenden Aeußern errang sie bald als Armida die großartigsten Erfolge. —

Die Probe nahm ziemlich ruhigen Verlauf, nur selten unterbrach Gluck, der Alles mit Aug und Ohr beherrschte, den Gesang der Sänger oder wetterte auf einen armen, zu spät nachhinkenden Paukenschläger los. Unter den Darstellenden ragte um Hauptes-länge der berühmte Larrivée in der kleinen Rolle des dänischen Ritters hervor. Von den Künstlern der Oper hatte sich Larrivée am Entschiedensten an Gluck angeschlossen und einen seltenen Beweis von Uneigennützigkeit dadurch gegeben, daß er den an sich unbedeutenden Part in der neuen Oper ohne Widerrede übernahm. „Ich weiß wohl," hatte Gluck gesagt, „was ich damit einem Sänger von Ihrem Rufe zumuthe, aber ein einziger Vers, den Sie zu singen haben: ‚Unser General ruft dich zu sich!‘ wird Sie entschädigen!" Und wirklich ging, als dieser Ruf ertönte, ein Beifallsmurmeln durch die Reihen der Zuhörer, und Gluck nickte mit leuchtenden Augen dem Sänger zu, der am Besten des Meisters hohes Ziel begriff: Einfach und natürlich zu bleiben und doch nach der höchsten Kraft des Ausdrucks zu ringen. Vollends nach dem Duett zwischen Rinald und Armida im letzten Akt brach ein Sturm des Beifalls auf der linken Seite des Hauses los. Abbé Arnaud, der „Hohepriester der Gluckisten", wie er von den Widersachern höhnisch genannt wurde, gab, begeistert sich erhebend, gleichsam das Zeichen, darauf begannen die Hofherren lebhaften Beifall zu spenden, und ebenso wurden in den letzten Scenen der Oper unaufhörlich Bewunderung und Entzücken kundgegeben. Nach den letzten Akkorden donnerte der Ruf: Gluck! durch die Räume, spärliche Aeußerungen des Mißfallens gingen unter im freudigen Jubel. Alles drängte sich an den Meister heran, die stolzesten Cavaliere schätzten sich glücklich, ihm Ueberrock, Perrücke und Stock überreichen zu dürfen, aber Gluck hörte nur zerstreut auf die Komplimente, womit er von allen Seiten überschüttet ward. Da fühlte er sich plötzlich an der Hand ergriffen: es war Mehul, der ihm ebenfalls seinen Glückwunsch darbringen wollte, aber die Stimme, durch Rührung erstickt, versagte ihm, er konnte nur stammeln:

„Mein theurer Lehrer!“ und heiße Thränen ergossen sich auf die Hand des großen Mannes. Die Falten auf Gluck's Stirn glätteten, die Augen belebten sich, ein Lichtstrom von Freude verjüngte sein Antlitz. Gerührt zog er den Jüngling an's Herz: „Dank, lieber Sohn, ich bin ebenso zufrieden mit dir, wie du mit mir. Die Liebe der Guten ist der Lohn redlichen Strebens! Laß uns gemeinsam nach dem Schönen, nach dem Wahren ringen!“ Und erhobenen Hauptes schritt der Meister, von seiner still weinenden Gattin und seinem Schüler begleitet, aus der Halle, weder auf den begeisterten Zuruf achtend, noch auf die schrillen Zischlaute, womit er von den auf der Straße stehenden Gruppen empfangen wurde. Allmälig verlief sich die Menge, aber in den Salons und Kafé's, wo damals die öffentliche Meinung „gemacht“ wurde, setzte sich der Streit fort, wieder und immer wieder hörte man die Namen: Gluck, Piccini! —

„Große Philosophen haben behauptet, daß die Wahrheit niemals für unsre Welt sich eigne, weil sie bisher für die Menschheit nur Klagen, Haß und Zwietracht mit sich brachte; mit besserem Recht könnte man die Behauptung aufstellen, daß sich die Musik nicht für Frankreich eigne, weil in dieser Kunst bisher nicht der geringste Fortschritt gemacht wurde, ohne daß sich dagegen die erbittertsten Ränke und die lächerlichsten Angriffe erhoben hätten.“ So schrieb Baron Grimm nach der Aufführung der Iphigenie in Aulis, der nämliche Schöngeist, der sich später zu Gluck's Feinden schlug und nur die „allein seligmachende italienische Melodik“ gelten lassen wollte.

Die Ankunft des deutschen Meisters in Paris im Spätsommer 1773 hatte sofort schwere Kämpfe heraufbeschworen. Nicht als Apostel eines neuen Evangeliums kam er hierher; es war ebenso unrichtig, wenn ihn enthusiastische Anhänger als den „eigentlichen Schöpfer der lyrischen Tragödie“, als ersten Repräsentanten der „Naturkunst“ priesen, als wenn ihn seine Gegner den „blinden Umsturzmann“ nannten, der, nur um seiner Eitelkeit zu fröhnen, die heiligsten Gesetze der Kunst verachten lehre. Gluck war ja selbst in italienischer Schule gebildet und benutzte ihre Elemente als Bausteine, um nach seinen Ideen die Oper umzuformen. Denn die Tonkunst des falschen Flitterstaats zu entkleiden, betrachtete er von vorne herein als erstes Gebot. Nun kam er nach Frankreich, wo sich

schon seit Lulli eine neue Art theatralischer Aufführung entwickelt hatte, die zur italienischen Concertoper mit ihrer Eintheilung in Arien, Duette und Chöre einen scharf ausgeprägten Gegensatz bildete. Es war dies die sogenannte Tragédie mise en musique, eine scenische Handlung, deren Textworte ohne musikalische Anordnung durchcomponirt waren und in welcher fortlaufende Recitative und ein fortwährender Taktwechsel keinen Rythmus aufkommen ließen, nicht viel mehr als ein eintöniger, psalmodischer Gesang ohne symmetrische Gliederung. Auf dieser Grundlage baute nun Gluck weiter, so daß er nicht mit Unrecht als Vollender der französisch-nationalen Oper gefeiert wurde. Es kam aber neben französischem und italienischem auch noch ein drittes Element hinzu, das deutsche, das eigentlich Gluck erst zu dem machte, was er wurde; sein deutsches Gemüth, die Liebe zu schlichter Wahrheit, natürlicher Wärme und Begeisterung brachte er nach Paris mit, und dadurch kam Farbe, Leben in seine Musik. Wie einfache Mittel gebraucht er und welche Mannigfaltigkeit lebt und webt in seinen Tongebilden! Ernst und feierlich wie ein wunderthätiger Magus schritt er aus dem beschränkten Kreis, in den bislang die Kunst gebannt war, heraus; er war eine großartige Natur, und groß war auch seine Gestaltungsweise, sein Stil. Völlig klar „des rechten Weges sich bewußt", steuerte er auf das Ziel los, das heute noch in den besten Kunstbestrebungen der Gegenwart fortlebt: Wahrhaftigkeit war der eigentliche Lebenstrieb der Gluck'schen Schöpfung. In diesem Zeichen nur wollte er siegen und mit der Wahrheit Waffen erstritt er auch der Schönheit goldenen Gürtel. Von ihm, wie von keinem andern Meister der Töne gilt Schiller's Wort:

„Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Und hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle!"

Wenn schon jede Ueberraschung die Urtheilskraft in ihrer ruhigen Unbefangenheit stört, um wie viel mehr ist dies der Fall, wenn das Unerwartete zugleich ein Ungewöhnliches ist!

Nur Wenige konnten und wollten sogleich die Berechtigung der Gluck'schen Prinzipien anerkennen. Man hielt es für Leicht-

fertigkeit oder gar für Hochverrath, das System zu verwerfen, mit dem man so schöne Erfolge erzielt habe; viele beklagten sich wohl auch nur deßhalb über die aufregenden Neuerungen, weil sie nun nicht mehr bei offener Scene behaglich schlummern konnten, weil ihnen angesonnen wurde, aufmerksam zu bleiben. Diese ihren Lulli und Rameau Getreuen betonten mit Vorliebe den patriotischen Standpunkt und erklärten es für eine Schmach, daß sich Pariser von einem aus den böhmischen Wäldern kommenden Musiker belehren lassen sollten. Andre hinwieder, „le parti ultramontain“, konnten zwar dem „neuen Orpheus“ die Anerkennung nicht versagen, daß er so tief wie nur irgend einer der italienischen Meister in die Geheimnisse der Harmonie eingedrungen sei, wollten aber Gluck's Melodie nicht gelten lassen. Man gebrauchte dafür in diesem Lager abwechselnd die Schlagworte „dunkel“, „einförmig“, „schwerfällig“, „bizarr“, man tadelte an der Musik „ce qu'on appelle en Italie le coup de pied du cheval.“

Allein je öfter Iphigenie über die Bretter schritt, desto einsylbiger wurden die Tadler, desto williger überließen sich Unbefangene dem Reiz keuscher Wahrhaftigkeit. Sie sahen ein, daß die Neuerung nicht als frivoler Angriff auf altehrwürdige Tradition, sondern als Fortschritt aufzufassen sei; sie wurden gerechter, indem sie vor dem Recht des schöpferischen Genius sich beugten.

In weiteren Kreisen wurde besseres Verständniß für die neuen Errungenschaften durch geistvolle Kritiker vermittelt; vor Allen regten Abbé Arnaud und der elegante Publicist Suard lebhaftere Theilnahme an und leiteten den Geschmack des Publikums. Gluck genoß fast in ungestörtem Frieden die Ehre, als erste, ja fast als einzige Autorität das Theater und die Concerte der musikalischen Akademie zu beherrschen. Es fehlte zwar nicht an Intriguen, — wann und wo hätte es ein Theater ohne Egoisten und Ränkeschmiede gegeben? — allein sie schlugen sammt und sonders fehl und dienten nur zum Beweise, wie hoch und wie fest begründet das Ansehen des deutschen Meisters stehe.

So siegreichen Erfolg dankte er aber nicht ausschließlich seinem Genie und der Thätigkeit befreundeter Schriftsteller: er war von einer erhabenen Bundesgenossin treu beschützt, der Königin.

Jetzt erst nach einem Jahrhundert bricht sich allmälig die Einsicht Bahn, wie segensreich die Pflege der Kunst durch Marie

Antoinette auf die Culturentwicklung der gebildeten Nationen einwirkte. Denn nicht Gluck allein erfreute sich ihres Schutzes, es giebt keine wichtige Episode in der Musikgeschichte jener Tage, welche nicht durch Erinnerung an Theilnahme der Königin Frankreichs verklärt wäre. Und wie sonnenhaft machte sich dieser Einfluß geltend! Zwar war sie für Gluck die kräftigste Stütze, aber sie trat auch gegen Piccini nicht feindselig auf und hatte auch für ihn ein herzerhebendes Lächeln. Sacchini, Salieri, kurz, alle Musiker von Bedeutung dankten ihr Stellung und Anregung, und keiner der Erbitterten, welche der Streit der Richtungen entzweit hatte, konnte leugnen, daß die Königin, von echter Liebe zur Kunst beseelt, dem Guten und Edlen in jeder Gattung den gebührenden Antheil von Achtung zuwog. Aber wie wurde ihr solches Wirken und Streben belohnt! Man lästerte sie, weil sie ihre königliche Stellung verkenne, sogar loyale Patrioten verdachten ihr, daß sie selbst herabsteige in die Arena der Kämpfenden, — und doch hätte nimmer die gute Sache gesiegt, wenn nicht so oft der Angriff der Feinde an ihrem leuchtenden Schild zersplittert wäre!

Mit welchem Eifer sie von vorne herein Gluck's Partei ergriff, beweist ein erst in jüngster Zeit bekannt gewordener Brief, den sie einige Tage nach der ersten Aufführung der „Iphigenie auf Aulis" an ihre Schwester Marie Christine schrieb: „Endlich, meine theure Christine, ein voller, ein ganzer Triumph; wir hatten am 19. die erste Aufführung der Iphigenie von Gluck, auch ich war anwesend. Jetzt kann man von gar nichts Andrem mehr reden, es herrscht eine ebenso weitgreifende, wie ungewöhnliche Gährung, hervorgerufen durch das musikalische Ereigniß; man spaltet, man bekämpft sich, als ob es sich um eine religiöse Frage handelte; auch am Hofe, obwohl ich mich öffentlich zu Gunsten des genialen Meisters ausgesprochen habe, giebt es Parteien und überaus lebhafte Streitreden. In der Stadt geht es noch ärger zu. Ich wollte Gluck noch vor der entscheidenden Aufführung sprechen, und er hat mir dann selbst seine Idee dargelegt, wodurch er, wie er es nennt, den wahren Charakter der Opernmusik befestigen, ihr die Natürlichkeit zurückgeben will. So weit sich nach dem Erfolg, von welchem ich Zeuge war, urtheilen läßt, hat er gesiegt, glorreicher, als er selbst wünschen konnte. Der Dauphin hat sich aus seiner Gelassenheit aufgerafft und hat unausgesetzt Beifall gespendet; allein, wie ich es erwartet

hatte, war man bei der Aufführung, wenn auch einzelne Stücke sofort durchdrangen, im Ganzen noch unschlüssig; man muß sich an ein so neues System erst gewöhnen, nachdem man sich in das alte so hineingelebt hatte; heute will alle Welt die Oper hören, das ist ein gutes Zeichen, und Gluck zeigt sich sehr befriedigt. Ich hege keinen Zweifel, daß Sie dieses Ereigniß ebenso glücklich macht, wie mich."

Schon dieser Brief beweist, daß nicht persönliche Gunst allein die Königin bestimmte, sich an die Spitze der „Gluckisten" zu stellen, sondern daß sie die Berechtigung der Gluck'schen Principien erkannte und würdigte. Freilich kam noch Vieles hinzu, was ihr den Meister empfahl: er war in ihren Kinderjahren ihr Lehrer gewesen, er erinnerte sie an das schöne, geliebte Wien, er war geachtet und geschätzt von ihrer hochverehrten Mutter, der Kaiserin. Sie faßte es also förmlich als Pflicht auf, durch Besuch der Opern Gluck's und demonstrative Beifallspende seine Sache zu unterstützen.

Sie selbst suchte sich ja unermüdlich in der Kunst, die ihr ganzes Herz besaß, auszubilden. Sie übte so eifrig auf der Harfe, daß Graf Mercy, der ohne ihr Wissen Tag für Tag, ja Stunde für Stunde ihr Thun und Lassen scharf überwachte und der sorglichen Mutter genauesten Bericht erstattete, das „Zu viel" rügen zu müssen glaubte. Und die Mutter mahnte dann, die Beschäftigung ihres Lieblings mit Musik sei an sich nur zu loben, jedoch über Concerten und Musikübungen möge nicht die ernste Lektüre versäumt werden.

Auch noch aus andrem Grunde war der Besuch der Oper für Marie Antoinette eine Herzensfreude. Sie liebte ihr Volk und den Beifall ihres Volkes, sie glaubte hier unverfälscht die Stimme der „öffentlichen Meinung" zu hören, wovon die Mutter in ihren Briefen so ängstlich sprach. Wie überglücklich fühlte sie sich also, da sich bei ihrem ersten Besuch der Oper nach Ludwigs XV. Tod, am 13. Jänner 1775, — es wurde ihres Gluck Iphigenie aufgeführt, — Sänger und Publikum zu einer sinnigen Ovation vereinigten. Im zweiten Akt wendet sich Achill zu seinen Kriegern und fordert sie auf:

„Chantez, célebrez votre reine" etc.

Der Sänger Legros aber richtete an das Parterre den Aufruf:

„Chantons, célebrons notre reine,
Et que l'hymen, qui l'enchaine,
Nous rende à jamais heureux!"

Das ganze Haus erhob sich, Händeklatschen und Beifallrufen wollten kein Ende nehmen, der Chor mußte immer auf's Neue sein Vive la reine wiederholen. Die Königin, die, um Aufsehen zu vermeiden, nur in Begleitung der nächsten Verwandten in der Kammerherrenloge Platz genommen hatte, war so bewegt, daß sie in Schluchzen und Weinen ausbrach. Obwohl schon bald darauf, wie der wachsame Mercy nach Wien berichtete, Zeichen von Verstimmung im Pariser Publikum sich äußerten, so trat doch immer wieder die Beliebtheit der Fürstin aus dunklen Wolken hervor: Jeder schien durch ihren Anblick, durch ihr Lächeln, durch ihre Scherzworte beglückt. In jenen Tagen schrieb Horace Walpole an seine Freunde in England: „Man kann für nichts Anderes Augen haben als für die Königin: Hebe und Flora und Helena und Grazien sind, mit ihr verglichen, Gassendirnen. Mag sie sitzen oder stehen, haben wir die Statue der Schönheit vor uns. Wenn sie sich erhebt, erhebt sich die personifizirte Grazie . . . Man sagt, daß sie nicht im Takt tanze; wenn dies der Fall, so hat der Takt unrecht! Ich habe außer ihr keine Schönheit gesehen oder vielmehr, die Königin verdunkelt alle andren." Eben so wenig konnte sich ihr Bruder Joseph, obwohl er, durch schnöde Gerüchte verleitet, die Schwester für oberflächlich, ja für leichtfertig gehalten hatte, dem Zauber ihres Wesens entziehen. Er war belehrt und bekehrt, sobald ihm Gelegenheit ward, die Echtheit dieses Demants zu prüfen. „Ich habe Versailles mit dem lebhaftesten Bedauern verlassen," schreibt er nach seinem ersten Besuche am französischen Hofe an die Mutter, „von Herzen zugethan meiner Schwester; ich genoß ein Stück Lebensfreude, worauf ich für immer verzichtet hatte, die aber, wie ich sehe, noch immer ihre Reize für mich hat! Antoinette ist liebenswürdig, sie ist bezaubernd! Ich habe viele Stunden mit ihr verlebt, ohne daß ich empfand, wie sie verflossen. Ihr Schmerz beim Abschied war groß, ihre Haltung bewundernswerth; ich mußte alle meine Kräfte zusammennehmen, um mich von ihr loszureißen."

Welch mächtigen Zauber mußte eine solche Beschützerin auf eine echte Künstlernatur üben! — und das war Gluck, obwohl durch die rauhe Schale Mancher zu ungünstiger Beurtheilung des „Menschen" verleitet werden konnte.

Die Luft Frankreichs habe die Kraft seines musikalischen Schaffens verdoppelt, gestand er dankbar der Königin, und was ihm zu schauen vergönnt sei, verleihe seinen Ideen so wunderbaren Schwung, daß sie erhaben und engelrein würden gleich der Herrin von Trianon. Wenn der Ritter so selbstbewußt von seinem eigenen Schaffen sprach, lächelte wohl dieser und jener von den Höflingen. Frau von Campan erzählt, Gluck habe einmal auf eine Frage der Königin, ob er mit seiner „Armida" zufrieden sei, zur Antwort gegeben: „Madame, das Werk wird bald vollendet sein, und es wird in Wahrheit vortrefflich werden!" Die Aeußerung erschien offenbar der feinfühligen Frau anstößig; wie mögen erst die Herren vom Schlüssel über den hochmüthigen Deutschen gespottet haben! Sie hatten ja keine Ahnung davon, daß außergewöhnliche Menschen auch zu außergewöhnlichem Stolz berechtigt sind, daß der Meister, wie Platen, sagen durfte: „Nicht mich selber, ich rühmte den Genius, der mich besuchte!" Dem Dank für so viel beglückende Gunst gab Gluck Ausdruck durch die Widmung des „Orpheus", die von einer schwungvollen Apostrophe an seine Gönnerin begleitet war. „Ueberhäuft haben Sie mich mit Wohlthaten, allein die kostbarste in meinen Augen ist, daß ich verweilen darf inmitten einer Nation, die um so würdiger ist, Sie zu besitzen, je mehr sie den ganzen Werth Ihrer Tugenden fühlt. Sie ehrten mich durch Ihren Schutz, und unzweifelhaft verdanke ich nur diesem Vorzug den Beifall, der mir zu Theil wurde."

Wo helles Licht, sind dunkle Schatten. Wie wankelmüthig die Volksgunst zumal in der französischen Capitale, mußte Gluck bald erfahren, und schmerzlicher als eigenes Leid mußte es ihn berühren, gewahren zu müssen, wie auch die Königin, die der Liebling ihres Volkes zu sein schien und zu sein verdiente, um ärmlicher Nichtigkeiten willen von Ränkeschmieden verlästert und verläumdet wurde. Nur allzu leicht fanden die Anklagen gegen die „Fremde", gegen die „Oesterreicherin" in der entgötterten Welt Frankreichs Glauben. Kurze Zeit nach jener begeisterten Huldigung im Palais Royal wagte die Königin nicht, Gluck's Orpheus zu besuchen, denn sie mußte fürchten, durch kalten Empfang des Publikums beleidigt zu werden. Auch sie hatte jene Rohen zu fürchten, über welche Shakespeare sein Anathem verhängt, weil sie „keine Musik in sich haben". Als die Königin später der ersten Auf-

führung der „Alkeste“ beiwohnte, fanden ihre Beifallszeichen nicht den gewohnten Anklang; gekränkt mied sie Wochen lang das Opernhaus, und Mercy-Argenteau berichtete darüber als über ein wichtiges, beängstigendes Ereigniß nach Wien. Marie Antoinette selbst suchte die Pariser vor der Mutter zu entschuldigen! „Wenn auch die Schale rauh, der Kern ist süß und gesund, im Herzen ist mir doch das Volk in treuer Liebe zugethan!“ — Trügerischer Wahn! Es rinnt ein Strom in's Meer der Ewigkeit, der die ganze Welt in seinen Fluthen begräbt: erloschene Sterne, welke Blumen gleiten auf ihm dahin, — was Himmel und Erde Liebliches sprießen lassen, wird doch zuletzt dieses finstren Stromes Beute! — —

Während „Orpheus“ sich eines glänzenden Erfolgs zu erfreuen hatte, wurde das für die Pariser Oper neu bearbeitete Singspiel „Cythère assiegée“ entschieden zurückgewiesen. Gluck befand sich gerade in Wien. Seine Abwesenheit erleichterte natürlich den Gegnern die Ausbeutung des Mißerfolgs. Auch Abbé Arnaud, der gelehrte Anwalt der neuen Richtung, stellte nicht in Abrede, daß das Singspiel nicht zu den rühmlichsten Leistungen des Meisters zähle, aber: „Was wollt ihr? Herkules versteht nun einmal besser mit der Keule, als mit dem Spinnrocken der Omphale umzugehen, deshalb bleibt er doch Herkules.“ Das Bonmot machte Glück, aber nichtsdestominder gewannen von jetzt an die National-Conservativen und die Italiener immer mehr Boden. Auf ihre Seite traten auch Alle, die gegen die Königin Groll hegten. Schon vor Aufführung der Iphigenie hatten die Anhänger der damals noch mächtigen Dubarry den Plan gefaßt, den Günstling der Dauphine zu Fall zu bringen, und schon damals war das Project aufgetaucht, den beliebtesten Komponisten Italiens, Nicola Piccini, nach Paris zu rufen und durch die Popularität seiner Melodien den verhaßten Bann der deutschen Musik zu brechen. Schon hatte der neapolitanische Gesandte Caraccioli von der Gräfin Vollmacht erhalten, mit dem Maëstro in Verbindung zu treten, als der Tod Ludwigs XV. der Herrschaft jener Gunstdame ein jähes Ende setzte und die Berufung Piccini's vorläufig hinderte.

Allein Caraccioli, der es mit dem schwärmerischen Patriotismus eines Italieners als ernste Pflicht auffaßte, die Suprematie der italienischen Cantilene in der geistigen Hauptstadt Europa's auf

den Thron zu heben, betrieb unermüdlich Piccini's Berufung. Seinem Projekt kam zu Statten die schlechte Finanzlage des Instituts, die das Directorium zu ungewöhnlichen Experimenten geneigt machte. So wurde endlich durchgesetzt, daß der neapolitanische Maëstro den nämlichen Stoff, Quinault's „Roland", erhielt, dessen Bearbeitung Gluck für die musikalische Akademie übernommen hatte. Kaum erfuhr dies Gluck, als er an Du Rollet einen von leidenschaftlicher Erregtheit dictirten Brief schrieb, der angeblich gegen den Willen des Verfassers in der „Année litteraire" veröffentlicht wurde. Gluck, dessen heftiges Temperament von dem Engländer Burney auf eine Stufe mit der „göttlichen Grobheit" Händel's gesetzt wird, verurtheilt rücksichtslos die Handlungsweise der Directoren, die gegen ihn jede Rücksicht außer Acht ließen. Was er an Roland bereits gearbeitet habe, sei sofort in's Feuer gewandert; er verzichte auf einen Wettstreit, der ihn beschimpfe, und wolle lieber dem aufgedrungenen Nebenbuhler freiwillig das Feld räumen. „Herr Piccini würde gar zu viel vor mir voraus haben; denn außer seinem persönlichen Verdienst, das unbestreitbar groß ist, hat er noch den Vorzug der Neuheit, weil man von mir bereits vier Opern, gut oder schlecht, gleichviel, in Paris gehört hat; das nutzt die Phantasie ab, und da ich ihm die Bahn geebnet habe, braucht er mir nur zu folgen. Ich rede nicht von seiner Protektion. Es steht fest, daß ein gewisser Politiker von seiner Bekanntschaft (Marchese Caraccioli) drei Viertheilen von Paris Diners und Soupers geben wird, um ihm Proselyten zu gewinnen, und daß Marmontel, der so hübsche Erzählungen zu machen weiß, dem ganzen Königreich das ausschließliche Verdienst des Herrn Piccini vordemonstriren wird!" . . .

Unter solchen Umständen war die Aufnahme der Oper, mit deren Partitur Gluck im Frühjahr 1776 neuerdings nach Paris kam, von erhöhter Bedeutung. Am 23. April wurde „Alkeste" zum Erstenmal aufgeführt. Das Werk hatte in Wien wenig angesprochen, aber der Komponist hatte seither eine durchgreifende Umgestaltung vorgenommen. Zieht man diese zum Vergleich heran, so erkennt man am Klarsten, welch wunderbaren Fortschritt mit der reifenden Erfahrung des Reformators das musikalische Drama in den letzten Jahren gemacht hatte. Wie eine großartig-einfache griechische Tempelhalle muthet uns das Werk voll Harmonie und Wahrheit an, — und doch waren durch den Librettisten nur sehr

dürftige Umrisse gezogen. Schon nach jener Wiener Aufführung hatte der bekannte Publicist Sonnenfels frohlockend geschrieben: „Ich befinde mich im Lande der Wunderwerke! Ein ernsthaftes Singspiel ohne Castraten, eine Musik ohne Solfeggien oder, wie ich es lieber nennen möchte, ohne Gurgelei, ein welsches Gedicht ohne Schwulst und ohne Flatterwitz!" Wie verklärt und vertieft erscheint aber vollends die umgearbeitete Oper! Wie wächst vor uns der Musiker zum Seher, das heißt, zum ehrwürdigen „Wahr-Sager" empor!

Die herrliche Arie, worin Alkeste ihren Entschluß, den Opfertod zu sterben, ausspricht, die Klagen Admet's, die düsteren Gesänge der Todesgötter, — im ganzen Bereich dramatischer Tonkunst sind echtere Perlen von reinstem Schimmer nicht wieder zu finden! Und doch war die erste Aufnahme der Oper kalt. Es fehlte eben damals wie heute nicht an Kurzsichtigen, die jeden musikalischen Gedanken, der das Maximum von acht Takten übersteigt, ohne Erbarmen als gelehrte, das bedeutet für sie so viel als langweilige Musik bezeichnen. Gluck war bestürzt, ja gebrochen. Weinend warf er sich seinem Freunde Arnaud in die Arme und rief: „Alkeste ist gefallen!" „Ja wohl", tröstete dieser, „sie ist vom Himmel gefallen!" Auch diesmal gelang es der beredten Vertheidigung des unermüdlichen Bundesgenossen, dem neuen Werk den gebührenden Antheil von Achtung zu erobern, indem er durch einen geistvollen Essay „La soirée perdue à l'opéra" alle Einwände und Vorwürfe zu entkräften wußte. Bei wiederholtem Hören traten auch die Schönheiten der Komposition klarer hervor, der Beifall wuchs von Tag zu Tag. Allein immerhin blieb Alkeste an zündender Wirkung hinter Iphigenie und Orpheus zurück. Damit wuchsen Muth und Hoffnung der Antagonisten, man erlaubte sich gegen den deutschen Tonsetzer immer gehässigere Verunglimpfungen, und endlich hielt man den Zeitpunkt für gekommen, um die letzte, entscheidende Karte gegen ihn auszuspielen.

Unter allen Widersachern Gluck's war der Verfasser der „Contes moraux", Jean François Marmontel, der Rührigste. Wer die Memoiren dieses schwächlichen Literaten liest, wird sich bald darüber klar sein, daß Eitelkeit und Selbstüberschätzung den Grundzug seines Wesens und die Haupttriebfeder seines Handelns bildeten; es berührt unendlich komisch, wie er fortwährend sein kleines Ich mit Voltaire und Rousseau in Parallele bringt und

Angesichts der Selbstpeinigung und Unzufriedenheit dieser großen Männer an sich selbst die Mahnung richtet, lieber weniger Ruhm und dafür mehr Ruhe und Frieden zu suchen. Auf diese Naivetät macht denn auch Gluck in dem oben berührten Briefe an Du Rollet eine köstliche Anspielung. Nachdem er für Beurtheilung der Alkeste und Armida einige Winke gegeben, fährt er fort: „Ich muß schließen, sonst würden Sie glauben, ich sei ein Narr oder ein Charlatan geworden; Nichts macht einen so schlechten Eindruck, als sich selbst zu loben, das geziemte nur dem großen Corneille, aber wenn Marmontel oder ich uns loben, verhöhnt man uns und lacht uns in's Gesicht." Der Poet hat diesen Streich, der ihn an empfindlichster Stelle verwundete, nie verziehen: Marmontel's Werk war die Berufung Piccini's nach Paris.

König Ludwig war ein Freund heiterer, harmloser Musik. Zwar hatte er für Gluck's Iphigenie die regste Theilnahme bewiesen und in einem Briefe an Mr. de la Brillière seinem Entzücken Ausdruck verliehen. Er ließ sich aber dabei mehr von ritterlicher Rücksicht auf seine hochverehrte Gattin leiten, ihm selbst behagten besser die Buffone, die nicht aufregend, sondern beruhigend wirken wollten. Dazu kam, daß die große Oper alljährlich ungeheure Summen verschlang, zu deren Deckung auch der königlichen Kasse große Opfer zugemuthet wurden. Um bessere Ordnung in die Finanzen zu bringen, wurde 1776 Papillon de la Ferté mit der provisorischen und 1780 mit der wirklichen Leitung der Oper betraut. Der „König der Coulissenwelt", wie ihn Jullien nennt, war nicht nur der geriebenste Intriguant von ganz Paris, sondern auch ein kluger Finanzmann, aber einen dauernden Ausgleich von Soll und Haben konnte auch er nicht herbeiführen. Nun wurde dem Könige vorgestellt, daß bessere Einnahmen zu erzielen wären, wenn man dem Publikum nicht immer große und „traurige" Opern vorführen würde, und endlich gab der König seine Einwilligung, daß Piccini nach Paris berufen und mit der Komposition von Opern für die musikalische Akademie betraut werde.

Erst in jüngster Zeit sind auch die Sieger im Wettstreit der musikalischen Richtungen, die in Gluck's Schöpfungen den echten Fortschritt begrüßten, dem Wollen und Wirken Piccini's gerechter geworden. Bislang hatte das Vorurtheil geherrscht, daß der Neapolitaner nur eitlem Klingklang gefröhnt

hätte, die Oper ihm nichts als eine Reihe von Concertstücken im Theater gewesen wäre, ein innerer Zusammenhang zwischen Wort und Musik unnöthig gedäucht hätte. In Wirklichkeit war Piccini als Künstler durchaus nicht ein grundsätzlicher Gegner, sondern vielmehr ein Schüler Gluck's. Auch er strebte nach Wahrheit, auch ihm schwebte der Gedanke vor, die Oper müsse ein festgeschlossenes Ganzes sein, nur besaß er nicht die mächtige Phantasie Gluck's, die für jede Empfindung den wahren, einzig berechtigten Ausdruck zu finden wußte. So kam es, daß in Piccini's Musik des anmuthig Melodiöse vor dem Charakteristischen die Oberhand behielt, und von seinen Anhängern und Auslegern wurde dies so gedeutet, als werde nur auf solchem Wege den ewig gültigen Gesetzen des Tones Genüge geleistet. Piccini war auch als Mensch nichts weniger als der wälsche Intriguant, wie er wohl von deutschen Chauvinisten geschildert wurde; nie verletzte er die schuldige Hochachtung vor Gluck's Ueberlegenheit. Als er der Einladung nach Paris Folge leistete, hatte er keine Ahnung davon, daß er zu einem Duell mit dem auch in Italien hoch verehrten Olympier gerufen werde; seine eigenen Aeußerungen, sein ganzes Wesen lassen nicht daran zweifeln, daß er in Paris nur eine friedliche Stellung und ein gutes Einkommen zu finden hoffte. „Wir werden Ihnen", schreibt Abbé Galiani aus Neapel an Madame D'Epinay, „in vierzehn Tagen Piccini und seine Frau schicken; die Frau ist eine gute Person, liebenswürdig, sanftmüthig, singt vortrefflich, kurz, sie wird Ihnen gefallen. Der Mann ist so eine Art Monsieur Duni. Seine Gespräche stehen erheblich hinter seinen Musikleistungen zurück. Aber er ist ein recht ehrlicher Mensch, und ich empfehle ihn deßhalb Ihnen auf's Wärmste, mit der Bitte, daß Sie ihn auch bei Baron Holbach einführen, bei D'Alembert, D'Albaret, La Briche, Ihrem Gatten et omni generi musicorum." Und als Piccini bald die Erfahrung machen mußte, daß es in Paris manche Klippe zu überwinden gebe, äußerte Galiani lakonisch: „Piccini ist wahrhaft zu beklagen, da ihm seine Freunde mehr schaden, als seine Feinde, aber mag es so sein, er ist ja dafür bezahlt! Er ist gewiß nicht nach Paris gegangen, um Ruhm zu suchen, von diesem Artikel hatte er hier genug, sondern er ging dahin, um Geld zu verdienen, wovon er bisher in seinem Leben gar wenig aufzuhäufen vermochte". Dem italienischen Maëstro ging ein wohlverdienter guter Ruf voraus, seine Oper „**Buona figlia**" **hatte trotz**

mangelhafter Aufführung an der italienischen Oper gefallen, und das Wort: Italien! Italiener! das die Piccinisten als Schlachtruf wählten, hatte an sich lockenden Klang. Italien galt einmal als die zauberhafte Heimat der Musik und der Gesänge! Die deutschen „Barbaren“ hatten zwar schon einen Bach und einen Händel aufzuweisen, allein diese Geistesriesen waren in Frankreich so viel wie unbekannt.

Am letzten Tag des Jahres 1776 langte Piccini in Paris an. Ein schmächtiges Männchen mit sanften, einnehmenden Gesichtszügen, nicht ohne Würde, eine zarte, empfindsame Natur, nichts weniger als angethan zum Ringkampf, wozu ihn seine Freunde in die Arena führten! Denn heißer entbrannte jetzt der Streit, schärfer sonderten sich die Parteien von einander ab, jedes andere Interesse mußte hinter der für Alle wichtigsten Tagesfrage zurückstehen. Und wie in der männermordenden Feldschlacht vor dem skäischen Thor zogen auch hier einzelne Streiter durch freidigen Angriff Aller Augen auf sich. —

Nur wenigen hervorragenden Dichtern war zugleich musikalisches Talent angeboren, und nicht alle Musiker hinwieder sind für die Reize der Poesie empfänglich. Gall freilich weiß für diese einigermaßen überraschende Thatsache eine natürliche Erklärung. Die Musiker, behauptet er, haben einen deutlicher ausgeprägten Knorpel über den Augenbrauen am Stirnwinkel, während bei poetisch Begabten eine sanft anschwellende Erhöhung auf dem Gipfel der Stirn selbst erscheint, was eben zur Reflexion ganz besonders befähigt. Ob aber mit dieser „handgreiflichen“ Interpretirung das Räthsel als gelöst zu betrachten ist? Gall beruft sich ausdrücklich auf den Schädel Voltaire's und hat wenigstens darin Recht, daß Arouet, obwohl ein überschwenglicher Cultus ihn auch als „Musiker“ feierte, ein über gewöhnliches Maß reichendes Verständniß für die Kunst der Töne sicherlich nicht besaß. Der berühmte Violinvirtuose Pugnani gab dieser Beobachtung in seinem piemontesischen Jargon drastischen Ausdruck: „Votre Voultaire, il est oun bête, il ne sait faire que de trazédies!“ Dessenungeachtet war es, da ganz Frankreich dem Urtheil des Philosophen von Ferney in allen Fragen des Geschmacks unbemessenen Respect entgegenbrachte, von hoher Bedeutung, daß der „Göttliche“ seiner Befriedigung über Gluck's Musik in einem Schreiben an die Marquise du Deffan öffentlich Ausdruck gab, freilich nicht ohne den

Zusatz, er werde die Stücke eines Lully trotz aller Gluck's der ganzen Welt nicht weniger lieben als bisher. Immerhin bedeutete auch dieses bedingte Lob schon so viel als: Die Pythia hat für Gluck entschieden!

Eine zweideutige Rolle sehen wir, wie bei so manchem Anlaß, auch in dieser Episode den hervorragendsten Musikreferenten der Encyclopädie, Jean Jacques Rousseau, spielen. Vieles, was er im Dictionnaire niedergelegt hatte, widersprach den Gluck'schen Prinzipien; es muß daher füglich überraschen, daß Gluck noch vor Aufführung der Iphigenie in einem im Mercure de France veröffentlichten Briefe der musikalischen Kritik Rousseau's begeistertes Lob spendete. „Die Sicherheit seines guten Geschmacks" schreibt Gluck in diesem vermuthlich vom Bailly du Rollet stilistisch aufgeputzten Briefe, „hat mich mit Bewunderung erfüllt und die Ueberzeugung in mir geweckt, daß er, wenn er sich der Ausübung dieser Kunst gewidmet hätte, selbst das Höchste in ihr geleistet haben würde." Wenn Gluck bei seinen Lobsprüchen die bekannte Eitelkeit Rousseau's in Rechnung gezogen hatte, so schlug diese Hoffnung nicht fehl. Jean Jacques war wenigstens eine Zeit lang für jene Artigkeit dankbar. Als Iphigenie über die Bühne ging, wohnte er allen Proben und Vorstellungen bei, und der „Champion" der italienischen Musik war plötzlich in einen Verehrer des deutschen Werkes umgewandelt. „Jean Jacques" berichtet Grimm, „ist einer der eifrigsten Anhänger des neuen musikalischen Systems geworden; er hat mit jener Selbstverleugnung, welche unsere Weisen so wenig kennen, offen erklärt, die Oper des Herrn Gluck habe alle seine Ideen über den Haufen geworfen und er sei gegenwärtig vollkommen überzeugt, daß die französische Sprache ebenso gut wie jede andere eine kräftige, rührende und zum Herzen sprechende Musik zulasse". Man erzählte sich, daß der Bekehrte auf eine Frage: „Nun, glauben Sie noch, daß unsere Sprache mit einer guten Musik unvereinbar sei?" statt einer Antwort zu singen begann: „J'ai perdu mon Eurydike!" In den „Bemerkungen zu Gluck's italienischer Alkeste", die ein competenter Richter, Otto Jahn, „vielfach ungemein treffend" nennt, sind Werth der Oper und Verdienst des Komponisten mit lebhaften Farben geschildert, wenn auch mit Recht getadelt ist, daß das Werk gegen den Schluß merklich schwächer wird, während doch die Technik des Drama's eine fortgesetzte Steigerung des Interesse fordere.

Gluck schenkte den Winken und Rathschlägen Rousseaus's mit überraschender Bereitwilligkeit Gehör und schätzte sich glücklich, daß der launische Einsiedler für ihn zugänglicher war als für andere Bewunderer. Allein die freundschaftlichen Beziehungen blieben nicht lange ungestört. Das harte Wort Grimm's über Jean Jacques: „Er liebt nur sich selbst und quält sich selbst im Haß der Andern" ist nicht ungerecht. Als Gluck eines Tages den Philosophen in seinem Quartier in der Rue Platrière aufsuchte, ließ sich dieser, offenbar einer momentanen hypochondrischen Anwandlung nachgebend, die Aeußerung entschlüpfen: es thue ihm leid, daß er einen so berühmten und hochbetagten Mann vier Etagen herauf bemühen müsse, und er bitte deßhalb dringend, in Zukunft solche Anstrengungen zu vermeiden. Dies ließ sich nicht mißverstehen. Gluck war untröstlich und beklagte sich bei Corancez, der diese Begegnung mittheilt, mit Thränen in den Augen über die unverdiente Zurücksetzung. Corancez suchte vergeblich den launischen Philosophen umzustimmen. „Sehen Sie nicht", erwiderte Rousseau, „daß sich dieser Gluck nur deßhalb in seinen Opern der französischen Sprache bedient, um meine Behauptung, daß sie der musikalischen Behandlung widerstrebe, Lügen zu strafen?" Jeder Versuch, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, scheiterte, und Rousseau verhielt sich denn auch in dem zwischen den Vertretern der italienischen und der deutschen Richtung entbrannten Streit völlig passiv, was auf's Beredteste beweist, daß ihm trotz der warmen, anerkennenden Worte über die Alkeste für die eigenthümlichen Vorzüge des Komponisten, für die einfache, ernste Größe jener Schöpfungen ganz und gar das Verständniß mangelte. Leider nur allzuhäufig lassen sich ja seine freundlichen oder feindseligen Urtheile über Zeitgenossen auf persönliche Motive zurückführen, und wenn er von sich selbst rühmte, er habe sein Ich abgestreift, wie ein Hirsch sein Geweih, so war dies, gelinde gesagt, eine bittere Selbsttäuschung.

Während Rousseau allzeit mehr Poet als Denker war, eine entschieden subjective Natur, immer in der individuellen Sphäre bleibend, Melancholiker, der „Einsiedler der Einsamkeit", war Diderot der mit ungewöhnlicher Schärfe auffassende Kritiker, ein encyclopädischer Kopf, für jeden Anstoß aus der Außenwelt empfänglich, Choleriker, der „Einsiedler der Salons". Welch feinen Geschmack, welch überraschende Liebe zur Naturwahrheit und wieder welch genaue Kenntniß der bei realistischer Behandlung zu beachten-

den Grenzen bekunden seine Urtheile in den „Salons“! Geistvoll äußerte Madame Necker, erst durch diese Gemäldebeschreibung habe sie die Kunst gelernt, Kunstwerke zu sehen! Nun wird man zwar Diderot auf musikalischem Gebiet nicht in gleichem Maß als Autorität anerkennen wollen, allein welche Fülle feiner Beobachtungen über die Aufgaben der dramatischen Musik findet sich nicht auch in „Rameau's Neffe“! Während aber Diderot im früheren Streit zwischen italienischer und französischer Schule als Bundesgenosse der Italiener auf dem Kampfplatz erschienen war und über die conservativen Lullisten eine volle Schale grausamen Hohnes ausgegossen hatte, nahm er später weder für Gluck, noch für Piccini offen und entschieden Partei. Vielleicht war er zur richtigen Ueberzeugung gekommen, daß sich seine Vorliebe für italienische Musik in gewissem Sinn mit aufrichtiger Sympathie für die Schöpfungen des deutschen Meisters ganz wohl vertrage.

Zu den tonangebenden Schöngeistern des Encyclopädistenkreises zählte auch der berühmte Physiker D'Alembert, der Verfasser von „Liberté de la Musique“. Auch er schloß sich keineswegs rückhaltlos an Gluck an, doch klingt eins seiner Worte geradezu wie eine Vertheidigung des kühnen Reformators: „Das traurige Geschick berühmter Männer blieb sich fast immer gleich: man quält sie, man verfolgt sie, man foltert sie zu Lebzeiten, dagegen läßt man ihnen Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie nicht mehr in der Lage sind, dies Glück zu genießen . . . Die Satire für die Lebenden, den Ruhm für ihre Schatten!“

Ein beredter und begeisterter Anwalt Gluck's war wie schon erwähnt, François Arnaud, Abbé von Grandchamp. Seine Artikel im Journal étranger und in der Gazette littéraire sprüheten Geist und Witz; er war ohne Zweifel den Marmontel und Laharpe weit überlegen. Mit Gluck selbst unterhielt er die vertraulichsten Beziehungen und konnte so recht als Oberhaupt der ganzen Partei gelten.

Getadelt wird seine Leidenschaftlichkeit, die sich bis zu krankhafter Unduldsamkeit steigerte. Eine ergötzliche Karikatur — eine andre Bezeichnung ist doch nicht wohl zulässig — des übereifrigen Apostels entwirft Dorat. In der ersten Aufführung von Piccini's Roland geräth dieser in die Nachbarschaft eines kleinen Mannes, „der ganz erhitzt und aufgeregt, Fluth und Ebbe mit sich bringend, mit schriller Stimme und zwinkerndem Auge, von runder Figur

und wüthigem Aussehen, von Platz zu Platz, von Getöse zu Getöse, sich in die Nähe heranwälzte und seine Anhänger mitzog." Nun beginnt eine lärmende Predigt, die den verblüfften Zuhörern begreiflich zu machen sucht, daß Piccini's Musik nur eine eitle Null, daß überhaupt die Unverschämtheit des Italieners, sich mit Gluck's Genius messen zu wollen, die Grenze des Erlaubten überschreite. „Er sprach sodann von Melopöe, vom Anapäst, vom Jungfrauenchor, von der Abrundung der Arien, vom Reichthum in den Motiven, er stampfte, spuckte, nieste und schneuzte sich, und alle Welt sagte, daß er Recht habe". Nur der Fremde läßt eine ungläubige Miene blicken, und nun stürzt sich der Redner wie ein angeschossener Eber auf den Unglücklichen und foltert ihn durch hundert Fragen, Vorwürfe, Drohungen, und setzt ihm zuletzt gleichsam die Pistole auf die Brust: „Wohlan, mein Herr, Sie werden jetzt die Güte haben, eine Partei zu ergreifen! Wollen Sie den „Roland" auspfeifen? — Nein, mein Herr! — Werden Sie ihn beklatschen? — Nein, mein Herr! — Was? Sie werden weder pfeifen noch klatschen? — Richtig! — Haben Sie denn keine Seele im Leibe? was wollen Sie denn sonst thun? — Ich werde zuhören! — Meine Herren, (damit wandte jener sich an sein Publikum) Sie begreifen, der Herr droht uns mit Neutralität — da wird es nothwendig sein, die Wache zu holen!"

Durch Geschmeidigkeit und Kraft des Stils zeichnete sich unter den litterarischen Parteigängern Gluck's der Herausgeber des Journal étranger, Jean Baptiste Suard, aus, derselbe, dem wir eine treffliche Schrift über Montesquieu verdanken. Daß Suard der Verfasser der piquanten Briefe eines Anonymus aus Vaugirard, war schon in jenen Tagen der Fehde kein Geheimniß und wird durch seinen Biographen Garat ausdrücklich bezeugt. Suard versteht für sein Thema die Theilnahme des Lesers zu fesseln, wie wenige; dabei ist er warm ohne Fanatismus, gerecht ohne Härte. Seine Streitschriften richten sich hauptsächlich gegen Laharpe, der sich, nachdem sein eignes Drama von zweifelhaftem Werth, Melanie, ein mißliches Loos erfahren hatte, zum Führer auf den Parnaß für Andere aufwarf und sich durch seine scharfen Kritiken im Mercure und in seiner Correspondance litteraire au grand-duc de Russie einen gefürchteten Namen machte. Seine Angriffe scheinen den an und für sich empfindlichen Gluck ganz besonders verletzt zu haben, denn in gereiztem Ton erbat er

sich gegen Laharpe in einem offenem Briefe die Unterstützung des Anonymus, der schon früher für ihn eingetreten war, und Suard fand sich sofort mit feingeschliffener Klinge auf der Mensur ein. Natürlich ward das darauf folgende litterarische Duell der beiden Akademiker von bewundernden Freunden mit nichts Geringerem als dem Wettkampf zwischen Cicero und Hortensius verglichen.

Von den Stimmführern der Piccinisten ist insbesondere Baron Grimm zu nennen, der auf allen Gebieten der Künste und des Wissens wohlbewanderte Dilettant, dessen Urtheil sogar für Diderot zwar nicht als das richtigste, aber als das maßgebende galt, ein deutscher Edelmann, der aber, wie kaum ein Zweiter, in Geist und Manieren ganz Franzose geworden war. Wie er ehedem die nach Paris gekommenen italienischen Buffone auf Kosten der französischen Bouffons in Schutz genommen hatte, wandte er auch jetzt den Italienern seine Sympathie zu. Er bildete sein Urtheil nach dem Eindruck, den das Ohr gewann; Entzücken oder Unlust an Musik waren, dies gestand er offen ein, nur Ausfluß der sinnlichen Empfindung des Augenblicks, — folgerichtig mußte er eine Richtung verwerfen, welche nicht bloß der Musik, sondern auch der Poesie in der Oper ihr volles Recht einräumen wollte und für unzulässig erklärte, daß Eins dem Andern untergeordnet oder geopfert werde. Der Denunciant Framery, der sich erfrechte, im Mercure Gluck als Plagiator und Dieb zu brandmarken, von Gluck selbst aber durch eine drastische Replik gezüchtigt wurde, verdient keine weitere Beachtung; auf denjenigen Literaten aber, der sich am engsten mit Piccini verbrüderte, Marmontel, muß ohnehin noch wiederholt zurückgekommen werden.

Wenn man von Suard's trefflichen Schriften absieht, so darf man wohl behaupten: der ganze Federkrieg, der sich für und wider Gluck und Piccini in Paris entspann, weckt im unbefangenen Beobachter peinliche Empfindung; man kann des Eindrucks nicht ledig werden, daß alle diese glänzenden Plaidoiers, diese beißenden Satiren, diese piquanten Witzspiele im Grunde nicht auf Begeisterung für die Sache, sondern auf persönliche Eitelkeit und Gehässigkeit der Kampfgenossen zurückzuführen seien. Immerhin ist der litterarische Streit, dessen Bedeutung auch Marx und Jullien nicht gar hoch anschlagen, charakteristisch für die Zeit, in welcher er ausgefochten wurde, und kann deßhalb sogar hohes culturgeschichtliches Interesse beanspruchen; er kennzeichnet so recht

die damals herrschende, aufdringliche und hoffärtige Schriftstellerzunft, die über Alles zu urtheilen und Alles am besten zu wissen sich vermaß. Weil der größte König des achtzehnten Jahrhunderts der Geistesüberlegenheit ihre Stelle unmittelbar neben der höchsten legitimen Gewalt anwies, wurde diese Bevorzugung auch von untergeordneten Geistern für sich in Anspruch genommen. Ohne Scheu riefen sie Alles und Jedes vor ihr Forum und erhoben sich mit einem jede schonende Rücksicht verschmähenden Dünkel im Namen des allein berechtigten „Esprit“ zur gesetzgebenden Macht.

Wie gestalteten sich nun aber, während sich ganz Paris in zwei feindliche Lager spaltete, die persönlichen Verhältnisse der Männer, deren Namen hüben und drüben als Schlachtruf laut wurden?

Die Lage Piccini's unmittelbar nach seiner Ankunft in Paris war nicht beneidenswerth. Schon das Pariser Klima mußte dem verwöhnten Sohne der üppigen Parthenope ein Greuel sein. „Ist es hier immer so kalt?“ fragte er, als unaufhörlich heftige Winterstürme an die Fenster des Hôtel de Lancastre in der Rue St. Thomas-du-Louvre pochten, „scheint in diesem Lande niemals die Sonne?“ Die italienische Oper suchte ihm zu Ehren die „Buona Figlia“ wieder hervor, aber die Sänger waren arg verblüfft und erzürnt, als sich der Maëstro über ihre Leistungen keineswegs befriedigt aussprach und Herren und Damen unbarmherzig immer wieder ihre Arien wiederholen ließ, bis er endlich den Gesang wenigstens „erträglich“ fand. Manche Schwierigkeiten und Verlegenheiten erwuchsen für Piccini schon aus dem Umstand, daß er nicht zwei Worte Französisch verstand oder sprechen konnte, während sich Gluck ziemlich geläufig in der Landessprache ausdrückte. Zweifelsohne hätte sich der wenig weltläufige Italiener in Paris gar nicht behaupten können, wenn er nicht an Marmontel einen hilfreichen, opferwilligen Freund gefunden hätte. Der Dichter versichert in seinen Memoiren, er habe sich nur aus Liebe zur Kunst und aus Neigung für Piccini zu diesen Diensten entschlossen, nicht ohne Gefährdung seiner eigenen Interessen, da ja fast der ganze Hof nach dem Vorbild der Königin für Gluck eingenommen war. Der Vergleich, den er dabei zieht, bekundet unglaubliche Bornirtheit. „Die von oben in Schutz genommene Musik glich in ihren plumpen Formen dem, was ich von einem Pergolese, Leo, Buranello gehört hatte, so wenig als der Stil Crebillon's

demjenigen Racine's, und um einen Crebillon einem Racine in der Musik vorzuziehen, dazu wäre eine Verstellung nötig gewesen, die ich mir niemals hätte abringen können." Deßhalb habe er die Idee gefaßt, auf den beiden Opernbühnen in Paris der italienischen Musik zur Herrschaft zu verhelfen, wozu er durch die Erfolge der Libretti, die er für Gretry bearbeitet hatte, ermuthigt war. Er ging deßhalb mit wahrem Feuereifer daran, Quinault's Operntexte für italienische Musik anzupassen. Die Begründung seiner Intentionen beruht übrigens wesentlich auf Gluck's Prinzipien. „Ich wollte eine einfache, gedrungene, eng geschlossene Handlung schaffen, worin die Situationen, sich einander die Hand bietend, selbst den Gegenstand und das Motiv des Gesanges bildeten, so daß dieser nur der lebhaftere Ausdruck der Gefühle und die Arien, Duette und Chöre in das Recitativ verflochten wären. Dabei aber sollten die französischen Opern ihren Pomp, ihre Wunder, ihre Tänze, ihre Illusion behalten und, mit allen Vorzügen und Schönheiten der italienischen Musik bereichert, deßhalb nicht minder das Schauspiel sein:

„Worin der Tanz, der Verse Wohllaut, die Musik,
Die Kunst, das Aug' durch Farbenspiel zu täuschen,
Die schön're noch, die Herzen zu bezaubern,
In Eine Freude tausend Freuden schmelzen."

(Voltaire.)

Mit der Umarbeitung von Quinault's „Roland" hatte Marmontel seine liebe Noth. „Man denke sich, welche Arbeit mich die Unterweisung des Komponisten in unserer Sprache kostete. Vers für Vers, ja Wort für Wort mußte ich ihm Alles erklären. Hatte er endlich den Sinn einer Stelle richtig erfaßt, so declamirte ich sie ihm vor, genau den Accent, die Länge und Kürze der Sylben, die Cadenz der Verse, die Einschnitte, die einzelnen Ruhepunkte, die Artikulirung bezeichnend. Er hörte mir aufmerksam zu, und ich hatte endlich das Vergnügen, ihn dasjenige, was er gehört hatte, getreulich in Noten setzen zu sehen."

Marmontel war aber nicht bloß der Sprachmeister Piccini's, sondern auch unermüdlich thätig, seinen Schützling in der Pariser Gesellschaft einzubürgern. Der Komponist fand denn auch vornehme und einflußreiche Gönner. Außer dem neapolitanischen Gesandten Grafen Caraccioli, der als einer der geistreichsten Causeurs galt, nahmen sich seiner auch der schwedische Gesandte,

Graf Creutz, und ein russischer Fürst Beiowelsky eifrig an; letzterer schrieb einen Essay über italienische Musik, worin er behauptet, der Muse Gluck's „fehle jeglicher Schwung", während die Schöpfungen Piccini's „einem Quell vergleichbar, der unaufhörlich sein Silber über die Auen ergießt und nimmer versiegt."

Durch Caraccioli wurde Piccini in den Kreis der Schöngeister eingeführt, den der Abbé Morellet um sich zu versammeln pflegte. Delille, Laharpe, Suard, d'Alembert, Chastelux und andere „Sterne" der Pariser Literatur waren die Anziehungspunkte dieser Salons, und auch die namhaftesten Componisten verschmähten nicht, dem selbstgefälligen Abbé Weihrauch zu opfern, was unerläßlich war, wollte man in das Allerheiligste Eintritt erlangen. Auch Gluck hatte diese Gesellschaften besucht; sein Freund Milico hatte hier zuerst die rührenden Klagen des Orpheus vorgetragen, wobei ihn Gluck selbst begleitete und das grollende „Non" der Furien hören ließ. Garat erzählt diese Episode, Morellet dagegen verschweigt ganz und gar in seinen Memoiren, daß auch Gluck zu seinen Gästen zählte. Denn bald nahm ausschließlich der Neapolitaner den Platz am Clavier ein und führte die Glanzstellen aus „Roland" dem kritischen Auditorium vor; er konnte stürmischen Beifalls versichert sein, mußte aber freilich auch befürchten, daß noch am nämlichen Abend ein ironisches Wort Suard's oder Arnaud's die Runde mache.

Die Vermählung Marmontel's mit Fräulein von Montigny, einer Nichte des Abbé Morellet, trug dazu bei, Piccini's Freunde einander näher zu bringen. Die Hochzeit, bei welcher auch die Gesandten von Neapel und von Schweden anwesend waren, gab Anlaß zu einer improvisirten Aufführung von Piccini's „Roland", wobei die ersten Sänger und Musiker der königlichen Oper mitwirkten. Natürlich war auch Laharpe geladen; er erstattete seinen Dank sofort durch eine begeisterte Schilderung der Genüsse und Eindrücke des Festabends. „Der Erfolg dieses Werks" schrieb er, „scheint mir über jeden Zweifel erhaben; er wird die gegen den Meister erhobenen Klagen verstummen machen, und wenn man erst Roland gehört hat, werden diejenigen, die da immer behaupten, daß Arien nicht dramatisch sein könnten und daß echter Gesang sich nicht mit scenischer Wirkung vertrage, ihrer ungereimten Behauptungen wegen in arge Verlegenheit gerathen."

Allein trotz solcher Anstrengungen der Anhänger Piccini's waren

die Achtung und die Verehrung, die der deutsche Meister in weitesten Kreisen genoß, nicht zu erschüttern. Freilich war bei dem reizbaren Temperament des Künstlers unausbleiblich, daß ihn das nimmer endende Wortgeplänkel in peinlichste Unruhe versetzte und sogar, wie sich aus manchen Briefstellen ersehen läßt, die würdige Zurückhaltung, die ihm durch seine Größe zur Pflicht gemacht war, außer Acht setzen ließ.

Ein schwerer Schlag für Gluck war der Verlust seiner Nichte Marianne, deren heitere Grazie die Tage des ersten Aufenthalts in Paris erhellt hatte. Das Mädchen hatte damals in den Salons, wo die in der Schule aller Künste erzogenen „Löwinen“ der Gesellschaft versammelt waren, gerade durch Natürlichkeit und ungesuchte Anmuth Aufsehen erregt. Die blonde Deutsche mit den fröhlich und unschuldig in die Welt blickenden, blauen Augen wurde angestaunt wie ein weißer Rabe. Man war entzückt von ihrer glockenhellen Stimme und zollte ihrem geschmackvollen Vortrag höchstes Lob. Auch Klopstock, der mit der Familie Gluck nach ihrem ersten Pariser Aufenthalt in Straßburg zusammentraf, war von diesen Reizen rasch in Bande geschlagen; in einer humoristischen Urkunde nennt er sie die „Bezauberin des heiligen römischen, wie auch des unheiligen gallicanischen Reichs.“ Allein schon im nächsten Jahre raffte der Tod das blühende Mädchen hinweg. Gluck, der sie wie ein Vater liebte, erhielt die Trauerkunde gerade in jenen trüben Tagen, da er des Mißerfolgs der „Alkeste“ wegen tiefgebeugt war. Die besten Männer zweier Nationen trauerten mit ihm um Marianne Gluck. Karl August von Weimar sprach ihm seine Theilnahme aus; Wieland schrieb einen herzlichen Brief, Klopstock war untröstlich, Goethe versprach, das Andenken des liebenswürdigen Mädchens in einer Dichtung zu feiern, die „des entflohenen Engels und des Genius ihres zweiten Vaters würdig wäre.“

Gluck suchte und fand Trost in A r b e i t. Er componirte überhaupt nur langsam und gerieth, wenn es ihm gerade schwer fiel, den ihm vorschwebenden musikalischen Ausdruck festzustellen, in gewaltige Aufregung; nicht selten war er, wenn ein größeres Werk vollendet war, ernstlich krank. Denn mit ganzer Seele war er bei seinem Schaffen; oft ließ er sich von dramatischer Verve so hinreißen, daß einem Lauscher der drolligste Anblick zu Theil wurde. Da durchschritt er, in seinen grünseidenen Schlafrock

gehüllt, das schwarzsammetne Mützchen auf dem Haupte, stürmisch das Zimmer. Plötzlich setzt er den Tisch in die Mitte: „Hier ist der Altar!“ Daneben wird ein Lehnstuhl postirt, der die Priesterin darzustellen hat, ein andrer muß als Thoas figuriren, die Griechen und das streitbare Volk der Skythen werden durch kleine Stühle und Schemel im Hintergrund repräsentirt. Nun drapirt sich der Meister malerisch mit den Flügeln seines Schlafrocks und ruft als Thoas:

„So führ' ich selber denn
Ihn und die Priesterin
Zum blutigen Altar.“

Dann schreitet er langsam ein paar Schritte vorwärts, eilt aber plötzlich zurück, stürmt als Pylades wieder hervor:

„Nein, Tyrann, nein, stirb du!“

und stürzt sich auf den Sessel-Thoas, um ihm den Todesstoß zu versetzen, — dann bricht er in schallendes Gelächter aus, ruft seine Gattin, steigt mit ihr zum Garten nieder, und bald hört man fröhlichen Gläserklang: Meister Gluck ist mit sich zufrieden und trinkt auf gutes Gelingen des Werkes, das alle Feinde und Neider verstummen machen soll.

Gluck war Nichts weniger als ein „homme du monde“. Er liebte häusliche Behaglichkeit und haßte jeden Zwang, den die Aufnahme in „die Gesellschaft“ auferlegt, und jene Glätte, jene Lüge, die hier als Gebot gelten. Dessenungeachtet mußte er mit Rücksicht auf die Wünsche der Freunde in einigen Salons verkehren. Am häufigsten kam er in das Haus der Gräfin Genlis, die in ihren Memoiren über diesen Verkehr mit dem originellen Meister anziehend zu erzählen weiß. Sie war selbst eine warme Freundin der Tonkunst und spielte meisterhaft die Harfe; sie war deßhalb auch bei der Königin ein gern gesehener Gast, und schon mit Rücksicht darauf widmete ihr Gluck freundlichere Aufmerksamkeit, als er sonst den Damen der Gesellschaft zuwog. Er besuchte die Gräfin häufig in ihrer Loge und klagte ihr sein Leid, wenn Sänger oder Musiker seine Ideen nicht begriffen oder nicht darauf eingehen wollten. In Gemeinschaft mit den Tonsetzern Monsigny und Mondonville und dem Violinvirtuosen Jarnowick veranstaltete er in den Salons der Gräfin kleine Concerte und trug selbst mit heiserer Stimme, aber mit Geschmack und Feuer einzelne Stücke aus seinen neuen Opern vor. Natürlich stand Frau von Genlis

treu zu Gluck's Freunden, allein sie gesteht offen, daß nicht selten der Fanatismus und die Unwissenheit von Freund und Feind auf sie und jeden unbefangenen Beobachter, ja auf Gluck selbst gar komischen Eindruck machten. — —

Wie freudig mußte der Künstler aufathmen wenn er, die Nichtigkeiten und Widerwärtigkeiten, die mit Lösung seiner Aufgabe verknüpft waren, abstreifend, vor das Antlitz seiner königlichen Gönnerin treten durfte! Denn vom ersten Augenblick bis zur letzten Stunde seines Aufenthalts in Paris erfreute er sich der unwandelbaren Gunst, ja man darf sagen, der Freundschaft der treuesten Beschützerin alles Guten und Edlen, und zwar wollte sie

„nicht heimlich thun mit ihrem Wohlgefallen;
Das Siegel ihrer königlichen Gunst
Sollt' hell und weit auf seiner Stirne leuchten“. . . .

Als sich einmal Prinz d'Hennin im Salon der Sophie Arnould eine unwürdige Aeußerung über Gluck's Orpheus erlaubte, faßte die Königin solchen Hohn als eine ihr selbst zugefügte Beleidigung auf. Der ritterliche Herzog von Nivernois stellte den Spötter zur Rede; es folgte ein Duell im Boulognerwäldchen, glücklicher Weise ohne tragischen Ausgang. Sie zürnte aber nur, weil sie die hämische Absicht herausfühlte; ein freimüthiges Wort vergalt sie, die sich darin so recht als Tochter der Maria Theresia erwies, nur mit einem schalkhaften Wort oder mit beredtem Schweigen. Als der hochbetagte Herzog von Noailles in ihrer Gegenwart über „Elektra“ äußerte: „Das Gedicht ist den Teufel werth, und was die Musik betrifft: sie stammt von einem Schüler Gluck's, kann also nicht besser sein!“ erwiderte die Königin lächelnd: „Herr Marschall, ich weiß schon, was Sie eigentlich sagen wollen, aber fahren Sie nur fort! Sie dürfen vor uns ebenso freimüthig sprechen, wie vor dem verstorbenen König!“

Dem Verbot der Etikette trotzend, entzog sie den Concerten in Versailles ihre eigene Mitwirkung nicht. „Meine Freude an Musik hat sich um nichts vermindert,“ schreibt sie am 13. Juni 1776 an ihre Mutter, „ich beschäftige mich angelegentlich damit, sie ist mein liebstes Vergnügen. Bis zur Abreise nach Marly gab es in jeder Woche bei mir ein Concert, worin ich mit mehreren Anderen mitwirkte.“ Im Sommer des nächsten Jahres schreibt sie: „Wir sind seit acht Tagen in Fontainebleau, der König leidet die ganze Zeit über an Schnupfen, dies hindert ihn aber nicht, auszugehen.

Ich dagegen bin den ganzen Sommer über wenig aus dem Hause gekommen, sowohl meiner Gesundheit wegen, als weil ich mich zu Hause ernster beschäftige, als im vorigen Jahre. Ich lese, ich arbeite, ich habe zwei Musiklehrer, den Einen für Gesang, den Andern für Harfe, ich habe auch wieder ein wenig zu zeichnen angefangen; Alles dies beschäftigt und unterhält mich." Und die sorgliche Mutter antwortet: „Ich bin sehr damit einverstanden, daß Sie sich mit Musik beschäftigen, mit Arbeiten und vor Allem mit Lectüre, um so mehr, da der König die lärmenden Vergnügungen nicht liebt, die nur eine Zeit lang am Platze sind, dann von selbst ein Ende nehmen und eine gewisse Leere und oft noch Unannehmlichkeiten zurücklassen."

Die Mutter und der von ihr aufgestellte Mentor sahen nun freilich in Beschäftigung mit Musik und Theater nur eine harmlose Zerstreuung, die in erwünschter Weise dazu angethan wäre, von gefährlicherem Amusement, insbesondere vom Spiel abzuziehen; der Königin selbst aber schwebte, wenn sie auch in ihren Briefen damit nicht prunken wollte, ein edleres Ziel vor, wenn sie im Theater oder im Concert spirituel Gluck's Kompositionen Beifall spendete oder Arien von Salieri oder Sacchini in auserlesenem Kreise vortrug. Mag immer, wie die strenge Mutter behauptet, ihr Talent nicht bedeutend, ihre Stimme nicht kräftig gewesen sein, so wurden doch durch die natürliche Grazie, die ihr ganzes Wesen athmete, auch diese Leistungen mit hellem Schimmer übergossen.

Oft wurde Gluck zu jenen denkwürdigen Festen von Trianon geladen.

Wenn der Scheidegruß der Sonne die Baumkronen mit Strahlengold übergoß, wurde es in den zierlich beschnittenen Laubengängen, auf den Rasenteppichen, an den schimmernden Wasserbecken lebendig. Geist und Witz sprühten in der hier lustwandelnden Gesellschaft so feurig, wie die Diamanten, die sich auf den Nacken der gravitätisch dahinschreitenden Damen wiegten. Ein buntes Gewoge von Federn, Blumen, Fächern, Sammt und Seide! Bei jedem Schritt zitterten die hohen, thurmartigen Frisuren der Damen; die hohen Absätze der Schuhe und die weitgebauschten Reifröcke gestatteten nur langsame, feierliche Bewegung. Die älteren Cavaliere trugen noch die Allonge, die Jüngeren den Haarbeutel. Einige Herren fielen auf durch gesuchte Einfachheit der Erscheinung.

Um ihre Sympathie für Amerika's Söhne auch äußerlich kundzugeben, gefielen sich viele junge Adelige darin, die Abzeichen ihres Standes, sogar den vor Alters vielbeneideten „Talon rouge“ aufzugeben und in dunklen Tuchröcken und Manchesterbeinkleidern einherzugehen. In Versailles zwar hatte diese politische Mode nicht Eingang gefunden, aber die Königin lachte nur über solche Thorheit, die freilich nicht so harmlos war, wie es den Anschein hatte, und kümmerte sich nicht darum, ob ihre Gäste das gallonirte Hofkleid trugen oder nicht, denn Zwanglosigkeit, die ja erst der Fröhlichkeit die Pforte öffnet, war die für ihre Feste ausgegebene Parole.

Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildet eine Gruppe auf der lorbeerumrankten Terrasse. In einem Halbkreis sitzen und stehen Damen und Herren um ein Piano, das inmitten blühender Büsche am Fuß der Statue einer erstaunt lauschenden Venus aufgestellt ist. An den Sockel gelehnt, steht der ritterliche Herzog von Coigny, dessen Abenteuer so ergiebigen Stoff für die Pariser Chronique scandaleuse lieferten. Neben ihm plaudert der Chevalier Coigny, der hübsche, junge Schmeichler, dem die Damen den seltsamen Kosenamen „Mimi“ gaben, mit dem lebhaft gesticulirenden „Philanthropen von Versailles,“ dem Prinzen d'Hennin. Der Herzog von Guines, der jederzeit über Alles und Jedes am Besten unterrichtet war, so daß man ihn scherzweise „Journal von Versailles“ nannte, ist eben beschäftigt, seine Flöte in Stand zu setzen, denn er wird heute die Gesellschaft durch sein meisterhaftes Spiel erfreuen Auch Graf von Polastron wird ein Violonkonzert und Herr von Besenval eine Chansonette zum Besten geben. Eine herrliche Erscheinung, deren Reiz nicht durch eitle Selbstgefälligkeit geschmälert wird, ist Gräfin Julie von Polignac. Sie fesselte Männer wie Frauen durch anmuthige Manieren, Lieblichkeit der Stimme, Sanftmuth des Blicks und liebenswürdige Eigenschaften des Geistes und des Herzens; nur niedrige Verleumdung war es, wenn Abbé Soulavie sie als Intriguantin brandmarkte, die unter kindlich unschuldiger Maske gewinnsüchtige Pläne verfolgt habe. Neben ihr steht, wie Juno neben Minerva, ihre Schwägerin, Diana von Polignac, die, eine schöne, aber kalte Statue, theilnahmslos auf die Gesellschaft niederblickt. Den Preis der Schönheit würde Paris wohl der Dritten reichen, der Prinzessin Lamballe, deren heiterer, jungfräulicher Reiz an eine Frühlingsblüthe mahnt. Sie hatte

gleichfalls die Ehre der Freundschaft der Königin mit neidischer Verleumdung zu büßen, — auch Frau von Genlis nennt sie geziert und unbedeutend, — aber wie muß solcher Tadel gegenüber dem tragischen Ende der Märtyrin verstummen!

Auch Monsieur, der Graf von Artois, und Madame, seine Gemahlin, haben sich eingefunden, und die liebenswürdige Theilnahme, die sie dem eben vom Klavier sich erhebenden Meister Gluck zuwenden, ließe nicht darauf schließen, daß sich die Gatten am nächsten Morgen im Kreise gewissenloser Freunde über das nächtliche Fest hämische Anspielungen und Erfindungen erlauben werwerden, die listig darauf berechnet sind, den Ruf der Königin zu schädigen. Ritter Gluck, heute in reichgesticktem Hofkleid und sorgfältig gekräuselter Perruque, trägt in dem glänzenden, rauschenden Kreise berechtigtes Selbstbewußtsein sogar ein wenig herausfordernd zur Schau, — jetzt aber neigt er sein Haupt tief zur Erde: die Königin, begleitet von Madame Elisabeth, tritt zu ihm heran. Sie bietet ihm die Hand zum Kusse und dankt mit gnädigen, fröhlichen Worten dem „lieben, alten Lehrer“ für den Genuß, den er ihr bereitet habe. Ein weißes, leichtes Perkalkleid schmiegt sich um die schlanke Gestalt, kirschrothe Taffetbänder flattern von den Schultern herab; sogar der überladene Kopfputz kann den Liebreiz der Erscheinung — nennt sie doch sogar ihr bitterster Feind, Abbé Soulavie, ein „Engelsbild“ — nicht beeinträchtigen. Um Stirn und Mund fließt sanfte Anmuth aber in den blauen Augen leuchtet ein Feuer, das an den männlichen Ernst und den unvergleichlichen Opfermuth der kaiserlichen Mutter erinnert.

Jetzt blitzt es in diesen Augen freudig auf. Auf den Stufen der Terrasse zeigt sich ein junger Mann in reichem Jagdkleid: der König. Herzlich begrüßt Marie Antoinette den Gemahl, dann tritt sie an's Piano und singt mit glockenreiner Stimme eine einfache Weise, das Lied vom „Pauvre Jacques.“ Es war nicht, wie eine Zeit lang verbreitet war, von ihr selbst componirt, sondern von der Marquise von Travanet, aber die Königin legte solche Vorliebe dafür an den Tag, daß es rasch populär wurde und ganz Paris für den „Pauvre Jacques“ schwärmte.

Jetzt setzt mit süßem Ton die Flöte ein, Hörner antworten aus der Ferne, Wasser- und Waldesrauschen tönt in einander, — hier erstrahlt der Park in rothem Feuerschein, dort zittert nur das

Mondlicht auf den Kieswegen und Blumenteppichen! Da schwingt sich die freie, schöne Künstlerseele auf hellen Lichtpfad der Erinnerung! Er sieht sich wieder im deutschen Wald, den der Förstersohn in der Jugendzeit so oft durchstreift hatte, er hört wieder den leisen Hall, der in brütender Mittagsstunde durch die Zweige zog, — ihm schwillt das Herz, als müsse er der ganzen Welt den Drang im Busen künden, kühn schwingt sich die Phantasie in's Leben und Weben der Natur — —

Inzwischen wurde in der königlichen Oper „Armida“ einstudirt; nach diesem von Freund und Feind mit Spannung erwarteten Werk sollte „Roland“ zur Aufführung kommen. Gluck hatte ohne Bedenken das Gedicht Quinault's, das schon von Lulli in Musik gesetzt war, unverändert beibehalten. „Welche Anmaßung!“ riefen die Anhänger der alten französischen Schule. Natürlich fanden sie auch, als „Armida“ am 23. September 1777 über die Bretter ging, daß Lulli nicht annähernd erreicht sei. „Das ist“, heißt es in den Mémoires secrets, „weder der edle Gesang, noch die schöne Einfachheit des Recitativs der alten Oper, noch die heiteren, anmuthigen Arien, an welchen Lulli's Werk so reich sind.“ In der Aufführung kam es nicht, wie zu besorgen war, zu offenem Kampf der Parteien, da die Anwesenheit der Königin den Gegnern eine gewisse Zurückhaltung aufnöthigte. Die Aufnahme war jedoch fast frostig zu nennen. Nur einige Chöre und das Duett zwischen Rinald und Armida im letzten Akt fanden lebhafteren Beifall. Auch viele Anhänger Gluck's und unbefangene Hörer konnten sich weder sogleich mit der hier zu Tage tretenden musikalischen Declamation, noch mit der ungewohnten Auffassung des Stoffes befreunden.

Es ist ja wahr: Gluck's Armida ist nicht die Armida Tasso's, gleicht eher der stolzen, düsteren Zauberin Medea. Von einer zürnenden Gottheit ward sie mit verzehrender Leidenschaft erfüllt; sie spricht von ihrer Liebe wie von einem Fluch und vom Geliebten wie von einem Feind. Vergeblich sucht sie den vergifteten Pfeil aus dem Herzen zu ziehen; Scham und Wuth streiten in ihrer Brust, weil dieses Bemühen erfolglos. Da sie endlich Rinald durch ihre Zaubermittel bezwungen hat, fühlt sie, daß solcher Sieg nur den Sieger erniedrige. Das Verhängniß breitet fort und fort seine schwarzen Fittige über die heitersten Scenen; auch wenn sie beglückt ist und beglücken will, bleibt sie furchtbar, — gewiß ein

echt tragisches Moment, würdig, von einem Gluck, dessen Element ja gerade das Große, Ernste, Erhabene war, in die Welt der Töne eingeführt zu werden. Die Zeitgenossen fühlten sich aber von solcher Gestaltung fremdartig berührt. Lulli's Armida war eine anziehende Schönheit, mit heiteren Blumen bekränzt, — in den Augen der Zeitgenossen die einzig berechtigte Auffassung, — Gluck's Werk dagegen gleicht einem Gewitter, das in einer Frühlingsnacht an uns vorüberrauscht. Denn der Reiz des Frühlings lacht auch hier in jenen Scenen, da Rinald in Armida's Gärten wandelt; der einfache Orchestersatz wirkt beredter als die süßeste Schmeichelei. Wie ergreifend hinwieder ist die Beschwörung der Dämonen der Unterwelt! Man fühlt: Höher kann sich ein Genius nimmer aufschwingen, der Sehnsucht des Herzens nach Schönheit und Harmonie ist ganz und voll Genüge gethan. Allein um diese Schöpfung voll melancholischen Zaubers und düsterer Ahnung genießen und würdigen zu können, bedarf es geläuterter Sinne, liebevoller Hingebung. Wie bei Alkeste, so ging es auch diesmal. Bei öfterem Hören entdeckte man Plan und Ueberlegung, wo man anfänglich nur Verwirrung, eine Fülle von Schönheit und Feinheit, wo man nur Einförmigkeit erblickt hatte. Die Oper gewann immer mehr Freunde, allein die entscheidende Wirkung, die Gluck erwartet und wohl mancher seiner Gegner befürchtet haben mochte, war nicht erreicht.

Der Streit dauerte fort!

Heftig eiferte insbesondere Laharpe gegen die Novität. Der „nicht mit Unrecht hochgeschätzte, talentvolle Meister" habe sich damit auf ein Gebiet verirrt, wo ihm kein Lorbeer beschieden sei; es seien nur Kraft und Stärke zum Ausdruck gebracht, wo Grazie und Anmuth allein berechtigt gewesen wären; auch könne man den Wunsch nicht unterdrücken, daß Gluck's Gesangssprache reicher und dem Genius der französischen Sprache angemessener, daß sie weniger „gehackt" und weniger „lärmend" sein möchte. „Und vor Allem möchte ich Arien hören." Gegen Laharpe trat Gluck selbst in die Schranken. „Ich will Sie recht schön bitten," heißt es in dem ausführlich über Gluck's Intentionen sich verbreitenden Schreiben, „mir die Bekanntschaft irgend eines Dichters zu verschaffen, der die Armida handwerksmäßig bearbeitet und zwei Arien auf jede Scene vertheilt. Wir wollen zusammen die Quantität und das

Maß der Verse feststellen, und wenn die Sylben vollständig beisammen sind, so werde ich das Uebrige auf mich nehmen. Ich bearbeite dann die Musik und verbanne daraus, wie es allein vernünftig ist, gewissenhaft alle lärmenden Instrumente, besonders Pauken und Trompeten, und werde dafür sorgen, daß man in meinem Orchester nur Oboen, Flöten und Violinen con sordino hören soll.“ Die von der Erbitterung des Meisters zeugende Kampfrede schließt: „Ungeachtet der Erkenntlichkeit, die ich Ihnen schuldig bin, ist es mir unmöglich, auf all die gemachten Bemerkungen Rücksicht zu nehmen, wenn ich nicht das nämliche Schicksal haben soll, das jener Grübler hatte, der in Gegenwart Hannibal's eine lange Abhandlung über Kriegskunst vortrug.“ Geistvoll wies der Anonymus von Vaugirard den hochfahrenden Kritiker zurück und traf ihn an empfindlicher Stelle. „Wenn z. B. D'Alembert seine Entdeckungen über die Theorie der flüssigen Körper zum Erstenmal veröffentlichte, so würde Herr von La Harpe als Journalist sehr wohl thun, wenn er die neue Errungenschaft dem großen Publikum zur Kenntniß brächte, aber man darf annehmen, daß seine Leser durchaus nicht etwa seine eigenen Ansichten darüber hören wollen: man ist niemals verpflichtet, über Etwas zu urtheilen, was man nicht versteht.“ Laharpe nahm den Handschuh auf, nachdem er Rousseau's Dictionnaire wie eine Waffenkammer geplündert hatte, andre berufene und unberufene Stimmen mischten sich in den Streit: Worte und kein Ende!

In der italienischen Oper wurde eine Parodie der „Armida“, betitelt „Die Oper in der Provinz“, zur Aufführung gebracht. Sie behandelt die Abenteuer eines jungen Bourgois, der einer „Armida“, einer lüderlichen, bei einer fahrenden Truppe engagirten Sängerin, nachzieht, aber endlich von Verwandten und Freunden wieder aufgefunden und aus unwürdigen Banden befreit wird. Wie platt und plump die eingestreuten Anspielungen auf den deutschen Stil, beweist u. A. die vom Chor gesungene Kraftstelle:

„Voici le mont, songeons-y bien,
Crier est tout, chanter n'est rien!“

Ungefähr auf gleicher Höhe stehen die meisten Chansons und Epigramme, die im Journal de Paris als „Eingesandt“ erschienen; in ermüdendem Einerlei werden die bekannten Klagen über Verworrenheit, Einförmigkeit, Stillosigkeit der deutschen, über Trivialität und Hohlheit der italienischen Musik „mit wenig Witz und viel

Behagen" abgesungen. Wenn z. B. ein Piccinist ein Lied im Leierkastenton anhebt, mit dem Refrain:

„Mais tout cela n'empêche pas,
Que votre Armide ne m'ennuie,"

so replicirt darauf „un homme, qui aime la musique et tout les instrumens, excepte la Harpe":

„Mais, ma foi, la Harpe m'ennuie."

Von andren, ebenso banalen Witzen weiß Bachaumont zu erzählen. So wurde z. B. von Gluckisten ein Theaterzettel der ersten Aufführung von Piccini's Roland in Umlauf gebracht, worauf zu lesen war: „Der Autor des Gedichts wohnt Rue des mauvaises paroles und der Componist Rue des Petits-Chants (Champs)." Bald darauf fand sich am Thor des Opernhauses ein andrer Zettel angeheftet, der u. A. die Anzeige enthielt: „Ritter Gluck wohnt Rue du Grand-Hurleur."

„Die Kabalen gegen Iphigenie Orpheus, und Alkeste" — schreibt Gluck selbst an Madame Friese, — „waren nur kleine Scharmützel zwischen leichten Truppen im Vergleich mit der lärmenden, schrecklichen Schlacht, die ich mit meiner Oper „Armida" ausgefochten habe." Er erwähnt dann die Umtriebe des Gesandten von Neapel, den wüthenden Federkrieg, die Vertheidigungsmaßregeln seiner Freunde. „Der Streit ist so hitzig geworden, daß es nach Beleidigungen durch das Wort wohl auch zu Thätlichkeiten gekommen wäre, wenn nicht gemeinsame Freunde rechtzeitig vermittelt hätten; das Journal von Paris, das man hier verkauft, beschäftigt sich Tag für Tag mit diesen Dingen; die Fehde wird den Redakteur noch reich machen, er hat jetzt schon 2500 Abonnenten in Paris. Kurz, es ist eine musikalische Revolution in Frankreich ausgebrochen, von allem erdenklichen, auffälligen Tumult begleitet. Meine Verehrer sagen zu mir: Schätzen Sie sich glücklich, so ingrimmig verfolgt zu werden, denn dies ist bisher allen großen Männern widerfahren! Ich möchte sie gern zum Teufel schicken mit ihren schönen Redensarten. Thatsache ist, daß die Oper, von der man behauptet, sie habe Fiasko gemacht, in sieben Aufführungen 37,200 Livres eintrug, wobei die Logen- und Abonnentenplätze nicht mitgerechnet sind. Gestern war die achte Aufführung, wobei 5767 Livres eingingen. Nie sah man solches Gedränge, nie beobachtete man solche Aufmerksamkeit; das Parterre war so gefüllt, daß ein Mann, der den Hut auf dem Kopfe hatte, dem Schutzmann, der ihm bedeutete,

den Hut abzunehmen, erwiderte: „Nehmen Sie ihn mir selbst ab, denn ich kann meine Arme nicht bewegen.“ Es war köstlich. Ich habe Leute aus dem Theater kommen sehen, deren Haare ganz zerrüttet, deren Kleider durchnäßt waren, als hätte man sie aus dem Bache gezogen; man muß Franzose sein, um sich ein Vergnügen um solchen Preis zu erkaufen! Es gibt sechs Zugänge zum Opernhaus, das Publikum pflegt sie, wenn es die Geduld verliert, im Sturm einzunehmen.“

Piccini selbst, der, wie schon angedeutet wurde, nichts weniger als ein Intriguant war, dem auch die thatkräftige Entschlossenheit Gluck's fehlte, war diesen Vorgängen gegenüber nahe daran, zu verzweifeln. Ein humoristischer Brief des Abbé Galiani läßt ersehen, wie unbehaglich dem italienischen Maëstro der Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs erschien, und beweist zugleich, wie in Italien, sogar in Kreisen, welche für Piccini voreingenommen waren, das Uebergewicht Gluck's richtig gewürdigt wurde, beweist aber auch, welch mächtigen Eindruck die Parteinahme der Königin hervorrief. „Ich erhalte“ schreibt Galiani an Marmontel, „von unsrem braven Nicolo nicht einen Brief, der mir nicht in's Herz schnitte. Man sagt: Paris sei das Paradies der Frauen; ich gebe es zu. Man sagt auch: es sei die Hölle für die Pferde; auch dies sei zugegeben, und es sei mir gestattet, hinzuzufügen: auch für die Musiker! Mein armer Landsmann wird sich dort nicht halten können. Der Marquis von Carraccioli hat einmal gewagt, zu behaupten, daß Ihre Landsleute Ohren von gedoppeltem Leder hätten, aber dies gilt nicht von ihren Herzen, und Sie müssen sich daher die ehrenvolle Aufgabe nicht verdrießen lassen, ihnen einen Mann zu empfehlen, der, um ihnen Vergnügen zu machen, 400 Meilen zurückgelegt hat.“ Galiani räumt ein, daß eine Klage über die französischen Künstler nicht gerechtfertigt wäre; sie nahmen sich insgesammt des Gastes freundlich an und erwiesen ihm verdiente Ehre, mit Ausnahme eines Einzigen, der noch dazu ein Schüler Piccini's, aber freilich nur ein geborener Lütticher (Gretry), der durchaus nicht vergessen und verwinden könne, daß Piccini eine Oper (La bonne fille) geschaffen, die ganz Europa und auch die Pariser entzückte. „Aber unser guter Nicolo“ fährt Galiani fort, „hat freilich noch ganz andre Stürme auszuhalten. Wissen Sie, mein verehrter Herr, daß ich nicht ohne Zittern an diesen fürchterlichen Ritter Gluck denken kann, dessen Name mir einfällt, so oft

ich im Ariosto von Ferraù lese. Eure musikalischen und unmusikalischen Streitschriften beweisen mir, daß dieser Teutone mit der Keule des Herkules bewaffnet ist. Mag er doch, wenn es ihm beliebt, Eure alte französische Musik todtschlagen, wenn er uns nur um des Himmels willen unsren verehrten Freund am Leben läßt. Glauben Sie übrigens nicht, daß dieser Gluck ein solcher Bösewicht, wie die Teufel, die er in seinem Orpheus und in seiner Alkeste singen läßt. Piccini selbst hat mir anvertraut, daß ihm einmal, während er in Director Berton's Haus an der Seite seines Nebenbuhlers, des wackeren Deutschen, bei Tische saß, dieser zutrank und mezza voce zuflüsterte: „Die Franzosen sind gute Leute, aber sie machen mich lachen, sie wollen, daß man Gesang für sie componire, aber sie können nicht singen." Was den Anonymus von Vaugirard betrifft, so kann ich nur sagen, daß er mir viel Geist und Geschmack zu besitzen schien, ehe er sich einbildete, Ihnen am Zeug flicken zu wollen; machen Sie ihm doch begreiflich, daß man mit zerhauenem Gesicht nicht viel Licht in eine musikalische Streitfrage bringen kann. Allein, während ich hier Worte verschwende, lese ich in zwanzig Briefen aus Paris, daß Eure junge und schöne Königin bei keiner Aufführung der Armida fehlt und daß ihre erhabenen Hände nicht müde werden, das Vergnügen, das sie genießt, kundzugeben. Ach, theuerster Freund, ganz Frankreich wird unter die Gluckisten gehen!"

Die Königin für Piccini's Sache zu gewinnen, dieses Ziel strebten die Freunde des Komponisten unermüdlich zu erreichen. Immer wieder wurde ihr Interesse für das bevorstehende Ereigniß, die Aufführung des „Roland", rege zu machen versucht, bis sie sich endlich bereit erklärte, Piccini's Musik zu hören. Der Künstler wurde in das königliche Schloß geladen und durfte der Königin die beiden ersten Akte seiner Oper vorspielen. Marie Antoinette kargte nicht mit Beifall, äußerte aber dann, sie wolle selbst etwas singen, Piccini möge sie begleiten. Geschmeichelt setzte sich der Maëstro an's Piano, die Königin reichte ihm ein Notenheft: es war die Arie der Alkeste: „Divinités du Styx". Laharpe nimmt an, daß die Wahl mit böser Absicht getroffen wurde. Gewiß mit Unrecht. Der allzeit Gütigen lag es sicher fern, den Künstler kränken zu wollen; sie wählte, was sie liebte. Immerhin war es eine schlimme Fügung für den Armen, daß er nach Versailles gerufen

ward, um durch lieblichsten Sängermund eine Schöpfung Gluck's vortragen zu hören.

Es fehlte übrigens nicht an Bestrebungen, den Streit, der für Freund und Feind so viel Aufregung, Unruhe, Verdruß nach sich zog, zu schlichten und die beiden Rivalen selbst einander näher zu bringen. Auf den bekanntesten dieser Versuche, der jedoch vermuthlich mit mehr Recht auf eigennützige Absicht des Anstifters zurückzuführen ist, spielt Galiani in seinem oben erwähnten Briefe an. Einer der Directoren der königlichen Oper, Berton, lud die beiden Komponisten, deren Talente er zum Frommen des ihm anvertrauten Instituts auszunützen gedachte, zu Tische. Es mag wohl sein, daß Gluck anfänglich, wie Marmontel in einem Pasquill schildert, ein stummer Gast war. Allmälig aber löste der Wein die Zunge, und Gluck begann jene Zurückhaltung aufzugeben, die so sehr berechtigt gewesen wäre in einem Kreise, wo man gierig darnach spähte, ob er sich nicht eine Blöße geben werde. Einer der Anwesenden fragte Gluck, wie viel Opern er schon componirt habe. „Nicht viele", antwortete er, „und diese haben mich viel Studium und schwere Anstrengung gekostet!" „Ich habe mehr als hundert geschrieben", fiel Piccini ein, dessen Fruchtbarkeit in der That an seinen Landsmann, den Maler Luca fa Presto, erinnert, „und ich kann nicht behaupten, daß sie mich viel Mühe gekostet hätten!" „Das hätten Sie nicht sagen sollen, lieber Freund!" flüsterte ihm Gluck zu. Die Warnung mag den Nachbar verdrossen und schweigsam gemacht haben; Gluck dagegen, der dem Wein lebhaft zusprach, wurde immer gesprächiger und aufgeräumter. Zur Unzeit erlaubte er sich die oben angeführte, geringschätzige Aeußerung über die Gesangskunst der Franzosen und gab durch ein andres Wort seinen Gegnern eine noch schneidigere Waffe in die Hand. „Mein lieber Freund," sagte er lachend zu Piccini, „Sie sind ein Mann, der in ganz Europa als berühmt gilt. Sie denken nur darauf, Ihren Ruhm zu erhöhen, Sie machen für die Franzosen gute Musik, — nun, sind Sie damit weiter gekommen? Glauben Sie mir: Geld zu gewinnen, darnach muß man hier trachten, nach nichts Anderem!" Man könnte ein solches Wort im Munde eines Künstlers abscheulich finden. Es ist auch bekannt, daß Gluck wirklich ein guter „Geschäftsmann" war, sorgsam darauf bedacht, daß ihm seine Werke ergiebigen, klingenden Lohn eintrügen. Allein Gluck verleumdete

sich selbst, wenn er das Verlangen nach Geldgewinn als Triebfeder seines Schaffens bezeichnete; die Welt würde ihn heute nicht zu den „Auserwählten“ zählen, wenn er nicht sein Leben lang, nur dem unwiderstehlichen, inneren Drange gehorchend, das heilige Land des Ideals mit der Seele gesucht hätte. Marmontel freilich sah in der scherzhaften Aeußerung ein unbedachtes Geständniß niedriger Triebe. In seinem Gedicht „Polymnie“ spinnt er sie hämisch noch weiter fort:

„Mais c'est de l'or, qu'il faut gagner ici,
Et notre gloire est en lettres de change.
On t'aura dit, que je suis charlatan,
Que pour du beau j'ai donné de l'étrange,
Mais la musique est de l'orviètan;
Suis mon exemple et fais-toi sans scrupule
Un parti fort de prôneurs aguerris
Avec des mots, l'impudence à Paris
Mine à son gré la sottise crédule,
Ce peuple est vain, suffisant, ridicule:
A son oreille il ne faut que des cris.“

Das Pasquill Marmontel's wurde zwar nicht im Druck der Oeffentlichkeit übergeben, aber der Dichter, der sich viel darauf zu gute that, las es überall vor, wo man es zu hören wünschte, und ging erst dann vorsichtiger zu Werke, als ihn Suard, der als einer der besten Fechter in Paris galt, bedeuten ließ, er würde ihm, wenn das Gedicht nicht rasch verschwinden würde, ein Honorar in's Gesicht schreiben.

Die Zusammenkunft der beiden Musiker selbst nahm friedlichen Verlauf. Piccini erwiderte die unvorsichtige Apostrophe des Nebenbuhlers mit einem feinen Kompliment: „Ihr eigenes Beispiel lehrt, daß man zugleich an sein Vermögen und an seinen Ruhm denken kann.“ „Die Rivalen“ sagt Piccini's Biograph Ginguené, „nahmen von einander Abschied, als wären sie versöhnt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Achtungsbeweise aufrichtig gemeint waren; allein der Krieg, der sich um ihre Persönlichkeiten drehte, hörte deßhalb mit nichten auf, und man kann in gewisser Beziehung das Wort anwenden, das von einem berühmten Stimmführer einer politischen Partei gesagt wurde: Die beiden Männer, die der Spielball ihrer Parteien zu sein schienen, bildeten selbst die Parteien.“

Wie es einst für Ritter Gluck während seines ersten Aufenthalts in Paris ein schweres Stück Arbeit gewesen war, in's Opernhaus, wo schlimmste Anarchie eingerissen war, einige Disciplin zurückzuführen und sich bei den hoffärtigen „Größen" der Bühne und des Orchesters in Respekt zu setzen, so mußte auch der italienische Maëstro diesen Leidenskelch bis auf die Neige leeren. Gerade diejenigen, die ehedem am lautesten über die „unmögliche Teufelsmusik" Gluck's gezetert hatten, führten jetzt Beschwerde, daß man ihnen, die doch berufen seien, Gluck's gewaltige Werke vorzuführen, zumuthen wolle, um der „leichten" Musik eines Piccini willen sich anzustrengen. Der Italiener verlangte vor Allem Reinheit des Tons und Geschmeidigkeit des Vortrags, und diese Vorzüge konnten nur wenige Künstler der Pariser Oper ihr eigen nennen. Andrerseits mangelte es Piccini an Muth und Energie. Während Gluck unerschrocken über die Häupter aller Schuldigen seine „Donnerwetter" entlud, wurde der Italiener immer ängstlicher, ja er enthielt sich zuletzt fast gänzlich eigener Mitwirkung, die ja doch Nichts zu fruchten schien.

„Ach, Alles schlägt fehl", klagte er, „Alles ist gegen mich verschworen!" Auch hier lieh aber Marmontel hilfreiche Hand. Er vertrat in den Proben nach bestem Ermessen den Komponisten, der sich in einem Winkel des Zuschauerraums versteckt hielt, und schalt die Lässigen und Widerspänstigen, die nur nach eigenem Gefallen ihre Rollen durchführen wollten. Freilich schadete der Dichter, der in diesen Räumen nicht sehr beliebt und geachtet war, nicht selten durch allzu leidenschaftliches Auftreten mehr, als er nützte. Mademoiselle Bourgois gab, als er geringschätzig von „stellvertretenden Kräften" sprach, schnippisch zur Antwort, er sei ja auch höchstens der „douple de Quinault", ja ein gewisser Campbell drohte gar mit Schlägen. Solcher Skandal schüchterte den Komponisten noch mehr ein, so daß er jede Hoffnung sinken ließ.

„Ich habe mich in mein Geschick gefügt," schrieb er an Ginguené nach der Generalprobe, die nur eine traurige Wiederholung früherer chaotischer Scenen geboten hatte, „es bleibt mir Nichts übrig, als den Beschluß auszuführen, den ich längst gefaßt habe und von dem mich kein Teufel mehr abbringen wird (nach Neapel zurückzukehren). Ich danke Ihnen auf's Wärmste für das Interesse, das Sie meiner Sache widmeten, und werde mich Ihnen mein ganzes Leben lang verpflichtet fühlen; aber es nützt Nichts,

mein theurer Freund, daß Sie so viel Aerger auf sich laden und mit so vielen Feinden sich schlagen wollen. Diesen wird der Sieg zufallen, wir werden unterliegen. Beruhigen Sie sich, ich bitte; was mich betrifft: ich bin ganz ruhig und bin auf meine schmähliche Niederlage gefaßt."

Als der Abend der ersten Aufführung — am 27. Jänner 1778 — gekommen war, begaben sich einige von seinen Freunden zu Piccini, um ihm Muth und Hoffnung einzuflößen, — umsonst! Er war gänzlich gebrochen. Seine Frau und seine Kinder weinten, sogar die Dienstboten schluchzten. Als Signore Padrone endlich den Hut ergriff, um in's Theater zu gehen, ertönten noch lautere Klagerufe, die aufgeregte Frau wollte ihn, als drohe ihm das schwerste Unheil, durchaus nicht ziehen lassen. „Liebes Kind," tröstete er sie, sich endlich ermannend, „bedenk doch, daß wir nicht unter Barbaren leben. Wir sind ja Gäste des höflichsten, gebildetsten Volkes von Europa. Wenn Sie mich nicht als Musiker haben wollen, so werden sie mich doch als Menschen und als Fremden respektiren. Lebt wohl, faßt Muth und Vertrauen! Ich bin jetzt ruhig und werde ebenso ruhig zurückkehren, wie auch immer der Erfolg sich gestalten mag."

Und der Erfolg — soll man darob, der Stimme des Mitleids nachgebend, Genugthuung oder, dem musikalischen Gewissen gehorsam, Mißbehagen äußern? — war ein glänzender. Die einförmige, aber immer gefällige Musik, ohne Tiefe und dramatischen Schwung, aber elegant und melodisch, fand den Beifall aller Hörer, die sich lieber an süßen Tönen weiden, als durch rührende oder erschütternde Eindrücke aufgeregt sein wollten. Der Hof hatte sich, wie zu den Aufführungen der Gluck'schen Opern, vollzählig eingefunden, jedoch wollte man bemerken, daß sich die Königin am Beifall nicht betheiligte. Die Aufführung war mangelhaft, insbesondere traf gerechter Tadel die Leistung des Orchesters. „Die Musiker," klagten die Piccinisten, „sind dadurch, daß sie sich an wüsten, deutschen Lärm gewöhnen mußten, ganz und gar verdorben worden!" Mademoiselle Rosalie war unbedeutend. „Natürlich," klatschte man, „sie will es ja mit Gluck nicht verderben." Legros war für einen Medor nicht geeignet. Ueber jeden Tadel erhaben war nur die Leistung Larrivée's, obwohl sich gerade dieser Sänger am wenigsten Mühe gegeben hatte, seinen Mißmuth über Piccini's Berufung an die Oper zu unterdrücken.

Trotz aller Mängel der Aufführung hatte sich nun aber doch die Oper siegreich behauptet. Herr Marmontel hob stolzer das Haupt, Laharpe schrieb begeisterte Dithyramben, und ein Schwarm gedankenloser Schreier war bereit, den kurz vorher geringschätzig behandelten Neapolitaner als glorreichen Sieger auf den Schild zu heben. Die getreuen Gluckisten sahen sich in die Enge getrieben und mußten sich zu vertheidigen suchen, so gut es ging. Sie hatten früher selbst auf die glänzenden Kassenerfolge der Gluck'schen Opern verwiesen; jetzt mußten sie erleben, daß „Roland" weit größere Summen einbrachte. Manchen Kleinmüthigen mochte auch Besorgniß beschleichen, wenn er sah, daß Piccini seit der Aufführung des „Roland" häufiger nach Versailles berufen wurde, um der Königin Gesangsunterricht zu ertheilen. Wie unbegründet aber die Besorgniß, daß durch diese Annäherung der Gunst, deren sich Gluck erfreute, Eintrag geschehe, beweist die Auszeichnung, die auf Bitten seiner Gemahlin der König dem deutschen Meister zu Theil werden ließ. Im Auftrag einiger Freunde hatte der berühmte Bildhauer Houdon eine Colossalbüste Gluck's gefertigt, die im „Salon" ausgestellt und allgemein bewundert wurde. Der König ordnete nun an, daß sie im Opernhause einen Ehrenplatz finde. Am 15. März 1778 berichtete das Journal de Paris: „Der Befehl Seiner Majestät ist gestern vollzogen und die Büste Gluck's neben derjenigen Rameau's aufgestellt worden." Zur Unterschrift wählte man die schönen Worte Wieland's über Gluck: „Musas praeposuit sirenis."

Der Lärm des Kampfes in Paris fand auch im Heimatlande des Komponisten, im deutschen Reiche, Wiederhall, wenn auch ein regeres Interesse in weiteren Kreisen hier nicht wachgerufen und insbesondere das nationale Moment fast gar nicht beachtet ward. Die panegyrischen Schriften Suard's und Arnaud's wurden von Riedel übersetzt und veröffentlicht, dagegen schrieb der Heidelberger Musikdirector Forkel eine nach seiner Ansicht „vernichtende" Abhandlung über die „angeblich" von Gluck hervorgerufene Revolution. Noch philiströser und gehässiger ließ sich der bekannte Berliner Allerweltskritiker Nicolai in seinen Reisebriefen über den großen Musiker aus.

Die auffälligste Erscheinung aber bleibt, daß gerade in jenen Tagen, da der Kampf mit brennendem Eifer geführt wurde, ein großer deutscher Musiker, der Gluck's nächster Nachfolger im Opern-

gebiet werden sollte, in Paris verweilte, ohne für oder wider Partei zu nehmen, Mozart. Wie ein unbetheiligter Zuschauer verkehrt er in den musikalischen Kreisen, in seinen Briefen berührt er die vielbesprochene Streitfrage kaum oberflächlich, so daß man, wenn man nur diese schriftlichen Aeußerungen beachtete, zur falschen Vermuthung gelangen müßte, er habe Gluck's wichtige Reformthätigkeit mißachtet, die Berechtigung des Verlangens nach dramatischer Charakteristik nicht anerkannt. So auffallende Gleichgültigkeit erklärt sich jedoch hauptsächlich aus den trüben Lebensverhältnissen Mozart's in jenen Tagen; es darf daher diese Episode nicht übergangen werden.

Seit dem 23. März 1778 verweilte der zweiundzwanzigjährige Mozart in Paris. Er war schon als neunjähriger Knabe zweimal vom Vater hierher geführt worden. Damals war alle Welt über „das größte Wunderkind, dessen sich Europa und die Menschheit überhaupt rühmen kann", — wie der geschäftskundige Vater auf Concertprogrammen ankündigte, — in Staunen und Entzücken gerathen. Insbesondere Baron Grimm hatte der Salzburger Musikerfamilie regste Theilnahme zugewendet; auf seine Verwendung hatten sich viele Salons für „Woferl" geöffnet. In Versailles war der Knabe zur königlichen Tafel gezogen und Mesdames Adelaide und Victoire waren nicht müde geworden, den kleinen Künstler, der die schwierigsten Passagen spielend überwand und von eigenem Kompositionstalent die erstaunlichsten Beweise ablegte, zu umarmen und zu küssen.

Das Herz geschwellt von kühnen Hoffnungen, kam nun der Jüngling nach Paris, dem geistigen Mittelpunkt des gebildeten Europa. „Fort mit Dir nach Paris, und das bald!" hatte ihm der Vater geschrieben, der mit Unlust sah, daß sich sein Sohn in Mannheim in zeitraubende Liebeshändel einließ, „setze Dich großen Leuten an die Seite — aut Caesar aut nihil! Der einzige Gedanke, Paris zu sehen, hätte Dich vor allen fliegenden Einfällen bewahren sollen. Von Paris aus geht der Ruhm und Name eines Mannes von großem Talent durch die ganze Welt!" Und auf Amadeo hatte diese Aufforderung so erschütternd gewirkt, wie auf den in Armida's Gärten schwelgenden Rinald der Ruf: „Notre général vous rappele!"

Wie schmerzlich aber unterschied sich die Aufnahme, die dem jungen Mann in Paris zu Theil ward, von den Liebkosungen,

womit man das „Wunderkind“ begrüßt hatte. Eine Empfehlung an die Königin hatte er in Wien nicht zu erlangen vermocht. Einigen vornehmen Cavalieren und Damen, an welche er empfohlen war, durfte er zwar Sonaten und Arien in Menge vortragen, sie ließen ihm dann wohl einmal ein Abendbrod vorsetzen, — damit war aber auch das Füllhorn ihrer Gnade erschöpft. Am zuversichtlichsten hatte er auf Gunst und Freundschaft des Baron Grimm gezählt, allein gerade hier erfuhr er die bitterste Enttäuschung. Grimm's Interesse an Musik und Musikern war ganz und gar in Parteileidenschaft aufgegangen, nur die Italiener ließ er gelten, mit Piccini stand er in vertraulichsten Beziehungen; da war ihm die Ankunft eines jungen Deutschen, mochte dieser immerhin noch selbst auf dem Boden der italienischen Oper stehen, ersichtlich unbequem. Mozart fand zwar anscheinend freundliche Aufnahme im Hause des Landsmannes, mußte aber bald erkennen, daß er auf Empfehlung bei den einflußreichsten gens de lettres und andere Freundschaftsdienste nicht rechnen dürfe.

Von den Kunstgenossen war aufrichtigere Neigung nicht zu erwarten. Gluck hatte, als Mozart nach Paris kam, die Stadt bereits verlassen; um sich in ungestörter Muße der Vollendung seiner „Iphigenie“ widmen zu können, war er nach Wien übergesiedelt. Mozart scheint auch gar keinen Versuch gemacht zu haben, den berühmten Landsmann für sich zu interessiren. Zehn Jahre früher, als der Knabe seine erste Oper „La finta semplice“ für Wien componirte, hatte der Vater darnach getrachtet, Gluck „auf seine Seite zu bringen“, aber ohne sonderlichen Erfolg; ja, es wurde sogar dem Verdacht Raum gegeben, daß der eifersüchtige Meister das aufstrebende jugendliche Genie unterdrücken wollte. „Unter dieser Zeit“ schrieb Leopold Mozart an Freund Hagenauer, „haben alle Komponisten, darunter Gluck eine Hauptperson ist, Alles untergraben, um den Fortgang dieser Oper zu hindern.“ Einer niedrigen Intrigue war Gluck sicher nicht fähig; immerhin mag ein Mann von stark ausgeprägtem Selbstbewußtsein mit Unlust empfunden haben, daß auf seinem Platze ein zwölfjähriger Knabe die Battuta schwinge, und vielleicht hat er auch dieses Mißbehagen nach seiner Art derb geäußert. Seit jenen Tagen war offenbar in Mozart ein gewisses Mißtrauen lebendig geblieben. Er hielt sich von den Pariser Freunden Gluck's fern und vermied Alles, was auf Einverständniß mit den reformatorischen Prinzipien hätte schließen

lassen. Er trat aber auch Piccini, obwohl er ihn schon von Italien her kannte, nicht näher; er plauderte wohl mit ihm, wenn sie sich im Concert spirituel trafen, suchte aber keineswegs näheren Umgang, — „ich verstehe meine Sache, und er auch, das ist genug."

Eine Oper für Paris zu componiren, war sein heißester Wunsch, obwohl er von den Leistungen der Pariser Bühne nichts weniger als befriedigt war. Was Gluck über Musik und Geschmack der Franzosen äußerte, klingt noch wie ein Compliment, wenn man erst Mozart darüber urtheilen hört. „Wenn hier ein Ort wäre, wo die Leute Ohren hätten", schreibt er an den Vater, „Herz, zu empfinden, und nur ein wenig Etwas von der Musique verständen und Gusto hätten, so würde ich von Herzen zu all' diesen Sachen lachen, aber so bin ich unter lauter Viecher und Bestien, was die Musique anlangt ..... Ich bitte alle Tage Gott, daß er mir die Gnade giebt, daß ich hier standhaft aushalten kann, daß ich mir und der ganzen teutschen Nation Ehre mache, und daß er zuläßt, daß ich mein Glück mache, brav Geld mache, damit ich im Stande bin, Ihnen dadurch aus Ihren dermaligen betrübten Umständen zu helfen, und daß wir bald zusammenkommen und glücklich und vergnügt mit einander leben können."

Eitle Hoffnungen! Alles, was er angriff, schlug fehl. An allen Thüren, wo er anpochte, wurde er mit leeren Redensarten abgespeist. Die Briefe an den Vater spiegeln immer deutlicher Unmuth und Betrübniß des Künstlers; gerade der ausgelassenste Galgenhumor giebt davon beredtestes Zeugniß. „Sie schreiben mir, daß ich brav Visiten machen werde, um Bekanntschaften zu machen und die alten wieder zu erneuern. Das ist aber nicht möglich. Zu Fuß ist es überall zu weit und zu kothig, denn in Paris ist ein unbeschreiblicher Dreck; in Wagen zu fahren, — hat man die Ehre, gleich des Tages vier bis fünf Livres zu verfahren, und umsonst, denn die Leute machen nur Complimente und dann ist es aus; bestellen mich auf den und den Tag, da spiele ich, dann heißts: O c'est un prodige, c'est inconcevable, c'est étonnant — und hiermit à Dieu. Ich hab hier so anfangs Geld genug verfahren — und oft umsonst, daß ich die Leute nicht angetroffen habe. Wer nicht hier ist, der glaubt nicht, wie fatal das ist. Ueberhaupt hat sich Paris viel verändert; die Franzosen haben lange nicht mehr soviel Politesse, als vor fünfzehn Jahren, sie

gränzen itzt stark an die Grobheit, und hoffärtig sind sie abscheulich!"

Endlich schien ein hellerer Glücksstern aufzugehen: seine Symphonie wurde im Concert der musikalischen Akademie aufgeführt. Sie fand auch Beifall, allein die größeren Journale nahmen kaum davon Notiz, und das Lob einiger Kenner war nicht im Stande, eine wesentliche Besserung seiner Lage herbeizuführen. „Pegasus im Joch!" Der geniale Tondichter, dessen Seele darnach lechzte, das vollendet Höchste in seiner Kunst zu leisten, sah sich genöthigt, talentlosen Dämchen Musikstunden zu geben, nur um das liebe Brot zu verdienen. Der entwürdigende Dienst entlockt ihm tiefe Seufzer. „Lection zu geben ist hier kein Spaß. Sie dürfen nicht glauben, daß es Faulheit ist — nein! sondern weil es so ganz wider mein Genie, wider meine Lebensart ist!"

Noch schwerere Schicksalsschläge sollten ihn treffen. Während er seine Kraft in unwürdigem Lohndienst vergeuden mußte, saß seine gute, alte Mutter Tag für Tag „allein, wie im Arrest" in der ärmlichen Kammer im Hotel des quatre fils Aymon, wo Grimm seine Gäste untergebracht hatte. Im Mai erkrankte sie, erholte sich aber nochmals und unterzog sich wieder, da sie keinen Diener hatte, den häuslichen Arbeiten. Allein schon im nächsten Monat wiederholte sich der Anfall. Vierzehn qualvolle Tage verbrachte der Sohn an ihrem Schmerzenslager, — der 3. Juli 1778 brachte ihr die Erlösung.

Ein unsäglich trauriges Bild! Fernab vom Tannengrün der Salzburger Berge, in der Fremde, in der gigantischen, dämonischen Weltstadt liegt die brave, deutsche Frau in den letzten Zügen. Verehrung, innige Liebe im Blick, wacht der Sohn an ihrem Sterbelager. Nur ein Landsmann, der Musiker Heina, besucht und tröstet ihn in so schweren Stunden; auch die Wirthin der Herberge erweist sich als mitleidige Seele, indem sie sich hie und da einfindet, um nach der Kranken zu sehen und mit dem einsam Trauernden zu weinen.

Nun wird es Nacht, auf der Straße aber dauert der Lärm des Tages fort. Wie im qualmenden, brodelnden Höllenkessel eines Vulkans gährt es in der Riesenstadt, wogt und braust und rasselt tausendfaches Geräusch. Rollen der Wagen, Gekreisch der Verkäufer, Geplauder der Fußgänger, Lärm der Werkstätten, Musik

der Tanzbuden vereinigen sich zu sinnbetäubendem Getöse, — das ist Paris!

„Volk, einzig in der Welt, in dem sich räthselhaft
Mit Greisensünden mischt beschwingte Jugendkraft,
Das mit Verbrechen spielt und mit dem Tode, — immer
Erstaunt vor dir die Welt, doch sie begreift dich nimmer! —“

Erst nach Mitternacht wird es stiller auf den Straßen und Plätzen, — still ist's in der Stube. Erschöpft versinkt der einsame junge Mann in dumpfes Träumen. Ein lockendes Mädchenbild taucht vor seinen Augen auf, leise Harmonien ziehen durch seine Seele, — da ruft ihn mit erlöschender Stimme die Mutter zu sich, — er eilt an ihr Lager und küßt schluchzend die Hand einer — Leiche. Als Dritte lagert im dunkeln Sterbegemach eine Sphinx, „unlösbare Räthsel auf den Lippen.“ —

Es macht dem Herzen des jungen Mozart alle Ehre, daß er, sobald er wieder Fassung gewonnen hatte, nur darauf dachte, dem Vater das erschütternde Ereigniß auf möglichst schonende Weise kund zu geben. „Weinen Sie mit mir, mein Freund“, schreibt er an Bullinger, der den Vater vorbereiten soll, „dies war der traurigste Tag in meinem Leben, — dies schreibe ich um 2 Uhr Nachts, ich muß es Ihnen doch sagen: meine Mutter, meine liebe Mutter ist nicht mehr!“ An den Vater schreibt er nur, die Krankheit der Theuren habe sich so verschlimmert, daß man sich auf's Schwerste gefaßt machen müsse; dann springt er, um den Vater zu zerstreuen, auf dies und jenes über, spricht von Musik und Theater, von Plänen und Hoffnungen, an deren Gelingen er selbst nicht mehr glaubte. Auch der letzte Rest der ersparten Baarschaft wurde durch die Kosten der Bestattung der Mutter aufgezehrt. Mozart sah sich, wie schwer es ihm auch fiel, genöthigt, Grimm um ein Darlehen zu bitten. Sein Herz lodert aber auf in Unwillen und Zorn, da ihn der Herr Baron jetzt noch drückender seine Ueberlegenheit fühlen läßt und ohne Umschweife zu erkennen gibt, daß er epochemachende Leistungen von seinem „Schützling“ überhaupt nicht erwarte. „Er will,“ schreibt Mozart an den Vater, „ich soll immer zum Piccini laufen, zum Caribaldi (einem Sänger mit schöner Stimme), — mit einem Wort, er ist von der welschen Partei, — ist falsch — und sucht mich selbst zu unterdrücken.“ Paris ist dem Mißhandelten längst verleidet; er möchte nur noch deßhalb bleiben, um dem hoffärtigen Grimm zu zeigen, „daß ich

so viel kann, als sein Piccini, — obwohl ich nur ein Deutscher bin." Mit Freuden begrüßte er die Botschaft, daß sich in der Heimat Aussicht biete, ein Plätzchen mit mäßigem Einkommen zu erlangen. Ehe noch Gluck wieder nach Paris übersiedelte, verließ der jüngere Künstler die Stadt, „vor der ihm graut, wenn er nur daran denkt." —

Man hat gegen Mozart den Vorwurf erhoben, daß er gegenüber den sensationellen Erscheinungen auf musikalischem Gebiet, die gerade damals in Paris zu Tage traten, einen einseitig egoistischen Standpunkt eingenommen, Musik und Theater in Paris ungerecht verurtheilt habe. Wer könnte mit Augen, die von Thränen umflort sind, unbefangen oder gar freudig in die Welt des Scheines blicken?

Daß aber dessenungeachtet der Pariser Aufenthalt bedeutsamen Einfluß auf Mozart's künstlerische Entwicklung ausübte, kann gar nicht bezweifelt werden. Was dramatische Wirkung sei, lernte er in Paris, und wenn er, von Gluck's Wegen abweichend, die bestimmt ausgesprochenen Formen der Oper nachsichtiger schonte, als es den Anforderungen dramatischen Ausdrucks entspricht, so achtete doch auch er in Zeichnung der Charaktere und Situationen Wahrhaftigkeit als erstes Gesetz. Als ihn einmal Frank mit dem Studium französischer Partituren beschäftigt fand und befragte, ob es denn nicht besser wäre, italienische Kompositionen zu studiren, erwiderte Mozart: „Was die Melodie betrifft, ja, aber was den dramatischen Effekt anlangt, nein! Uebrigens haben die Gluck'schen Partituren, die Sie hier sehen, auch nichts Französisches, als die Worte!" — —

Im Frühjahr 1778 wurde in Paris das Interesse an den musikalischen Streitfragen vorübergehend zurückgedrängt durch die Ankunft des „göttlichen Arouet." Aus Bachaumont's Bericht läßt sich ersehen, in welche Aufregung die turbulenten Pariser durch diesen Besuch versetzt wurden. Alle Welt wallfahrtete zum Hôtel des Marquis de Vilette, wo der Philosoph wohnte und, mit Schlafrock und Nachtmütze angethan, die Huldigungen seiner glühenden Verehrer entgegennahm. Er wurde nicht müde, den Deputationen, die sich in seinen Gemächern drängten, zu versichern, daß ihm der Jubelempfang in Frankreichs Hauptstadt die Jugend zurückgegeben habe. Nur die Königin weigerte sich standhaft, den Feind ihrer Kirche, dessen schauspielerisches Vordrängen ihren Widerwillen noch erhöhte, zu empfangen, und der eitle Philosoph mußte mit dem im

Theater und in der Akademie gespendeten Beifall vorlieb nehmen, — Versailles blieb ihm verschlossen. Die Aufregung, welche die Aufführung der „Irène" für den vierundachzigjährigen Greis nach sich zog, war verhängnißvoll: am 30. Mai 1778 verschied er. Als tragikomischer Kontrast wirkt es, wenn der junge Mozart im Hause Grimm's, wo der Voltairecultus am auffälligsten zur Schau getragen wurde, die Nachricht vom Tode des Dichters erfährt und nun dem Vater mittheilt, „daß der gottlose und Erz-Spitzbube Voltaire so zu sagen wie ein Hund, wie ein Vieh crepirt ist — das ist der Lohn!"

Neue Aufregung brachte für Paris der zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochene Krieg. Das ministerielle Frankreich hielt am Bündniß mit dem Kaiserhause fest, die öffentliche Meinung schlug sich auf Seite Friedrichs. Allein auch die wechselvollen Nachrichten über die Kriegsereignisse in Böhmen vermochten, was dem nüchternen Amerikaner Franklin unbegreiflich erschien, die Theilnahme an dem Feldzug, dessen Schauplatz das Palais Royal war, nicht ganz in den Hintergrund zu drängen. Die Verwaltung der Oper wurde im Herbst 1778 an Mr. Desvismes übertragen. Der neue Regent, der versatile „Turgot de l'opéra", wie ihn anfänglich die Schmeichler nannten, gab sich alle erdenkliche Mühe, durch immer neue Anziehungsmittel den Eifer des Publikums rege zu erhalten. Die Zulassung von italienischen Buffone, die Vielen als unverzeihlicher Verstoß gegen die Würde des Hauses erschien, hatte nicht den gewünschten Erfolg. „Le finte gemelle" Piccini's fanden nur laue Aufnahme.

Darauf wurde der nationalen Partei durch Aufführung von „Castor et Pollux" ein Zugeständniß gemacht. Der Appell an die französische Eigenliebe war insofern nicht vergeblich, als das Publikum in hellen Haufen dem Theater zuströmte, allein für die veraltete Oper selbst wurde kaum ein Zeichen des Beifalls laut.

Nun faßte Desvismes einen neuen Plan: vielleicht ließe sich der Wettstreit der zwei berühmtesten Komponisten der Gegenwart für das Institut noch „fructifizirlicher" ausbeuten? Müßte nicht das Interesse der Parteigänger beider Lager auf's Höchste gesteigert werden, wenn von beiden Tonsetzern der nämliche Stoff musikalisch behandelt würde? Dadurch allein würde — so konnte man den Musikern versichern — ermöglicht sein, im Wettkampf der Nebenbuhler eine endgiltige Entscheidung herbeizuführen, und für

die Kasse — so dachte Desvismes im Stillen — könnte dadurch wie durch den Stab des Moses eine ergiebige Quelle erschlossen werden.

Gluck hatte ein von Guillard verfaßtes Libretto angenommen. In dem jungen Dichter, der sich bisher nur durch stachelige Epigramme auf galante Höflinge bemerklich gemacht hatte, war während einer Aufführung der „Iphigenie auf Aulis“ die Idee erwacht, gleichsam eine Fortsetzung dieses Gedichts für die Oper zu bearbeiten; unverzüglich war er an's Werk gegangen, und man muß gestehen, daß sein Gedicht unter den gleichartigen Leistungen der Zeitgenossen einen ehrenvollen Platz beanspruchen kann. Sobald es vollendet war, bat er den Bailli Du Rollet um ein aufrichtiges Urtheil. Als er nach einigen Tagen wiederkehrte, ließ Du Rollet, ohne ein Wort zu sprechen, anspannen und fuhr mit dem verblüfften Dichter zu Gluck. Auch dieser blieb schweigsam, setzte sich an's Clavier und trug — den ersten Akt von „Iphigenie auf Tauris“ dem überglücklichen Autor vor. Mit wahrem Feuereifer ging der Komponist an diese Arbeit, die ihn nach eigenem Geständniß mehr peinigte und mehr beglückte als alle früher ihm gesetzten Aufgaben.

Eines Tages zog nun Desvismes den italienischen Maëstro geheimnißvoll bei Seite. „Hier habe ich ein vortreffliches Gedicht, das Sie in Musik setzen sollen“, raunte er ihm zu, „eine Iphigenie auf Tauris. Herr Gluck schreibt eine andre Iphigenie; somit ist Gelegenheit geboten, daß das unparteiische Publikum zwischen Ihnen Beiden Entscheidung treffen kann. In Italien ist es ja etwas durchaus Gewöhnliches, zwei Meister am nämlichen Werk arbeiten zu sehen; ich möchte gern diesen Brauch auch in Frankreich einbürgern.“ „Ja, aber dann müßte es auch das nämliche Gedicht sein!“ — „Dies ist freilich nicht der Fall, aber es ist doch der nämliche Stoff, der nämliche Plan, und Sie können sich wegen der Wahl, die ich für Sie getroffen, ganz auf mich verlassen.“ „Sie wissen aber, mein Herr, welche Voreingenommenheit, ja, welcher Haß gegen mich besteht, ohne daß ich je Anlaß dazu gegeben hätte. Wenn Herrn Gluck's Iphigenie vor meiner Oper aufgeführt wird, wer möchte dann noch meine Oper hören wollen?“ — „Ihr Werk soll zuerst über die Bühne gehen, ich gebe Ihnen mein Wort darauf. Versprechen aber auch Sie mir, daß Sie mit Niemand, auch nicht mit ihren intimsten Freunden darüber sprechen wollen, dies erheischt

Ihr eigenes Interesse! Wenn diese neue Art von Wettkampf die beabsichtigte Wirkung erzielen soll, ist es nöthig, daß vorher Niemand auch nur eine Ahnung hat. Gehen Sie mit aller Ruhe an die Arbeit. Ich bin nach eigenem Ermessen und nach dem Urtheil der geschmackvollsten Schriftsteller fest überzeugt, daß ich Ihnen ein ganz vorzügliches Gedicht übergebe. Zählen Sie auf mein Wort: Sie werden vor Gluck berücksichtigt werden, aber, Stillschweigen! Ich verlasse mich darauf!" —

Unverzüglich ging Piccini an die Komposition des von Dubreuil verfaßten Gedichts, zwei Akte waren bald vollendet, — da verbreitete sich das Gerücht, daß Ritter Gluck demnächst nach Paris zurückkehren werde, daß die Aufführung seiner Iphigenie bevorstehe. Bestürzt eilte Piccini zu Desvismes, allein dieser erwiderte achselzuckend: „Es ist der Wille der Königin!" Da war kein Widerspruch möglich, – von bangen Sorgen gequält, suchte Piccini seinen Freund Ginguené auf und klagte ihm sein Leid. „Zeigen Sie einmal das Gedicht!" „Hier ist es!" „O weh," rief Ginguené, während er im Buche blätterte, „nie sah man seit Menschengedenken ein solches Machwerk, einen so häßlichen Embryo!" Piccini gerieth außer sich. Sollten die zwei Akte, die schon vollendet vorlagen, ganz verlorene Arbeit sein? Er konnte sich — wie bitter rächte sich diese Selbstgenügsamkeit! — nicht dazu entschließen. Stürmischen Bitten nachgebend, versprach Ginguené, das Gedicht zu feilen, so gut es noch gehen werde, und allzu leichtsinnig beschloß Piccini, den Wettkampf aufzunehmen, obwohl er sich nicht verhehlen konnte, daß er die blendende Sonne gegen sich haben werde.

Auch Gluck war wohl mit dem gewählten Stoff, nicht aber mit der Bearbeitung durchaus einverstanden. Wir besitzen einen sehr ausführlichen Brief des Komponisten an Guillard, der so recht als Beleg dafür gelten kann, daß Ungelegenheiten und Schwierigkeiten unvermeidlich eintreten müssen, wenn Dichter und Komponist nicht in einer Person vereinigt sind. Der Dichter wird stets mehr oder weniger zu unwürdiger Flickarbeit verurtheilt sein, auch wenn er nicht gerade mit dem „Sic volo, sic jubeo!" eines Gluck, der keinen Widerspruch duldete, zu thun hat. „Ich drücke mich vermuthlich ein wenig verworren aus", schließt jener Brief nach einer langen Aufzählung von gewünschten Aenderungen und Zusätzen, „mein Kopf ist eben ganz und gar von Musik eingenommen! Wenn Sie mich nicht verstehen, wollen wir lieber die Sache bis zu meiner

Ankunft in Paris beruhen lassen! Dann wird Alles leichter gethan sein! Der ganze Rest, glaube ich, kann stehen bleiben, wie er ist, wenn man von den Recitativen da und dort wegschneidet, was nur Wiederholung oder zu weitschweifig ist; das wird dem Werk nicht schaden, das, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, eine überwältigende Wirkung erringen muß!“ Auch seinen litterarischen Bundesgenossen, Abbé Arnaud, betraute er jetzt schon mit vorbereitenden Maßnahmen für den neuen Kampf. „Ebenso nöthig“ schreibt er an Arnaud, „habe ich Ihren gefürchteten Arm, wenn es im kommenden Winter gilt, meine Feinde zu demüthigen; ohne Ihre Hilfe hätte ich nicht den Muth, nochmals eine Schlacht zu wagen. Sammeln Sie also schon jetzt Ihre Truppen, erhalten Sie unsere Verbündeten in der Treue, vor Allem Madame de Vaisnes, der ich meine ergebenste Huldigung zu Füßen lege, wie ihrem ganzen erleuchteten Kreise. Hat sie noch so schöne, an eine Cirkassierin gemahnende Züge? Ich rufe mir oft ihr Bild vor Augen, wenn mich die Arbeit nicht gerade allzusehr aufregt. Ihr verdanke ich einen guten Antheil am Erfolg meiner Opern.“ Die Dame, deren Gluck in so überraschend schmeichelhafter Weise gedenkt, galt auch für Diderot als Ideal. „Sie zählt“ schreibt er an Mademoiselle Voland, „zu den liebenswürdigsten Frauen oder vielmehr Mädchen, die man sehen kann; Verstand, Lebhaftigkeit, Frohsinn, Unbefangenheit, mit einem Bißchen Berechnung gemischt, eine überaus anmuthige Figur, eine Fülle von Talenten!“

Mit großer Genugthuung erzählt Gluck seinem Getreuen auch, daß ihn der neapolitanische Gesandte in Wien um alle Opern, die in Paris aufgeführt wurden, anging, da er Auftrag habe, sie an seinen Hof einzusenden. „Da haben Sie eine Nachricht, die unsrem Herrn Gesandten (Caraccioli), dem Gott seinen Segen verleihen möge, wenig gefallen wird!“

Im November kehrte der Ritter nach Paris zurück. Diesmal bezog er das Hotel Valois in der Rue de Richelieu. In den Proben kam es wiederholt zu ähnlichen Scenen, wie bei „Iphigenie auf Aulis.“ Die Sänger wurden bald inne, daß jetzt wieder der energische, leidenschaftliche Gluck das Regiment führe. Auch der berühmte Vestris mußte diese Erfahrung machen. Die von Gluck für die neue Oper componirte Balletmusik wollte für die Pas, die der Tänzer einlegen wollte, nicht passen; Vestris bat also um Aenderungen. Gluck rief aber wüthend: „Die Tänze sind

nach meiner Musik einzurichten und nicht umgekehrt!“ Und als der „Göttliche“ in graziöser Position seinen Pas begann, da erscholl es wieder: „Was machen Sie da? Tanzen so die Wilden? So tanzen keine Wilden!“ Das Ungeheuer! Der erste Tänzer der Welt sollte tanzen wie ein Wilder! Diese Zumuthung war zu schändlich, Vestris verließ wuthschnaubend das Theater, — allein was half's? Der brutale Tedesco gab nicht nach, und so mußte sich der Tänzer fügen, still die Hoffnung im Busen nährend, daß ein Fiasco der höllischen Musik als wohlverdiente Strafe für solche Barbarei nicht ausbleiben werde.

Als endlich Alles zur Aufführung bereit und gerüstet war, erkrankte plötzlich Mademoiselle Levasseur. Desvismes war so unvorsichtig, dem Meister den Vorschlag zu machen: es könne ja eine andere Sängerin die Rolle übernehmen! — Da hätte man aber sehen sollen, wie der alte Gluck wetterte und dem Herrn Director ein entrüstetes „Entweder — oder“ in's Antlitz schleuderte. Durch einen Eilboten wurde die Königin vom Sachverhalt in Kenntniß gesetzt, und die hohe Frau wußte auch diesmal alle Schwierigkeiten zu lösen und für das Werk ihres Schützlings den Boden zu ebenen.

Am 18. Mai 1779 fand die erste Aufführung Statt. Die Königin, der Graf von Artois, fast alle Herren und Damen vom Hofe fanden sich ein, alle Räume waren überfüllt. Mann erwartete G r o ß e s, man sah und hörte das G r ö ß t e!

Wie anders als die bisher üblichen „Theatergewitter“ brauste und tobte, ehe sich noch der Vorhang erhob, der Sturm, der Orest's Schiff an der unwirthlichen taurischen Küste zerschmettert. Und wie überraschend löst sich Alles in süßer Harmonie auf, wenn voll Kraft und Hoheit Agamemnon's Tochter, die hehre Priesterin Diana's, ihre Stimme erhebt.

So einfachen und doch so erhabenen Ausdruck aller Empfindungen, die das menschliche Herz bewegen, hatte man noch nie vernommen! Für Orest's leidenschaftliche Klagen, die rührenden Trostsprüche des Freundes, die Wuth der grausen Eumeniden, den Groll des Barbarenkönigs, — für Alles und Jedes sind die charakteristischen Accente gefunden, — und leuchtend schimmert, gleich heitrem Sonnenschein durch Wetterwolken, Iphigeniens Weihegesang durch die bewegte Handlung! Nirgend sind die Grenzen jener Mäßigung überschritten, welche Winkelmann als den „severen

griechischen Styl“ bezeichnet. Zum Erstenmal ein Werk, bei welchem man auf die Zusammensetzung aus Einzelheiten völlig vergaß, das sich für Ohr und Seele als erhabene Einheit darstellte!

Gluck's Schöpfung wurde denn auch mit unermeßlichem Jubel aufgenommen. Während sich für seine andren Opern erst allmälig ein besseres Verständniß anbahnte, war schon die erste Aufführung der „Iphigenie“ ein voller und ganzer Triumph für Gluck. Auch die Darstellung stand auf der Höhe des Werks, die Sänger waren ersichtlich mit der Größe der ihnen gestellten Aufgaben gewachsen. Mademoiselle Rosalie bot eine reife Frucht ernsten Studiums, Larrivée bewährte sich als begeisterter Schüler Gluck's, Le Gros als Pylades, Moreau als Thoas fügten sich würdig in den herrlichen Rahmen.

Wie hoch die Königin das geniale Werk schätzte, bewies sie vor aller Welt dadurch, daß sie fast bei jeder Wiederholung im Opernhause erschien. Den würdigsten Dank für solche Gunst zollte Gluck durch die Widmung der Partitur. „Durch die Annahme der Huldigung“, lautet das begleitende Schreiben, „die ich darzubringen wagte, haben Ew. Majestät alle meine Wünsche erfüllt. Es war für mein Glück wichtig, öffentlich auszusprechen, daß die Opern, die ich geschrieben, um zu dem Vergnügen einer Nation beizusteuern, deren Schmuck und Entzücken Ew. Majestät sind, die Beachtung und die Zustimmung einer empfindungsvollen, aufgeklärten Fürstin gewonnen haben, welche alle Künste liebt und begünstigt, allen Kunstzweigen Beifall schenkt und dabei wohl vermeidet, sie zu vermischen, vielmehr jedem dasjenige Maß von Schätzung gewährt, das er verdient“.

Das Beispiel der Königin war maßgebend für den Hof, so daß noch viele Wiederholungen einer glänzenden „Première“ glichen. Die Freunde Gluck's stimmten hellen Jubel an, allein auch unbefangenere Gegner konnten der gewaltigen Erscheinung ehrfurchtsvolle Huldigung nicht versagen. „Ich weiß nicht“, schrieb Grimm, „ob das, was wir gehört, Gesang ist, aber vielleicht ist es noch etwas weit Besseres. Wenn ich Iphigenie höre, so vergesse ich, daß ich in der Oper bin, ich glaube eine griechische Tragödie zu hören, wo Lekain und Mademoiselle Clairon Musik vortragen.“ „Es ist unmöglich“, sagt das Journal de Paris, „die Schönheiten dieses erstaunlichen Werkes hier zu zergliedern; jede

Person hat den Stil, der ihrem bekannten Charakter und der Lage, in welcher sie sich befindet, zukommt . . . Man bewunderte vorzugsweise den Sturm, den Chor der Bewohner von Tauris, Iphigeniens Traum, den Chor der Eumeniden, die Chöre der Priesterinen im Augenblick des Opfers, die Arie des Thoas im ersten Akt, die des Pylades, die Scene der beiden Freunde und das Duett, welches sie beendet."

Wohl mochte sich Gluck, als Beifallsstürme das Haus erschütterten, der heiteren Freude hingegeben haben, die ein Colombo empfand, als die erste, sichere Spur der neuen Welt gefunden war; allein es war ihm nicht beschieden, „in des Sieges hoher Sicherheit" Frieden zu finden. Piccini selbst äußerte unverhohlen Bewunderung der großen That seines Nebenbuhlers und hatte für seine eigene Zukunft nur Seufzer und Klagen, aber seine Freunde gaben die Fehde noch nicht verloren. Auch jetzt noch fanden sich Müßige, die gegen den deutschen Meister Steine warfen. Ein Mr. Coqueau schrieb eine Streitschrift „Entretiens sur l'état actuel de l'opéra de Paris", die an Brutalität alles bisher Geleistete überbot und begreiflicher Weise im Lager der Gluckisten heftigste Erbitterung wachrief. Suard holte gegen den litterarischen Schnapphahn zu mächtigem Streiche aus, Laharpe sprang dem Gefährdeten bei, auch Andere kreuzten ihre Klingen, es entspann sich wieder ein tolles Handgemenge, wie nach „Armida".

Man bezichtigte Gluck, die Melodie der Arie „Amour, viens rendre à mon ame" sei einer Oper des italienischen Komponisten Bertoni entnommen, und bauschte diese an sich vielleicht nicht unrichtige Behauptung in ungebührlichstem Maße auf. Immer wieder wurde der Vorwurf laut, daß die „leidenschaftlich wilde" Musik des Deutschen den bisher als Kanon der Schönheit geltenden Regeln der Aesthetik widerstreite. Als ob das Genie je solche Gesetze beachtet hätte, als ob nicht im Gegentheil die Theorie aus den klassischen Kunstwerken entwickelt werden muß, wie die Kenntniß der Naturgesetze durch Abstraktion aus der Anschauung einzelner Erscheinungen gewonnen wird! Auch die Lullisten waren noch nicht gänzlich zum Schweigen gebracht. Ein gewisser Goudard, Verfasser einer Schrift „Le brigandage de la musique italienne", schleuderte eine Lanze gegen „le général Gluck et son lieutenant-général Piccini et tous les autres noms en ini".

Mochten aber diese Angriffe noch so stürmisch sein, mochten

noch so leidenschaftliche Klagen und Proteste laut werden, — Gluck's Ansehen stand zu fest, als daß es durch solche Federhelden hätte gefährdet werden können. Nicht einmal der Mißerfolg der Oper „Echo und Narzissus“ vermochte seine Autorität zu erschüttern. Gluck hatte sich — es ist wohl möglich, daß der „Geschäftsmann“ diesmal den Künstler überstimmte, — verleiten lassen, das weinerliche Gedicht, das ein Baron Theodor Tschudi „dem größten Meister des Jahrhunderts zu Ehren“ gedichtet hatte, in Musik zu setzen. Wie der Balletmeister Noverre mittheilt, prophezeiten sogar Anhänger Gluck's schon vor der Aufführung dem neuen Werk das Schicksal der Cythere assiègée. „Gluck hat nun einmal diese tiefe Empfindung für das Große; er möge es Andern überlassen, die sanften Reize und süßen Qualen der Liebe zu malen; will er selbst dies versuchen, so wird er frostig sein, wo er graziös sein müßte.“

Nur die Königin versagte Gluck auch diesmal ihren Beistand nicht, wie schwer es ihr auch fallen mochte. Aus Mercy's Berichten erhellt, wie unsäglich die königliche Frau in diesen Tagen unter den Verleumdungen litt, die damals in zahlreichen Flugschriften Verbreitung fanden. Sonst hatte sie, so oft sie nach Paris kam, der Jubel des Volkes begrüßt, — jetzt empfing sie ein beleidigendes Schweigen.

Sie ging daher nur noch selten in die Hauptstadt; wenn es aber galt, Gluck zu ehren, verstand sie sich auch zu diesem Opfer. „Seit einem Monat“ berichtet Graf Mercy am 16. Oktober 1779 an Maria Theresia, „sind Ihre Majestät erst ein einziges Mal nach Paris gegangen, um die Aufführung einer neuen Oper des Ritter Gluck zu besuchen“.

Es war dies eben die Oper „Echo et Narcisse“, die allgemein als das schwächste Werk des Komponisten gilt. Vor Allem ein reizender Chor: „O Gott von Paphos und von Gnidos!“ verräth die Klaue des Löwen, allein nur wenige Numern sind des Genius eines Gluck würdig, und man vergißt hier nicht, wie in Iphigenie, daß sich die musikalische Behandlung noch innerhalb abgeschlossener Formen bewegt. Der Meister besaß so viel Selbstbeherrschung, daß er die Niederlage wie einen leichten Unfall zu betrachten schien. „Das Urtheil der Kenner“ sagte er zu Noverre, „hält mich für die Kritik der unwissenden Menge reichlich schadlos. Zur Verbreitung wahrhaft guten, musikalischen Geschmacks in Paris bedarf es noch der Arbeit von dreißig Jahren; die Mehrheit des

Publikums besucht heutzutage die Schauspiele nicht aus Geschmack an den Künsten, sondern nur des guten Tones wegen und aus Mangel an Beschäftigung; diese zahllose Menge hat noch gar wenig sensible Organe, um über Reize der Musik urtheilen zu können, im Allgemeinen sind ihre Ohren mit Eselshaut überzogen!“

Um Gluck zu trösten, ließ ihm Marie Antoinette ein Dekret zustellen, das ihn zum „Maître de musique des enfants de France“ ernannte. Mit dieser Auszeichnung war offenbar die Absicht verbunden, Gluck dauernd an Paris zu fesseln, allein der hochbetagte Künstler war der Pariser Händel müde. Der Mißerfolg seines letzten Werks hatte ihn doch tief verletzt, und diese Gemüths-Affection hatte auch seine Gesundheit erschüttert. So reifte in ihm der Entschluß, den Wirbeltanz des Pariser Lebens mit dem stillen Daheim in Wien zu vertauschen. Auch die Gönner und Freunde, die sich nicht verhehlen konnten, daß er zu neuen Schöpfungen ungestörter Muße bedürfe, riethen zur Uebersiedelung. Er selbst aber sah sein Tagewerk für vollbracht, seine Lebensaufgabe für erfüllt an.

„Ich bin“ schreibt er von Wien aus am 30. November 1779 an Gersin, „sehr verbunden für die Ehre, die Sie mir durch Uebersendung eines Drama's, das ich in Musik setzen soll, erwiesen haben. Ich halte es in hohem Maße für geeignet, um damit große Wirkung zu erzielen, aber Sie wissen ohne Zweifel noch nicht, daß ich überhaupt nie mehr eine Oper schreiben werde und daß ich meine Laufbahn als beendigt ansehe. Mein hohes Alter und die schlimme Erfahrung, die ich zuletzt in Paris mit meinem „Narziß“ machen mußte, haben es mir auf immer verleidet, noch andere Opern zu schreiben.“

In Paris aber dauerte, obwohl Gluck nicht mehr dort verweilte, der Kampf der musikalischen Parteien mit unverminderter Heftigkeit fort. Der Streit drang in alle Kreise der Gesellschaft, man fragte und schätzte Jemand nicht mehr nach seiner politischen oder religiösen Ueberzeugung, sondern nur das musikalische Glaubensbekenntniß fiel in die Wagschale. Abbé Maury konnte sich auf einen in der Akademie erledigten Sitz Hoffnung machen, allein er war Piccinist, und da die Gluckisten in der Versammlung der „Unsterblichen“ über die Mehrheit der Stimmen verfügten, mußte jener Freund Marmontel's seine Hoffnung schwinden sehen.

Als die Comédie Française Laharpe's Barmécides zur Auf-

führung brachte, bedeutete dies so viel, als ob es sich um eine Oper der vielgenannten Komponisten handelte. „Da gab es" erzählt Grimm, „wohl keinen einzigen guten Piccinisten, der es nicht im Herzen für eine heilige Pflicht angesehen hätte, Beifall zu spenden, gleichviel welche Meinung er von dem Werk selbst hegte, so daß man, wenn sich die „Barmécides" behauptet hätten, mit Fug und Recht hätte sagen können, dies sei die erste Tragödie gewesen, deren Musik in der Comédie Française Erfolg hatte." Laharpe's Drama hatte sich nun zwar dieses erwarteten, großen Erfolgs nicht zu erfreuen, allein so lange es sich auf der Bühne behauptete, hielten auch die Stimmführer der Piccinisten Stand, so daß man sie, da außer ihnen fast gar keine Zuschauer im Saale waren, „die frommen Väter in der Wüste" nannte.

Als der tollste Auswuchs des Parteihaders kann wohl die Erfindung eines Offiziers gelten, der in einer ernsthaft gemeinten Abhandlung die zwei taktischen und die zwei musikalischen Systeme mit einander verglich und pathetisch demonstrirte, die alte „tiefe Schlachtordnung" habe verwünscht viel Aehnlichkeit mit der Gluck'schen Musik, während die „Musique ultramontaine" gerade sowie der „Ordre Mince" die ganze Welt erobern werde.

Natürlich suchten solche litterarische Klopffechter auch aus dem Fiasko von „Echo und Narzissus" Kapital zu schlagen. Ein Abbé Robinet brachte den Italienern eine Parodie „Les Narcisses ou l'écot mal payé". Die spöttischen Anspielungen auf Gluck, Suard und Arnaud waren aber so grobkörnig, daß man Bedenken trug, das dramatische Pamphlet aufzuführen; dagegen ging eine andre Parodie, welche die beiden Iphigenien Gluck's verspottete, „Les rêveries renouvelées des Grecs" wirklich über die Bühne. Hinwieder wurden in einem Gelegenheitsstück „Iphise aux boulevards" im Theatre des élèves Gluck und die vorzügliche Iphigenie, Mademoiselle Levasseur, verherrlicht, und in einem von umherziehenden Volkssängern mit Vorliebe gewählten „Couplet sur les musiciens du jour" war der schmeichelhafte Vergleich gezogen:

„Ces six talents (Piccini, Gretry, Sacchini etc.)
sont bien petits,
Quand on les compare au grand homme,
Né dans Vienne, formé à Rome,
Et le Dieu de tous les pays."

Am 22. Februar 1780 wurde „Atys" von Piccini aufgeführt.

„Dem Neid zum Trotz," rühmt Marmontel, der Dichter des Libretto, in seinen Memoiren, „fand diese Oper ebenso großen Beifall, wie vorher Roland." Allein der Erfolg war nicht von langer Dauer. Die Theilnahme des Publikums erlahmte schon nach der dritten Aufführung. „Die Menge ist für Gluck," klagte Laharpe, und die Feinde Marmontel's höhnten:

„Pauvre Atys, dis-moi, je te prie,
Qui fut plus funeste à ton sort,
Ou Cybèle pendant ta vie,
Ou Marmontel après ta mort?"

Immerhin aber hatte die Beifallspende für „Atys" den Muth Piccini's aufgerichtet, sodaß er seine „Iphigenie auf Tauris" wirklich zur Aufführung einreichte.

In zwölfter Stunde aber, als der Entscheidungstag herannahte, entfiel ihm alle Zuversicht. Nur ein hohes Maß von Verzagtheit kann das Gesuch erklären, das er in seiner Herzensangst an Minister Amelot richtete. Es möge, so bat er, den Journalisten verboten werden, vor der zwölften Aufführung über Vorzüge und Mängel von Gedicht und Musik zu schreiben; vor Allem soll verpönt sein, zwischen seiner und Gluck's Oper Vergleiche zu ziehen. Selbstverständlich konnte der Minister auf diesen seltsamen Vorschlag nicht eingehen. „Alles, was ich thun kann", signirte er an de la Ferté, „um Herrn Piccini gefällig zu sein, dessen wahre Absicht ich für sehr löblich halte, beschränkt sich darauf, daß ich die Journalisten zu bewegen versuche, einige Zeit lang wenigstens keine Vergleiche zwischen Gluck's und Piccini's Opern zu ziehen, da sich sonst noch heftiger der Streit zwischen den Anhängern des Einen und des Andern entzünden wird; mit Rücksicht darauf darf die Verwaltung etwas in dieser Sache thun, aber es kann natürlich nur von einer Einladung, nicht von Befehlen die Rede sein." Neuen Schrecken brachte für Piccini die Nachricht, daß man Gluck's Iphigenie gleichzeitig mit seiner Oper wieder aufführen wolle. Er wandte sich nochmals an den Minister: unter solchen Umständen wolle er doch lieber seine Arbeit gänzlich zurückziehen. Amelot verfügte darauf, daß der Verwaltungsausschuß nicht ohne spezielle Vollmacht mit Wiederholungen von Gluck's Iphigenie beginnen dürfe.

Unmittelbar vor dem Tage der Aufführung machte Piccini auch noch den Versuch, durch die Presse Wohlgefallen und Nach-

sicht des Publikums für sich zu gewinnen. Im Journal de Paris veröffentlichte er eine förmliche Abbitte, daß er nach Gluck's Meisterschöpfung mit einer Iphigenie in die Arena zu treten wage. Er weist darauf hin, daß es in seinem Vaterland durchaus nicht auffällig sei, wenn zwei Komponisten denselben Stoff behandeln. Dessenungeachtet hätte er wohl kaum das ihm angebotene Gedicht angenommen, wenn ihm nicht zu Ohren gekommen wäre, daß Herr Gluck nicht mehr nach Paris zurückkehren wolle. Erst diese Nachricht habe ihn ermuthigt, an die Arbeit zu gehen. Da kehrte plötzlich Gluck zurück, Iphigenie wurde aufgeführt! Jetzt hätte er am liebsten auf den Ruhm, mit solchem Werk in Wettkampf zu treten, verzichtet, allein die Rücksicht auf seine Familie, auf seine Vermögensverhältnisse hätte ihm nicht erlaubt, auf den Ertrag einer sechsmonatlichen Arbeit zu verzichten. „Es sind jetzt zwei Jahre seit der Aufführung von Gluck's Iphigenie verflossen. Meine Arbeit kann seine Interessen und seinen Ruhm nicht beeinträchtigen; der Ruf seines Werkes steht seit langer Zeit fest, ich kann und will ihn nicht erschüttern. Es handelt sich auch sonst nicht um einen Wettkampf, noch um Vergleiche, die ja immer unerwünscht für die Künstler, wenn sich der Parteigeist nicht fern hält. Dringlicher Anlaß zu Vergleichen ist hier in keiner Weise geboten. Es liegt nicht das nämliche Gedicht vor, und sogar in den verwandten Scenen, die der Stoff mit sich bringt, sind die Einzelheiten so grundverschiedener Natur, daß ich behaupten kann, es finden sich in beiden Werken nicht zwei Numern, die man einander gegenüberstellen könnte. Wenn ich nicht des festen Glaubens wäre, daß sich Vergleiche überhaupt nicht ziehen lassen, würde ich mich der Gefahr sicherlich nicht aussetzen. Ich habe stets davor Scheu getragen, selbst wenn solche Parallelen von Kritikern gezogen wurden, denen meine Werke Vergnügen machen und die sogar noch heute glauben, daß ich ihnen gefallen kann. Für mich gibt es nur den einzigen Beweggrund, der aber, wie ich glaube, ebenso zwingender wie unsträflicher Natur ist: ich kann nicht Verzicht leisten auf die Frucht langwieriger und mühevoller Arbeit, deren Lohn ich ohnehin schon allzu theuer erkauft habe."

Piccini's Erklärung, darüber wird kein Zweifel bestehen, könnte nicht bescheidener und demüthiger lauten, allein ebenso begreift sich, daß er durch solche Unterwürfigkeit die beabsichtigte Wirkung nicht erzielte; sie konnte seine Anhänger nur entmuthigen, seine

Gegner nicht entwaffnen. Es bleibt immer ein verkehrtes Wagniß, wenn ein Singvögelchen mit einem Adler nach einem Ziel um die Wette fliegen will, und es ist höchst gleichgiltig, ob es dem Schwächeren nicht etwa nur darum zu thun sei, am fernen Ziel Futterkörner zu finden.

Die erste Aufführung der „Iphigenie" am 23. Januar 1781 sah wieder Freund und Feind vollzählig versammelt, voll Begierde die Einen, das Werk zu Fall zu bringen, die Andren nur auf den geeigneten Augenblick harrend, um Triumphgesänge anzustimmen. Allein auch diese Enthusiasten wagten nicht lebhafteren Beifall zu spenden, denn Piccini's Leistung, obwohl sich der Aufwand aller Kräfte deutlich wahrnehmen ließ, konnte selbst die Wohlwollenden nicht befriedigen.

Einzelnes ist fast von Gluck's Geist getragen, auch einige Chöre der Priesterinnen sind von gewinnendem Reiz, doch dem Ganzen fehlt das dramatische Leben. Die beiden Texte bieten — wie Piccini mit Recht hervorhob — nur wenige Berührungspunkte, aber wo sich solche finden, schnellt die Wagschale des italienischen Komponisten federleicht empor! Bei Gluck Alles Charakter, Wärme, Leidenschaft, während Piccini nicht über die artige Phrase hinauskömmt. Den besten Beweis liefert jene Scene, da Orest von der Schwester erkannt wird. Bei Gluck ist die Musik von der Handlung nicht zu trennen, der Ton dient ebenso wie das Wort zur Charakterzeichnung der Personen und der Situationen; Piccini's hübsche Melodien aber könnten ebenso gut in einer „Armida" oder „Alkeste" Verwendung finden. Dort Flug und Feuer des Blitzes, hier leeres Ziergepränge.

Nur wenigen Zuhörern mochte im Ernst zweifelhaft geblieben sein, welches Werk ebenso in Bezug auf Wahrheit des Ausdrucks und Größe der Gestaltungsweise, wie auf Liebreiz der Melodie, wo sie berechtigt ist, unanfechtbar den ersten Kranz verdiene. Nur eine der hübschesten Kompositionen Piccini's, die rührende Cantilene des Pylades mit dem darauffolgenden Trio fand lebhafteren Beifall. Dadurch blieb Piccini vor einem kränkenden Fiasco bewahrt, wenn er auch trotz der Glückwünsche seiner Freunde mit aufrichtiger Herzensfreude an den Erfolg des Abends nicht denken konnte. „Bei ruhigerer Betrachtung" — so mochte er sich trösten, „werden vielleicht die Vorzüge deiner Arbeit heller hervortreten, das Publikum wird wärmer und freundlicher werden!" Doch

welch häßliche Ueberraschung sollte ihm noch beschieden sein!

Drei Tage darauf wurde Iphigenie wiederholt. Befriedigt konnte der Komponist von seiner Loge auf den gefüllten Saal blicken, der freudigsten Hoffnung sich hingeben.

Drr Vorhang erhebt sich, Iphigenie tritt auf. „Die arme Laguerre,“ spottet Sophie Arnould in ihrer Loge, „wie jämmerlich sie wieder aussieht, sie wird bald im Reiche des Pluto singen!“ Aber auch die Schritte der Sängerin sind unsicher, ihre Arme hängen schlaff nieder, ihre Augen blicken stumpf und starr, — kein Zweifel, Diana's Priesterin, die königliche Jungfrau, ist — betrunken! Mit Mühe hält sie sich in den folgenden Scenen aufrecht; ihren Part singt sie ohne Ausdruck, ohne Schwung, wie ein Bänkelsängerlied. Murren, Zischen, Lachen begleiten ihren Abgang. Bleich vor Schrecken und Zorn eilt der Komponist, als endlich der Vorhang fällt, hinter die Coulissen. Hier ist alles geschäftig, um die Primadonna durch Waschungen mit Eiswasser und Essenzen zur Besinnung zu bringen. Allmälig gewinnt sie auch das Bewußtsein ihrer Lage, die Vorstellung nimmt ihren Fortgang. So oft jedoch die taumelnde Priesterin auf der Scene erscheint, tönt helles Gelächter durch alle Räume, und mit Windeseile wandert das Bonmot von Loge zu Loge: „Ce n'est pas Iphigénie en Tauride, c'est Iphigénie en Champagne!“

Was half es, daß die Sängerin, die sehr zur Unzeit unmittelbar vor der Vorstellung ein zärtliches Tête-à-tête mit einem neuen Galan gehabt hatte, von Directoren und Collegen mit Vorwürfen überhäuft wurde, — was half es, daß der König, der die Entwürdigung des königlichen Opernhauses sehr ernst auffaßte, die Schuldige sofort in Haft bringen ließ, — was half es, daß man das falsche Gerücht ausstreute, das bacchische Fest, dessen Opfer die Sängerin wurde, sei mit diabolischer Berechnung von Gluckisten in Scene gesetzt worden, — der Makel des Lächerlichen blieb, wie ungerechtfertigt es sein mochte, auch an Piccini's Werk haften. Obwohl die nach zwei Tagen aus der Haft entlassene Sängerin ihre ganze Kraft einsetzte, um die garstigen Eindrücke vergessen zu machen, und in der That für eine außerordentliche Leistung rauschenden Beifall erntete, war dennoch das Interesse an „Iphigenie“ rasch erkaltet.

„Nach Gluck's „grausamer“ Musik,“ so erklärt Marmontel

diese Thatsache, „mußte Piccini's Komposition schwach und unbedeutend erscheinen." Die Direction setzte Piccini's Oper vom Repertoire ab, und Gluck's Meisterwerk wurde bei seinem Wiedererscheinen mit stürmischem Jubel begrüßt, ja, mit jedem Tage wuchsen Theilnahme und Beifall. Damit war die Gewißheit gegeben, daß nach langem, heißem Streit dem deutschen Meister der Sieg geblieben sei. Der arme, gute Piccini selbst war zu aufrichtig, als daß er diese Thatsache zu bemänteln versucht hätte.

Am 15. Juni 1781 wurde die Stätte des Kampfes, das Opernhaus, ein Raub der Flammen. Auch im Théatre des Menus Plaisirs, das in provisorischer Weise für die Vorstellungen der königlichen Oper adaptirt wurde, hielt Gluck's Iphigenie siegreiche Einkehr, während Piccini's Oper „Adéle de Ponthieu" abgelehnt wurde. „Gluck, obwohl abwesend, beherrscht unsere Oper ganz allein", höhnt Laharpe, „Alles was sich direct an ihn anlehnt und nicht etwa gar gegen ihn ankämpfen will, darf der höchsten Gunst bei uns versichert sein." Piccini selbst gab sich alle Mühe, in seinem nächsten Werk „Didon" die von Gluck in die Oper eingeführten Neuerungen zu verwerthen, so daß man auf allen Seiten — hier aufrichtig, dort spöttisch — dem Komponisten das Kompliment machte, „Didon" könnte recht gut von Gluck geschrieben sein. Grimm äußert sich über diese „Anmaßung der Gluckisten" sehr ungehalten: „Die fanatischen Anhänger Gluck's, diese so ungerechten und unbilligen Feinde des Talents seines Nebenbuhlers, sind jetzt ganz Feuer und Flamme für „Didon" und versichern, daß Piccini unter die Gluckisten gegangen sei. Sie lassen ganz unbeachtet, daß die große Umwälzung, die in der musikalischen Mache jenes großen Komponisten zu Tage tritt, in ihrer Wesenheit nur durch das Interesse am Stoff, durch den dramatischen Fortgang des Gedichts und seine mehr an's Leben sich anschließende Anordnung beruht, wovon „Iphigenie auf Aulis" den Beweis liefert. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß in Herrn Piccini's neuer Oper die Recitative besser gearbeitet sind, daß er mehr Willenskraft, mehr Abwechslung und vor Allem mehr Leidenschaft und Empfindung zeigt, als in früheren Werken. Seine Gesänge, noch immer ebenso melodisch und abgerundet, wie diejenigen in „Roland" und „Atys", haben noch dazu eine Wahrheit und Kraft des Ausdrucks gewonnen, deren ihn seine Neider nicht für fähig hielten!" — —

Die Getreuen Gluck's empfanden schmerzlich die Abwesenheit ihres Meisters und baten ohne Unterlaß, er möge wieder den Schauplatz seiner schönsten Triumphe besuchen. Auch die Königin, die ihren Lehrer nicht vergessen hatte, gab dem Minister des königlichen Hauses, Amelot, Anweisung, dem Komponisten möglichst günstige Bedingungen anzubieten, falls er mit einer neuen Oper nach Paris zurückkehren wolle.

Gluck erwiderte jedoch ausweichend. Ihn schreckten nicht nur die Strapazen der weiten Reise und die für einen hochbetagten Greis damit verbundenen Gefahren, sondern er fürchtete und haßte auch den Wankelmuth der Pariser. Er werde nicht eher nach Paris kommen, schrieb er an Vertraute, als bis sich das flatterhafte, undankbare Volk von Paris endlich einmal endgiltig entschieden habe, welche Art von Musik ihnen denn eigentlich zusage: wo ein „Seigneur bien faisant“ (ein Ballo mit Musik von Floquet) volle Häuser mache, sei kein Platz für einen Gluck.

Plötzlich verbreitete sich aber das Gerücht, Gluck werde nach Paris kommen. Wirklich zeigte der Bailli du Rollet dem Intendanten an, der Ritter sei geneigt, ein neues Werk „Hypermnästra“ der Pariser Oper zu überlassen. Bald darauf kam auch ein Brief Gluck's, worin für Text und Musik 20,000 Livres gefordert waren. Die Summe war ungewöhnlich hoch, allein „in Rücksicht auf einen so berühmten Autor“ erklärte sich das Comité geneigt, die Forderung zu bewilligen. Gluck's bevorstehende Rückkehr bildete das Tagesgespräch, die Anhänger — so wird in den Mémoires secrets gespottet — „erschauerten in Ehrfurcht“. Bald wollte man aber wissen, die neue Oper sei nur zum Theil von Gluck selbst componirt, den umfänglicheren Rest habe einer seiner Schüler bearbeitet; später brachte man in Erfahrung, daß dieser Mitarbeiter Antonio Salieri heiße, als Concertmeister in kaiserlichen Diensten stehe und schon selbständig mehrere Opern componirt habe. Dieses Gerücht fand denn auch Bestätigung durch ein Schreiben Gluck's, worin er unter Herabminderung des Angebots auf 12,000 Livres und unter Hinweis auf sein hohes Alter das Versprechen, selbst in Paris das neue Werk einstudieren zu wollen, zurückzog und seinen talentvollsten Schüler der Gunst der Pariser Musikfreunde empfahl. Da auch durch diese Eröffnungen nicht klar gelegt war, welchen Antheil Meister und Schüler an der Komposition hatten, war das Comité längere Zeit unschlüssig; auf dringende Empfehlung des

kaiserlichen Gesandten Grafen Mercy erklärte es sich aber endlich zur Annahme der „Danaiden“ — dieser Titel war statt „Hypermnästra“ gewählt worden — unter den von Gluck gestellten Bedingungen bereit. Salieri kam denn also im Frühjahr 1784 nach Paris, die Proben begannen, aber auch der Dirigent hüllte sich, wenn das Gespräch auf seinen Antheil am Werke kam, in Schweigen. Freund und Feind waren im Unklaren, ob man wirklich eine Schöpfung Gluck's vor sich habe oder nicht. „Recht klug ausgesonnen!“ spottete Laparpe, „wenn die Oper Erfolg hat, so ist sie natürlich ausschließlich das Werk Gluck's; wenn sie mißfällt, wird sie von dem jungen Salieri stammen!“ Diese Zweifel trugen aber nur dazu bei, das Interesse zu steigern, so daß man der ersten Aufführung, die am 26. April 1784 vor sich ging, wieder mit einer Aufregung entgegensah, die an die heißesten Entscheidungskämpfe der letzten Jahre erinnerte.

Das Gedicht bietet wenigstens einzelne Scenen von wahrhaft tragischer Wirkung, und der Komponist hatte sich die dankbare Gelegenheit, die erschütternde Macht der Töne zu entfalten, nicht entgehen lassen. „Das ist die Kraft, das ist der Stil Gluck's!“ darüber waren fast alle Hörer einig, und entschiedener noch als bei der ersten Aufführung wurde bei den nächsten Wiederholungen Beifall gespendet.

Wie erstaunt war aber das musikalische Paris, als bald darauf eine an du Rollet gerichtete Erklärung Gluck's veröffentlicht wurde: Salieri habe die ganze Oper componirt, Gluck's Antheil beschränke sich auf einige Winke und Rathschläge. Bescheiden führte jedoch Salieri sein Verdienst auf ein bescheidenes Maß zurück. „Es ist wahr,“ erklärte er im Journal de Paris, „ich habe die Musik zur Oper „Les Danaides“ allein geschrieben, aber ich habe sie ganz und gar unter Leitung des großen Mannes geschrieben, gelenkt durch seine Einsicht, erleuchtet durch sein Genie. Die musikalischen Gedanken an sich sind ein zu geringes Verdienst, eine zu unbedeutende Sache, als daß man darauf eitel sein dürfte. Der Gebrauch, den man davon macht, die Anpassung an die Worte, die Verwendung zu dramatischen Effekten, dies erst erringt für sie den Preis, dies vermittelt ihnen erst ein bleibendes, wahrhaftes Verdienst, und Alles, was in dieser Hinsicht an der Oper „Les Danaides“ zu loben ist, verdanke ich dem Schöpfer der Iphigenia.“

Mit komischer Hast fielen jetzt erst Laharpe und Grimm über das arme Opus her; der Name Gluck hatte ihnen vorher doch einige Zurückhaltung auferlegt. Zu ihnen gesellte sich auch der Librettodichter Calzabigi, der frank und frei das Verdienst für sich in Anspruch nahm, er habe Gluck zu jenen Reformen angeregt, die den Namen des Musikers so berühmt machten. Mochten aber die alten Neider über diese „für die Geschichte des Jahrhunderts wichtige Enthüllung“ noch so gewaltigen Lärm aufschlagen, — auch dieser Angriff scheiterte, wie das Moslimschwert an der heiligen Lanze, am wohlbegründeten Künstlerruhm Gluck's.

„Man gab gestern“ konnte der Dichter des Orpheus, Moline, seinen Gönner Gluck trösten, „Ihre Oper Armida, deren Erfolg von Tag zu Tag zunimmt, und in der man immer neue Schönheiten entdeckt. Eben so ist es mit Ihren übrigen Meisterwerken. Ihre Nebenbuhler, die Herren Virtuosi italiani, haben uns gut mit ihren Kompositionen zu überschwemmen, die alle die nämliche Physiognomie zur Schau tragen; sobald man ihnen aber ein Werk von Caro Gluckino entgegensetzt, erscheinen diese fürchterlich drohenden Riesen als schwache Pygmäen, die nur ein Weilchen an der Erde kriechen und dann wieder verschwinden.“

Der siegreiche Ritter selbst lebte seit seiner Rückkehr still und zurückgezogen in seinem Haus in der alten Wieden bei Wien. Nur wie aus einer fernen Welt drang die Kunde von den Pariser Sturm- und Drangepisoden in diese einsame Klause. Das Leben des Künstlers war bisher dem Waldbach vergleichbar gewesen, der sich brandend und brausend nur mühsam durch Riffe und Klippen sein Bett gräbt. Jetzt konnte der Strom ruhig durch die Ebene wallen, — Sonne und Sterne spiegelten sich in seinen feierlich gleitenden Wogen. —

Ein Schlagfluß hatte den Körper gelähmt, aber der Geist blieb thätig im Dienste der Muse. Den geräuschvollen Vergnügungen der Kaiserstadt blieb der Künstler fern, aber er sah gern den einen oder andren Gast in seinem Hause, und an Bewerbern um solche Gunst fehlte es nie, denn kein Mann von Geist und Ruf wollte Wien verlassen, ohne den ersten Komponisten der Gegenwart gesehen zu haben. Dann spielte er, so gut es seine Gebrechlichkeit gestattete, den Wirth mit stattlicher Würde. Wenn die ansehnlich bestellte Tafel beendet war, setzte er sich an's Piano und trug, sich mit einzelnen Akkorden begleitend, mit schwacher, rauher Stimme

einen Gesang aus Klopstock's Hermannsschlacht vor, seinem Lieblingsgedicht, wie er denn überhaupt den Barditen und Oden Klopstock's schwärmerische Verehrung widmete. Er gerieth dabei in so feurige Erregtheit, daß er gänzlich auf seine Umgebung vergaß. Er begann dann auch das Getöse der Schlacht, den Klang der Büffelhörner, den Kampfruf der Römer und der Germanen nachzuahmen, und wenn die Barden ihr brünstiges Gebet an Wodan richteten, vergoß er Thränen der Rührung und brach wie ohnmächtig zusammen. „Es ist schwer", erzählt Reichardt, der als junger Kapellmeister Gluck's Haus besuchte, „von diesen Gesängen nach Gluck's Vortragsweise eine deutliche Vorstellung zu geben; sie schienen fast ganz deklamatorisch, selten nur melodisch zu sein. Gewiß bleibt es ein unersetzlicher Verlust, daß der Künstler sie nicht aufgezeichnet hat; man hätte daran das dem großen Manne eigenthümliche Genie gewiß am sichersten zu erkennen vermocht, da er sich durchaus an keinerlei Anforderungen der neueren Bühne und der Sänger band, sondern ganz frei seinem hohen Genius folgte, innigst durchdrungen von dem gleichen Geiste des großen Dichters."

Auch der junge Mozart trat im Haus in der Wieden seinem großen Kunstgenossen gegenüber und genoß die Freude, alle seine mißtrauischen Befürchtungen widerlegt zu sehen, denn Gluck wandte seinen ganzen Einfluß auf, um dem Komponisten der „Entführung" in Wien den Boden zu ebnen. Sein Lieblingsschüler war jedoch Salieri. „Nur dieser Ausländer" äußerte er, „ist im Stande, mir meine Manieren abzulernen." Als Salieri im Frühling 1786 zum zweiten Male nach Paris ging, um „Tarare" zur Aufführung zu bringen, war Gluck in Folge eines erneuten Schlaganfalls nicht mehr im Stande, in regelrecht gebildeten Sätzen Abschied zu nehmen. Er mengte sogar die Sprachen durcheinander: „Ainsi, mon cher ami . . . lei parte domani per Parigi . . . Je vous souhaite . . . di cuore un bon voyage . . . Sie gehen in eine Stadt, wo man die fremden Künstler schätzt. . . . e lei si farà onore . . . ich zweifle nicht . . ." und ihn umarmend, fügte er hinzu: „ci scriva, mais bien souvent."

Es war dem sonst so Unermüdlichen jetzt versagt, sich in neue Schöpfungen zu versenken, aber er konnte ja mit freudigem Bewußtsein zurückblicken auf ein Leben voll Eifer und Arbeit, er konnte sich erinnern an wohlverdiente Triumphe, an herrliche Tage, da ihm Charis selbst die Schläfen mit Lorbeer kränzte. — —

Als Salieri nach Wien zurückkehrte, fand er den Lehrer dem Tode nahe. Allein trotz seines schweren Leidens nahm Gluck an den Arbeiten und an den neu errungenen Triumphen des jungen Freundes innigen Antheil. Als ihm Salieri ein Melodram „das jüngste Gericht" vorlegte, zeigte Gluck dafür das lebhafteste Interesse und gab, so oft es die schwindenden Kräfte gestatteten, Anleitung und Rathschläge. Salieri fragte einmal, wie er wohl den furchtbaren und gütigen Weltenrichter am würdigsten singen lassen möchte. Der Alte dachte lange nach und sprach endlich in feierlichem Ton: „Ich weiß es nicht zu sagen, aber ich werde in den nächsten Tagen zu ihm gehen und ihn selbst befragen."

Vier Tage später (15. November 1787) war Gluck hinübergegangen. Was er im Leben als Schönheit erblickt hatte, trat ihm jetzt am Morgenthor der Ewigkeit als Wahrheit entgegen. — —

In Paris ehrte man sein Andenken durch eine glänzende Totenfeier. Nicht seine Freunde allein betrauerten den Abschied. Am 15. Dezember 1787 brachte das Journal de Paris, in welchem so häufig heftige Kampfreden laut geworden waren, einen Aufruf — Piccini's: „Ich will Nichts zum Lob des großen Komponisten sagen, von dessen Tod die Trauerbotschaft einlief. Der musikalische Streit, der sich um des berühmten Mannes und meiner Wenigkeit willen entspann, dessen Opfer aber jener nicht ward, möchte ein solches Lob denjenigen, die mich nur aus meinen Werken oder dem Namen nach kennen, verdächtig erscheinen lassen. Es ist an Euch, Ihr Geschichtsschreiber dieses Kampfes, der musikalischen Revolution, die sich in Frankreich vollzogen hat, würdig den Mann zu loben und zu ehren, dem Eure Oper ebenso großen Dank schuldet, wie das französische Schauspiel dem großen Corneille." Piccini schlägt sodann vor, es möge alljährlich an Gluck's Todestag in Paris ein Concert stattfinden, das nur aus Gluck'schen Kompositionen zusammengesetzt wäre.

Die Sturmfluth, die bald darauf über Frankreich hereinbrach, ließ eine solche Stiftung nicht zu Stande kommen, allein der Plan ehrt den großen Toten, wie den überlebenden Nebenbuhler. Eine grelle Dissonanz löst sich in einen versöhnenden Accord auf.

Mein Freund Apicius.

Bald nach Ablauf meiner Studienzeit kam ich nach Paris, wo ich in der kaiserlichen Bibliothek einige Handschriften benützen wollte.

Die Reisemittel waren sehr knapp bemessen, was mich aber keineswegs verstimmte. Ich war durch das bescheidene Diner, das ich nach beendeter Arbeit in einem Speisehause an der Seine einnahm, völlig zufriedengestellt. Nach der Mahlzeit suchte ich — denn solche Opulenz erlaubten meine Mittel — das schönste Café im Centrum der Stadt auf und ließ, mit ungetrübtem Behagen meine zweideutige Cigarre schmauchend, den Tumult des Boulevard an mir vorüberrauschen.

Fast täglich saß in meiner Nähe ein Mann, der etwa in den Vierzigern stehen mochte, mit lebhaft sprechenden Augen, von tadelloser Haltung. Seine Kleidung war nichts weniger als neu und elegant, und doch hatte seine Erscheinung etwas ausgesprochen Distinguirtes; den Garçon, der mich nur lässig bediente, wußte er durch einen Wink zu lenken. Seine Aussprache ließ nicht daran zweifeln, daß er ein echtes Pariser Kind. Um so mehr war ich erstaunt, als er mich eines Tages im besten Deutsch um eine Zeitung ersuchte.

Wir sprachen von nun an häufiger mit einander. Er erzählte mir von seinem mehrjährigen Aufenthalt in einem deutschen Städtchen, das auch mir wohlbekannt war, ich bat ihn um diesen und jenen Aufschluß, wir flanirten Abends auf den Boulevards und machten Sonntags Ausflüge in die Forste von St. Germain oder Meudon.

Er fand an meiner jugendlichen Unbefangenheit Gefallen, ich

bewunderte die Sicherheit seines Auftretens und die Reife seines Charakters, wir wurden — darf ich sagen — Freunde.

Verband uns doch vor Allem eine gemeinsame Vorliebe für alte Handschriften, seltene Bücher und seltsame Abhandlungen!

Bernard war natürlich belesener und beredter als ich. Stundenlang konnte ich ihm zuhören, mochte er mich zu belehren oder zu unterhalten suchen.

Nur Eins wunderte und — verdroß mich an ihm. Ich zählte ja, wie gesagt, kaum zwanzig Jahre, hatte mich eben erst an Proudhon'schen Ideen berauscht und schwärmte für Jefferson'sche Reformen. Da erschien mir wie schnödes Unrecht die Thatsache:

Bernard war ein Gourmand.

Er faßte es nur als schmeichelhaften Scherz auf, daß ich ihn mit Apicius verglich, der den Zeitgenossen des Augustus als der raffinirteste Schwelger galt und endlich sich selbst den Tod gab, weil sein Vermögen auf eine Million zusammengeschmolzen war und er, wie er sagte, nicht Lust hatte, Hungers zu sterben.

Es gab Abende, an denen Bernard nur von kostbaren Mahlzeiten und köstlichen Gerichten redete, Morgen, an welchen er im Vorgenuß eines Diners die einzelnen Gänge wie ein Liebender sich ausmalte, wie ein Koch kritisirte.

Den Kopf zurückgelehnt, mit schwimmenden Augen und schwellender Zunge, saß er dann im Sopha, und er, der sich kurz vorher in geistvollen Plänen zur Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes ergangen, der für das Recht der Armen wie ein Tribun geflammt hatte, wälzte die Frage hin und her, ob er einem Turbot au naturel zu Liebe bei Vefour oder ihrer trefflichen Entrées truffées wegen bei den Frères Provençaux speisen sollte. Gedichte, die er in schlaflosen Nächten schuf, Gedichte von hinreißender Leidenschaft und vollendeter Form las er nur auf mein dringendes Bitten mit einem gewissen verächtlichen Zucken der Lippen vor, während er nach dem Entwurf eines Menu aufgebläht und mit majestätischen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Ach“, seufzte er zuweilen, „warum habe ich nicht die Fruchtbarkeit und die Honorare eines Dumas, um, wie er, selber kochen zu können!“ —

Es kam vor, daß er mir mit erstaunlicher Belesenheit und stürmischem Pathos Episoden der großen Revolution nahe brachte, Tags darauf mit nicht geringerer Begeisterung die Zeit der Re-

gentschaft eines Philipp von Orleans pries, weil sie — zum ersten Mal — welsche Hühner mit Trüffeln füllte! Weh mir, wenn ich in später Nachtstunde, den Hut in der Hand, zum Gehen bereit, mich zur Frage verleiten ließ? Wo haben Sie heute gespeist? Dann mußte ich ihn vom Tafelaufsatz bis zum Caféservice „ab ovo usque ad mala“, von den Austern bis zum Dessert, erzählen, loben oder lästern, schwärmen und schmachten hören, und ich durfte froh sein, daß er mir nicht am Schluß, die Frage zurückgebend, wie Juvenal's Schwelger gröblich zurief:

„Von wessen sauern Bohnen bist du dick?
Sag', welcher Schuster hat mit dir
Gehackten Lauch und aufgekochten Hammelkopf
Verzehrt?“ —

Im Laufe der Zeit ärgerte mich Bernard's Gourmandise mehr und mehr, weil ich selber auf so magere Kost angewiesen war und weil, — ich will es aufrichtig bekennen — weil mein Apicius mich nie zu seinen Tafelfreuden einlud. Erst wurde ich kühl, dann ungerecht gegen ihn. Gewohnheiten, welche mir früher an ihm gar nicht aufgefallen waren, entdeckte und tadelte ich jetzt. Ich fand, daß er für einen Gelehrten zu helle Cravatten trage und ihrer Schleife zu viel Sorgfalt widme. Da ich sein einfaches Auftreten nicht geschmacklos nennen konnte, nahm ich Anstoß an der Gewohnheit, seine auffallend kleinen Füße vorzustrecken, — kurz, ich war so einseitig, so lächerlich wie möglich. „Er ist ein herzloser, oberflächlicher Sinnenmensch,“ sagte ich mir, „ein Fresser, ein Dandy,“ und ging in der Abgeschmacktheit so weit, daß ich beschloß, Bernard nicht mehr zu besuchen und auch unser Café zu meiden.

Fast eine Woche war vergangen, als ich Bernard zufällig auf dem Molièreplatz begegnete. Er sah blaß und leidend aus, aber seine Augen leuchteten, wovon ich die Ursache sofort errieth, als mein Blick unter seinem Mantel ein Packet entdeckte. Meinen Gedanken errathend, sprach er lächelnd: „Ich habe einen antiquarischen Fund von kapitaler Wichtigkeit gemacht.“

Mein Vorsatz war glattweg aus dem Herzen, — ich konnte nicht umhin, mich nach seinem Schatze zu erkundigen, erhielt aber nur eine ausweichende Antwort.

Seine Absicht, mich für mein Ausbleiben zu strafen, mich auf's Neue listig zu ködern, war klar, — aber konnte ich dem schweinsledernen Bande widerstehen? Meine Einbildung loderte. Ich durchstöberte

den Tag über alle Winkel meines Gedächtnisses, welch kostbaren Fund er gemacht haben könne. Gewiß, er fand des Angilbert, des fränkischen Homeros, Epos von Karls des Großen Thaten, wovon wir nur ein kurzes Fragment kennen, das wohl geeignet, uns nach dem Ganzen lüstern zu machen! Oder des Wilhelm von Tyrus Geschichte Mohameds? Oder des Otto von Freising Historia Austriaca, die Lazius noch vor sich hatte und die seither spurlos verschwunden war? In meinem Kopfe gab es einen wahren Staubwirbel von ehrwürdigen Pergamenten, Annalen, Poemen, Legenden, Harmonien u. s. w. — —

Um sechs Uhr Abends stand ich im Zimmer Bernard's.

Bei meinem Eintritt klappte er einen Folianten zu und legte ihn mit geheimnißvollem Lächeln bei Seite. Da ich mich einer neuen Frage schämte, sprachen wir bis Mitternacht über dies und jenes, aber kein Wort vom Codex. —

Das Morgendämmern fand mich schlaflos auf meinem Lager.

„Bah," sagte ich mir, „es sah gar nicht aus, wie eine Handschrift, — vielleicht nur eine für den Händler interessante Inkunabel vielleicht" — —

Abends war ich wieder bei Bernard.

Und wieder lag das Licht seiner Lampe auf den aufgeschlagenen Seiten des geheimnißvollen Buches. Jetzt hielt ich mich nicht länger, ich platzte mit meiner Frage heraus.

Schweigend schob er mir den Band zu.

Gedruckt! —

Erste Enttäuschung!

Langsam schlug ich das Titelblatt auf. Ich las, — ich erstarrte —

„Ein new Kochbuch,

Das ist: Eine gründtliche Beschreibung, wie man recht und viel nicht allein von vierfüßigen heimischen und wilden Thieren, sondern auch von mancherlei Vögel und Federwildpret u. s. w. auf Teutsche, Ungarische, Hispanische und Französische Weis kochen und zubereiten solle, durch M. Marxen Rumpolt, Chur-Maintzischen Mundkoch."

Ich war entrüstet.

„Ist das die Kuriosität, der glückliche Fund?" rief ich höhnisch, „diesen „Autor" des 16. Jahrhunderts können Sie in hundert deutschen Bibliotheken finden!"

„Das weiß ich", erwiderte er gelassen, „es giebt Hunderte merkwürdiger Bücher, welche jede leidliche Sammlung besitzt."

„Was soll an einem Kochbuch Merkwürdiges sein?" versetzte ich wegwerfend.

„Mein theurer Freund", erwiderte Bernard lächelnd, „daß Sie Brillat-Savarin's Weisheit nicht begreifen wollen: Sage mir, was du issest, und ich will dir sagen, was du bist! Ich verdanke der Lektüre dieses Kochbuchs zwei köstliche Abende. Ich speiste gestern und heute an der kurfürstl. Mainzischen Tafel und lernte dadurch mehr von deutscher Geschichte, als wenn ich tausend diplomatische Aktenstücke des 16. und 17. Jahrhunderts gelesen hätte."

Damit legte er sich einige Sekunden lang, schweigend und mit geschlossenen Augen im Sopha zurück.

Ich ahnte, was kommen würde.

„Ich bin im erzbischöflichen Palast", begann er. „In der Küche schlagen die Opferflammen aus dem ungeheuren Herd. Es kocht und wallt in Töpfen und Kesseln, es schmort und prasselt in Pfannen und Tiegeln. Die Unterköche und Küchenjungen drehen die Spieße, stoßen die Mörser und beladen die Formen. Am weißgedeckten Anrichttisch, worauf Citronen, Orangen, Oliven, Kapern, Zucker und Käse bereit liegen, lehnt der Mundkoch, der das Ganze überwacht. Droben im Prunksaal aber läßt der Silberkämmerling, wenn er auf dem Tresortisch die silbernen Kredenzen, Doubletten und goldenen Schalen geordnet und den Schenktisch mit Blumen bestreut hat, auf dem Empor die Tafel rüsten. Ueber eine köstliche Decke wird bis auf eine Spanne von der Erde ein weißes Tischlaken gebreitet, und ein drittes Tuch, das eine Handbreit kürzer und von anderem Muster ist, darüber gelegt. Auf den Tellern sind die Servietten fein und künstlich gefaltet, die Löffel, Messer und Gäblin liegen säuberlich da, wie heutzutage. Dann räuchert der Kämmerling den Saal, in dessen Tiefe sich die Spielleute versammeln. In feierlichem Zug tragen der Kämmerling, der Mundschenk, die Edelknaben und Vorschneider den ersten Gang auf.

„Jetzt meldet der Marschalk, den Stab in der Faust, den Beginn der Tafel. Während er die Gäste in den Saal führt, nimmt der Herr des Hauses den Ehrenplatz am Tische ein und empfängt von seinem Mundschenk das Handwasser. Den übrigen Gästen reichen Pagen die Becken, Kannen und Tücher. Dann ge-

leitet sie der Marschalk zu ihren Sitzen. Die beiden Vorschneider nehmen an den Tafelenden Platz.

„Der Mundschenk, am Finger den güldenen Ring, hebt den bedeckten Becher hoch in der Faust empor, nimmt sodann den Deckel ab, schüttet vom Wein hinein, kostet und reicht dem Herrn den Becher dar. Das Mahl beginnt und die Spielleute vollführen dazu eine artige Musik.

„Vier Gänge kommen auf den Tisch, jeder Gang in 8 Sorten, jede Sorte dreifach mit 24 Schüsseln und Platten.

„Mir graut vor den Massen, die wir verschlingen sollen. Es sind eben Deutsche! Ich blicke die lange Tafel hinab und bedaure eine enorme Plünderung des Thierreichs. Die Auster, die schwarze Muschel und die Schildkröte lieferten die Meeresküsten. Aber wie verfuhr man mit diesen Meisterwerken der Natur?

„Man siedet die Austern und findet das „gut und lieblich". Man kocht das zerhackte Fleisch der Schildkröte mit Eiern, grünen Kräutern und Butter in einer „süßen oder sauren Brühe" und nennt das eine „gefüllte Ollopotrida für Kaiser und Könige".

„Fische und Biberschwänze lieferten die Flüsse.

„Man tischt uns den Salmen und die Forellen in einer Schüssel auf!

„Je wunderlicher das Ochsen- und Kalbfleisch und das zarte Wildpret behandelt ist, desto prächtiger soll es schmecken. Ich sehe z. B. ein Mus von Hirschgehörn und Rehzungen! — Hebt sich kein Strauß mit seinem kostbaren Federschmuck in der Mitte empor, so schwingt ein Schwan aus einer Pastete den schlanken Hals, oder ein Pfau schlägt sein Rad. Der stolze Aar wird, wenn er nicht gebraten oder schwarz und gelb eingemacht auf den Tisch kommt, — zu Knödeln verarbeitet.

„Da ist der Fasan in zwanzigerlei Arten, der Indian, der Kapaun mit einer Garnitur von Repp- und Haselhühnern, Lerchen und Drosseln.

„O wir kennen der Schnepfe holdes Geheimniß, wir braten und räuchern die Krametsvögel. Aber wir verschlingen auch den Reiher und den Kranich, die Nachtigall so gut wie den Staar, die Grünspechte und Meerschwalben. Weh mir, ein blonder Page präsentirt mir sogar einen gebratenen Raben! —

„Von Gemüsen, welch ein Reichthum! Da sind Artischocken, in Rindfleischbrühe gekocht, alle Kohlarten, mit Speck und Hammel-

fleisch belegt, junge Kürbisse, Haberkorn und Gerste in Mandelmilch. Die Endivien, Spargel und Cichorien geben einen Salat, und jene Riesenschüssel trägt ein Gemeng von Borasch, Petersilie, Pimpernell, Balsam und Ysop, artig mit Borasch-Blüthen geschmückt. Oder wollen Sie zum Braten feingestoßene Rosen mit Malvasier?

„Doch als der Stolz, der Triumph der Tafel gelten das Back- und Zuckerwerk, die Kuchen und Torten. Was sind jene Schaugerichte von Schwan und Pfau gegen die riesigen Tempel und Thürme, Fontänen und Schiffe von Zucker und Marzipan. Wir bauen die griechische Götterwelt aus fruchtsafttriefenden Teigen auf und stellen die deutschen Kriegsaventüren als frischgebackene Kunstwerke hin.

„Nein", rief er und sprang plötzlich empor, „daß sie in jenen Jahrhunderten die Trüffel nicht kannten, war kein Fehler, sondern ein Unglück. Daß sie aber die Austern mit Pfeffer und Salz verdarben, daß sie auf ein Quittenkompot in Form eines Truthahns stolzer waren, als auf einen dindon cuit dans son jus, — das, das verurtheilt sie! Ich lese die Speisekarten jener Zeiten durch und finde, daß die edlen Ritter und züchtigen Frauen einen Straußenmagen, aber keine Zunge besaßen! Rohe Massenwirkung, Spielereien, Geschmacklosigkeiten, Verunglimpfung der Natur vom Anfang bis zum Ende! — Nichts von dem Rythmus eines geistreichen Mahles, kein Anschwellen und sanftes Verhallen! — Wer Fasan und Gans in einen Tiegel werfen kann, ist auch fähig, Ketzer zu foltern und Hexen zu verbrennen! „Das Schicksal der Nationen hängt von der Art und Weise ab, in der sie sich nähren" . . . .

— Jetzt konnte ich mich nicht länger halten, ich brach mit meiner ganzen Entrüstung los. Ich fragte ihn, wie er Zeit und Geld, Phantasie und Kräfte in diesem erbärmlichsten Götzendienst verschwenden könne, er, der ein Dichter, ein Philosoph, ein Volksfreund sein wolle?!

„Ein Feinschmecker", fuhr ich fort, „kann nichts Hohes denken und schaffen, ein Feinschmecker bleibt in allen ernsten Dingen ein Dilettant, ein Feinschmecker kann das Volk nicht lieben, denn das Volk weiß ja das Fleisch einer Poularde nicht vom Kapaun zu unterscheiden und sieht der Auster nicht an, woher sie gekommen. Bei Vefour denkt man nicht der Sache der Freiheit nach. Ich bin kein Scheinliberaler, ich kann, ich will es aber auch nicht besser

haben, als der Arbeiter; ich dulde keinen Hohn über sein schlichtes Mahl, sondern bin stolz darauf, es mit ihm zu theilen und die Gesellschaft der Sybariten zu meiden. Leben Sie wohl!" —

Sein Gesicht war sehr ernst geworden. Er hielt mich an der Schulter zurück und sah mir mit einem Lächeln, das zu schwermüthig war, um zu beleidigen, lange in die Augen. Dann nahm er plötzlich den Hut und sagte: „Gut, Sie wollen mit dem Schwelger, dem Verschwender, dem Lüstling Nichts mehr zu thun haben. Aber lassen Sie uns in Frieden scheiden! Ich lade Sie zum ersten und letzten Mal zu meinem Diner!"

Und er führte mich über die Seine in eine elende, rauchgeschwärzte Schenke, Notre Dame gegenüber, wo wir neben rußigen, hartfäustigen Blousenmännern eine dürftige Mahlzeit einnahmen, billiger und schlechter, als selbst ich sie jemals gehalten.

„Das ist mein Vefour!" sagte er. „Hier esse ich, seit ich in Paris bin, fast Tag für Tag, denn — Sie wußten das nicht, und weßhalb hätte ich Sie aufklären sollen? — ich bin arm, weit ärmer, als Sie. Meine Tafelweisheit zog ich nur aus — Büchern. Wenn Sie mich von Poularden in Burgunder, von Champignons au gratin und von Vol-au-vent mit Trüffeln schwärmen hörten, so war ich oft selbst für diesen bescheidensten Winkel der Weltstadt zu arm und hatte nur Brot und Café zum Frühstück, Brot und Café zum Diner und Souper!" —

Ich reichte ihm schweigend die Hand. Und wenn es mir seitdem zuweilen schlecht erging, bog ich mich stilllächelnd auf die Lehne des Stuhles zurück und dachte an die Mahlzeiten meines „Freundes Apicius."

Peter der Große und die Deutschen.

Das schöne Wort Ranke's, daß „ein jeder beinahe nur als eine Geburt seiner Zeit, als der Ausdruck einer auch außer ihm vorhandenen allgemeinen Tendenz erscheint," für Zar Peter ist es zu eng. Er war's, der für die Millionen seiner Unterthanen die Zeit bestimmte, der den nachfolgenden Geschlechtern wenigstens auf Jahrhunderte hinaus Ziel und Richtung gab.

Hier soll nur ein charakteristischer Zug dieses außerordentlichen Menschen in's Auge gefaßt, nur auf den von den modernen Slavophilen erhobenen Vorwurf, daß er durch Einführung des deutschen Elements „verderblicher als ein Angriff räuberischer Tataren" sein Reich geschädigt habe, auf seinen Aufenthalt in deutschen Landen, auf sein Verhältniß zu Deutschland und den Deutschen näher eingegangen werden.

Vergegenwärtigen wir uns vorerst die russischen Zustände vor Peter.

„Die Russen" sagt ein mit russischem Wesen wohl vertrauter Zeitgenosse Peters, der preußische Gesandtschaftssekretär Vockerodt, in seinen jüngst veröffentlichten Denkwürdigkeiten, „hatten ehedem von ihren dereinstigen Ueberwindern, den Tataren, sowohl alle Verfassungen bei Hofe, als in der Regierung und im Kriegswesen abgeborget." Viele Sitten athmeten noch den Geist der Steppe. Der Zar wählte seine Zerewna, indem er einer der vor ihm knieenden Bojarentöchter das Taschentuch zuwarf; auch die Gebildeteren konnten nur mit Kugelschnüren rechnen; die Popen verstanden weder Latein, noch Griechisch; das Volk war einem wüsten Bilderdienst ergeben. Die Frauen waren willenlose Sklaven ihrer Gatten, die Männer Sklaven der Wojwoden, und diese beugten in sklavischer

Furcht den Nacken vor dem Zaren. „Das damalige Rußland" gesteht der erste nationale Geschichtschreiber der Russen, Karamsin, „war eher einem finsteren Wald vergleichbar, als einem Staat."

Diese Zustände vergessen diejenigen, welche die erzwungene Einführung Rußlands in die europäische Welt nicht genug beklagen und das patriarchalische Altrussenthum nicht genug lobpreisen können.

In diesem Asien in Europa ward Peter geboren.

Es ist des Dorpater Professors Brückner Verdienst, den Einfluß deutschen Elements auf die Jugend Peters gründlich nachgewiesen zu haben. In der deutschen Sloboda, einer vom Mittelpunkt Moskau's eine Werst entfernten Vorstadt, wohnte im 17. Jahrhundert der Ausländer. Zar Iwan Wassiljewitsch II. hatte sie als Wohnsitz gefangenen Livländern angewiesen, und seither waren alle Fremden gehalten, in diesem Ghetto sich niederzulassen. Deutsche bildeten die große Mehrzahl, außerdem gab es dort Holländer, Engländer, Schweizer; es waren Offiziere, Aerzte, Kaufleute, Handwerker, viele mit Weib und Kind. Dorthin kam schon der Knabe Peter, dort lernte er freiere und feinere Gesittung kennen, dort ward dem Heranwachsenden die Wichtigkeit des Handels klar, dort hörte er von europäischer Politik. Wie anders war der Verkehr mit den gebildeten Männern der Sloboda, als mit den hassenden und gehaßten Sklaven im Kreml! Er mußte dort jene Vorliebe für ausländische Sitte fassen, die Rußlands Umgestaltung zur Folge hatte. „Auf dem Wege, welchen die Geschicke Rußlands von dem mehr asiatischen, wie europäischen Moskau zu dem mehr europäischen, als russischen Petersburg zurücklegte, war die deutsche Vorstadt der wichtige, die Richtung bestimmende Durchgangspunkt." Er übte eine Leibwache nach deutschem Reglement ein, er lernte deutsch sprechen und schreiben, der Straßburger Franz Timmermann wurde sein erster Lehrer in Mathematik und zugleich sein vertrauter Freund. Mit ihm fand er in einem abgelegenen Winkel des Kreml ein Boot, das einst sein als Freigeist verlästerter Großoheim Nikita Romanow hatte bauen lassen. Peter selbst erzählt in der Einleitung zu dem von ihm entworfenen Seereglement, wie jener Fund in ihm die Leidenschaft für Schiffsbau und Seewesen weckte; sie begann mit Kahnfahrten auf benachbarten Teichen, und ihre Frucht war die Erbauung großer Flotten im Schwarzen und im Baltischen Meer.

Zwei Bewohner der Sloboda waren dem Jüngling besonders lieb. Der Engländer Gordon, Offizier in russischen Diensten, wurde Peters Begleiter bei seinen Wasserfahrten, sein Faktotum bei Kanonaden und Feuerwerken — gewissenhaft ist in dem von Posselt veröffentlichten Tagebuch Gordon's eingetragen, wann er bei Zubereitung und Abbrennen von kunstvollen Kompositionen thätig war —, aber auch sein Lehrer in wissenschaftlichen Fächern. Unermüdlich thätig, streng religiös, mit Vorliebe ernsten Fragen zugewandt, dabei aber allezeit Engländer, der den Aufenthalt im Russenland als eine Art Verbannung betrachtete.

Leichtlebiger und darum in geselliger Hinsicht dem jungen Fürsten willkommener als der verschlossene Gordon war der zweite Vertraute, der Schweizer Lefort, doch gehen die russischen Historiker sicherlich zu weit, wenn sie die Zuneigung nur auf die Gemeinsamkeit cynischer Neigungen zurückführen. Außerhalb der Kneipe war Lefort ein praktischer Mann und ein politischer Kopf, kühn und beharrlich, dabei seinem Herrn und seinem neuen Vaterlande treu ergeben.

Es ist eine nicht erwiesene Behauptung, daß Peter in Frauen schlechtweg Sklavinnen erblickt habe. Seine erste Gemahlin zwar, die gegen seine Neigungen und Neuerungen sich auflehnte, hatte sich des Lebens wenig zu freuen; mit Katharina aber verkehrte er, so weit wir nach den Briefen urtheilen können, ritterlich; insbesondere in den Briefen an die Mutter aber finden wir Zärtlichkeit und Zartheit.

Der Mutter bangte bei dem Ungestüm des Sohnes. Als er nach Archangelsk ging, um einmal größere Schiffe zu sehen, bat sie ihn, sein Leben nicht den Gefahren einer Seefahrt auszusetzen. Er aber schwelgt in seinem Element. Die breite Dwina und der Golf, die Schiffe und die Seeleute — alles entzückt ihn . . . da denkt er der mütterlichen Angst und schließt den Brief an Matuschka Natalia mit der Bitte: „Sei aber auch Du wieder gut, mein Licht, denn wenn Du meinetwegen betrübt bist, wie kann ich dann noch Freude haben?“

Der Bojar, wie der Muschik aber hörte mit Staunen und Verdruß, daß der heilige Zar mit Matrosen und Schiffsjungen wie mit Seinesgleichen verkehre, auf der Werft das Beil führe und von den russischen Heiligen nur Iwaschka Chmelnitzky, den

russischen Bacchus, in Ehren halte, aber auch zu diesem Kultus die verhaßten „Niemetz“, die Deutschen, um sich versammle.

Mit welchen nationalen Vorurtheilen die Deutschen in Rußland schon vor Peters Regierung zu kämpfen hatten, erhellt aus einer Beschwerdeschrift der russischen Kaufleute aus dem Jahre 1646, worin sie Schutz gegen die Eindringlinge, die den Russen um allen Handel und Wohlstand brächten, von Zar Alexei erbaten. „Sieh an unser Elend, o barmherziger Zar, und lass' uns nicht an den Bettelstab kommen und erlaube nicht den Ausländern, uns das Brot zu entziehen!“ Auch die Schriften eines Panslavisten des 17. Jahrhunderts, des Serben Krishanitsch, bekunden glühenden Deutschenhaß; er verlangt die rigorosesten Maßnahmen gegen die Fremdlinge, die den Slaven „betrügen und verlachen.“

Uebrigens dachten die Ausländer selbst im Allgemeinen von ihrem Beschützer, dem jungen Zaren Peter, nicht gerade hoch. Für die Mehrzahl war der Fürst ein handfester Junge ohne Ziel und Zukunft, und Fremde und Einheimische murrten über die pyrotechnischen Unterhaltungen Peters um so lauter, als Türken und Tataren an den Grenzen russische Dörfer in Brand zu stecken begannen.

Doch ebenso rasch wie unerwartet erklärte Peter der Pforte den Krieg und marschirte gegen Asow. Die Festung war der Schlüssel zum Schwarzen Meer, das erste Unternehmen also richtig, wenn auch — vermuthlich infolge der Eifersüchtelei zwischen Gordon und Lefort — unglücklich. Doch weder dieser Mißerfolg, noch das Gezeter über thörichte Wagehälse und verrätherische Ketzer entmuthigte den jungen Fürsten. Er zog vom Auslande eine noch ausgiebigere Zahl von Ingenieuren, Artilleristen und Schiffsleuten und brachte, — zu seiner höchsten Freude endlich von einer russischen Flotte unterstützt, — bei der zweiten Belagerung das türkische Bollwerk zu Fall.

Noch hatte man sich von der Ueberraschung über den glorreichen Sieg des fürstlichen Thunichtgut nicht erholt, als eine neue unerhörte Mär Russen und Nichtrussen außer Athem brachte: der Zar, so hieß es, ein Zar! werde in's Ausland reisen, die Staaten und Staatslenker im Westen besuchen. Bisher war es den Russen überhaupt verboten gewesen, in's Ausland zu reisen. Wenn je einmal ein Kaufmann eine Geschäftsreise unternehmen wollte, mußte er für seine Rückkehr in's Zarenreich einen Bürgen stellen; wenn

auch nur ein Diener ohne ausdrückliche Genehmigung des Zaren in's Ausland geschickt wurde, so galt dies als Hochverrath und wurde mit Konfiskation aller Güter bestraft. Man kann sich also denken, welche Ueberraschung die Nachricht vom Vorhaben des Zaren hervorrief. Je nachdem man Peter mehr oder minder wohl wollte, rieth man, daß er Zerstreuung und Abenteuer oder eine ebenbürtige Braut suche oder gar zum Grab des hl. Petrus wallfahren wolle. Ein Petschaft, das sich Peter beim Antritt seiner Reise stechen ließ, hätte den Uebelberathenen eine bessere Lösung des Räthsels geben können. Es zeigte Zirkel, Beil und Hammer mit der Ueberschrift: „Ich bin ein Lernender und suche Lehrer." Die Worte würden nun allerdings auch für einen pilgernden Jünger der Philosophie sich schicken, allein die Embleme lassen keinen Zweifel darüber, was und wie viel Peter lernen wollte. „Das Nützlichkeitsprincip" — wie Wallace, der im alten und neuen Rußland Wohlbewanderte, treffend sagt — „war für Peter allein maßgebend. Er erkannte deutlich, daß das, was seinem Volke Noth thue, nicht theologische oder philosophische Aufklärung sei, sondern rein praktisches, für das tägliche Leben verwendbares Wissen."

Dem zulieb ging er in's Ausland.

Vorläufig wußten die Gesandten nur vom wunderlichen, oft ärgerlichen Treiben des vornehmen Reisenden an ihre Höfe zu berichten. Daß er sich in die Matrosenjacke oder Zimmermannsbluse nur darum steckte, um unbehelligter und genauer Land und Leute, Vorzüge und Uebelstände des Westens kennen zu lernen, fiel ihnen nicht ein. Wohl zu beachten ist ein Wort Vockerodt's, daß „Zar Peter in der Kunst, sich zu verstellen, wenige seinesgleichen hatte."

Vielleicht von allen Zeitgenossen am raschesten und am richtigsten hat Leibniz Peters Bestrebungen begriffen; er begrüßte sie mit Begeisterung, denn in ihnen sah er die Gewähr für eine Verpflanzung europäischer Gesittung nach dem großen Russenreiche. Aus seinen Briefen spricht eine aufrichtige Verehrung für Peter. Und wie sollte sie nicht aufrichtig sein, nachdem er in ihm den Lichtbringer für den Osten erkannt hatte! „Ich gehe auf den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts aus . . . und es ist mir lieber, bei den Russen viel Gutes auszurichten, als bei den Teutschen oder andern Europäern nur wenig." Daß Leibniz dem

Mächtigen sich zu nähern suchte, war vielleicht persönlicher Ehrgeiz; daß er den Genius errieth, war sein eigenes Ingenium.

Auch für die politische Seite des Ereignisses hatte Leibniz das rechte Verständniß. Er ruft begeistert:

„Wenn das Geschick es will, werden Zar und Sachse und Kaiser
Endlich Europa befrei'n von der barbarischen Schmach!“

Als die „barbarische Schmach“, d. h. als der Erbfeind der Civilisation galt ihm der Türke; der Türke war aber auch der Erbfeind der katholischen Kirche. Also war der Sieger von Asow für Philosoph und Papst der natürliche Verbündete.

In der That trug sich damals Zar Peter ernstlich mit dem Plane, ein großes Bündniß der christlichen Mächte — mit Ausnahme Frankreichs — gegen die Pforte in's Leben zu rufen, und in diesem Sinne trat er in Beziehungen zum römischen Stuhl. Die von Theiner veröffentlichten Berichte der Nuntien an die Kurie geben Gewißheit.

Im Mai 1697 gelangte durch den Nuntius in Wien, Santa Croce, die erste Kunde nach Rom, daß Zar Peter eine nicht bloß ceremonielle Annäherung an den Kaiser und den Papst wünsche und demzufolge nach Wien, nach Rom eine Gesandtschaft schicken werde. Daß er derselben sich incognito anzuschließen gedenke, sei ein öffentliches Geheimniß.

Allein wider Erwarten schlug die „famosa legazione“ den entgegengesetzten Weg ein: sie wandte sich an die nordischen, protestantischen Höfe.

Nach Santa Croce ließ sich der Zar zu dieser Aenderung des Reiseprogramms durch den Ketzer Lefort bestimmen, nach unsrem Ermessen durch die weise Erwägung der politischen Lage.

Zwar wurde gerade in jenen Tagen zu Ryswick der Friede zwischen Frankreich und den Seemächten unterzeichnet, indes sah alle Welt darin nur einen Waffenstillstand. Denn die Frage der spanischen Erbfolge war noch zu erledigen. Noch näher jedoch als der Streit um Spanien gingen dem Zaren jedenfalls die Ereignisse im Norden.

Karl XI. von Schweden starb am 15. April 1697, und sein als Sonderling schon viel besprochener und verlachter Sohn bestieg den Thron. In Polen wurde am 17. Juni der Kurfürst von Sachsen, der genial lüderliche August, Sobiesky's Erbe.

Hegte Zar Peter bezüglich des „Sonderlings“ schon gewisse Pläne, daß er zu allernächst nach Riga ging? Der Eifer, womit Peter Michailowicz — so nannte sich der junge Mann im Gefolge Lefort's, der bald wie ein Kadett, bald wie ein Matrose, bald wie ein Zimmermann gekleidet ging, — die Festungswerke besichtigte und zu vermessen und zu zeichnen begann, spricht dafür. Der schwedische Gouverneur mußte zuletzt die Gäste, wenn nicht gerade mit Gewalt, doch mit zwingender Höflichkeit entfernen. Wie wir wissen, hat sich Zar Peter dadurch das Wiederkommen nicht verleiden lassen.

Im kurländischen Mitau legte er sein Incognito ab und trat als Zar auf und zugleich als ergebener Freund der herzoglichen Familie. Abends zechte er mit den Matrosen.

Ueber den Possen der Taverne vergißt er aber keineswegs seine Mission. Von Mitau geht es in's Schloß zu Königsberg.

Wie aus mehr denn einem Wort erhellt, hatte Zar Peter für die junge Kraft und wachsende Bedeutung Brandenburgs die volle Schätzung. Den großen Kurfürsten pflegte er seinen liebsten Lehrmeister zu nennen. Wie unähnlich an Charakter sich Kurfürst Friedrich Wilhelm und Zar Peter im Ganzen und Großen sein mögen, eins war beiden im höchsten Grade und gemeinsam eigen: eingeborne Energie.

An dieser war der Sohn Friedrich seinem Vater allerdings nicht zu vergleichen; die Vorliebe für Prunk und äußeren Glanz aber, welche Friedrich mit dem Jahrhundert theilte, war in den Augen des Zaren keine Geschmacksrichtung, sondern Charakterschwäche. Er ließ die vergoldeten Kutschen, die ihn in's Schloß bringen sollten, unbeachtet und ging zu Fuß dahin; bei Hofe ließ er die Minister stehen und unterhielt sich mit einem Ingenieur, und endlich packte er gar den Kanzler, Grafen von Kreyzen, der sich ein spöttisches Lächeln erlaubt hatte, mit kräftiger Faust und ließ sich nur mit Mühe zurückhalten, den Würdenträger rite zu erdrosseln.

Alles in Allem! Friedrich, als Kurfürst der Dritte, als König der Erste, der, wie sein großer Enkel scherzhaft sagt, sogar den Tod seiner Gemahlin als Gelegenheit zu einer „solennen“ Leichenfeier freudig ergriff, und Zar Peter, der wie der Geringsten einer gekleidet war, vor allen Leuten die Trompete blies und seine

Diener mit Recht oder Unrecht selber prügelte, konnten sich nicht miteinander befreunden.

Mehr Verständniß für die Eigenart des Gastes hatten die Gemahlin Friedrichs, Sophie Charlotte, und ihre Mutter, die Kurfürstin von Hannover, Leibnizens feinsinnige Schülerin, denen Peter in Koppenbrügge Besuch abstattete. Von Leibniz waren die geistvollen Damen belehrt worden, wie interessant und wichtig der Besuch des Zaren. Der Bericht der Fürstinnen lautete nicht ungünstig. „Man sieht, daß er nicht gelernt hat, reinlich zu essen," schrieb die junge Kurfürstin, allein im Uebrigen sei sie vom Zaren „höchlich kontentiret." Die Mutter lobte insbesondere die Wißbegierde, die Peter offenbarte, und die Schlagfertigkeit, mit der er an ihn gestellte Fragen beantwortete. „Der Herr hat uns sehr vergnüget," schreibt sie an Leibniz. „Ist ganz was Extraordinaires. Man kann ihn nicht beschreiben, noch sich einbilden, ohne ihn zu sehen." „Es ist ein recht guter Herr," schreibt sie ein andermal, „und sehr bös dabei, wie es in seinem Lande gebräuchlich ist. Wenn er wohl erzogen wäre, würde er recht perfect seyn, denn er hat viele gute Qualitäten und Verstand."

Während heute die Freigebigkeit des Russen, zumal des reisenden Russen, sprichwörtlich ist, ließ sich dem Zaren solche Großmuth nicht nachrühmen. Er verlangte barsch und bündig, daß die Kosten für den Aufenthalt der vielköpfigen Gesandtschaft von den Höfen, welche er besuchte, bestritten würde, und war beim Abschied nur mit Komplimenten freigebig. Des Kostenpunktes wegen hätte man in Wien den Besuch des Zaren gern abgewandt, zum großen Verdruß der Väter der Gesellschaft Jesu, die den Zaren unablässig beobachten ließen und die Hoffnung nicht aufgaben, an ihm einen Proselyten zu gewinnen.

Der Zar aber enthob die Hofburg vorerst aller Verlegenheit, indem er nicht nach Wien, sondern nach Holland ging.

Wenn die Generalstaaten auch nicht mehr die unvergleichliche Kriegs- und Handelsmacht, wie in den Tagen der Ruyter, Evertsen und Piet Hein waren, erfreuten sie sich gleichwohl noch eines beneidenswerthen, inneren Gedeihens. Für den Zaren insbesondere war Holland eine wichtige Macht, weil es noch der Hauptplatz für den russischen Handel war. Auch über Anlage von Städten und Kanälen und vor Allem über Schiffsbau und Schiffahrt konnte

sich Peter nirgend besser unterrichten, als bei einem Volke, das Reichthum und Ansehen nur seiner Flotte verdankte.

Es ist weltbekannt, wie der Herrscher aller Reußen als Geselle Peter Michailow in Zaardam mit Beil und Richtmaß arbeitete; kaum eine andere weltgeschichtliche Episode hat die Phantasie der Mit- und Nachwelt so sehr beschäftigt, und viele Tausende sind andächtig in das Häuschen des Schmiedes Kist, wo der kaiserliche Zimmermann wohnte, gewallfahrtet, allein Bedeutung kommt diesem Aufenthalt schon deshalb nicht zu, weil er nicht, wie Voltaire fabelte, zwei Jahre, sondern nur acht Tage gedauert hat. In Zaardam, wie in Amsterdam war Peter von früh bis spät unermüdlich beschäftigt, nicht bloß als Arbeiter, sondern auch als Schüler von Mathematikern, Astronomen, Anatomen, Kupferstechern und — Zahnärzten. Dabei blieb er in regelmäßigem Verkehr mit seinem Mutterlande, erledigte die inneren Regierungsangelegenheiten und betrieb die nächstliegende Aufgabe seiner äußeren Politik, die Errichtung eines Bündnisses der europäischen Kabinette wider die Türken, mit wärmstem Eifer.

Wie glänzend sich das Ansehen Hollands noch mit Zahlen beweisen ließ, — nach Colbert's Schätzung kamen auf den Gesammtbetrag aller Handelswaaren von 20,000 Seeschiffen 15—16,000 holländische, und noch 1704 hatte es ein Landheer von 160,000 Mann! — so konnte doch ein — ich darf wohl sagen — geborener Volkswirth wie Peter über das geistige und merkantile Sinken, — das übrigens schon Temple bemerkt hatte, — nicht getäuscht werden. Sie verständen sich wohl auf praktische Anwendung, sagte er von den Holländern, aber nicht auf wissenschaftliche Begründung. Um sich auch hierin zu orientiren, müsse er nach England gehen.

Uebrigens war Peter von jeher ein Verehrer des „königlichen Geschäftsmannes an der Themse“, des „großen Weltbürgers“, wie Addison König Wilhelm III. nennt. Dagegen hatte dieser Fürst, wie wir aus den jüngst veröffentlichten Berichten der kaiserlichen Gesandten Auersperg und Hoffmann erfahren, für seinen originellen Gast nicht das mindeste Verständniß; er spottete über den Bärenhäuter, an dem jede ästhetische Anregung verloren gehe, der nur für Instrumente und Maschinen schwärme und die besten Gemälde keines Blickes würdige. Auch Bischof Burnet, der den Zaren über englisches Staats- und Kirchenrecht belehren wollte, lachte über den „Handwerkerverstand“ Peters; es sei gar nicht denkbar, daß dieser

brutale Schnapstrinker ein Reformator seines Volkes werden könne. Hinwieder gefiel es dem russischen Autokraten im Parlament ganz und gar nicht, und in Entrüstung versetzte ihn, daß die Britten nur von profitablen Handelsverträgen, aber Nichts vom Türkenkrieg hören wollten. Der Hof war des leuteschenen Gastes, der der vielen Gaffer wegen immer nur insgeheim Besuche abstatten wollte, bald herzlich müde; es herrschte gegen ihn eine ähnliche Stimmung, wie an den Höfen unsrer Tage gegen den Besuch des Schah von Persien.

Der Zar verließ England früher, als er sich vorgenommen hatte.

Die Residenz des Kaisers war nun das nächste Reiseziel. Um die „erlauchte Fürstenrepublik des römischen Reichs" kümmerte er sich wenig; er besuchte nur ein paar Bergwerke und Manufakturen und pflog überall lieber Umgang „mit schlechten und aufrichtigen, als dem Ansehen nach manierlichen Leuten."

Mehrtägigen Aufenthalt nahm er nur in Dresden, der prächtigsten und galantesten Stadt im Reiche, von welcher Loë damals rühmte: „Der ganze Ort ist nur e i n bezaubertes Lustgebäu, welches sogar die Träume der alten Poeten noch übertrifft."

Die Akten des kursächsischen Oberstthofmarschallamts enthalten einen Bericht des Statthalters Fürsten Egon von Fürstenberg an König August über alle Einzelnheiten des merkwürdigen Besuchs. Auch in Dresden mied der Zar in auffälligster Weise jede Berührung mit dem Publikum, während er doch zu andrer Zeit gerade im lebhaftesten Getümmel am liebsten verkehrt hatte. Er hielt sich beim Aussteigen die Mütze vor's Gesicht und war, als er in einem Korridor ein paar Lauscher (wir würden heutzutage „Interviewers" sagen) entdeckte, so ungehalten, daß er sogleich wieder abreisen wollte. Ein gutes Abendmahl stimmte ihn milder; dann, als Mitternacht längst vorüber war, verlangte er in das bekannte grüne Gewölbe geführt zu werden. Die Kleinodien, Münzen und Gemmen und die damals noch dort verwahrten Gemälde ließ er unbeachtet, aber mit mathematischen und physikalischen Instrumenten machte er sich bis Tagesanbruch zu schaffen. Zur Mittagstafel lud er den Statthalter zu Gaste, und der feine Höfling, schon von vornherein verstimmt, weil der Zar nur von Trompetern und Pfeifern eine Tafelmusik hören wollte, fühlte sich vollends unglücklich, als ihn der Wirth fort und fort zum Trinken nöthigte.

Noch seltsamer berührte es die zum Abendessen geladenen Damen vom Hofe, worunter die schöne Maitresse des Königs, Gräfin Aurora von Königsmark, als der hohe Herr plötzlich eine Trommel ergriff und sie „mit solcher Perfektion geschlagen, daß er die Trommelschläger weit übertroffen.“ Es wurde stark getrunken, auch auf polnisch getanzt. In ähnlicher Weise verbrachte man den nächsten Tag, dann umarmte der Zar den vermuthlich auf ein Geschenk harrenden Statthalter und fuhr die Nacht hindurch auf den Königstein, wo er sofort Granaten werfen und andere Manövers ausführen ließ. „Ich danke meinem Gott,“ schließt Fürstenberg seinen Bericht, „daß alles so wohl abgelaufen ist, indem allhie nichts Anderes gewünscht, als daß ich mit diesem sehr heiklichen Herrn keinen Anstoß haben möge.“

Ohne längeren Aufenthalt in Prag zu nehmen, eilte Peter nach Wien, wo er im Mai 1698 anlangte und im Königsegg'schen Palast außerhalb des Kärntner Thores Quartier nahm.

Noch immer galt das deutsch-habsburgische Haus als die ehrwürdigste Macht der Christenheit, ja, die jüngst von Prinz Eugen erfochtenen Siege über die Türken ließen noch einmal die Idee einer katholischen Weltmonarchie aufflackern.

Seit vierzig Jahren saß auf dem Kaiserthron Leopold I, ein Herr von behäbigem, spanisch vornehmem Wesen, in seinem Eifer für die katholische Kirche beharrlich und getreu, weniger stet in seinen politischen Grundsätzen und Handlungen. Vom katholischen Standpunkte betrachtet war auch die Zusammenkunft mit dem Zaren ein wichtiges Ereigniß. Denn ein glorreicherer Triumph als alle Türkensiege schien der römischen Kirche bevorzustehen. Aus allen Städten, die Peter bisher besucht hatte, war den Vätern der Gesellschaft Jesu von der Ehrfurcht des Zaren vor der römischen Kirche und ihrem Oberhaupt berichtet worden, von seinem Besuche katholischer Gotteshäuser, seinem Verkehr mit Jesuiten, seinem Vorsatz, nach Rom zu gehen.

Schon weilte als außerordentlicher Gesandter des Zaren der Bojar Scheremetjew in Rom, besuchte dort die Gräber der Apostel und unterhandelte eifrig mit Papst Innocenz XII. und den Kardinälen. Unter solchen Umständen war die Hoffnung, der römischen Kirche den Zaren und durch ihn den Norden zu erobern, nicht allzu kühn.

Auch in Wien betete Zar Peter öffentlich vor der Mariensäule auf dem „Hof“; ein andermal erschien er in der Jesuitenkirche, und sofort wurde der Prediger zum Improvisator: „Heil dem ritterlichen Ueberwinder der Feinde Christi! Heil dem Helden, dem Gott selbst den Schlüssel zum Türkenreich überliefert hat!“ — Dem apostolischen Nuntius für Polen bekannte Peter unumwunden seine Geneigtheit, dem römischen Stuhl näher zu treten, und nur dem verhängnißvollen Einfluß Lefort's ward es zugeschrieben, daß die Propaganda nicht rascher gelang.

Die Wahrheit war: der Zar trug auch hierbei eine Maske.

Peter war im Allgemeinen in Bezug auf Religion überraschend tolerant. Im Manifest vom 16. April 1702, das er auch in Deutschland bekannt machen ließ, um die Einwanderung nach Rußland zu fördern, heißt es: „Und wie auch bereits in Unserer Residenz das freie exercitium religionis aller andern, obwohl mit unsrer Kirche nicht übereinstimmenden Sekten eingeführt ist, so soll solches auch hiermit von Neuem bestätigt sein, solchergestalt, daß wir bei der uns von dem Allerhöchsten verliehenen Gewalt uns keines Zwanges über die Gewissen der Menschen anmaßen und gern zulassen, daß jeder Christ auf seine eigene Verantwortung sich die Sorge seiner Seligkeit angelegen sein lasse.“ Schon Dalton in seiner Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland verwies auf die Aehnlichkeit dieser Worte mit dem berühmten Ausspruch, den erst ein halbes Jahrhundert später Friedrich der Große gemacht haben soll, daß in preußischen Landen Jeder nach seiner Façon selig werden möge. Allein solche Toleranz kam, wie durch manche Thatsache erhärtet wird, mehr den Bekennern der Lehre Luther's, als den römischen Katholiken zu gute.

Vockerodt versichert, Zar Peter habe die römische Hierarchie gefürchtet und gehaßt. Thatsache ist, daß bei seinen Trinkgelagen die religiösen Gebräuche der „Papisten“ auf's Unanständigste verspottet wurden. Später machte er sich auch weidlich darüber lustig, daß man in Wien den Jesuiten, die doch weder Steuern zahlten, noch Rekruten stellten, dominirenden Einfluß einräume. Aus politischen Gründen aber hielt er für klug, mit den streitbaren Vätern auf freundschaftlichem Fuße zu stehen, und die Jesuitenbriefe geben Zeugniß, daß ihm die Komödie gelang.

Kaiser Leopold hielt sich in jenen Tagen gerade im Lustschloß Favorita auf, einem unansehnlichen Gebäude auf der Wieden,

welches aber den Vorzug hatte, daß dort das unerbittliche, Alles versteinernde spanische Ceremoniell weniger streng gehandhabt wurde, als in der Hofburg. So verlief denn auch die Zusammenkunft des Zaren mit dem Kaiser ziemlich einfach. Peter fuhr in einem zweispännigen Wagen vor und wurde über eine geheime Wendeltreppe in die Galerie geführt, wo ihm Kaiser Leopold entgegentrat. Peter sprach russisch, der Kaiser deutsch, ein Dolmetscher vermittelte die Unterhaltung, die sich hauptsächlich um den letzten Türkenkrieg drehte. Nach der Unterredung ließ Peter dem Kaiser durch Graf Czernin sagen, er sehe im heutigen Tage den glücklichsten seines Lebens. Er und alle seine Begleiter waren in Wien wie deutsche Kavaliere gekleidet, nur bei einer sogenannten Wirthschaft, einem Maskenball, wobei Kaiser und Kaiserin als Wirth und Wirthin erschienen, trug er den gewohnten Zwillichkittel. In der Galerie wurde das Bankett für achtzig Personen abgehalten. Ein Fräulein von Thurn war dem Zaren als „Gespanin" (Genossin) zugetheilt; zur Bedienung hatte er zwei als Bauernknaben gekleidete, böhmisch sprechende Pagen. Der Kaiser trank zuerst dem Zaren zu, dann dem römischen König, dann nochmals dem Zaren; andern Tags erhielt dieser den kostbaren, goldenen Becher, woraus ihm der Kaiser zugetrunken, zum Geschenk. Auch der römische König Joseph bewirthete und beschenkte die russischen Gäste.

Die herzliche Aufnahme des Zaren am Wiener Hofe erregte Aufsehen. Leibniz sprach in einem Briefe an den Holländer Witsen, mit welchem Peter in Amsterdam viel verkehrt hatte, seine Besorgniß aus, daß die Romanisten aus der Gleichgültigkeit der protestantischen Kreise Nutzen ziehen und den Zaren zum Angriff auf Schweden, die stärkste Schutzmacht des Protestantismus, verleiten möchten. „Dem Schweden ist Peter nicht feindlich gesinnt," tröstete Witsen, „er denkt nur an den Türken!" . . .

Leibniz erhielt in der Folge Recht, — nur waren an Poltawa nicht die Jesuiten schuld!

Nun sollt' es nach Italien gehen, zunächst nach Venedig, wo man dem Sieger von Asow festlichen Empfang plante, als die Nachricht vom Strelitzenaufstand den Zaren zur Heimkehr zwang.

Die Möglichkeit, daß der Plan der herrschsüchtigen Schwester, die Entthronung des „Knechts der Deutschen", während dessen Abwesenheit gelingen werde, war nicht ausgeschlossen. Doch Peter vertraute auf die Ehrfurcht der großen Masse vor dem Gesalbten,

auf die Festigkeit und Umsicht Gordon's, der zurückgeblieben war, und auf sein Glück. Er verschob daher die politisch wichtige Zusammenkunft mit dem freundlich winkenden Polenkönig nicht auf ruhigere Zeiten, sondern traf in Rawa mit August zusammen. Dieser trat seinem Wesen und Wirken gemäß wie ein Theaterprinz auf — die Echtheit seiner Diamanten ausgenommen —, in altrömisch-polnischem Kostüm, mit prunkvollem Gefolge, — da stach denn der Zar ohne Pracht und Schmuck der Kleidung, ohne Majestät in der Haltung auffällig ab. Pfau und Bär! Man hätte also mit Wahrscheinlichkeit voraussagen können, daß die Vortheile des Freundschaftsbündnisses, das mit feindlicher Spitze gegen Schweden zu Rawa geschlossen wurde, schließlich der Bär haben werde!

Bei seiner Rückkunft kehrte Zar Peter für's Erste nur den Barbaren heraus. Er kam Nachts in Moskau an, und noch in der nämlichen Stunde begannen die Blutgerichte über die bereits von Gordon bewältigten Empörer. Zarewna Sofia wurde in ein Kloster gesteckt und die Strelitzen wurden unter deren Fenstern zu Hunderten gehenkt.

Wir besitzen eine Schilderung dieser Scenen in dem Reisebericht des Johann Georg Korb aus Neumarkt in Oberbayern, der als Sekretär im Gefolge des kaiserlichen Gesandten v. Guarient im April 1698 nach Moskau kam. Mag sein, daß er in sein Buch auch aufnahm, was nur als Gerücht zu ihm drang; aber schon die Erzählung von Vorgängen, denen er als Augenzeuge beiwohnte, erfüllt mit Schaudern und Entsetzen.

Julius Cäsar citirte bei der berüchtigten Proskription seiner Gegner den Euripideischen Vers: „Muß Unrecht sein, so sei es um den Herrscherthron! Ihr Andern aber übet Zucht und fromme Scheu!"

Zar Peter dachte jedenfalls, wie Cäsar, nur fehlte ihm dessen klassische Belesenheit! — —

Das Ausland vernahm mit Abscheu die Zeitung. Leibniz beklagte das Unglück, daß der Zar zu skythischen Thaten gezwungen werde, denn solche Grausamkeit könne nur verbitternd und verwildernd auf ein Volk wirken.

Nachdem aber Zar Peter auf asiatische Art bewiesen hatte, daß er der Herr im Hause sei, begann er den Umbau des Hauses im europäischen Stil. Seinem praktischen Sinne gemäß fing er

die Umwandlung mit dem Alltäglichsten an. Er erließ eine neue Bart- und Kleiderverordnung. Allen Unterthanen wurde befohlen, die langen Bärte abzuschneiden und die orientalischen Talare abzulegen.

Ein Schreckensruf ging durch das heilige Rußland. Auch Gründe theologischer Natur wußte man gegen diese und sehr viele folgende Reformen anzuführen.

Gegen den Barbier sagte man, daß das Ebenbild Gottes nicht entstellt werden dürfe. Als der Neujahrstag vom September in den Januar verlegt wurde, beriefen sich die Rechtgläubigen auf die Erschaffung der Welt, welche auch im September stattgefunden habe, da nur in diesem Monat Eva einen reifen Apfel brechen konnte. Die aus dem Abendland mitgebrachten Perrückenstöcke hielten sie für Götzenbilder, denen sträfliche Verehrung gezollt werde. Der Patriarch Joachim mahnte den Zaren, mit sündhaften Neuerungen Einhalt zu thun und die Gesellschaft der Ketzer zu meiden, sonst werde Gottes Zorn Rußland und das Herrscherhaus treffen.

Allein der Zar blieb ungerührt. Wenn Bojaren nicht in der vorgeschriebenen deutschen, sondern in der gewohnten nationalen Tracht bei Hofe erschienen, schnitt ihnen der Hofzwerg die langen Röcke ab, und der Zar selbst raufte dem und jenem den üppigen Bart: „Gehorche, Freundchen, oder du wirst gehenkt!“

Das Verfahren war brutal, aber in der Sache hatte Peter recht. Mit der Tracht fiel ein erkleckliches Stück orientalischer Selbstgenügsamkeit und Trägheit.

Der Kleiderordnung folgten zahllose Ukase, welche Altes vernichteten, Neues verordneten und die technischen, ökonomischen, sozialen und rechtlichen Zustände und Verhältnisse im heiligen Rußland völlig und für immer umgestalteten, im Geist und in den Formen des germanischen Wesens umgestalteten! Zar Peters „Reiseerinnerungen“ wurden buchstäblich lebendig; er gab sein Tagebuch in staatsmännischen Thaten heraus. Alle erdenklichen Kulturprodukte des Westens wurden in Schiffsladungen nach Rußland geführt, Gelehrte und Künstler, Offiziere und Ingenieure, Handwerker und Kaufleute aus Holland und Deutschland herangezogen.

Die im sogenannten Tagebuch Peters vom Schwedenkrieg, einer Arbeit des kaiserlichen Kabinetssekretärs Makarow, mitgetheilte Musterliste der russischen Armee aus dem Jahr 1698 weist als Regimentsinhaber und Stabsoffiziere fast ausschließlich Aus-

länder aus. Auch Korb's Erzählung läßt ersehen, wie damals Deutsche in großer Zahl in die wichtigsten Aemter des Civil- und Militärdienstes einrückten.

Der Organisator Peter schreckte nicht vor dem Größten zurück, der Handwerker Peter übersah nicht das Kleinste.

Den Unterthanen war natürlich bei allem dem nicht wohl zu Muthe. Daß ihnen durch diese Gewaltschöpfung das Mittelalter erspart wurde, begriffen sie wenigstens vorläufig nicht. Ihnen galten die germanischen Einwanderer, welche nach Zar Peters Ausdruck „den russischen Sauerteig ausfegen sollten", als lästige Heuschreckenplage. Wie Korb versichert, erfreute sich als Bezeichnung für die Bundesgenossen des Zaren das Wort „Deutsche Hunde" besonderer Popularität. „Es ist für das Volk in Moskau das größte Vergnügen, gegen Deutsche zu hetzen und zu toben." Von den intelligenteren Repräsentanten der westeuropäischen Kultur in Handel und Gewerbe überflügelt, sahen die Russen ihre Rettung nur in Unterdrückung jeder Verbindung mit dem Ausland und verlangten sogar Aufhebung der vor kurzem eingeführten Briefpost. Als eine deutsche Schauspielertruppe nach Moskau kam, mußte Zar Peter die Bojaren fast mit Gewalt zum Besuche der Vorstellungen zwingen. Ein treu ergebener Anhänger Peters, Iwan Possoschkow, klagt: „Unser Monarch zieht mit etwa zehn Menschen den Berg hinan; den Berg hinab aber ziehen Millionen, wie soll da seine Sache gedeihen?" In Volkskreisen behaupteten die Einen, den echten und rechten Zaren gebe es gar nicht mehr, der wäre auf der Reise gestorben, an seiner Statt ein Betrüger — Barmherzigkeit! am Ende gar ein Deutscher — dahergekommen; für die Frommen war Peter kurzweg der Antichrist.

Der Zar Peter war aber nicht der Mann, vor Hindernissen zurückzuschrecken. „Leidenschaftlich und verschlagen," — so charakterisirt ihn Noorden — „rastlos und zäh, unvergleichlich verwegen, so oft ein wildes Hervorbrechen an der Zeit war, und durch längste Umwege nicht zu ermüden, wog Peter beides, die eigenen Mittel und das Gewicht des Widerstandes mit gleich zersetzender Prüfung und berechnete von ferne her alle Abstände, die den heutigen Vorsatz noch von dereinstigem Gelingen trennten. Die Gedankenbilder einer großartigen Zukunft stets im Auge, ließ er den nächstliegenden Vortheil sich doch niemals entschlüpfen und über Riesenpläne brütend beherrschte er jeden gegenwärtigen Moment."

Wieder regte sich im eigenen Hause Lust zur Revolte. Des Zaren Gattin, Jewdokia Lopuchin, treu ergeben der tatarisch-byzantinischen Tradition, haßte die Deutschen um so mehr, da ihr Gemahl nach seiner Rückkehr mit der Tochter eines deutschen Weinhändlers in der Sloboda, Anna Mons, ein intimes Verhältniß angeknüpft hatte. Die Zarewna wurde verdächtig, daß sie in Sophias Fußstapfen treten wolle. Peter steckte sie in's Kloster, ohrfeigte ihren Bruder, der sich tadelnd über Lefort geäußert hatte, und verbannte, als seine Schwäger darüber murrten, die ganze Sippe.

Mit derselben ehernen Faust brach er den Nacken des Klerus. Als nach dem Tode des Patriarchen eine Deputation von Popen die Ernennung eines neuen Oberhauptes erbat, wies Peter auf sich: „Hier steht euer Patriarch!“ Damit kündigte er eine radikale Veränderung des gesammten Kirchenwesens an, und nachdem er seinen Plan furchtlos und unerbittlich wie Alles durchgeführt hatte, war der russische Geistliche nur noch kaiserlicher Beamte, denn das Haupt der nationalen Kirche war und blieb fortan der Zar.

Nicht glimpflicher verfuhr er mit dem alten Landadel, den Bojaren. Er bewies ihnen, daß Peter Romanow doch mehr als ihresgleichen, nicht bloß der Mächtigste unter ihnen, sondern einzig und wahrhaft die Macht sei. Kraft dieses seines Rechts des Starken schuf er einen neuen Adel, den Adel des Ehrgeizes, das heißt, er stellte dem Feudalaristokraten den Staatsdiener entgegen und verfügte, daß der Staatsdienst den Unterthanen aller Stände zugänglich und persönliches Verdienst allein bei Beförderung maßgebend sein sollte. Seine Hauptmitarbeiter waren denn auch homines novi, denen Nichts zu radikal oder antinational erschien: ein ehemaliger Schiffsjunge, später Graf Davier, ein Hausierjude, später Graf Schafirow, ein Bäckerlehrling, später Fürst Mentschikoff, und viele Andere.

Peter verschmähte jenen falschen Patriotismus, der über jede Kritik sofort leidenschaftlich aufbraust. Unter anderen deutschen Schriften sollte auch die Staatengeschichte Pufendorf's in's Russische übersetzt werden. Als nun der mit dieser Arbeit betraute Mönch das Buch überreichte, suchte der Zar sogleich den Abschnitt über Rußland, von dessen Bewohnern Pufendorf eine wenig schmeichelhafte Schilderung entworfen hatte. Es zeigte sich, daß in der Bearbeitung ein gutes Stück der Charakteristik gestrichen und der

und jener Ausdruck gemildert waren. „Heißt man dies übersetzen?" herrschte der Zar den Mönch an. „Da hast du das Buch zurück, geh' und übertrage Wort für Wort, was der Deutsche von uns geschrieben hat! — Nicht zur Schmach meiner Unterthanen", erklärte er seiner Umgebung, „sondern um ihrer Besserung willen will ich alles gedruckt wissen. Sie sollen erfahren, wie man im Ausland bisher über sie geurtheilt hat, damit sie erkennen, was sie waren, was sie durch mich wurden und wonach sie zu streben haben."

Während früher dem Russen das Reisen verboten war, sollte sich jetzt Alles mit der Kulturwelt des Westens vertraut machen. Auch dieses Gebot galt Anfangs als unerträglicher Zwang. Bekannt ist die Anekdote, daß ein junger vornehmer Russe, dem der Zar das Reiseziel Venedig diktiert hatte, mehrere Jahre in der Dogenstadt verweilte, ohne das Haus, in welchem er Quartier genommen hatte, ein einziges Mal zu verlassen. Allmälig gelang es aber, auch dieses Vorurtheil zu bewältigen.

Weniger Glück hatte der Zar mit seiner Umwandlung der russischen Städteordnung nach dem Muster der alten deutschen Freistädte, wodurch er einen gebildeten Mittelstand zu schaffen hoffte. Dem waren vor Allem die Bevölkerungsverhältnisse im ungeheuren Zarenreich entgegen: das städtische Element betrug kaum ein Zehntel. Sodann aber: kein Autokrat — auch nicht ein Peter der Große — kann einem willkürlich aufgepfropften System einer Gemeindeverwaltung dauernde Lebenskraft verleihen. Städteordnungen wurzeln im Volke.

Dies war nur einer der mancherlei Mißgriffe und übereilten Anticipationen. Es war ihm im Großen und Ganzen, dennoch nicht immer nützlich, über ein Volk zu regieren, das zwei Jahrhunderte lang tatarische Chane regiert hatten.

Endlich — last not least — schuf Peter nach deutschem Muster eine stehende Armee. Wie man über Krieg und seine Abwehr denken möge, — Peters Titanenwerk war ohne ein stehendes Heer nur ein Eintagswerk. Vergegenwärtigen wir uns den Gang des großen nordischen Krieges! Wäre es Zar Peter ohne wohlgeschulte, disciplinirte, festgegliederte Truppen nach den furchtbarsten Niederlagen, nach der Ablehnung seiner Friedensvorschläge möglich gewesen, die strategischen Fehler des heißblütigen Schweden-

königs so rasch sich zu Nutze zu machen und endlich die glorreiche Entscheidungsschlacht von Poltawa zu schlagen?!

Als Peter dank seinen militärischen Errungenschaften und Erfolgen, freilich auch dank seinem Glücksstern — ich erinnere an seine Lage am Pruth — im Nordosten unbeschränkter Gebieter war, seinem Reiche blühende, kultivierte Provinzen einverleibt und seiner Seemacht auch das Baltische Meer erschlossen hatte, legte er Hand an ein Werk, das gewissermaßen als Symbol seiner Reformarbeit gelten sollte. Er selbst soll gesagt haben, er wolle ein Fenster herstellen, durch welches Rußland in's civilisirte Europa ausblicken könne. Er richtete auf Ljust-Elant, der Lustinsel im Newadelta, den Riesenmarkstein der Germanisirungsperiode der russischen Geschichte auf, er gründete Petersburg.

Noch steht das hölzerne Häuschen, das Peter bewohnte, während er an seiner Residenzstadt im strengsten Sinn des Wortes selber mitbaute, Baumeister, Polier, und wenn es Noth that, Handlanger in einer Person. Dort auf der sumpfigen Niederung wirkte die autokratische Gewalt wirklich Wunder. Wie mit Zauberhilfe erstand eine Stadt, die mit den westeuropäischen Metropolen Alles gemein und kolossale Maßstäbe in Allem vor den meisten voraus hatte. Und die Stadt war noch nicht fertig, war sie auch schon bevölkert.

Die jüngst herausgegebenen Berichte des damaligen hannöverischen Gesandten Weber bieten eine Fülle der originellsten Bilder aus dem Leben und Treiben der neuen Residenz.

Im Allgemeinen herrschte zwar deutsche Hofsitte, aber seltsam stach davon ab, daß der allmächtige Gebieter selbst zuweilen im Schurzfell ging. Die Hofdamen färben noch nach tatarischem Gebrauch ihre Zähne schwarz, auch mit den Jupes de baleines wissen sie nicht recht umzugehen, im Uebrigen wird ganz nach europäischem Muster konversiert, kokettiert und intriguiert, es fehlt sogar der Blaustrumpf nicht, Prinzessin Natalia verarbeitet die Strelitzen-Massacres zu patriotischen Originaldramen. Gesandte aller Höfe haben sich eingefunden und sind bemüht, ihre Fäden kunstgerecht zu verschlingen; hie und da werden sie jedoch, wie in Bochara oder Samarkand, mit Gewalt zum Tanzen oder zum Trinken gezwungen, und erschöpft und betrunken plaudern sie.

Zar Peter ging auch nach Gründung von Petersburg noch

mehrmals in's Ausland; freilich haben diese späteren Reisen nicht mehr die kulturgeschichtliche Bedeutung, wie seine erste.

Er gebrauchte wiederholt die Kur in Karlsbad und besuchte auf der Hin- und Rückreise verschiedene deutsche Städte. Besonders für Dresden hatte er Vorliebe. Abfeuern von Geschützen, ein Karussell, eine deutsche Komödie, „so von einem immer vollen Bauern handelte," konnten ihn trefflich amüsieren. In Karlsbad trank er statt der drei Becher drei Krüge, drechselte Dosen, zog Zähne aus und schmiedete Hufeisen. Das waren für einen Gesalbten sonderbare Hantierungen, andrerseits aber fand kein Geringerer als Leibniz die Geistesschärfe des Zaren geradezu „staunenswerth".

Leibniz traf zum erstenmal mit Peter in Torgau zusammen, wohin der Zar zur Vermählung seines Sohnes Alexei mit einer deutschen Prinzessin, Charlotte von Braunschweig, gekommen war. Auch der Zar schätzte sofort den Mann nach seinem Werthe; er nahm ihn von Stund' an in seine Dienste, und der neue geheime Justizrath wurde der Reformator des russischen Unterrichtswesens.

Eine Karikatur des Zaren enthalten die bekannten Memoiren der Markgräfin Friederike Wilhelmine von Baireuth, der Schwester Friedrichs des Großen. Peter kam im März 1713 zum zweitenmal an den preußischen Hof, der unter Friedrich Wilhelm I. ein wesentlich anderes Aussehen hatte, als unter Preußens erstem König.

Wenn nun Friederike den eigenen Vater als ein Monstrum schildert, „halb Puck, halb Moloch," so kann es nicht überraschen, daß der Zar und seine zweite Gemahlin Katharina in den Memoiren als garstige Zerrbilder erscheinen. Zudem darf man nicht vergessen, daß die Prinzessin im Jahre 1713 erst vier und bei dem späteren Besuche acht Jahre zählte. Wir wollen ihr also Glauben schenken, wenn sie erzählt, daß ihr der struppige Bart des Gastes das ganze Gesicht schund und daß ihr die mit Orden und Reliquien beladene Zarin den Eindruck eines geputzten Maulthieres hinterließ. Wenn sie aber erzählt, daß der Zar Miene machte, seine Gemahlin köpfen zu lassen, weil sie sich weigerte, eine obscöne Statue zu küssen, daß er in der Kunstkammer mitnahm, was ihm gefiel, und auch in Schloß Monbijou wie ein Räuber aufräumte, so sind das im wörtlichen Sinne nur Ammenmärchen.

Friedrich Wilhelm und Peter waren sich gegenseitig sympathisch. Nach Peters Tod ordnete Friedrich Wilhelm an, das Land solle so tief trauern, als wenn er selber gestorben wäre. Zwischen den beiden Herrschern bestand nicht nur eine gewisse Aehnlichkeit der Originalität, des Charakters und Pflichtgefühls, an beide trat der furchtbarste Konflikt heran, den die Vorsehung oder eigenes Verschulden über einen Menschen verhängen kann: gegen beide empörte sich das eigene Blut, der leibliche Sohn.

Und doch wieder, welch ein Unterschied zwischen den Irrungen des Kronprinzen Friedrich und denen des Zarewitsch Alexei! Jener empört sich im dunkeln, doch so rührenden Drang und Mißverstand der Jugend im Namen der Freiheit, der Aufklärung, dieser um den Kaftan und langen Bart. Vom Unterschied in den Ausgängen der beiden nicht zu reden.

Es ist das dunkelste Blatt in der Geschichte des großen Zaren. Als Peter seinen Thron und, was ihm höher stand, die Zukunft des Staats gefährdet sah, machte er dem Kampf nicht mit der Größe und Würde eines Brutus, sondern völlig wieder als Erbe der Mongolenchane ein Ende. In der Citadelle wurden erst die Anhänger Alexei's gefoltert — und der Zar war zugegen dann Alexei selbst — und der Zar war zugegen. Zuletzt gab es einen toten Mann — es war zweifelhaft, ob er vom Schlage gerührt oder von Schergen erdrosselt worden sei, aber ganz unzweifelhaft war es des Zaren eigener Sohn ....

Und doch hat dieser grauenhafte Vater, dieser barbarische Zwingherr der Volksgüter Höchstes gewollt und für sein Volk erreicht: die Civilisation.

Heute freilich sind seine unbarmherzigsten Richter in seinem eigenen Lande zu suchen. Den Slavophilen heißt er wieder „der Knecht der Deutschen.“

Unser Knecht?

In seiner auswärtigen Politik war er es sicherlich nicht. Unser Verbündeter, wenn es ihm Vortheil brachte; unser Feind, wenn die russischen Interessen mit den unsrigen sich kreuzten. Sicherlich nicht um der Ehre deutscher Reichsstandschaft willen, wie er offiziell versichern ließ, streckte er die Hand nach den Mecklenburgischen Landen aus, sondern um gleich dem Franzosen und Schweden unmittelbar in die Verhältnisse des zerfallenden

Reiches einzugreifen und dem Russen einen Antheil an der Beute zu sichern.

War er unser Knecht, weil er den deutschen Intellekt schätzte, weil er die Pioniere der russischen Civilisation vorzugsweise aus Deutschland holte? Wo und wie in aller Welt könnte man ein kulturbedürftiges Volk erziehen, ohne daß es mit oder ohne seinen Willen **deutsche** Bildung durch alle Poren söge!!

Aber überheben wir uns nicht! Alle haben von Allen zu lernen. Die Kulturgeschichte ist nur eine Geschichte des Verkehrs der Völker. Nicht wer diese Wechselwirkung zwischen den Nationen leugnet und hemmt, sondern wer sie fördert, ist der wahre Patriot!

Kaiserin Josepha.

Sie war häßlich. In diesen drei Worten ist ihr Schicksal ausgedrückt. Auf den stolzesten Thron Europa's erhoben, mußte sie, da zwar sie den Gatten zärtlich liebte, ihre Neigung aber nicht erwidert sah, jenes Glück missen, das der ersten Edelfrau wie dem Weib des Taglöhners als höchstes gilt: das Glück in der Familie.

Josepha Maria, die zweite Gattin Kaiser Josephs II, ist bisher so gut wie unbeachtet geblieben. Die Gleichgültigkeit, ja Geringschätzung, mit der ihr der Gemahl begegnete, war bei ihren Lebzeiten ein öffentliches Geheimniß, ist uns durch glaubwürdige Zeugnisse verbürgt. Nur verfiel man immer und von jeher in den Irrthum, aus seiner Kälte auch auf einen Mangel geistiger und gemüthlicher Vorzüge bei Josepha Maria zu schließen. „Es fehlte dieser Prinzessin," sagt ein Biograph Josephs II, „sowohl an körperlichen Reizen, als auch an Anmuth des Geistes. . . Tief und schmerzlich fühlte die Arme, daß sie nicht würdig sei, an der Seite ihres Gemahls zu stehen. . ."

Ich hoffe, aus bisher unbekannt gebliebenen Briefen, ungeschminkten, spontanen Aeußerungen des Geistes und des Herzens, zu beweisen, daß es der Verkannten an trefflichen Eigenschaften nicht fehlte. Nicht bloß als gute Tochter, zärtliche Schwester, treue Gattin, gütige Herrin offenbart sie sich uns in jenen Zeilen, sie besaß auch liebenswürdigen Witz, heitere Laune und lebhaftes Interesse am Schönen in Kunst und Natur.

Warum trotzdem Joseph die schwärmerische Neigung, welche ihm das Mädchen entgegenbrachte, nicht mit Liebe vergalt, — welcher Psychologe will heute noch das Räthsel lösen? Doch ist es Pflicht des Historikers, der erkannten Wahrheit die Ehre und so-

mit auch der Frau, die den Kaiserthron mit dem „Freunde der Menschheit“ theilte, das Zeugniß zu geben: sie war nicht unwürdig ihres Platzes und hätte ein besseres Loos verdient.

Der schriftliche Nachlaß der Kaiserin scheint gar nicht aufbewahrt worden zu sein, wenigstens ließen sich in den Wiener Archiven nur zwei Briefe an Maria Theresia finden. Deßgleichen ist die Correspondenz mit dem Bruder, dem Kurfürsten von Bayern, verschollen. Demnach wäre es heute unmöglich, über den Charakter jener Frau einigermaßen gesicherte Vorstellungen zu gewinnen, wenn sie nicht vertraulichen Briefwechsel mit ihrer fünf Jahre älteren Schwester Maria Josepha, Markgräfin von Baden, unterhalten hätte, und diese zahlreichen Briefe — Herr Geheimer Hofrath v. Rockinger hatte die Güte, mich darauf aufmerksam zu machen, — ich weiß nicht, durch welchen Zufall nach München zurückgelangt und im königlichen geheimen Hausarchiv verwahrt wären.

Josepha Maria, geboren zu München am 30. März 1739, war das siebente Kind des Kurfürsten Karl Albrecht, dem drei Jahre nach der Geburt der Prinzessin die Dornenkrone eines römischen Kaisers auf's Haupt gesetzt ward.

Aus den Tagen der Kindheit des Mädchens ist so gut wie Nichts bekannt. Wir wissen bloß die Namen der Lehrer und Erzieherinnen, von deren Eifer und Geschick das barbarische Französisch und das noch schlechtere Deutsch, das die Prinzessin in späteren Jahren schrieb und sprach, ungünstiges Zeugniß geben.

Jener Briefwechsel, der uns tieferen Einblick in das Seelenleben des Mädchens gewährt, beginnt mit dem Februar 1755 und wird umfassender, da sich im Juli des genannten Jahres die Schwester mit Markgraf Ludwig Georg vermählt und nach Baden übersiedelt. Natürlich ist am häufigsten von Vorkommnissen im Familienkreis und Hofleben die Rede, aber auch in dem traulichen Geplauder taucht nicht selten ein Wort auf, das auf Gemüthstiefe und Empfänglichkeit für das Schöne und Gute schließen läßt. Die Besorgniß der Schwester, es möchten „die Reize des Hoflebens“ die Sechzehnjährige allzu sehr umstricken, beschwichtigt sie mit süßer Liebkosung und harmloser Ironie. „Meine liebe Schwester wird doch nicht zu meinem tiefsten Herzeleid glauben wollen, daß die Vergnügungen, die Geschenke, kurz all der ‚Hupsasa‘ der großen Welt mich auch nur einen Augenblick lang die süßeste meiner

Freuden, den zärtlichen Verkehr mit Dir, vergessen machen könnte? ... Ich fühle mit Entzücken, wie unsere Herzen, obwohl wir uns das Wort gaben, unserer Liebe nie mit überflüssiger Rede zu gedenken, auf immer und unzertrennlich mit einander verbunden sind, wie unsere Gefühle wechselseitig ein Echo finden, das allein für mich bestrickenden Reiz hat." Und dieses Hofleben, wie freudlos und unbehaglich lasse es sich nicht selten an? Wie steif sind die „Akademien," wenn inmitten eines großen Saales die kurfürstliche Familie allein dem Spiel obliegt, — wie unbequem ist das Jagdvergnügen, wenn man, um einen armen Vogel zu erlegen, schon vor Tagesgrauen den Schlaf von den Wimpern schütteln muß, — „das ist nichts für Damen und am wenigsten für mich, die ich, wie Du weißt, sonst kaum um neun Uhr mich entschließen kann, das Lager zu verlassen!" – wie ermüdend wirken die Jesuitenkomödien — „das sind Schauspiele, die mir stets nur Langeweile verursachen!" Noch schlimmer wird es, wenn der Hof nach Nymphenburg übersiedelt. Vormittags hat man sich zur Tafel anzukleiden, unmittelbar nach Tisch zieht sich Alles in die Gemächer zurück, um sieben Uhr Abends ist Tarok im Schlafzimmer der Kurfürstin, die mit ihren zwei Obersthofmeisterinnen spielt, während die übrigen Damen zusehen müssen; zum Souper pflegt zwar der Kurfürst zu erscheinen, bleibt aber nur eine Minute; dann gehen Alle zu Bette. „Urtheile selbst, liebe Schwester, ob es unter solchen Umständen bei uns gerade allzu fröhlich hergeht!"

Da kann nur die Musik Trost gewähren! Clavier und Laute sind für Josepha „die liebsten Gespielen der Jugend"; sie singt selbst und weiß sachkundig und verständig über den Gesang Anderer zu urtheilen, wenn sie auch der älteren Schwester, der Königin von Sachsen, der „diva Antonia", wie Friedrich der Große sie nannte, nicht gleichkam, welche, eine Schülerin Hasse's, sehr hübsch componirte und eigene Dichtungen zu Grunde legte. Es ist überhaupt ein liebenswürdiger Zug im Charakterbild Kaiser Karls VII, daß sowohl er selbst in Musik die genußreichste Erholung erblickte, als auch seine ganze Familie zur Pflege der Tonkunst anwies. In einem jüngst aufgefundenen Tagebuch Karls wird traulich geschildert, wie gelegentlich eines Besuches der Großmutter, der Kaiserin-Wittwe, im Stifte Mölk die gesammte kurfürstliche Familie Abends, wenn die lärmenden Feste des Tages verrauscht waren, ihre Künste zum Besten gab. Dem Maëstro Bernasconi, dem Stern der

Münchener Oper, widmete Josepha zärtliche Verehrung. Fast in jedem Briefe spricht sie von den Freuden, welche ihr die gute Opera buffa und die Oratorienaufführungen bei Hofe bereiten, auch die französischen Komödien, „Nanine," „L'orphelin de la Chine" und was sonst gerade das Repertoire brachte, haben an ihr eine eifrige Freundin, die schauspielerischen Leistungen werden von ihr mit Sicherheit und Schärfe beurtheilt.

Auch die Ereignisse auf der politischen Schaubühne läßt sie nicht gänzlich aus den Augen. Sobald einmal nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges das bayerische Contingent gegen den Friedensstörer Friedrich in's Feld gezogen, verfolgt sie die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze mit lebhaftem Interesse und macht der Schwester regelmäßige Mittheilungen. Erfreuliches gibt es nicht zu berichten, die jugendliche Patriotin muß sich mit dem Troste begnügen: „Den Bayern und den Oesterreichern kann wenigstens Niemand abstreiten, daß sie sich als tapfere Soldaten erwiesen, während die Württemberger, ohne nur einmal Feuer zu geben, davonliefen und dadurch die Unseren zum Rückzug nöthigten." (16. December 1757).

Dem Preußenkönig ist sie gram, freilich, nach Frauenart, mehr aus persönlichen Beweggründen, denn seinetwegen muß sie ja um ihre Schwester am sächsischen Hofe besorgt sein, und Pietät gegen Geschwister und Eltern gilt ihr als erste Pflicht. Da inmitten der Kriegstage die Mutter, Kaiserin Amalie, stirbt, beklagt sie den Verlust in rührenden Worten: „Wir verlieren eine Mutter, deren Zärtlichkeit nicht minder wie die Heiligkeit ihres Wesens unsere Verehrung verdiente, wie ihr ein ganzes Volk, ja, ich wage zu sagen, die ganze Welt huldigte." Ebenso inniges Mitleid hat sie mit dem Oheim, Herzog Clemens, der bald nach dem Tode der Mutter von schwerem Augenleiden heimgesucht wurde. In solchem Unglücke gibt es für sie nur einen Trost: „Ich bin stolz darauf, daß Jedermann wird anerkennen müssen, welch herzliche Liebe alle Glieder unserer Familie vereinigt." Vor Allen ist ihr die abwesende Schwester theuer. „Ich habe jetzt keine andere Gesellschaft, als mein Clavecin! Ja, wenn es noch wie vor zwei Jahren belebt wäre durch jene süße Stimme, die meine Seele in so wonnige Harmonien wiegte! Jetzt werde ich es nur als Zuflucht für meine traurigen Gedanken betrachten. Doch die Zeit vergeht, — halten wir, theure Schwester, in Gedanken jene süßen Augenblicke fest und

hoffen, daß eine glückliche Zukunft sie wieder zurückbringt.“ Da der Gatte der Schwester, der Markgraf von Baden, schwer erkrankt, sucht sie bald durch zärtliche, bald durch heitere Worte die Schwester zu beruhigen, sogar zu wohlgemeinten Versen nimmt sie ihre Zuflucht, um die Geängstigte zu zerstreuen. „Ich glaube, daß unsere Freundschaft ein weit innigeres Band, als der Umstand, daß wir Schwestern sind.“ Echt menschlich ist es, daß dazwischen hie und da ein schmerzlicher Ton des Bedauerns über ihre ungünstige äußere Erscheinung hörbar wird; insbesondere verdrießt sie das täglich zunehmende Embonpoint. „In allen Dingen möchte ich Dir gern ähnlich sein, nur nicht darin.“

Als im September 1761 der Markgraf starb, steigerte sich die Theilnahme am Unglücke der Schwester. „Ich bitte Dich, die Hälfte des Schmerzes auf mich zu übertragen, auf Deine beste Freundin, die mit Dir fest vereint bleibt, die Verschiedenheit des Ortes kann ja nicht unsere Seelen trennen.“ Als die Markgräfin-Wittwe in finanzielle Bedrängniß gerieth, war die Schwester sofort zur Hülfe bereit. Ihren inständigen Bitten konnte der Bruder Max Joseph nicht widerstehen und gab reichliche Unterstützung.

Um die Wittwe von schmerzlicher Erinnerung abzuziehen, schreibt fortan Josepha noch häufiger und plaudert von dem und jenem; bald kritisirt sie Compositionen des Bruders und der Schwester Antonie, bald kommt sie auf Politik zu sprechen — sie beurtheilt z. B. ganz richtig die Tragweite der Entthronung Peters III: „Dieses Ereigniß wird die Pläne des Königs von Preußen durchkreuzen!“ . . . „Peter soll an der Cholik gestorben sein, jawohl, die Cholik in Rußland! Es war wohl Gift!“ — bald kramt sie, um zu beweisen, „wie sehr sie zunimmt an Weisheit und Alter,“ einige italienische Phrasen aus, bald entwirft sie Portraits von Diplomaten und Cavalieren, welche den Münchener Hof besuchen, z. B. von dem Fürsten Löwenstein: „Das ist der sonderbarste Mensch, den ich je gesehen; er schwatzt den ganzen Tag und sagt Alles heraus, was ihm gerade durch den Kopf geht, sogar auf Kosten des Wiener Hofes, obwohl er in dessen Diensten steht!“ vom österreichischen Botschafter, Grafen Podstadsky: „Er mag ein guter Musikant sein, aber er gehört nicht zu den angenehmen Leuten!“

Als sie dieses Urtheil niederschrieb, konnte sie noch nicht ahnen,

welch wichtigen Einfluß eben der Gesandte Oesterreichs auf ihre eigene Zukunft gewinnen sollte!

Schon 1755 war der Gedanke einer Verbindung der jüngsten Tochter Karls VII. mit dem ältesten Sohne Maria Theresia's aufgetaucht. Ein österreichischer Agent in München, Baron Widmann, dessen Berichte von Sebastian Brunner veröffentlicht wurden, erzählt, er habe in einer geheimen Audienz der Kaiserin-Wittwe auseinanderzusetzen gesucht, wie gerade zwischen den Höfen von Wien und München ein freundnachbarliches Verhältniß einzig und allein am Platze wäre. Da sei ihm die Kaiserin in's Wort gefallen: „Ja wohl, und zu dauernder Befestigung guten Einverständnisses wüßte ich ein natürliches Mittel, ich meine die jüngste meiner Töchter; ohne mich durch mütterliche Liebe verblenden zu lassen, darf ich sagen, daß jeder große Fürst mit ihr glücklich sein würde." In der That wurde zwischen den beiden Kaiserinnen Amalie und Maria Theresia, wegen einer Verlobung Josephs mit Josepha eine Zeit lang correspondirt, allein der Plan zerschlug sich, Joseph vermählte sich mit Isabella von Parma. Doch ließ man in Wien den Gedanken einer Vermählung der bayerischen Prinzessin mit einem Erzherzog nicht aus den Augen, denn bei der Kinderlosigkeit des letzten Kurfürsten der Ludoviciischen Linie konnte felix Austria hoffen, aus solcher Verbindung politisches Kapital zu schlagen. Namentlich Fürst Kaunitz trug sich schon damals mit Annexionsplänen. Vielleicht wäre auch im vierten Jahre des siebenjährigen Krieges eine Verständigung zwischen Preußen und Oesterreich auf Kosten Bayerns gelungen, wenn nicht der Herzog von Choiseul gedroht hätte, durch eine europäische Coalition den Handel zu hintertreiben.

Als im November 1763 Isabella von Parma plötzlich starb, wurde sofort auf jene Pläne zurückgegriffen. Podstadsky berichtete nach Wien, er könne die vernünftige und bescheidene Prinzessin Josepha nur auf's Beste empfehlen (10. December 1763). Kaum waren die Exequien für Isabella beendet, begann Maria Theresia auf eine neue Vermählung ihres Sohnes zu dringen. „Das allergrößte Unglück und das tiefste Leid, das es nur geben kann, habe ich erfahren," schrieb Joseph an den Herzog von Parma, „und mein unglückseliges Handwerk läßt mich deren noch andere vorhersehen. Ich werde nicht einmal der Frau, der mein ganzes Herz gehört, bis zum Grab treu bleiben können." Kunigunde von Sachsen, Elisabeth von Braunschweig, Benedicta von Portugal,

Luise von Spanien wurden in Aussicht genommen, um den jungen Wittwer seinen Verlust vergessen zu machen, in erster Reihe aber wurde den bekannten politischen Erwägungen zuliebe die bayerische Prinzessin in Vorschlag gebracht.

Als Joseph im März 1764 nach Frankfurt zur Königswahl reiste und dabei Bayern passirte, bot sich erwünschte Gelegenheit, eine Annäherung anzubahnen. Den ersten Angriff unternahm der österreichische Gesandte in München, Graf Podstadsky, der sich zum Empfang seines Gebieters in Vilshofen einfand. „Unser Podstadsky scheint für die bayerische Prinzessin sehr eingenommen zu sein," schreibt Joseph (16. März 1764) an seine Mutter, „er hat mit wahrem Enthusiasmus von ihr erzählt, von ihrer Güte, daß man sie um den Finger wickeln könne u. s. w. Was ihre Schönheit betreffe, sei sie gerade so wie hundert Andere. Da ich nun mehrere hundert Häßliche und wenige Hundert Hübsche kenne, so glaube ich, sie wird wohl aus der Zahl der ersteren sein. Ich habe mich begnügt, ihm zu antworten, daß es mir noch zu peinlich falle, diesen Gegenstand zu berühren, daß man damit unbedingt warten müsse und daß ich mir in Allem die Ansichten Eurer Majestät zur Richtschnur nehmen werde." Sehr sonderbar benehme sich der französische Gesandte in München, der öffentlich verlauten lasse, nur österreichisch Gesinnte könnten jene Heirath wünschen, ein guter Bayer müsse sie fürchten. „Ich kenne nicht" setzt Joseph naiv hinzu, „den mystischen Sinn dieser Worte." In Straubing brachte der alte Fürst Auersperg, während man an der Tafel saß, das Gespräch auf die bayerische Prinzessin. „Er pries enthusiastisch ihren Geist; ich frug ihn, ob er den Geist meine, der in einer Weinflasche steckt?" Auch Feldmarschall Graf Hamilton hob zum Lob der Prinzessin hervor, wie beliebt sie wegen ihres heiteren Sinnes bei ihrer Umgebung sei, hübsch sei sie freilich nicht zu nennen u. s. w. „Um mit ihm zu Ende zu kommen, was nicht leicht ist, wenn er Jemand einmal festhält," habe er ihm frischweg gesagt er glaube nicht, daß aus dieser Heirath etwas werde.

Auch in Frankfurt waren vor und nach der Krönungsfeier mit der Frage, welche Lebensgefährtin sich der neue König küren werde, Fürsten und Diplomaten beschäftigt. Der Kurfürst von Köln gab sich Mühe, die Wahl auf die Prinzessin von Braunschweig zu lenken, und bediente sich deßhalb, wie Joseph der Mutter mittheilt der wegwerfendsten Ausdrücke über die Prinzessinnen von Bayern

und von Sachsen. Auch Kaiser Franz wollte seinem Sohne nicht verhehlen, daß er über Josepha von Bayern eine „terrible relation" erhalten habe und das Portrait der Tochter des Kurfürsten nicht minder abschreckenden Eindruck mache. „Ich hatte also Recht," schreibt Joseph, „als ich von Anfang an für die eine so wenig Interesse zeigte, wie für die andere." Als der Kaiser und sein Sohn auf dem Rückweg von Frankfurt wieder nach Straubing kamen, fand sich Kurfürst Max Joseph selbst zur Begrüßung ein. Bei Tisch kam das Gespräch auf die Prinzessin Josepha, die ihrem Bruder eben hübsche Möbel geschenkt hatte. „Da sie bereits ‚inter damnatas' gehört," meldet Joseph der Mutter, „habe ich dies deutlich zu erkennen gegeben, wobei ich ganz keck ihren Namen aussprach."

Der junge Fürst, in dessen Herzen nur Erinnerung an die Verlorene Raum hatte, wollte von Wählen und Werben überhaupt Nichts wissen; er erblickte schon in Erwähnung eines Ersatzes eine Entweihung des Andenkens der Unersetzlichen. Daß er doch allmählig auf die Anschauung seiner Mutter einging, wird von Karoline Pichler auf ein drastisches Mittel zurückgeführt. Isabella von Parma habe ihren Gemahl nicht ernst und eigentlich geliebt, erzählt die bekannte Schriftstellerin in ihren Denkwürdigkeiten, und dieses Herzensgeheimniß der mit ihr intim befreundeten Schwester Josephs, der Erzherzogin Christine, in einem Briefe enthüllt. Als nun Christine gewahr wurde, wie sich ihr Bruder nach dem Tode seiner Gattin in leidenschaftlicher Trauer verzehrte, habe sie ihm jenen Brief ausgeliefert. Wohl seien nun Josephs Thränen um ein Gut, das ja in Wahrheit nie sein eigen war, versiegt, dagegen sei Erbitterung gegen das ganze weibliche Geschlecht in ihm wach geworden, er habe fortan in den Frauen nur noch Puppen erblickt, die einer ernsten Neigung überhaupt nicht werth wären.

Die Mutter der Erzählerin nahm bekanntlich am Wiener Hofe eine eigenthümliche Vertrauensstellung ein; trotzdem werden wir Arneth zustimmen, der den ganzen Bericht als unbeglaubigten Klatsch zurückweist, da ja Joseph auch noch in späterer Zeit von seiner ersten Gemahlin niemals anders spricht als mit den zärtlichsten Worten, welche den unverminderten Schmerz über einen unersetzlichen Verlust zum Ausdruck bringen.

Als Erbe des Kaiserthrones konnte sich aber Joseph auf die Dauer nicht verhehlen, daß ihm die unerbittliche Staatsraison die

Pflicht auferlege, dem Ansinnen der Mutter nachzugeben. Wohl nur aus diesem Grunde erwies er sich willfähriger, als ihm ein anderes Eheprojekt unterbreitet wurde. Maria Theresia richtete ihr Augenmerk auf die Schwester der Tiefbetrauerten, Maria Luise von Parma, und ließ, da die Prinzessin schon mit dem Prinzen von Asturien verlobt war, dem Vater des Bräutigams, dem König von Spanien, nahe legen, jenes Band zu lösen. Allein Karl III. verhielt sich ablehnend, obwohl ihm die Kaiserin auch noch in einem eigenhändigen Schreiben ihre Bitte vorgetragen hatte.

Nun kamen nur noch die Infantin von Portugal und die Prinzessinnen von Sachsen und Bayern in Betracht. Die Infantin galt als die hübscheste, aber Maria Theresia stellte ihrem Sohne vor, daß in Bezug auf Abstammung und Erziehung die deutschen Fürstentöchter den Vorzug verdienten und daß es für den künftigen römischen Kaiser von großer Wichtigkeit sei, an einem der beiden mächtigsten kurfürstlichen Häuser eine Stütze zu haben.

Wieder gab Joseph nach, allein Prinzessin Kunegunde, welche ihm in Teplitz vorgestellt wurde, mißfiel ihm so entschieden, daß er sich mit aller Bestimmtheit weigerte, „ein jeglicher Anmuth bares Mädchen" zur Gattin zu nehmen.

Nun wurde wieder mit dem Münchener Hofe unterhandelt. Am 2. November 1764 traf Joseph mit dem Kurfürsten und seiner Schwester in Straubing zusammen. Josepha hatte nur ungern den Bruder begleitet, denn sie erblickte in solcher Vorführung eine Demüthigung, allein für das Mädchen galt wie für den Freier die Rücksicht auf Familie und Staat als erstes Gesetz. Die Verlobung kam zu Stande.

In welch trostloser Stimmung der Bräutigam war, beweist das Portrait, das er von seiner Braut in einem Briefe an den Herzog von Parma entwarf. „Ihr Alter (26 Jahre, während Joseph erst 24 zählte), der Umstand, daß sie die Blattern noch nicht gehabt hat, eine Krankheit, deren ich nur mit Schauder gedenke, ihre häßliche Erscheinung — sie ist klein und dick, hat eine Menge Bläschen und Flecken im Gesicht und häßliche Zähne im Munde — alles dies ist nicht dazu angethan, mich auf's Neue in den Ehestand zu locken, in welchem ich früher gerade das Gegentheil gefunden hatte. Ich stellte das auch Ihren Majestäten vor und bat sie, in einer so schwierigen Lage in meinem Namen

die Entscheidung zu treffen. Nach vielen Bitten erklärten sie, daß für die bayerische Prinzessin das ganze Volk Partei nehme, — ich weiß nicht, aus welchem Grunde, — da es nun mir selbst gleichgültig sei, sollte auch ich mich, meinten sie, für diese Partie entscheiden, und so brachte ich denn zu den Füßen meiner Eltern das Opfer dar." Auch die Zeugnisse anderer Zeitgenossen stimmen darin überein, daß die äußere Erscheinung Josepha's nichts weniger als gewinnend war. Aus den vorhandenen Portraits — die Maillinger-Sammlung in München besitzt vier Bildnisse aus den Jahren 1765 und 1767, darunter eines von der Hand des bayerischen Hofmalers George de Marée — ließe sich dies freilich nicht entnehmen, allein dieselben streben offenbar gar nicht nach Individualisirung, sondern bieten nur den allgemeinen Typus einer Rococodame.

Der Kaiserin selbst mochte es schwer gefallen sein, ihren Sohn zu überreden, daß er einem ungeliebten Mädchen die Hand reiche. Ihre Auffassung enthüllt sich aus den Worten, womit sie ihrer Tochter Marie die Verbindung anzeigt: „Du hast eine Schwägerin, ich eine Schwiegertochter, leider ist es die Prinzessin Josepha!"

Am 10. Januar 1765 wurde der Ehecontract zu München unterzeichnet, am 23. Januar zu Schönbrunn die Trauung vollzogen. Durch Festlichkeiten aller Art wurde das „glorreiche Ereigniß" in Stadt und Land gefeiert, ohne daß solches Gepränge im Stande gewesen wäre, die Eingeweihten über die wenig tröstlichen Auspicien der Eheschließung zu täuschen. Joseph gab sich von Anfang an wenig Mühe, zu verbergen, daß er in der neuen Ehe kein Glück, sondern nur ein lästiges Joch erblicke. Zwar schrieb er an den Herzog von Parma, seine Frau werde nie Ursache haben, sich über ihn zu beklagen, denn „wenn auch nicht einen zärtlichen Gatten, wird sie wenigstens einen Freund an mir besitzen, der ihre guten Eigenschaften anerkennt und sie mit aller erdenklichen Rücksicht behandelt." Bald zeigte sich aber, daß er auch nur zu rücksichtsvollem Verhalten entweder die Kraft oder den Willen nicht besaß.

Leider weist die Correspondenz Josepha's mit ihrer Vertrauten gerade für das Jahr ihrer Verlobung eine Lücke auf; die verwittwete Markgräfin scheint damals von Baden nach München übergesiedelt zu sein. Nur die oben erwähnten zwei Briefe an Maria Theresia vom 11. und 23. December 1764 ermöglichen

Schlüsse auf die Stimmung der Braut. Sie dankt in freudiger Erregtheit für die Beweise von Liebe und Vertrauen, deren sie die Kaiserin würdigte, und spricht die Hoffnung aus, daß ihr nicht bloß ein glänzendes sondern ein glückliches Loos beschieden sein werde. „Gefühle des Dankes sind zu tiefst in mein Herz eingegraben, das, so lange ich lebe, vollauf glücklich sein wird, wenn ich Ihnen davon Beweise geben kann. Gewiß werde ich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, im Gegentheil, ich will mein ganzes Sinnen und Trachten darauf richten, zu erforschen und zu thun, was Ihnen gefällt, was Ihnen meine Hochachtung, meine Zärtlichkeit beweisen kann. Sie werden sehen, ich lasse mich in diesem Punkt nicht Lügen strafen, denn ich glaube fest, daß ich nur so lange glücklich sein kann, als Sie mir Ihr Wohlwollen bewahren, das höchste und einzige Gut meines Lebens." „Se. Majestät der König hat die Güte gehabt, mir durch eine Estaffete ein Schreiben zu senden . . . Ich fühle mich unendlich geehrt durch die Zuvorkommenheit, deren mich der König würdigt, und durch die freundschaftlichen Gefühle, welche er mir kundgibt, und ich wage mir zu schmeicheln, daß er mir dieselben bewahren wird, wenn wir uns erst genauer kennen lernen werden. Dies verbürgt mir Aussicht auf die glücklichste Zukunft!"

Auch die ersten Briefe, welche die Neuvermählte von Wien aus an die Schwester schrieb, geben Zufriedenheit und Behagen kund. „Ich wünschte nur," schreibt sie am 13. Februar 1765, „daß ihr Zeugen sein könntet, welch' hohe Befriedigung ich empfinde," und einige Wochen später: „Mein lebhafter Wunsch wäre es, daß Jedermann in der Ehe solches Glück fände, wie es mir zu Theil geworden!" Auch in der neuen Heimat hing sie mit alter Liebe an ihren Geschwistern. Ebenso hat sie den Damen des Münchener Hofes ein treues Andenken bewahrt, und aus einzelnen Andeutungen ergibt sich, daß selbst mit den niederen Dienerinnen ein gewisses herzliches Verhältniß bestanden haben muß, wie denn überhaupt aus jeder Zeile dieser Briefe die Herzensgüte der Prinzessin hervorleuchtet. Niemals vergißt sie vertrauliche Grüße an die Kreuth, die Magerl, die Ancillon, die Schreiberin, die Lierin, die „dicke Gablerin" u. A. „Ich bin entzückt, daß man sich meiner noch freundlich erinnert! Ich verdiene es auch ein Bißchen, denn nie werd' ich mein theures Vaterland, noch diejenigen, die mir dort liebevolle Zuneigung geschenkt haben, vergessen. Welch ein Trost

ist es für mich, sagen zu können, daß ich dort eigentlich bei Allen beliebt war, um so mehr, da ich dies nicht persönlichen Vorzügen zu dankem hatte, sondern nur meinem aufrichtigen Streben, mir die Herzen zu gewinnen."

Mit ganzer Seele klammert sie sich an die Hoffnung, ihrem Gatten ein Kind zu schenken. Die Magerl, schreibt sie (6. März) in freudiger Aufregung, möge nur fortfahren mit den Mittwochsandachten; es habe den Anschein, als ob diese Bitten wirksam seien, als ob ihr ein großes, freudenreiches Ereigniß bevorstehe Im nächsten Brief äußert sie, für diesen Sommer werde sie wohl keiner Jagd mehr beiwohnen, aus Rücksicht auf den Zustand, in welchem sie sich befinde. „Es ist ein allzu großes Glück, als daß ich nicht gern dieses Opfer brächte." Nun möchte sie auch wissen, ob die Frau in Freising, deren Aussage schon einmal in Erfüllung gegangen, auf weiteres Befragen ihr einen Knaben oder ein Mädchen prophezeien werde. „Wie sehne ich mich danach, dem Gatten meine Liebe beweisen zu können!"

Allein Anfangs Juni trat ein „évènement inattendu" ein. Sie dankt für die Theilnahme an diesem Unglück, aber sie glaubt noch nicht alle Hoffnung aufgeben zu müssen. „Ich unterwerfe mich in Allem dem Willen des höchsten Wesens, das die ganze Welt regiert, doch muß ich bekennen: diese Unwissenheit macht mir die bevorstehende Trennung noch schmerzlicher, da ja bisher meine süße Hoffnung am meisten mein Herz beruhigte und mich über die Abwesenheit eines Gatten tröstete, den ich anbete. Ich hoffe zu Gott, er werde dieses harte Opfer vergelten, indem er mir einen Sohn schenkt: dies allein kann meinem Glück die Krone aufsetzen!"

Allmälig schwanden aber die letzten Zweifel, die letzte Hoffnung! „Ich bin von Gott gestraft worden, weil ich schon so vermessen auf ein Glück pochte, das nur die Demuth belohnen soll!"

Fortan ließ Joseph manche Rücksicht schwinden, die er bisher noch beobachtet hatte. Er mied seine Gattin, wo es nur anging, und gab sich auch in der Oeffentlichkeit keine Mühe mehr, seine Gleichgültigkeit, seine Mißachtung zu verbergen. Josepha's Stellung am Hofe verschlimmerte sich noch durch den Tod ihres Schwiegervaters Franz, der ebenfalls als macht- und einflußloser Gemahl der regierenden Kaiserin mancher Demüthigung ausgesetzt war und sich gleichsam als Leidensgenosse

an Josepha vertraulich angeschlossen hatte. „Gebeugt von bitterstem Schmerze," schreibt sie (24. August 1765) an die Schwester, „wäre ich gar nicht im Stande, von anderem zu reden, als von dem herben Verlust, den ich erlitten habe. Ich darf sagen, ich hatte an ihm einen zweiten Vater gefunden, einen Freund, den ich auf's zärtlichste liebte. Wie gütig er gegen mich war, kann ich gar nicht genugsam ausdrücken! So soll denn auch mein Dank ihm über's Grab hinaus und bis an mein eigenes Lebensende lebendig bleiben!"

Die Standeserhöhung, welche ihr der Tod des Kaisers bringt, macht ihr keine Freude. „Ich bin nicht stolz geworden, als ich aus einer Prinzessin von Bayern eine Königin wurde, noch weit weniger schmeichelt mir jetzt ein Titel, für den so hoher Preis zu zahlen war! Wie gern würde ich durch mein Leben das seine erkauft haben!" Sie verbittet sich alle weitschweifigen Titulaturen. „Ob Kaiserliche Majestät, ob Majestät schlechtweg, ob Kaiserin, ob Königin, allzeit bin ich für Dich eine Schwester, welche Dich auf's zärtlichste liebt. Der Rang, den ich jetzt einnehme, hat, wenn dies möglich war, das Band, das unsere Seelen einigt, nur noch fester geschlungen. Wie sollte ich mich brüsten ob eines leeren Titels, der von einem Tag zum andern schwinden kann, denn Alles auf dieser Welt ist eitel und vergänglich, nur die Tugend gibt wahres Glück, sie allein verleiht für diese Spanne Lebens Befriedigung!"

Noch äußert sie keine Klagen; weder über die Entfremdung des Gatten, noch über das ungeziemende Benehmen der Höflinge läßt sie etwas verlauten. Sie betont nur immer wieder, daß der Tod des Kaisers Franz speciell für sie der schwerste Verlust war; auch aus den Worten, welche sie einmal ihrer Magerl entbietet, läßt sich auf trübe Stimmung schließen; sie warnt ihre Getreue, nur der Versorgung wegen zu heiraten, denn nur eine Ehe, welche aufrichtige Neigung geknüpft habe, könne glücklich sein.

Im Allgemeinen haben die Briefe der Kaiserin durchaus nicht ein düsteres, trauriges Gepräge. „Jedes Ding in der Welt hat seine Zeit: beten und lustig sein!" Sie schreibt auch jetzt noch ausführlich über Musik und Theater, Tanz- und Jagdvergnügen. „Ich kann Dich versichern, daß es hier auch in der Fastenzeit nichts weniger als langweilig ist; alle Abende sind ausgefüllt; wenn es auch kein Schauspiel gibt, so doch dreimal in der Woche im Theater Concert, außerdem wird zweimal bei der Kaiserin gespielt, ebenso

oft bei mir — somit sind alle sieben Tage der Woche besetzt!" Den Compositionen ihres Lehrers Bernasconi widmet sie nach wie vor wärmste Theilnahme; von einer neuen Oper läßt sie sich eine Abschrift besorgen, um derselben auch in Wien zur Aufführung zu verhelfen. Dem Ballet hat sie neuerdings besseren Geschmack abgewonnen; sie bittet dies dem Grafen Seeau, dem Intendanten des Münchener Theaters, mitzutheilen, da es ihm Freude machen werde. Am liebsten besucht sie das deutsche Schauspiel, und sie vernimmt mit Befriedigung, daß man endlich auch in München daran Geschmack finde. „Zu meiner Zeit war die deutsche Komödie nicht beliebt, es war eine Seltenheit, wenn man sie besuchte." Auch die Jagd gewährt ihr Vergnügen, insbesondere die Sauhatzen in der forstreichen Umgebung von Wien. Seit Kaiser Joseph im Frühjahr 1766 der Wiener Bevölkerung den Prater eröffnete, erschien sie häufig dort zu Pferde, meist allein, hie und da an der Seite der regierenden Kaiserin.

Einen eigenthümlichen Humor entwickelt Josepha in zahlreichen räthselhaft geschriebenen Briefen, die bald über's Kreuz, bald von unten nach oben, bald als Anagramm zu lesen sind. Es handelt sich nicht etwa darum, Geheimnisse zu verhüllen, denn weder der Kaiser, noch irgend Jemand am Hofe sprach mit der „Bayrin" über öffentliche Angelegenheiten oder gar über Politik; auch diese Briefe enthalten nur vertrauliches Geplauder, es war nur auf eine „Tändelei abgesehen, welche die Schwester ergötzen soll," und wohl der Briefschreiberin selbst über manche trübselige Stunde hinweghelfen mußte. In einem solchen Briefe, der französisch abgefaßt, aber mit deutschen Buchstaben geschrieben ist, bittet sie um fortgesetztes Gebet, daß sie gesegneten Leibes werden möge. „Dies allein kann mein Glück wieder vollkommen machen."

Inzwischen wurde das Verhältniß Josephs zu seiner Gattin immer feindseliger. Karoline Pichler erzählt, er habe nicht bloß ganz aufgehört, gemeinsam mit ihr zu speisen und zu promeniren, er habe sogar auf dem Balcon, der bis zu ihren Gemächern hinlief, ein Schutzgitter anbringen lassen, damit sie ihm auch dort nicht mehr begegnen könne, ja, er sei vor aller Welt zum Fenster hinausgestiegen, nur um nicht durch den gemeinschaftlichen Salon, wo sich die Thüre zum Balcon befand, gehen zu müssen. Die Geduld, womit Josepha diese Unbilden ertrug, erregte zwar das Mitleid ihrer Verwandten — Maria Theresia nennt sie einmal

in einem Briefe an die Marquise D'Herzelle die „heilige Kaiserin Josepha," und die Erzherzogin Marie Christine äußerte: „Ich glaube, wenn ich Josephs Frau wäre und so behandelt würde, ich wäre längst entflohen und hätte mich an einem Baum in Schönbrunn aufgehängt," — dagegen reizte ihre Selbstbeherrschung den Gemahl nur noch mehr, da er als der Unglückliche und Beklagenswerthe, nicht als der Schuldige erscheinen wollte. Zu rechtfertigen ist sein Verhalten nicht. Mochte ihn auch ihre Häßlichkeit abstoßen, so war es doch ungerecht, daß er ihr schlechtweg allen Geist absprach, nur weil er sich nicht Mühe geben wollte, ihren Witz und ihre heitere Laune lebhafter aufsprudeln zu machen. Andere Vorzüge, Sanftmuth, Herzensgüte, Gattenliebe schien er gar nicht gewahr zu werden. Umsonst bat Maria Theresia, deren weibliches Zartgefühl für die Verstoßene Partei ergriff, ihr Sohn möge wenigstens auffällige Vernachlässigung meiden. Anfangs lehnte Joseph es schroff ab, seiner Gattin auch nur ein Lebenszeichen zu geben. „Sie werden verzeihen," schrieb er (5. Juli 1766) aus Opotschna an die Mutter, „daß ich an meine Frau lieber gar keinen Brief richte, denn von Wind und Regen läßt sich nicht eine Seite lang schreiben; wenn ich je einmal anderen Stoff finden sollte, werde ich es thun!" In Folge erneuter Vorstellungen schrieb er zwar an Josepha, aber in welcher Stimmung! „Ich erlaube mir den Brief an meine Frau beizulegen. Ich würde weit lieber und weniger mißmuthig an den Großmogul schreiben, denn sie will sich nun einmal nicht mit Gefühlen der Achtung begnügen und hat mir deßhalb schon Vorwürfe gemacht. Urtheilen Sie aber selbst, liebe Mutter, was soll ich an sie schreiben? woher, in Teufels Namen, soll ich andere Gefühle auffischen? Verzeihen Sie meine Ausdrucksweise, nur diese entspricht der Wahrheit!" Er habe sich also begnügen müssen, ihr von seiner Gesundheit, von seiner Reise Nachricht zu geben, und habe sie versichert, „er werde es sich stets am untersten Rand des Briefbogens zur Ehre anrechnen, ihr ergebenster Gatte zu sein!"

Und Josepha!

„Gott sei Dank, der Kaiser befindet sich wohl," schreibt sie (21. Juli 1766) an die Schwester, „der Kaiser kehrt gesund zurück!" Und wieder gibt sie das sehnliche Verlangen kund, es möge ihr ein Kind geschenkt werden. „Es ist mein höchster Wunsch! Nur so kann ich aus meiner traurigen Lage gerettet werden, die

ich entsetzlich nennen würde, wenn ich nicht dächte, daß Nichts in der Welt sich gegen den Willen Gottes vollzieht!"

Sie sucht sich durch Beten und Fasten der göttlichen Gnade würdiger zu machen. Am Charfreitag wallfahrtet sie, um überall ihre Bitten anzubringen, wo der Leib Christi aufgebahrt ist, nach 18 Kirchen. Die gebotene Abstinenz verschärft sie dadurch, daß sie sich auch der Milch und aller damit gekochten Speisen enthält. Die Briefe an die Schwester werden kürzer und kürzer, eine „invention," wie sie die Rösselsprungaufgaben in Briefform bezeichnet, will ihr nicht mehr gelingen. In kleinen Zügen offenbart sich am deutlichsten der Umschwung ihrer Stimmung, ihres Geschickes. Bald nach ihrer Uebersiedelung nach Wien schilderte sie ihr Behagen über die Lebensweise am Wiener Hofe, die gewiß auch nach dem Geschmack „der dicken Gablerin, sowie der Schreiberin" wäre. Hier stehe man zwar um 6 oder 6½ Uhr Morgens auf, lege sich aber schon um 10 oder längstens 10½ Uhr zur Ruhe, könne also regelmäßig acht oder neun Stunden in einem guten Bette verbringen; dann kleide man sich mit aller Muße an, frühstücke, lese, musicire, promenire — so schwinde rasch der Vormittag. Ein Jahr später hat sie ihre Lebensweise merklich geändert; sie erhebt sich jetzt „ohne Zaudern" Punkt 6 Uhr, in einer halben Stunde ist die Toilette beendigt, dann wird die Kirche aufgesucht. Und wieder ein Jahr darauf klagt sie: „Ich schlafe nur sehr wenig. . ." Einmal noch, im October 1766, meldet sie nach München, der Kaiser habe sie in die Kirche begleitet, wo für die Ritter des Theresien-Ordens ein Hochamt celebrirt wurde — später ist vom Gatten nicht mehr die Rede.

Wohl mag es die Arme selbst als Befreiung begrüßt haben, daß ein früher Tod das Band löste, das für beide Gatten eine drückende Fessel geworden war.

Im Mai 1767, kurze Zeit nach dem Tode des Töchterchens der Erzherzogin Marie, wurde Josepha von jener furchtbaren Krankheit, welche damals so viele Opfer in der Hofburg forderte, heimgesucht. Sie trug das schwere Leiden mit einer Standhaftigkeit, welche ihre Frauen zu Thränen rührte. Wenn sie im Leben wenig Liebe gefunden hatte, so ward ihr doch auf dem Sterbelager ein Beweis echt mütterlicher Zärtlichkeit zu Theil. Obwohl die Arme am ganzen Körper mit Blattern bedeckt war, ließ sich Maria Theresia nicht abhalten, sie zu umarmen und zu küssen,

und wurde sofort ebenfalls von der heimtückischen Krankheit befallen.

Während nun Alles in fieberhafter Spannung den Gang der Krankheit der verehrten Regentin verfolgte, verschied Josepha am Morgen des 28. Mai gänzlich unbeachtet. Joseph, der Tag und Nacht nicht von der Schwelle des Zimmers wich, wo die zärtlich geliebte Mutter krank lag, nahm am Tode seiner Gattin nicht den mindesten Antheil, ja, er wohnte nicht einmal dem Leichenbegräbniß bei. Ohne Sang und Klang wurde Josepha am Abend des 30. Mai bestattet.

So konnte sich im Bayernvolk, das mit Unwillen von der unwürdigen Behandlung der Schwester seines Fürsten gehört hatte, eine wunderliche Sage festsetzen. Wie Karoline Pichler erzählt, behaupteten Viele noch lange nach dem Tod der Kaiserin, sie sei gar nicht gestorben, sondern lebe, vom lieblosen Gatten verstoßen, still und zurückgezogen in einem bayerischen Kloster, wo sogar der und jener sie gesehen haben wollte.

Italianismen in der Münchener Mundart.

Schon Westenrieder beklagt in seiner Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München (1782), daß die in seiner Vaterstadt herrschende Volkssprache „gänzlich vermenget“ mit lateinischen und französischen Wörtern sei, und theilt eine lange Liste solcher bei Hoch und Niedrig üblicher Ausdrücke mit. Es muß Wunder nehmen, daß dem trefflichen Kenner von Land und Leuten entgangen ist, wie auffällig zahlreiche italienische Wörter gerade in München an's Ohr klingen. Ich denke dabei nicht an diejenigen Italianismen, welche, hauptsächlich auf Heer- und Festungswesen, Musik und Theater, Handel und Geschäftsführung Bezug nehmend, in ganz Deutschland Bürgerrecht gewonnen haben, z. B. Kavallerie, Flotte, Bastion, Oper, Partitur, Andante, Trafik, Girobank, Bilanz, Ultimo 2c., sondern an Eindringlinge, denen man nur in Bayern, ja theilweise sogar nur in München begegnet.

Das Meiste ist in Schmeller's Bayerischem Wörterbuch verzeichnet und erklärt. Immerhin könnte sogar zu diesem Meisterwerk von einem feinhörigen Forscher, der das Volk in Werkstatt und Kaufladen, Trinkstube und Tanzsaal belauscht, gerade an Monacismen noch mancher Nachtrag geliefert werden. Ich habe z. B. das in München gäng- und gibige Wort „Praxer“, das meines Wissens nur in der Zusammensetzung „Kälberpraxer“ vorkommt und den Unterhändler beim Kälberkauf bezeichnet, im Wörterbuch vergeblich gesucht; Schmeller sagt nur: „Brachser, eine Art Hausknecht, zur Aushilfe für die Fuhrleute bestimmt.“ Ebenso sind Ausdrücke, wie Jemand „gschwafu“, d. h. von oben herab, hoffärtig behandeln (wohl eine Entstellung von schmafú, je m'en fous), „Pfitschi“ = Nichts, „Angangerln“ in der Bedeutung von „Gelüste tragen“ u. A. dem Oberpfälzer Schmeller entgangen.

Ehe ich auf die in München üblichen Italianismen eingehe, sei dargelegt, wie sich nach meiner Ansicht die Uebersiedelung am ungezwungensten erklären läßt. Ich glaube, daß vor Allem das Eindringen wälscher Elemente in das bayerische Hof- und Volksleben zu Zeiten des Kurfürsten Ferdinand Maria in's Auge zu fassen ist.

Am 22. Juni 1652 hielt Adelaide, die Tochter des Herzogs Viktor Amadeus von Savoyen, von mütterlicher Seite eine Enkelin Heinrichs IV. von Frankreich und der Maria von Medicis, festlichen Einzug in München; drei Tage später wurde sie in der Hofkapelle mit dem jungen Kurfürsten Ferdinand Maria, Maximilians I. Sohn, getraut. Die neue Kurfürstin war mit zahlreichem Gefolge von Kavalieren und Dienerschaft nach Bayern gekommen, und auch in den nächsten Jahren zogen viele Landsleute nach München, um in der Armee oder bei Hofe Anstellung zu finden. Zwar versichert der Verfasser einer 1747 veröffentlichten Biographie Adelaidens, Götze: „Der Vorwurf, daß sie die Ausländer gern gesehen und dieselben die Wirkung ihrer fast königlichen Freigebigkeit spüren lassen, rühret von Leuten her, die niederträchtig denken," aber dem übereifrigen Anwalt dürfte es sehr schwer fallen, heute noch seine Ansicht zu vertheidigen. Wenn freilich Vehse erzählt, die Kurfürstin habe sich einmal von ihrem Gemahl als Neujahrsgeschenk ausgebeten, er möge die Deutschen gänzlich bei Hofe abschaffen, und darauf vom Gatten die Antwort erhalten: „Dann müßte ich mich selbst ja auch abschaffen!" so ist dies unzweifelhaft nur eine tendenziöse Anekdote. Allein aus den von Gaudenzio Claretta auszugsweise veröffentlichten Briefen der Kurfürstin an ihre Eltern läßt sich ersehen, daß in der That ihre Begünstigung der Italiener immer wieder zu Konflikten mit der Mutter des Kurfürsten führte und auch der einflußreichste Minister Graf Kurtz die zunehmende Verwälschung des Hofes mißbilligte. Dies hinderte aber nicht, daß fort und fort zahlreiche Italiener und Franzosen einwanderten, wie Trautmann in seinem Niklas Prugger launig schildert, „minder begüterte junge Kavaliere nebst allerlei Opera-Textbuchschreibern, sonstigen Poeten, Virtuosen und was weiter, die sämmtlich einsahen, es sei hier in München gar gut Hütten bauen, wo nicht etwa für immer, doch für möglichst geraume Zeit." Wenn der Theatinerpater Stefano Pepe Sonntags in St. Cajetan italienisch predigte, waren alle Räume der Kirche gefüllt, und im

neu erbauten Opernhaus neben St. Salvator waren auf der Bühne, wie im Auditorium nur romanische Laute hörbar. Für Bau und Ausschmückung von Nymphenburg und Schleißheim waren fast ausschließlich Italiener und Franzosen thätig. Am Besten läßt sich aus den Fourierlisten des Hofes, sowie aus den Musterlisten des Heeres erkennen, wie mächtig das fremde Element in diese Kreise eindrang. Es sei nur an die später in Bayern ansässigen Minucci, Piosasque, de Non, Spreti, Rambaldi, Tampieri, Savioli, Tresigny, Livizzani, Nogarola, Simeoni u. A. erinnert. Da solcher Zuwachs auf die gesammte Kulturentwicklung wichtigen Einfluß übte, wäre eine möglichst genaue und erschöpfende statistische Zusammenstellung als dankenswerthe Aufgabe zu bezeichnen.

Man wird kaum irre gehen, wenn man mit dieser Erscheinung auch die Thatsache, daß so viele italienische Wörter im Boden unsrer Mundart Wurzel faßten, in Zusammenhang bringt. Damit soll nicht in Abrede gestellt sein, daß der und jener Ausdruck auf andrem Wege zu uns gelangt sein mag. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß München ringsum von Straßen, auf welchen der italienisch-deutsche Handelsverkehr lebte, umgeben war, daß es vom späteren Mittelalter bis in die neuere Zeit für junge, wohlhabende Edelleute zum guten Ton gehörte, ein paar Semester lang in Bologna oder Padua Jura oder Logik zu hören, daß noch im vorigen Jahrhundert die Freuden des Karnevals alljährlich Hunderte von süddeutschen Fürsten und Kavalieren nach Rom und Venedig lockten. Haben ja doch in Folge solchen Verkehrs auch die italienischen, zumal die cisalpinischen Mundarten Manches aus der Barbarensprache aufgenommen, z. B. rozza [Roß], fodera [Futter], tasca [Tasche], elmo [Helm], scherzo [Scherz], fresco [frisch], borgo [Burg], ꝛc. [Valentini, sul linguaggio italo volgare in Italia parlato p. XI; einzelne dieser Entstehungen mögen freilich wohl bis in die Gothen- und Langobardenzeit zurückreichen].

Zunächst an Einwanderung von Italienern erinnern noch heute die Namen einiger Münchener Straßen und Gebäude, die Perusastraße, in welcher das Haus der Grafen von Perusa (jetzt englische Apotheke) stand, die Morassistraße, in welcher sich der Wirthsgarten eines Italieners Morassi befand, das Mazarigäßchen, nach dem Hause des Gastwirths Paolo Mazari benannt, der Ruffinithurm, an welchen die Behausung der Wechslerfamilie

Ruffini anstieß, u. A. Den Namen „Rockerl“ für den Platz zwischen Hof- und englischem Garten leitet Schmeller davon ab, daß hier ehedem roccoli, d. h. Lauben und andere Vorrichtungen zum Vogelfang aufgestellt waren; vermuthlich dürfte aber die Erklärung Burgholzer's den Vorzug verdienen, daß die Anhöhe ihren Namen von den italienischen und französischen rocailleurs, d. h. Grottenwerkarbeitern, erhalten habe.

Nur in der Residenzstadt München hat sich für die Leibgarde des Fürsten das Wort Hartschier (arciero) erhalten. Die Hartschiere tragen Helebarden (alobarda, Spieß) und machen bei den Prozessionen (processione, öffentlicher Umzug) Spalier (spalliera Rücklehne).

Zur Faschingszeit erinnert Manches an italienische Bräuche. Das Wort Fasching selbst wird von einigen Etymologen mit fascia (Binde, Einhüllung) in Verbindung gebracht. Da jedoch im 17. Jahrhundert auch die Form „Farsching“ vorkommt, gibt Schmeller der Ableitung von farsa, Scherzspiel, den Vorzug. Dem in Süddeutschland eingebürgerten französischen redoute liegt das ältere italienische ridota, Posse, zu Grunde. „Fällt von ungefähr“ sagt Jakob Grimm, „ein fremdes Wort in den Brunnen einer Sprache, so wird es solange darin umgetrieben, bis es ihre Farbe annimmt und seiner fremden Art zum Trotze wie ein heimisches aussieht.“ Manche Wörter haben sich demgemäß so weit von der Urform entfernt, daß es sehr schwierig ist, sie auf ihren Ursprung zurückzuführen. In vielen Fällen führt aber gerade die in den eigentlichen niederen Volkskreisen übliche Ausdrucksweise zur richtigen Lösung. Noch heute verabreden sich lustige Kellnerinnen, sich für die Redoute zu „vermaschkeriren“ (mascherare, maskirt gehen). „Britschenella“ heißt noch heute der Hanswurst im Marionettenspiel. „Hier scheint sich ein deutsches Wort (Britschenmeister, der lustige Büttel bei öffentlichen Aufzügen) mit einem italienischen (pulcinella) zu einem dritten verschmolzen zu haben, das keines von beiden mehr ist.“ (Schmeller, B. W., I, 376) An den Spaßmacher Pasquino erinnert noch ein in München gebräuchlicher Hundenamen. Auch der Ausruf „Perlicco, perlocco“ (so in München; Grimm, Deutsches Wörterbuch I, 1525, hat „berlicke, berlocke“) scheint von italienischen Gauklern herzustammen.

Besonders häufig sind Italianismen bei den in München üblichen Spielen zu hören. Das beliebteste Kartenspiel heißt Tarocken

(tarocco); dem Italienischen sind entlehnt die erforderlichen Kunstausdrücke Solo, Skatt (von scartare, wegwerfen), Matsch (von matto, gebeugt, erschöpft). Das von Schmeller nicht gekannte „Terteln" ist von terza (hier: drei zusammengehörige Karten) abgeleitet, der Ausdruck „Bellutsch" von belloccio (ansehnlich, prächtig.) Auch andere Spiele haben italienische Namen. In den heute verschollenen „Feldbleameln", Gedichten in oberbayerischer Mundart von Katsch (1847), heißt es: „Der oani zwickt, der andri ramscht, a dritta tappt so gern." Das erstgenannte Spiel hängt zusammen mit „abzwicken," den Andren in die Enge treiben, stichlos machen. Bezüglich des zweiten wird der Eingeweihte die Ableitung von rammanzo = Verweis, Strafe, nicht verkennen. Und auch für das in Bayern nicht mehr übliche „Tappen" zieht Schmeller das italienische tappa = Theil, Portion, heran.

Auf der Kegelbahn wird entweder ein „Lavenettel" gespielt, d. h. daß Jeder nach seiner Tour den all' avvenente [à proportion] treffenden Gewinn erzielt, oder ein „Parteln" [partire, trennen, theilen]. Mit allen diesen Spielen wird nur allzu oft das ersparte Geld „verdalemantschirt", d. h. leichtfertig verbraucht. Schmeller denkt bei dem mysteriösen Wort an dalamascalarva, [daher das altfranzösische entalamaschier, entstellen]; vielleicht ist die einfachere Ableitung von mangiare [essen, aufzehren], woher auch „mantschen" = durcheinander mengen, die richtigere. Der Eine spielt nur, weil es sich um ein „Letitzel" [letizia, Fröhlichkeit, Ergötzung] handelt, der Andere hat Kupizzen" [cupidezza, Begierde] auf die „Moneten" [moneta, Geld] seiner „Kumpane" [compagno, Genosse, oder vom altfranzösischen compaing?] Weh' ihm, wenn er sich dadurch verleiten läßt, zu „mankeln" [mancare, sich verfehlen, hintergehen]!

Der Italiener erfreut sich erstaunlicher Fertigkeit in Erfindung und Anwendung von kräftigen Schelt- und Fluchworten. Auch von dieser Species hat sich Manches in unsrer Vaterstadt eingebürgert. Das beliebte Epitheton „Lalli" hängt nach Schmeller mit Lellare = Zaudern, Maulaffen feil haben, zusammen. Belauschen wir einmal die Kindsmagd, die den ihrer Hut anvertrauten Kleinen in den Hofgarten geführt hat. Da sie viel lieber mit ihrem Sergeanten, ihrem „Gspusi" (sponso, der Verlobte), „scharmuzziren" (scaramuccia, Geplänkel) möchte, tituliert sie

den unbequemen Begleiter bald: „Der Pams! (Schmeller verweist zur Erklärung dieses vom Zorn diktierten Kosenamens auf pancia = Dickbauch, doch möchte die Ableitung von bambino = Kind, vorzuziehen sein). Du bist ja doch kein Fatschenkind mehr! (fascia, Wickelband; fasciare, einwickeln) Mußt immer so umeinanda gaustern (guastare, hastig betreiben) und hin und her stampern (stampare, stampfen)? Thu'st schon wieder so daherwatscheln (vacillare, wanken)? Jesses, jetzt hat er wieder 's Fazilettl (fazoletto, Schnupftuch) vergessen! Ich könnt' dich gleich damanz'n (Schmeller denkt an manza = bos nondum experta taurum, vielleicht von ammazzare?)! Nein, Kindsmadl sein, dazu g'hört a Gusto (gusto, Geschmack)! Was man sich da abstrapazziren (strappazare, quälen, schlecht behandeln) muß und den ganzen Tag Molesten (molesto, beschwerlich) hat! Jetzt sag' ich dir zum letzten Mal: Avanti (avanti, vorwärts)!"

„Gieng," läßt der Humorist Anton Bucher den Herrn Pfarrer in seiner Pfingstpredigt sagen (Ges. Werke, IV, 114), „weil ihr unbeschnitten seyd an Herzen und Ohren, nichts zusammen, als der hl. Geist noch bei uns war, wie wird's jetzt mit den weisen Magistratsbeschlüssen aussehen, da der hl. Geist avanti ist?"

Und in der „Kinderlehre" läßt Bucher den Katecheten schelten: „Nun kommt ihr Knalli, mit einem einfältigen ‚Herrn Pfarrer!' nichts ‚Ihr Hochwürden!' in's Zimmer" u. s. f. Schmeller erklärt „Knalli" schlechtweg als „Bengel"; nach meiner Ansicht ist nicht ausgeschlossen, daß eine Zusammenziehung aus canaglia = Gesindel, vorliegt.

Schmeller kennt nicht das Wort „Kalfakter", das ich lieber vom italienischen calefattore = Spötter, als mit Grimm vom lateinischen calefactor = Ofenheizer (D. W. V, 64) ableiten möchte. Der Kalfakter liebt es, Andre zu tribulieren (tribolare, necken) und Spampanaden zu machen (stampagnata, Prahlerei).

Aus dem stolzen popolo machte der Bayer „Pofel" = Pöbel. Ein wunderliches Mischwort ist „Sparifankerl" = Teufel. So lautet meines Wissens der Münchener Ausdruck; richtiger wäre aber Spadifankerl zu sagen, denn das Wort ist zusammengesetzt spada = Degen und fanta = Junge, Bursche (Schmeller, I, 732). Verschollen ist heute das früher übliche

Spadonschlagen = das Kreuzschlagen, von spadone, Schwert mit Kreuzgriff.

Bei manchen Ausdrücken freilich möchte man an italienischen Ursprung denken, während man doch nur durch eine italienisch klingende Endung getäuscht wird. So ist „Gwandti vodradi" nur auf die gut deutschen Wörter „gewendet" und „verdreht" zurückzuführen, das gelinde Scheltwort „Patschi" auf patschen, hineinpatschen, eine Ungeschicklichkeit begehen; „Patschgori" = patscheter Gregori. „Gregori" in der Bedeutung von Spektakel erklärt sich aus dem Brauch, daß am Gregoriustag, 12. März, die Schulkinder fröhlichen Umzug hielten und allerlei Mummenschanz trieben. „Freut sich das Diendl wie der Sepperl auf'n Gregori, wenn er Gambs-Urbel wird" (d. h. den Gämbs-Urban vorstellt; gampssn, gämsen-lustige Sprünge machen, denn der die Rolle des Heiligen Spielende war beritten und diente — Urban ist der Schutzpatron der Winzer und der Weintrinker — als Lustigmacher), heißt es in Bucher's „Charfreitagsprozession". Schwer zu erklären sind „Girdi, gardi!" = in Eile, über Hals und Kopf, und „Gigete, gagete" ebenfalls = hastig, eilig. Schmeller erinnert an das schottische to gird, rennen, und an das mittelhochdeutsche gigen garren. Man hat es wohl nur mit bloßer Lautmalerei zu thun. Auch „blimi, blami" = ei was! geht mich nichts an! gehört hierher.

Der Münchener Küchenzettel weist (abgesehen von den eigentlichen italienischen Gerichten) manche Namen italienischen Ursprungs auf. Es sei nur hingewiesen auf die Banadlsuppe (panata, Brodsuppe), das Karmenadl (carbonata, auf Kohlen gebratenes Fleisch), das Pfanzelt (von placenta Fleischkuchen), die Patacken (verderbt aus patate, Kartoffeln), die Bavesen (schildförmig zugeschnittene Semmelschnitten, von pavese, Schild), die gatschete, d. h. gestockte Milch (von cacio, Käse u. s. w.) Ob „Molln", d. h. das Weiche im Brodwecken, im Gegensatz zur Krust'n (crusta), von molle, weich, herstammt, ist fraglich, da moll, mall auch in nieder-deutschen Dialekten vorkommt; vermuthlich ist es nicht verwandt mit dem lateinischen mollis. Auch bei unsrem „ministriren", d. h. den Priester bei der Messe bedienen, ist wohl nicht an das italienische ministrare — die Suppe (minestra) anrichten, bei Tisch aufwarten, zu denken, sondern an das lateinische ministrare, bedienen.

Auch sonst im Handel und Wandel tauchen Italianismen auf. Das Packet (paccheto) wird mit Spagat (spaghetto, Bindfaden) umwunden. Ein altes Buch wird als Scharteku bezeichnet; Schmeller bringt es mit scartabello, scartafaccio = verworfene Blätter, Wisch, zusammen, Andere verweisen auf chartae theca = Papierumschlag. Altes Hausgeräth heißt „Graffel", vielleicht aus caraffo, Trinkgefäß, zusammengezogen, oder von „Raffen" abgeleitet = was in Eile zusammengerafft ist, Plunder. Unzweifelhaft ist die italienische Abstammung bei Baracken = altes Haus, von baracca, Hütte. Man hört in München weit häufiger als anderswo die Wörter Altane (altana, Aussichtsplatz), Planken (polanka, Bretterverschlag; vielleicht direkt vom spätlateinischen planca), Gatzen (cazza, Geschirr), Kassrol (casserola, Pfanne), Präsent (presente, Geschenk), Kataster (catastro, Steuerliste), Tafern (taverna, Trinkstube), Fieranten (fierante, Meßgast), Professionist (von professione, Handwerk), Leprosen (lebbroso, aussätzig), Parocken (parrucca, alterthümlich parrocca = perruque), Parasol (parasole, Sonnenschirm, von parare, abhalten), Regalieren (regalare, beschenken, bewirthen), Pausiren (pausare, innehalten, ausruhen), Pressiren (pressare, drängen, beschleunigen), Suzzeln (succiare, saugen), Muffeln (von muffo, übelriechend) u. s. w. Auch das räthselhafte, nur in der bayerischen Amtssprache übliche Sparte kann doch wohl nichts Anderes sein, als das italienische sparta, Femin. von sparto = zugetheilt.

Da es für alle diese Worte entsprechende deutsche gibt, so würden wir nur einer Pflicht, welche uns der berechtigte Stolz auf unsere Muttersprache auferlegt, Genüge leisten, wenn wir uns angelegen sein ließen, das Fremde auszumerzen. Allein versuch' es Einer, Seiner Majestät dem Volk solche Vorschläge zu unterbreiten! Da kann er mit eben so viel Erfolg an die Bäume des Waldes seine Ansprache richten!

Glücklicher Weise vollzieht sich die Reinigung der Muttersprache im Laufe der Jahre von selbst. Allen aus dem Ausland übernommenen Wörtern ist nur ein vorübergehender Aufenthalt in deutschen Landen beschieden. Westenrieder betont ausdrücklich, daß die von ihm aufgeführten, aus lateinischen oder französischen Infinitiven gebildeten Verba in der Amtsstube wie im gewöhnlichen Verkehr allgemein gebraucht würden. Und doch

lebt heute von allen jenen Ausdrücken nur noch der eine oder andere im Munde des Volks, und sogar der konservative stilus curialis hängt nur an einzelnen mit rührender Treue fest.

Das Thema verdiente wohl eine erschöpfendere und gründliche Behandlung; hier konnten nur ein paar Proben geboten werden. Ich befürchte sonst hören zu müssen: „Wie einem diese Schulmoaster sekkir'n (seccare, plagen)! Diese faden Fawelhans'n (favolare, schwatzen)!"

Straßburg, die Vaterstadt Ludwigs I. von Bayern.

Eine Laune des Geschicks hat gefügt, daß Wiege und Sarg eines Fürsten von echt deutscher Art und Gesinnung auf französischen Boden zu stehen kamen. Straßburg — Nizza! — —

Die pfälzischen Wittelsbacher, die im Laufe des späteren Mittelalters in Besitz verschiedener Herrschaften im Elsaß gelangt waren, hielten allzeit gute Nachbarschaft mit der freien Reichsstadt Straßburg, die vom Kaiser Ludwig dem Bayer „umb dangkbarn Dienst willen, die sie uns und dem reich gethan habend", mit dem Marktrecht begnadet worden war. Mehrmals vertrat der Stadtrath bei der Taufe pfälzischer Prinzen Pathenstelle, und häufig wohnten Herren von Rappoltstein und Lützelstein als Ehrengäste der Bürgerschaft Turnieren und Festgelagen bei.

Die Pfalzgrafen von der Veldenzer Linie waren seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts im Besitz eines eigenen Palastes in der Bergmannstraße.

Hier wohnte im Sommer 1620 der Schwedenkönig Gustav Adolf. Da er kurz vorher dem in schwedische Dienste getretenen Pfalzgrafen Johann Casimir seine Schwester Katharina zum Gemahl gegeben hatte, wollte er einmal die neuen Verwandten kennen lernen. Er gab sich für einen schwedischen Hauptmann Gars (**G**ustavus **A**dolphus **R**ex **S**uevorum) aus und hielt sein Incognito, so lange er in Straßburg weilte, auf's Strengste fest.

Im nämlichen Hause starb am 29. September 1694 Leopold Ludwig, der Letzte der Grafen von Veldenz, dessen Leben eine ununterbrochene Kette von Unglücksfällen und Mißgeschick gewesen war. Während des dreißigjährigen Krieges waren seiner Familie

alle Güter entzogen worden, und der Westfälische Friede brachte ihm nur einen Theil zurück. Auch diesen verlor er, weil er sich weigerte, Ludwig XIV. als Souverän anzuerkennen. Er siedelte nun nach Straßburg über, mußte jedoch, als über die Bekenner der evangelischen Lehre die Verfolgung hereinbrach, wiederholt flüchten. Zehn Kinder sah er vor sich in's Grab sinken; von Noth und Elend und Demüthigung aller Art heimgesucht, lebte er „ärmer als Lazarus und verspottet wie Hiob", bis er endlich zur Ruhe einging.

Nach seinem Tode kam das Veldenzer Haus unter den Hammer und gelangte in den Besitz der elsässischen Familie Wangen von Geroldseck.

Die pfalzgräfliche Linie Birkenfeld besaß in Straßburg die Maison Laquiante in der Judengasse, welche 1562 dem Kaiser Ferdinand I. zum Quartier diente, 1704 an den Syndikus Klinglin verkauft wurde.

Ansäßig in Straßburg waren seit langem auch die Herzoge von Zweibrücken. Pfalzgraf Friedrich Michael, Kommandeur des Regiments D'Alsace, veräußerte das alte Hotel Rappoltstein und erwarb von der Familie Glaubitz um 165,000 Livres das ungefähr um 1680 gebaute Hotel Gayot. Die südliche Façade dieses Palastes, in welchem Ludwig I. das Licht der Welt erblickte, mündet auf die Brantgasse (vom Branthof, Eigenthum des Stadtmeisters Brant, so genannt, in der Franzosenzeit unrichtig in rue brûlée umgetauft), die nördliche Seite, d. h ein Garten und ein Seitenflügel des zweistöckigen Hauptgebäudes wird von der Promenade le Broglie begrenzt; das eigentliche Hotel liegt mitten inne (entre cour et jardin, wie der französische Ausdruck lautet).

Zum Herzogthum Zweibrücken gehörten im vorigen Jahrhundert die elsässischen Herrschaften Bischweiler, Selz und Gutenberg, sowie die Grafschaft Rappoltstein. Die beiden Söhne Friedrich Michaels, Karl August und Max Joseph, schlossen 1777 einen Theilungsvertrag, wodurch dem jüngeren Bruder die Besitzungen im oberen Elsaß, fünf Städtchen, fünfundzwanzig Dörfer und dreizehn Höfe mit einer Jahreseinnahme von 54,000 Livres, endlich der Zweibrücker-Hof in Straßburg zugewiesen wurden.

Zeitgenossen wissen vom patriarchalischen Regiment dieses

letzten regierenden Herrn von Rappoltstein allerlei originelle Züge zu berichten. Nirgends genossen die Unterthanen mehr Freiheit, als in der oben bezeichneten kleinen Enklave. Der Regent, ein junger Mann voll Lebenslust und Humor, verkehrte nicht bloß mit den ansässigen adeligen Familien, den Bergkheim, Höhn d'Ullemberg, Rathsamhausen, Truchseß von Rheinfelden, Wetzel von Marsili u. A., sondern auch mit Bürger und Landmann wie mit Seinesgleichen. Während z. B. in Straßburg vor der Revolution Juden — ausgenommen die Familie Cerf-Beer — nicht einmal übernachten durften, spielte der alte Rabbiner von Rappoltstein, so oft Prinz Max im Schloß verweilte, Abends eine Partie Piquet mit seinem Landesherrn. Die Grafen von Rappoltstein führten auch den durch kaiserliche Gnadenbriefe bestätigten Titel „Pfeiferkönige", der regierende Graf galt als Oberhaupt aller Musiker und Spielleute im Elsaß und hatte den Vorsitz auf den „Pfeifertagen", die jährlich einmal zu Rappoltsweiler abgehalten wurden. Der letzte Pfeifertag fand Statt am 9. September 1788; im nächsten Jahre wurde, da man mit Rücksicht auf die gleichzeitigen Pariser Vorgänge Tumult und Gewaltthat befürchtete, von der Einberufung Umgang genommen.

Im Jahre 1777 trat Prinz Max in französische Dienste und wurde zum Obersten des Regiments D'Alsace, von welchem zwei Bataillons in Straßburg lagen, ernannt. Im nächsten Jahre wurde er als Generalmajor charakterisirt und zugleich mit dem Orden vom hl. Geist dekorirt. „Seine Vorliebe für Luxus und namentlich für die Freuden eines guten Tisches", erzählt Piton in seinem „Strasbourg illustré", „der große Aufwand, den er sich erlaubte, und ein wohlwollender und heiterer Charakter machten ihn zum erklärten Liebling der Straßburger Bevölkerung." Freilich hatten diese in den Augen der Bürgerschaft so schätzenswerthen Eigenschaften auch ihre Schattenseite. Soll und Haben kamen bei dem flotten Offizier nie in's Gleichgewicht. König Ludwig XVI. befriedigte ein paar Mal die Gläubiger, aber immer wieder galt der Prinz, wie die Baronin Oberkirch in ihren Memoiren sich ausdrückt, als „un veritable bourreau d'argent". Erst im Jahr 1810 wurden die Schulden, die der ehemalige Oberst in Straßburg noch „hängen" hatte, durch den König von Bayern sammt und sonders getilgt. Den Offizieren seines Regiments war Prinz Max ein guter Kamerad; mit Einigen, z. B. dem Grafen Nar-

bonne, der später, von Napoleon mit diplomatischen Aufträgen betraut, mehrmals nach München kam, verband ihn herzliche Freundschaft. Piton gibt ein paar Anekdoten zum Besten, welche ihm eine alte Muhme, Frau Kaiser, die Wittwe eines Stabschirurgen im Regiment D'Alsace, erzählt hatte. Madame war eine treffliche Köchin, deren Kunst Niemand besser zu würdigen wußte, als Prinz Max. Als er schon den bayerischen Königsthron bestiegen hatte, erinnerte er sich noch der liebenswürdigen Talente jener Frau. Er ließ sie einladen, nach München zu kommen, und als sie sich wirklich in der Residenz einfand, bat er sie, für ihn ein paar Straßburger Gerichte zu kochen, Leberknödel mit Kraut, Apfelküchlein (peignets de pommes) und Gänseleberpastete. Als die Köchin ihres Amtes gewartet hatte, lud er sie ein, sich zwischen ihm und der Königin zu Tische zu setzen, und die ganze königliche Familie sprach den trefflich gelungenen Werken ihres Gastes mit großem Behagen zu.

Piton selbst wurde während eines Münchener Aufenthalts im Oktober 1818 im Nymphenburger Park durch einen Straßburger, den Marstallinspektor Ginzrot, dem promenirenden Monarchen vorgestellt. Max Joseph begrüßte den „Landsmann" auf's Herzlichste, rief ein- über's andremal: „O, die schöne Straßburger Zeit!" und wurde nicht müde, sich nach Bekannten zu erkundigen und über ihre Lebensschicksale Freude oder Bedauern zu äußern.

So oft der König der Kur halber in Baden-Baden verweilte, ließ er ein paar Straßburger Freunde zu sich bescheiden, unterhielt sich mit ihnen in unverfälschtem Straßburger Deutsch und bedachte sie mit reichen Geschenken.

„O du schöne Straßburger Zeit!" Ohne Prunk, aber auch ohne Zwang, ohne Diadem, aber auch ohne Sorgen! —

Für einen Lebemann, der selbst das Vergnügen liebte und sich an der Freude Andrer erfreute, war Straßburg damals die rechte Stadt. Es zählte nur etwa 50,000 Seelen, war aber Sitz vieler Behörden, eines Domkapitels, dessen Mitglieder ausschließlich dem hohen Adel angehörten, und zahlreicher Militärkommando's. Sogar an einer kleinen Hofhaltung fehlte es nicht. Christine von Sachsen, die Schwester der Gattin Ludwigs XV., Maria Josepha, zog den Aufenthalt im eleganten Straßburg der Einsamkeit des Stifts Remiremont, dessen Abtissin sie war, vor und sah es gern,

wenn sich in ihren Salons eine glänzende Gesellschaft versammelte. Die meisten adeligen Familien des Elsaß hatten in der Landeshauptstadt ihre Paläste; die Oberkirch, Lützelburg, Falkenhein, Wangen u. A. machten „großes Haus". Der Bischof von Straßburg, Kardinal Louis von Rohan, genoß den Ruf eines galanten Repräsentanten des Siècle Louis XV. Wie Prinz Max von Zweibrücken das Regiment D'Alsace, so befehligte der Landgraf von Hessen-Darmstadt das nach seinem Ländchen benannte, ebenfalls in Straßburg liegende Regiment. Der Gouverneur des Elsaß, der Provinzial-Intendant und viele andre Offiziere gehörten dem deutschen und französischen hohen Adel an.

So erklärt sich, daß Straßburg, wie der in den letzten Achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts dorthin gekommene Gothaer Kriegsdirektor Reichard versichert, in mancher Beziehung als ein „Klein-Paris" gelten konnte. Wenn die Garnison auf dem Broglieplatz paradirte, war die schöne Welt vollzählig versammelt. Nach den Uebungen spielten die Offiziere am liebsten ihr Jeu de Barre in der Ruppertsau. Häufig veranstaltete der Kommandant der Garnison, Marschall von Contades, in seinen Gärten glänzende Feste. Nirgends gab es von einer Oper von Gretry oder einem Schauspiel von La Grange-Chancel so abgerundete Aufführungen, wie im Straßburger Komödienhaus.

In denjenigen Kreisen, von welchen bisher die Sprache war, herrschten natürlich französische Konversation und französische Sitte vor. Im Allgemeinen aber trug Straßburg *vor* der Revolutionsperiode *das Gepräge einer deutschen Stadt.* Gegenüber der Behauptung in Horrer's Dictionnaire d'Alsace (1787), das französische Idiom habe sich bereits das ganze Elsaß erobert, weist der nichts weniger als für deutsche Art voreingenommene Krug-Basse nach, daß Sitte und Sprache nicht blos der unteren Volksschichten, sondern auch des Mittelstandes rein deutsch waren, ja, nicht einmal Herr Seinguerlet wagt dies in Abrede zu stellen. Im Stadtrath, in den Hörsälen der Universität, vor Gericht wurde nur deutsch gesprochen. Im protestantischen Gymnasium war das Französische überhaupt erst seit 1751 in das Studienprogramm aufgenommen worden. Auch in den adeligen Kreisen trat der Gegensatz zwischen den einheimischen und den eingewanderten französischen Familien noch scharf zu Tage. Die französische Regierung hatte auf Assimilirung des elsässischen Volkscharakters an den

französischen gar keinen Werth gelegt. Nur eine Deutsche nahm an dieser Thatsache Anstoß. Als die Dauphine Marie Antoinette 1770 in Straßburg erschien, wollte der Bürgermeister an sie eine deutsche Ansprache richten, aber sie unterbrach ihn mit den Worten: „Warum sprechen Sie deutsch, meine Herren? Ich will von heute an nur noch Französisch hören!"

Die reizende „Autrichienne", welche den Franzosen so viel Liebe entgegenbrachte, — es ist ihr herrlich gelohnt worden! — sollte mit den Geschicken des Prinzen Max von Zweibrücken enger verknüpft werden, als man damals ahnen konnte. Erst seit Herausgabe der zwischen Maria Theresia und ihrer Tochter gewechselten Briefe ist es bekannt, mit welchem Eifer und mit welcher Hingebung Marie Antoinette auch noch als Königin von Frankreich für ihr Haus und ihr Vaterland Oesterreich gewirkt hat. Namentlich im Streit um die Erbfolge in Bayern war sie ein unermüdlicher Anwalt der österreichischen Interessen.

Der Teschener Frieden setzte dem Erbfolgekrieg, aber nicht der Begehrlichkeit des Wiener Kabinets ein Ziel. Der erste Versuch, die Abrundung der deutschen Provinzen des Erzhauses durch bayerisches Gebiet zu erreichen, war am Widerstand des Königs von Preußen und des Zweibrücken'schen Hauses gescheitert, aber der Wunsch Kaiser Josephs lebte fort, und so wurden auch die Bemühungen, den Kurfürsten Karl Theodor zum Austausch von Bayern gegen ein Königreich Belgien zu bewegen, fortgesetzt. Wenn sie nicht rascher den gewünschten Erfolg hatten, lag die Schuld nur daran, daß man sich über die Höhe des Preises nicht einigen konnte. Der Kurfürst verlangte die ganzen österreichischen Niederlande, der Vertrauensmann des Kaisers, Graf Lehrbach, wollte diese Forderung so viel wie möglich herabdrücken.

Die Fortdauer der Unterhandlungen am Münchener Hofe war ein öffentliches Geheimniß. Es fehlte in Bayern nicht an Anhängern der Idee einer Vereinigung Bayerns mit Oesterreich, ja sogar einer der tüchtigsten Männer des Landes, der Kanzler Kreittmayr, zählte zu dieser Partei. Gerade unter Karl Theodors Regiment waren in geistiger und wirthschaftlicher Beziehung so arge Mißstände in Bayern eingerissen, daß einige heller gesinnte Köpfe den Eintausch eines Regenten wie Kaiser Joseph nicht als ein Uebel auffaßten. Nur auf solche Weise läßt sich erklären, daß

ein Kreittmayr seine Mitwirkung bei dem schmählichen Länderschacher nicht versagte; er sei bereit, erklärte er dem österreichischen Gesandten, die Selbständigkeit des Vaterlands zu opfern, „weil dieses der einzige Weg sei, wodurch Bayern wieder aufgeholfen werden könnte.“ Nicht so fühlte und dachte aber die große Mehrheit des bayerischen Volkes. Der Bürger und der Bauer empfanden es als Demüthigung, daß der Regent aus dem angestammten Fürstenhause — freilich nur ein Pfälzer! — sie wie eine Waare verhandeln und in fremde Hände ausliefern wolle. „Statt daß man hier die ehemalige Gesinnung und Unart ablegt und dem Herrn Kurfürsten jene erkenntliche Liebe bezeugt, welche er zu erwarten berechtigt ist, ist man zwar im Aeußerlichen noch etwas behutsam, im Wesentlichen aber hat die Abneigung, die Widerspänstigkeit, die Bosheit der hiesigen Dienerschaft sowohl als des Publikums einen höheren Grad erreicht, als solcher in dem vergangenen Frühjahr dahier und kürzlich in Mannheim wahrzunehmen gewesen ist.“ Dieser Stimmungsbericht Lehrbach's aus dem Sommer 1778 paßt auch noch auf die nächsten Jahre. Es war nur Oel in's Feuer gegossen, wenn der Kurfürst seit Abschluß des Teschener Friedens eine systematische Verfolgung aller Patrioten, welche gegen die Regierung, d. h. für Erhaltung der Selbständigkeit Bayerns gewirkt hatten, in Scene setzte. Die geheimen Räthe Lori und Obermayr, Andrée, der Sekretär der Herzogin Klemens, und viele andere Gesinnungsgenossen wurden gemaßregelt; die Umgebung des Kurfürsten bestand eben ausschließlich aus pfälzischen Höflingen und Exjesuiten, und von diesen Leuten wurde planmäßig dafür Sorge getragen, daß er von jeder anderen, als einer unangenehmen Berührung mit seinen altbayerischen Unterthanen ferngehalten wurde. Somit war jede friedliche Verständigung unmöglich gemacht, der Fürst fühlte sich inmitten seines Volkes als Fremder, und das Volk vergalt mit mißtrauischer Zurückhaltung.

So kam das Frühjahr 1785 heran. Immer ungeduldiger drängte Joseph, die Tauschverhandlungen endlich zum Abschluß zu bringen. Vom Kurfürsten war kein Widerstand mehr zu besorgen; je weniger er sich verhehlen konnte, daß ihm das Volk nur erzwungene Devotion, nicht aufrichtige Zuneigung entgegenbringe, desto lockender erschien die burgundische Königskrone. Allein um den Teschener Vertrag unschädlich zu machen, mußten auch die Zweibrücken'schen Agnaten befriedigt werden. Im Auftrag Kaiser

Joseph's begab sich also der russische Gesandte Graf Romanzow nach Zweibrücken, eröffnete dem Herzog Karl August, wie weit bereits der Handel in München gediehen sei, und bot ihm als Preis einer „eigentlich selbstverständlichen" Zustimmung zum Eintausch einer Königskrone für einen Kurhut eine Million Gulden, dem jüngeren Bruder Max Joseph eine halbe Million. Allein auch diesmal blieben alle Versuche, den Herzog zu gewinnen, erfolglos. Obwohl gerade ihm, der des Geldes zu seinen Bauten nie genug hatte, das Angebot besonders verführerisch erscheinen mußte, widerstand er der Versuchung; das dynastische Gefühl war in ihm zu lebendig, das Bewußtsein, daß sich ein Fürstenhaus nicht ohne Weiteres von einem ihm treu ergebenen Volke lossagen dürfe. Ebenso erfolglos blieben die Bemühungen bei dem jüngeren Bruder; obwohl er von Gläubigern hart bedrängt war, ließ auch ihn die Rücksicht auf loyale Unterthanen das lockende Angebot abweisen.

Auch von diesen Vorgängen drang dunkle Kunde in die Oeffentlichkeit. Das bayerische Volk sah bang und rathlos seine Existenz bedroht. Zwar ließ Karl Theodor in der Münchener Zeitung Alles für falsch erklären, was „von einem zwischen ihm und dem kaiserlichen Hofe beschlossenen und unterzeichnet worden sein sollenden Länderaustausch" erzählt werde; aber diese Versicherung, die nur einen bereits erfolgten Abschluß des Geschäfts in Abrede stellte, war nicht dazu angethan, Mißtrauen und Furcht zu beseitigen. Ebenso wenig konnte die Erklärung des Fürsten Kaunitz, das Wiener Kabinet denke nicht entfernt an „gewaltsame Projekte in Betreff von Austauschungen", die Agnaten des kurfürstlichen Hauses und ihre Freunde beruhigen. Wie vor sieben Jahren legte Karl August gegen die auf „Entfernung des Wittelsbachischen Hauses aus dem deutschen Reich" zielenden Umtriebe des Wiener Hofes Protest ein und nahm die Unterstützung des Königs von Preußen in Anspruch. Friedrich erhob denn auch Klage über den Bruch des Teschener Friedens und stiftete (Juli 1785) mit Karl August und den angesehensten deutschen Fürsten zur Abwehr der österreichischen Uebergriffe den „deutschen Fürstenbund."

Jedoch auch diese rettende That konnte im bayerischen Volk nicht alle Unzufriedenheit und Unruhe dämpfen. Das Intriguenspiel bei Hofe dauerte ja auch jetzt noch fort, und zur Furcht

vor den österreichischen Umtrieben kam noch die ernste Besorgniß, daß das angestammte Fürstenhaus möglicher Weise schon binnen kurzer Zeit erlöschen möchte. Denn außer dem kinderlosen Karl Theodor lebten nur noch vier Fürsten Wittelsbachischen Geblüts, die beiden Zweibrückener Herzoge, Karl August, dessen einziges Söhnchen kurz vorher (21. August 1784) gestorben war, und Max Joseph, der sich eben erst zur Vermählung mit der hessischen Prinzessin Auguste Wilhelmine anschickte, und zwei Brüder aus der Linie Birkenfeld-Gelnhausen, Karl Ludwig, der unvermählt geblieben war, und Wilhelm, dem seine Gemahlin, Maria Anna, die Schwester Karl August's, bisher nur ein Töchterchen geschenkt hatte. Wenn die rechtmäßigen Erben von Pfalz-Bayern ohne Nachkommen blieben, war die Verwandlung in eine österreichische Provinz nicht mehr abzuwenden. Und auch der letzte Hoffnungsschimmer schien auszulöschen, als der Einzige, der bisher Bayerns Existenz geschützt hatte, der große Friedrich starb (17. August 1786). Aber gerade in diesem entscheidenden Augenblick brachte ein freudiges Ereigniß die Rettung: am 25. August 1786 um 1 Uhr Morgens wurde dem Prinzen Max ein Sohn geboren! Damit war der Fortbestand des ältesten deutschen Fürstenhauses gesichert und wenigstens die Möglichkeit eines ungestörten Ueberganges der Wittelsbachischen Lande an den Zweibrückener Zweig geboten!

Eilboten überbrachten die Kunde an alle verwandten und befreundeten Höfe. Nur wenn man sich die bange Lage der bayerischen Patrioten vergegenwärtigt und die politische Bedeutung der Geburt eines künftigen Erben von Pfalz-Bayern erwägt, wird man den Jubel, welchen die Botschaft aus Straßburg in der Pfalz wie in Bayern weckte, richtig würdigen.

Man könnte, so versichert die ‚Ordinari Postzeitung‘, „einen ganzen Band anfertigen, wenn man alle Freudensbezeugungen der biederen bayerischen Nation über diese doppelt erfreuliche Nachricht (auch dem Herzog Wilhelm war in Landshut ein Söhnchen geboren worden) beschreiben wollte.“ In allen Kirchen des Landes wurden „zu Aufnahm und Erhaltung des gesammten Chur- und Stammhauses“ Dankämter veranstaltet. Dem Gottesdienst in der Hofkirche zu München wohnte auch der Kurfürst bei; nach dem Tedeum nahm er die Glückwünsche des diplomatischen Korps und der höchsten Hof- und Staatsbeamten entgegen, „mit sicht-

barem herzlichen Vergnügen", wie der Berichterstatter zu constatiren für nöthig hält. Auch an wohlgemeinten, nach heutigen Begriffen freilich merkwürdig einfachen Freudenfesten war kein Mangel. Da hören wir von einem Bankett, das „etliche Dikasterianten, Kaufleute und Gelehrte" zu München beim Bögner im Thal veranstalteten, wobei „der Saal mit 96 Lichtern beleuchtet war." Im Garten des Herrn Landschaftspflegers Isenwanger gab es Feuerwerk und Harmoniemusik; „es war eine der feierlichsten Szenen, wovon man mit Wahrheit behaupten kann, daß sie sich an Geschmack und ungekünstelter Pracht besonders auszeichnete." In Amberg wurde ein Schauspiel mit dem charakteristischen Titel „Der Strich durch die Rechnung" aufgeführt. In Mannheim versammelte ein Fest im Redoutenhaus die angesehensten Familien; vier Knaben, durch Kleidung und Wappenschild als Repräsentanten der Bayern, Pfälzer, Niederländer und Oberpfälzer kenntlich gemacht, trugen auf blumengeschmückter Bahre ein „großes, hellflammendes, blutroth durchschimmerndes" Herz in die Mitte des Saales, und um dasselbe wurden dann allerlei Tänze aufgeführt. Die „Münchner Zeitung" brachte ein Gedicht, das Friedrich den Großen in der Unterwelt den trauernden Manen Max Josephs III. das Wiederaufblühen des Schyren-Baumes verkünden läßt. Besonders festlich und freudig wurde die Sicherung der Wittelsbachischen Erbfolge in Heidelberg gefeiert. Einer der Festredner war Jung-Stilling. Die Universität knüpfte an eine Einladung des Herzogs Karl August zur Jubelfeier ihres vierhundertjährigen Bestehens einen begeisterten Glückwunsch: „Wir sehen es als eine glückliche Vorbedeutung für unsere hohe Schule an, daß derselben Jubelzeit gerade in dieses merkwürdige Jahr fällt, wo den Pfälzern durch die Geburt zweier durchlauchtigster Pfalzgrafen wiederum neue Hoffnungen aufleben, wofür wir bei dieser feierlichen Gelegenheit dem Allmächtigen unseren lebhaftesten Dank darbringen werden." Bei dem Jubelfest der Universität selbst wurde vom Kanzler Freiherrn von Frankenstein das prophetische Wort gesprochen, die Geburt des Wittelsbachischen Prinzen im Jubeljahr der Hochschule bedeute, daß er dereinst vor Allem Kunst und Wissenschaft hochhalten und fördern werde.

Auch zu Straßburg wurde das Ereigniß in weiten Kreisen mit warmer Theilnahme begrüßt. Der Stadtrath brachte in einem noch erhaltenen Schreiben an die hohe Wöchnerin seine Glückwünsche

dar. Das Regiment d'Alsace ließ in der Johanneskirche ein feierliches Dankamt abhalten. Auch ein originelles Wiegengeschenk widmeten die Soldaten. Als Prinz Max ein paar Tage nach der Geburt seines Sohnes das Regiment musterte, sah er mit Staunen, daß alle Grenadiere ohne Schnurr- und Knebelbart sich präsentirten. Und als er nun fragte, was dies zu bedeuten habe, wurde ihm statt der Antwort ein für die Wiege des Neugebornen bestimmtes Sammetkissen überreicht: es war gefüllt mit den Bärten der Soldaten, die offenbar dem geliebten Obersten eine Gabe, die jedem Einzelnen ein schweres Opfer gekostet hatte, darbringen wollten. Man ist versucht, die Erzählung von diesem Vorgang in Zweifel zu ziehen, allein der Straßburger Piton betheuert, daß er in seiner Jugend häufig davon vernommen habe.

Auch Abgeordnete der Münchener Bürgerschaft, Kaufmann Hepp und Gastgeber Stürzer, kamen nach Straßburg, um den Prinzen zu beglückwünschen. Max Joseph war über diese Aufmerksamkeit besonders erfreut. Er holte selbst den Neugebornen aus der Wiege und zeigte ihn seinen Münchener Gästen mit den Worten: „Sagt euren Mitbürgern zu Hause, daß ich sie nicht minder liebe, wie diesen meinen Sohn!“ Zur Erinnerung an den Vorgang ließen einige Münchner Bürger ein wunderlich naives Pergamentbild anfertigen, das den Prinzen, in der Rechten seinen Sprößling, in der Linken das Münchner Kindl haltend, darstellt.

Am 14. September ging in der Kirche zum jungen St. Peter der Taufakt vor sich. Das Straßburger Stadtarchiv verwahrt ein Schreiben des Kommandanten der Provinz Elsaß, Marquis de la Salle, vom 13. September 1786 an den Magistrat, worin er anzeigt, daß er im Auftrag und Namen König Ludwigs XVI. Pathenstelle vertreten werde, und den Magistrat auffordert, am folgenden Tage den Tauferemonien beizuwohnen. Zweiter Pathe war der regierende Herzog von Zweibrücken, Karl August, der sich durch Baron Esebeck vertreten ließ; Pathinnen waren Louise, die Wittwe des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, und Elisabeth Augusta, die Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor. Nach seinen Pathen wurden dem Neugebornen die Namen Ludwig Karl August beigelegt. Als Pathengeschenk König Ludwigs überreichte Marquis Lasalle ein Brillantenbouquet im Werth von 80,000 Livres und ein Oberstenpatent für den Prinzen, der demgemäß vom Tage

seiner Geburt an einen Jahresgehalt von 12,000 Livres genießen sollte. Die Mutter erhielt das an goldener Kette hängende Medaillon de France. Der Taufakt wurde in Abwesenheit des Pfarrers von St. Peter durch Abbé d'Egmar, Generalvikar des Bisthums Straßburg, vollzogen.

So friedlich und freundlich waren die Auspicien, unter welchen Ludwig I. das Licht der Welt erblickte. Und doch erhob sich schon wenige Jahre später ein Sturm, der ganz Europa in seinen Grundvesten erschütterte und auch dem Aufenthalt der herzoglichen Familie in Straßburg ein unerwartetes Ende setzte.

Der oben erwähnte Brief des Marquis de la Salle ist arg beschmutzt, denn er wurde mit anderen Schriftstücken bei Erstürmung des Munizipalgebäudes am 19. Juli 1789 durch einen plündernden Volkshaufen auf die Straße geworfen und erst nach der Dämpfung dieses ersten Aufruhrs durch die Grenadiere des Prinzen Max aus einer Gosse wieder hervorgezogen.

Auch im Elsaß fehlte es nicht an Klagen über allzu harten Steuerdruck und veraltete Privilegien der in der Provinz begüterten deutschen Fürsten, aber das Verlangen der Neuzeit nach Ausdehnung der politischen Rechte auf die Bürgerkreise hatte wenig fruchtbaren Boden gefunden. Unbedeutende gewerbspolizeiliche Streitigkeiten führten hier zu den ersten Unruhen. Mit Untersuchung der Excesse wurde ein königlicher Kommissär, Herr von Dietrich, betraut, und es war für die Fortentwicklung der Revolutionsidee von entscheidender Bedeutung, daß Dietrich, der am 6. Juli 1789 durch Prinz Max von Zweibrücken im Stadthaus dem Magistrat vorgestellt wurde, der eben in Versailles geborenen Verfassung unbedingte Hingebung entgegenbrachte. Er wurde das Oberhaupt der elsässischen „Freiheitsfreunde", bald gab es auch in Straßburg Apostel der Freiheit und Gleichheit, und die Nachricht von der Erstürmung der Bastille gab das Signal zu Gewaltthaten, welche an die Zeiten des Bauernkriegs erinnerten. Ein paar Mal wurde durch die Grenadiere und Jäger des Regiments D'Alsace Ordnung geschafft, aber bald erhoben auch die Soldaten der französischen, wie der deutschen Regimenter den Ruf: „Es lebe die Nation! Es lebe der dritte Stand!" Die alte reichsstädtische Verfassung brach zusammen, die revolutionäre Propaganda gewann mit jedem Tage an Kraft und Ausdehnung.

Am 20. August 1789 stand Prinz Max zum letzten Mal an der Spitze seines Regiments, das, auf dem Paradeplatz aufgestellt, den Eid auf die neue Verfassung leistete. Bald darauf erschienen Proklamationen des Patrioteuclubs, welche, „um das Departement des Niederrheins auf die Höhe der Umstände zu erheben“, Befreiung forderten „von den Verräthern, die mit dem Ausland im Einverständniß, von den Moderirten, die das Volk einschläfern, und von den Reichen, die des Volkes Bemühungen entkräften.“ Es trat immer deutlicher zu Tage, daß die Rechte der deutschen Fürsten im Elsaß unvereinbar mit den Neuerungen der Nationalversammlung, welche den Erbadel und die feudalen Rechte abschaffte. In den Salons der Madame Dietrich, wo Rouget de l'Isle, der Komponist des — später „Marseillaise“ genannten — Chant de guerre de l'armée du Rhin, täglich verkehrte, war kein Platz für deutsche Prinzen und königstreue Offiziere. Als Kaiser Joseph gegen die Verletzung vertragsmäßiger Rechte der deutschen Fürsten in den linksrheinischen Gebieten Klage erhob, wurde die Stellung der „Verräther“ in französischen Diensten vollends unhaltbar, fast alle höheren Offiziere flüchteten über den Rhein, und auch Prinz Max verließ mit seiner Familie die ehedem so gastliche, jetzt von wilder Leidenschaft regierte Stadt. Er begab sich zunächst nach Darmstadt, dann nach Mannheim, wo er am 7. Juli 1790 das Baron Venningen'sche Haus erwarb. Im Winter des nämlichen Jahres siedelte er in das freundliche Rohrbach bei Heidelberg über. Hier, in der sonnigen Pfalz, unter den aufgeweckten, für jede Anregung empfänglichen Pfälzern, reifte Prinz Ludwig zum Knaben, zum Jüngling heran. „Dich vergesse ich nie, die du Aufenthalt warst meiner Kindheit, Pfalz! und auch, Pfälzer, euch nie, liebe euch, die ihr mich liebt!“ . . .

In Straßburg aber durchbrach die Woge der Revolution nach dem „Abzug der Aristokraten“ die letzten Schranken. Es wäre hier nicht am Platze, auf den weiteren Verlauf der Bewegung einzugehen; nur auf eine damit zusammenhängende Erscheinung sei hingewiesen. Im Jahre der Geburt Ludwigs I. konnte Straßburg, wie oben dargelegt wurde, noch als eine unter französischem Szepter stehende deutsche Stadt gelten; die Revolution verwandelte es in eine französische Stadt. Die Ideen der Nivellirung und Centralisirung, welche die Revolution in Frankreich großzog, faßten jetzt auch hier Wurzel; die Scheidewand,

welche das Elsaß bisher von Frankreich getrennt hatte, fiel zu Boden. Nicht blos hörte die Herrschaft deutscher Fürsten auf, nicht blos gab es nach der neuen Landeseintheilung kein Elsaß mehr, nur noch die „Departements“ Haut-Rhin und Bas-Rhin, sondern der Volkscharakter selbst erfuhr wesentliche Umgestaltung. Seit die St. Thomaskirche in einen „Tempel der Vernunft“ verwandelt und auf dem Thurme der „ehemaligen“ Kathedrale die dreifarbige Fahne aufgepflanzt war, galt es für Schande und Verrath, an den von den Vätern ererbten Anschauungen und Sitten festzuhalten. Ein Beispiel für viele! Als St. Just und Lebas als Kommissäre der Republik nach Straßburg kamen, ließen sie, entrüstet über das Deutschthum, das sich hier noch erhalten hatte, einen Aufruf ergehen: „Die Bürgerinen von Straßburg sind eingeladen, die deutsche Tracht abzulegen, da ja doch ihre Herzen fränkisch gesinnt sind.“ Und die Mahnung blieb nicht erfolglos, von den Frauen und Mädchen wurden an einem Tage 1060 mit Gold und 424 mit Silber verzierte Schneppenhauben „auf den Altar des Vaterlandes“ niedergelegt, und die Kommissäre erzielten aus dem Verkauf des „Barbarenschmuckes“ einen Erlös von 2544 Frcs. Die antideutsche Tendenz der Revolutionspropaganda zeigt sich am deutlichsten in einer Rede, welche der Maire Monet am 10. Mai 1794 hielt. Er bezeichnete es als Schmach, daß viele Straßburger noch immer im Deutschen den Landsmann, im Franzosen den Fremden erblickten, und forderte, daß die wohlhabenden, an deutscher Kultur festhaltenden Elsäßer von allen Aemtern entfernt und durch Franzosen ersetzt und daß behufs Regenerirung der beiden rheinischen Departements Militärkolonien errichtet werden sollten. „So werden sich die Ideen aufklären, wird sogar der physische Charakter durch Vermischung der Familien umgewandelt werden, die germanische Barbarei verschwinden und man wird im Herzen des Landes nicht treuere Söhne Frankreichs und der Republik finden können!“

Noch fester als die Furcht vor den allzeit „Verrath“ zeternden Sanskulottes verknüpfte die Gloire des Napoleonischen Regiments die Elsäßer mit Frankreich. Als die Siege Bonaparte's die Welt mit Bewunderung erfüllten und die Elsäßer Kellermann und Kleber als die ersten Paladine des Imperators rühmlichen Antheil an den Erfolgen der neuen Aera gewannen, schwand der letzte partikularistische Widerstand gegen die Verschmelzung mit

Frankreich. Es galt jetzt als Ehrensache, Franzose zu sein und zu heißen, Frankreich war ja zur Herrschaft über die Welt berufen! Jetzt erst konnte die französische Bureaukratie ein entschiedenes Uebergewicht über die einheimischen alten Familien geltend machen; jetzt verschwand auch in der äußeren Erscheinung der Stadt die deutsche Art, mit den Thürmchen, Erkern und Lauben wurde gründlich aufgeräumt, die Straßen wurden breiter, die Façaden regelmäßiger, die Kaufläden und Trinkstuben eleganter, kurz, die Reichsstadt nahm einen modern-französischen Charakter an.

Als Napoleon im September 1805, wie er im Senat verkündete, „zur Vertheidigung seines Bundesgenossen, des Kurfürsten von Bayern," nach Deutschland aufbrach, begab er sich zunächst nach Straßburg. Hier ließ er seine Gemahlin Josephine zurück, da er — so erklärte der große Schüler Machiavell's dem Präfekten — „sein Theuerstes nur den treuesten Patrioten und den besten Franzosen anvertrauen wolle."

In diesen Tagen kam Kurprinz Ludwig, der auf der Rückreise aus Italien begriffen war, in seine Vaterstadt. Zum ersten Mal schaute er die majestätische Pracht des unvergleichlichen Münsters, blickte er vom Thurme hinaus auf die blauen Wasgauberge und in's leise verdämmernde Rheinthal. — —

Das Geburtshaus des Prinzen, der Zweibrückener Hof, war 1792 als „Nationalgut" zum Wohnsitz für den Befehlshaber der 5. Armee-Division bestimmt worden. Als solcher bewohnte es zuerst General Beauharnais. Die Gemächer der Prinzessin Augusta bezogen Madame Josephine und ihr Sohn Eugen, der die Centralschule von Straßburg besuchte. Rasch wechselte jedoch die Scene. Marquise Beauharnais wurde Wittwe, „Freundin" des Direktors Barras, Gattin des Generals, des Konsuls, des Kaisers Napoleon Bonaparte.

Schon im Sommer 1805 wurden Unterhandlungen angeknüpft, um für den vom Kaiser adoptirten Eugen die Hand einer Tochter Max Joseph's zu erhalten. Dem Ehrgeiz der Mutter schmeichelte die Verbindung mit einem uralten Fürstenhaus, und ebenso paßte sie trefflich zu den politischen Plänen des Kaisers. Madame Josephine handelte also nur im eigenen Interesse, wenn sie den künftigen Verwandten, den Sohn eines deutschen Fürsten, dessen Anschluß an Frankreich von so wichtigem Vortheil für den Bona-

partismus war, mit schmeichelhaftester Auszeichnung empfing. Das gewagte Versprechen, welches Napoleon beim Abschied von Straßburg öffentlich gegeben hatte: „In zwei Monaten wird die dritte Koalition gegen Frankreich besiegt und zerstoben sein!“ ging thatsächlich in Erfüllung. Bald konnte die Kaiserin ihren Gast zu Festen laden, welche die Uebergabe von Ulm, die Gefangennehmung einer ganzen österreichischen Armee feierten. Mit welchen Empfindungen aber den neunzehnjährigen Prinzen, dem kurz zuvor im Thale von Tibur an der Villa des Varus der Schatten Hermanns vor die Seele getreten war, der Triumph der französischen Waffen erfüllte, bezeugt ein Ausspruch, womit er seinem deutschen Herzen Luft machte: „Das sollte mir die theuerste Siegesfeier sein, wenn diese Stadt, in der ich geboren bin, wieder eine **deutsche** Stadt sein wird!“

Das kühne Wort, obwohl in deutscher Zunge gesprochen, drang in die Oeffentlichkeit und wurde auch dem in Wien verweilenden Napoleon hinterbracht. D'Antraigues machte davon dem englischen Staatssekretariat Meldung und fügte bei, sein Freund Johannes Müller habe, zu Thränen gerührt, ausgerufen: „Gott, o Gott! warum nicht den gleichen Sinn in allen deutschen Fürstenherzen, und unser wäre der Sieg! und nie wäre solche Schmach über uns gekommen!“

So erzählt Hormayr in seinen Lebensbildern aus dem Befreiungskriege.

Die Mittheilungen dieses Publizisten bedürfen bekanntlich genauer Kontrole. Vor Allem wäre also eine Nachforschung nach dem Bericht des d'Antraigues geboten. Trotzdem darf auch heute schon jenes Wort in der Geschichte Geltung beanspruchen. Der Inhalt entspricht der bei manchem anderen Anlaß kundgegebenen Gesinnung, die knappe, präzise Form der gewohnten Ausdrucksweise des Prinzen. Insbesondere fällt aber in die Wagschale, daß Ludwig I. selbst den Ausspruch anerkannt hat.

Hormayr schrieb mit Bezug auf die Biographie des Grafen Münster, welche das Citat enthält, an den König: „Ich bin eben daran, einen frischen Kranz auf das Grab meines seligen Freundes zu legen, hoch erfreut, daß Ew. Königliche Majestät es nicht ungnädig aufnehmen, daß ich jenes echt teutonischen Kraftspruches einfach, ohne panegyrische Salbaderei, die hier höchst überflüssig

wäre, mit treuer, wörtlicher Anführung meiner Quellen und der bonapartistischen Incartaden erwähne, die für sich selbst das eloquenteste Lob sind . . . . Wer sein ganzes langes Leben dem Geschichtsstudium, insonderheit seiner Vedette, seinem edelsten Kerne, der Biographie, gewidmet hat, dem kann es unmöglich gleichgiltig sein, zumal unsere Zeit um einen wahrhaft Plutarchischen Zug reicher zu wissen und ihn der Nachwelt überliefern zu dürfen. Die fraglichen Worte auf den Lippen eines kaum neunzehnjährigen Fürstenjünglings, dessen ganze große Zukunft in eben dem Augenblick auf Schwerterspitzen ruhte, ist ein ganz anderes monumentum aere perennius als zwanzig Becker'sche Rheinlieder." Darauf erwiderte Ludwig (12. April 1844): „Es war mir angenehm, zu erfahren, daß ich die Aeußerung, von welcher ich keine Gewißheit hatte, wenn sie auch meinen Gesinnungen entsprechend, auch wirklich gemacht habe, und ich habe nichts dawider, daß Sie sie auch drucken lassen."

Ludwig hat sich aber nicht darauf beschränkt, im Kreise der Vertrauten frommen Wünschen Ausdruck zu geben; er ist auch, als der Zeitpunkt zu Realisirung der Wünsche gekommen schien, thatkräftig dafür eingetreten. Als die deutschen Heere nach glorreicher Befreiung des vaterländischen Bodens Frankreich besetzt und die Hauptstadt des „Unbesieglichen" eingenommen hatten, ergriff eine mächtige patriotische Bewegung das deutsche Volk, und damit erwachte auch das Verlangen, die fremdgewordenen Brüder jenseits des Rheins wieder in den eigenen Familienkreis aufzunehmen. Görres erhob seine Stimme im „Deutschen Merkur": jetzt oder nie könne man das deutsche Volk, das so lange Ambos gewesen, zum Hammer machen, und deshalb müsse man zu Sicherung der wahren Grenze die alt-alamannischen Reichslande zurückverlangen. Ebenso lieh Arndt der Sehnsucht nach dem Wiedergewinn der alten Westmark in der Flugschrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" begeisterten Ausdruck.

In diesen Tagen richtete Kronprinz Ludwig an Kaiser Franz von Oesterreich, in dessen Hofburg die Vertreter der Fürsten und Völker von ganz Europa zu staatlicher Neuordnung des Kontinents berufen waren, ein denkwürdiges Schreiben, das vor einigen Jahren ein nur allzu früh dem Vaterland entrissener

bayrischer Historiker, Martin Mayr, im Wiener Staatsarchiv aufgefunden hat. Es ist datirt: Bar le Duc, 3. Juli 1815; der Kronprinz befand sich eben als Führer der bayrischen Truppen auf dem Vormarsch nach Paris. Mit markigen Worten bittet er den Kaiser, man möge doch jetzt eine günstige Gelegenheit, welche im vorigen Jahre verpaßt wurde, nicht wieder unbenützt verstreichen lassen. „Ruhmvolleres hat noch nie ein Kaiser vollbracht, als wenn Ew. Majestät machen, daß nebst den im letzten Frieden erhaltenen Bezirken Elsaß, Lotharingen nebst Metz, Toul und Verdun, die in jenem eingeschlossen, von Frankreich gefordert werden, wonach dieses immer nach größer bleibt, als es war, da es Teutschland verderblich wurde. Darum beschwöre ich Eure Kaiserliche Majestät, daß wenigstens Elsaß mit Teutsch-Lothringen und das Vogesen-Departement doch wieder Teutsch werden; es wäre zu traurig, wenn dieses nicht geschähe, Südteutschlands Grenzen ferner jedem Einfall offen stünden. Es waren, sind und bleiben Teutschlands Feinde die Franzosen, welche Familie sie auch regiere. Obiges erwarten die Teutschen, und daß Frankreich die Kriegskosten zahle, wie daß es angehalten werde zur Rückgabe dessen, was es in Europa geraubt an Kunst- und wissenschaftlichen Werken. Ich sage dieses, obgleich Bayern sehr wenig Bedeutendes nur verlohr. Es ziemt mir vielleicht nicht, mich so gegen Eure Kaiserliche Majestät zu äußern, aber Höchstdero Wohlwollen gegen mich, und die Tugend, welche Eure Majestät nebst so vielen anderen besitzen, Offenherzigkeit zu lieben, ließen mich dieses schreiben, — Vergebung, wenn ich gefehlt!“

Der patriotische Wunsch blieb damals unbeachtet. Dem Schmerz über die Uneinigkeit der Deutschen, welche den auch von Stein so warm vertretenen Antrag scheitern ließ, gab Rückert in dem bekannten Gedicht „Die Straßburger Tanne“ ergreifenden Ausdruck. Die Hoffnung auf bessere Zeiten läßt der Dichter nicht schwinden; sterbend spricht die Tanne zu den jüngeren Waldgeschwistern:

„Einst einer von euch allen,
Wenn er so altersgrau,
Wird, wie ich falle, fallen,
Gibt Stoff zu and'rem Bau!

Da wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur:
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfektur!“

Diese Hoffnung ist heute in Erfüllung gegangen. Mit Auferstehung des Reichs wurden auch die verlorenen Reichslande zurückgewonnen, doch war es leider dem größten Sohne der Stadt Straßburg nicht mehr vergönnt, den Tag zu schauen, da wieder vom Thurme des Münsters die deutsche Fahne wehte. „In magnis et voluisse sat est!“

Kronprinz Ludwig in den Feldzügen von 1807 und 1809.

Die Segnungen der Regierung Ludwigs I. liegen auf friedlichen Gebieten. Seit dem Wiener Kongreß genossen ja die deutschen Lande einen fast fünfzigjährigen Frieden, der sich freilich nur für Wohlstand und Behagen der Individuen und damit für Entfaltung edler Künste, nicht aber für das politische Leben der Nation förderlich erwies. Nun gehört es zwar in den Bereich thörichten Klatsches, wenn die Behauptung laut wird, der kunstliebende König von Bayern habe die für den Militäretat bestimmten Summen in seine Tasche gesteckt und damit die Kosten für die den Zeitgenossen so anstößigen „Theken“ bestritten, aber Thatsache ist, daß in der langen Friedenszeit nicht alles Nöthige geschah, um eine Schwächung der Vertheidigungskraft des Landes zu verhüten, daß die Armee gegenüber andren Faktoren der Bevölkerung vernachlässigt wurde.

Der Intention des Monarchen entsprach dies nicht. Insbesondere ein Handschreiben an den Feldmarschall Fürsten Wrede vom 11. August 1837 liefert den Beweis, daß sich Ludwig seiner Pflicht als oberster Kriegsherr wohl bewußt war und auch die Gefahren des ungestörten Friedensstandes richtig würdigte. Er verweiset den Marschall auf die Mißstände, welche zu Anfang des Jahrhunderts in militärischen Kreisen in Preußen, wie in Bayern feste Wurzel gefaßt hatten. Es gab damals zwar, führt er aus, eine Menge verdienter Generäle und kenntnißreicher Stabsoffiziere, aber sie waren größtentheils zu alt geworden und besaßen nicht mehr die zur Kampagne nöthige körperliche Rüstigkeit, hielten auch an veralteter Taktik eigensinnig fest und ließen

den nach andrer Richtung emporstrebenden Nachwuchs nicht aufkommen. Dahin dürfe man es nicht wieder kommen lassen. „Darum ist es nothwendig, daß platterdings nicht nach der Anciennetät, sondern nach der Befähigung die Beförderung zum Major vorgenommen werde ..... Einverstanden bin ich mit Ihnen, daß es nicht taugt, wenn die Masse der Offiziere gelehrt ist, aber die mehr als Hauptmann werden sollen, haben sich dazu zu befähigen .... Wenn noch körperliche Kraft vorhanden, muß man in die Höhe kommen .... Richtig äußerten Sie, daß die Generalstabs-Offiziere dermalen nur Zeichner wären, — so aber darf's nicht bleiben, sie sollen auch praktisch gebildet und nicht entfremdet werden dem Dienst und veraltern in diesem Korps ꝛc." Solche Forderungen geben vom guten Willen und vom Verständniß des Monarchen günstiges Zeugniß.

Dagegen war ein unheilvoller Mißgriff die von Regierung und Landesvertretung scheinbar im Interesse des Landes beliebte Einschränkung des Armeebudgets, — ist ja doch eine gute Staatswirthschaft nicht blos von Sparsamkeit und Ordnung im Staatshaushalt, sondern weit mehr von politischen Rücksichten bedingt! Ludwig selbst mußte noch erleben, wie bitter es sich rächte, daß man sich allzu sorglos dem Wahn ergeben hatte, der häßliche Krieg sei, „weil mit der vorgerückten Kultur des neunzehnten Jahrhunderts nicht vereinbar," für immer aus der menschlichen Gesellschaft verbannt. Wie demüthigend war es für den hochbetagten König, daß er im Juli 1866 an einen Beamten schreiben mußte: „Lassen Sie ungesäumt, ehe Preußen in Bayerns Hauptstadt kommen, an meinen Sammlungen Tafeln anbringen, die Aufschrift enthaltend: Privateigenthum Sr. Majestät König Ludwigs I. von Bayern" ...

Wenn aber auch in Bayern nicht wie in Preußen die erste Sorge des Regenten auf Stärkung und Ausbildung der Armee gerichtet und wenn auch die äußere Erscheinung des Fürsten, der allzeit ein schlechter Reiter, nicht eben stattlich im militärischen Sinne zu nennen war, so mangelte ihm doch keineswegs soldatischer Geist. Ob er zur Führung größerer Heereskörper der rechte Mann gewesen wäre, läßt sich mit Bestimmtheit weder verneinen, noch bejahen, denn solche Aufgabe wurde ihm niemals übertragen. Es ist ja bekannt, daß auch ein Friedrich II. seine strategischen Anlagen erst allmählig in der Praxis des großen Krieges bis zur Klassizität entwickelt hat. Immerhin muß bezweifelt werden, ob

Ludwig jenen Scharfblick, jenen unerschütterlichen Gleichmuth, jenes vor keiner Verantwortung zurückbebende Selbstvertrauen, kurz, alle jene Vorzüge, welche zur Meisterschaft in der Feldherrnkunst befähigen und große Thaten ermöglichen, hätte entfalten können. Unzweifelhaft aber hat sich Ludwig, — und daran zu erinnern, ist der Zweck dieser Zeilen, — als er für König und Vaterland zu den Waffen greifen mußte, als tüchtiger Offizier bewährt und war mit ganzer Seele Soldat, und die bayerischen Krieger und Veteranen genügen nur einer Ehrenpflicht, wenn sie bei der bevorstehenden Centenarfeier, der rühmlichen Tage von Pultusk und Abensberg gedenkend, am Sarge des Kameraden ihre Banner huldigend zur Erde senken.

Die Devise der Prinzen von Wales lautet: „Ich dien'"; sie soll die Ueberzeugung ausdrücken, daß für den Fürsten wie für's Volk der Dienst des Vaterlands als erste, unweigerliche Pflicht zu gelten habe. Auch Ludwig mußte sich vor dieser Wahrheit beugen. Obwohl er aus seiner Abneigung gegen das Zusammengehen Bayerns mit Frankreich und insbesondere aus seinem Unmuth über die Abhängigkeit legitimer Fürsten von einem genialen Abenteurer niemals ein Hehl gemacht hatte, mußte doch der Zwanzigjährige unter den Adlern dieses Kriegsherrn den ersten Waffendienst leisten, — der Befehl des Vaters und Königs ließ keine Wahl offen.

Als 1806 der Krieg zwischen Frankreich und Preußen ausbrach, war es nicht mehr zweifelhaft, auf welche Seite sich Max Joseph schlagen werde. Montgelas führt gleichsam zur Entschuldigung der bayerischen Politik an, das Berliner Kabinet habe dem bayerischen gegenüber bei verschiedenen Anlässen einen unerträglich hochfahrenden Ton angeschlagen, sodaß sich allgemeine Mißstimmung gegen den anspruchsvollen Norden festgesetzt habe. Auch die Pflicht der Dankbarkeit gegen Frankreich, das eben erst dem Bundesgenossen das wichtige Tirol zuwendete, habe dazu genöthigt, ohne Weigerung Heeresfolge zu leisten. In Wahrheit konnte von einer selbständigen Entscheidung überhaupt nicht die Rede sein. „Sich unseren Bundesgenossen zu nennen," sagt der Franzose Lanfrey, „hieß sich uns unterwerfen, darüber konnte, seit Napoleon die französische Politik leitete, kein Zweifel obwalten. Bayern stand nur vor dem Dilemma einer freiwilligen Unterwerfung unter den Willen oder einer unfreiwilligen Unterwerfung durch die

Uebermacht Napoleons.“ Und zur Furcht vor Strafe gesellte sich Hoffnung auf Lohn. Wenn Napoleon durch Niederwerfung Preußens die Durchführung seines Riesenplanes, das Meer zu Lande zu erobern, England auf dem Kontinent, d. h. durch Eroberung des Kontinents zu besiegen, anbahnen wollte, war der Krieg von 1806 für Bayern ein Zweikampf, von dessen Ausgang die Entscheidung in der Frage: Welcher Staat soll Franken besitzen? Preußen oder Bayern? abhängig war. Preußen hatte allerdings nach dem Preßburger Friedensschluß Ansbach an Bayern abgetreten, aber die Hoffnung auf Wiedervereinigung jenes markgräflichen Gebiets mit dem Bayreuthischen keineswegs aufgegeben. Umgekehrt war Bayreuth der Kampfpreis, den Napoleon seinem Rheinbundgenossen für rege Theilnahme am bevorstehenden Krieg in Aussicht stellte. Der bayerische Gesandte in Berlin, Graf Bray, gab diesen Gedanken in einem Gespräch mit Haugwitz offen Ausdruck: „Wenn Sie Absichten auf unsere Provinzen hegen, so wollen wir Ihnen keineswegs verhehlen, daß wir ein Gleiches bezüglich der Provinzen Ihres Königs im Auge haben.“ „Diese Erklärung zwischen den beiden Diplomaten“ bemerkt dazu Montgelas, „war die letzte, und zwei Staaten, welche seit so vielen Jahren in scheinbar vertrauter Beziehung standen, betraten nun verschiedene Wege, um sich so bald nicht wieder zu finden.“

In den ersten Tagen des Oktober rückten die beiden Armeen in Thüringen gegen einander. Im französischen Lager waren Truppen, welche kurz zuvor den gefürchtetsten Gegner, die Oesterreicher, ohne große Anstrengung überwunden hatten, unter der genialen Leitung eines Napoleon, — im preußischen dagegen ein Heer von makelloser Tapferkeit, dem aber die eigentliche Seele fehlte, ein fähiger Feldherr; denn der hochbetagte Herzog von Braunschweig, allzeit zaudernd, unschlüssig, unsicher, war nur der Schatten eines Führers. Da konnte kaum zweifelhaft sein, — wenigstens hat es Montgelas in seinem vor Abbruch der Beziehungen mit Preußen ausgearbeiteten Gutachten mit Bestimmtheit vorausgesagt, — auf welche Seite sich der Erfolg wenden werde. Die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt am 14. Oktober 1806 machte den Feldzugsplan des Herzogs von Braunschweig zu nichte. Davoust rückte in Berlin ein, das Schicksal Preußens war entschieden.

Hundert Kanonenschüsse verkündeten den Bewohnern Mün-

chens den glänzenden Sieg des „erhabenen Protektors der bayerischen Nation"; dem feierlichen Dankamt in der Michaelskirche wohnte der König mit großem Gefolge an. Aus dem Tagebuch des Generals Clerembault, der aus dem aktiven Heeresdienst geschieden, aber ein gern gesehener Gast am bayerischen Hofe geblieben war, läßt sich ersehen, welch mächtigen Eindruck der jüngste Erfolg Napoleons auf die rheinbündischen Völker machte. „Das waren Ereignisse, die ohne Zweifel in Zukunft Allen, welche Geschichte lesen, unglaublich erscheinen werden: ein Königreich, das 200,000 Mann der besten, tüchtigsten Soldaten und Generäle von bewährtem Ruf, die noch unter dem großen Friedrich Krieg geführt hatten, in's Feld stellen konnte, wird im Zeitraum von vier Wochen die leichte Beute des Siegers von Jena!"

Der Waffenstillstand, den Napoleon dem gedemüthigten Gegner anbieten ließ, sollte nur — so gestand Napoleon seinem Minister Fouché — die Möglichkeit schaffen, die Armee Winterquartiere beziehen zu lassen und das eroberte Land so zu organisiren, daß es die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes selbst geliefert hätte, wie dies Friedrich dem Großen so meisterhaft mit Schlesien und Sachsen gelungen war. Allein Friedrich Wilhelm ließ sich über die Nachtheile des Anerbietens nicht täuschen und verweigerte die Ratifikation des von seinen Stellvertretern unterzeichneten Vertrags. Dadurch sah sich Napoleon gezwungen, bei Herannahen des Winters den Krieg in's Weichselgebiet zu übertragen.

Die Rheinbundtruppen, darunter auch die Bayern, sollten in Schlesien bleiben und mit Blokade der festen Plätze fortfahren. Nur die zweite bayerische Division wurde nach Polen kommandirt, um an den Operationen der Hauptarmee theilzunehmen, und der Oberbefehl über diese Abtheilung wurde dem Kronprinzen Ludwig übertragen.

Zu den Gründen politischer Natur, welchen die Abneigung des Prinzen gegen Napoleon entsprang, gesellte sich noch ein persönliches Motiv. Er hatte den Gedanken einer Verbindung mit der russischen Großfürstin Katharina in's Auge gefaßt und ohne Wissen seines Vaters, dagegen mit Zustimmung und Unterstützung seiner Stiefmutter durch den Kabinetssekretär Käser und den bayerischen Gesandten in Petersburg, Baron Posch, Unterhandlungen angeknüpft. In dieser Angelegenheit wurden noch Briefe gewechselt, nachdem schon der Krieg mit Preußen und Rußland eröffnet war,

bis endlich der in Petersburg zurückgebliebene Sekretär der Gesandtschaft dem König Anzeige erstattete. Nun wurden die Unterhändler entlassen, der Prinz erhielt Befehl, sich ungesäumt in's kaiserliche Hauptquartier nach Warschau zu begeben. Napoleon selbst hatte dies gewünscht. Der Brief, den er an den Prinzen richtete, sollte ohne Zweifel schmeichelhaft sein, aber Napoleon konnte, auch wenn er vertraulich sein wollte, die herrische Miene nicht ablegen. So klingt denn auch die Einladung wie ein barscher Befehl. „Ich sähe es gern, daß Sie sich gewöhnten, Ihre Armee selbst zu befehligen. Es ist dies eine vortheilhafte Eigenschaft für jeden Souverän, vor Allem aber vortheilhaft für die Stellung, in welcher sich gegenwärtig ein König von Bayern befindet." Am 4. März 1807 erließ Ludwig in Warschau einen Tagsbefehl an die zweite Division: „Ich bin euer Anführer geworden, der große Kaiser hat mich dazu ernannt." Schon diese Worte beweisen, daß sich nunmehr der Prinz, seine persönlichen Wünsche und Stimmungen opfernd, nur als Soldaten fühlte, der kein andres Ziel kennen darf, als in treuer Befolgung der Befehle des Kommandirenden seine Pflicht zu thun.

Der Feldzug in Polen hatte bisher nur zu zweifelhaften Ergebnissen geführt. Nicht durch die Ueberlegenheit seiner Taktik oder seiner Truppen hatte Napoleon die Russen zu langsamem Zurückweichen gezwungen, sondern nur durch eine Hartnäckigkeit ohne Gleichen, welche keine Schonung kannte und keine Opfer scheute. Das Schlachtfeld von Eylau war in seinen Händen geblieben, aber der in München, wie in Paris mit offiziellem Jubel gefeierte Sieg hatte mit unermeßlichen Verlusten erkauft werden müssen; die Lage der Sieger, für welche es keinen Nachschub frischer Kräfte gab, war in Wahrheit eine verzweifelte zu nennen. Dies beweist am Bündigsten der veränderte Ton in den Briefen des Kaisers an Friedrich Wilhelm. Während der Sieger von Jena kurz vorher alle Friedensbedingungen verworfen hatte, bot er jetzt dem Herrn Bruder „dauernde Freundschaft" an; er selbst wollte sich mit dem Ruhm begnügen, „die preußische Nation, deren Machtstellung für ganz Europa nothwendig, zu reorganisiren." „Dieser Augenblick wird der schönste meines Lebens sein." Allein Friedrich Wilhelm mißtraute den schönen Worten und hielt am russischen Bündniß fest, der Krieg dauerte fort. Nicht blos der Sieg, sondern die Rettung der in Polen eingedrungenen Armee hing von

der Ausdauer der Truppen und dem Geschick und — Glück ihres Feldherrn ab.

Die Ausführung aller militärischen Operationen war mit großen Schwierigkeiten verbunden, insbesondere machte der durch anhaltende Regengüsse aufgeweichte Boden — Napoleon sagte später, er habe in Polen ein fünftes Element kennen gelernt: den Morast — nicht selten für Reiterei und Geschütze jedes Vordringen unmöglich. Der Mannschaft waren unmenschliche Anstrengungen und schwerste Entbehrungen auferlegt; eisiger Frost wechselte mit Nässe, die Verpflegung beschränkte sich auf die Lebensmittel, welche der arme polnische Bauer verscharrt hatte und der Soldat nun wieder ausgrub. Vertrauen und Muth der Truppen wurden nur dadurch aufrecht gehalten, daß der Kaiser selbst und nach seinem Beispiel die übrigen Führer alle Drangsale des Soldaten theilten, und in Völderndorff's Geschichte jener Kämpfe wird versichert, daß der zwanzigjährige Kronprinz von Bayern in unverzagtem Ertragen aller Strapazen und Entbehrungen ein glänzendes Beispiel bot.

Die Bayern-Division sollte gegen General Tutschkow, der gegen den Rücken des rechten Flügels der großen französischen Armee operirte, eine von Praga bis Pultusk sich ausdehnende Stellung behaupten. Selbstverständlich machte ein so erfahrener Schlachtenmeister wie Napoleon die Lösung einer wichtigen Aufgabe nicht vom zweifelhaften Geschick eines Jünglings, der noch nicht mit Wechselfällen und Aufregung einer Schlacht vertraut geworden war, abhängig. Die Division durfte sich deßhalb den Operationen Massena's, welche eine Forcirung der Narewübergänge bezweckte, erst dann anschließen, als der von schwerer Krankheit wieder genesene General Wrede den faktischen Oberbefehl übernommen hatte.

Demnach war die eigentliche Leitung in den Kämpfen bei Pultusk vom 10. bis 16. Mai in den Händen Wrede's, aber der Biograph dieses Strategen, Heilmann, auf Rapporte und Erzählungen der Zeitgenossen sich stützend, und ebenso Schmölzl, der Verfasser einer trefflichen Geschichte des Feldzugs 1806—7, heben rühmend hervor, daß der Kronprinz während der mit wechselndem Glück geführten Gefechte immer dort erblickt wurde, wo die Gefahr am nächsten drohte. Insbesondere bei dem Narewübergang am 14. Mai, wobei die Kähne der Uebersetzenden dem heftigsten

Feuer der feindlichen Geschütze ausgesetzt waren, bestand die Unerschrockenheit und bei dem Hervorstürmen aus dem schützenden Wald von Ponikew am letzten Gefechtstag die Tapferkeit des Prinzen die Feuerprobe. Als die Russen am Abend des 16. Mai zurückwichen und die Narewlinie als glücklich behauptet gelten konnte, begrüßten die Bayern ihren in's Lager heimkehrenden Kronprinzen mit lautem Zuruf, dieser aber umarmte Angesichts der Truppen seinen Mentor, den General Wrede. Auch im Rapport an den Marschall Massena, wie im Bericht an den königlichen Vater zollte der Prinz dem Verdienst des Generals die gebührende Anerkennung, erntete aber für die eigene Haltung das schmeichelhafteste Lob, indem Massena an Wrede die Mahnung richtete, dafür Sorge zu tragen, daß fürderhin das Leben eines Prinzen, „dessen Zukunft sich auf so glorreiche Weise ankündigt," nicht mehr der ernstesten Gefahr ausgesetzt werde.

Der Sieg bei Pultusk war ein nicht unwichtiges Glied in der Kette der glücklichen Erfolge, wodurch die vor Kurzem so schwer gefährdete Operationslinie der Franzosen gesichert wurde. Bald darauf verhalf Bennigsen's Unvorsichtigkeit dem Gegner zum glänzendsten Triumph, dem Sieg von Friedland. Die Zuversicht, daß dem Zauber seiner Persönlichkeit auch Alexander nicht werde widerstehen können, ließ den Kaiser statt des gewünschten Waffenstillstands eine Zusammenkunft vorschlagen; das Wort des Zaren: „Ich hasse die Engländer ebenso sehr, wie Sie!" entschied den Frieden, die beiden Kaiser verließen Tilsit als Freunde „auf immerdar." Dagegen sah sich der standhafte Bundesgenosse der Russen, Friedrich Wilhelm, verlassen und verrathen, und bald zeigte sich, daß Preußen allein für die Besorgnisse und Gefahren, welche Napoleon während des Kriegs geängstigt hatten, auf unerhörte Weise büßen sollte.

Europa blickte mit Staunen auf die Flitterwochen einer intimen Freundschaft des Vorkämpfers der Legitimität mit dem Korsen, der, wie durch eine Reihe von Wundern auf den Gipfel menschlicher Macht emporgetragen, aus seinem Anspruch auf universelle Herrschaft kein Hehl mehr machte. Rußland huldigte, Oesterreich zog sich scheu zurück, Preußen war zu Boden geschmettert, die oberdeutschen Völker schätzten sich glücklich, als getreue Vasallen dem Thron des Unbesieglichen nahe zu stehen. Nicht blos das deutsche Reich war aus den Fugen gewichen, auch die Begriffe

Deutsch und Deutschland schienen sich verflüchtigen zu wollen. In München wurden Siegesfeste gefeiert, weil Boten über Boten erfreuliche Kunde von Siegen über deutsche Brüder brachten und gleichsam zur Bestätigung erbeutete Fahnen und Kanonen in großer Zahl anlangten. In Berlin residirten französische Marschälle in den Palästen unter den Linden, und der entscheidende Sieg Napoleons wurde durch ein Feuerwerk gefeiert, das den Ruhmestempel des Unüberwindlichen im Strahlenglanz erscheinen ließ. In Tilsit wurde Königin Luise, die sich als Hilfeflehende für ihr unglückliches Land dem Imperator nahte, mit barschem Nein zurückgewiesen, und den Schmerz der hohen Frau über die Erfolglosigkeit mußte das herbe Bewußtsein, daß die Bitte selbst schon eine Demüthigung, noch steigern. Durch das Bündniß des östlichen Barbarenthums mit dem neuen abendländischen Cäsarismus schien das Schicksal Europa's besiegelt und insbesondere das natürliche und geschichtliche Recht der deutschen Nation ausgelöscht zu sein.

In diesen Tagen kam Kronprinz Ludwig, der nach Abschluß des Waffenstillstands das Kommando über die erste Division an Wrede abgegeben hatte, auf der Rückreise aus Polen nach Berlin. Sein erster Gang war zu Schadow, um eine Büste — Friedrichs des Großen zu bestellen. Die Geschichte jener Tage hat wenig so rührende und erhebende Züge aufzuweisen, wie die Thatsache, daß Ludwig, unbeirrt durch die Freude über den ersten Lorbeer, den er unter französischen Adlern erfochten hatte, und unbesorgt ob der Zerklüftung und Erniedrigung Deutschlands gerade damals den Gedanken faßte, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, die Walhalla, zu erbauen. Von Berlin aus richtete Ludwig am 3. August 1807 an Johannes von Müller die erste Anfrage, welche deutsche Männer und Frauen er der Ehre, in Walhalla aufgenommen zu werden, für würdig halte. „Es macht das einen Eindruck," sagt Döllinger in seiner Trauerrede auf Ludwig I. „wie wenn ehedem römische Senatoren dem von der Niederlage bei Cannä heimkehrenden Konsul Varro entgegengingen und ihm dankten, daß er doch am Vaterland nicht verzweifelt habe."

Am 7. September hielt Konprinz Ludwig mit einzelnen Abtheilungen des bayerischen Heeres, welche aus Polen und Schlesien heimgekehrt waren, Einzug in München. Die Feier wurde allerdings durch eine Verspätung der Erwarteten beeinträchtigt, statt

um 8 Uhr Morgens langten sie um 4 Uhr Nachmittags vor dem Schwabinger Thor an; inzwischen hatte sich König Max wieder nach Nymphenburg begeben, und auch der größte Theil des Publikums war in die Stadt zurückgekehrt. Um so stattlicher war der Empfang, der am nämlichen Abend dem Prinzen im Theater bereitet ward. Als der König mit seinem Sohne in der Loge erschien, begrüßte die Beiden vielhundertstimmiger Zuruf. Der Sieger von Pultusk wurde durch einen von Babo verfaßten Prolog gefeiert und mit Lorbeer gekrönt; der Prinz nahm aber sofort den Kranz ab und ergriff und küßte die Hand des Vaters, der voll Rührung den Sohn an die Brust zog. „Es war“ — schrieb Clerembault in sein Tagebuch, — „ein ergreifender Moment; es kam vom Herzen und ging zu Herzen.“

Freilich erwähnt Clerembault unmittelbar darauf, das Münchener Publikum sei sehr verdrießlich, weil der Kronprinz zwei Fremde zu Adjutanten gewählt habe, den Italiener Grafen Pocci und den Holländer Washington. Noch unliebsamer wurde in manchen Kreisen bemerkt, daß Ludwig im Hause des Präsidenten der Akademie, Jakobi, gern verkehrte und ein eifriger Schüler des Philologen Jacobs war. Gehörten doch beide Gelehrten zu der mit scheelen Augen betrachteten Fremdenkolonie, welche unter Montgelas' Auspicien berufen war, durch Förderung humanistischer und philosophischer Studien das „neue Bayern“ in innigeren Kontakt mit dem geistigen Leben des übrigen Deutschland zu setzen. Nun war zwar der Konprinz schon damals ein Gegner der nivellirenden Staatsraison Montgelas'; doch erkannte er die Wahrheit des Satzes: Bildung ist Macht! willig an, und ein Jüngling, der den Gedanken gefaßt hatte, Walhalla zu bauen, konnte von dem traurigen Vorurtheil, dem Fremder und Feind für Eins galten, nicht befangen sein. In den Briefen, welche der Prinz mit Johannes Müller wechselte und deren Hauptinhalt die Gestaltung jenes Projekts bildete, pflegte er auch vor dem verehrten Meister Rechenschaft über den Fortgang seiner Studien zu geben. Nicht selten unterbricht die Erzählung ein heller Jubelruf über das Glück, in die sonnige Welt der Alten eingeführt zu werden, „das Mark altgriechischer Bildung einzusaugen.“ Jacobs spricht in seiner Selbstbiographie mit warmer Anerkennung von seinem Schüler. „Um dieselbe Zeit erhielt ich von S. K. H. dem Konprinzen den ehrenvollen Auftrag, ihm über griechische Geschichte und Litteratur Vor-

lesungen zu halten und lateinische Klassiker mit ihm zu lesen, ein Auftrag, der mir Gelegenheit gab, ihm nahe genug zu treten, um das edle Blut des Wittelsbachischen Stammes in ihm zu erkennen, seinen Eifer, Kenntnisse zu sammeln, seinen Ernst in wissenschaftlichen Beschäftigungen, die lebendige Achtung, die er gegen alles Große und Schöne hegte, sein Streben nach Großem und Ruhmwürdigem, seinen Haß endlich gegen Gewaltthätigkeit und Unrecht zu lieben und zu bewundern."

Der Schlußsatz dieses ehrenvollen Zeugnisses erinnert daran, daß der intime Verkehr mit Jakobi, Jacobs, Thiersch und andren Akademikern auch eine stark ausgeprägte politische Bedeutung hatte. Der männliche Ernst in Fichte's Reden an die deutsche Nation, das nationale Pathos der Dramen Schiller's, die Wiedereinkehr der Romantiker in deutsches Wesen und deutsche Geschichte und viele andere in dieser Zeit zusammenwirkende geistige Faktoren weckten nicht bloß in Preußen, obwohl der Staat in voller Auflösung und ein großer Theil des Landes in feindlicher Gewalt war, das Bewußtsein der eigenen Kraft und die Hoffnung auf Befreiung, sondern ließen auch im deutschen Süden nationale Anschauung wieder aufleben. Auch hier zuerst in litterarischen Kreisen welche sich früher vom öffentlichen Leben am entschiedensten abgesondert hatten. „Es kam zum ersten Mal" sagt Häusser, „wie eine Ahnung über die Gemüther, daß alle diese Kreise in inniger Verwandtschaft zu einander ständen und daß auch in die stille Abgeschlossenheit des Studierzimmers politische Interessen und politische Anforderungen eindringen könnten." Obwohl in Bayern das Napoleonische Regiment nicht so schwer auf König und Volk lastete, wie in andren Staaten, wurde doch auch hier von Allen empfunden, daß die Freundschaft der Franken theuer erkauft sei, und von Vielen, daß der erzielte Gewinn eine Demüthigung in sich berge. Auch hier wuchs fortan die Zahl derjenigen, welche, über selbstsüchtigen Partikularismus sich hinausschwingend, den Werth nationalen Geistes schätzen lernten. Dem leitenden Minister, der den ihm anvertrauten Staat vorerst durch engen Anschluß an Frankreich zu fördern und zu heben gedachte, waren solche Symptome freilich unbequem, ja, es läßt sich begreifen, daß ihm Ideen, wie sie in den Kreisen der Akademiker lebendig waren, als verrätherisch gelten mußten. Wenn man den Standpunkt des bayerischen Ministers berücksichtigt, kann man das in seinen Memoiren ausge-

sprochene Urtheil nicht ungerecht nennen. „Sie (die Professoren) vermochten das Gefühl des Hasses gegen Napoleon nicht mehr von der Sache des Vaterlands zu trennen und wendeten sich von diesem geradezu ab, weil sie es mit seiner mißliebigen Person in Verbindung sahen. Die Grundlage dieser Gesinnung war nicht immer so sträflich, als es den Anschein gewinnen konnte; man wünschte nicht eigentlich den Umsturz der Regierung, sondern nur sie zu einer Aenderung ihres Systems zu nöthigen. Da es jedoch nie erlaubt sein kann, seine eigenen Ansichten vor jenen der Personen, die zur Leitung der Geschäfte berufen sind, geltend zu machen, bleibt solche Gesinnungsäußerung immerhin tadelnswerth, hat bereits Staaten zu Grunde gerichtet und wird es noch ferner thun."

Besonders anstößig mußte dem Minister erscheinen, daß als Haupt dieser Gemeinde, welche sich in der Gemeinsamkeit der deutschen Pflichten und der deutschen Hoffnungen zusammenfand, kein Anderer gelten konnte, als — der Kronprinz. Sein Auftreten vor dem Krieg von 1809 läßt sich nicht anders erklären, als daß in ihm die Abneigung gegen die Unnatur des Napoleonischen Systems zu bitterstem Haß aufgewachsen, daß ihm, dem leidenschaftlich Empfindenden, die Stellung inmitten der kaltblütig Berechnenden, der servil Gearteten, der wohlgesinnten Beschränkten unerträglich war, daß in seiner Brust kein andres Gefühl mehr Raum hatte, als das Verlangen: Fort mit den Lahmen und Lauen, deren politisches Evangelium feige Genügsamkeit! Fort mit allen Befürchtungen, Wünschen und Vorurtheilen, welche den Deutschen hindern, sein Vaterland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen mit rechtem Zorn zu hassen!

Durch die von Eduard Wertheimer veröffentlichten Auszüge aus den Depeschen des österreichischen Gesandten in München, Grafen Stadion, sind wir in Stand gesetzt, zu erkennen, wie ernst es dem Prinzen darum zu thun war, Bayern aus den Fesseln des Rheinbunds und der Rheinbündelei gelöst zu sehen. Ließ er ja doch dem Vertreter Oesterreichs eine förmliche Aufforderung zugehen, der Wiener Hof möge aus dem Gottesgerichte, das sich in Spanien vollziehe, eine gute Lehre ziehen und die für den Usurpator geschaffene Bedrängniß ausnützen. Und als Fürst Paul Esterhaczy, der die süddeutschen Residenzen bereiste, um sich über die Stimmung der Fürsten und Völker zu unterrichten, den Einwand hinwarf, Bayern werde sich ja doch nicht

von seinem Protektor trennen, erwiderte Ludwig mit leidenschaftlicher Erregtheit, Bayern werde wohl zunächst den eingegangenen Verpflichtungen nachkommen müssen, werde sich aber an seine wahre Pflicht erinnern, sobald den Oesterreichern ein erster Schlag glücken würde. „Dann zählt auf mich! Mich habt Ihr mit Leib und Seele!“

„Die Freiheit Europa's hat sich unter eure Fahnen geflüchtet!“ rief Erzherzog Karl bei Ausbruch des Krieges von 1809 seinen Truppen zu, „eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und eure deutschen Brüder, jetzt noch in feindlichen Reihen, harren auf ihre Erlösung!“

Wohl war es etwas Neues und Unerhörtes, die Worte Freiheit und deutsches Vaterland in österreichischen Proclamationen zu finden, aber es war auch nicht mehr das Oesterreich der Thugut und Cobenzl, sondern das Oesterreich Stadion's und der Erzherzoge Johann und Karl, — da konnten auch die deutschen Patrioten im Norden und im Süden die Wiederaufnahme des Kampfes gegen das neue Cäsarenthum dankbar begrüßen! Es fehlte nicht an Versuchen, die leitenden Kreise in Bayern für eine Annäherung an den Wiener Hof zu gewinnen, aber einerseits schien auch diesmal das Zusammengehen mit dem bisher Unbezwungenen günstigere Aussicht auf Sieg und Gewinn zu verbürgen, andrerseits fehlte das Vertrauen, daß Kaiser Franz wirklich nur die Unabhängigkeit Deutschlands erstreiten wolle, und es läßt sich ja nicht in Abrede stellen, daß Mißtrauen gegen österreichische Uneigennützigkeit gerade in Bayern historisch berechtigt war. Als demnach Napoleon durch das berüchtigte Rundschreiben an die rheinbündischen Fürsten, worin er Oesterreich und Frankreich mit Wolf und Lamm verglich, zur gemeinsamen Abwehr des räuberischen Feindes aufrief, überboten sich die Regierungen in gefügiger Vollziehung seiner Befehle. Die Rheinbundkontingente, welche sich auf 114,000 Mann beliefen, boten erwünschten Ersatz für jene französischen Heerestheile, welche den Kampf in Spanien fortsetzen mußten.

Vor Beginn des Feldzuges gab König Max dem Protektor den Wunsch zu erkennen, daß der Oberbefehl über die bayerischen Truppen dem Kronprinzen übertragen werde, allein Napoleon wies solches Verlangen barsch und bündig ab. „Es würde mich,“ schrieb er (14. März 1809) an Max Josef, „um den ganzen Vortheil bringen, den ich mir von Ihren 40,000 Mann verspreche,

wenn ich ihnen nicht einen sicheren und zuverlässigen Führer gäbe. Ich habe dazu den Herzog von Danzig ernannt, — das ist ein alter Soldat! Das bayerische Heer ist zu beträchtlich, und die Umstände sind zu ernst, als daß ich vor Eurer Majestät mit meinen Gedanken hinterm Berg halten dürfte. Wenn der Kronprinz erst einmal sechs oder sieben Feldzüge in allen Offiziersgraden mitgemacht hat, dann kann er an ein Oberkommando denken. Im Uebrigen gibt es einen trefflichen Ausweg: der Kronprinz kann ja in meinem Gefolge den Feldzug mitmachen."

Dieser Ausweg entsprach nun aber ganz und gar nicht den Wünschen des Prinzen; lieber begnügte er sich mit der Führung einer Division.

Am 9. April traf die Kriegserklärung in München ein, unmittelbar darauf überschritten österreichische Truppen die Grenze. Die zur Deckung Süddeutschlands bestimmte Rheinarmee sollte aufgerieben werden, ehe der Kaiser selbst mit größerer Macht erschiene. Am 16. April forcirten die Oesterreicher bei Landshut den Uebergang über die Isar, die Division Deroy mußte sich zurückziehen, am nämlichen Tage rückte Feldmarschall Jellalich in München ein, österreichische Heeresabtheilungen verbreiteten sich strahlenförmig über ganz Bayern. Montgelas urtheilt in seinen Memoiren, die lahme Kriegsführung der ohne ihren „Stern" verwirrten und verzagten französischen Marschälle hätte unfehlbar schwere Niederlage und den Verlust Süddeutschlands nach sich ziehen müssen, wenn nicht auch die Oesterreicher insbesondere in Folge des schädlichen Einflusses des Herzogs von Sachsen-Teschen gerade die wichtigsten Positionen nur schwächlich angegriffen hätten und wenn nicht Napoleon mit verblüffender Schnelligkeit auf dem Kampfplatz erschienen wäre, mit der nur ihm eigenen Umsicht die Fehler Berthiers berichtigt und mit unvergleichlicher Kühnheit den Gegner angegriffen und vernichtet hätte.

Nur wenige Feldzüge haben so rasch auf einander folgende, entscheidende Momente aufzuweisen. Napoleon selbst hat noch auf St. Helena die Treffen bei Hausen und Dingling, Abensberg, Landshut, Eggmühl und Regensburg in den Tagen vom 19. bis 23. April die geschicktesten und glücklichsten Manöver seiner ganzen militärischen Laufbahn genannt.

Schon am 19. April kam die Division des Kronprinzen bei Arnhofen in's Gefecht, General Thierry wurde nach Offenstetten

zurückgedrängt, die Vereinigung der Bayern mit Davoust's Kolonnen ging glücklich von Statten.

Am 20. traf Napoleon im Städtchen Abensberg ein. Er stieg vor einem schlichten Gasthaus ab, begehrte in deutscher Sprache: „Milch warm, Brod schwarz!“ schnitt das Brod in die Milch und verzehrte das frugale Gericht. Dann ritt er ohne Gefolge an das Lager der Bayern heran. Sobald er erkannt wurde, begrüßte ihn lauter Jubelruf, Konprinz Ludwig eilte herbei und salutirte mit dem Degen. „Brav, mein Prinz,“ rief ihm Napoleon entgegen, „auf solche Weise wird man König!“

Darauf hielt der Kaiser an die Generale und Offiziere jene bekannte Ansprache, welche geschickt darauf berechnet war, ebenso den Groll gegen die Oesterreicher, die über Bayern wieder das Elend von 1705 und 1742 heraufbeschwören wollten, wie die Zuversicht auf rühmliches Gelingen wachzurufen. Sodann gab Napoleon den Bayern Befehl, über Ofenstetten gegen Rohr aufzubrechen, und rückte selbst mit ihnen vor. Während des Marsches wandte er sich nochmals an den Prinzen und sagte, ihm auf die Schultern klopfend: „Nun, Sie sehen jetzt, wie man sich als König zu benehmen hat, sobald einmal die Reihe an Sie kommt; wenn Sie selbst thätig sind, wird Ihnen Alles folgen, wenn Sie selbst eine Schlafmütze, werden sich Alle zu Bette legen.“

Man darf wohl folgern, daß der Prinz die Anrede weit weniger schmeichelhaft fand, als sie vermuthlich beabsichtigt war. Der plumpvertrauliche und zugleich brüske Ton solcher Aeußerungen läßt begreiflich erscheinen, daß Talleyrand von seinem Gebieter sagen konnte: „Schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!“ womit ein Wort Macaulay's übereinstimmt, der für Cäsar den Vorzug in Anspruch nimmt, daß der Römer ein Gentleman war, Napoleon aber nicht.

Allein — der widerwärtige, verhaßte Despot war der Sieger von Marengo, Austerlitz und Friedland, und dieser Schlachtenmeister eröffnete jetzt die Operationen mit einer Sicherheit, Kaltblütigkeit, Kühnheit, welche jeden Soldaten zur Bewunderung entflammen mußten. Der Angriff der Division des Kronprinzen auf den bei Ofenstetten verschanzten Thierry war die Einleitung zur Schlacht bei Abensberg. Insbesondere das 1. Infanterieregiment und die „bayerischen Fleischhacker“, wie die Chevaulegers von den Oesterreichern genannt wurden, zeichneten sich vor den Augen Napoleons

rühmlich aus. Daß auch ihr Führer, der Kronprinz, seine Schuldigkeit that, erkannte der Feldherr willig an. Nach der Erstürmung von Offenstetten umarmte er den Prinzen mit den Worten: „Sie verdienten in der That, eine Armee von 100,000 Mann zu führen!" Für den nächsten Tag gab er für die ganze Armee die Losung: Bavière et bravour!

Nachts biwakirte Ludwig mit seinen Truppen bei Rohr. Napoleon bezog das dortige Gasthaus, doch nicht um der Ruhe zu pflegen, sondern um den Operationsplan für die kommenden Tage zu berathen: den bei Abensberg zurückgeworfenen Feind sollte bei Landshut der zweite vernichtende Schlag treffen. Diesmal leistete zwar die Reiterbrigade der Division des Kronprinzen treffliche Dienste, — dem Chevaulegerwachtmeister Rösler, der als der Erste über die brennende Isarbrücke in die Stadt eindrang, heftete Napoleon sein eigenes Ehrenlegionskreuz an die Brust, und die Chevaulegers durften fortan Gardedienste verrichten, — doch der Kronprinz selbst stand am Schlachttag bei Rottenburg in Reserve. Tags darauf aber führte er wieder die bayerischen Reiter bei Eggmühl zum Sturm auf den Weinberg, — eine Waffenthat, welche Napoleon im Schlachtrapport als bewundernswerthe und bedeutungsvolle Leistung bezeichnete. Als endlich das bei Abensberg begonnene Tagwerk mit der Einnahme von Regensburg vollendet war, schrieb der Kaiser an Max Joseph: „Wir sind in einer ganzen Reihe von Schlachten Sieger geblieben, wobei sich Ihr Sohn „sans peur et sans réproche" bewährt hat."

Durch den Sieg an der Donau war die Trennung der österreichischen Flügel erreicht, waren beide zum Rückzug in divergirenden Richtungen gezwungen. Allein noch wichtiger als die militärischen Folgen waren die politischen. Der hervorragendste Feldherr und das tüchtigste Heer, welche Oesterreich in's Feld zu stellen hatte, waren geschlagen, der von den Patrioten ersehnte „erste Erfolg" war ausgeblieben: damit schwand auch die Aussicht auf die vom Minister Stadion erwartete „allgemeine Erhebung", und an eine Sprengung des Rheinbunds war vorerst nicht mehr zu denken. —

Trübes Geschick! Als Soldat hatte Ludwig selbst dazu mitwirken müssen, daß ein Band, das dem Politiker unheilvoll, dem deutschen Mann unerträglich erschien, noch fester geknüpft werde! —

Die Siege an der Donau brachten auch für die Hauptstadt Bayerns die Befreiung. In Jacobs' Denkwürdigkeiten wird uns ein Stimmungsbericht aus den Tagen der feindlichen Okkupation geboten: „Die Oesterreicher lagerten, ohne sich in die Häuser der Bürger einzuquartieren, im Biwak, wahrscheinlich in der Hoffnung, durch solche Milde den Proklamationen von Befreiung der Nation vom ausländischen Joche Glauben zu verschaffen und durch Freundlichkeit die Gunst des bayerischen Volkes zu gewinnen. Diese Rechnung schlug fehl. Der alte Haß gegen Oesterreich, der in den Herzen der Bayern wurzelte, war jetzt durch den von Oesterreichern angeregten Aufstand der Tiroler von Neuem mit größerer Erbitterung geweckt worden; die Schonung, die sie bewiesen, wurde als Furcht gedeutet und also ohne Dank, ja mit Verachtung aufgenommen. Nach wenigen Tagen verbreitete sich im Stillen die Nachricht von den Siegen bei Abensberg und Landshut, und die Oesterreicher, beinah öffentlich verhöhnt, sahen sich genöthigt, acht Tage nach ihrem Einzug in tiefer Stille abzuziehen. Niemand hatte während dieser Zeit Furcht gehegt, und jetzt, da Sieg über Sieg verkündigt wurde, stand Alles auf der Höhe der stolzesten Erwartung." Am 25. April kehrte König Max in seine Hauptstadt zurück. Tags darauf hielt Kronprinz Ludwig wie vor zwei Jahren durch das Schwabinger Thor seinen festlichen Einzug. Er ritt, von seinem Stab umgeben, an der Spitze einer Kolonne Chevaulegers, die sich durch ihre tapferen Thaten die Volksgunst im Sturm erobert hatten. Die schmucken Reiter führten acht österreichische Kanonen mit sich, eine Beute der heißen Kämpfe an Donau und Isar. Mit klingendem Spiel zogen die Truppen durch die Stadt und bezogen dann das verlassene Lager der Feinde in Haidhausen. „Die Freude und der Jubel des Volkes" — schrieb Clerembault in sein Tagebuch — „könnten nicht mehr gesteigert werden."

Aber auf so helle Siegesfreude fielen bald dunkle Schatten. Die Tiroler wollten nicht erst den glücklichen Erfolg der Habsburgischen Waffen abwarten, sondern erhoben sich, sobald die ersten Oesterreicher über die Landesgrenze gedrungen waren; in allen Dörfern gellten die Sturmglocken, aus allen Thälern und von allen Höhen zogen schießkundige Bauern heran, um den Kampf gegen die verhaßten „Blauen" aufzunehmen. „Morgen wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen," ordnete der „k. k. vom

Haus Oesterreich erwählte Kommandant" Andreas Hofer an, „und Jedermann wird ermahnt, brav dreinzuschlagen." Welch' unverhofft glänzenden Sieg die Landesvertheidiger erfochten, ist bekannt; auf sie selbst machten ihre Erfolge, die Einnahme der Landeshauptstadt und die Befreiung von ganz Tirol, den Eindruck, als „ob plötzlich die Sonne den ganzen Tag über schiene."

Allein auch bei allen jenen Völkern, welche Napoleon an seinen Siegeswagen gekettet hatte, rief die Katastrophe in Tirol Aufmerksamkeit, Erstaunen, freudige Zustimmung wach. In einer Zeit, da sich eben der Feldherrngenius Napoleon's wieder auf's Glänzendste bewährt hatte, da die Fürsten, die Anfangs mit schwankenden Gefühlen auf die Schilderhebung Oesterreichs geblickt hatten, auf's Neue um die Gunst Napoleons buhlten, nahm das Volk der Tiroler Berge, eine Handvoll Leute, nur um die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenthum zu bekunden, den Kampf gegen den Uebermächtigen und seine Bundesgenossen auf. Nichts schien den Braven unüberwindlich, Nichts unmöglich, das ganze Volk war ein Wille und eine Kraft, welcher der kindlich fromme, wundergläubige Hofer mit der Losung: „Für die Religion und den Kaiser siegen oder sterben!" die Weihe gab.

Für den nüchtern und besonnen wägenden Montgelas war eine solche Volkserhebung, die trotz aller Erfolge glücklichen Ausgang kaum zu erwarten hatte, etwas Unbegreifliches, für Kronprinz Ludwig nicht. Auf seine enthusiastische Natur mußte die Opferwilligkeit, die Begeisterung, der Heldenmuth, der die gewiegteste Taktik zu Schanden machte, förmlich berauschenden Eindruck machen. Hier war verwirklicht, was ihm die lodernde Phantasie längst als Pflicht des eigenen Vaterlandes hatte erscheinen lassen: so glorreiches Beispiel rief alsbald die alten Sympathien, die alten Hoffnungen wach. Aus dieser Stimmung und nicht, wie Montgelas meint, aus Unmuth über das Schwanken des Kriegsglücks wird die an sich überraschende Thatsache zu erklären sein, daß sich in der Seele des Jünglings die in Abensberg und Eggmühl empfangenen Eindrücke so rasch verflüchtigten, daß er seinen Widerwillen gegen den französischen Despotismus so offen, wie vor dem Kriege, kundgab, daß er in den Tirolern, obwohl sie nach erfochtenem Siege allenthalben die bayerischen Wappenschilder in Trümmer schossen und die Doppeladler wieder aufpflanzten, nicht Feinde, sondern natürliche Bundesgenossen erblickte. Ein Thronfolger, der inmitten einer partikularistisch

gesinnten, nur den Vortheil des Augenblicks würdigenden Umgebung offen und laut jenen Streitern, in welchen die Seinen nur Rebellen erblickten, Waffenglück und Sieg wünschte, konnte nur ein Narr oder ein großer Mensch sein: das Jahr 1813 hat in dieser Frage das Urtheil gesprochen!

Der Auftrag, durch Besetzung des Salzkammerguts die gegen Tirol operirenden Truppen im Rücken zu decken, ersparte es dem Kronprinzen, Zeuge der grausamen Thaten zu werden, womit die durch entsetzliche Strapazen und die ungewohnte, unerhörte Kampfweise zur Raserei gebrachten Bayern in St. Johann und Schwaz Vergeltung übten, und eine Reise in's Hauptquartier nach Schönbrunn bewahrte ihn vor dem Unheil, in die neue Niederlage der tüchtigsten Heerführer der napoleonischen Schule verstrickt zu werden.

Nach der Rückkehr von Wien mußte Ludwig wieder das Kommando über seine im Salzburgischen stehende Division übernehmen. Der Oberbefehl über sämmtliche, zur Einnahme der Tiroler Pässe bestimmten Truppen war dem Marschall Lefevbre übertragen. Zwischen ihm und dem Divisionär kam es aber bald zu ernsten Streitigkeiten. Auch französische Offiziere stimmten dem Kronprinzen bei, der sich einèrseits gegen die schonungslose Behandlung der Bevölkerung, wovon sich Lefevbre heilsamste Wirkung versprach, andrerseits gegen die unvorsichtige Verzettelung der eigenen Streitkräfte verwahrte, und durch die Schlappen, welche die Bayern und Franzosen im verzweifelten Ringkampfe auf steilen Graten und in engen Schluchten erlitten, wurde die Berechtigung des Tadels erwiesen. Dagegen sah Lefevbre die Ursache solcher Demüthigung nur in der „unpatriotischen" Gesinnung und im schlechten Willen des bayerischen Prinzen. Wenn er Mittags an der Tafel die Augen schließe, schrieb er dem Kaiser nach Wien, so glaube er, nach den Gesprächen seiner Umgebung zu urtheilen, nicht im französischen, sondern im österreichischen Lager zu sein.

Diese Meldungen reizten den Zorn Napoleons auf's Aeußerste. Ein Zwingherr, der von Palafox nur als von einem „Gegenstand der Verachtung" sprach, war ja natürlich unfähig, das patriotische Verdienst der Tiroler, welche für ihre edelsten Güter stritten, gerecht zu würdigen; ihm waren sie nur „Rebellen" und „Banditen", und es galt ihm als unerträgliche Schmach, daß solches Gelichter seine sieggewohnten Truppen zwang, am Fuß der Alpen Halt zu machen. Da war ihm leicht einzureden, daß die Schuld kein Anderer trage,

als der Prinz, der noch immer das Wort ‚Deutsch‘ im Munde führte, der einem französischen Marschall zu widersprechen wagte, der gegen ihn, den Weltgebieter, Abneigung kundgab.

Napoleon hatte sich ja nachgerade in den Glauben hineingelebt, daß Ehre und Schmach nur von der Gesinnung abhänge, die man für oder gegen ihn hege. In hellem Zorn schrieb er an General Wrede einen Brief voll heftigster Beschwerden über die schlechte Kriegszucht der Bayern und die unbegreifliche Haltung des Kronprinzen, der sich mit dem Marschall herumstreite, statt sich mit dem Landesfeind zu raufen. „In der Armee gibt es keine Prinzen. Er mag Grund haben, sich über den Herzog von Danzig zu beklagen, aber dies hat nichts gemein mit der Waffenehre; diese erforderte, gegen den Feind zu rücken, wenn er die Bayern zum Schimpf für ihre Fahne bis zu den Wällen von Salzburg zurücktrieb . . .“ Das Schreiben Napoleons war früher nur aus des bekannten Skandaljägers Lang Memoiren bekannt, und da es in der „Correspondance de Napoleon I“ fehlt, lag die Vermuthung nahe, daß Lang nur ein apokryphes Schriftstück vor sich hatte, allein in jüngster Zeit hat Heilmann, der Biograph Wrede's, das unzweifelhaft echte Originalschreiben im Wrede'schen Familienarchiv zu Ellingen aufgefunden.

Noch leidenschaftlicher äußerte sich Napoleon über den bayerischen Thronfolger im mündlichen Verkehr mit General Bubna, dem Adjutanten des Kaisers von Oesterreich, der im Namen seines Herrn in Schönbrunn mit dem Sieger von Wagram unterhandelte. „Dieser Prinz wird niemals auf den Thron steigen!“ rief Napoleon, und als der Plan der Vermählung mit Maria Luisa und der Scheidung von Josephinen zur Reife gedieh, äußerte er: „Des Vicekönigs Eugen Kinder sind ja auch Enkel des Königs Max, und Bayern wäre doch eine schöne Entschädigung!“ Als vollends die Nachricht von der Räumung des Luegpasses durch General Stengel von der Division des Kronprinzen eintraf, erging sich der Kaiser in noch heftigeren Drohungen.

Wir sind in Bezug auf diese Episode nicht auf den Anekdotenkram Hormayr's angewiesen; der Sachverhalt wird in einem noch erhaltenen Briefe des Kronprinzen an Stengel bestätigt. Ludwig schlägt darin die Bitte des mit Entlassung bestraften Generals um Verwendung bei Napoleon ab, denn er würde sich nur der schnödesten Antwort aussetzen. Habe ja doch der Kaiser, der sicher nicht ein Freund

von leeren Redensarten, ein- über's andre Mal ausgerufen: „Wer will mich hindern, diesen Prinzen erschießen zu lassen?"

General Stengel erhob später Anspruch auf Reactivirung, weil er 1809 für seinen Divisionär, Kronprinz Ludwig, geopfert worden sei. Montgelas erzählt, der General habe ihm selbst einen Originalbefehl des Generalstabschefs der Division des Prinzen, Raglovich, vorgezeigt, in welchem jene rückgängige Bewegung, die so harte Strafe nach sich zog, angeordnet war, und habe erklärt, er wolle nur, um den Kronprinzen nicht zu compromittiren, von diesem für die Entlastung entscheidenden Dokument keinen Gebrauch machen. In den Broschüren, welche Stengel zu seiner Rechtfertigung schrieb, ist aber jenes Schreiben verwerthet, und dasselbe wurde auch in Vorlage gebracht, als 1817 König Max eine neue kriegsgerichtliche Untersuchung der Beschwerde Stengel's anordnete. Wie der im k. Reichsarchiv verwahrte Akt ausweist, wurden alle Einzelheiten auf's Genaueste untersucht und die Betheiligten nochmals vernommen; endlich wurde einstimmig vom Richterkollegium der Spruch gefällt, der Brigadegeneral könne seine Rechtfertigung nicht auf Kosten des Prinzen suchen, da dieser nur befohlen hatte, es sollten die Truppen keiner „unnöthigen" Gefahr ausgesetzt werden; überdies hatte Stengel nicht bloß den Luegpaß und die Position bei Golling aufgegeben, was vielleicht gar nicht als Fehler gelten konnte, sondern war auch von Hallein, dessen Salzwerke so lange als möglich zu schützen gewesen wären, ohne Noth bis Salzburg zurückgegangen. Gegenüber der Darstellung Montgelas', welche offenbar die Möglichkeit zugibt, daß Stengel das Opfer einer Kabale wurde, darf füglich auf dieses Urtheil sachverständiger und unabhängiger Richter verwiesen werden, welche den Divisionär ausdrücklich jeder Schuld ledig sprachen.

Montgelas will ferner „aus dem Munde eines ausgezeichneten Offiziers, welcher gegenwärtig einen Vertrauensposten bekleidet," wissen, es habe 1809 in der bayerischen Armee eine Partei gegeben, welche nichts Geringeres als ein Uebergehen zum Feinde im Schilde führte; dieser Plan habe mit einer von den Engländern beabsichtigten Landung in Triest in Zusammenhang gestanden, und es seien deßhalb sogar Reisen dorthin gemacht worden. Als man aber jenen Offizier wegen Beitritts zum Komplott sondierte, habe er geantwortet, wie es Ehre und Pflicht geboten, und da auch

die erwartete englische Flotte ausblieb, sei der Plan aufgegeben worden.

Die ganze Erzählung klingt etwas abenteuerlich und wird, so lange sie nicht ernsthafter begründet werden kann, auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch erheben können.

Die Einnahme von Hallein und Berchtesgaden war der letzte wichtige Erfolg der Aufständischen. Napoleon durfte — so erheischten es Politik und Waffenehre — das gefährliche Beispiel von Abfall und Empörung nicht länger ungeahndet lassen. „Tirol um jeden Preis unterwerfen," so lautete der Auftrag für den neuen Kommandanten; dem Kronprinzen war nämlich das Zugeständniß gemacht worden, daß Lefevbre nach Wien berufen und der Oberbefehl in Tirol an Drouet Graf von Erlon übertragen wurde. Während französische und italienische Truppen von Kärnten und Oberitalien aus in Tirol einrückten, griffen die Bayern aufs Neue im Norden an. Die Division des Kronprinzen suchte den kühnsten und listigsten der tirolischen Parteigänger, Speckbacher, in Melleck und Unken auf. Mit Hilfe wegkundiger Salinenarbeiter gelang ein nächtlicher Ueberfall der Steinbacher Alpe, wo vierhundert Tiroler gefangen genommen wurden. Nun galt es, in den Pongau vorzudringen, um zur Vereinigung mit Wrede's Division zu gelangen. Seit unvordenklichen Zeiten hatten diese Höhen keine Heereskolonnen gesehen. Wieder leisteten die Landesvertheidiger verzweifelten Widerstand; in Feld und Wald, in tiefen Klüften und auf schwindelnden Gletscherpfaden kam es zu Thaten übermenschlichen Muthes, unmenschlicher Grausamkeit. Allein auch die waghalsigsten Anstrengungen der Gebirgsbewohner vermochten nicht mehr die überlegene Macht des Feindes aufzuhalten. Nachdem sich die drei bayerischen Divisionen Kronprinz, Wrede und Deroy bei Wörgl glücklich vereinigt hatten und gleichzeitig die Italiener bis zum Brenner vorgedrungen waren, konnte man am Ausgang nicht mehr zweifeln. Kronprinz Ludwig richtete deshalb an Hofer die dringende Aufforderung, nutzloses Blutvergießen zu vermeiden, und sicherte allen Aufständischen volle Amnestie zu. Umsonst! Der Kapuziner Haspinger wußte dem leichtgläubigen Hofer einzureden, daß Alles, was von Frieden und von Preisgebung Tirols durch den Wiener Hof vorgebracht werde, nur eitle Lügenbotschaft sei, und wirklich nahm der Oberkommandant, obwohl er schon dem Kronprinzen seine Unterwerfung angezeigt hatte,

den Kampf auf's Neue auf. So kam es am 2. November nochmals zu blutigem Treffen am vielumrungenen Berg Isel, wobei der Division des Kronprinzen die Aufgabe zufiel, den linken Flügel der zum Sturm auf die Bergschanzen kommandirten Division Wrede zu decken. Binnen wenigen Stunden war die Höhe genommen, und noch am nämlichen Tage hielt der Kronprinz durch die zu Ehren Maria Theresia's errichtete Triumphpforte Einzug in der Landeshauptstadt, deren gut bayrisch gesinnte Bevölkerung ihn mit unverhohlener Freude empfing. Am nächsten Tage brach er nach München auf; als der Erste konnte er die Nachricht bringen, daß ihm auch in diesem Kampfe, den er gezwungen durch seine Soldatenpflicht gegen einen bewunderten Feind hatte aufnehmen müssen, Ruhm und Sieg beschieden waren.

Der Wiener Friede und die Unterwerfung von Tirol bezeichnen den Höhepunkt der Macht Napoleons. Nur Eins fehlte zu dauernder Befestigung der Weltherrschaft des Imperators: ein Erbe, und es bezeichnet den Gipfel des dämonischen Uebermuths Napoleons, daß er, um auch diesen Wunsch erfüllt zu sehen, Verbindung mit dem altehrwürdigen habsburgisch-lothringischen Kaiserhaus begehrte. Der Besiegte nahm des Siegers Forderung wie ein schmeichelhaftes Anerbieten auf. Der Hinrichtung Andreas Hofer's, der sich für die Habsburgische Dynastie geopfert hatte, geschah in den Wiener Zeitungen auch nicht mit einem Wörtchen Erwähnung; sie hatten ja dazu keine Zeit, weil sie durch Schilderung der Festlichkeiten zu Ehren der Procuravermählung der Kaiserstochter Marie Luise mit dem Sohne des „Raths und Assessors der Stadt Ajaccio Carlo Bonaparte“ völlig in Anspruch genommen waren.

So freundschaftliche Verbindung Frankreichs und Oesterreichs konnte in Bayern nur mit Mißbehagen betrachtet werden. Der Zuwachs, den der Wiener Friede für Bayern brachte, betrug kaum 300,000 Seelen, entsprach also weder den ungeheuren Opfern der Feldzüge von 1809, noch dem Versprechen, welches der Kaiser vor der Schlacht bei Abensberg gegeben hatte: „Ich will euch so groß machen, daß ihr, um euch gegen Oesterreich zu schützen, meiner Hilfe nicht mehr bedürfen sollt.“ Auch waren schon manche schlimme Früchte des Rheinbundsystems herangereift. Vor Allem eine peinliche Finanznoth, denn der Gewinn von arg verschuldeten Territorien brachte zunächst nur vermehrte Lasten, sodaß dem Volk außerordentlich hohe Steuern aufgebürdet und trotzdem noch enorme

Anleihen eröffnet werden mußten. Und wenn auch in Bayern der Druck des neuen Cäsarenthums nicht so schmerzlich empfunden wurde, wie im grausam mißhandelten Preußen, so waren sich doch auch hier schon Fürst und Volk bewußt geworden, daß Ländergewinn und militärischer Glanz durch die Abhängigkeit von fremden Interessen — der Rheinbund war ja nur noch ein Werkzeug bonapartischen Ehrgeizes — theuer erkauft seien. Wohl nannte sich Max Joseph einen „unumschränkten" König von Bayern, aber der eigentliche Souverän des Landes war der französische Gesandte, der für pünktliche Ausführung der Befehle Napoleons zu sorgen hatte. Solche Erfahrungen ließen auch in den bayerischen Regierungskreisen die Freundschaft mit den „stammverwandten Galliern" erkalten, und Montgelas war ernstlich bemüht, seinem Staat die Vortheile eines selbständigeren Verhältnisses zu Napoleon zu erringen. Um dies aber zu erreichen, galt noch als Devise: Man muß aus der Noth eine Tugend machen und den brutalen Zwingherrn durch Gehorsam und Gefügigkeit entwaffnen.

Es fehlte aber auch in Bayern nicht an Männern, welche im Gegensatz zu jenen geschmeidigen Weltklugen verschmähten, Gunst und Gefallen der Franzosen zu suchen, welche aus dem Studium vaterländischer Geschichte den Werth nationalen Lebens kennen gelernt hatten, welche, wie Blücher, fragten: „Ich weiß nicht, warum denn wir uns nicht den Tirolern und Spaniern gleich achten wollen?" Das Oberhaupt dieser Gemeinde, welche am Bewußtsein gemeinsamer Pflichten aller deutschen Stämme festhielt, war nach wie vor Kronprinz Ludwig. Ob wirklich einmal, wie Montgelas mit Vorbehalt mittheilt, der Kronprinz, Fürst Wrede und Hans von Gagern am Mondsee nächtlicher Weile gleich den Rütligenossen den Schwur ‚Rache und Befreiung' leisteten, mag dahingestellt bleiben. Thatsache ist, daß Ludwig mit seinen Gesinnungsgenossen, den damals noch vielverspotteten „deutschen Ideologen," unablässig thätig war, jenen Umschwung vorzubereiten, der im Befreiungsjahr die Bayern wieder in den deutschen Familienkreis zurückführte. Und wie der Jüngling fühlte, dachte auch der Mann, der Greis: sein ganzes Leben lang war Ludwig bestrebt, der deutschen Idee zu Kraft und Wachsthum zu verhelfen.

Die Wörter mögen wenig geschmackvoll gefügt sein, doch sind's herzerhebende Worte, wenn der hochbetagte König seiner Befriedigung über die gut deutsche Gesinnung seiner Bayern und über

den eigenen Antheil an diesem Umschwung der Volksstimmung stolzbescheiden Ausdruck gibt:

„Das Wort für Teutschland war verpönt,
Der Korse drohte es zu rächen,
Es wurde teutscher Sinn verhöhnt . . . . .
Wie anders ist es nun geworden!
Als Bayern teutscher nichts es gibt,
Im Süden nicht und nicht im Norden
Wird Teutschlands Ehre mehr geliebt,
Das, was so lange hat gesäumet,
Wonach ich fruchtlos da gestrebt,
Ist Wahrheit jetzt, was ich geträumet:
Ich hab' vergebens nicht gelebt!"

Ludwig I. von Bayern als Freund der Geschichte.

„Es ist Keiner unter Ihnen Allen," rief Schiller in seiner akademischen Antrittsrede seinen Zuhörern zu, „dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte." Gewiß, es wird zu allen Zeiten für Jeden nützlich sein, auch in der Staatengeschichte die Causalität zu erkennen. Nur wer die Einsicht in die Causalreihen, d. h. in die Gesetzmäßigkeit der Ereignisse errang, wird die Ereignisse begreifen.

Vor allen Andern aber ist es für den Fürsten, der ein Führer des Volks sein soll, von höchster Wichtigkeit, durch Kenntniß der Vergangenheit die Gegenwart verstehen zu lernen, und wenn sich in ihm, wie Schiller es vom Geschichtsfreunde wünscht, „ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet," wird der Nutzen seiner Studien bald für das ganze Volk zu Tage treten. Denn seinem Ideal werden nur die Besten der Vorzeit entsprechen, und indem er ihre Beweggründe und ihre Schranken, ihre Irrungen und ihre Erfolge erforscht, wird er selbst über sich und sein Verhältniß zur Welt immer klarer werden und die dreifachen Pflichten, die der vollkommene Fürst hat, die Pflichten gegen das Wahre, Schöne und Gute immer ernster und eifriger erfüllen.

Die Geschichte selbst bestätigt diesen Satz. Denn alle diejenigen Regenten, die ihren Fürstenberuf in der Wurzel erfaßt nnd wahrhaft erfüllt haben, sind tüchtige Kenner der Geschichte und Freunde der Geschichtsforschung gewesen.

So wird es auch leicht nachzuweisen sein, daß Ludwig I, über dessen Berufstreue und Regenteneifer ich kein Wort zu verlieren brauche, von Jugend an bemüht war, die Lehren der Geschichte in sich aufzunehmen, daß ein reger historischer Sinn in

ihm lebte, ja, daß seine ganze königliche Thätigkeit, das Wirken des Staatsmannes und des Kunstfreundes, so zu sagen, historischen Charakter trug. Denn der große monumentale Zug, der durch sein Leben geht, wie die besondere That und einzelne Schöpfung sind auf historische Anschauung zurückzuführen und aus ihr zu erklären.

Schon im ersten Studienjahre zu Landshut hörte Ludwig den geschickten Milbiller. Einen echten Geschichtsforscher lernte er nach seiner Uebersiedelung an die Göttinger Hochschule in Schlözer kennen. Die Wahrheitsliebe und der universelle Blick, welche diesen Historiker auszeichnen, erfüllten den fleißigen Schüler mit Hochachtung; doch tieferen Eindruck noch, den gewaltigsten, hinterließ in ihm die Lektüre der Werke von Johannes Müller. Zum Geschichtschreiber der Schweiz zogen Ludwig' das mächtige Pathos der Rede, die Anschaulichkeit, womit er die Vergangenheit wieder belebt, der Enthusiasmus, welchen er großen Geistern und erhabenen Wahrheiten entgegenbringt. Nicht zum wenigsten trug dazu bei, daß Müller damals noch mit stürmischer Begeisterung das Wiederaufleben deutschen Nationalgeistes forderte und den welterobernden Corsen als Feind des Vaterlandes und der Menschheit brandmarkte. Als Hofrath Breyer nach der neuen Constituirung der Akademie der Wissenschaften im Mai 1807 die erste Festrede hielt, — er sprach über „Aventin, den Vater der bayerischen Geschichte," — wohnte Kronprinz Ludwig der Sitzung bei. Nach dem Vortrag unterhielt er sich längere Zeit mit dem Redner. „Der Hauptinhalt unseres Gespräches waren Sie!" schreibt Breyer an seinen Freund Müller. „Unter den vielen Jünglingen, welche ich für Sie begeistert habe, hat, was viel sagen will, keiner mit reinerem und höherem Enthusiasmus von Ihrer Größe gesprochen, als dieser unser junger Fürst. Es freute mich, ihn so sprechen zu hören, mehr noch für ihn, als für Sie. Als ich ihm sagte, daß ich vor einiger Zeit, nachdem ich lange angenehme Nachrichten von Ihnen entbehrt hätte, mit ausnehmendem Vergnügen in einem öffentlichen Blatte gelesen hätte, daß er Ihre Büste von Schadow in carrarischem Marmor fertigen lasse, ward er roth, fragte, in welchem Blatte ich das gelesen, und die freudigste Verwunderung durchdrang sein ganzes edles Wesen. ‚Ich wünschte sehr, daß Müller hier wäre!' schloß er, und Jakobi und ich stimmten von Herzen in seinen Wunsch ein."

Von jener Pietät für die Vergangenheit, welche allein das

Studium erzeugt und nährt, wie von dem echten Patriotismus, den die Erniedrigung des Vaterlandes nimmer entkräftet, zeugt der Gedanke eines Zwanzigjährigen, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, eine Walhalla, zu errichten. Büsten der ruhmwürdigsten Deutschen sollten hier Aufstellung finden, und um die rechte Auswahl zu treffen, wandte sich der Prinz an Müller. „Wer selbst groß zu nennen, weiß die Größe am richtigsten zu fühlen." Der Geschichtschreiber brachte dem Plane wärmste Theilnahme entgegen. „Es ist Ew. Hoheit mehr nicht als würdig, den großen Gedanken der germanischen Walhalla, diesen Trost und Muth einflößenden Gedanken, theils nicht fallen, theils auch nicht durch Einmischung unwerther Namen entweihen zu lassen." Wie ernst der Prinz an dieser Pflicht festgehalten, erhellt aus den folgenden Briefen an seinen Mentor. Er fragt z. B. an, ob Moritz von Sachsen Aufnahme verdiene, da er doch seinen Kaiser verrathen habe; gegen Luther macht er den Einwand, daß er eine Trennung des deutschen Nordens vom Süden verursacht habe; dagegen tritt er für Ulrich von Hutten mit aller Wärme ein.

Ludwig gibt über den Fortgang seiner Studien von Zeit zu Zeit Rechenschaft. „Gibbons ‚History of the fall and decline of the Roman empire' ist eins der Werke, dem ich jetzt vorzüglich meine Zeit widme. Da ich auf das Latein keinen Fleiß verwandt, lerne ich es jetzt den römischen Classikern zu Liebe." (27. Nov. 1807)

Der Verkehr zwischen Lehrer und Jünger ward immer herzlicher; eine Reise in's Vaterland Müllers mit seinen großen geschichtlichen Traditionen tritt Ludwig andächtig wie eine Wallfahrt an. „Schreiben wollte ich Ihnen noch," schließt er seinen Brief vom 10. Juli 1808, „bevor ich in Ihr Vaterland abreise, welches in wenigen Tagen erfolgen wird. Jenseits des Bodensee's trete ich zu Fuße, angethan mit Nägelschuhen, die Wallerschaft an mit drei andren rüstigen jungen Leuten, denke, während eines und eines halben Monats beinahe die ganze Schweiz zu durchgehen, die Orte zu betreten, wo geschworen der ewige Bund, die Altvordern mit ihrem Blute ihn besiegelt als Helden."

Von der fröhlichen Bergfahrt heimgekehrt, fordert er begeistert Aufnahme der drei Rütli-Helden, des Tell und des Arnold von Winkelried in Walhalla. Nicht kleinlich soll sein Project ausge-

führt werden, darum will er sich vorerst mit Vorarbeiten begnügen. „Walhalla ist kein Werk für einen Kronprinzen, wäre zu kostspielig; soll ich einst König werden, errichte ich es, jetzt lasse ich die Büsten verfertigen. Hat aber das Schicksal mir diese Bestimmung nicht zugedacht, entstehe doch Walhalla; zeitig sorgend für diesen Fall, werde ich schriftlich mein Vorhaben ausdrücken, meinem Stelleinnehmer an's Herz legend, es auszuführen, woran der Tod mich gehindert ... Das Gebäude muß groß werden, nicht blos kolossal im Raume, Größe muß auch in der Bauart seyn, nicht zierlich und hübsch, hohe Einfachheit, verbunden mit Pracht, spreche sein Ganzes aus, würdig werdend dem Zwecke!" Und „Walhalla's herrlichster Glanz" soll eine Beschreibung seiner Bewohner von Johannes Müller werden.

„Der größte Geschichtschreiber, der je geschrieben in teutscher Sprache," soll von Allen, welche des Ehrenplatzes in Walhalla würdig erachtet worden, biographische Bilder entwerfen, „nicht gelehrt, ohne alles Citat, aber mit lebendiger Vorstellung dessen, was jeder war und was zu seyn er uns lehrt." Freudig geht Müller auf diesen Vorschlag ein. „Möge Ihre Walhalla den Geist der Gewesenen auf die Emporkeimenden leiten!"

Mit diesem Segenswunsche schließt die Correspondenz des Historikers mit dem Königssohne. Als Müller bald darauf starb, widmete ihm Ludwig einen warm empfundenen Nachruf, worin er den Eindruck schildert, den so kernige, feurige, patriotische Schilderung der Vorzeit auf ihn machte. Er verzeiht ihm, daß er, gezwungen, fremde Dienste zu suchen, „jenem Zauber, der die Welt geblendet," unterlag, und beklagt, daß es ihm selbst nicht vergönnt war, solchen Mentor an seine Seite zu rufen:

„Unabhängig freies Leben,
O! wie gerne hätt' ich Dir's gegeben,
Den zum Priester Klio sich erwählt!"

Noch als Kronprinz ließ Ludwig zu Kassel eine Grabstätte für Johannes Müller erwerben; später ließ er dort ein Marmor-Grabmal mit den Bildsäulen der Klio und Asträa setzen und bestimmte als Inschrift: „Was Thukydides für Hellas, Tacitus für Rom, das war er seinem Vaterlande." Wie würdig die große Idee, die den Anstoß zur Verbindung von Meister und Jünger gegeben hatte, in's Leben trat, ist uns allen bekannt. Einer der

strengsten Kritiker der Kunstschöpfungen des Bayern-Königs gesteht: „Mir ist die Walhalla, deren Lage schon an Aegina erinnert, stets wie ein Tempel des Zeus Pangermanikos erschienen, wie ein wirkliches Heiligthum deutscher Ehre, in dem man Andacht üben kann."

Auch der Plan einer Sammlung von Lebensbildern der „Walhallagenossen" wurde ausgeführt, und zwar übernahm Ludwig selbst die Abfassung. Daß wir ein eigenstes Werk des Königs vor uns haben, beweist nicht bloß der barocke Stil, — vergeblich wird Dirschedel uns zu überzeugen suchen, daß so krause Wort- und Satzgefüge berechtigte Eigenthümlichkeiten eines „königlichen" Stils seien, — auch die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten entspricht vollkommen der Anschauung und Gesinnung, die das Studium der Geschichte in Ludwig gezeitigt hat. Wenn schon der Lehrer Johannes Müller selbst gegenüber der Tradition allzu nachsichtig war und z. B. gegen Tschudi's anmuthige Erzählungen nichts erinnern wollte, so kümmerte sich der fürstliche Schüler noch weniger um historische Kritik. Ihm ist nicht wissenschaftliche Behandlung, sondern patriotische Tendenz die Hauptsache; übrigens gebot schon der Zweck des Buches Beschränkung des Stoffes, Verzicht auf ausführliche Lebensbeschreibungen.

Aus dieser Rücksicht auf einen möglichst großen Leserkreis und allgemeines Verständniß wurde auch Manches aufgenommen, was besser weggeblieben wäre, insbesondere mangelhaft beglaubigter Spruchweisheit der Alten allzu nachsichtig Raum gewährt. Uebrigens waren manche Irrthümer im Buche damals noch als geschichtliche Thatsachen angesehen; erst nach dem Erscheinen der „Walhallagenossen" wurde dargethan, daß die Namen Hengist und Horsa der geschichtlichen Begründung entbehren, daß Arnold Melchthal, Walther Fürst und Werner Stauffacher in den Bereich der Sage gehören, daß der Chronist Lambert nicht aus Aschaffenburg stammt u. s. w. Mit Befremden erblickt man Nikolaus von der Flue in der Reihe der größten Deutschen, aber Johannes Müller, der mit der Wärme oder richtiger mit der „Unverfrorenheit" eines mittelalterlichen Chronisten um den Bruder Klaus eine fromme Legende wob, hatte diese Wunderlichkeit seinem Schüler geradezu zur Pflicht gemacht. Auch bei dem Salzburger Erzbischof Paris Lodron, dem Grafen Zinzendorf und einigen Andren dürfte es zweifelhaft sein, ob sie ihren Platz in Walhalla ver-

dienen. Dagegen missen wir mit Bedauern einen Heinrich III, einen Zwingli, einen Prinzen Eugen, während doch de Ruiter der Aufnahme gewürdigt wurde, den Altmeister Bach und manchen Andren. Ein finsterer Geist leitete aber ebenso wenig die Wahl, wie engherziger Patriotismus. Von den Wittelsbachern sind nur der Pfälzer Friedrich der Siegreiche und der Kurfürst Maximilian I. würdig befunden worden; das Streben nach Unparteilichkeit verleitete sogar zur Ungerechtigkeit, indem nicht Ludwig der Bayer, sondern Friedrich der Schöne, nicht Tilly, sondern Bernhard von Weimar Platz in der Walhalla fanden. Im Lebensbild Kaiser Friedrichs II. wird es so recht ersichtlich, wie sehr der Verfasser strebte, objectiv zu bleiben, dem Papst und den Lombarden, aber auch dem deutschen Herrscher gerecht zu werden. Wenn er von Stein, Blücher, Scharnhorst, Gneisenau spricht, fühlt man aus den Worten die helle Freude und aufrichtigste Bewunderung heraus. Von Preußens großem König sagt er: „Das, was Friedrich gethan, reicht hin, damit mehrere Männer groß sein würden, der Einzige heißt er, dem Keiner zu vergleichen.“ Nationale Anschauung in großem Stil geht durch alle Lebensbilder, das Verdienst um das Vaterland ist der Gradmesser für ihre Würdigung.

Auch Müller's Lieblingsschüler Luden war dem Prinzen sympathisch. Die „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten“ begleitete ihn auf mancher italienischen Reise. Nach seiner Thronbesteigung wollte er den Jenenser Professor, der in Erweckung vaterländischer Gesinnung seine erste Aufgabe erblickte, nach München berufen. Luden lehnte ab, bezog jedoch zur Vollendung seiner deutschen Geschichte, die „dem deutschesten König“ gewidmet ist, einen Jahresgehalt aus der bayerischen Cabinetskasse, und Ludwig ließ es bei Ueberreichung der einzelnen Bände nicht an Aufmunterung fehlen, das heute mit Unrecht verschollene Werk zu vollenden.

Aber auch den Quellen selbst widmete der Prinz sorgsames Studium. Aus jüngst veröffentlichten Briefen Ludwigs an seinen Lehrer und Bibliothekar Lichtenthaler wird erst recht ersichtlich, mit welch gewissenhaftem Eifer er sich die Lectüre der Classiker angelegen sein ließ, „das tiefste Mark altgriechischer Bildung einsog.“ Und nicht die Schönheit nur war seines Gemüths Bedarf, nicht nur mit homerischen Helden liebte er „an der Salzach buschigem Felsenstrand, abschüttelnd Weltgeräusch und Hofzwang,“

umzugehen, auch die ernsteren Historiker, Herodot, Thukydides, Diodor las er mit beharrlichem Eifer. Mir wenigstens erscheint es rührend, wenn er Brief auf Brief an seinen Lehrer sendet, um sich für schwierige Ausdrücke Raths zu erholen; es erinnert an den großen Karl, der Nachts Griffel und Tafel unter den Kissen barg und schlaflose Stunden benützte, um mit ängstlicher Hand die Buchstaben seines Magisters nachzubilden. Besonders die Vorliebe für Herodot behielt der König sein Leben lang; in mehreren Briefen aus späterer Zeit gibt er dem getreuen Lichtenthaler Nachricht, daß er auch unter den Oliven Perugia's und den Palmen Palermo's die Lectüre Herodot's fortsetze.

Auch die Münzkunde fesselte den versatilen Geist des jungen Mannes in hohem Grade. Streber erzählt, der Prinz habe manchen Winter Tag für Tag ein paar Stunden lang den alten Münzenschatz studiert und sei von seinen Reisen niemals heimgekehrt, ohne das eine oder andere seltene Stück, das bisher dem Cabinet fehlte, mitzubringen. Wie er auch für Erwerbung ganzer großer Sammlungen mit Eifer und Verständniß sich mühte, mag einem Sachkundigeren zu schildern überlassen bleiben. Auch das Antiquarium verdankt seinem Sammeleifer manche Perle, es sei nur an seine Erwerbung aus dem Schatz der Gräfin Lipona erinnert, die antike goldene Krone, deren Ornamente seither so viele Archäologen beschäftigt haben.

Als Ludwig, durch Naturanlagen ausgezeichnet, durch unermüdliche Studien vorbereitet wie wenige Fürsten, den Thron bestieg, konnte er für die Pflege der Geschichte, der Wissenschaft überhaupt, noch planvoller, nachdrücklicher wirken.

Seine historische Auffassung des Fürstenberufs in ihren Wirkungen, in Ludwigs Regierungshandlungen nachzuweisen, muß ich mir versagen, sie ist am schönsten in Platens Versen geschildert:

…„Nicht horchst du blindlings jedem Geräusch, du nimmst
Das Zepter, jenem Joseph ungleich,
Nicht in die weltliche Faust der Neurung.

Ehrfurcht erweckt, was Väter gethan, in dir,
Du fühlst verjährter Zeiten Bedeutsamkeit,
Ins Wappenschild uralter Sitte
Fügst du die Rosen der jüngsten Freiheit!“

Auch in seinen Bauschöpfungen und Kunsterwerbungen tritt sein historischer Sinn zu Tage. Aus ihm läßt sich zum großen Theil die Empfänglichkeit für den damals vielbestrittenen Werth der Gemälde altdeutscher Schulen erklären. Durch den Ankauf der Boisserée'schen und Wallerstein'schen Sammlungen gelangte nicht blos eine treffliche Auswahl von echten Meisterwerken in den Besitz des Königs, sondern durch sie erst wurde möglich, über den Stammbaum der deutschen Kunst bis in seine Wurzeln sich zu unterrichten. Wenn die damit eingeschlagene historische Richtung der Kunstbetrachtung seither zu Irrthümern führte, so bleibt doch der Werth, ja die Nothwendigkeit des Studiums der Kunstgeschichte für eine geläuterte Kunstanschauung außer Frage.

Auch bei vielen Aufträgen lag ebenso der Wunsch, seinen Lieblingen, den Künstlern, edelste Beschäftigung zu geben, wie die Erkenntniß, daß durch die Kunst am glücklichsten die Geschichte aus dem Gedächtniß in's Herz, aus der Gelehrtenstube in's Volk verpflanzt werde. Erst unlängst ist bekannt worden, wie selbstthätig der König bei Auswahl und Anordnung der geschichtlichen Fresken unter den Arkaden, dieser Incunabeln der neueren Frescomalerei, mitwirkte. Mit farbigen Schilderungen aus der Vorzeit ließ er die neuerstehenden oder wiederhergestellten Dome und Hallen ausstatten, und als es sich um Bilderschmuck für die Außenwände der neuen Gemäldegallerie handelte, gab er wieder einer Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der Kunst der Zeitgenossen vor anderen Projecten den Vorzug.

Und brauche ich erst hervorzuheben, wie beharrlich der König sein Leben lang Sorge trug, großen Männern der Vergangenheit durch Aufstellung von Standbildern an den Stätten ihrer Wirksamkeit den schuldigen Dank zu bekunden? Der deutschgesinnte Jüngling hatte die Idee zur Walhalla gefaßt, der Monarch des bayerischen Staates löste auf glänzende Weise das Gelübde, das er nach der Jenaer Schlacht den zürnenden Walküren geleistet hatte, gedachte aber auch des engeren Vaterlands, indem er das riesige Erzbild der Bavaria mit einer bayerischen Ruhmeshalle umgab. Seine leitenden Gedanken spricht er in einem Briefe an seinen Secretär Kreuzer (11. August 1840) aus: „Den lieben, trefflichen Schubert lasse ich fragen, ob er Regiomontanus (Johann Müller) und Martin Behaim für würdig in die Walhalla oder

nicht hinlänglich für sie, doch aber für Bayerns Ruhmeshalle erachte, daß nehmlich, einen Vergleich zu machen, die in letzterer als wie die Grenadiere zu betrachten wären, die in Walhalla aber als die Garde, die aus ersteren auszuwählen. Ruhmeshallen könnten Oesterreich, Preußen, Sachsen ꝛc. haben, Walhalla kann Teutschland nur eine besitzen." Kaum eine Stadt gibt es im Königreich, für welche er nicht irgend ein Denkmal oder Merkzeichen, das den Ruhm eines Fürsten oder Künstlers oder Wohlthäters der Nachwelt unvergessen erhalten soll, bestimmt hätte. Auf eine Andeutung, daß in München nachgerade der Statuen zu viel würden, soll er, wie Sepp erzählt, erwidert haben: „Wir haben noch lange nicht genug, hat ja doch Lysipp allein, dem Plinius zufolge, 600 Standbilder gegossen, und in Rhodus standen außer dem großen Koloß noch 100 kleinere."

Als „glücklichste That" König Ludwigs glaubte Schelling die Verlegung der Hochschule von Landshut nach der Landeshauptstadt bezeichnen zu dürfen. Aus Ringseis' Denkwürdigkeiten läßt sich ersehen, daß dieser von Ludwig hochgeschätzte Arzt großen Antheil an dem folgewichtigen Entschluß hatte. Aber nicht blos ein örtlicher Wechsel sollte vollzogen, sondern eine völlig neue Schöpfung in's Leben gerufen werden. In zahlreichen Briefen an Minister Eduard von Schenk und an Friedrich Thiersch erläuterte der Monarch seine Gesichtspunkte. Diese Schriftstücke beweisen, wie getreu der König Plato's Wort zur Richtschnur nahm, daß jeder, der das Ruder des Staates führt, nicht ein Glied des Staates zum Nachtheil des andren begünstigen darf, sondern das Ganze mit gleicher Fürsorge umfassen muß. Mit Unrecht würde man behaupten, Ludwig habe über der Liebe und Sorge für die Kunst andrer, ebenso wichtiger Kulturzweige vergessen; wie er die Jünger der Kunst um seinen Thron schaarte, wollte er auch den Wissenschaften einen Herd gründen. Fremde, die damals nach München kamen, staunten über die belebte Welt, die sich vor ihnen aufthat. „Wenn über diese Elemente der Geist des Friedens und des Segens waltet," schrieb Sulpiz Boisserée an Goethe, „so können daraus für ganz Deutschland die schönsten und heilsamsten Früchte erwachsen." Und wie dankbar im Lande das auf alles Edle und Hohe gerichtete Streben des Fürsten anerkannt wurde, mögen die Worte Fallmerayer's, den Niemand byzantinischer Schmeichelei bezichtigen wird, beweisen: „Baiern genießt das seltene

Glück, in Veredlung jener beiden Elemente, die nach dem Ausspruch aller Weisen die sicherste Grundlage aller civilisirten Staaten ausmachen, der Kriegskunst nämlich und der Wissenschaften, gleich erstaunungswürdige Fortschritte zu machen. Denn welches Land kennt wohl nicht den Muth und die furchtbare Disciplin der baierischen Heere? Und wohin drang nicht schon der Ruf von den weisen und beglückenden Anstalten der öffentlichen Erziehung, die im Lande Baiern mit jedem Jahre zeitgemäßer in ihren Formen beglückender in ihren Wirkungen und segensreicher für die künftigen Geschlechter aufblühen? Daß aber dieser beseligende Zustand der Dinge nur das nothwendige Ergebniß der allerhöchsten Weisheit und der vollendetsten Regententugenden sein kann, mit welchen Ew. Königliche Majestät den uralten Thron der Schyren ausschmücken, ist allen Zeitgenossen hinlänglich bekannt und wird durch den unparteiischen Griffel der Geschichte auch den entferntesten Jahrhunderten überliefert werden."

Kein Lehrer wurde an die neue Hochschule berufen, über den nicht der König selbst — wie er in allen wichtigeren Angelegen- zu thun pflegte — bei verschiedenen Autoritäten Erkundigung eingezogen, kein Statut wurde erlassen, das er nicht mit den Männern seines Vertrauens durchberathen hätte. Von seiner Stellung zu den Wissenschaften gilt das Nämliche, was Döllinger an Max II. rühmt: „Er besitzt nicht die durchdringende Kenntniß des Einzelnen, aber er hat hingegen, und das ist in seiner hohen Stellung wichtiger, den Maßstab für ihren Werth als Ganzes." Wir müssen uns auf Ludwigs Sorge für den Geschichtsunterricht beschränken.

Mannert, der bisher in Landshut allgemeine und deutsche Geschichte gelesen hatte, sollte diese Wirksamkeit in München fortsetzen, Buchner bayerische Geschichte lesen, aber der König wünschte noch eine Kraft von besonderer Anziehung für die Jugend zu gewinnen, einen Lehrer, der Feuer und Schwung besäße. Er selbst scheint die Anregung gegeben zu haben, daß mit Hormayr angeknüpft werde. Der Schritt mußte füglich überraschen, denn es war Jedermann bekannt, daß der Tiroler Freiherr nicht bloß hervorragenden Antheil am Befreiungskampf Anno Neun genommen, sondern auch in seinen Schriften den „Rheinbundsklaven" Bayern immer in heftigster Weise bekämpft hatte. Inzwischen hatte sich aber der Ehrgeizige, dem das Feld für seine Thätigkeit gelehrte Forscherarbeit nicht genügte, der seine vermeintliche staatsmännische Begabung

verwerthen wollte und deshalb fort und fort Umtriebe gegen Metternich, den „völkerverderbenden Egoisten und die vor ihm wedelnden Knechtseelen“ anzettelte, in Wien unmöglich gemacht und war darum gar nicht abgeneigt, auf das originelle Mittel des bayerischen Monarchen, einen erbitterten Feind zum Freunde umzuwandeln, einzugehen. „Es läge wohl ein großes Interesse darin,“ schreibt er in seiner selbstbewußten, bombastischen Weise an Minister Schenk (15. August 1826), „baiersche Geschichte, ich möchte beinahe sagen, zu schaffen, in dem nationalen und dynastischen Sinn, wie ich sie in Oesterreich erst in's Leben gerufen und in den himmlischen Blüthenduft der Kunst hinübergerettet habe, auf's Theater, in's Volkslied, in die Ballade und Romanze, in die Historienmalerei.“ Trotzdem nahm er das angebotene akademische Lehramt nicht an. „Ich gestehe, gegen den Kanzelvortrag eine Schwachheit zu haben, ein erbärmliches Vorurtheil, aber ein bereits historisch gewordenes, das wenigstens zeigt, wie wenig ich ein nivelleur, ein ultra liberal bin: ich glaubte dadurch meinen Töchtern die opinion ihrer Abkunft zu verderben, denn leider kennen wir Deutsche Niemanden vom alten Adel, von der Noblesse d'épée, der sich in dieser Weise dem Lehrstand widmete.“ Obwohl der König die Charakterschwäche des allzeit von seinen Aspirationen abhängigen Schriftstellers ganz richtig beurtheilte, wollte er sich trotzdem eine so gewandte Feder zur Vertretung seiner politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Projecte nicht entgehen lassen. In seinem Auftrag mußte Schenk den Freiherrn um Rath angehen, wie dem Geschichtsstudium in Bayern gründlich aufzuhelfen sei. Hormayr antwortete mit einem langen Schreiben, worin er die in Bayern lebenden und lehrenden Historiker einer überaus scharfen und wenigstens theilweise ungerechten Kritik unterzieht, insbesondere ihren Stil, obwohl geschmackvolle Leser seinem eigenen Schwulst die Nüchternheit der Getadelten vorziehen werden. Freilich weiß der welterfahrene und geschichtskundige Mann auch so viel Treffendes über die Aufgaben der Geschichtschreibung, wie über Zweck und Einrichtung der Archive einzuflechten, daß wir es begreiflich finden, wie eifrig Ludwig darauf bestand, Hormayr nach München zu ziehen. Schließlich einigte man sich dahin, daß Hormayr nur „mittelbar durch litterarische Thätigkeit auf die geistige Hebung des bayerischen Volks und die Förderung des Staatskredits nach Außen wirken“ sollte.

„Nimmt Freiherr von Hormayr die Lehrstelle nicht an," signirte Ludwig am 27. Juli 1826, „gehe an Görres der Antrag zur Lehrstelle der allgemeinen Geschichte, conditio sine qua non jedoch, daß er von Preußen zuvor beibringe die Versicherung, amtliche, daß seine Auslieferung nicht begehrt werde, wenn er in München Professorstelle erhielte..." Der Feuerkopf Görres hatte schon während er den „Rheinischen Merkur" redigirte, die Aufmerksamkeit Ludwigs auf sich gezogen, doch insbesondere Ringeis war es, der die Berufung des vielseitigen Gelehrten betrieb, weil ihm eine Stärkung des katholischen Elements für die Hochschule unbedingt nothwendig erschien. Weder offenen, noch versteckten Kampf gegen das positive Christenthum in den Hörsälen zu dulden, war des Königs fester Wille; im Uebrigen sollten sie eine Freistätte für alles redliche geistige Streben sein. Beweis dafür die Berufung Oken's für die naturwissenschaftlichen Fächer, Raumer's, der sich ablehnend verhielt, Neumann's, der einer sehr freien Richtung huldigte, für Geschichte. „So ist's gut," schrieb Feuerbach, sonst ein strenger Kritiker des Regenten, „Wasser und Feuer verträgt sich in der Natur auch nicht, und doch grünt die Saat und keimt die Frucht!"

Aber nicht bloß in den Hörsälen der Hochschule wurde Geschichte gelehrt, im Volk selbst sollte — was gerade in Bayern von besonderer Wichtigkeit! — historischer Sinn geweckt und dadurch vaterländisches Bewußtsein und Gemeingeist gestärkt werden. „Manche sogar unter den Gebildeteren und Besseren des Volkes," klagt Schmeller, dessen Bedeutung geraume Zeit hindurch von Ludwig allein erkannt und gewürdigt wurde, „kümmert eine sogenannte bayerische Geschichte nicht viel mehr oder kaum so viel, als eine norwegische." Um dieser Gleichgültigkeit ein Ende zu machen, ward zuvörderst die Theilnahme für das Nächstliegende, für die allerengste Heimath zu wecken gesucht, der Sinn für Vaterlandsgeschichte sollte aus dem für Vaterortsgeschichte hervorgehen. Diese Bedeutung der Heimathsgeschichte hat kaum ein anderer Regent so voll erfaßt, wie Ludwig.

In gleicher Weise für Kunst, wie für Wissenschaft vom wärmsten Interesse beseelt, erließ er jene epochemachenden Anordnungen für Erhaltung der historischen und Kunst-Denkmäler und für Bildung von historischen Vereinen, deren Hauptaufgabe die Beschäftigung mit jenen ehrwürdigen Ueberresten der Vergangenheit, die

Erhaltung, Beschreibung, Erklärung jener Reliquien sein sollte. Er war sich der Pflicht bewußt, welche gerade in Bayern zu erfüllen ist, das so viele Mittelpunkte der Kunst, des Handels und des Gewerbfleißes des Mittelalters und der Renaissance, Burgen berühmter Geschlechter, Reliquien der ältesten deutschen Dynastie umfaßt. Es sei nur an die großen, herrlichen Dome von Speyer, Bamberg, Regensburg, Nürnberg, an die Kleinode der Architektur in Altenstadt, St. Zeno, Freising, Blutenburg, Weißendorf, an die Marmorskulpturen aus Heinrichs des Heiligen Zeit in Bamberg, an die Cimelien in St. Emmeram, die Portale am Augsburger Dom, die Grabmäler bei Unserer Lieben Frau in München erinnert — lauter Schätze, die den Künstler wie den Historiker gleich sehr anziehen müssen und die mit Andacht heimgesucht würden, wenn sie nicht in den heimischen Gauen, sondern am Po und Arno sich fänden.

Bald nach seiner Thronbesteigung gab Ludwig — der Erlaß an sämmtliche Kreisregierungen vom 21. November 1826 ist von Ludwig eigenhändig corrigirt — gemessenen Befehl, dafür Sorge zu tragen, daß kein Denkmal alter Kunst vernichtet oder um vermeintlicher Verschönerung willen verunstaltet, daß in Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden überhaupt keine Veränderung ohne Genehmigung der Baubehörden, in zweifelhaften Fällen der höchsten Stelle selbst, vorgenommen werde. Aehnliche Verbote wurden freilich auch in anderen Staaten gegeben, aber wohl nirgends wurde vom Throne aus so sorgsam auf Beobachtung gedrungen. Ludwig selbst — die Acten bieten zahllose Beispiele dafür — war unermüdlich in Warnungen und Winken. Er erinnert sich z. B., in Regensburg den Grabstein eines Bischofs als Pflasterstein verwendet gesehen zu haben, — ein darauf hinweisendes Circular rettet gerade noch rechtzeitig die Grabmäler der ehemaligen Kirchenfürsten von Passau. Der Befehl zur Erhaltung eines jüdischen Grabsteines gibt den Anstoß, daß das Antiquarium in Regensburg in ein Museum für römische und mittelalterliche Plastik umgewandelt wurde.

Noch einmal empfahl ein Signat des Königs d. d. Villa Colombella bei Perugia, 29. Mai 1827, die Sammlung und Erhaltung der allenthalben im Lande zerstreuten Denkmäler der Vorzeit. Es wies darauf hin, daß der Belebung des Nationalgeistes Nichts so förderlich sei, als das Studium der vaterländischen Geschichte, daß dieses Wissen aber nicht blos aus Büchern, sondern

am besten aus lebendiger Anschauung gewonnen werde. Daher seien alle Gemeinden zu verpflichten, für die Erhaltung alter Gemälde, Grabdenkmäler, edler Werke der Kleinkunst, sowie aller auf Entwicklung des Gemeindewesens, der commerziellen und industriellen Verhältnisse bezüglichen Monumente und Documente Sorge zu tragen, auch vorläufig wenigstens summarische Verzeichnisse an die Regierungen einzusenden.

Dieser Cabinetsbefehl zog die Aufmerksamkeit des ganzen gebildeten Deutschland auf sich. Die Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde in Frankfurt veröffentlichte den Erlaß im vollen Wortlaut und knüpfte daran die Mahnung und Hoffnung, daß die übrigen deutschen Staaten dem Beispiele folgen würden.

Wenn man auch heute noch das Bewußtsein jener Pflichten in manchen Schichten des Volkes vermißt und die mannichfachen, unersetzlichen Einbußen erwägt, die noch immer der Kunde heimischer Vorzeit durch Vandalismus oder Unkenntniß erwachsen, könnte man leicht zu ungerechtem Urtheil über das Wirken der zur Aufsicht Berufenen verleitet werden; eine Durchsicht der Acten jedoch belehrt, wie unendlich viel Nützliches und Segensreiches in dieser Hinsicht geleistet, wie viel Verderbliches abgewehrt wurde. Auf diesem Gebiete erwarb sich auch Hormayr dauernde Verdienste. Er griff anregend und belehrend in den Organismus der zum Vollzug der königlichen Instruction getroffenen Maßregeln ein; gerade in der Vielseitigkeit des Wissens liegt seine Stärke, deshalb war er besonders geeignet, an verschollene artistische und geschichtliche Denkmäler zu erinnern und für ihre Erhaltung sachkundige Anleitung zu geben. Es sei nur an das Gedächtnißmal auf der Kaiserwiese bei Fürstenfeld, die Denksäule bei Freising zum Andenken des Kampfes Herzog Christophs mit dem letzten Abensberger, die Glastafeln der Blutenburger Kapelle, die Votivkirche auf dem Ampfinger Schlachtfelde erinnert. Von Hormayr ging der vom Könige mit so viel Wärme aufgegriffene Gedanke aus, sämmtliche Geschichts- und Kunst-Memorabilien in Karten und Verzeichnissen zusammenzustellen; ebenso stammt von ihm ein Plan, den Klerus zu thätiger Mitwirkung aufzufordern, insbesondere auch in Gedenkbüchern, welche in den Pfarrarchiven zu hinterlegen seien, Alles zu sammeln, was noch an Sagen, Volksliedern, mundartlichen Redensarten u. s. w. im Volke lebendig ist. Nachrichten über die Erledigung solcher Aufgaben sollten, so schlug er vor, Ersatz bilden für die meistentheils

werthlose Unterhaltungslectüre, welche die Intelligenzblätter der Städte und Landgemeinden ihren Lesern zu bieten pflegten.

Dem von oben geweckten und begünstigten Eifer der Behörden verdanken wir den Besitz von vielen hundert Verzeichnissen und Beschreibungen von Kunstdenkmälern und Curiositäten, welche heute, da wieder mit aufrichtiger Freude an das damals begonnene Werk angeknüpft wird, die trefflichsten Dienste leisten werden.

Ein umfassender Bericht Hormayr's an den König vom 17. Februar 1830 konnte ansehnliche Resultate der bisherigen Thätigkeit rühmen. Gleiche Fürsorge war den römischen Mosaiken von Tacherting, den Römerschanzen und Wällen in Haching, Bernried, Epfach, Partenkirchen und anderen Orten, wie den Dynastengräbern in Scheyern und Indersdorf, den altdeutschen Schildereien und Schnitzwerken in St. Zeno, den Hainsäulen in Kleinheubach, den Epitaphien in Tölz, den allenthalben angebrachten Säulen und Tafeln zur Erinnerung an merkwürdige Ereignisse und Persönlichkeiten gewidmet worden; das Grab des Siegers von Gammelsdorf, Seifried Schweppermann, die Trausnitz, in welcher Friedrich der Schöne gefangen gehalten war, das Mausoleum Pfalzgraf Ruprechts in Amberg, das Portrait Karls IV., das Regensburger Brückenmännlein, die von Papst Leo IX. geweihte Bruchdorfer Kirche, der Saal, in welchem der Passauer Religionsfrieden decretirt wurde, die zum Gedächtniß der Agnes Bernauer gestiftete Kapelle in Straubing und viele andere Bauten und Monumente der Vorzeit hatten eine sachgemäße Wiederherstellung erfahren. Der Grabstein eines der berühmtesten Söhne Augsburg's, des Konrad Peutinger, war einer Kegelstätte entrissen worden, wo er seit langem als Kegelplatte gedient hatte. In vielen einzelnen Fällen hatte der Monarch persönlich eingegriffen. Als z. B. ein Referent äußerte, die anmuthige Sage von Marquard und Adelheid von Frontenhausen könne sich eben so gut an „eine die Gegend verschönernde Ruine,“ als an eine in Dach und Fach erhaltene Burg knüpfen, trat er so wunderlicher Romantik energisch entgegen. Einem im Auftrage des Bischofs Ulrich von Passau 1592 gefertigten Marmortisch mit erhabener Arbeit, einem Meisterwerk italienischer Renaissance, das plötzlich aus Passau entschwunden war, ließ er eifrig nachspüren, bis sich ergab, daß das Prachtstück, um einen Spottpreis verkauft, in das kaiserliche Schloß zu Laxenburg gewandert war.

Solche Verluste sind bei aller Aufmerksamkeit der Behörden möglich, solange nicht im Volke selbst das Verständniß für Kunstwerke und Alterthümer oder doch Achtung vor denselben lebendig ist. Aus dem Volke selbst mußten Vereine hervorgehen, welche sich die Hebung des historischen Sinnes zur Aufgabe machen und ihre gemeinsame Thätigkeit der vaterländischen Geschichts- und Alterthumskunde in freier Forschung widmen. Die in Villa Colombella gegebene Anregung wurde auch in dieser Beziehung fruchtbar.

Als der erste in Bayern bildete sich am 1. Januar 1830 der historische Verein des Rezatkreises, rühmlich bestrebt, des Königs Absichten auf ebenso praktische, wie umfassende Weise zu verwirklichen. Am 13. Mai 1830 richtete Schenk in direktem Auftrage des Monarchen an alle Regierungspräsidien die Weisung zu gutachtlichem Bericht, ob und in welcher Weise ähnliche Institute in's Leben gerufen werden könnten. Nach Jahresfrist schon vermochte der Minister aus den einzelnen Kreisen Erfreuliches mitzutheilen. Der Rezatkreis-Verein, der von zwei Autoritäten, dem Präsidenten von Mieg und dem Geheimen Rath Ritter von Lang, geleitet war, hatte in einem ersten Jahresbericht mancherlei Früchte seines Strebens bekanntgeben können. Auf Sammeln und Bewahren, wie auf Nutzbarmachung des geschichtlichen Materials war man bedacht gewesen, eine historische Bibliothek, ein Conservatorium für Handschriften, Urkunden, Karten, Münzen, Siegel, Stammbäume u. s. w. war angelegt, Aufschluß aus Gerichts- und Pfarregistraturen über Kulturverhältnisse der Vergangenheit ertheilt, eine Reihe von Monographien über Städte und Burgen, Römerstraßen und Denksteine gefertigt worden. König Ludwig ließ erwidern, daß er „das erste Beispiel eines so eifrigen als beharrlichen Zusammenwirkens“ mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen habe. In der Folge wandte Fürst Oettingen-Wallerstein diesem Verein, mit dessen Mitgliedern er „aus alter Zeit in persönlicher Bekanntschaft stehe, die ihm jedes Verdienst derselben doppelt theuer mache,“ besondere Vorliebe zu, was den Publicationen, wie den Sammlungen zu gute kam.

Aus Augsburg meldete der treffliche Forscher, Director von Raiser, es sei „bereits alles dasjenige geschehen und ins Leben getreten oder in voller Wirksamkeit begriffen, was in anderen Kreisen durch die historischen Vereine erreicht werden soll;“ von einem auf den ganzen Kreis sich erstreckenden Verein könne man

sich weniger Gedeihliches erwarten. In der That entsprach das seit 1820 angelegte Antiquarium in Augsburg allen wissenschaftlichen Anforderungen, und insbesondere die zahlreichen Abhandlungen Raiser's boten die reichste Fundgrube neuer Aufschlüsse. Dem Drängen des Ministeriums entsprechend wurde dennoch 1833 ein eigener Kreisverein organisirt; die Thatsache, daß sofort 1114 Mitglieder beitraten, beweist am deutlichsten, welches Verständniß und welche Neigung zu geschichtlicher Forschung im Schwabenlande lebendig waren. In diesem Kreise wurde auch zuerst den Forstämtern die ersprießliche Weisung gegeben, daß ihre Beamten und Bediensteten, denen die genaueste Terrainkenntniß zu Gebote steht, auf römische Militär- und mittelalterliche Handelsstraßen, Spuren von verschollenen Ansiedelungen und Burgen 2c. ihr Augenmerk richten sollten, was später in allen Regierungsbezirken angeordnet wurde.

Aus dem Regenkreise konnte berichtet werden, daß einem speciellen Wunsche des Königs durch Fertigung einer historisch-topographisch-statistischen Uebersichtskarte mit Verzeichnis aller noch vorhandenen Denkmäler und Denkwürdigkeiten schon Genüge geschehen sei. Die plastische Sammlung in Regensburg war durch Schenkungen von Behörden und Privaten stattlich vermehrt und von tüchtigen Archäologen benützt worden. Ueberdieß war hier zuerst schon 1829 unter Mittheilung einer von Rudhart ausgearbeiteten Instruction angeregt worden, daß bei allen Magistraten Zeitbücher (Chroniken) angelegt und fortgeführt werden möchten. Auch diese Neuerung erfreute sich des besonderen Wohlgefallens des Königs.

„Es ist dieses Ausschreiben," signirte er am 18. Februar 1830 „dieses von mir sehr zu belobende, von der Regierung des Regenkreises als Vorschrift an jede der 7 übrigen Kreise, also auch des Rheinkreises, wenn das Recht dazu vorhanden, zu erlassen." Allerdings scheint es — mit Ausnahme weniger größerer Städte — bei Anfängen geblieben zu sein; im ganzen und großen versieht ja auch heute die Lokalpresse den Dienst der alten Gedenkbücher.

Im Unterdonaukreis hatte der Vandalismus der Säcularisationsepoche am schlimmsten gehaust; hier mußte also ein historischer Verein in Rettung und Bewahrung der noch vorhandenen geschriebenen, wie architektonischen und artistischen Urkunden die dankbarste Aufgabe finden. Sie wurde auch in ihrem ganzen Um-

fange erfaßt durch den Regierungspräsidenten Freiherrn von Mulzer, der auf seinen Visitationsreisen ein gesondertes Tagebuch über Alles, was im Interesse von Kunst und Alterthümern zu thun sei, führte. Weniger Günstiges konnte Mulzer über Theilnahme weiterer Kreise an solchem Streben in Aussicht stellen, in einer Landschaft, „wo der reichere Theil der Bewohner in seiner kleinen Umgebung isolirt lebt und selten warmes Interesse an allgemeinen Anstalten nimmt.“ Allein diese Besorgniß erwies sich als unbegründet. Schon im August 1830 wurde in Passau ein historischer Verein gegründet, der freilich eine ersprießliche litterarische Thätigkeit erst entfaltete, seit Rudhart der localen Forschung der Mitglieder kritische Förderung zuwendete. Der Conservirungsaufgabe kam er auf mustergültige Weise nach; wo wären heute die letzten Ueberreste des reichen Schatzes an Glasgemälden, den die Stadt Straubing besaß, wo so viele Epitaphien, Votivbilder, Portraits und Pergamente, welche dem Landmann als werthloser Plunder erschienen, wenn nicht die wenig zahlreichen Geschichtsfreunde mit treuer Sorgfalt darüber gewacht hätten?

In Bayreuth bestand schon seit 1827 ein Alterthumsverein, der 1830 zu einem Kreisverein erweitert wurde, während in Bamberg ein Zweigverein fortbestand. Zwar ist in Folge „störender Jalousien“ der Gelehrten der beiden Städte manches weniger erfreuliche Intermezzo in den Acten verzeichnet, aber schon die Namen Jäck, Oesterreicher, Panzer, Sprunner, Heller bürgen dafür, daß historische Forschung in den fränkischen Gauen treue Pflege fand. Auch ist es ein besonderes Verdienst des Bamberger Vereins, daß er durch immer erneute, immer sachgemäße Vorstellungen eine freiere Benützung der öffentlichen Archive für Privatpersonen erkämpfte.

Ebenso hatte der im Januar 1831 durch den Präsidenten Baron Zu Rhein gegründete Kreisverein Namen von gutem Klange aufzuweisen, Oberthür, Hefner, Panzer, Gutenaecker, Scharold, Schneidawind, und sich einer trefflichen Organisation, welche als Vorbild für viele andere Geschichtsvereine diente, zu erfreuen; bald standen auch eine stattliche Bibliothek und eine reiche Sammlung von Antiquitäten und Kunstwerken zu Gebote.

Im Rheinkreise, wo die Stürme der französischen Revolution mit Institutionen und Ueberresten der Vorzeit gründlich aufgeräumt hatten, trat der durch gediegene archäologische Leistungen

bekannte Präsident von Stichaner selbst an die Spitze eines Geschichtsvereins. Das Speyerer Antiquarium wetteiferte mit den Sammlungen im rechtsrheinischen Bayern, von Speyer konnten die wichtigsten Beiträge zum Kaiserselect der Monumenta Boica geliefert werden, in den Vereinsschriften wurde manch' tüchtige Forschungsarbeit veröffentlicht.

Am schlimmsten stand es anfänglich in der Landeshauptstadt. Zwar bildete sich auch hier 1830 unter dem Einflusse des Präsidenten von Widder ein Verein, „um innerhalb der Gränzen des damaligen Isarkreises jene erhabenen Ideen zu verwirklichen, welche der weise Regentenblick König Ludwigs im Jahre 1827 in das Leben gerufen hatte." Allein weder die Consolidirung, noch die Arbeiten des Vereins nahmen erwünschten Fortgang. Am 24. November 1831 erging ein Ministerialrescript an das Präsidium des Isarkreises, worin dem Bedauern Ausdruck gegeben war, daß „gerade von dem einzigen Kreise, der die Hauptstadt und so viele Sitze altbayerischer Größe, Kultur und Waffenruhmes in sich schließt, gar nichts zur allerhöchsten Kenntniß gebracht werden konnte, und daß der einzige Verein des Isarkreises außer der in den Zeitungen verkündeten Anzeige seiner Stiftung kein weiteres Lebenszeichen mehr gegeben hat," und fordert Gutachten, wie der in allen übrigen Kreisen rühmlich zu Tage getretene Forschungsgeist auch im Isarkreise belebt werden könnte. Präsident Graf Seinsheim erklärt den Scheintod des Vereinslebens aus dem Mangel eines geeigneten Oberhauptes; er selbst sei — abgesehen von seinen Amtsgeschäften — durch die bewegten Vorgänge in der Kammer, in welcher er den Vorsitz führte, zu sehr in Anspruch genommen gewesen, als daß er an Geschichte und Geschichtsvereine habe denken können. Die zugleich in Aussicht gestellte Besserung blieb aus. Seinsheim machte nun den Vorschlag, in der historischen Classe der Akademie, die jede Privatconcurrenz unmöglich mache, möge sich ein Comité für Lokalgeschichte bilden, das sich durch andere Geschichtsfreunde ergänzen könnte. Das Ansinnen wurde jedoch vom Ministerium abgelehnt, unter Hinweis darauf, daß die Aufgabe der historischen Kreisvereine nur localer Natur sei, was den Zwecken und Zielen der historischen Classe der Akademie nicht entspreche; es sei geradezu eine Ehrenpflicht der altbayerischen Städte, hinter dem regen Eifer aller übrigen Landestheile nicht zurückzustehen. Erst nachdem das Königreich im Jahre 1837 —

eine Maßregel, die sich wieder nur aus dem regen historischen Sinn des Königs erklären läßt und mit Rücksicht auf Einheit und Geschlossenheit des Staatsverbandes vielleicht als ein politischer Fehler zu betrachten war — eine neue Eintheilung erhalten hatte und jeder Provinz der Name, den sie nach den Stämmen des alten deutschen Reichs zu führen hatte, gegeben war, regte sich auch in der Hauptstadt Oberbayerns lebhafterer Eifer für die vaterländische Vergangenheit. Am 11. December 1837 gründeten zwanzig Geschichtsfreunde einen neuen Verein, von welchem das Regierungspräsidium, „da verschiedene Bezirke des früheren Unterdonau-, des Oberdonau- und des Regenkreises sich mit Oberbayern vereinigt hätten," Gedeihen und kräftiges Wirken erwarten zu können glaubte. Am 2. Februar 1838 genehmigte der König die Statuten der neuen Gesellschaft, mit welcher sich der von Baron Aufseß, Graf Pocci und Schwanthaler gegründete Verein für alterthümliche Kunst verschmolzen hatte, und gab der Freude Ausdruck, daß endlich der Cyclus der historischen Vereine für das gesammte Königreich vervollständigt sei. Bald darauf räumte er, um dem Verein einen Beweis seines Vertrauens zu geben, das ehemalige physikalische Cabinet des Theatinerklosters, und als der Raum für Unterbringung der Sammlungen nicht mehr ausreichte, drei auf Staatskosten adaptirte Lokale im Wilhelminum ein.

Von immer reicheren Ergebnissen und Errungenschaften konnten Hormayr und Freyberg berichten. Wenn es auch in der Natur der Sache liegt, daß der Dilettantismus von der Thätigkeit der historischen Vereine nicht gänzlich ferngehalten werden kann, — er hat wenig geschadet und viel genützt; er wirkt weit schädlicher in der Kunst, als in Disciplinen, wo Manches nur durch eine Theilung der Arbeit unter Viele geleistet werden kann. Selbst von den Meistern der Forschung dürften nur Wenige dem von Georg Haag gezogenen Vergleich von Königen und Kärrnern zustimmen. Wie wäre z. B. ein Buch, wie Lindenschmitt's Alterthümer der heidnischen Vorzeit, denkbar, ohne die vorausgegangene, überallhin verzweigte Ausgrabungsarbeit der historischen Vereine?

Dem König besonders erfreulich war die Mittheilung, daß viele Private den Sinn für Kunst und Geschichte der Vorzeit durch Anlegung von Sammlungen bethätigten, in welchen werthvolle Alterthümer vom Untergang gerettet wurden. So erwarb Kaufmann Grasegger in Neuburg die letzten Ueberreste der berühmten

Neuburger Tapeten, eine mit den besten niederländischen Hauteslices wetteifernde Lauinger Arbeit; ein Straubinger Goldschmied Sedlmeyer brachte aus Alterthümern, die aus Klöstern und Schlössern in Niederbayern in die Bauernhöfe gekommen waren, ein werthvolles Museum zusammen. „Diesen befraglichen um vorliegenden Gegenstand Verdienten ist mein Wohlgefallen auszudrücken," signirte Ludwig (24. September 1831), und zugleich ordnete er an, wo möglich, auch von diesen in Privatbesitz befindlichen Gegenständen Abbildungen zu erwerben, damit sie zusammen mit den öffentlichen Denkmälern in einem Bildwerk veröffentlicht und so „der Nationalbildung erhalten und nutzbar gemacht werden."

Als Landrichter Boxler von den überaus lohnenden Ausgrabungen bei Epfach berichtete, befahl der König: „Mein Vergnügen über diese Nachgrabungen und den dabey bewiesenen Eifer auszudrücken; mir ist zu berichten, wo sich gegenwärtig die gefundenen Anticaglien befinden und welche Maßregeln getroffen wurden, damit die entdeckten Mauern erhalten blieben." Durch ein eigenes Rundschreiben ließ er die Schullehrer auffordern, den Forschungsgeist in der Jugend zu wecken oder wenigstens zu bewirken, daß alterthümliche Gegenstände nicht leichtfertig zerstört oder beschädigt würden. Ferner ordnete ein eigener Cabinetsbefehl (15. November 1830) Aufbewahrung aller aufgefundenen Schädel an, wobei genau zu verzeichnen, wo und unter welchen Umständen dieselben gefunden worden. An die Divisionscommando's erging Befehl, die bei Ausgrabungen für Festungs- und Schanzbauten gefundenen Gegenstände zu verwahren und die Soldaten auf die Wichtigkeit solcher Funde aufmerksam zu machen. Auch der Plan zu einem Armeemuseum wurde schon damals gefaßt. Eine bayerische Fahne, die durch Gott weiß was für Umstände nach Dijon gekommen war, kaufte der König um eine sehr hohe Summe zurück.

Vor allem lag dem König daran, daß die vielfach angeknüpften Bestrebungen in ein glückliches System gebracht würden. Die historische Classe der Akademie der Wissenschaften sollte dessen Mittelpunkt, „das leitende Organ für den Vollzug der königlichen Befehle sowohl, als für allmähliche, vollständige Bearbeitung und Evidentstellung des vaterländischen Geschichtsbodens" sein. An der Spitze der historischen Vereine und der in gleicher Absicht mitwirkenden Corporationen und Privatpersonen sollte sie sich vor

allem die Anlage eines Generalrepertoriums der sämmtlichen historischen Denkmäler zur Aufgabe machen; mancherlei Hülfsmittel zu rascherer Förderung, wie Aufstellung von Correspondenten, Forschungsreisen von Mitgliedern, Untersuchungen an Ort und Stelle, Beiziehung von Mitgliedern der Akademie der bildenden Künste u. a., wurden vom König selbst vorgeschlagen. Auch ein politisches Motiv leitete den Monarchen; er betonte wiederholt, daß in diesen Bestrebungen „ein conservatives Element,“ das gestärkt werden müsse, verborgen sei. In diesem Sinn erließ der Minister des Innern, Fürst Oettingen Wallerstein, neue Weckrufe an die Behörden. „Da das jüngere Geschlecht größtentheils der neuen Richtung angehört, bedeutet jeder Tag Aufschub neue Verluste . . . Thut je etwas noth, so ist es die Wiedererinnerung an Vaterländisches und Vaterland.“

Als Ludwig inne ward, daß in Frankreich für Erhaltung der Monumente ein eigener Generalinspector aufgestellt sei, ließ er sich auf diplomatischem Wege über Aufgaben und Competenzen genau unterrichten und ordnete, da er die Einrichtung für nachahmenswerth erachtete, auch für Bayern eine ähnliche Stelle an. Am 21. Februar 1835 wurde Sulpiz Boisserée, kein eigentlicher Fachmann, aber mit Kenntnissen und Hingebung an seine Pflicht ausgerüstet wie Keiner, zum Generalinspector der wissenschaftlichen und litterarischen Institute und Sammlungen des Staates ernannt.

Auch dieser sollte in engster Fühlung mit der Akademie der Wissenschaften bleiben. In der historischen Classe selbst wurde die Anschauung des Königs, daß sie in Erfüllung der obenbezeichneten Aufgaben ihr Hauptziel zu betrachten habe, nicht allgemein getheilt. Zwar finden wir in den Protokollen der historischen Classe keine directe Ablehnung, wohl aber den Vorbehalt, daß die Akademie „ihrem wesentlichen Charakter nach ein rein wissenschaftliches Institut und in ihrer höchsten Thätigkeit dem philosophischen Auffassen des universellen Gebietes der Geschichte zugewendet sei.“ Auf wiederholtes Andrängen des Monarchen, dem das Institut „nicht praktisch genug“ erschien, wurde entgegnet, daß die Akademie „zu einem Vollziehungsorgan für concrete Staatszwecke nicht geschaffen“ sei und „ihren rein wissenschaftlichen und universellen Charakter möglichst bewahren müsse.“ Die Mehrzahl der historischen Vereine

hinwieder fürchtete, daß allzu stramme Concentration ihre Selbstständigkeit schädigen werde. Dagegen erwartete Oettingen-Wallerstein nur vom engsten Zusammenwirken ersprießlichen Erfolg, verurtheilte auf's schärfste das „Ungeeignete“ und die „Excentricität“ des akademischen Gutachtens. „Der stete Contact mit rein positiven und praktischen Gesellschaften sollte das Wirken der historischen Classe mehr noch als bisher dem positiven Gebiete der vaterländischen Geschichtschreibung befreunden“ und sollte „einer der ersten Steine, einer der mächtigsten Hebel kräftiger Wirksamkeit der historischen Vereine und einer der wichtigsten Pfeiler künftiger Geschäftsvereinfachung“ werden. Endlich entschied sich König Ludwig für einen Mittelweg. Er lehnte den Antrag Wallerstein's, die Anfertigung des General-Repertoriums der Akademie zu übertragen, ab, da er nicht zugeben könne, „daß die ganze Bürde dieser Arbeit auf die Akademie der Wissenschaften gelegt und so der gelehrten Körperschaft des Reichs mit einer unerschwinglichen geistigen auch eine den verfügbaren Mitteln durchaus nicht zusagende pecuniäre Bürde zugewiesen werde;“ dagegen wünschte er von ihr eine fachgemäße Instruction über die bei Bearbeitung der einzelnen Ortsnotizen zu befolgenden Gesichtspunkte, und daß sie „das Sammeln und Bereisen des Materials, das den Provincialvereinen überlassen bleiben soll, überwache.“

Einige Gutachten der historischen Classe über Monographien, Gaukarten u. s. w., welche von historischen Vereinen eingesandt wurden, liegen denn auch vor; aber zu einem engeren Contact der Institute kam es nicht, — man darf sagen: glücklicherweise — da ja doch durch eine wirkliche Unterordnung der historischen Vereine unter die Akademie nur die Schaffensfreudigkeit der ersteren gelähmt und andrerseits der letzteren eine undankbare und ihrem eigentlichen Wirkungskreis fernliegende Arbeit aufgebürdet worden wäre.

Nach einer Rundreise durch die Rheinpfalz im Oktober 1835 legte Wallerstein dem König ein Geschäftstagebuch vor, das seine in Bezug auf historische Denkmäler gemachten Beobachtungen und Erfahrungen enthielt. Alsbald erging der königliche Befehl, das Gölheimer Denkmal, die Portale der protestantischen Kirche zu Grünstadt und andere Ueberreste romanischer und gothischer Architektur und Skulptur zu restauriren.

Bei allen diesen Unternehmungen wurde von der Regierung mit fast zu weit getriebener Sparsamkeit, von Privatpersonen mit hochzuschätzender Uneigennützigkeit vorgegangen. Die betreffenden Rechnungen beweisen es. Die Kosten für Räumung der interessanten unterirdischen Gänge zu Roggenstein bei Bruck z. B. beliefen sich im ganzen auf 71 Gulden 24 Kreuzer; damit waren bestritten: eine Reise des Oberstudienraths Thiersch, der die ersten Anordnungen traf, und zwei Reisen des Privatgelehrten Ferchl, der die Ausgrabung leitete, die Taglöhnerarbeiten von zwei Monaten und sämmtliche für Werkzeuge, Karren, Stützbalken u. s. w. erwachsenen Kosten.

Die Akademie erwarb sich um vaterländische Geschichte ein dankenswerthes Verdienst durch Fortsetzung der Monumenta Boica, das Reichsarchiv unter Freyberg's Leitung durch Fortsetzung des von Lang begonnenen Regestenwerkes. „Diese Unternehmungen — plastische wie urkundliche Monumenta Boica —" rühmte Hormayr in einem neuen, alles bisher Geleistete umfassenden Berichte, „werden den Namen Ew. Königlichen Majestät im goldenen Buche der Historie auf dieselbe Stelle setzen, die er in jenem der redenden und der bildenden Kunst so ruhmvoll behauptet." Diese Unternehmungen würden unzweifelhaft den Nationalgeist heben und die Anhänglichkeit an die Dynastie stärken — dies sei ein patriotisches Verdienst — und die Ueberzeugung wecken, daß nicht die materiellen Interessen als die höchsten anzusehen seien, — damit sei eine sociale Gefahr abgewehrt. „Mit großem Wohlgefallen" erwiderte Ludwig, „vernahm ich von diesen bedeutenden Leistungen."

Eine wahre Herzenssorge war es für den König, daß der Stadt Nürnberg der Charakter eines Schmuckkästchens deutscher Gothik erhalten bleibe.

„Nürnberg! Einzig bist du auch zu nennen,
Du, des Mittelalters treues Bild,
Du allein von allen lehrst es kennen,
Das Verlangen wird in dir gestillt.
Wie Pompeji zeigt des Römers Leben,
Sich in dir die alte teutsche Zeit,
Wiederum als Gegenwart gegeben
Ist die glänzende Vergangenheit."

In vielen Signaten ist dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß

bei nothwendig werdenden Neubauten der alterthümliche Stil beibehalten, ohne Noth nichts Altes entfernt werde.

Ludwig hat auch an der Schöpfung des Germanischen Museums, in welchem der Nation ein Spiegel ihres Glaubens, ihrer Kunst, ihrer Sitten vor Augen gestellt werden sollte, hervorragenden Antheil; er hat in der gefährlichsten Krisis, so zu sagen, als Camillus diese culturgeschichtliche Gallerie gerettet. Nachdem er schon früher dem Stifter Hans Freiherrn von Aufseß mit namhaften Beiträgen zu Hülfe gekommen war, — die Aufforderung, sich an die Spitze des ganzen Unternehmens zu stellen, lehnte er ab, da, „wenn sich ein Fürst an die Spitze stellte, die Sache einen particularistischen Charakter annehmen und derselben eher schaden als nützen würde," — schenkte er, als 1863 ein Aufruf zur Unterstützung an alle deutschen Fürsten erging, obwohl er nur noch den Titel eines Königs führte, die Summe von 50,000 Gulden; der Betrag der Schenkungen der übrigen deutschen Fürsten möge ungenannt bleiben!

Auch dem Bayerischen Nationalmuseum, dem köstlichen Vermächtniß Max' II, wandte Ludwig werthvolle Geschenke zu, und Manches, was heute noch bedeutungslos erscheint, wird in künftigen Tagen als schätzenswerther Beitrag zur Kenntniß der Landeskunde gelten.

Dankbar vor allem wird die Nachwelt den litterarischen Schatz begrüßen, der heute noch im Hausarchiv in sieben Koffern verschlossen liegt, aber laut testamentarischer Bestimmung nach Ablauf eines halben Jahrhunderts freigegeben wird. Nicht nur sind hier Briefe, die der König mit den denkwürdigsten Persönlichkeiten des Jahrhunderts gewechselt, in reicher Fülle vorhanden, sondern auch nicht weniger als 246 eigenhändig geschriebene Tagebücher des Fürsten, in welchen er, wie er wiederholt äußerte, mit schrankenlosem Freimuth Alles niedergelegt, was er erlebt, erfahren und angestrebt hat, sodaß an die Eröffnung dieser Geschichtsquellen hochgespannte Erwartungen geknüpft werden dürfen.

Wie Vieles wäre noch anzuführen, aber schon das Gesagte wird zur Erkenntniß genügen, daß dem Kunstmäcen auch die Hebung der Wissenschaft und insbesondere die der Geschichte am Herzen lag.

Wir sehen unter seiner Regierung großartige, zum Theil epochemachende Schöpfungen entstehen, tiefgreifende Wandlungen im staatlichen Leben sich vollziehen; immer aber ist es der König selbst, von dem der schöpferische Gedanke ausgeht und durch den die Ausführung auf's kräftigste gefördert wird. König Ludwig I. wußte, daß die Erweckung und Pflege des geschichtlichen Sinnes im Volke die beste Stütze des Königthums ist; wir hinwieder wissen angesichts der Segnungen, welche Bayern unter seiner Regierung genoß, daß nichts die Kraft und den Wohlstand eines Volkes mächtiger fördert, als ein starkes Königthum!

Maximilian II, König von Bayern.

„Ein guter Fürst ein landssieg." An dem Fürsten, dessen Geschichte hier in knapp gedrängter Skizze dargelegt werden soll, hat dies freundliche Wort — die Spruchweisheit ist den Fürsten in der Regel nicht hold gesinnt — sich bewährt. Wenn sein Vater das stolze Wort: „Ich will aus München eine Stadt machen, die Deutschland so zur Ehre gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat!" glänzend eingelöst hat, so ist es der volksfreundlichen Gesinnung des Sohnes, welche die besten Kräfte des Landes zu harmonischem Zusammenwirken anregte, zu verdanken, daß Bayern nach und trotz der Reactionsperiode, welche auf die Stürme des Revolutionsjahres folgte, „ein Musterland legislativer Entwicklung" geworden ist.

Max verlebte die Jugendtage in Innsbruck, Salzburg und Würzburg, wo der Vater, Kronprinz Ludwig, abwechselnd das Amt eines Gouverneurs inne hatte. Die ersten Lehrer waren der von Sailer empfohlene Mac Iver aus dem Schottenkloster zu Regensburg, für welchen Ludwig 1817 eine originelle, vor Allem die deutschnationalen Fürstenpflichten betonende Instruction entwarf, der nachmalige Bibliothekvorstand Lichtenthaler, Professor Erhard und Hauptmann von Hohenhausen.

Im Herbst 1829 bezog der Prinz die Universität Göttingen, die sechsundzwanzig Jahre früher auch den Vater zu ihren Schülern gezählt hatte. Max oblag den Studien mit jenem gewissenhaften Fleiß, welcher ihm sein ganzes Leben lang eigen, ja der am schärfsten ausgeprägte Zug seines Wesens war; der Kulturhistoriker Riehl, der viele Jahre hindurch Gelegenheit hatte, die Eigenart seines fürstlichen Gönners zu ergründen, sagt: „Er hatte nur

eine Leidenschaft: zu lernen." Schon in jungen Jahren schloß er sich am liebsten an Männer der Wissenschaft an, und die Achtung vor Gelehrsamkeit ließ ihn die Schwächen der Gelehrten-Kaste großmüthig übersehen. Es war nicht blos ein Kompliment, wenn er später einmal zu Bluntschli sagte: „Wäre ich nicht in einer Königswiege geboren, so wäre ich am liebsten Professor geworden." Mit besonderer Vorliebe studierte er Geschichte, welche zu Göttingen in Heeren und Dahlmann vortreffliche Vertreter hatte. In dieser Neigung wurde er von seinem Vater ermuntert. „Ich bin erfreut", schrieb derselbe, „daß du dich so fleißig mit Geschichte abgibst: sie soll des Fürsten Brevier sein." Dagegen sah König Ludwig nur mit Mißbehagen, daß auf seinen Sohn der protestantische Geist, in welchem die Göttinger Lehrer die Geschichte auffaßten, überraschend tiefen Eindruck machte. Max selbst erzählte später wiederholt, wie mächtig er durch Heeren's Vorlesung über Reformationsgeschichte ergriffen worden sei, um so mächtiger, da diese Epoche in seinem früheren Religions- und Geschichtsunterricht nur cursorisch behandelt worden war. Die protestantische Anschauung erschien ihm nunmehr so verehrungswürdig, daß er in jugendlichem Drange das Für und Wider einer Convertirung erwog. Mit Recht warnte Dahlmann vor einem so entscheidenden Schritt, der für den jungen Fürsten verhängnißvoll werden konnte; mit Unrecht trug man in manchen Kreisen jene den Jüngling ehrenden Gewissenskämpfe auch noch dem reifen Mann, dem König, nach. Denn obwohl ein entschiedener Gegner des curialistischen Systems, war er der katholischen Kirche treu ergeben; als Beweis möge der folgende wohlverbürgte Vorgang gelten. Als an Max die Versuchung herantrat, sich der durch den Verfassungseid übernommenen Verpflichtung zu entledigen, richtete er an den damaligen Erzbischof von München-Freising, P. Gregor Scherr, die Frage, ob sich ein Staatsstreich mit den Vorschriften des Gewissens und der Kirche vereinigen lasse. Als der Erzbischof diese Möglichkeit entschieden bestritt, opferte Max sofort der Ueberzeugung des Kirchenfürsten die Wünsche des weltlichen Souveräns.

Im Herbst 1830 begab sich der Prinz nach Berlin, um unter Raumer's und Ranke's Anleitung seine Studien fortzusetzen. Er wurde am preußischen Hofe ein willkommener Gast, und zwischen den beiden Kronprinzen knüpfte sich in jener Zeit ein Freundschaftsbündniß, das alle nachmaligen Verstimmungen zwischen den beiden

Regierungen überdauerte. Auch dem damaligen Docenten an der Berliner Hochschule, Dr. Dönniges, schenkte Max seine Freundschaft; der lange dauernde Einfluß Dönniges' auf den König ist auf jene Berliner Tage zurückzuführen.

Ebenso dem Wunsche des Vaters, wie dem Herzensdrang folgend, ging Max nach Ablauf der Studienzeit nach Italien. Sein Interesse weckten insbesondere diejenigen Stätten, an welche sich historische Erinnerungen knüpften. Der Bildhauer Martin Wagner, vom König Ludwig beauftragt, den Kronprinzen während des Aufenthalts in Rom zu beobachten, konnte die Belesenheit und die Wißbegierde des jugendlichen Gastes auf Villa Malta nicht genug rühmen; dagegen berichtete er verdrießlich, daß sich der Prinz vor dem — freilich hie und da ausgelassenen — Treiben der deutschen Künstlercolonie schen zurückziehe. Vielen durch Natur oder Kunst geweihten Stätten widmete Max innig empfundene Verse. Er dachte von seiner poetischen Begabung nicht gering und war auch Willens, seine Gedichte zu veröffentlichen; dennoch ließ er, als Geibel freimüthig abrieth, „der besseren Einsicht sich fügend," den Plan fallen. Denn geistig ungemein regsam, von ebenso vielseitiger wie gründlicher Bildung, auch voll warmer, zuweilen sogar leidenschaftlicher Empfindung, neigte er sich doch gerne fremdem Rath. Eine liebenswürdige, man kann sagen, vornehme Bescheidenheit, der Widerwille gegen alle Ostentation waren ihm angeboren. Zwar fehlte ihm die urwüchsige, schöpferische Kraft des Vaters, aber sein rastloser Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit in Allem ersetzten ihm die Genialität. Jedenfalls darf er ein großer Charakter genannt werden, denn wahrhafte Größe quoll „aus dem späteren pflichttreuen Kampf mit sich selbst, aus der Selbstbezwingung, die ihn zur Leidenschaft des Lernens führte und die sich eben so gut in den traulich ernsten Unterhaltungen mit seinen Poeten und Gelehrten aussprach, wie in dem späteren Umschwung seiner Regierungspolitik" (Riehl).

Von den Münchener Gelehrten gewann vor Allen Schelling durch Form und Inhalt seiner Lehre die Achtung, die Zuneigung des Prinzen. Max empfand schmerzlich den Zwiespalt zwischen exacter und philosophischer Weltanschauung; er erachtete die Freiheit und Unabhängigkeit der Forschung für nothwendig, aber die Skepsis, die das Christenthum nur zu einer auf einem kleinen Stern sich abspielenden Episode herabwürdigen will, berührte ihn

peinlich. Nun glaubte er hocherfreut im Schelling'schen System eine Vermittlung im Streit zwischen der Philosophie und den Naturwissenschaften gefunden zu haben. Er bewunderte den glänzenden Geist, den hohen sittlichen Ernst, die stolze Zuversicht des Philosophen und empfand es wie persönliche Beleidigung, wenn über ihn im anderen Lager unglimpflich geurtheilt wurde. So lange Schelling in München lebte, stand Max mit ihm in innigstem persönlichem Verkehr, und nach Uebersiedlung des Philosophen nach Berlin vermittelte ein vertraulicher Briefwechsel den geistigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler. Schelling's Anregung vor Allem weckte in Max den Plan, dereinst an seinem Hofe eine Heimstätte der Wissenschaft zu gründen.

Liebe flößte ihm die Wissenschaft, Achtung die Kunst ein, und er huldigte auf beiden Gebieten Grundsätzen, die zur Uebung des Vaters in diametralem Gegensatz standen. In seinen Jugendjahren bevorzugte er vor allen anderen Stilen den sogenannten gothischen. Zum Verdruß des Vaters bestand er auf dem Wunsche, daß der zum Aufenthalt für den jeweiligen Kronprinzen bestimmte Wittelsbacher-Palast in gothischem Stil gebaut werde. „Im Spitzbogenstil ist der Palast," schrieb König Ludwig an Martin Wagner, „der aber weder des Baumeisters, des verstorbenen Gärtner, Wahl, noch meine war, sondern nach dem Wunsche meines ältesten Sohnes, für den ich ihn bestimmte, im Aeußern und Innern angeordnet und durchgeführt wurde; für Kirchen finde ich ihn geeignet, nicht für uns."

In altdeutschem Geschmack ließ auch der Prinz die 1832 angekaufte Burg Hohenschwangau wiederherstellen. In anmuthigem, von hoch aufragenden Bergen umschlossenem und durch blitzende Seen belebtem Thal unmittelbar an der bayrisch-tirolischen Grenze erhob sich die an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Burg wieder aus den Trümmern. Bei Ausschmückung der inneren Räume mit Darstellungen aus der Geschichte der ruhmvollen Geschlechter, zu deren Besitz einst Schwangau gehört hatte, der Welfen, Schyren und Schwangauer, gab der Prinz selbst für Alles und Jedes genaue Anordnung, sodaß die ganze Schöpfung so recht als Ausdruck des Geschmacks und der Sinnesweise des fürstlichen Bauherrn gelten kann. Im friedlich stillen Bergasyl verlebte Max alljährlich die Sommermonate. Er war empfänglich für die Reize der Natur und nur deshalb auch ein Freund des Waidwerks, brachte

es ihn doch in unmittelbare Berührung mit der Alpenwelt, die er scherzweise sein „Brückenau und Karlsbad" nannte. Im Schwanenrittersaal oder auf der „Pindarhöhe" am Alpsee versammelte sich nicht selten ein erlesener Kreis. Thiersch recitirte griechische Verse; der „Fragmentist" gab Reiseerinnerungen zum Besten, Ranke brachte in geistsprühendem Vortrag weltgeschichtliche Episoden zur Anschauung. „Er ist ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes," urtheilte Fallmerayer, den Niemand einen Wohldiener schelten wird, über den Kronprinzen, „ein seltener Seelenadel durchdringt all sein Thun und Handeln, und er besitzt Eigenschaften, die ihn ganz zum Regenten befähigen, hohe Gewissenhaftigkeit, unwandelbaren Rechtssinn, unvergleichliches Wohlwollen für alle Menschen und vollkommene Sittenreinheit."

Im Allgemeinen hielt sich der Prinz von Staatsgeschäften fern. Als Freund der Wissenschaft konnte er mit dem kirchlich-politischen System, das seit Abel's Berufung in's Ministerium zur Herrschaft gekommen war, unmöglich einverstanden sein. Es gereichte der protestantischen Bevölkerung Bayerns zum Trost, daß sich Kronprinz Max gerade in jenen Tagen, da von allen Seiten Klagen über Beeinträchtigung der protestantischen Kirche laut wurden, mit einer Prinzessin aus dem preußischen Königshause vermählte. Im Sommer 1841 traf er auf einer Reise nach Norddeutschland zum erstenmal mit Marie, der Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen, in Darmstadt zusammen. Am 23. Februar 1842 verlobte er sich mit der Prinzessin; am 5. Oktober fand zu Berlin die Procura-Vermählung statt, wobei Prinz Wilhelm von Preußen, der jetzige deutsche Kaiser, Stellvertreter des Bräutigams war, am 12. Oktober die Trauung nach katholischem Ritus in der Allerheiligen-Kirche zu München. An die Hochzeit reihten sich die Eröffnung der Walhalla und die Grundsteinlegung zur Befreiungshalle, Feste von edelster nationaler Bedeutung, welchen König und Kronprinz beiwohnten.

In der Burg zu Hohenschwangau verlebte fortan das neuvermählte Paar glückliche Tage, aber die noch heute im Nachlaß vorhandenen, überaus zahlreichen Excerpte, Frag- und Antwortbogen, Pläne zu Unternehmungen für Wissenschaft und Kunst u. s. w. beweisen, daß der Fürst seine Lehrzeit noch keineswegs als abgeschlossen betrachtete. Schon damals ließ er durch Baurath Metzger den Plan zu einem „Athenäum", einem Institut zur Heranbildung

der fähigsten jungen Bayern, ausarbeiten; die Meinung Bluntschli's, daß die erste Anregung von ihm ausgegangen sei, beruht auf Irrthum. Von den übrigen, weitsehenden Plänen des Prinzen sei nur derjenige einer Colonisation ausgedehnter Landstriche in der Türkei durch Deutsche hervorgehoben; der Prinz erbat sich dazu 1845 thatkräftigen Beistand des Königs von Preußen, aber dieser rieth ab, da die Colonisten in mohamedanischen Landen leicht dem Christenthum entfremdet werden könnten.

Daß Max den Gang der Ereignisse in Bayern mit wachsamem Auge verfolgte, bewies er in den Tagen der Krisis, die aus der hochgehenden confessionellen Bewegung erwuchs. Als im Staatsrath, sowie in der ersten Kammer der Kampf gegen das herrschende System entbrannte, trat Max offen als Gegner Abel's auf und stimmte für die auf Schwächung des klerikalen Einflusses zielenden Anträge des Fürsten Karl Wrede. Friedrich Wilhelm fühlte sich gedrungen, für diesen Freimuth mit warmen Worten zu danken. „Jetzt weiß Bayern, ja Teutschland, was es von Dir zu erwarten hat!" Auch der Historiker Schlosser schrieb in ähnlichem Sinne an den Prinzen, und Max antwortete: „Was an meiner schwachen Kraft liegt, das will ich, so lange ich lebe, daran setzen, um an Deutschlands verdunkeltem Horizont den rettenden Stern entdecken zu helfen."

Rascher, als man damals vermuthen konnte, bot sich dem Prinzen Gelegenheit zum Beweise, daß er nicht bloß mit „verjährter Zeiten Bedeutsamkeit", sondern auch mit den „Wünschen des Tages" vertraut sei. Die Märzstürme des Jahres 1848 riefen ihn auf den Thron.

Am 20. März 1848 legte Ludwig I. die Krone nieder; er fühlte, daß es ihm unmöglich sein werde, sich mit einem Constitutionalismus, wie ihn die neue Zeit forderte, abzufinden. Der neue Thronfolger theilte prinzipiell den Standpunkt des Vaters, konnte sich aber nicht verhehlen, daß gegen die mächtige politische Bewegung, welche Fürsten und Völker neuen Geschicken entgegentrieb, Widerstand unmöglich, daß, um das äußerste abzuwehren, eine Reform in volksfreundlichem Sinne unerläßlich sei. Wenn sich also der neue König bei Eröffnung des Landtags für liberale Grundsätze aussprach, so war es nicht so fast eine Kundgebung der eigenen Ueberzeugung, wie ein Versuch, die widerstreitende Ueberzeugung zu bezwingen und in die Bahnen der neuen Zeit

einzulenken. Die Volkswünsche waren hauptsächlich auf Ausbildung des constitutionellen Systems im eigenen Lande und Mitwirkung der Regierung bei Schöpfung einer deutschen Reichsverfassung gerichtet. Beides wurde von dem am 25. März 1848 berufenen Ministerium Thon-Dittmer in Aussicht gestellt. Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, Schwurgerichte, Reform des Wahlgesetzes, Beeidigung der Armee auf die Verfassung wurden zugestanden. Das neue Wahlgesetz hob die Vertretung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit und den Unterschied zwischen Stadt und Land, also die alte ständische Zusammensetzung auf; wichtige Befugnisse wurden den Kammern eingeräumt, die Gesetzgebungsausschüsse, welche für die weitere Entwicklung der Gesetzgebung unter Max so große Bedeutung gewinnen sollten, in's Leben gerufen u. s. w. „Ich bin stolz, mich einen constitutionellen König nennen zu können ... Mein Wahlspruch soll sein: Freiheit und Gesetzmäßigkeit!“ Weiter reichende Zugeständnisse sollten aber nicht mehr gemacht werden. In einer vertraulichen Unterredung, welche der König dem Schweizer Bluntschli gewährte, bezeichnete er seine Politik ausdrücklich als „conservativ-liberal“; er habe bewilligt, was mit Recht gefordert wurde, wolle aber gegen unbillige Forderungen energisch einschreiten.

Mehr Schwierigkeiten als die innere Reformthätigkeit bot die deutsche Frage. Allen war es klar, daß eine stärkere Centralgewalt von Nöthen, um endlich auch dem Deutschen ein Vaterland zu geben, doch fehlte es ebenso an Kenntniß der einzuschlagenden Wege, wie an Opferwilligkeit. Die Ehre des deutschen Namens war auch für Max eine Herzenssorge; es erwies sich als leerer Klatsch, wenn man den König zeitweise undeutscher Rheinbundgelüste bezichtigte. Allein er hielt eine Mitwirkung an der Umwandlung Deutschlands in einen kaiserlichen Einheitsstaat für unvereinbar mit den Rechten und Pflichten seines Königthums. Wenn er insbesondere einer Hegemonie Preußens sich zu erwehren trachtete, so geschah es in vollster Uebereinstimmung mit dem Volkswillen, denn es galt in ganz Süddeutschland als etwas Ausgemachtes, daß der Schwerpunkt der Wehrkraft, wie der Volkswirthschaft Deutschlands im Süden, nicht im Norden liege. Im Zusammenhang mit solcher Auffassung stand die „Triasidee“ des Königs, der Plan, neben den beiden großen Mächten Deutschlands einen Bund der Mittel- und Kleinstaaten unter Führung Bayerns auf-

zurichten und die Centralgewalt einem dreigliedrigen Directorium zu übertragen. Mit Recht freilich wies schon damals Prinz Wilhelm von Preußen, den Max für solchen Vorschlag gewinnen wollte, darauf hin, daß dadurch nicht blos die nöthige Raschheit von Entschließung und Ausführung in Frage gestellt, sondern auch die Besorgnis ganz und gar nicht gehoben werde, daß im Streitfall doch wieder nur der Wille des mächtigsten der Mitglieder entscheide.

Den auf eine deutsche Volksvertretung gerichteten Bestrebungen trat die bayerische Regierung nicht feindlich entgegen, ja sie erließ zuerst unter den Bundesstaaten die Aufforderung zu Wahlen für das Frankfurter Parlament. Als durch Reichsgesetz vom 28. Juni einem Reichsverweser die oberste Executivgewalt zuerkannt und die Wahl auf Erzherzog Johann gefallen war, richtete Max an diesen ein Glückwunschschreiben und stellte ihm die bayerischen Truppen zur Verfügung. Bald trat jedoch zu Tage, daß die vom Parlament betonte Souveränetät des deutschen Volkes mit den Lebensbedingungen der Fürstengewalt nicht vereinbar sei, und nun betheiligte sich auch Max an jenen Maßnahmen der Fürsten, welche den Sturz der soeben aufgerichteten Centralgewalt zur Folge haben mußten. Noch Anfangs September war Max mit der von Friedrich Wilhelm geplanten Gründung eines Fürsten- oder Königs-Collegiums, „welches mit der Centralgewalt die höchste Souveränetät von Teutschland darstelle“, einverstanden und entwarf selbst den Plan eines „deutschen Staatenhauses“, welchen Friedrich Wilhelm als „Meisterstück“ begrüßte. Schon im nächsten Monat aber forderte der König von Preußen auf, „gegen die Usurpationen der jetzigen und künftigen Centralgewalt und gegen die jetzige und künftige Nationalvertretung, gegen Haupt und Reichstag Front zu machen,“ und Max pflichtete dieser Anschauung bei.

Am 1. Dezember 1848 schied Thon-Dittmer aus dem Cabinet, weil er in wichtigen Fragen nicht mehr der Zustimmung des Monarchen sicher war. Bald darauf wurden die Wahlen zum erstenmal nach der neuen Wahlordnung vollzogen. Die Liberalen, welche sich von weiterer Ausdehnung des Wahlrechts große Vortheile versprochen hatten, sahen sich getäuscht, denn wenigstens in den altbayerischen Provinzen gewann das conservativ-ultramontane Element glänzenden Sieg.

Die Thronrede vom 22. Januar 1849 war farblos; der

Nationalversammlung und der Grundrechte des deutschen Volkes wurde gar nicht gedacht. Schon in den nächsten Tagen entspannen sich leidenschaftliche Kämpfe im Landtag. Das Ministerium, dessen schwankende Haltung keine Partei befriedigte, wurde entlassen; an die Spitze des neuen Cabinets, das jede Unterwerfung unter Beschlüsse der Reichsgewalt von vornherein verwarf, trat der bisherige Ministerpräsident des Königreichs Sachsen, von der Pfordten. Der König schätzte die Geschäftsgewandtheit und den Scharfblick dieses Mannes ungemein hoch, aber der Staat zog aus dessen Diplomatenkünsten nicht die erhofften Vortheile. Das bayerische Cabinet wirkte fortan offen gegen das Frankfurter Parlament, insgeheim gegen Preußen in Wien, gegen Oesterreich in Berlin, und nebenher in London und Paris. Auch Max selbst schrieb im März 1849 an den König von Sachsen, es sei an der Zeit, sowohl der ohnehin nicht mehr lebensfähigen Frankfurter Versammlung durch einen Collectivschritt der deutschen Fürsten ein Ende zu setzen, als auch gegen ein „Klein-Deutschland" entschieden Front zu machen; Friedrich August mahnte aber, vorerst Alles zu unterlassen, was Preußen verletzen und der Demokratie in die Arme treiben könnte.

Als am 28. März zu Frankfurt die Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an den König von Preußen beschlossen wurde, richtete Max unmittelbar an Friedrich Wilhelm ein Schreiben, worin der Hoffnung Ausdruck gegeben war, Preußen werde die von der Demokratie gebotene Hand nicht annehmen. Friedrich Wilhelm gab unverzüglich die beruhigende Versicherung, die „inqualificable Frankfurter Deputation" werde so empfangen werden, daß die deutschen Fürsten wohl endlich ihr Mißtrauen ablegen könnten. Um so mehr sei es jetzt Pflicht der legitimen Regierungen, dem Monarchen des stärksten, rein deutschen Staates als Commissär der rechtmäßigen Obrigkeiten eine provisorische Centralgewalt zu übertragen, damit nicht länger Erzherzog Johann als Commissär der Revolution eine unberechtigte Gewalt ausübe. Hiermit erklärte sich Max einverstanden, allein die Unterhandlungen nahmen rasch ein Ende, da es in Baden und in der bayrischen Pfalz zu offenem Aufruhr kam. Damit war zu strengem Vorgehen gegen die bisher tonangebenden Politiker die Handhabe geboten. Der bayerische Landtag wurde, als sich Stimmen gegen das particularistische Ministerium von der Pfordten erhoben, auf-

gelöst; mit den politischen Prozessen, welche nach rascher Dämpfung der Unruhen in der Pfalz und in Franken nicht nur gegen die Theilnehmer, sondern auch gegen wirkliche und angebliche „Urheber“ des Aufstandes eingeleitet wurden, begann der Rückschlag auf die stürmische Bewegung des abgelaufenen Jahres. Max war nicht minder streng gegen Staatsverbrecher, als sein Vater, denn er sah darin eine politische Nothwendigkeit. „Wenn auch durch äußerste Strenge“, signirte er auf ein Begnadigungsgesuch, „sind Ordnung und Ruhe vor Allem herzustellen; Milde kann nicht gegen Einen obwalten, wo es sich um Pflichten gegen Viele handelt.“

Der im September 1849 eingerufene Landtag bot eine völlig veränderte Physiognomie; eine starke Mehrheit ging in allen Fragen Hand in Hand mit dem Ministerium. Die Thronrede selbst berührte zwar „das Bedürfniß nach einer neuen Gesammtverfassung Deutschlands“, aber diese Frage sollte eine interne Angelegenheit der Höfe bleiben. In Uebereinstimmung mit den Wünschen des Königs arbeitete von der Pfordten an einer Coalition der Mittelstaaten. Als aber die sogenannte Münchener Punctation vom 27. Februar 1850, wonach die Centralgewalt einem aus sieben Mitgliedern bestehenden Directorium übertragen werden sollte, nicht die Bewilligung der preußischen Regierung fand, schloß sich Bayern enger an Oesterreich an, ja, man konnte häufig den Vorwurf hören, der bayerische Minister sei österreichischer gesinnt als die österreichischen. Max selbst kam im Oktober 1850 mit Kaiser Franz Joseph zusammen. Bald rückten bayerische und österreichische Truppen in Kurhessen ein, um das Ministerium Hassenpflug im Kampfe gegen die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes zu unterstützen; es folgte die für die trüben Zustände Deutschlands so charakteristische „Schlacht von Bronzell“.

Es war gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß König Max vorwiegend norddeutsche Gelehrte und Poeten, welche an den deutschen Beruf Preußens glaubten und Toleranz und Geistesfreiheit forderten, um sich versammelte und, wie Bluntschli erzählt, mit der Idee eines Bundes der Aufgeklärten sich trug, gleichzeitig aber der österreichischen Regierung sich auf's Engste anschloß und dem „bewährten“ Metternich'schen Stabilitätssystem zu Liebe die ultramontanen Mächte im eigenen Lande gewähren ließ. Riehl glaubt für den auffälligen Dualismus, der auch in zwei Personen, Dönniges und Pfordten, verkörpert war, in den Regierungsgrund-

sätzen des Königs die Erklärung zu finden. „Er faßte sich gleichsam als eine doppelte Person und gestattete seiner einen Hälfte mehr Initiative des Handelns als der anderen. In jener Culturpolitik, die er unabhängig von Ministern und Kammern, lediglich kraft seiner persönlichen Autorität und seiner privaten Geldmittel verfolgen konnte, gab er ganz sich selbst und ging entschieden vor nach der Eingabe seiner eigensten Ueberzeugung; bei Staatshandlungen hingegen, wo die Kompetenz verschiedener Gewalten in Frage kam, — wie eben auch angesichts der Kirche, — oder wo es einen Act der Gesetzgebung galt oder die Uebung eines Hoheitsrechtes im engeren Wortsinne, glaubte er als constitutioneller Fürst vielmehr die verantwortlichen Minister gewähren lassen zu müssen, in welchen er keineswegs immer sich selber wiederfand; nicht Unentschlossenheit, sondern Gewissenhaftigkeit brachte ihn zu dieser Maxime, die er selbst gewiß oft nur mit schwerem Kampfe durchführte.“ Aus Bluntschli's Aufzeichnungen erfährt man, daß die Lieblinge des Königs nicht selten scharfe Angriffe gegen die reactionäre Politik des Ministeriums richteten, allein der Monarch betonte, um der Erhaltung willen müsse man lieber auf Verbesserung verzichten, und verwies gegenüber der modernen Auffassung des Constitutionalismus auf die religiöse Begründung der Staatsidee, die ihn Schelling gelehrt hatte.

Uebrigens trat Bayern, obwohl namentlich seit Eintritt des Grafen Reigersberg in's Ministerium übertriebene Bevormundung und kleinliche Plackereien zu gerechten Klagen Anlaß boten, auch in dieser Periode aus der Bahn einer vorwärts schreitenden Entwickelung nicht ganz heraus. Am Prinzip der Gleichberechtigung aller Confessionen hielt Max unerschütterlich fest. Er glaubte, daß gerade Bayern, wo die örtliche Mischung der Bekenntnisse am auffälligsten hervortritt, ein Beispiel geben müsse, wie vollständige Gleichheit der Rechte beider Theile zu wahren sei, und am Grabe des Königs konnte als dessen eigenstes Verdienst gerühmt werden, daß sich Bayern eines ungetrübten religiösen Friedens erfreue.

Auch die Verfassung wurde nicht angetastet. Zwar trat einmal, wie schon erwähnt, an den König die Versuchung eines Staatsstreiches heran; Bluntschli erzählt von einem Gutachten, wonach der König mit Rücksicht auf die anwachsende revolutionäre Bewegung des Eides auf die Verfassung entbunden sei; allein gerade der Glaube an die göttliche Mission des König-

thums hielt ihn von jeglicher Octroyirung und gewaltsamen Unterbrechung des Verfassungsrechts zurück.

Die Zeit der Reaction in den Fünfziger Jahren war trotz alledem zugleich eine Zeit der Vorarbeit, der wissenschaftlichen, künstlerischen, ökonomischen und socialen Reform. Die Rechtspflege wurde in einheitlichem und humanem Sinn verbessert, die Verwaltung vereinfacht, auf rationelle Landwirthschaft durch praktische Gesetze glücklich eingewirkt. Die eigentliche Bedeutung der Regierung Maximilian's II. liegt aber in seinem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Volkes. Wie er selbst unermüdlich sein Denken und Wissen zu erweitern, sein Empfinden zu veredeln trachtete, war ihm auch die Aufklärung seines Volkes eine Herzenssorge. Er rief aus allen deutschen Gauen Dichter und Gelehrte zu sich, aber sein Hof sollte nur den Boden gewähren, die Frucht wollte er mit der Nation theilen. „Er wollte" sagt Döllinger, „der nachwachsenden Generation eine Schule eröffnen, welche dann später aus den eigenen einheimischen Kräften sich erhalten und ergänzen könnte, er wollte zugleich jene geistigen Kräfte wecken und beleben, an welchen der bayrische Volksstamm keineswegs arm ist, welche aber freilich nur allzu oft schlummern oder unentfaltet und ungebraucht allmälig verkümmern."

Diese Absicht des Königs wurde aber in weiten Kreisen des Volkes verkannt. Auch nicht die strengsten Regierungsmaßregeln riefen so tiefgreifende Mißstimmung hervor, wie die Berufung zahlreicher, meist protestantischer „Ausländer" an den Hof und die Münchner Universität. Die einheimischen Lehrer fühlten sich zurückgesetzt, auch wurden im Großen und Ganzen die „norddeutschen Einflüsse" auf den König weit überschätzt. Heute ist man sich längst darüber klar, welchen Gewinn die Ansiedlung von wirklichen Meistern der Wissenschaft und Kunst für Stadt und Land gebracht hat, und die Kluft zwischen den Eingebornen und der „Fremdencolonie" ist längst überbrückt. Damals aber wurde das Hereinziehen eines neuen Kulturelements auch von manchen Wohlwollenden als „Gefahr", das allzu selbstbewußte Auftreten des Einen und Andern als unerträgliche Demüthigung empfunden.

Auch über die sogenannten „Symposien", Gesellschaftsabende in einem Rococozimmer der Residenz, zu denen der königliche Freund edler geistiger Genüsse allwöchentlich an Dichter und Gelehrte Einladungen ergehen ließ, herrschten irrige Vorstellungen.

Anfangs war es ein Dichterkreis. Geibel, Heyse, Schack, Bodenstedt, von den Einheimischen Kobell und Graf Pocci waren die ständigen Gäste. Mit Liebig kam ein lebhaftes Element hinzu, dasselbe gewann mehr und mehr das Uebergewicht, und schließlich war es eine gelehrte Tafelrunde, die sich um den König sammelte. Sybel, Riehl, Thiersch, Carriere, Siebold, Bischoff, Gietl, Schafhäutl, Dollmann, Löher, Pettenkofer, Hermann u. A., einige Cavaliere des königlichen Dienstes, Sprunner und von der Tann, auch Kaulbach, Piloty und Klenze gehörten ihr an. Sowohl in Vorträgen, als in zwanglosem Gespräch wurden Fragen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft erörtert, Jeder genoß das Recht freier Meinungsäußerung, und Jeder fand beim König unermüdliche Aufmerksamkeit und unparteiisches Urtheil. Ueber wissenschaftliche Fragen, welche ihn besonders anregten, pflegte er auch schriftliche Gutachten, „die Quintessenz", zu verlangen. In seinem Nachlaß befinden sich Tausende von solchen Gutachten, Bücherauszügen, Recensionen u. s. w. Auch auf Reisen pflegte der König ein paar Genossen seiner Tafelrunde um sich zu haben; von einer solchen „Königsreise", einer reizvollen Wanderung im Sommer 1858, die sich auf das ganze bayerische Alpenland von Lindau bis Berchtesgaden erstreckte, hat Bodenstedt ein liebenswürdiges Bild entworfen.

Im anregenden Verkehr mit seinen Gästen gewann der König mehr und mehr die Ueberzeugung, daß Bayern, das seit dem westfälischen Frieden unverhältnißmäßig geringen Antheil am geistigen Aufschwung der deutschen Nation nahm, eine Ehrenschuld einzulösen habe. Durch Förderung der Wissenschaften hoffte er dem geistigen Leben im eigenen Lande rascheren Puls und neue Impulse zu geben. Wie kein anderer Fürst hatte er für diese Zwecke freigebige Hand und weiten Blick. Zahlreiche, zum Theil großartige wissenschaftliche Unternehmungen wurden „mit persönlicher Liebe und mit persönlichen Opfern" in's Leben gerufen. Es sei hier nur an zwei der Akademie der Wissenschaften eingefügte Commissionen, wenn ihre Gründung auch erst in die späteren Regierungsjahre des Monarchen fällt, erinnert, die naturwissenschaftlich-technische, die dafür sorgen sollte, daß auch auf dem weiten Gebiete der Technik methodische Forschung und Kritik Platz greife, und die historische, die ein Mittelpunkt für die deutsche Geschichtsforschung werden sollte.

„Die Geschichte“ sagt Döllinger, „war der Geistesrichtung des Königs am meisten verwandt.“ Das irenische Element der Geschichte war's, was ihm diese Wissenschaft vor allen theuer machte. Ranke nach München zu ziehn, war sein herzlichster Wunsch. Friedrich Wilhelm, dem königlichen Freunde nachempfindend, gelobte „Passivität,“ und so erging denn im März 1853 an den großen Historiker die Einladung. Nun nahm zwar Ranke den Ruf nicht selber an, bewirkte aber, daß sein bedeutendster Schüler, Sybel, 1856 an die Münchner Universität berufen wurde. Auch war Ranke allzeit dem König bei seinen wissenschaftlichen Unternehmungen mit Rath und That behilflich. Auf Ranke's Anregung kam die Stiftung einer Akademie, in welcher die maßgebenden Vertreter historischer Studien von ganz Deutschland zusammenwirken sollten, zu Stande. Die seither von der „Historischen Commission“ herausgegebenen Werke liefern den Beweis, daß die Schöpfung des bayerischen Königs in der That dem Nationalwerk der Monumenta Germaniae historica ebenbürtig zur Seite steht. „Ja, es waren gute Tage,“ — mit diesen Dankesworten beschließt Sybel in der nach fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit der Commission erschienenen Festschrift die Darstellung der ersten Unternehmungen, — „in denen wir unter der Leitung unseres geliebten Altmeisters im Sonnenschein fast unbegrenzter Hoffnungen die Keime zu so vielen fruchtbaren Schöpfungen pflanzen durften. Gesegnet sei das Andenken des huldreichen Fürsten, dessen ideale Gesinnung uns den Boden dafür bereitete und schirmte, der, ein strenger und sparsamer Haushalter, für jedes geistige Streben reiche Mittel bereit hielt, und während er sich selbst niemals genug that, jedes Wirken der durch ihn vereinten Arbeiter mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens belohnte und dadurch zu immer gesteigerter Regsamkeit anspornte.“

Es mindert weder den Werth solcher Friedenswerke, noch das Verdienst des Stifters, daß auch ein politisches Motiv maßgebend war: durch liebevolle Kulturpflege wollte der König die Berechtigung einer Mittelmacht, wie Bayern es war, darthun und deren Ansehen kräftigen und heben. Er „sah seine private Bildungspflege,“ sagt Riehl, „als mit seiner bayerischen und deutschen Politik unlösbar verbunden an,“ und edelster Ehrgeiz ließ ihn glauben, daß er nicht blos für Bayern, sondern durch Bayern für Deutschland eine besondere Kulturmission zu erfüllen habe.

Ein Umschwung der äußeren Politik schien sich im Jahre 1852 vorzubereiten. Namentlich der Eifer Bayerns für Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein reizte Preußen zur Kündigung des Zollvertrags. Die Fortdauer des Zollvereins war ernstlich gefährdet. Nun richtete wieder Friedrich Wilhelm an Max selbst ein dringliches Mahnwort. Die deutschen Fürsten, legte er dar, seien die Erhaltung des Vereins nicht nur der materiellen Wohlfahrt ihrer Völker schuldig, sondern es sei auch eine nationale Pflicht, gerade in der Zeit, da der Präsident der französischen Republik das alte Schlagwort von den natürlichen Grenzen Frankreichs hervorsuche, nicht das letzte Einigungsband der Deutschen zu zerreißen. Wirklich wies Max unmittelbar nach Empfang dieses Schreibens den widerstrebenden Minister an, für den Fortbestand des Zollvereins in seiner bisherigen Gestalt einzutreten, um nicht dem Nachbar „das traurige und wenig Achtung einflößende Bild unserer eigenen Zerrissenheit zu gewähren.“ Im Juli 1853 ging Max selbst nach Berlin, um sich mit Friedrich Wilhem zu verständigen, welche Haltung die deutschen Cabinete gegenüber dem Kreuzzugsmanifest des Zaren beobachten sollten. Friedrich Wilhelm weihte auch in der Folge den königlichen Freund in die vor Ausbruch des orientalischen Kriegs zwischen den Großmächten gepflogenen Verhandlungen ein. Dem Wunsche des Oheims entsprechend, verwandte sich Max in Wien nachdrücklich dafür, daß man über dem Conflict im Osten nicht die von Frankreich drohende Gefahr vergesse: ein großes Centrum im Herzen Europa's werde mit gemeinsamen Kräften im Osten, wie im Westen Frieden dictiren können. In das im April 1854 zwischen Oesterreich und Preußen geschlossene Schutz- und Trutzbündniß trat jedoch Bayern nicht ein, sondern die leitenden Minister der Mittelstaaten, die in Bamberg zu einer Conferenz zusammentraten, hofften durchzusetzen, daß dem Deutschen Bund als einer selbständigen Großmacht Sitz und Stimme im Friedenscongreß eingeräumt werde. Da jedoch den kleineren Staaten eine leitende Stelle Bayerns nicht sympathisch war, gelangte auch diesmal das Triasprogramm nicht zur Ausführung. Aber auch das einträchtige Zusammengehen der deutschen Großmächte war nicht von langer Dauer, schon im Herbst 1854 war das Bündniß zerrissen, und es wäre vielleicht zu offenem Streit gekommen, wenn nicht Max in Wien für Annahme der russischen Anerbietungen mit Erfolg gewirkt hätte.

Inzwischen hatte sich in Bayern ein heftiger Kampf zwischen der zweiten Kammer und dem Ministerium entsponnen. Von den zu Armeezwecken geforderten Summen wurde kaum die Hälfte bewilligt, der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes abgelehnt, dagegen Trennung von Justiz und Verwaltung, sowie Festsetzung kürzerer Finanzperioden stürmisch gefordert. Weder durch Auflösung der Kammer, noch durch verschärftes Einschreiten gegen Presse und Vereinswesen war die Bildung einer gefügigeren Kammer zu erreichen, Mißstimmung drang in immer weitere Volkskreise. Das schroffe Vorgehen der Regierung gegen den Landtagsausschuß, der eine neue Strafgesetzgebung vorbereiten sollte, führte zu offenem Bruch. Nicht blos wurde der Ausschuß im März 1858 aufgelöst, sondern auch der Referent, Dr. Weis, Professor des Staatsrechts in Würzburg, zur Strafe als Appellationsgerichtsrath nach Eichstädt versetzt. Als bald darauf der Landtag wieder eröffnet wurde, wählte die zweite Kammer demonstrativ den gemaßregelten Staatsdiener zum Präsidenten. Umsonst wurde der Landtag abermals aufgelöst, auch die neue Volksvertretung hielt an dem mißliebigen Präsidenten fest; in einer von der Mehrheit an den König gerichteten Adresse wurde dem Groll und dem Mißtrauen gegen den Kronrath offen Ausdruck gegeben. Den König verletzte so leidenschaftlicher Widerstand auf's Tiefste. Er weigerte sich, die Adresse anzunehmen. Der Landtag wurde (26. März 1858) neuerdings vertagt, und die Abschiedsworte des Königs ließen dessen schmerzliche Erregtheit erkennen. Schon der nächste Tag aber brachte die überraschende Kunde, daß von der Pfordten seines Ministerpostens enthoben und zum Bundestagsgesandten ernannt sei. Am 9. April wurde ein neues Cabinet mit Neumayer als Minister des Innern und Baron Schrenck als Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen berufen. Es wurde bekannt, daß der König nach schwerem Kampf sich selbst diese Nachgiebigkeit abgerungen und seinen Entschluß mit den schönen Worten begründet habe: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!" Auf ganz falschen Voraussetzungen beruht die da und dort ausgesprochene Vermuthung, der König habe sich — etwa in Folge zunehmender Kränklichkeit — durch eine Anwandlung von Quietismus bewegen lassen; alle Eingeweihten stimmen darüber überein, daß er durch Unterordnung des eigenen Willens unter das Gebot der constitutionellen Staatsform eine peinliche, aber unabweisbare Pflicht zu erfüllen glaubte.

Riehl bezeichnet diesen Act der Selbstüberwindung geradezu als „den tragischen Conflict im Leben des Königs.“

Als bald darauf der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach, begehrte die Mehrheit des bayerischen Volkes, in Aufrechthaltung der österreichischen Herrschaft in Italien eine Ehrensache Deutschlands erblickend, daß die Regierung sich unverzüglich bereit erkläre, Bundeshilfe zu leisten. Auch Max wünschte Zusammengehen mit Oesterreich, aber zu entschiedenem Vorgehen konnten sich auch diesmal die in München und Würzburg tagenden Vertreter der Mittelstaaten nicht einigen.

Um diese Zeit stellte der Abgeordnete Völk in der Kammer den Antrag, die Regierung möge auf Reform der Bundesverfassung und Bildung einer starken Centralgewalt mit Volksvertretung hinwirken. Zwar wurde die Forderung im Landtag abgelehnt, doch die Rührigkeit der Minorität beunruhigte den König. Er wurde sogar irre an den litterarischen Bundesgenossen, die er selbst nach München berufen hatte. Sybel, der anerkannte Stimmführer der Fremdencolonie, wurde zu politischem Glaubensbekenntniß aufgefordert. Als ein Memorandum, das die Aussichtslosigkeit der großdeutschen Idee betonte, beim König ungnädige Aufnahme fand, verzichtete Sybel auf sein Lehramt und verließ das Land; Bluntschli folgte seinem Beispiel, Dönniges war schon früher mit einem auswärtigen diplomatischen Posten betraut worden. Die Symposien wurden seltener, die litterarischen Unternehmungen eingeschränkt. Im Lande gewann diese Entsagung auf innerste Neigungen dem König auch die bisher spröden Herzen, denn von der Mehrheit des Volkes waren die „gothaischen“ Rathgeber gefürchtet. Außerhalb Bayerns aber genoß Max wegen seiner streng constitutionellen Haltung wie kein Anderer den Ruf eines volksthümlichen Fürsten. „Ob König Max“ sagt Riehl, „nicht dennoch eigentlich das Bedeutendste und Eigenste, was die volle Signatur seines Charakters giebt, geleistet hat in jener früheren Periode, wo er es fast keinem Menschen recht machte, aber seinen eigenen Idealen rastlos zu Dank arbeitete, das wird das Urtheil einer späteren Zeit entscheiden.“ —

Eine Königspflicht erblickte Max auch in der Pflege der Kunst. Ein künstlerisches Problem beschäftigte ihn ganz besonders; er wünschte nämlich, daß ein neuer Baustil, der das charak-

teristische Gepräge unserer Zeit trüge, gefunden werden möchte. Schon bald nach 1850 war für ein zur Aufnahme einer höheren Bildungsanstalt bestimmtes großartiges Gebäude eine Preisconcurrenz eröffnet worden, um den lebenden Architekten „neuen Anlaß und Gelegenheit zu bieten, bei diesem Ringen der Gegenwart nach einer nationalen Neugestaltung der Architektur ihren Neigungen und Kräften gemäß sich zu betheiligen." Ein Berliner Architekt, Wilhelm Stier, erhielt den Preis, aber der von ihm entworfene Plan wurde bei Erbauung des Maximilianeums, das die vom Könige projectirte neue Straßenanlage krönen sollte, nicht zu Grunde gelegt, denn nach Ansicht des königlichen Bauherrn war auch hierbei von den bekannten Baustilen nicht in erwünschtem Maß Umgang genommen. Die Idee des Königs wurde heftig angegriffen, — der kunstsinnige Vater spottet über die Bauten in der Maximiliansstraße in einem Briefe an Wagner: „Neu ist der Styl; daß er noch **nicht** war, ist gut!" — von anderer Seite lebhaft begrüßt. Friedrich Wilhelm sandte dem Neffen 1852 selbstentworfene Risse, auf welchen die Formen der bayerischen Gebirgshäuser für monumentale Steinbauten angewendet waren. „Der neue Styl verhielte sich zum Styl der bayerischen Hochlandshäuser, wie der vollendete griechisch-klassische Styl zu dem des ursprünglichen Holzbaues der altgriechischen Wohnhäuser."

Eines glücklichen Erfolgs hatte sich die anbefohlene Suche nach Neuem und Zeitgemäßem nicht zu erfreuen. Den einzelnen Gebäuden der Maximiliansstraße ist weder günstige decorative Wirkung nachzurühmen, noch werden dieselben den praktischen Anforderungen gerecht. Immerhin war es eine dankenswerthe Idee, den Fluß durch eine mit Blumen und Bäumen ausgestattete Promenade mit dem Herzen der Stadt in unmittelbare Verbindung zu setzen, und die englischen Anlagen, welche der Isar weithin das Geleite geben, sind ein herrliches Geschenk des königlichen Naturfreundes. Eine großartige Schöpfung ist das Nationalmuseum, eine Sammlung der geschichtlichen und künstlerischen Schätze der im Königreich Bayern vereinigten deutschen Stämme von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart; weder das Hotel de Cluny zu Paris, noch das Kensingtonmuseum in London haben so reiches Material zum Studium von Kunst und Sitte der Vergangenheit zu bieten. Weniger glücklich war die schon berührte Gründung des Athenäums oder Maximilianeums, eines Instituts zur Heran-

bildung der besten Talente zu staatsmännischer Wirksamkeit; jedenfalls wäre Hebung der in Bayern darniederliegenden Mittelschulen nothwendiger und ersprießlicher gewesen. Ein auf der Höhe bei Neuberghausen errichtetes Pensionat für Töchter unbemittelter Beamten und viele andere Anstalten und Stiftungen sind ehrende Denkmäler der Großmuth und der Mildthätigkeit des Fürsten. Die projectirte Anlage von zahlreichen Familienhäusern für Arbeiter nach Art der „Fuggerei“ kam nicht mehr zur Ausführung.

Die eigene Hofhaltung des Monarchen war einfach, ohne königlicher Würde zu entbehren. Unmittelbar an seine Wohnräume stieß ein Gemach, welches er sich als ungestörtes Asyl für eigenen Gebrauch vorbehielt; den schlichten Schmuck bildeten Porträts und Büsten pflichttreuer Regenten und der Sarg, der die sterbliche Hülle des Königs aufnehmen sollte. Zu diesen stummen und doch beredten Rathgebern pflegte sich Max, wenn schwierige Fragen ihn beunruhigten, zurückzuziehen. —

Im Juni 1860 wurde Max vom Prinzregenten von Preußen eingeladen, an einem Congreß deutscher Fürsten zu Baden-Baden Theil zu nehmen; auch Kaiser Napoleon habe sein Erscheinen zugesagt, um „der unsinnigen Furcht Deutschlands vor einer Invasion oder Annexion ein Ende zu machen“. „Jedenfalls wird“, schrieb Prinz Wilhelm, „wenn wir gemeinschaftlich mit Napoleon in dieser Beziehung uns unterhalten, sein Gelüste auf das linke Rheinufer vergehen.“ In diesem Sinne, als Friedens- und Eintrachtskundgebung ist der vielbesprochene Baden-Badener Congreß aufzufassen. „Er soll“ schrieb Max an den König von Württemberg, „Deutschland und Europa Zeugniß geben, wie einig wir sind, wenn es die Abwehr einer gemeinsamen Gefahr gilt.“ Im Uebrigen freilich gingen Anschauungen und Pläne der deutschen Regierungen weit auseinander. Als Max im Juli 1860 neuerdings den Versuch machte, das Berliner Cabinet mit seiner Triasidee zu befreunden, wurde ihm eröffnet, daß sich auch der Kaiser von Oesterreich zu Teplitz gegen eine Dreitheilung der Centralgewalt und für die Einheit des Commando ausgesprochen habe. Einheitliche Leitung schien aber weder der Regierung, noch der Mehrheit der Kammern in Bayern annehmbar; die Regierung verwarf die von Preußen angeregte Idee eines engeren Bundesstaates und glaubte uneigennützigere Freundschaft bei Oesterreich zu finden, dessen Reformpläne nicht über die Schranken eines Staatenbundes hinausreichten.

Ernsteres Zerwürfniß brachte der Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrags. Derselbe bedeutete eine Annäherung an die Freihandelspolitik der Westmächte, aber der Gegensatz der schutzzöllnerischen Richtung bedeutete wenig neben den politischen, dynastischen und sogar confessionellen Elementen, die sich in den Streit mischten. Max stellte sich auf Seite Oesterreichs, das seine Handelsinteressen verletzt glaubte, und sprach in der Thronrede vom 23. Juni 1862 die Befürchtung aus, daß jener Vertrag nicht blos materiellen Schaden bringen, sondern sogar die Unabhängigkeit Bayerns gefährden könnte. Nur wenige Volksvertreter bezeichneten die von Preußen angedrohte Auflösung des Zollvereins als ein nationales Unglück, die große Mehrheit war mit der Haltung der Regierung einverstanden. Im August lehnte Bayern gleich den meisten deutschen Staaten den Beitritt zum preußisch-französischen Handelsvertrag ab, Preußen antwortete mit Kündigung des Zollvertrags. Ganz Deutschland war in zwei Lager gespalten. Der Abgeordnetentag zu Weimar wollte am Zollverein um der nationalen Bedeutung willen unter allen Umständen festgehalten wissen, eine großdeutsche Versammlung zu Frankfurt a. M. belobte die gegen Preußen frondirenden Regierungen. Max selbst theilte solche Entschiedenheit der Ueberzeugung nicht. Während im October der Handelstag in München versammelt war, drang eine Aeußerung des Königs ins Publikum, er könne eine Auflösung des Zollvereins nur beklagen, hoffe aber, daß die Mittelstaaten durch entschiedenes Auftreten Preußen zu einer Aenderung seiner Bundes- und Handelspolitik bestimmen würden.

Da die Volksstimmung fast im ganzen Bundesgebiet Preußens Haltung verurtheilte und in Preußen selbst die liberalen Parteien das Ministerium Bismarck heftig bekämpften, glaubte das österreichische Cabinet einen entscheidenden Schritt in der deutschen Verfassungsfrage wagen zu dürfen. Kaiser Franz Joseph besuchte zunächst den König von Bayern in Regensburg, und die Frucht dieser Zusammenkunft war die Einladung sämmtlicher deutschen Fürsten zum Frankfurter Congreß. Auch König Max begab sich dahin und hatte sich in der Mainstadt der herzlichsten Aufnahme von Seite der Bürgerschaft zu erfreuen. Der vom Wiener Cabinet ausgearbeitete Entwurf einer Reformacte des deutschen Bundes, der auf die Idee eines Directoriums von fünf Mitgliedern sammt Bundesrath und Abgeordnetenhaus zurückgriff, begünstigte Bayern

insofern, als zwar Oesterreich ein- für allemal den Vorsitz führen, im Uebrigen aber einfache Stimmenmehrheit entscheiden sollte, so daß die Großmacht Preußen mit den übrigen Königreichen auf eine Stufe gestellt war. An diesem Mißverhältnis mußte der Versuch scheitern. In Frankfurt aber herrschte noch festlich gehobene Stimmung, und als im ehrwürdigen Kaisersaal Franz Joseph unter Josephs II. Bild Platz nahm und rings um ihn die Könige von Bayern und Sachsen und viele andere Fürsten sich gruppirten, Alle einträchtiges Zusammenwirken in deutschem Geist und deutscher Treue gelobend, schien das großdeutsche Ideal der Verwirklichung nahe gerückt zu sein. Von Frankfurt heimgekehrt, gab der König, dem die Münchener Bevölkerung glänzenden Empfang bereitet hatte, freudig bewegt der Hoffnung Ausdruck, daß der Frankfurter Tag eine glückliche Umgestaltung der deutschen Verhältnisse einleiten und durch die Modificationen des österreichischen Reformprojectes, an welchen er selbst wesentlichen Antheil habe, auch Preußen der Beitritt ermöglicht sein werde.

Im October 1863 reiste Max, da die Aerzte dringend Aufenthalt in wärmerem Klima anriethen, über Marseille und Nizza nach Rom. Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, im friedlichen Asyl der Villa Malta zu genesen.

Die schleswig-holsteinsche Frage rief wieder wie vor fünfzehn Jahren eine stürmische nationale Bewegung wach. Die große Mehrheit des deutschen Volkes heischte von den Regierungen Anerkennung des Herzogs Friedrich von Augustenburg, der nach herkömmlichem deutschen Fürstenrecht, wenn auch im Widerspruch mit den dänischen Hausgesetzen und dem Londoner Vertrag den Thron der vereinigten Herzogthümer beanspruchte. In München sprachen sich Volksversammlungen in diesem Sinne aus, und die Gemeindecollegien erachteten sogar für nothwendig, den König um schleunige Rückkehr nach der Hauptstadt zu ersuchen. Und der pflichttreue Monarch, der Warnung der Aerzte nicht achtend, erklärte sich sofort bereit, der Bitte seines Volkes zu willfahren. „Ich kehre unverweilt in meine treue Hauptstadt zurück“, erwiderte er, „obwohl meine Gesundheit das Gegentheil wünschenswerth macht, eingedenk meiner Regentenpflicht, die ich stets über Alles stellte.“ Zu dem in Rom anwesenden Baron Wendland äußerte er: „Mein Volk ahnt gar nicht, welches Opfer ich ihm bringe.“ Am 15. December langte er in München an.

Eingedenk seines Lehrers Dahlmann, des begeisterten Anwalts der schleswig-holsteinschen Sache, wünschte auch Max sehnlich, daß die günstige Gelegenheit, die Herzogthümer als ein selbständiges Ganzes mit Deutschland zu vereinen, nicht verloren gehe. Am 17. December richtete er an Minister v. Schrenck ein Handbillet, worin er die Weigerung, dem Londoner Vertrag beizutreten, auf's Bündigste wiederholte und sein Cabinet anwies, für die berechtigten Erbansprüche der augustenburgischen Linie mit allen Kräften einzutreten. Bald darauf kam Herzog Friedrich selbst nach München, und die begeisterten Ovationen der Bevölkerung waren dem König ein erfreulicher Beweis der Uebereinstimmung mit den Volkswünschen. Allein die schroffe Erklärung der deutschen Großmächte zu Gunsten des Londoner Protocolls ließ nicht zweifelhaft, auf welche Hindernisse eine Initiative im Sinne der öffentlichen Meinung stoßen werde.

Max sah sich in eine schwere Krise gedrängt. Die Volksstimme forderte energisches, selbständiges Vorgehen, und Max selbst, von der Berechtigung dieser Wünsche überzeugt, erblickte in der ablehnenden Haltung der deutschen Vormächte eine unerträgliche Demüthigung; andrerseits konnte er sich nicht verhehlen, daß nicht das Recht, sondern die Macht entscheiden werde, daß mit Sympathien keine Schlachten zu gewinnen seien, daß er, für den fremden Stamm eintretend, den eigenen Staat gefährden könnte. Im Januar 1864 kam eine Deputation aus Schleswig-Holstein nach München, um dem König für die bisher den meerumschlungenen Landen erwiesenen Dienste zu danken und um beharrliche Unterstützung der augustenburgischen Erbfolge zu bitten. Den „ihr Recht auf's Recht Fordernden“ wurde in München enthusiastische Aufnahme zu Theil, auch König Max gab ihnen die freundschaftlichsten Versicherungen, aber auch der entschiedenste Protest des bayerischen Bundestagsgesandten war ohnmächtig gegen den Willen der Großmächte, die „in Anbetracht ihrer Stellung“ die Angelegenheit nach eigenem Ermessen zu ordnen beschlossen.

Jetzt, so riefen heißblütige Patrioten und flüsterten Vertreter auswärtiger „befreundeter“ Mächte, jetzt sei der Augenblick gekommen dem von der nationalen Bewegung getragenen Bayern die von König Max angestrebte Machtstellung zu erkämpfen. Dagegen war das österreichische Cabinet eifrig bemüht, den König von übereilten Schritten zurückzuhalten und zur Nachgiebigkeit gegen die Groß-

mächte zu bekehren. Täglich gab es anstrengende, aufregende Conferenzen; die politische Frage war dem König eine Herzenssorge geworden; Tag und Nacht brütete er über Plänen, Zweifeln, Wünschen, Besorgnissen. Diesen Reibungen und Aufregungen war der schwache Körper nicht gewachsen. Am 8. März 1864 erkrankte, zwei Tage später verschied der König, aufrichtig betrauert von seinem Volke, das in ihm einen gerechten und gewissenhaften Regenten, einen Schirmherrn jedes redlichen geistigen Strebens verlor.

Berichtigung.

Auf S. 76 muß es statt „Ein Schöngeist aus ꝛc.“ heißen: „Ein Schöngeist in der Soutane.“

Historische Vorträge und Studien.

Dritte Folge.

Von

Karl Theodor Heigel,

[illegible]

München. [illegible]

[illegible]

Fortsetzung auf Seite 4 des Umschlags.

